This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google

*DF
Gesellschaft
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Gesellschaft.

Halbmonatsschrift

für

Litteratur, Kunst und Sozialpolitik.

Herausgegeben

von

M. G. Conrad und **L. Jacobowski.**

XV. Jahrgang. — 1899.

Band I.

Minden i. W. und Leipzig.

Verlag der „Gesellschaft"

F. C. C. Bruns.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
124672
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
R 1899 L

Gedruckt bei J. C. C. Bruns, Minden in Weſtf.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Aphoristisches (mit Beiträgen von Heine, Oswald, Schwabenmeyer) 293
d'Aurévilly, Barbey J., Die schönste Liebe des Don Juan 190
Beyerlein, Franz Adam, Das Testament 243
Bierbaum, Otto Julius, Künstlers Zeitungswallen 268
Bleibtreu, Karl, Ein „sozialistischer" Ästhetiker 416
Bölsche, Wilhelm, Heinrich und Julius Hart 88
Broicher, Charlotte, Elisabeth Gnauck-Kühne 390
Conrad, Mich. Georg, Bukolische Epistel 311
" " " Goethe im Reichstag 321
" " " Puvis de Chavannes und Félicien Rops . . . 34
Croissant-Rust, Anna, Der Storch 291
Deutsche Lyrik (m. Beitr. v. Falke, Holm, Hofmann, Manheimer, Ritter, Scharf, Scheerbart, Schönaich-Carolath, v. Scheffer, Sieckmann, Voß) 68, 135
Die Denunziation in der Litteratur 384
Ernst, Otto, Mein Interview bei Dr. E. H. Pistol 286
Falke, Gustav, Gustav Falke und Ernst Ziel 363
Fröhliche Lieder (m. Beitr. v. Aram, Conrad, Etzel, Held, Holm, Remer, Scheerbart, Wohlmuth) 304
Göhre, Paul, Die Religion im modernen Geistesleben 6
Gnauck-Kühne, Elisabeth, Die Frau und die Politik 385
" " " Ein Weg in den Himmel 398
Grottewitz, Curt, Variationen über das Thema: Die Kuh 237
Gugitz, Gustav, Der arme Heilige 270
Gystrow, Ernst, Der Katholizismus und die neue Dichtung 219, 421
Hart, Heinrich, Aus dem „Florentiner Künstlerfest" 48, 142
Hart, Julius, Zukunftsland 53
Jacobowski, Ludwig, Der Hund 296
" " Gedichte 32
Karneval (m. Beitr. v. Boelitz, Gystrow, Macasy) 318
Klein, Rudolf, Fidus 228
Kleine Geschichten (m. Beitr. v. Etzel, Himmelbauer, Schaukal, Werner) 258
Knopf, Julius, Thespis redivivus 262
Kritik: Ästhetik (164, 445); Adine Gemberg (439); Aphorismen (93); Biographie (381); Büchertisch (96, 167, 447); deutsche Litteratur im Auslande (166); Dramen (87, 376, 440); Kritik der Kritik (380); Kunstzeitschrift (375); Litteratur- und Kunstgeschichte (377); Lyrik (84, 162, 234, 374, 377, 435); G. Macasy (443); Musik (93); Nahida Ruth Lazarus (235); Romane und Novellen (88, 164, 437); Rosegger (438); Ver-

Digitized by Google

Seite

mischtes (167, 446); Völkerkunde (94); französische (446), polnische (383) und serbische (95, 236) Litteratur.

Kunstbriefe: Ewers, Hans H., Düsseldorf (158); Gystrow, Ernst, Leipzig (429); Hennet, Gabriel, Dresden (156); Mauke, Wilh., München (80, 230); Schikowski, John, Berlin (78, 369); Wiener, Oskar, Prag (432).

Lamprecht, Karl, Die Entwicklung der deutschen Geschichtswissenschaft 97, 169, 324

Lebensweisheit (m. Beitr. v. Heermann, Heymel, Lennar, Münz, Oechsler) 301

Liebesweisheit (m. Beitr. v. Berg, Lennar, von S.) 316

Lublinski, S., Felix Faure 1

Maria, Karl, Neue Verse 403

Martens, Curt, Die Königin befiehlt 59

Mauke, Wilhelm, Siegfried Wagners „Bärenhäuter" 365

Münzer, Hermann, Was weiß Georg Brandes von Polen? 154

Oechsler, Robert, Aus einem Vademecum für „Kriminaltiger" 251

Parodistisches (m. Beitr. v. Hille, Renk, Sieglerschmidt, Wohlbold) 314

Politische Verse (m. Beitr. v. Bentler, Lennar, Möller) 358

Remer, Paul, Jule 348, 409

Scheerbart, Paul, Drei kurze Geschichten 299

Schlaf, Johannes, Die Feindlichen, Drama 13, 104, 177, 332

v. Scholz, Wilhelm, Der Wächter 209

v. Schullern, Heinrich, Warum? 406

Stachelreime aus der Zunft (m. Beitr. v. Boelitz, Held, Ignotus, Lennar, Möller, Morgenstern, Raspi, Schwabenmeyer, Taft) . . . 276

Stolzenberg, Georg, Komposition eines Phantasus-Liedes von Arno Holz 360

Stona, Marie, Einfälle und Erlebnisse 310

Strindberg, August, Gedichte (deutsch von O. Hauser) 76

Troeste, Hans, Was große Geister zu thun gedenken 303

Tschechoff, Anton, Gedanken 72

Viebig, Clara, Die Liste 127

Viereck, Erna, Politische Lieder aus Österreich 342

Von Königen und Prinzen (m. Beitr. v. Coßmann, Friedrich d. Gr., Häfker, Lennar) 281

Von der deutschen Litteratur (m. Beitr. v. Clausen, Evers, Ewers, Held, Lennar, Schwabenmeyer) 253

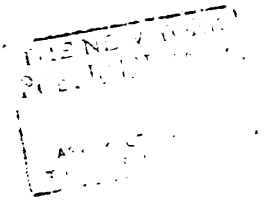
Werner, Karl Maria, Clara Viebig 116

Whitman, Walt, Emerson 343

Ziel, Ernst, Ernst Ziel und Gustav Falke 140

Porträts: Heinrich Hart, Julius Hart, Clara Viebig, Elisabeth Gnauck-Kühne.

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Band I. * 1899. * Heft 1.

...YORK
...ARY
...NO
...TIONS.

Felix Faure.

Von S. Lublinski.
(Berlin.)

Herr Felix Faure, gegenwärtiger „Monarch“ von Frankreich, ist ein begeisterter Freund von weißen Gamaschen und von eleganten, schwarzen Zylindern. Diese Eigentümlichkeit begründete seinen politischen Ruf, und als die Republik eine mittelmäßige Persönlichkeit suchte, welche repräsentieren konnte, da fiel die Wahl mit Naturnotwendigkeit auf Felix, diesen Glücklichen, der uns nunmehr ein Histörchen erzählen könnte, wie man Präsident wird. Daß ein Präsident repräsentieren muß, ist selbstverständlich. Warum aber muß er unbedeutend sein? Darum muß er es, weil die herrschende Klasse in Frankreich einen bedeutenden Mann an ihrer Spitze nicht gebrauchen kann. Die Bourgeoisie, welche das Parlament gänzlich in ihrer Gewalt hat, denkt natürlich nicht daran, diese vorteilhafte Position zu Gunsten eines mächtigen Präsidenten aufzugeben. Ihr ist die Republik, so wie sie vorliegt, immer noch das Liebste, und eher duldete sie einen zweiten Grévy, diesen schlichten Bürger, der sein Präsidentengehalt nicht verzehrte, sondern mit fast schmutzigem Geiz sich ein Vermögen daraus zusammenscharrte. Die Zeit freilich, wo man dergleichen als Bürgertugend verherrlichte, ist unwiederbringlich dahin. Die Bourgeoisie will gegenwärtig auch äußerlich ihre bevorzugte Stellung zum Ausdruck bringen und durch ihr Thun beweisen, daß sie keine Bürgerklasse mehr ist, sondern eine patrizische Ritter- und Herrenklasse. Sie würde sich schämen, wollte man einen Grévy, der sich sein Vermögen durch knickerische Sparsamkeit erst noch zu erwer-

Digitized by Google

ben hat, als ihren Repräsentanten bezeichnen. Darum wurde nach Grévys Beseitigung Carnot gewählt, der zwar eine absolute Null war, aber eine gewisse steife Würde besaß und außerdem vom bürgerlichen Patriziat abstammte. Sein Vater und Großvater hatten als Staatsmänner und Feldherren der Republik wichtige Dienste geleistet. Ähnliche Erwägungen spielten bei der Wahl von Casimir-Périer mit, dieses Enkels des großen Ministers Louis Philippes. Und dann war Périer Millionär, ein reicher Industrieller und Großgrundbesitzer, vertrat also schon als Privatmann alle Vorzüge der neuen Herrenklasse. Mit sicherem Instinkt witterten die Sozialisten dieses Verhältnis heraus und begannen sofort den Feldzug gegen das Staatsoberhaupt. Auch war der Kontrast gegen seinen Vorgänger zu groß, als daß sich Casimir-Périer nicht manche Blöße gegeben hätte. Er war nicht so jovial und umgänglich, wie Grévy, oder würdevoll-populär, wie Carnot, sondern schuf sich einen engeren Umgangskreis — einen Hof, sagten die Sozialisten. Und als er sich gar einen Stallmeister zulegte — Monjarret hieß der Brave — da war in den Augen der Ängstlichen die Monarchie fertig. Trotzdem hätte sich schwerlich ein solcher Sturm gegen Casimir-Périer erhoben, wenn dieser nicht gewesen wäre, was Faure nicht ist — ein bedeutender Mann! Er nahm selbst die Bekämpfung der Sozialisten in die Hand, und wichtige Gesetze gingen auf seine, nicht auf die Initiative der Minister zurück. Er schuf Ausnahmegesetze gegen die Anarchisten und plante andererseits die Uebertragung des deutschen Arbeiterschutzes auf Frankreich. Das eine mißfiel den Sozialisten, das andere der Bourgeoisie, die jede Sozialpolitik verabscheute. Casimir-Périer scheiterte an diesem doppelten Widerstand und mußte der Präsidentschaft entsagen. Sein Nachfolger wurde der glückliche Felix Faure.

Natürlich dachte der neue Herrscher keinen Augenblick daran, seinen Stallmeister zu entlassen, wohl aber verzichtete er auf jede Sozialreform und auf jedes Ausnahmegesetz. Der erste Verzicht fiel ihm sicherlich nicht schwer, da der reich gewordene Gerbermeister einen natürlichen Abscheu gegen jede Beschränkung des Unternehmergewinnes, in welcher Form auch immer, empfand. So stark war diese Gemütsstimmung in dem Manne, daß er ihr zur Liebe zum ersten Mal aus seiner Reservestellung heraustrat und entscheidend in die Geschicke seines Landes mit eingriff. Das Ministerium Bourgeois wollte die Einkommensteuer einführen, eine soziale Reform von großer Bedeutung, die aber schon darum keinen grundstürzenden, revolutionären Charakter an sich trug, weil sie in gut monarchistischen Staaten, wie zum Beispiel Preußen, längst zur

Digitized by Google

Durchführung gekommen war, ohne an dem thatsächlichen Zustande der Gesellschaft viel zu ändern. Die gerechtere Verteilung der Steuerlast stellte durchaus noch keine Belastung und Unterbindung der Industrie dar, wie ja Deutschland beweist, dessen Unternehmer und Kaufleute den Weltmarkt beherrschen, obwohl sie nicht nur die Einkommensteuer zu tragen haben, sondern auch die Alters- und Invalidenversicherung, die mannigfachen Aufwendungen des deutschen Regierungssozialismus. Die bescheidene Reform des Ministeriums Bourgeois hätte also weder in ökonomischer Beziehung der französischen Industrie, noch in politischer Beziehung der bürgerlichen Gesellschaft geschadet. Trotzdem widersetzte sich die Bourgeoisie mit ungeheurer Erbitterung, und die parlamentarische Lage des Ministeriums wurde unklar und schwankend. Man stritt sich über staatsrechtliche Fragen, ob ein Votum des Senates politische Folgen für ein Ministerium habe oder nicht. Fast schien es zu einem Konflikt zwischen Senat und Kammer kommen zu wollen, und die Augen aller richteten sich in dieser Unsicherheit auf das Staatsoberhaupt. Felix Faure zögerte nicht mit seinem Entschlusse, sondern gab mit sanfter Gewalt dem radikalem Kabinett zu verstehen, daß es gehen könne. Und es ging wirklich. Bourgeois, der den ganzen Senat gegen sich hatte und einen großen Teil der Kammer, durfte nicht hoffen, dazu auch noch den unterirdischen, passiven Widerstand des Staatsoberhauptes zu überwinden. Er ging also, und Herr Felix Faure fühlte sich als Retter des Vaterlandes und der französischen Unternehmer. Nach dieser historischen That folgte er wieder mehr seiner innersten Natur und repräsentierte. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß Felix schon vor seiner Präsidentschaft viel in Sportkreisen verkehrte, und es ist möglich, daß er auch Preise davontrug. Überdies verfügt er, ein sehr wichtiger Faktor, über ein Monocle und über ein stereotypes wohlwollendes Lächeln. Die Gamaschen waren weiß, die Leibwäsche tadellos, und der Frack glänzend dunkelschwarz. Der Präsident der Republik gab und giebt Gesellschaften, die er für besonders gelungen hält, wenn ihn allda ein Graf oder eine Gräfin ihrer Ansprache würdigt. Da Herr Felix Faure zu repräsentieren versteht, so darf man annehmen, daß er eine solche Gnade stets mit anmutiger Bescheidenheit entgegennahm, die gleich weit entfernt war von übertriebener Demut, wie vom Parvenütrotz des Heraufgekommenen. Leider schweigen über diesen wichtigen Punkt die Quellen, welche uns nur immer und ewig versichern, Herr Faure verstehe zu repräsentieren. Diese Eigenschaft erschien um so wichtiger, als gleich nach der Thronbesteigung des Glücklichen der Zar sich entschloß,

Digitized by Google

seinem getreuen Volke von Paris einen Besuch abzustatten. Das Herz des repräsentationsbefähigten Präsidenten bebte vor Freude bei dieser Aussicht. Aber er hielt seinen schwarzen Frack, seine blendend weißen Gamaschen und sein herrlich gesteiftes Vorhemd nicht für genügend, einen so hohen Gast zu empfangen. Da ihm als Zivilisten die Uniform leider nicht zustand, so beriet er sich monatelang mit seinem Ceremonienmeister über ein sorgfältig ausgesonnenes Phantasiekostüm. Diese Konferenzen drangen aber in die Öffentlichkeit, und es offenbarte sich nun die ganze Pietätlosigkeit des Esprit gaulois. Felix der Erste wurde schonungslos von den Zeitungen ausgespottet, und das Phantasiekostüm ertrank im allgemeinen Gelächter. Diese Niederlage wurde zwar etwas ausgeglichen durch den Kuß des Zaren, aber ganz verwunden hat sie Felix nie. Außerdem nahte sich ihm bereits ein anderes Unheil, welches in sein Privatleben eingriff.

Der junge Faure, nachdem er die Gerberei erlernt hatte, faßte den Entschluß, ein Lederwarengeschäft zu begründen. Dazu gehörte natürlich Geld, welches dem künftigen Präsidenten damals noch nicht in Hülle und Fülle zu Gebote stand. Das Mädchen, das er damals heiratete, hätte bei ihrer reichen Mitgift wohl noch einen anderen Freier gefunden, als den einfachen Gerbergesellen, wäre ihr Vater nicht Betrüger und Zuchthäusler gewesen. Herr Faure aber war vorurteilslos und nahm die Mitgift und die Frau. Sein Schwiegervater war schon gestorben, mit Hinterlassung einer großen Zahl von schwer geschädigten Gläubigern, die alle aufatmeten, als das Ledergeschäft des Herrn Faure in Havre wuchs und gedieh. Aber dieser Jubel kam zu früh, da es sich herausstellte, daß Herr Faure diese liebliche Angelegenheit weit weniger vom moralischen, als vom juristischen Standpunkte beurteilte. Da er nicht verpflichtet war zu zahlen, so bekam man auch keinen roten Heller von ihm heraus. Der Präsident der Republik konnte sich freilich nicht auf diese bequeme Art über die fatale Angelegenheit hinwegsetzen, weil die Gläubiger Anstalten machten, die Sache an die große Glocke zu hängen. Herr Faure bezahlte trotzdem nichts, aber er stellte sich auf guten Fuß mit der Skandal- und Erpresserpresse von Paris, deren Gefangener er seitdem geblieben ist. Das zweite Gespenst im Hause des Herrn Faure, welches sich dem Schwiegervater würdig anreihte, war die Schwiegermutter seiner Tochter. Diese Dame hatte sich ein Vermögen erworben durch eine sehr lukrative Gastwirtschaft, welche mehr als einmal die liebevolle Aufmerksamkeit der Sittenpolizei erregt haben soll. Aber eine offizielle Bestrafung hatte noch nicht stattgefunden, und

Digitized by Google

so konnte Fräulein Faure mit Erlaubnis ihres Vaters in diese reiche Familie hineinheiraten. Der Präsident der Republik sorgte freilich dafür, daß die Wirtschaft von Madame sofort nach seiner „Thronbesteigung" verkauft wurde. Und auch in dieser Beziehung suchte er sich mit den Pariser Redakteuren freundschaftlichst zu verständigen.

Zweierlei fällt an dieser Familiengeschichte des Präsidenten deutlich auf: die Vorurteilslosigkeit und die Legalität. Herr Faure war nicht verpflichtet, zu zahlen, und die Schwiegermutter seiner Tochter war nicht gerichtlich festgelegt worden, so daß er die Augen wohlwollend zudrücken durfte. Das Geld nahm er, wo er es fand, und hatte im allgemeinen den Grundsatz: non olet. Aber gesetzlich mußte es unbedingt zugehen. Herr Faure galt als einer von den wenigen Abgeordneten, deren Hände Panama nicht befleckt hatte. Aber trotzdem beweist seine Familiengeschichte, daß er keineswegs zu den übertrieben Moralischen gehört. Nur auf Toilette, Sport und adligen Umgang legt er Gewicht. Ästhetisch und äußerlich will er seine Familie veredeln und rehabilitieren — nicht moralisch. Das ist so recht die Auffassung der französischen Bourgeoisie, die längst schon dem alten Adel nachstrebt. Herr Faure vereinigt in sich, was die drei Generationen der Casimir-Périer auch erlebt haben. Auch in dieser Familie gab es skrupellose, aber legale Emporstreber, deren letzter Nachkomme sich längst zum patrizischen Grandseigneur und Schloßherrn entwickelt hat. Nur der eigentlich politische Instinkt dieser Klasse, die zur Oligarchie strebt, fehlt noch gänzlich dem Gerber von Havre.

Einen besonderen Grad der Anziehung mußte auf den Präsidenten von Anfang an die Uniform ausüben. Der Offizier kann denn doch noch in ganz anderer Weise repräsentieren, als der Mann im schwarzen Frack und weißen Gamaschen. Außerdem sind die Pariser Generale und Offiziere, mit denen der Präsident vorzugsweise verkehrt, fast alle vom Adel oder zum mindesten aus der besten Gesellschaftsschicht. Wie eine arme Mücke flatterte Felix in das Feuer und wurde ein begeisterter Freund der Armee. Da er zudem noch, wie einmal schon gesagt, Gefangener der Antisemiten- und Skandalpresse ist, so kann seine Haltung im Fall Dreyfus nicht weiter Verwunderung erregen. Er hatte zwar die Unvorsichtigkeit besessen, in Privatgesprächen seiner Ansicht von der Unschuld des Kapitäns deutlich Ausdruck zu geben. So wie sich aber die Sache zu einem Konflikt zwischen Militär und Zivil zuspitzte, da wurde der Palast des guten Felix das Hauptquartier der Generalstabspartei. Es ist bekannt, wie erbittert sich Faure der Revision widersetzte,

Digitized by Google

und er gab nur nach, weil auch die Dreyfusmänner mit Enthüllung seiner Familiengespenster drohten. Diese Haltung des Präsidenten beweist, daß er keineswegs ein Bourgeois mit klarem Klasseninstinkte ist, sondern ganz einfach ein Parvenü, der sich vor allem durch die Dekoration blenden läßt. Am wohlsten fühlte er sich vermutlich am Hofe eines Königs aus uraltem Geschlecht. „Unbedeutender Königsmacher", das ist vielleicht die erschöpfende Formel für das Wesen Felix Faures. Er ist möglicher Weise ein kleiner Johannes des künftigen Königs von Frankreich.

Die Religion im modernen Heilesleben.

Von Paul Göhre.
(Leipzig.)

Mächtig ist in den letzten Jahren der religiöse Gedanke, die religiöse Sehnsucht, der Wille zum Glauben wieder gestiegen. An allen Größen des öffentlichen Lebens kann man das Steigen der religiösen Flut, wie an den Pfeilern der Brücken das Steigen des Hochwassers, messen. Die moderne Litteratur ist wieder voll von religiösen Lauten; die religiöse Psychologie ist wieder zu einem der interessanten schriftstellerischen Gebiete geworden; der religiöse Roman wühlt wieder mächtig Menschenseelen auf. Über den erdigen, steinernen, stolzen Bauten einer exakten Naturerkenntnis wachsen die luftigen Gebilde neuer metaphysischer Spekulationen, Okkultismus, Spiritismus und wie sie sonst heißen, üppig empor. Die Mission tritt, Arm in Arm mit der Kolonisation dunkler Erdteile, an das öffentliche Gewissen heran, nicht mehr demütig bittend um Duldung und um ein paar Missionsgroschen, sondern Schutz, Anteil, kraftvolle Unterstützung fordernd, als ein Stück nationaler und kultureller Volksarbeit. Mächtig, ein Angreifer, eine entscheidende Macht steht der Katholizismus aufrecht, seinen gepanzerten Arm, das starke Zentrum, zur Arbeit erhoben. Der christlich-soziale Gedanke, in vielfacher Form bekämpft, verlacht, unterdrückt, niedertelegraphiert, lebt dennoch und arbeitet als ein Stück sozialen Gewissens am sozialen Fortschritt des deutschen Volks. Nie waren

Digitized by Google

die protestantischen Kirchen fester, geschlossener, versorgter, zu wirklichen, gut geordneten Kirchen organisierter, als jetzt; seit langem nicht wuchsen so viel neue Kirchenbauten in ganz Deutschland auf, wie jetzt; noch nie, solange es den deutschen Protestantismus giebt, ist sein Vereinswesen so ausgebreitet, so ausgebaut und weithin wirksam gewesen, wie jetzt: die innere Mission, der Gustav Adolf-Verein, der Evangelische Bund sind wirklich stolze, volkstümliche, kapitalkräftige Organisationen. Und das höchste von allen: seit Jahrzehnten schon in der Stille, jetzt aber offener, von allen Wissenden anerkannt, arbeitet die protestantische theologische Wissenschaft mit rücksichtslosestem Wahrheitsdrang, mit echter Gründlichkeit, mit ungeheurer Emsigkeit und Selbstverleugnung, unter Verzicht auf alle früher von ihr behauptete Ausnahmestellung, mit den gleichen Mitteln exakter Forschung wie jede andere Disziplin an den neuen religionsgeschichtlichen, religionspsychologischen, ethischen, dogmatischen, vor allen, biblischen Problemen. Und mit solchem Erfolg, daß ein Berliner Historiker neulich sagen konnte, die moderne theologische Wissenschaft werde in der nächsten Generation wissenschaftlicher Arbeit und Lebens die führende Disziplin werden. Mag das übertrieben sein — es ist auch ein Beweis und noch mehr ein Unterpfand für die steigende, werbende, sieghafte Kraft der neubelebten Religion. Das neue Jahrhundert wird über der europäischen Menschheit aufgehen als eine neue religiöse Aera. Das ist mit Sicherheit vorauszusagen. Es fragt sich nur, wie man sich damit abfinden will.

Leicht hat es, wer in allen Stürmen und Zweifeln und Kämpfen der vergangenen glaubenslosen Zeit sich seinen Glauben gewahrt hat. Er triumphiert und freut sich nun auch offen und laut seines innern, wie immer gearteten Schatzes. Aber der, den jene Flut der Verneinung in ihre Strudel gezogen, vielleicht auch zu seiner Freude ein weit Stück des Lebensstroms vorwärts gerissen hat? Nun sitzt er am Ufer, nun steht er am Strande — soll er den neuen Strom, der jetzt zu kommen anhebt, ruhig, kalt, gleichgültig an sich vorüberbrausen lassen, sich gar zurückziehen vor der neuen Flutwelle, die immer höher, breiter heranschwellt? Das hieße Verzicht auf ein großes Stück des neuen, kommenden Geisteslebens, hieße Stillstand und Rückschritt, gerade für die, denen es bisher eine Lust und Ehre war, allen voran zu leben, zu denken, zu kämpfen, allen voran sich zu entwickeln. Selbst, wem in der Seele nicht ein Funken eignen religiösen Bedürfnisses glimmt, dennoch muß er in den neuen Strom hinein, mit ihm fort, wenn nur stets ein willensstarker, selbstwilliger Schwimmer.

Digitized by Google

Daß er das wird und bleibt, dazu kann ihm ein Büchlein verhelfen, das eben erschien und den Titel führt: Die Religion im modernen Geistesleben, von Martin Rade.*) Es ist kurz, aber fein, ein Buch für Gebildete aller Stände. Seine Lektüre ist schon rein ästhetisch ein Genuß. Ein Meister des Stils hat es geschrieben. Wenn man das Buch durchliest, so ist es, als schritte man durch einen wundervollen klaren, milden Herbsttag hin. Dennoch ist Stil und Sprache nur das schöne Kleid voller, klarer Gedanken. Jeder Satz ist eine reife Frucht, die sich nicht aufdrängt, nach der man aber, von Herzen fröhlich, greift. Und desto fröhlicher und dankbarer wohl, je gleichgültiger einem bisher das religiöse Problem gewesen ist. Das Buch ist aus einer Reihe von Vorträgen entstanden, die der Verfasser, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M., im Freien Deutschen Hochstift daselbst, vor einem aus Protestanten, Katholiken, Juden und Religionslosen buntgemischtem Publikum gehalten hat — übrigens auch so ein Zeichen der Zeit. Es ist von einer beneidenswerten, warmen Objektivität, die stets nur erreichbar ist, wo eine feine, abgeklärte Persönlichkeit dahinter steht, der die Wissenschaft rücksichtsloseste Wahrhaftigkeit und Offenheit, ihr Glaube aber das unerschütterliche Vertrauen geschenkt, daß alle Wissenschaft und Forschung die wahre Religion nur zu fördern und zu reinigen, nie zu vernichten vermag. Wie weit Rades Objektivität geht, mag ein Stück von ihm beweisen, das auch sonst für seine Art charakteristisch ist:

> Wenn eines Tages „die internationale revolutionäre Sozialdemokratie" die heutige Gesellschaft besiegt haben wird, werden mit vielem andern die heutigen Kirchen in Trümmern liegen. Am völligsten wird der Zusammenbruch der protestantischen Kirchenwesen sein. Schwer wird auch die römisch-katholische Kirche darniederliegen. Am leichtesten werden die kleinen Gemeinschaften, Sekten und Freikirchen über die Krisis hinwegkommen. Aber nicht tot sein wird die Religion, nicht einmal verwundet wird sie sein. Frei von Fesseln, die sie Jahrhunderte getragen hat, wird, was echt ist an ihr, in ihren aufrichtigen Werkzeugen um so herrlicher triumphieren. Bleiben und leben wird sie mit allen den Herrschaftsansprüchen, die sie je an den Menschengeist und die Menschheit erhoben hat. In neuen Kämpfen werden ihr neue Flügel wachsen, neue Kräfte zufließen. Vielleicht gefällt das der neuen Gesellschaft nicht. Vielleicht sucht sie die unbequeme Bewegung auszurotten. So wird sie gerade unter Verfolgung und Niederlage desto glorreicher siegen. Die Tage des Urchristentums werden für die christliche Religion wiederkehren. Das verhängnisvolle Geschenk Kaiser Konstantins, die Erhebung des Christentums zur Staatsreligion, wird endlich wieder von ihm ge-

*) Die Religion im modernen Geistesleben. Mit einem Anhang über das Märchen von den drei Ringen in Lessings Nathan. Von Martin Rade. Freiburg i. Br., Leipzig u. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1898. 123 S. 2 M.

Digitized by Google

nommen werden. Es wird keine irdisch-politischen Vorteile mehr bringen, Christ zu heißen und kirchlichen Anspruch zu verlieren. Die Nachfolge Jesu Christi wird wieder werden, was sie für seine ersten Jünger war ..... Ob es so kommen wird? Wir wissen's nicht, wünschen's auch nicht ..... Wir wollen nicht den Umsturz, damit die Flamme der Religion rein erglühen könne. Auch würde der religiöse Idealzustand, der eine radikale Befreiung der Religion von aller Verquickung mit Fremdem zunächst herbeiführen würde, doch nicht lange währen. Der unausrottbare Trieb der Religion, sich im praktischen Leben auszudehnen und es zu beeinflussen, würde doch nach kurzer Zeit wieder zu neuen Verbindungen führen .... Es wäre also verlorene Liebesmüh, jene Katastrophe aus einer Art von religiösem Fanatismus herbeizusehnen. Dagegen wird es für die bewußten Anhänger der Geistesreligionen überaus heilsam sein, sich der Möglichkeit derartiger Entwicklungen nicht zu verschließen und ihr gegenüber sich auf die eignen Ursprünge zu besinnen.

Rade faßt die Religion auf als ein Produkt der Geschichte. Mit Ausnahme der ersten Anfänge aller Geschichte giebt es für ihn keine Menschheitsgeschichte ohne Religion und deren Gebilde, Organe, Bethätigungen. Aber ebensowenig ist ihm Religion ohne geschichtliche Entwicklung, außerhalb des Einflusses der Geschehnisse und Erlebnisse im Durcheinander des Menschheitslebens denkbar. Deshalb bekämpft er den Satz Lessings, daß die wahre Religion Vernunftwahrheit und als solche der Vernunft angeboren sei:

Die „Vernunft" hat heute keinen Inhalt mehr. Man findet in ihr weder Religion noch Moral, weder Gott noch Tugend noch Unsterblichkeit. Der Mensch bringt Anlagen, Fähigkeiten mit in die Welt, er kann auffassen und empfangen, aber den Inhalt seiner Vorstellungen und Begriffe, Kenntnisse und Erkenntnisse empfängt er erst in der Welt. Es giebt wohl Menschen, denen eine besondere Anlage zur Religion angeboren ist, vielleicht auch als ein Erbe von Eltern und Voreltern; andere mag es geben, die gar kein Organ für Religion besitzen: Menschen aber, die ihre Religion mitbringen, werden nicht geboren. Ein jeder findet seine Religion hier im Leben, in dem er sich aneignet oder ablehnt, was ihm an geschichtlich gewordenen Religionserscheinungen entgegentritt.

Daraus geht weiter hervor: so sehr Religion ihm eine geschichtliche Größe und Erscheinung, so sehr die geschichtliche Überlieferung für die Religion der einzelnen unentbehrlich ist, Religion selber entsteht doch immer nur innerhalb einer Persönlichkeit. Das geheimnisvolle Innerste einer menschlichen Persönlichkeit ist die allerdings befruchtete, aber schöpferische, fruchtbare Werkstatt ihres religiösen Lebens, dessen Sitz, Kraftpunkt und Heiligtum. Es ist die Stätte, wo sich, geheimnisvoll und unkontrollierbar, „das Geheimnis der Gottheit enthüllt", diese sich mit der „Seele" des Menschen berührt.

So sind die Quellen der Religion offen gegeben in den inneren Erlebnissen der Religionsstifter und Propheten: Wer Religion schmecken will, wie sie ist, rein und

Digitized by Google

unverfälscht, wird zu diesen Quellen hindurchdringen müssen. Und solange die Berührung mit den schöpferischen Geistern auf dem Gebiete der Religion in uns Kräfte zu entbinden vermag, die uns sonst mangeln, unser Dasein mit Gütern bereichert, die sonst nirgends zu haben sind, solange wird die Religion ihre Stellung im menschlichen Geistesleben siegreich behaupten.

Auch die moderne Naturwissenschaft vermag ihr nichts anzuhaben. Eben weil diese sich mit dem Sinnlichen, Erkennbaren, Unpersönlichen allein zu befassen das Recht, die Aufgabe und die Fähigkeit hat, Persönlichkeit aber und ihr Inhalt etwas Übersinnliches ist. Religion und Naturwissenschaft können aber auch aus anderen Gründen für Rade garnicht in Konflikt kommen, denn die Naturwissenschaft hat es mit der Erscheinungswelt zu thun und sucht nichts, wie etwa die Metaphysik, hinter dieser sinnlich wahrnehmbaren Welt; die Religion dagegen hat es zu thun mit einer unsichtbaren Geisteswelt, die hinter, über und in der sichtbaren Erscheinungswelt sich aufbaut und mit ganz anderen Mitteln und Organen erkannt wird. Die Naturwissenschaft kennt keine Autoritäten; die Religion ruht gänzlich auf Autorität der Persönlichkeit. Die Naturwissenschaft als kritisch beobachtende Wissenschaft hält sich an das einzelne der Erscheinungswelt; die Religion dagegen hat stets nur den Blick und Zug aufs Ganze. Die Naturwissenschaft hantiert ganz und gar mit dem Kausalitätsbegriff; die Religion ausschließlich mit dem Zweckbegriff — in glänzenden Gegenüberstellungen, in überzeugenden Begründungen sind diese Unterschiede zwischen Religion und Naturwissenschaft ausgeführt.

Und dennoch ist der Konflikt zwischen beiden vorhanden. Tausenden brennt er auf der Seele. Auch Rade anerkennt das und rückt auch seinerseits den entscheidenden Punkten prachtvoll auf den Leib. Es sind zwei, die Schöpfungsgeschichte und das Wunder.

Der biblische Schöpfungsbericht kann vom naturwissenschaftlichen, vom ästhetischen, vom litterargeschichtlichen, vom religionsgeschichtlichen und vom rein religiösen Standpunkte aus betrachtet werden. Jede dieser Betrachtungsweisen hat ihr eigentümliches Recht. Naturwissenschaftlichen Wert hat der Bericht, sofern man erkennt, welche Vorstellungen in einem gewissen Zeitraum die Israeliten von dem Weltall und seiner Entstehung gehabt haben. Nur ein Narr wird etwas vermissen, wenn von Trias-, Lias-, Jura- und Kreideformation darin nichts zu finden ist, wenn weder der Frosch Labyrinthodon, noch der Urvogel Archäopteryx, noch das Mamut, noch der vorgeschichtliche Mensch darin eine Rolle spielt. Ähnliche närrische Ansprüche muß sich aber die biblische Schöpfungsgeschichte von manchen sonst aufgeklärten Leuten gefallen lassen ....

Genauer zugesehn hat der religiöse Mensch gar kein Interesse daran, inwieweit der biblische Schöpfungsbericht mit heutigen Vorstellungen von der Welt- und Erdentstehung in Einklang zu bringen ist. Er erkennt in ihm nur ein rein religiöses

Digitized by Google

Produkt. Alles was darin von Vorstellungen über die Entstehung des Weltganzen gesagt ist, steht unter dem Zweckgedanken. Der Bericht will kein Wissen vermitteln, sondern uns kund thun, wozu diese Dinge da sind! Ein Wille hat das alles geschaffen, ein Wille, der über den Dingen steht; er hat es gut geschaffen, d. h. so, daß es einer bestimmten Absicht diente; er hat es für den Menschen geschaffen, und diesen Menschen dazu, daß er seinesgleichen sei. Welche Fülle kraftvoller Gedanken, die mit Naturerkenntnis rein nichts zu thun haben! . . . . .

Und nun das Wunder. Fast noch feiner schreibt Rade darüber. Und so groß die Gefahr ist, zu breit zu werden, zu viel zu zitieren — auch das beste daraus muß hierher:

Ich hörte einmal einen ausgezeichneten Theologen in einer Versammlung von Fachgenossen sagen: „Das Wunder ist tot.“ Ich halte es dagegen mit Goethe: „Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind.“ Ich glaube an Wunder. Wenn ich nicht an Wunder glaubte, würde ich überhaupt nicht glauben. Ja, wird man noch fragen, hast du denn Wunder erlebt? Gewiß. Wenn ich nicht Wunder erlebt hätte, würde ich nicht an Wunder glauben . . . . Aber es geht doch alles natürlich zu, sagt der Naturwissenschafter. Und mit Recht. Wo er den Kausalzusammenhang nicht wahrnimmt, resigniert er. Er kann dann den Thatbestand nicht aufhellen, die Ursache und die Wirkung nicht zusammenbringen: vielleicht wird's dann einst ein scharfsinnigerer oder glücklicherer Forscher können . . . Für den Gläubigen dagegen geht nichts „natürlich“ zu. Überall sieht er die Spuren des lebendigen Gottes. Überall sieht er zweckmäßige Einrichtungen, „Fügungen“, „Schickungen“. Und wo ihm Gott in seinem Wirken recht lebhaft zum Bewußtsein kommt, da erfüllt ihn das mit staunender Verwunderung, da ist's ihm ein Wunder. Die Mittelursachen eines Erlebnisses sind ihm völlig gleichgültig. Er empfindet es als eine That Gottes. Der allmächtige Gott kümmert sich um ihn! Er bringt noch alles zum letzten, seligen Ziele!

Bei diesen Ansichten ist es für Rade ganz selbstverständlich, daß der Religiöse modern naturwissenschaftlich gebildet, und ein moderner Naturwissenschafter religiös, „gläubig“ sein kann. Das Wunder ist ihm nur eine andere, auch notwendige Art, natürliche Begebnisse aufzufassen und zu beurteilen.

Dann behandelt er die Religion und die Kunst. Beinahe ist dieses Kapitel noch glänzender, wie das über Religion und Naturwissenschaft. Wie fein ist der Vergleich zwischen den dreien, der zugleich eine schlagende Definition ist: Die Naturwissenschaft hat es mit der Welt der Erscheinungen zu thun, die Religion mit einer unsichtbaren aber wirklichen Geisteswelt, die hinter der Erscheinung existiert; die Kunst aber baut inmitten dieser Welt der Erscheinung eine Welt des Scheins auf. „Sie zaubert eine Wirklichkeit hervor, deren Reiz eben darin besteht, daß sie im gemeinen Sinne nicht ist.“

Denn jeder Kunstgenuß würde doch aufhören, wenn wir im „John Gabriel Borkman“ z. B. nicht eine Dichtung vor uns hätten, sondern Zeugen sich wirklich so

Digitized by Google

vor uns abspielender Familienszenen wären .... Oder: wenn diese gemalte Madonna, diese gemalte Landschaft wirklich wären. Ich hätte dann vielleicht eine Freude ganz anderer Art, vielleicht höherer, reinerer Art; aber von Kunst und von Kunstgenuß wäre dann doch keine Rede. Kurz, die Kunst lebt vom Schein und für den Schein. Und eben dies ist in der Religion unerträglich. Zu einem Gott, der Illusion ist, beten wir nicht. Einen Prediger, der nicht glaubt, nur „Schauspieler" ist, hören wir nicht. Einen frommen Trost, der nicht festen Grund hat, mögen wir nicht ..... Die Kunst ist zufrieden, wenn sie auf das Gemüt wirkt, die Phantasie erregt. Die Religion nur, wenn sie auf den Willen wirkt. Auf gesunden Willen wirkt aber nur eine Wirklichkeit.

Ehrlich, offen, geistreich ist, was Rade dann sonst noch über die Kunst und Religion sagt. „Denn die Kunst ist der Religion gegenüber alles: Feindin, Konkurrentin, Freundin." Feinsinnig ist sein Urteil über kirchliche Kunst: sie giebt es nicht. Es giebt, auch für den religiösen Menschen, nur eine, die Kunst. Und nur einen Kunstgenuß, da, wo es dem Künstler gelungen ist, uns zum Erlebnis einer Illusion zu verhelfen. Dafür dankt der Religiöse auch seinem Gott; denn ein ästhetischer Genuß ist eine Gottesgabe, wie jede andere, wie das tägliche Brod, wie Freundschaft und Liebe, wie irdische Ehre aber eine wirkliche schöne Landschaft. Welche vorurteilsfreie Bildung, welches gesunde, natürliche, ehrliche Urteil! Wie stolz ist, der diese Zeilen schreibt, daß es ein protestantischer Theologe ist, der über diese Bildung, dieses Urteil verfügt.

Geistreich ist auch das Kapitel über Religion und Moral. Wie müssen den Fernestehenden Sätze wie die gewinnen: Moral ist möglich ohne Religion; Moral ist unendlich oft gefährdet worden durch Religion; Moral ist etwas ebenso Selbständiges wie Religion! Von diesen Sätzen aus setzt Rade sich mit der „ethischen Bewegung" unserer Tage auseinander, die ja in der Trennung der Moral von der Religion und deren alleiniger Pflege das Heil sieht. Diese Auseinandersetzung bringt absolut neue Gesichtspunkte. Mit ihnen mäßigt er den Allerweltsanspruch auch der ethischen Bewegung auf das rechte Maß herab, sachlich, eindringlich, vornehm. Die ethische Bewegung glaube immer „nur Religionen gegenüber zu stehn, die ein mehr oder minder zweifelhaftes Verhältnis zur Moral haben". Aber es giebt eine Religion, die zugleich Moral ist. Das ist die Religion der Bergpredigt. Was kann man wider die vorbringen?

Zum ersten, daß diese Religion im Leben nie rein ausgeübt wird. Antwort: Es giebt auch nirgends die reine Moral, die reine ethische Kultur. Es kommt auf beiden Seiten nur darauf an, wie hoch das Ideal ist, welche Kräfte es lebendig macht, inwieweit es annähernd erreicht wird.

Digitized by Google

Zum zweiten wird man sagen: die Religion der Bergpredigt ist, geschichtlich angesehn, zum Christentum entartet. Sie hat den Beweis des Geistes und der Kraft nicht geführt. Wo ist die Jüngergemeinde des Bergpredigers geblieben? Unübersehbare Kirchen und Sekten und Richtungen! ... Antwort: Wo ist die eine Gemeinde der reinen Moral? Ist auch nur eine theoretische Einheit der Ethiker und Moralphilosophen vorhanden? Schopenhauer, Gizycki, Nietzsche — wo ist das Band, das sie zusammenhält und ihren Anhang? Und wo wird die Gemeinde der reinen Moral in zweitausend Jahren sein? ... Ein nüchterner Geist auch in ihr wird doch nur dies zu hoffen wagen, daß eine Art unsichtbare Gemeinde von Menschen seiner Gesinnung unter den irrenden und fehlenden Völkern und Geschlechtern allzeit ihr gesegnetes Dasein haben werde. Das kommt dann auf dasselbe hinaus, was edle Christen an ihrer Religion haben und lieben .....

Aber nun endlich genug der Zitate. Man schöpft den Inhalt doch nicht aus. Aber man macht gewiß damit herzhafte Lust, ihn ganz in sich aufzusaugen. Und ich bin's gewiß: auch den Unglaubensfreudigsten wird, wenn er ihn ausschöpft, nicht nur neue Bewunderung vor der Größe der Religion erfüllen, eine Sehnsucht wird sich ihm in die tiefste Seele schleichen, wie ein Adler zu sein, aufzufahren wie er, den ewigen Bergen, der Stadt der „güldnen Gassen" entgegen. Ein Genosse zu sein des Helden von Nazareth, sein Kriegsmann, kampffroh und sieghaft wie er, stolz und zart, glutreich und geläutert, unerschöpflich und ruhevoll, rein, ewigkeitsfroh, gottvoll wie er.

Die Feindlichen.

Drama in vier Aufzügen von Johannes Schlaf.

(Magdeburg.)

Personen.

Asta.	Helene, Astas Schwester.
Ernst, ihr Gatte.	Jette, Faktotum.
Heinrich, beider Freund.	

Ort: Berlin.

Zeit: Gegenwart. — Winter. Weihnachten.

Erster Aufzug.

Wohnzimmer. — Komfortabel ausgestatteter Raum. — Vorn links — links und rechts vom Zuschauer aus — ein hohes breites Fenster. — Rechts und links des Raumes Thüren; die linke mehr nach dem Hintergrunde zu; die zur Rechten, eine Flügelthür, in der Mitte des Raumes.

Digitized by Google

Es ist gegen Abend. Die Lampe brennt. Der Wiederschein der Glut aus dem Kamin, der sich im Hintergrunde des Zimmers befindet.

Asta und Ernst.

Asta sitzt in einer bequemen Haltung beim Fenster und blickt, das Gesicht auf dem aufgestützten Arme, hinaus. — Sie ist eine mittelgroße, wohlgebaute Brünette. Schlank. Schönheit im slavischen Typus. Reiches, glatt gescheiteltes Haar. — Mitte der Zwanziger. Schlichtes, dunkles Winterkleid. Ihr einziger Schmuck eine kleine goldene Brosche.

Ernst, ein stattlicher Dreißiger, dunkelblond, mit modisch zugestutztem Kinnbart und aufgewirbeltem Schnurrbärtchen. — Er geht auf und ab, die Zigarre zwischen den Fingern, von der er ab und zu raucht.

Asta (nach einer kleinen Weile, ein wenig müde, leicht gähnend): Ah, wie das stöbert! — (Dann sich gegen Ernst wendend, nicht ohne Ironie): Also werden wir heute Abend unsern lieben — Enzio wieder dahaben?

Ernst: Enzio? — Nicht übel! — (Lacht.)

Asta (ihn mit gekniffenen Augen betrachtend): Hm? — Meinst Du? — (Lehnt sich zurück, Hände im Genick gefaltet): Ah, großer Gott, ja! — (Langsam, aus ihren Gedanken heraus, halb wie zu sich selbst): Übrigens: ich hatte vorhin, als ich schlief, einen ganz ungeheuerlichen Traum. — (Kleine Pause. — Dann, mit einer schnellen Wendung ihre Stellung wechselnd, mit einem Schaudern das Gesicht in den Händen bergend): Hu, mein Gott!

Ernst: Nu nu?!

Asta (läßt die Hände sinken, das Gesicht gegen das Fenster gewandt, mit gedämpfter Stimme): Ja. — Ich habe im Schlafe mit einem Male so ein fades Gefühl, so ein unsagbar fades Gefühl, und plötzlich bin ich auf einer großen, endlos weiten Ebene. Überall, so weit ich sehen kann, große, vollaufgeblühte, grauweiße Mohnblumen, ein unabsehbarer Wald von großen, halbmannshohen Mohnblumen, und drüber ein einziger, weiter, grauer Himmel, und so ein sonderbarer schwüler Geruch, so wie, wie — nach Opium! — (Starrt vor sich hin): Überall, überall diese großen, großen, stillen Mohnblumen, diese sonderbaren grauweißen Mohnblumen, in diesem schwülen, drückenden Licht, in dieser schwülen, stockenden Luft. —

Ernst: O abscheulich! Abscheulich! —

Asta (wie vorhin; seufzt, streicht sich über die Stirn): Überhaupt: ich träume jetzt so viel.

Ernst (in ihrer Nähe, besorgt): Kind, Kind! Mache mir keine Sachen!

Asta (sich zusammennehmend): Ah Thorheit! — (Ablenkend, hastig): Aber Du, sag' mal: meinst Du nicht auch, daß unser lieber Freund Heinrich eigentlich ein wenig — pathologisch zu nehmen ist?

Digitized by Google

Ernst (erstaunt): Pathologisch?! — Heinrich?! — Patho . . . Nu nu! — Wie kommst Du darauf?

Asta (beiseite blickend, verlegen): Ah, ich meine nur. —

(Pause.)

Ernst: O, doch wohl kaum, liebes Kind! — Ein bißchen nervös; ja. — Aber das ist doch bei einem solchen Bücherwurm kaum besonders verwunderlich. Nun, mein Gott! und im übrigen ist er eben ein Sonderling, wie er das war, so lang' ich ihn kenne. Bei alledem aber doch der goldenste, harmloseste Kerl von der Welt.

Asta (als wenn sie etwas sagen wollte): M! —

Ernst: Wie?

Asta (abbrechend, seufzt): Harmlos. — Jaja. —

Ernst: Aber sag mal, Liebe! Mit Deinen Träumen da: solltest Du Dich am Ende gar unpäßlich fühlen?

Asta: Ah gar! — (Dann, in einer unruhigen Nachdenklichkeit): Wenn er . . . Wenn er . . . Hm! — Eigentlich ist er manchmal doch recht — langweilig. —

Ernst: Aber! — Ich — erstaune! — Hast Du nicht gerade von ihm bisher den wünschenswertesten Kurzweil gehabt? — Von unserm guten Enzio? — Hehe! —

Asta (verlegen beiseite blickend, leichthin): O schon! — Hm! —

Ernst: Aber also! — Daß er so ungefähr das strikte Gegenteil eines Mannes von Welt ist, darüber werden wir uns ja wohl beide einig sein, und ich glaube sogar, werden wir uns, was schon gleich einer seiner Vorzüge ist, zu drei einig sein. Das kannst Du doch wohl kaum meinen!

Asta (hastig): Ach nein, nein!

Ernst: Na, und im übrigen bist Du doch gerade in seiner Gesellschaft so fröhlich, wie nur irgend zu wünschen? — Ich könnte Dir vielleicht sogar den kleinen Vorwurf machen, daß Du ihm gegenüber zuweilen ausgelassen bist. Du machst's manchmal schon nicht mehr schön mit ihm. — (Lächelt.) Indessen, was sich liebt, neckt sich, und wenn's ihm so recht ist, mir für meine Person kann's ja einerlei sein. — (Lacht.)

Asta (spöttisch): Ah, der Psychologe! — (Dann erregt, mit scharfer Betonung.) Was sich liebt, neckt sich! — Meinst Du?

Ernst (blickt sie an): Ich — verstehe Dich nicht.

Asta (sich erhebend): Nun, immerhin bin ich Dir doch dankbar,

Digitized by Google

daß Du mir dennoch den Vorwurf machst, ich wäre ihm gegenüber zu ausgelassen!

Ernst: Wie bist Du?

Asta (erregt): Nun, ich meine: Du hast ja doch immerhin so etwas wie eine leise Ahnung, daß wir uns beide nicht so besonders grün sind.

Ernst: Daß ihr Euch — Wie?! — Aber, Liebe! nun machst Du mich wirklich besorgt! — Wie sollte ich jemals Deinerseits Veranlassung gehabt haben, etwas anderes zu meinen, als daß Dir sein Verkehr im Hause zum mindesten — nun! wie soll ich gleich sagen? — meinetwegen — hm! — mein Gott! — eh — pläsierlich gewesen ist? — Hehe! — Ich habe das, wie ich Dir gestehen will, bedauert, weil er, trotz seiner Schrullen, doch ein so prächtiger und wirklich gediegener Kerl ist, und — und ... Nun ja! — Bei allem — in Anbetracht seiner einsamen Lebensstellung — Verstehst Du? — Hm! —

Asta (ist dagestanden, an der Unterlippe nagend, abgewandten Blickes; nun leise, verlegen): Ah, meinst Du, daß — daß ich — diesen letzten Punkt nicht in Betracht ziehe?

Ernst: Ja aber — Nun ja! aber dann versteh' ich nicht recht ... Du sagtest eben, daß ihr Euch nicht besonders — grün wäret? ...

Asta: Ah Du Logiker!

Ernst: Liebes Kind!

Asta (nachdenklich): Ach nein: das war's wohl auch nicht, was ich sagen wollte. — (Kleine Pause; dann hastig): Du! — Findest Du ihn nicht auch zuweilen ... Ah nun ja! — (Kleine Pause. Dann): Ich meine, so — so ... Ah! Unheimlich kann er geradezu sein! — Drückend! — Wenn er mit einem Male so in diese — in diese sonderbare Verlegenheit kommt! — O wie abscheulich! — Und dann: diese ... diese — Ansichten, die er hat vom Leben, von ...

Ernst: Liebe! ich bin völlig betroffen? — Hm! — Nein! — Wie ich Dir schon sagte: er ist eben so ungefähr das Gegenteil eines Gesellschaftsmenschen; und was diese Augenblicke anbetrifft: nun, das ist doch nur zu begreiflich? Du, bei Deinem lebendigen, geistreichen Wesen, und er! — Mein Gott, er ist eben in keiner Beziehung der Mensch, in dieser Hinsicht mitzuthun. — Es giebt niemand, der weniger witzig wäre, als er, obgleich er in seiner Weise doch wohl sicher ein geistvoller Mensch ist. — Es mag eben an seiner Herkunft

Digitized by Google

liegen; daran, daß er aus so kleinen, engen Verhältnissen stammt. — Ich verstehe wirklich nicht . . .

Asta (aus ihren Gedanken heraus, heftig): Ah, er mag mich nicht leiden!

Ernst: Aber, Liebe!

Asta: O ja ja! — Ich täusche mich nicht!

Ernst: Aber, Kindskopf! Da würde er doch bald wegbleiben. — Nun nun! — Meinst Du das wirklich im Ernst, sag mal? — Im Gegenteil! Man muß sich ihm gegenüber zwar ein bischen auf Zeichendeuterei verstehen: aber wie ich ihn bei unserem langjährigen Verkehr kenne, hast Du keinen getreueren Ritter — hehe! als gerade ihn; so wenig er allerdings das besitzt, was man so im allgemeinen chevalereske Eigenschaften nennt. — Hehe! — Wirklich, ich wundere mich, daß Du das nicht merkst? — Gesteh nur, es wird am Ende doch wohl nur dieser letzte Punkt sein. — Aber ich sollte doch meinen, Liebe! daß gerade Du Humor genug besitzen solltest, gerade darüber hinwegzusehen. — Zumal Du doch gerade auch für seine übrigen doch wirklich so soliden Eigenschaften Verständnis haben solltest, die den kleinen Mangel doch sicherlich aufwiegen. — Sieh, es würde mir nun geradezu schmerzlich sein, wenn ich den Verkehr mit ihm aufgeben müßte; und das würde doch natürlich unbedingt von nöten sein, wenn es sich nachträglich herausstellen sollte, daß Dir seine Gegenwart in irgend einer Beziehung lästig oder störend wäre? — Ich habe die vielen Jahre so nah mit ihm verkehrt, und er ist immer der gediegenste, zuverlässigste und anspruchsloseste meiner Freunde gewesen.

Nein, ich bin gänzlich, gänzlich betroffen? — Ich habe immer gemeint, Ihr kommt miteinander aus? Ich habe mich gefreut, daß Du Dich so gut mit seinen Eigentümlichkeiten abfindest! und nun . . .

Asta (beiseite — verlegen): Nun, ich — komme ja mit ihm zurecht.

Ernst: Aber nicht wahr! — Denn eigentlich ist er doch, wenn Du ihm so — mitspielst — hehe! — von einer so liebenswürdigen Passivität. — Und dann ist es geradezu fein von ihm, find' ich, wie er sich zuweilen mit Bewußtsein — hm! nun, wie sag' ich gleich? — naiv giebt? — Er, der kluge Mensch! Sicher in der Erkenntnis, daß, wenn schon mal der Flirt an der Reihe ist, ihm weiter keine Möglichkeit, die Situation zu retten, übrig bleibt. — Nun, ist das nicht geradezu fein?

Asta (erregt): Ah! — Sieh mal! — Was sagst Du da?! — Meinst Du das wirklich?!

Digitized by Google

Ernſt: Ja, aber — iſt Dir das noch nicht aufgefallen?

Aſta: Ach, und Du meinſt, daß das anzunehmen wäre?!

Ernſt (ſeine Zigarre betrachtend): Hm! — Nun, ich kann mich täuſchen.

Aſta (ſehr erregt): Aber ſicher, mein Lieber! — (Höhniſch): Bah! er iſt eben ein Dümmling! — (Leiſe): Wenn er, wie ich ſchon ſagte, nicht gar in gewiſſer Beziehung pathologiſch zu nehmen iſt.

Ernſt: O! Du machſt ja aus meinem guten Heinrich geradezu ein Problem?

Aſta (die ſich zum Fenſter gewandt, leiſe, nachdenklich): Ein Problem! — Ja, das iſt er auch: ein Problem.

(Pauſe.)

Ernſt: Hm! — Ja, wenn ich's mir überlege: unter dieſen Umſtänden — da würde es ja wohl ſchließlich das Beſte ſein, wenn . . .

Aſta (ſich umwendend): Was?

Ernſt: Nun, wenn eben ſein Verkehr zu mindeſten ein weniger häufiger ſein würde. — Freilich, wie ich ſchon ſagte: es iſt mir in hohem Grade ſchmerzlich, daß . . .

Aſta (haſtig): O nein nein! — Laß! Wir wollen nicht mehr davon ſprechen! — Es . . . Es iſt ja — Thorheit! — Es ſind eben nur ſo — Anſichten von mir. — Und . . . Und — mein Gott! wie geſagt . . .

Ernſt: Ja, aber, Liebſte! So wert mir ſein Umgang iſt, ſo überaus wert, kann ich wohl ſagen: wenn Du Dir deshalb irgend einen Zwang auferlegen ſollteſt . . .

Aſta (wie vorhin): O nein nein! — Im Grunde: wir verkehren ja erſt ſo verhältnismäßig kurze Zeit miteinander . . . (Mit ſinkendem Tonfall, an ihrem Kleide ordnend): Wir — werden uns — ſicher noch beſſer verſtehen lernen . . .

Ernſt: Ah ja! — Nicht wahr! — Es würde mich ja ſo freuen, Euch miteinander in Einvernehmen zu wiſſen. — Und ſieh, — (lächelt) — Du könnteſt bei ihm immerhin einen, ſagen wir — erzieheriſchen Einfluß ausüben, der dem armen Kerl ſicher, verſtehſt Du? außerordentlich wohlthuend ſein würde.

Aſta (zerſtreut): Nun, ja ja! — (Blickt zum Fenſter hinaus.)

Ernſt (wieder auf und ab): Ja. —

(Pauſe.)

Aſta (verloren, halb zu ſich ſelbſt): Dies Geſtöber! — Alles weiß! —

Digitized by Google

Wir werden dies Jahr ordentlich wieder mal Weihnachten mit Schnee haben. — Übrigens: Helene wollte doch in diesen Tagen kommen?

Ernst: Ja. — Nun, sie wird ja schreiben. —

Asta (wie vorhin): Das Gebäude da drüben. — Wie so ein rechtes altes, düstres Gotenschloß. — (Mit Unruhe.) — Mein Gott! wie dumm! — Ich werde diese Visionen von Gotik und Nordlandsleben gar nicht mehr los. — Erinnerst Du Dich noch, was er da neulich von der Ballade sprach? — Es war, als er den „König von Thule" gespielt hatte? —

Ernst (lächelnd): Ja ja. — Nun siehst Du, wie interessant er sein kann?

Asta (nachdenklich): Ja ja! aber es ist so sonderbar, wie er von dergleichen spricht. Es ist so sonderbar, wie er so alles Mögliche in so ein Thema hineinbringt. — Wie unruhig er dann wird! —

Ernst: O ja! — Nicht übel! — Er kann so ein Thema vertiefen, wie so leicht kein Zweiter. — Er ist eben ein Mensch, der viele und tiefe Gedanken hat; und oft werden sie ihm eben so zuströmen, daß es ihn beunruhigt . . .

Asta (nachdenklich): Ja ja. — (Dann hart und schnell): Ja, und dann aber mit einem Mal wieder dieses — Wesen! . . .

Ernst (im Auf und Ab): Hm! —

Asta (schnell abbrechend): Nun, ich bin wohl noch in meinen Ansprüchen ihm gegenüber zu sehr Dame.

Ernst (lebhaft): Ah, siehst du! Das sagt es! Das sagt es aber! — Geradezu wunderbar hast Du das gesagt! — Zu sehr Dame! — Das ist's — Das sagt es! — Aber im übrigen ist ja alles in Ordnung. Denn die Art und Weise, wie Du mit ihm verkehrst, wird ihm sicher im großen und ganzen die allerbequemste sein. —

Asta: Wir wollen aber nicht mehr davon sprechen.

Ernst: Nein, nein! — Gut — (Auf und ab).

(Pause.)

Asta (summt): „Es war ein König in Thule
Gar treu bis an sein Grab . . ."

(Nachdenklich): Ich werd' es nicht wieder los. — Es wirkte wie eine Suggestion. — Nur, wenn er das so sagt, mit einer so leisen, leidenden Stimme. — (Plötzlich auflachend): Hahahaha! — Nein, die Stimme! die Stimme! — Hahahaha! —

Ernst (lächelnd): Nun? —

Asta: Ah nun! — (Wieder nachdenklich): Aber ja, was er da von

Digitized by Google

Lear und Macbeth sagte, von diesen gewaltigen, alten Charakteren, die in Liebe und Haß, in Neigung und Abneigung so maßlos, so elementar, so zäh waren! — Wie er dieses „zäh" heraushob, diese Zähigkeit, die ihr Schicksal ist. — Und wie wunderbar er von dem Balladenton sprach. — Und wie er's dann ins Physiologische hinüberspielte! — Ich glaube sogar, er sprach von so etwas wie von einem physiologischen Entwicklungsgang der Individualität?

Ernst: Hehe! — Ganz recht!

Asta: Ja, und überhaupt, wie er's in die Wissenschaft hinüberbrachte! — Das Elementarische in diesen großen Charakteren. — Wie er das mit der Anziehung und Abstoßung bei den chemischen Verbindungen zusammenbrachte! — Wie eigen das alles war! — Findest Du nicht, daß einem bange werden konnte, wie vor etwas Großem und Übergewaltigem? — Wie ein Strudel, in den man sich hineingerissen fühlte! — Was für mächtige Gedankengänge! — Ein Mensch, der solche Ideen hat! Und dabei dieses Wesen! — (Sehr lebhaft und hart): Du! Was ist das für ein Ding? Bah! —

Ernst (verlegen): He! — Aber ist Dir denn dieser Widerspruch wirklich so gar befremdlich, Liebe? — Er ist doch nur zu häufig. — Er ist eben der Gelehrte, so halb und halb die Anekdotenfigur vom zerstreuten Professor! —

Asta: Hahahaha! — Nur seine Stimme dabei! Seine Stimme! — Hahahaha!

Ernst (lächelt): Nun ja. — Hm. — (Ablenkend): Im übrigen, ich muß gestehn: ich kann gerade bei diesem Thema nicht so recht mitkommen. Denn so interessant und wahr das alles, objektiv genommen, auch sein mag: ich fürchte, es ist bei alledem seinerseits auch so etwas wie eine ziemlich bedenkliche Sympathie für diese alten Sagenflegel und ihr sogenanntes Vollleben. — Das ist ja seit Nietzsche wieder in Aufnahme gekommen. — Ich argwöhne, er gehört mit zu dieser Sorte von Rückwärtslern, die hier ihre Ideale zu einer Lebensführung finden, und leidet heimlich an der Unmöglichkeit zu — leben, sich — frei auszuleben, und was sie noch so alles gegen die — nivellierenden Tendenzen unseres — demokratischen Zeitalters wissen.

Asta: Ach Du meinst? — (Sie lacht laut und hart auf.)

Ernst: Was lachst Du?

Asta (immer noch lachend): Ah pardon! — Es ist so spaßhaft, sich unseren Freund Enzio als so einen — Volllebendigen zu denken! —

Ernst: Ah so! — (Lächelt.) — Nun immerhin: für meinen Ge-

Digitized by Google

schmack an und für sich nicht gerade so sehr bedauerlich, nicht ein — Vollebendiger in diesem Sinne zu sein. Es ist ein Segen, daß so allerlei gesellschaftliche Störenfriede mehr und mehr auf den Aussterbeetat kommen, und daß die Zeiten so hell und frei werden.

Asta (nachdenklich): Gesellschaftliche Störenfriede. — O, faßt Du's nur unter diesem Gesichtspunkte?

Ernst: Nu, wie's Dir beliebt, Madame! — (Lächelt.)

Asta: O danke?!

Ernst: Nun, ich bin nicht untolerant und lasse Dir Deine Meinung. — (Lächelt.) — Der Sinn für das Poetische läßt Euch ja so gut, meine Damen.

Asta: Ah sieh mal! Wunderbar! — Wir Eisenbahn- und Brückenbauer! — Wir Selbstbewußten! — Die Poesie eben nur so eine Boudoirspielerei, für die wir — Männer von heute natürlich nur so ein gewisses — Lächeln haben! — Frauenzimmersache! Inferiorität! —

Ernst (lächelt): Nun, nun!

Asta: Viel Dank für diese Art von Wohlwollen und Geltenlassen! — Läßt uns — Damen diese Neigung für's Poetische wirklich so gut? — Ich meinerseits danke ergebenst für diesen so ungemein zivilisierten Standpunkt! — O ja, diese polierten, so ungemein gescheidten Herren! — Und dann dieses Sphinxrätsel von Weib, aus dem sie nachher so gar nicht gescheidt werden können! — So wundern sie sich über die Geduld und Neigung, die die Frauen oft den sogenannten brutalen Männern entgegenbringen, daß ein Weib Zornworte hinnimmt, Ausbrüche von Jähzorn, ja, unter Umständen wohl sogar Prügel: weil sie's nicht begreifen können, weshalb einem wahren Weibe solch ein Mann unter Umständen hundertmal lieber sein muß, als solch ein zivilisierter Dünkelmeier mit all seinen fadenscheinigen Politessen. —

Ernst: Aber Liebste! Weshalb bist Du so aufgebracht? — Ueber meine doch so harmlose Bemerkung?

Asta: O, bin ich nur aufgebracht? — Eh nun ja! Lassen wir das alles! —

Ernst: Aber nicht wahr? — Ich glaube doch kaum, daß eine derartige Erörterung zwischen uns von nöten ist.

Asta (abgewandt): Jaja. — (Steht einen Augenblick gesenkten Blickes da, dann): Ich habe noch draußen zu thun. — (Wendet sich gegen die Flügelthür rechts.)

Digitized by Google

Ernſt: Aſta! —

Aſta (bleibt ſtehen.)

Ernſt (tritt auf ſie zu): Nun?

Aſta (hebt das Geſicht zu ihm auf.)

Ernſt (küßt ſie auf den Mund): Und bekomm' ich ine Hand?

Aſta (giebt ihm ſchweigend die Hand.)

Ernſt: Sind wir im Reinen?

Aſta (flüchtig): Jaja. — Aber entſchuldige mich, ich habe Eile. — (Geht auf die Flügelthür zu; bleibt aber, die Hand auf der Klinke, ſtehen und lauſcht): Still! — (Mit nervöſem Lachen): Ah, der Herr Doktor! — (Tritt von der Thür ins Zimmer zurück): Bah! Was hat er denn heute wieder für knarrende Stiefeln an! — Schrecklich! —

Ernſt (lächelt.) —

(Es klopft.)

Aſta (halb ſpöttiſch, halb aufgeregt): Herein!

Heinrich (tritt ins Zimmer. — Mittelgroß, ſchlank, fein, lichtblond, bartlos. — Schwarzer Jaquettanzug. — Legere Haltung. Ende der Zwanziger. — Leiſe, nervöſe Stimme; lächelt) Guten Abend?

Aſta (muſtert ihn mit ſpöttiſchem Blick, lacht.)

Heinrich (bleibt bei ihr ſtehen und ſieht ihr mit einem Lächeln ins Geſicht.)

Aſta: Nun, Verehrteſter? — Sie ſchleichen ſich ja mal wieder 'rein wie ein armer Sünder?

Heinrich (wie vorhin): Hehe! —

Aſta (mit einem Naſerümpfen): Mein Gott, ſehen Sie einen nicht ſo dumm an!

Heinrich (wie vorhin): Hehe! —

Aſta (irritiert): Bah! — (Schreitet an ihm vorbei, geht haſtig hinaus und ſchlägt die Thür hinter ſich zu.)

Heinrich (ſieht ihr nach, wendet ſich dann zu Ernſt und reicht ihm die Hand): Guten Abend!

Ernſt (der verlegen den Vorgang beobachtet hat): Guten Abend! — Du wirſt entſchuldigen: Aſta iſt nicht recht wohl.

Heinrich (iſt in einen Seſſel geſunken, ſitzt in müder Haltung und ſieht vor ſich hin. Hat zunächſt nicht geantwortet. Dann nach einer Weile, aus ſeiner Stellung auffahrend): Willſt Du mir einen Kognak geben? — Mir iſt ein bißchen — fade. — Hehe! —

Ernſt: Gern! — (Geht zum Büffet, ſchenkt Kognak ein.)

Heinrich (wie vorhin): Wohl weil ich für Aſta nicht gleich eine Replik hatte. — Hehe! — Du glaubſt nicht, wie mich das — wurmt. —

Digitized by Google

Ernſt (ihm den Kognak reichend, lächelt): Soſo! — Bitte. —

Heinrich (nimmt ihm das Glas aus der Hand, ſtürzt den Kognak hinunter): Allen Dank! — (Zerſtreut, aufgeregt): Möchteſt Du mir noch — hehe! — Eh — Möchteſt Du mir alſo noch eine Zigarette geben?

Ernſt (präſentiert ihm ſein Etui): Bediene Dich!

Heinrich (haſtig, zerſtreut): Danke! Danke! — (Nimmt, zündet an, raucht.) Aſta iſt nicht wohl?

Ernſt (immer noch verlegen; hat ſich niedergelaſſen): Nein. — Sie iſt wohl etwas nervös. — Sie hat ſo beängſtigende Träume. —

Heinrich: Beängſtigende Träume?

Ernſt: Nun, und — Du? —

Heinrich (aus einem Nachdenken heraus): Ich? — (Nervös): M! — Dieſes unleidliche Gefühl! — Ich lauſche fortwährend hinaus. — Weißt Du, ſo mit allen Nerven! — Es iſt ganz unwillkürlich. — Wie mir's geht? Nu! —

Ernſt (lächelnd): Ich ſehe ſchon, Du kannſt Dich mit Aſta tröſten, wie's ſcheint.

Heinrich: Jaja. — (Zerſtreut.) Ich — weiß nicht. — Ich mag wohl — in der letzten Zeit zuviel am Schreibtiſch gehockt haben.

Ernſt (lächelnd): Soſo. — Nun, bei Dir iſt das ja ſo eine problematiſche Geſchichte! — Die reine Senſitive und dabei — zäh wie eine Katze. — Wirklich, eigentlich: ſo paradox ſich das ausnehmen mag: Du biſt der robuſteſte Menſch von der Welt. — Wenn ich bedenke, wie Du bei Deiner empfindſamen Konſtitution alle unſere Suiten ſo mitgemacht haſt? — Mancheiner hat ſeitdem ins Gras gebiſſen, von dem man's nicht erwartet hätte, und Du?

Heinrich: Hehe! — Unkraut ꝛc. — (Dann nachdenklicher): Ja, wozu's einen aufſpart? — (Nervöſe Aufmerkſamkeit zur Flügelthür hin.)

Ernſt: O, nun nun!

Heinrich: Hehe! — Ah bitte, ich bin kein — Peſſimiſt! — (Müde): Nur eins: ich bin ſo furchtbar weiſe geworden. — Hehe! — Das iſt Glück und Malheur, iſt alles in allem. — Poſitivismus. — Hehe! — (Pauſe.) — Hm! — Ja! — Du biſt Techniker, bauſt da eine Bahn, biſt immer in Deinem Gang, in Deiner Tretmühle, wie man ſo ſagt: Ach, es iſt ganz ſchön! —

Ernſt: O ja! — wohl wahr! —

Heinrich (nervös, ſtockend, zerſtreut, immer mit dieſer leiſen, unruhigen Aufmerkſamkeit zur Flügelthür hin, die aber Ernſt nicht gerade auffällig werden darf): Eh — Arbeit und Zerſtreuungen: alles iſt geordnet. Es iſt Regel

Digitized by Google

da und sozusagen: verstehst Du? Raum und Zeit. — Hehe! — Aber ich: in einem Tage können bei mir Wochen neben Sekunden liegen. — Ich — ich bin so furchtbar — frei! — (Stöhnt, streicht sich über die Stirn.) — Eh — frei! — Ja, aber nie spürst Du mit so grausamer Deutlichkeit, wie abhängig, wie urbestimmt jede unsrer kleinsten Bewegungen ist, wie in dieser Freiheit von Pflicht und Beruf. — Es zieht Dich dahin und dorthin; alles scheint eine Willkür außer Dir zu sein, der Du unterworfen bist. — Nur dies Eine: es ist in Dir ein Betrachten, das wie an einem Strom sitzt und die Wellen gleiten sieht. — Wie im Raum- und Zeitlosen bin ich oft. — (Stöhnt.) Verstehst Du das? — Nein! — Es ist Reichtum, Glück, Fülle, Leere, Pein, Qual: alles, alles, alles. —

(Schweigen.)

Ernst (mit Teilnahme): O aber: Du hast doch eigentlich eine so zähe Willensenergie, so eine eigentlich geradezu unverwüstliche innerliche geistige Betriebsamkeit, und eigentlich, versteh mich recht! so etwas Kindliches, Leichtes, von einem Eindruck zum andern, wie die Eindrücke für die Kinder, man möchte sagen, etwas geradezu magnetisch Lockendes haben. Ein Nietzscheaner würde sagen: so etwas — Tänzerisches, Dionysisches. — (Er lächelt.)

Heinrich: Hehe! — Sehr weise! — Übrigens: wahr! Gewiß! — (Erhebt sich; man merkt ihm immer noch das Ringen mit jener oben erwähnten Aufmerksamkeit an.) Aber, was ich sagen wollte — hehe! — Ich . . . Sagt' ich vorhin, ich hätte in der letzten Zeit zuviel am Schreibtisch gesessen? Eh — hehe! — offengestanden: das war wohl nur eine Ausflucht. — (Sehr verlegen): Ich — hm! — Ich . . . Wenn ich Dir offen gestehen soll . . . (Plötzlich): Asta ist also nicht wohl?

Ernst: O, wie gesagt: nur unbedeutend.

Heinrich: Soso. — Unbedeutend. — Jaja — Hm! — (Sieht ihn mit gekniffenen Augen an; unsicher): Eh — sag mal: Du bist so — verlegen? Es ist was in Deinem Benehmen: sollte es Dir peinlich sein, daß ich da bin?

Ernst (lebhaft): Aber Bester! was sind das wieder mal für Grillen?

Heinrich (beschämt, verlegen): Ah, ja ja! — Aber ja. — Hehe! — Aber selbstverständlich: umgekehrt! umgekehrt! — Hehe! — Mir ist's peinlich, daß ich hier bin! — Mir! — Peinlich. — Hm! — Peinlich?

Ernst: Ja aber, Liebster! Ich bitte Dich, weshalb?

Heinrich: Weshalb? Weshalb? — (Verzweifelt): Ah verdammt,

Digitized by Google

nein! — Dieſes Gefühl könnte einen ja — wahnſinnig machen! — Du entſinnſt Dich: ich ſagte vorhin: Dieſes ſonderbare, unwillkürliche Nervenlauſchen nach draußen. —

Ernſt: Armer Kerl, Du biſt ſehr nervös.

Heinrich: Ach nervös! Nervös! — Das iſt es nicht! Das nicht! — Auch! Ja! — Aber was heißt nervös? Es iſt da noch . . . Nein! Das iſt wohl nicht gut zu ſagen. — Eh — ſo eine (durch die zuſammengeknirſchten Zähne) komplizierte Geſchichte. —

(Eine Welle auf und ab.)

(Hart, ſchnell): Ja! — Mir iſt's peinlich! — Und zwar — hehe! — weißt Du? Das iſt wieder ſo was Eigentümliches: weil's mich hergetrieben hat zu Euch, förmlich hergezogen, verſtehſt Du?

Ernſt (lacht): Nu, ich bitte Dich: das iſt doch aber wohl ſelbſtverſtändlich, wo Du ſo lange nicht dageweſen biſt.

Heinrich (verlegen): Hehe! — Na ja. — Hehe! — Ich — kann mich Dir eben nicht recht verſtändlich machen. — He! — Es — iſt ja auch ſo thöricht! So thöricht. — Nun ja, gewiß: es wäre natürlich, mein' ich, und iſt natürlich, wenn ich gern zu Euch komme, aber mit einer gewiſſen Freiheit gern, verſtehſt Du? — Nicht, daß es wie ein Zwang iſt. — Aber nun bin ich ſchon den ganzen Nachmittag in ſo einem wunderlichen Zuſtande geweſen, in einem Zuſtande — ja! he! wie nur? — So eine Unruhe; als wenn da in mir — noch eine andere, zweite Perſon wäre, die mich — hertreibt — eh! hierherzieht zu Euch. —

Ernſt (lächelt): O o! — Das iſt ja aber ganz merkwürdig?

Heinrich (ſieht ihn an): Hehe!

Ernſt: Was haſt Du?

Heinrich (leichthin): Ach, mir kam eben nur ſo ein Gedanke. — Merkwürdig, ſagſt Du? — In gewiſſer Hinſicht ganz und gar nicht. — Ich habe die Komponenten meines Zuſtandes — hehe! — völlig in der Hand, und ſie ſind in einer gewiſſen Beziehung gar nicht ſo ſehr myſteriös. — Aber immerhin — (Nachdenklich, finſter): Es iſt ja alles ſo problematiſch! — (Dann haſtig): Ja, und ich hätte gerade deshalb nicht herkommen ſollen. — Ich wollt's auch nicht. — Ich wollte auf die Eisbahn gehn und Schlittſchuh laufen: aber — es war eben ſtärker. — Hehe! — Aber Du: ja! — (Wiſcht ſich über die Stirn, ächzt): Ich vermute, es wird doch wohl nur ſo etwas wie Nervoſität ſein; Denn, denke! — hehe! — Kannſt Du Dir — vorſtellen: es iſt nämlich — wegen — Aſta . . .

Digitized by Google

Ernſt: Ah, nanu?! — Wegen — Aſta? — (Lacht.) Na aber! — Wie denn?! — Wieſo?!

Heinrich (ſieht ihn an): Ah, wie wunderbar wohlthuend mir Dein Lachen iſt! — Ja, förmlich wohlthuend! — Hehe! — Nein, aber — da iſt ja die ganze Sache: Du weißt ja — hehe! daß wir uns beide nicht ſo beſonders — grün ſind — hehe!

Ernſt: Wie ſagſt Du? — Nicht ſo beſonders grün ſind?

Heinrich: Hehe! — Nu, wie man ſo ſagt: Du weißt ja, ſo unſere kleinen Neckereien.

Ernſt: Ah ſo. — Nun ja.

Heinrich: Weißt Du? Es iſt nichts — hehe! — als daß ich ihr unterlegen bin. — Unglaublich! Hehe! — Nicht wahr? — Sicher iſt es das und weiter nichts. — Hm! — Ja! Jawohl! — Du weißt ja, der Bauernjunge, der dennoch aber Geiſt und Ehrgeiz genug hat — hehe! — Verſtehſt Du? — Ja — hehe! — ſo eine Art ohnmächtigen Ehrgeizes nach einer Revanche. — (Ängſtlich): Aber ſag mal! meinſt Du nicht auch, daß das zu ſo etwas wie ernſteren Verſtimmungen Veranlaſſung geben könnte? — (Dringlich): Du, meinſt Du nicht auch, es wäre das beſte, ich käme gar nicht mehr zu Euch her?

Ernſt: Ja, aber — lieber Kerl! — Hehe! — (Zuckt die Achſeln, lächelt, ihm verſtändnislos ins Geſicht ſehend.)

Heinrich (mit einer ſcharfen Geſte): Bon! — Unſinn! — Fatum!

Ernſt (lacht): Nanu aber, mein Junge! — Hahaha! — Nichts für ungut: (Klopft ihm auf die Schulter) Ander Thema, nicht wahr? — Hahahaha! — Du darfſt Dir denn doch aber nicht zu ſehr anmerken laſſen, daß Du an einem Werk über die — Romantik ſchreibſt! — Hahaha! —

Heinrich (plötzlich): Du, ſag mal: Aſta mag mich am Ende doch wohl nicht recht leiden!

Ernſt (humoriſtiſch, ärgerlich): Ach nu aber ernſtlich Schluß! Am Ende wohl wer weiß was noch? — Ganz dasſelbe befürchtet ſie im Gegenteil von Dir!

Heinrich: Ah! — Von mir! — Hm! Du haſt recht: ander Thema! — (Läßt ſich wieder auf ſeinen Seſſel nieder.) Willſt Du mir eine friſche Zigarette geben?

Ernſt (präſentiert): Bitte.

Heinrich (bedient ſich, zündet an, raucht haſtig, lauſcht): Ging nicht draußen die Thür? — Scheußlich! — Eh, weißt Du, welche Weiber

Digitized by Google

mir eigentlich die angenehmsten sind? — Nein, wie geschwätzig ich heute bin! — (Stöhnt, streicht sich über die Stirn.)

Ernst (der sich wieder niedergelassen hat): O bitte, sehr erfreulich, Deine — Geschwätzigkeit?

Heinrich (zerstreut): So! — Jaja. — Ja also: Da kannst Du sehen, was ich für ein Reaktionär geworden bin: Denke Dir, diese ruhigen Gesichter mit dem schlichten Madonnenscheitel.

Ernst (lacht): So? Wirklich?

Heinrich (verlegen): Ach, es ist Unsinn, nicht wahr?

Ernst (aufgeräumt): Nunu! — Also das Vorbild der deutschen Hausfrau gewissermaßen, nicht wahr? — Die linde Hand? Die häuslich Stillwaltende? Die — ꝛc. . . . Wirklich? — Na, immerhin einigermaßen verblüffend! — (Lacht.)

Heinrich (nachdenklich, leise): Nein. — Hehe! — So — Imogen, Ophelia, Desdemona.

Ernst (lacht): Sieh mal!

Heinrich (wie oben): Es liegt so viel — Mütterlichkeit in diesem — jungfräulichen Wesen, das die ungezähmtesten Männertemperamente bändigte. — Diese großen, wilden Kinder!

(Kleine Pause.)

(Auffahrend, leidenschaftlich): Ach, wie mir diese moderne Sorte von Weibern zuwider ist! Diese — Emanzipierten! — Hm! — (Nachdenklicher) Unruhigen? — (Eifrig): Aber Du! Nein: wenn einer so recht Langeweile hat — hehe! — und — hehe! — gar nichts — Vernünftiges mehr anzufangen weiß, hier könnte er vielleicht etwas zu thun bekommen. Wie? — Hehe! —

Ernst: Hahaha! — Den — Bändiger spielen, meinst Du?

Heinrich (zerstreut): Spielen? — (Fährt gegen die Thür herum, lauscht): Ah, da kommt sie! — Hehe! —

Ernst: Wer?

Heinrich (immer nach der Thür blickend): Hehe! — Nu, Asta! Asta! — Mir war, als müßte sie kommen.

Ernst (lacht): Mystisch.

Heinrich (ohne von der Thür wegzusehen): Aber natürlich! — Was weiter! — Hehe!

Asta (tritt ins Zimmer).

Ernst: Schon zurück?

Asta (leise): Ja. — (Läßt sich still nieder, blickt vor sich hin.)

(Schweigen.)

Digitized by Google

Heinrich (sitzt da, den Blick fest mit einem Lächeln auf ihr haften lassend).

Asta (wird unruhig, erhebt sich dann, tritt auf Heinrich zu, hält ihm die Hand hin; gepreßt, mit Verlegenheit, aber mit Haltung): Pardon! Ich war vorhin gegen Sie — ungezogen.

Heinrich (nach einem momentanen Zögern, während dessen er sie lächelnd angeblickt): O gegen mich! — Ich — bitte Sie! — Hehe! —

Asta (sieht ihn groß und zornig an): Wie meinen Sie das?!

Heinrich: O — hehe! — Sie überraschen mich? Wollen Sie mit einem Mal anders gegen mich sein, als wie Sie's immer waren?

Ernst (lacht): Ungezogen?

Heinrich: Wie? — O, haben Sie mich nicht immer als — guten Kameraden behandelt?

Asta (verlegen, stolz): Kurz und gut: ich . . .

Heinrich (immer den Blick auf ihr haften lassend): Hehe! — Weshalb wollen Sie mit einem Mal anders mit mir verkehren, als wie immer? — Was hab' ich Ihnen gethan? — Ich bitte Sie, wollen wir nicht mehr gute Kameraden sein, wie immer? — Hehe!

Asta (wendet sich, unangenehm berührt, ab, zuckt die Achseln): Bah! — (Geht zu ihrem Sitz zurück; sitzt mit eingekniffener Unterlippe, spielt mit der Sesselquaste.)

Heinrich (beobachtet sie noch einen Augenblick mit scharfem, lächelndem Blick, dann scheu, verlegen): Sind — sind Sie mir wegen etwas — böse?

Asta (lacht plötzlich): Ach nein, nein! — Gar nicht! — 's ist gut!

Heinrich: Hehe!

Ernst: Na! — (Räuspert sich.) — Also, Kinder! Ander Bild! — Sagt mal, wie wäre denn das eigentlich: wollen wir uns nicht zu Weihnachten wieder mal einen Baum anzünden? — Du mußt nämlich wissen, daß wir diesmal Astas Schwesterchen hier haben. — Wie, Kind? Meinst Du nicht auch? — Helene ist das ja von Hause so gewohnt.

Asta (die in einer bequemen Haltung in ihrem Sessel liegt): Aber ja! — Wie Du denkst! Ganz wie Du denkst!

Ernst (munter): Uebrigens: sieh Dir mal unsern lieben Heinz an! meinst Du nicht auch, daß Helene zu ihm paßt? Wirklich, ich freue mich, Euch beiden Blondköpfe mal so nebeneinander zu sehn. Ich habe in der letzten Zeit das Bild öfters vor Augen gehabt. Überhaupt: ich denke, mein Sohn! Ihr werdet Euch miteinander vertragen; denn eigentlich ist sie so recht nach Deinem Ideal. — Hahaha! — Er sagte nämlich vorhin, er hätte diese — Weiber so gern, so Imogen, Ophelia, Desdemona, weißt Du?

Asta (lacht): Ah. —

Digitized by Google

Ernst: Diese Emanzipierten von heute aber, diese modernen Frauenzimmer kann er für den Tod nicht ausstehn; er geriet ja vorhin förmlich in Rage. — Nun, mein Sohn! Da wirst Du die Verkörperung Deines Typus haben. Denke Dir so ein liebes, blondes, deutsches Mädel, munter und witzig, wie Imogen, lieb, wie Ophelia und taubensanft, wie Desdemona, dann hast Du ungefähr einen Begriff von meiner kleinen Schwägerin.

Asta (lacht; mit etwas gepreßtem Humor): Also wissen Sie: kurz und gut: so ungefähr das Gegenteil von meiner Ruppigkeit.

Ernst: Nein, im Ernst, lieber Junge! Du wirst Dich freuen, sie kennen zu lernen.

Heinrich (gepreßt, verlegen): O sicher, sicher.

Asta (lebhaft aus ihrem Sessel vorgebeugt, beobachtet Heinrich interessiert).

Ernst: Na, und überhaupt, lieber Sohn! ich will Dir mal was sagen: Ich glaube, ich beurteile Deine Lage richtig, wenn ich Dir sage: Dir Mustopf und Bücherwurm fehlt nichts, als ein vernünftiges Weib. — Verstehst Du? Gerade so ein munteres, hübsches Frauchen. — Wenn Du Dir raten lassen willst, so sieh Dir unsre Lene mal 'n bißchen mit diesbezüglichen Augen an, verstehst Du?

Heinrich: Hehe! — Ja! — Hehe! —

Asta (fährt plötzlich in die Höhe, erhebt sich; erregt): Ah, abscheulich! (Thut ein paar Schritte, die Hände im Genick gefaltet.)

Ernst: Was ist Dir?

Asta (nimmt sich zusammen): Ah nichts, nichts. — (Läßt sich wieder nieder, sieht beiseite, spielt mit der Sesselquaste.)

Heinrich (heiser, hastig): Möchtest Du mir noch eine Zigarette geben?

Ernst: Hm! — Gern! — Bitte! — (Präsentiert.)

Heinrich (wie vorhin): Danke, danke! — (Bedient sich u. s. w.)

Ernst: Ich finde eigentlich, Du bist wieder mal ein sehr leistungsfähiger Raucher!

Asta: Ah ja!

Heinrich: Hehe! — (Gepreßt): O, ich habe mich völlig an das Nikotin gewöhnt.

Ernst: Nun! —

Asta (erregt): Pö! — Aber ja: ich weiß ja schon. — Weihnachtsbaum anzünden und so etwas: Familiensimpelei! — Mag der Herr Doktor nicht! Ist ihm zuwider!! — Er hat ja die ganze Zeit, die Du gesprochen, den Ironischen gemacht!

Heinrich (betrachtet lächelnd seine Zigarette).

Digitized by Google

Asta: Wie?! — Oder nicht?! — Nicht mal das?!

(Pause.)

Heinrich (erhebt sich plötzlich, geht im Zimmer umher, bald dies, bald jenes betrachtend, bleibt vor einem Bilde stehen): Hehe! — Knaus! Der Dorfteufel! Heißt es nicht der Dorfteufel?

Ernst (ein wenig verstimmt): Ah so! — Ja! — Ich glaube. —

Heinrich (kommt wieder nach vorn zu den beiden, gekniffen): Ja! — Hehe! — Ich — Hm! — Ich würde mich ja freuen, den Weihnachtsabend mit Euch verbringen zu dürfen, (mit Empfindung) Du weißt, wie sehr? — aber ich hatte für diesmal vor ... Ich bin so lange nicht bei meinen Angehörigen gewesen. — Also: ich dachte, zu Weihnachten wieder mal zu Hause zu sein, auf dem Lande ...

Ernst: Ah so! — Schade! — Das wäre dann ja freilich wieder etwas anderes.

Heinrich (verlegen): Eh, das heißt ... Ich weiß nicht ... Es war so ein Vorsatz —

Asta (lacht laut).

Heinrich (zuckt zusammen): Ah! Sie — lachen — — — Hehe! —

Asta: Na etwa nicht?!

Heinrich (setzt sich wieder, blickt stumm vor sich hin).

Asta (erhebt sich, tritt zum Fenster).

Heinrich (halb wie zu sich selbst, stockend): Mit dem Baum ... Warum sollte man sich nicht einen Baum anzünden. —

Asta (wendet sich hastig): O bitte! Ganz wie Sie meinen!

Ernst (räuspert sich; dann gleichsam Astas letzte Worte verdeckend): Ja, aber sag mal, Lieber! immerhin kommt mir Dein Entschluß ziemlich überraschend! Du bist doch jahrelang nicht zu Hause gewesen: und nun —

Heinrich (sich zusammenraffend): Jaja, eben! Deswegen! — Es — hehe! — Der Bauer! Verstehst Du? — Der Bauer! — Ich muß wieder mal so neben meinem Vater durch die Felder gehen. Dieser — Stadtverkehr fängt an, mich zu sehr zu komplizieren. Ich — hehe! — ich fange an, so — verzwickt zu werden. Ich bekomme es mit — mit so einem gewissen — Bauernmißtrauen, das sich selbst gegen die Freunde richtet, verstehst Du? — Eh — (Er erhebt sich, geht verlegen auf und ab.) Ich — glaube — hehe! — ich glaube, ich fange an — schlecht zu werden. (Vor dem Bild, gepreßt.) Ich muß fort! — Ich muß unbedingt für einige Zeit fort! —

Ernst: Hm! — Ich — verstehe Dich nicht ganz, sicher übertreibst Du irgendwie: aber —

Digitized by Google

Heinrich (kommt zurück, läßt sich wieder nieder).

Ernst: Im übrigen begreife ich ja ganz wohl, daß es Dir eine wohlthuende Abwechslung sein muß. — — —

Asta (nimmt sich beim Fenstertischchen eine Arbeit vor).

Ernst (verstimmt): Schade, schade! Ich hoffte, wir würden dies Jahr mal ein recht fröhliches Weihnachten miteinander verleben. —

Heinrich: Hehe!

Asta (plötzlich ausbrechend): O abscheulich! Wann werden Sie sich endlich einmal dieses „Hehe" abgewöhnen können! — (Ihm nervös, wie den Ekel, den ihr eine Idiosynkrasie verursacht, übertäubend, nachahmend): „Hehe!" — „Hehe!"

Heinrich (unwillkürlich): Hehe! —

Asta (wirft zornig ihre Arbeit auf das Tischchen).

Ernst: Aber Du weißt ja: es ist ihm zur anderen Natur geworden! (Schweigen.)

Heinrich (hat sich erhoben; steht da mit finsterem, gerunzeltem Gesicht, mit zusammengekniffenen Fäusten, wie ein Verbrecher).

Asta (heftig, halb weinend): O, es ist so! — Pfui! — Diese kalte, böse Ironie! — Diese . . . Diese . . .

Heinrich (wie vorhin).

Asta: Was giebt Ihnen die Veranlassung zu diesem gekniffenen, ironischen Wesen fortwährend! — Pfui!

Ernst (blickt stumm und verstimmt vor sich hin).

Heinrich (sich zusammenraffend, mühsam seine Haltung wahrend): Leb wohl! — (Wendet sich schnell zum Gehen.)

Ernst (erhebt sich schnell, ihm nach): Heinz!

Heinrich (bleibt stehen, ohne ihn anzusehen).

Ernst (mit Teilnahme, seine Hand ergreifend): Ich will Dich, kann Dich unter diesen Umständen natürlich nicht halten. — Also — leb wohl! und — glückliche Reise! Ich hoffe, wir werden uns — dann — fröhlicher wiedersehen! — Leb wohl!

Heinrich (gepreßt): Adieu! — (Ab.)

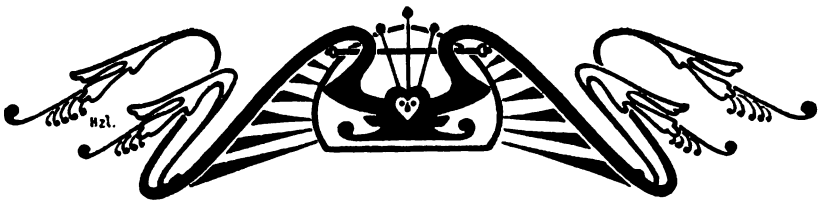
Ernst (wendet sich langsam, verstimmt wieder in das Zimmer zurück).

Asta (hat ihn einen Augenblick bewegt beobachtet; dann schnell auf ihn zu, umarmt ihn mit Leidenschaft): Du Guter!

Ernst: Es thut mir aber doch leid, daß er so gegangen ist.

Asta: Es — wird für uns — Alle das beste sein. —

Digitized by Google



Gedichte von Ludwig Jacobowski.[1]

(Berlin.)

Leuchtende Tage.

Ach, unsre leuchtenden Tage
Glänzen wie ewige Sterne.
Als Trost für künftige Klage
Glühn sie aus goldener Ferne.

Nicht weinen, weil sie vorüber!
Lächeln, weil sie gewesen!
Und werden die Tage auch trüber,
Unsere Sterne erlösen!

Und eine Stimme . . .

Und eine Stimme rief in meine Nacht:

„Ich bin bei dir, du aber giebst nicht acht!
Sieh meine Hand, du aber greifst sie nicht!
Ich rufe dich, doch leer ist dein Gesicht!
Ich frage dich, doch still bleibt's in der Rund!
Ich speise dich, geschlossen wehrt dein Mund!
Ich tränke dich, du kehrst dich dürstend um,
Und bin ich stumm, so bist du doppelt stumm!
Sieh her, mein Haar soll dir ein Kissen sein;
Ich schneid' es ab, auf daß du weicher ruhst!
Du aber lagerst dich auf kalten Stein,
Wie du's in allen harten Nächten thust,
Und schlummerst ein.
Was soll ich thun? Dein Schweigen schlägt mich wund!"

Ich heb' den Blick, und höhnisch lacht mein Mund:
„So stirb für mich in dieser selben Stund'!"

Aufblitzt ein Schuß, dann rollt es durch die Nacht. —

Da schrei ich jählings auf und — bin erwacht.

[1]) Aus einer im März erscheinenden Sammlung „Leuchtende Tage" (Minden, J. C. C. Bruns).

Digitized by Google

Wann ich liebe . . .

Wenn ich mit frohbeglückten Händen
Dir zärtlich streiche das Gesicht, —
O, glaub' mir nicht!

Und runde ich um deine Haare
Den hellsten Reif aus Edelstein, —
Du bist nicht mein!

Und schwöre ich: dein holdes Bildnis
Ist Leuchte meiner Lebensspur, —
So lächle nur!

Doch wenn ich jäh herüberrisse
Dein stolzes Haupt mit einem Ruck,
Und küßte dich mit wildem Bisse,
Daß kaum du stammeln kannst: „Genug!"
Und bluteten dir beide Füße
Vor meiner Peitsche rotem Strich,
— Wehthun schafft tausendfache Süße! —
Dann lieb' ich dich;
Dann lieb' ich dich!

Siegerin.

Nimm dich in acht, mein Lieb, du kennst mich nicht!

So wie der Goldgrund alter Schloßtapeten
Durch tausend übermalte Farben bricht,
Um sonnenleuchtend an den Tag zu treten, —
So wie im Steppenbrande Halm für Halm
Jählings verknisternd durch die Flammen fliegen,
Um immer wieder aus dem Aschenqualm
Den schlanken Siegerleib im Licht zu wiegen, —

So treib' nur hin, so toll' nur lachend hin,
Wo weiße Frauenarme dich umwinden:
Denn immer, — weil ich deine Sehnsucht bin, —
Wirst du in fremden meine Seele finden!

Nach Hause.

Das macht die Sommernacht so schwer:
Die Sehnsucht kommt und setzt sich her,
Und streichelt mir die Wange.

Man hat so wunderlichen Sinn,
Man will wohin, weiß nicht wohin,
Und steht und guckt sich bange.

Wonach?
Die Fackel in der Hand,
So weist die Sehnsucht weit ins Land,
Wo tausend Wege münden.

Ach! Einen möchte ich schon gehn,
„Nach Hause!" müßte drüber stehn. —
O Herz, nun geh' ihn finden!

Digitized by Google

Sehnsucht.

Alte Gruben schaufle um,
Tiefer werden sie und breiter;
Altes Leid wird nimmer stumm,
Denn im neuen schluchzt es weiter;

Alter Wein, der unversehrt,
Kocht in seines Saftes Gluten;
Alte Sehnsucht schwillt und nährt
Sich vom eigenen Verbluten.

Puvis de Chavannes und Félicien Rops.

Von Michael Georg Conrad.
(München.)

Die Welt der Schönheit und des Geistes hat im vergangenen Jahre zwei ihrer hervorragendsten europäischen Repräsentanten in Paris verloren: die Künstler Chavannes und Rops.

Ich schlage eins unserer großen deutschen Nachschlagebücher auf, diese monumentalen Alleswisser unserer gelehrten deutschen Kultur — ich schlage das andere auf: sie wissen beide nichts von diesen großen Künstlern. Aber sie wissen z. B. uns ausführlich zu unterrichten über einen Theologen des vorigen Jahrhunderts, der auch Chavannes geheißen.

Der Maler Puvis de Chavannes hat seit zwanzig Jahren mit seinen gewaltigen Fresken die Wände des Pantheons, des Rathauses und der Sorbonne in Paris lebendig gemacht und eine Flut von Schönheit über eine Reihe der größeren Provinzstädte, Lyon, Marseille u. s. w., ausgegossen. Er war offiziell in die Mode gekommen, der Staat ehrte in ihm eine Säule vaterländischen Ruhmes und zeigte sich nicht knickerig.

Hätte Puvis de Chavannes die Geduld verloren oder wäre er zwanzig Jahre früher aus dem Leben geschieden oder mit den von klugen Vorfahren angesammelten Lebensgütern weniger haushälterisch umgegangen: der gute Staat hätte kaum Notiz von ihm genommen. Puvis, von Anfang an ein Eigener, ein Stiller, darum auch von der herrschenden Kritik zuerst Verhöhnter, dann Belächelter, dann hart Befehdeter, konnte abwarten. Er brauchte nicht von seiner Arbeit zu leben. Er brauchte seine Kunst nicht um das Stückchen Brot anzuflehen, das vom Hungertode errettet, den Körper erhält, aber oft den

Digitized by Google

Geist und Charakter mordet. Auch die Demütigung blieb ihm erspart, mit gekrümmtem Rücken und schmeichelnden Worten auszuziehen, um Gönner, Förderer, Protektoren zu suchen und ihnen sein Werk zu verkuppeln. Seine materielle Unabhängigkeit erleichterte es ihm, zeit seines Lebens und Schaffens ein vornehmer Mensch und unbeeinflußbarer Künstler zu bleiben. Seine Kunst war nicht verurteilt, nach Brot zu gehen, sie konnte sich auf dem großen, freien Fuße selbstherrlichen Liebhabertums einrichten. Unbelehrt von den Moden und Launen und Doktrinen des Tages kam sie aus der Provinz nach Paris, und nachdem sie sich in der Hauptstadt häuslich eingerichtet, hielt sie sich ebenso unbelehrt und ungestört von den Einflüssen, die von den Salons, den Akademieen, den Kliquen und Schulen kamen. Sie pochten stürmisch an die Thür, aber der Hausherr hielt sie lächelnd verschlossen. Und als eines Tages der Triumph kam und Einlaß begehrte, um den Hausherrn in geräuschvoller Weise zu feiern, da fand man einen schlichten Arbeiter, der sich jeden Spektakel bei seiner Hantierung verbat.

Ich erinnere mich noch sehr gut des großen Eindrucks, den sein Wandgemälde Ludus pro patria im Weltausstellungsjahr 1878 im Salon auf Einheimische und Fremde machte. In der deutschen Ausstellung lärmte damals Hans Makart mit seinem Einzug Kaiser Karls V., der Augenweide aller flachen Genüßlinge und Maulaffen. Und wenn man von Makart hinüberging zu Puvis de Chavannes, so hatte man das Gefühl, aus einem schwülen Harem in einen frühlingsfrischen Wald oder aus einem Tingeltangel in einen Tempel auf sonnenstiller Höhe zu treten. So bewegt und erschüttert war ich in meinem Innern, daß mir Thränen in die Augen kamen. Es war das erste Werk von Puvis de Chavannes, dem ich gegenüberstand. Den Namen des Meisters kannte ich bis dahin nur aus abfälligen Kritiken, namentlich aus den hohnvoll schulmeisternden Schreibereien des Monsieur Castagnary, der als ein Bannerträger und Bahnbrecher der Jungen und Neuen galt und doch so gräßlich verblendet war.

Damals begann sich das Blatt zu wenden. Es half nichts mehr, ewig auf den gleichen Vorwürfen der Pedanten herumzureiten: Puvis wisse nicht zu zeichnen, nicht zu gruppieren, seine Perspektive sei mangelhaft, seine Farbe stumpf, seine Auffassung nicht geistreich u. s. w. Die wunderbare Harmonie und Schlichtheit seiner Bilder, ihre tiefe Seelenkraft, ihre persönliche Wahrhaftigkeit und intensive Selbstverständlichkeit entwickelten eine so sieghafte, suggestive Kraft, daß kein Widerspruch

Digitized by Google

mehr verfing. Und die Gegner, als sie die Anhängerschaft selbst im Kreise der Künstler täglich wachsen sahen, schwenkten ein und machten Konzessionen. Wenn sie noch mit einiger Hartnäckigkeit am Figürlichen mäkelten, dem Landschaftlichen vermochten sie die innigen, poetischen Reize der Farbe und dem Gesamtton den Zauber lebendiger Schönheit nicht mehr abzustreiten. Und so schritt Puvis de Chavannes in seiner reinen, persönlichen Seelenkunst schaffend den Weg zu Ende, ohne nach links oder rechts zu blicken, ohne sich jetzt durch aufdringliches Lob so wenig wie einst durch frechen Tadel in seiner schlichten Selbstsicherheit stören zu lassen.

Félicien Rops war aus Belgien, richtiger: Flandern herübergekommen. In seinem Wesen der Gegenfüßler zu der stillen Art des Puvis de Chavannes. Aus der Kutte des Jesuitenzöglings herausgesprungen, mit Nerven voller Sturm und Drang, mit Muskeln wie ein kampferprobter, fahrender Ritter, mit Sinnen voll Glut und Sehnsucht nach allen Offenbarungen des reichen, rätselvollen, modernen Lebens, stürzte er sich in die wildesten Wirbel der Pariser Kunst. Das spezifische Parisertum wurde schließlich seine Domäne. Es läßt sich kein schärferer Gegensatz zu Puvis de Chavannes denken, als dieser Félicien Rops mit dem starken Zusatz von Germanenblut.

Dennoch hatten sie in einem Punkte innigste Fühlung: in dem göttlichen Stolz ihres unbeirrbaren, künstlerischen Selbstbewußtseins, in der absoluten Hingabe an ihre schöpferische Arbeit. Hochgemute, phänomenal fleißige Arbeiter waren beide — und Verächter aller banausischen Lebensgemeinheit.

„Ich gestehe niemand das Recht zu, mich zu ehren und mich auszuzeichnen, die Publikums-Dankbarkeit wäre mir der Gipfel der Demütigung. Ich weiß nicht, ob mir jemals etwas gelingt, das mich vollkommen befriedigt; aber daß ich den anderen gefalle, darauf pfeife ich, wie auf meine alten Handschuhe. Ich habe nur eine Qualität: ein Ideal — ein Ideal, das dem Publikum nichts ist oder ihm verächtlich ist.“ Solcher Aussprüche sind seine Briefe und Reden voll. Rops war ein Unerbittlicher.

Und schien er ganz in Paris aufgegangen zu sein, er war doch zu sehr Vollblut- und bewußter Rassenmensch, als daß er je das Heimweh nach seinem nordischen Geburtsland hätte überwinden können. In seinem künstlerischen Lebenswerk stehen die wundervoll gesehenen und ausgearbeiteten holländischen Typen gleichwertig neben der unerschöpflichen Serie pariserischer Weiblichkeit. Alle Techniken des Griffel-

Digitized by Google

meisters hat er herangezogen, die verschollenen wieder erweckt und verbessert, um ein allezeit bereites und möglichst vollkommenes Ausdrucksmittel für seine Wirklichkeitsbilder wie für seine diabolischen Visionen und Sensationen zu haben. Und wie ehrlich und gewissenhaft hat er gerungen, um das äußerst Erreichbare an tadelloser Wiedergabe in seinen größten und unscheinbarsten Werken zu gewinnen!

Man klassifiziere die ungeheure Summe seiner Leistungen so streng man möge, in jeder von ihm bearbeiteten Gattung hat er eine stolze Zahl von Werken ersten Ranges hinterlassen. Und wie überwältigend intim wußte er den Spuren seiner Freunde in der Litteratur zu folgen und ihr Tiefstes und Schönstes und so oft auch Bizarrstes in seine Ausdrucksweise zu übersetzen; welche neuen Töne und Rhythmen wußte er als Illustrator sui generis den Poesieen der verwegensten Satanisten nachzudichten!

Die geheimbrünstige Prüderie hat freilich nur ein Auge für die eine Seite seiner Kunst gehabt, für die Darstellung der Teufeleien des Weibes. Sicher hat Rops in diesem Punkte mehr gewagt und Schärferes und Erschreckenderes zu zeichnen vermocht, als irgend ein Zeitgenosse. Aber das lag nicht etwa an der Einseitigkeit seiner künstlerischen Instinkte oder irgend einer perversen Vorliebe, sondern an dem unerschöpflichen Reichtum des Weibermaterials, den ihm der Pariser Hexenkessel bot. Rops war einer der umfassendsten Geister und ein tiefes Gemüt obendrein. Aber seine starke analytische und satyrische Begabung bewahrte ihn vor Gemütssimpelei. Seiner Pariser Überfeinerung wurde durch die angeborene vlämische Robustheit die Wage gehalten.

Das steht fest: das moderne Weib hat er gemeistert, wie nicht leicht ein Zweiter. Für die psychologische Seite der modernen europäischen Kulturentwicklung, wie sie sich am nacktesten im Pariser Leben des zweiten Kaiserreichs und der dritten Republik spiegelt, hat sein künstlerisches Lebenswerk einen Quellenwert höchster Ordnung.

Es ist in Deutschland schwer, sich einen Überblick über das gesamte Schaffensgebiet dieses großen Künstlers aus erster Hand zu verschaffen. Eine Reihe hochbedeutender charakteristischer Leistungen entzieht sich bei uns von Polizeiwegen der öffentlichen Ausstellung. Ich habe das Glück gehabt, bei meinem Freunde, dem Dichter und Mäcen Wilhelm Weigand in München, eine der vollständigsten Sammlungen Rops'scher Werke zu finden, die in deutschem Privatbesitze angetroffen werden dürften.

Digitized by Google

Ein gutes und billiges Hilfsmittel zur Ropskunde bietet das von der Pariser Zeitschrift „La Plume“ veranstaltete Ropsheft vom 15. Juni 1896. Die Illustrationen sind schön ausgeführt und der Text entstammt ersten Federn. Wer sich von dem vielen Unsinn und verstiegenem Zeug und anderen unmenschlichen Menschlichkeiten erholen will, die anläßlich des Ablebens des großen Künstlers in europäischen, namentlich deutschen Zeitschriften ins Licht gestiegen sind, darf beruhigt zu dem Ropsheft der „Plume“ greifen. —

Heinrich und Julius Hart.

Von Wilhelm Bölsche.

(Friedrichshagen.)

Es war vor dreizehn Jahren. Im Herzen von Berlin, — da, wo die Gertraudtenstraße damals gegen den Spittelmarkt zu am engsten war und sich Omnibus, Pferdebahn, Droschke, alles hintereinander und beinah übereinander, mit einem ohrzerreißenden Lärm wie in einem Schacht dahinwürgten. In dieser lieben und poetischen Gegend öffnete sich irgendwo in einer Hauswand, deren geschwärzte Firmenschilder wie eine schmutzige Himmelsleiter sich nach oben in den grauen Großstadtdunst und die Telegraphendrähte hinein verloren, eine Pforte in ein Winkelrestaurant, dessen Namen ich vergessen habe. Dunkel schwant mir noch, als habe es „Zum Feinschmecker“ oder so ähnlich geheißen, und in der That lagen, so lange ich es kannte, hinter der blinden Fensterscheibe zwei Sardellenbrötchen, die von Fliegenklecksen schwarz waren. Dieses Lokal, in das nie die Sonne schien, hatte ganz hinten ein Vereinszimmer, wo es überhaupt ganz dunkel war, dafür aber zum Schein der ewigen Gasflamme das wurmstichige Fenster von sechs Uhr morgens bis zwölf Uhr nachts eine liebliche Musik erzeugte, indem seine Scheiben und Riegel unausgesetzt im Rhythmus der wilden Jagd im Gertraudtenpaß mitzitterten und -klirrten. In dieses Vereinszimmer trat ich an einem köstlichen Frühlingsabend, als draußen jenseits des Steinlabyrinths alle Knospen sprangen und der Flieder so allmächtig duftete, daß es der ganzen vereinten Kraft aller Käsekeller und Wurstgeschäfte

Digitized by Google

des Gertraudtenviertels bedurfte, um wenigstens hier nichts dergleichen aufkommen zu lassen. Ich besuchte die Sitzung eines Vereins „besserer" junger Leute, die nun einmal das Dichten nicht lassen konnten und sich allwöchentlich einmal einmütig an diesem passenden Orte versammelten, um sich gegenseitig zu bekräftigen, daß die Zeit wieder erfüllet sei, die blaue Blume wieder blühe, und eine neue Kunst im Begriff stehe, die Knospe zu brechen. Wozu die Gasflamme dann melancholisch sang und die Scheiben grade vom Kreuzen zweier Pferdebahnkolosse Alexanderplatz—Schöneberg besonders melodisch aufklirrten . . . Die niedrige Stube erfüllte, jetzt bei meinem Eintritt mindestens, ein einmütig blaugrauer Tabaksqualm, aus dem sich dem gebeizten Auge erst nach und nach ein paar Profile mehr oder minder menschenähnlicher Wesen entwickelten. Und da denn zwei merkwürdigste Profile, mir damals neu, aber sogleich von denen, die man nie mehr vergißt.

Das zunächst Auffälligste und so zu sagen Übernatürliche daran war, daß die beiden Profile für den ersten Augenblick eigentlich identisch waren. Beide mit der gleichen, schönen Intelligenzstirn, die jederseits wie ein weißer Flügel ins Haar eindrang; bei beiden dieses Haar so schlicht und beinah widerborstig zurückgekämmt, wie zum offenen Protest gegen alle geniale Lockenkoketterie; beide mit demselben verrauchten Schnurrbart und etzwelchen schlecht orientierten Kinnhaaren auf der Spezies grenze zwischen Fliege und Bart; bei beiden das Auge nächst der Stirn allein ganz Seele, Feuer, Kraft, obwohl verschleiert zwischen Kneifergläsern, die nur ab und zu einen echten Blitz herausließen; und bei beiden endlich von diesem Charakterkopf abwärts zwei schmächtige Körperchen von unablässig wimmelnder Bewegung, wie zwei losgetrennte, wuslige Eidechsenschwänze. Aber die beiden Identitäten stritten sich. Der grausige Fall, den Fichte nicht vorgesehen hat, schien eingetreten: das Ich, das sich wie die Wurst der Legende selbst verschlingt. Eine tobende Wortschlacht war entbrannt. Und mit einigem Seelenbeben erfuhr der hinzugekommene Neuling, daß diese beiden Identitäten sich gegenseitig die absoluteste ästhetische Ignoranz und Unfähigkeit zu jeglicher Produktion wie Kritik vorwarfen. Eine Erfahrung, die nur dadurch einigermaßen erschwert wurde, daß beide Parteien unerbittlich gleichzeitig redeten. Übrigens beide in dem Dialekt jenes weltstadtfernen, schönen Westfalenlandes, wo die Kehlen aller treuen Wiedertäufer-Enkel nicht bloß mit dem herben Duft des roten Haidekrautes, sondern auch alle mit einer gewissen Dosis Höhenrauch getauft sind, der sich anmutig durch eine gewisse Zungenrauhigkeit und Silbenverschluckung da-

Digitized by Google

hinnebelt. Indessen eine kurze Weile nur, und der Zuhörer war allseitig beruhigt. In der Bewegung der Debatte ging ihm zunächst plötzlich blitzartig der doch vorhandene Unterschied der Profile auf. Er unterschied ein runderes, derberes Gesicht bei dem einen, mit blonderem Haar; und ein weiches, zartes in dem andern, mit wesentlich dunklerem Haar. Kleine Züge der Kampfestaktik verrieten zugleich, daß jener der ältere war, herrischer und zupackender, dieser als jüngerer der schmiegsamere, nachgebendere. Doch das letztere Moment war nur bedingt richtig. Denn je weiter die Debatte kochte, desto einleuchtender war, daß diese beiden Seelen im Innersten und Heiligsten so einig waren, wie nur zwei verschiedene Menschen überhaupt sein können, und daß im Ernst jeder von beiden zugleich nachgab und in aller Wut der Diskussion immer heimlich dem Gegner unter dem Tisch die Hand zu drücken schien mit der stillen Voraussetzung: „Du bist ja selbstverständlich doch der Hauptkerl.“ Und eigentlich bedrohlich blieb auf die Dauer nur der Ansturm der beiderseitig unablässig geschwenkten, brennenden Zigarren, der Röcke und Hosen bedrohte und schließlich wenigstens einem armen Nachbarn ein Loch ins Hosenknie brannte.

Das also waren die Brüder Hart. Heinrich der ältere, Julius der jüngere. Im engeren Kreise das, was sie heute im weiten sind: zwei Charakterköpfe unserer Litteratur. An dem Biertisch, wo sie an jenem Abend dampfumwallt saßen und mit ihrer Höhenrauch-Stimme und ihrem Haideduft-Charakter die Debatte beherrschten, ehrten auch die neidischen, kleinlichen Elemente in ihnen etwas von dem Frühlingssturm jungen, kräftigen Werdens in der Dichtung, trotzigen Selbstgehens und Selbstkletterns, der inneren Sonne und nicht der äußeren des Erfolges zu, — jenem Frühlingssturm, der wirklich wieder einen Frühling gezeitigt hat in der vereisten deutschen Dichtung der Jahre nach 1870. Bekannt waren sie selber damals freilich erst durch die Anfänge des reichen, dichterischen Schaffens, das die Folge von ihnen bieten sollte. Julius besonders durch einige lyrische Sachen („Sansara“), von denen ein kleiner Rest des Besten in seine späteren lyrischen Sammlungen (die schon reifere „Homo sum“ und die ganz geklärte „Triumph des Lebens“) übergegangen ist, und durch sein Schauspiel „Sumpf“. Heinrich durch die Tragödie „Sedan“ und den lyrischen Strauß „Weltpfingsten“, der heute noch seine einzige lyrische Gabe ist, seltsam genug bei einem Dichter, der jetzt seinen eigentlichen Ruf durchaus dem Vers, wenn schon dem epischen, verdankt. Bekannt, und vielleicht damals sogar noch bekannter, waren außerdem beide durch ihre „Berliner Monatshefte“

Digitized by Google

und „Kritischen Waffengänge“. Hier hatten sie die Jugend um sich versammelt und mit lustiger Faust auf ein Paar von den Alten losgehauen, die in der deutschen Dichtung der Zeit die Honoratiorenstühle einsaßen, ohne eigentlich je echte Dichter gewesen zu sein. Ein fröhlicher Staub wirbelte da auf und zugleich schien neue Sonne hinein. Nachher haben andere die Sache viel gröber und lauter gemacht und wohl den Ruhm beansprucht, auch kritisch die neue Bewegung geschaffen zu haben. Im Grunde und nachträglich kommt auf diese Priorität eigentlich herzlich wenig an, denn diese kritische, negative Seite ist bei allen Bewegungen später doch die belanglose, und das Aktive allein das wirklich Neue und Wichtige. Aber wer selber jene Krisen der achtziger Jahre noch mitgemacht hat, der weiß genau, wie damals gar kein Zweifel war, von wo auch hier der erste, frische Hauch eingesetzt hat: eben von den Haidebrüdern aus Münsterland. Ihren stärksten Zauber lernte ich an jenem Abend noch kennen. Den Zauber der Persönlichkeit. In diesen zappelnden Quecksilbermännlein lag, sobald die Debatte ins Große und Ernste ging, etwas vom Stammeln des wirklich Gottgeweihten im höchsten Menschen- und Kunstsinne. Ich hatte den „Dichter“ damals nacheinander in den seltsamsten Fratzenformen erlebt. Als Geheimrat mit Bauch und Stern, der von Goethe den Bauch und Stern hatte, aber sonst nichts. Als Kaffeehausschwätzer, der mit ästhetischen Phrasen handelte wie man in der Rosenthaler-Straße Hosen verkauft. Hier aber waren zwei echte ästhetische Vollmenschen, in ihrem ganzen Innern nur auf eine Saite gestimmt: das höchste der Kunst. Mit dem Zuge des Dionysischen, das die durch und durch ästhetische Weltbetrachtung dem Menschen verleiht und zugleich dem naiven Kinderzuge, dem nichts Menschliches fremd ist. Ohne jede Pose und doch mit einem unsichtbaren Kranz. Keinem klotzigen Lorbeerkranz, sondern lustigen, roten Rosen mit träumerischem Duft. Und ein paar Dornen, die doch nur den Träger selbst stachen. In diesen Menschenkindern, denen es nicht an drolligen Menschlichkeitszügen fehlte, blühte grade das eine, was weder der dichtende Geheimrat, noch der mit Dichtung handelnde Kaffeehäusler je aus sich herauspressen konnten: Kraft. Tiefe intuitive Künstlerkraft, die den Menschen besaß und beseelte bis in jede kleinste Regung hinein als der Nerv aller Dinge und als das Maß aller Dinge. Man war nicht eine Stunde mit ihnen zusammen, ohne das zu empfinden. Das Gas über uns sang seine traurige Melodie, und die Scheiben klirrten vom Stampfen der Pferdebahnkolosse Alexanderplatz—Schöneberg. Aber man fühlte, daß dieses Milieu

Digitized by Google

hier versank. Dieses geborene Künstlertemperament baute sich nicht erst auf aus einem künstlichen Milieu. Es brauchte an sich keine Großstadt, keine soziale Frage, keines von all den Dingen, von denen man wohl geglaubt hat, „daß sie den modernen Dichter machten". Es kam von innen heraus, in elementarer Wucht, in der roten Heide, die von Wiedertäufern träumte, genau so, wie hier im Hexenspuk des Gertraudten-Engpasses.

Ein paar Tage später habe ich die Brüder in ihrem eigenen Heim besucht, und das war wieder sehr lustig. Vertieft werden konnte der erste Eindruck nicht leicht. Aber es kam doch eine Farbe hinzu. In der Luisenstraße. Das Haus, ein Kasten von wurmstichiger Scheußlichkeit, lehnte sich unmittelbar an die Stadtbahn. Hier klirrten nicht nur die Scheiben, sondern die Tinte tanzte im Faß, und die noch unverkloppten Rezensionsexemplare wiegten sich rhythmisch im Regal, wenn die Stadtbahnzüge sich kreuzten. Bisweilen hatte man das Gefühl, ein dicker Zug kollere geradeswegs über den Schreibtisch am Fenster. Auf dem Schreibtisch lagen Blätter mit Versen. Julius' Handschrift wie zierliche Bazillenschwänzlein aneinandergemalt, Heinrichs in romantische Schnörkel ausgebaucht. Eine Berliner möblierte Stube in der Luisenstadt, über der Eisenbahn, drei Schritte von der Charité, im Zentrum der Weiberkneipen und Versatzämter des Studentenviertels. Heyses „Kinder der Welt" hatten anderthalb Jahrzehnte früher hier herum gewohnt, und als brave Idealistenkinder natürlich von alledem nichts gemerkt. Die Weltkinder, denen mein Besuch galt, wußten überall hübsch Bescheid und waren doch Lebensidealisten trotz jenen. Wolzogen hat in seiner Komödie „Lumpengesindel" später versucht, einige Züge des alten Hart'schen Bohemien-Haushaltes künstlerisch zu verwerten. Er hat ihn selbst nie gekannt, und was ihm, der an sich ein so prächtiger Kerl und sonniger Humorist ist, schließlich dabei herausgekommen ist, ist in Hinsicht des Modells ein arger Unsinn. Er hat die komischen Außenstände nach Hörensagen kopiert, ins Herz aber zwei ausgemachte Stiefel gesetzt. Damit ist der Nerv getötet. Das Geheimnis des Hart'schen Haushaltes von Anno Dazumal beruhte in dem Kontrast, daß hier inmitten eines Rattenkönigs kleiner Menschlichkeiten und menschlicher Lächerlichkeiten (die übrigens alle mit einer Thräne im Wappen anzuschauen waren) zwei wirklich große, goldechte Poeten mit heiligster Dichterkraft und mit großen, echten Menschenherzen standen. Der gute Wolzogen sah den Staub der Dinge qualmen, aber nicht den Sonnenstreifen, der hindurchbrach und dessen später Lichtglanz doch erst die spaßhaften Staub-

Digitized by Google

teufelchen tanzen ließ und damit die eigentlich humoristische Situation erschuf. Harts kamen aus einem typisch prächtigen, deutschen Bürgerhause der Provinz, wo die Kinder scheinbar blank und bloß in den härtesten Daseinskampf hinausflogen, um nachher zu merken, daß sie einen einzigen Panzer besaßen, der am Ende doch alles andere aufwog: einen unbestechlich blanken Idealismus und die eiserne Kraft des Ideals. Sie kamen nach Berlin und mußten sich durchbeißen. Mit schönen, bürgerlichen Karrieren „neben" dem echten Beruf war's nichts. Das ist der Weg zum Geheimrat in der Dichtung. Dafür waren diese trotzigen Individualisten mit ihrer naiv offenen Freiheit im Denken nicht geschaffen. Zum pfiffigen Litteraturspekulanten, der Verse und Kritiken ausschreit wie Börsenpapiere, fehlte aber auch alles. So ging denn jahrelang so manches schief, schiefer und am schiefsten. Zeitungen wurden gegründet und verkrachten. Was sachlich wirklich Bewegungen schuf, Anregungen gab, das Feld ebnete zu einem neuen Lenz: das erschien praktisch in Gestalt immer erneuter Mißerfolge, vor denen der ehrsam strebende Philisterjüngling sich bekreuzte und die Verleger fluchten. Gewiß waren diese beiden keine praktischen Genies. Sie hatten köstliche Einfälle, z. B. die Gründung des Litteraturkalenders, den Kürschner heute mit so viel Erfolg besorgt. Aber andere nahmen ihnen das Gute aus der Hand, und sie ließen es fahren mit der Sorglosigkeit echter ästhetischer Naturen, denen der ideale Zweck alles, das „Geschäft" aber immer eine mehr oder minder wurschtige Spielerei ist. Manches verdarben sie auch selbst, indem sie im Moment, da eines angefangen war und die ganze Energie forderte, schon ein Neues sahen und danach griffen. Sie waren eben auch Naturen mit innerer Entwickelung, oft rapider Entwickelung. Was ist das im Geschäftsleben aber für ein Begriff: innere Entwickelung? So gingen die Dinge, wie sie konnten. Tolle Bohemien-Jahre. Das einzige wohl, was die Drangsal über die beiden vermochte, war die Erweckung eines gewissen Galgenhumors. Die Verleger, die Zeitungen, kurz die ganze Brotseite der Kunst wurde nicht ernster genommen, als wie der flotte Student etwa seinen Schneider nimmt. Mag er wettern. Eines Tages wird's doch wohl der Alte bezahlen. So tröstete hier der innere Glaube an die eigene Kraft. Eines Tages würde die doch alles wett machen. Und sie hat es ja auch.

Von diesem inneren Palladium seiner Modelle hat Wolzogen keinen Schimmer begriffen. Und darum hat er auch die wahre Ansatzquelle garnicht gefunden für eine gewisse Tragikomödie des Hart'schen Haushalts von damals. In diesen beiden innerlich unbeirrbar zielbe-

Digitized by Google

wußten Dichterköpfen lebte selber jener Kraftglaube. Aber indem das harte Leben sie in ein gewisses Niveau zunächst festbannte, stießen sie auf Schritt und Tritt auf die wirklich tragischen Gestalten dieses Niveaus. Die armen, wirklich Verscheuchten, Verlotterten, Verkrachten der Bildung, die das wüste Großstadttreiben herumschmiß wie herrenloses Strandgut. Lange Jahre durch, wenn man zu Harts kam, fand man in ihrem armen Heim immer und immer wieder die seltsamsten Gestalten. Stellenlose Schauspieler, die auf dem alten Sopha nächtigten, verkrachte Studenten, Bucklige, die sich nachts in eine alte Hose ringelten, in einem Bein geborgen und mit dem andern zugedeckt, neu zugereiste Halbpoeten, die noch keine Wohnung hatten und auch kaum eine finden würden, litterarische Propheten, die vom Prophetentum nur die Heuschrecken und Kameelshaare besaßen. Das kam und ging, lebte hier Wochen und Monate wie zu Hause, aß, was da war, und pumpte, was bar war. Und alles aufgenommen mit der gleichen, unerschöpflichen Gutmütigkeit, alles hingenommen, wie selbstverständlich, alles gefüttert und gepflegt durch Teilen des letzten eigenen Groschens. Mancher Redakteur, der in diesen Jahren gegen die Brüder wetterte wegen eines Vorschusses, der niemals abgearbeitet wurde, mancher Verleger, der ihnen grollte wegen Zahlung auf Versprechen, die nicht so gehalten wurden: er ahnte nicht, daß mit seinen Groschen ein Tisch gedeckt stand für die ganzen hungernden Alräunchen und Hutzelmännchen der Berliner Kunst, und daß seine beiden Poeten oft selber hungerten, nur um diese ganz Armseligen zu beruhigen. Und dieses unendliche Mitleid, diese nie versagende Güte war neben der eigenen Kraft der zweite goldene Sonnenstrahl, der durch den Staub dieses Zimmers der Luisenstraße sichtbar jedem Besucher entgegenleuchtete. Es ist im allgemeinen ja ein seltsam Ding um die Gutmütigkeit bei den Dichtern von heute. Der dichtende Geheimrat und der Börsen- und Kaffeehauspoet sind sich, wie in so vielem, auch darin verzweifelt ähnlich, daß sie egoistischer, eisiger, gegen arme Seelen abstoßender und gröber sind als andere Menschenkinder. Es pflegt für sie nur eine Form zu geben, für die sie auch eine offene Hand an Minderwertige oder ganz Unbedeutende haben: wenn es sich möglich zeigt, eine Klique zu bilden, einen Kreis kleiner, stiller Ruhmesherolde für den eigenen Zweck. Davon war bei Harts damals aber schlechterdings keine Rede. Die meisten Mitglieder ihrer stillen Tafel- und Sophagemeinde standen der ganzen Fähigkeit nach selbst hierfür jenseits von gut und böse. Sie aßen, rauchten, schliefen und pumpten. Zum Reklamemachen und Ruhmreden fehlte ihnen jeglicher

Digitized by Google

Ort, und die meisten, wenn sie fort waren, versanken im Schwarz der Großstadt auf Niemehrwiedersehen. Es handelte sich also um reines Mitleid. Mehrfach waren auch die lieben Hutzelmännlein, die da Kost und Logis erhielten, alles eher als dankbar, — wie sie denn überhaupt meist die seltsamsten und nicht unbedenklichen Eigenschaften mitbrachten. Das Mitleid sah darin nur einen Grund mehr, zu helfen. „Es ist doch selbstverständlich, daß das Jammerleben den armen Kerl auch moralisch herunterdrückt," sagte mir Julius einmal von einem der am tiefsten und dauernd Gescheiterten. „Wer in den Dreck fällt, wird dreckig. Aber ist der Dreck nun etwa ein Argument, ihm *nicht* zu helfen?" Natürlich war das äußere Bild des ganzen Haushalts, der sich auf diesen Voraussetzungen entwickelte, ein doppelt groteskes. Und doch in aller Misere innerlich ein liebes Bild. Eine unendliche Wärme ging von diesen unordentlichen Stuben aus. Diese Idealisten, die in ihrer fernen Sonnenwelt lebten und ihr äußeres Dasein sorglos wie ein Puppenspiel dahintanzten, sich wohl auch schier unentwirrbar in seinen groben Drähten verknoten ließen: sie hatten für jeden Fremden, der sie suchte, nicht nur ein tröstendes, sondern auch oft ein wirklich praktisches Wort. Schließlich fanden sich ja nicht nur die ganz Hoffnungslosen zu ihnen. Es kam auch dieser oder jener, dem nur vorübergehend sich der Himmel der Existenz einmal umwölkt hatte, der aber im Herzen doch die ähnliche Dauerkraft, das göttliche Weizenkorn von Eleusis des Talents, wie sie selber trug. Unerschöpflich war auch hier die Quelle ihrer Trostgründe, ihrer Ratschläge. Ihre Phantasie dachte sich in das Leben ihres Freundes bis in die diskretesten Gründe hinein. Und wenn im Moment gar nichts Praktisches zu helfen war, so wärmte doch das Temperament der beiden selbst, die wundervolle, befreiende, künstlerische Sorglosigkeit, die sie selber bethätigten, der zuversichtliche Glaube, daß das Wahre und Edle und Echte nun einmal der Märtyrer auf Erden sei, der aber doch an keinem dummen Erdenkreuz wirklich sterben könne. Mir klingt ein Vers im Ohr, in solcher Stunde von Julius einem Freunde gewidmet:

„Die Kunst hast Du geliebet,
Die Kunst hast Du geübet
Dein Leben lang.
Die Künste hast Du verachtet,
Nach Wahrheit nur getrachtet, —
Nur den Mut nicht verloren:
Kommst in den Dreck bis über die Ohren!"

* * *

Digitized by Google

Das ist nun alles lange her. Der Frühling junger, deutscher Dichtung, den diese lustigen Bohemiens eingeläutet haben, hat inzwischen manche schöne Knospe geöffnet. Und sie selbst sind hochgekommen, — hochgekommen durch die einfache, siegende Macht der wirklichen Leistung. Noch aus jener unordentlichen und verstaubten Zigeunerstube, wo die Alräunchen in alten Hosen nächtigten und oft ein geistiges Königreich um eine Zigarre feil war, sind die zwei ersten Gesänge von Heinrichs gigantischer Menschheitsdichtung („Tul und Nahila" und „Nimrod") emporgestiegen. Dieses Werk, inzwischen noch durch „Mose" verstärkt (ein vierter Band, aus der Renaissance: „Menschheitsfrühling," ist im Manuskript vollendet) steht in seiner Art völlig einsam groß am Schluße des Jahrhunderts, ein Markstein deutscher Versdichtung, das einzige Versepos unserer Zeit, das ernst zu nehmen ist, kolossal in seiner Menschenzeichnung, wie von süßestem Wohllaut in seiner Form. Stufenweise, wie es sich vollendet, wird es erst allmählich sich auch ins volle Licht allgemeiner Würdigung heraufschieben. Aber schon steht das Vorhandene wie eine Cyklopenquader über der rasch verströmenden Flut der Tagesdichtung da, — vielleicht nur noch zwei, drei Steine und die Schattenhöhe ist überragt, die ganze goldene Sonne auch des höchsten äußeren Erfolges glüht auf den Bau.

Und während in Heinrich so der Epiker durchbrach, klärte sich bei Julius in der Lyrik (ich rechne seine Novellen mit zur Lyrik) der gährende Most noch in der letzten Bohemien-Zeit zum tiefen, schweren, individuellen Wein. Es läßt sich schlecht von einem Lyriker sagen, daß er der erste seiner Zeit sei. So persönlich der Dichter grade in seiner Lyrik hervortritt: die Lyrik im Ganzen geht doch immer mit ganzen Tiefständen und ganzen Hochwellen daher, wobei viele zugleich hoch oder tief kommen. In der Zeit der Romantik klang die deutsche Lyrik wie aus einem großen Märchenwalde allerorten zugleich auf. Um die Mitte des Jahrhunderts war das ganze Niveau bergetief abgesunken. In den letzten Jahrzehnten ist es dann wieder, als sei ein verstimmtes Instrument an fünfzig Stellen zugleich wieder eingerenkt worden. Nicht einen einzelnen übergroßen und ganz neuen Lyriker haben wir wiedergewonnen. Sondern die lyrische Welle steigt überhaupt wieder an. Es wäre wertlos, Julius Hart durch eine tote Rangnummer herauszustreichen auf Kosten etwa von Mackay oder Liliencron oder Dehmel oder sonst irgend einem, die alle heute im Wellenkamm schwimmen und, jeder in seiner Weise, stolze und starke, eigenwillige Talente sind. Und doch: wie ich den letzten zusammenfassenden Band Hart'scher Lyrik („Triumph

Digitized by Google

des Lebens", 1897) in diesem Moment vor mir sehe, ist mir, als loderte eine Flamme daraus empor. Eine flammende Inbrunst der Sehnsucht umfängt mich unter wunderbaren Farben, wunderbaren Klängen. Die Sehnsucht des ganzen Jahrhundertendes. Ich weiß nicht, wer das so in seiner Lyrik herausgezaubert hat wie er, und welcher zweite es so prägnant auf die Nachwelt bringen soll. Man sagt von unserer Zeit, daß sie nicht mehr betet, obwohl noch Glocken genug in ihr klappern. In Harts Versen ist alles Gebet. Das Gebet der Menschheit an einer Wende, die nicht nur die eines Jahrhunderts ist. Es wird eine Zeit kommen, wo die rückschauende Menschheit ihre wahre Geschichte nicht mehr in Pergamenten und Zeitungen sucht, sondern in der Lyrik. Sie wird eine neue Art der Sichtung einführen, wer zu brauchen ist und wer nicht. Der kleine Band Hart wird dann eine ihrer kostbarsten Geschichtsquellen sein, und man wird ihn aufschlagen, um vom Menschen am Ausgang des neunzehnten Jahrhunderts wie in einer Chronik zu lesen. Von seiner Qual, seiner Liebe, seiner Sehnsucht. Wie er ein Mensch zwischen zwei Welten war. Im Teppichrauschen des Besitzes wie auf Salas y Gomez saß — und in der Bohemienstube der Luisenstraße neben den Alräunchen und Heuschrecken-Propheten, über den Versatzämtern und Mädelkneipen und zwischen der Charité und der kollernden Stadtbahn den roten Himmel seiner Sehnsucht offen sah, als wohne er schon darin . . . .

Beide Brüder hatten ihre Kraft nicht nur als Glauben, sondern aktiv gefunden. Damit lösten sich von selbst die alten Puppenschalen. Das Glück kehrte auch äußerlich ein. Durch die Verbindung mit der „Täglichen Rundschau", der sie beide fortan einen Teil ihrer Zeit als Feuilletonisten und vor allem als Theaterkritiker widmeten, ordneten sich ihre äußeren Verhältnisse allmählich aufs beste. Es ist kein Ruhm in unserer Zeit, Theaterkritiker für ein Tagesblatt zu sein, — wenn man aufs Innerliche sieht. Es heißt im Wesentlichen Spreu sieben, wo kein Weizen liegen blieb. Und doch haben diese proteischen Naturen auch an dieser hoffnungslosen Stelle noch das relativ Beste gethan. Im Tohuwabohu der Tagesdummheiten hat Heinrich den Humoristen in sich entdeckt, der mit köstlicher Satire den Bühnenkarneval geißelte. Julius aber wahrt sich den Ruf als der ernsteste, unerbittlichste Urteiler großen Stils, den die Berliner Theaterkritik zur Stunde besitzt. Nun wurde auch sonst alles anders. Schon in den letzten Nebeln der Bohemien-Zeit taucht das liebliche Kindergesichtchen auf, das Julius' Liebesfahrten beschließen sollte. Wer heute das farbenbunte, von Gaben des

Digitized by Google

Geistes und der häuslichen Kunst schillernde Heim der beiden, Julius und Martha Hart, besucht, hinter dem liegt weltenfern der alte, tolle Hausstand der Alräunchen vom Luisenviertel. Und doch der alte, stete Lichtstreifen der Herzenssonne hier wie dort. Schließlich ist es doch das große Lichtband, in dem all das beste auch der Kunst dieser echten Menschen entstanden ist. In diesem Lichtbande sind Tul und Nahila aufgestiegen, die einsamen Urmenschen im Tropenwalde mit ihren ersten bangen Sehnsuchtsaugen, Nimrod, der wilde, erste Übermensch, den der Blitz zerschlug, Moses, den Christus überwand; und Anna und der arme Gekreuzigte an der Kiefer in Julius' prachtvollem Gedicht, und das summende Schwesterstimmchen in der Weihnachtsnacht, und der singende Vogel am Grabesthor, unter dessen Singen endlich, endlich doch die Pforte sprang ....

Aus dem „Florentiner Künstlerfest".[1]

Von Heinrich Hart.
(Berlin).

Was ich jetzt schaffe? fragst Du. Thor! Du Thor!..
Ich lebe! Und mein Leben drängt empor;
nach allen Seiten treibt es Sproß an Sproß,
in alle Tiefen senkt es Schoß an Schoß.
Aus allen Brunnen, drin das Leben quillt,
schöpf' ich, wozu ich Jahre sonst verloren,
in Tag und Stunde jetzt. Mit allen Poren
saug' ich die Welt ein, jede Ader schwillt.
Giebt's Weisheit, die den letzten Hunger stillt,
giebt's Freude, die nicht welkt schon im Ergreifen, —
hier wird sie meiner Hand entgegenreifen.
Ich habe hundert Sinne, jeder dringt
und tastet in die Dinge, jeder ringt
nach einem Tropfen aus der Flut des Lichts, ...
ist das kein Schaffen, nun — so schaff' ich nichts.

---

[1]) Aus dem demnächst erscheinenden 12. Bande des Epos „Das Lied der Menschheit". Die Dichtung betitelt sich „Menschheitsfrühling" und schildert die Epoche der Frührenaissance um 1434. Der folgende Abschnitt bildet einen Brief des Leon Battista Alberti in Florenz an seinen Freund Paolo Codagnello in Bologna.

Digitized by Google

Schon kenn' ich jede Gasse, jedes Haus,
die Bogen meß' ich und die Säulen aus.
Dem Färber lausch' ich seine Farben ab,
ich seh' ihm, wie er löst und bindet, ab.
Beim Gießer lern' ich mit der Form hantieren,
beim Töpfer, wie der graue, weiche Quark
sich aufputzt, bis er glänzend, hart und stark,
beim Schnitzer durch das Holz die Raspel führen.
Du siehst: ich suche Weisheit auf den Gassen,
fühl' ich doch hier, woran mein Wissen krankt,
wie meine Neigung noch, mein Wille schwankt —
Und möchte alles, alles doch umfassen!

* *

Im Stalle hält mein Berber lange Rast,
der sonst durch Wind und Sonne mit mir jagte.
Bis mir die Welt nicht ihr Geheimstes sagte,
die Welt, die dieser Mauernkranz umfaßt, —
ruft mich vergebens die Natur zu Gast.
Ich flüchte mich vor ihr ins Geisterreich,
das sich mir aufthut in den Bücherschreinen
bei Messer Niccolò. Und göttergleich
seh' ich die Schar, die hohe, mir erscheinen,
die einst dem letzten Lebenswort gelauscht
des Weisen, der den Todesbecher leerte,
und sie, die mit Mäcenas lustberauscht
den Freudenbecher bis zur Neige leerte.
Wie einer, der im Garten wandelnd schweift
und hier die Beere pflückt vom vollen Strauche
und dort sich träumend letzt am Rosenhauche,
dort haschend nach den gold'nen Faltern greift: —
So nipp' ich von den Quellen, die verborgen
bis gestern strömten unter Schutt und Staub;
jetzt rauschen sie empor, ein Frühlingsmorgen
bricht an, die Welt des Geistes sprießt von jungem Laub.
Lebendig wandelt unter uns die Schar,
die einst um Scipio versammelt war.
Ich sehe mit Lukrez die Dinge werden,
mit Plinius durchschweif' ich alle Erden,
mit Livius des Cincinnatus Rom,
mir rauscht des Arpinaten Redestrom.
Sie alle sind dem Lichte neugeboren,
uns aber öffnet sich Elysiums Hain,
wir wandeln unter Grazien und Horen
und dürfen mit den Göttern Götter sein.

* *

Es lebt sich gut mit Messer Niccolò;
wenn man ein wenig seine Schwächen streichelt,

Digitized by Google

dann wehrt er lächelnd ab, daß man ihm ſchmeichelt,
doch ſtimmt ihn jedes Lob behaglich froh.
Und eifrig giebt er alles, was ihm eigen,
gleich der Limone, die von Früchten ſchwillt
und ſorglos ſie verſtreut rings im Gefild, —
ſpielt nur ein Windhauch leiſe mit den Zweigen.
Gern wand're ich mit ihm zum Kloſterhag,
wo Fra Ambrogio uns vom Oſten kündet;
dort wandelt, wenn zur Rüſte geht der Tag,
Rom mit Florenz, von einer Glut entzündet.
Mein Dati mit Gasparo, der Dich kennt,
und Dich den — Paris von Bologna nennt.
Giovan Aurispa und Pagolo halten
ſich zur Manetti, unſerm Tullius,
und Meſſer Lapo führt herbei den Alten,
den Aretiner, — wintert auch ſein Fuß,
ſein Auge leuchtet Frühling. Sinnend geht
Parentucelli, ſtill wie im Gebet;
doch träumt er nur von Domen und Paläſten,
die er mit einem Wink der Hand erbaut,
von Büchern, die kein Auge noch erſchaut,
die er entdeckt in moderdumpfen Käſten;
er türmte Quadern bis zum Wolkenſaum,
hätt' er Dukaten — anders, als im Traum.
Weh ihm! wenn Meſſer Poggio ihn erſpäht
und ihm die Neſſeln in den Weizen ſät;
des Alten Witz iſt immer noch ein Geier,
der gründlich rupft den — Sperling wie den Reiher.

* *

Cypreſſen ragen übers Kloſter fort,
da iſt der Platz, an dem wir uns vereinen;
da klingt viel heilig und viel keckes Wort, —
Betſchweſtern hätten öfters was zum Greinen.
Giebt's doch ſo manchen Vers im Buch der Welt,
holprig und ſtolprig, ohne Glanz und Glätte,
der ſchaurig in das Ohr des Kenners fällt;
Und wenn Gottvater uns gerufen hätte,
Eh' er ſein Finis! ſchrieb und ſein Laudandum!
wir hätten gleich geurteilt: Reformandum! . .
Nur Einer — war's ein Menſch, war es ein Gott? —
ragt über allen Witz und allen Spott.
Noch laſtet in den Tiefen düſt'res Grau,
uns aber ſtrahlt aus reinem Himmelsblau
die Sonne Platos. Wie die Sphären kreiſen
wir um den Einzigen, das Licht der Weiſen.
Und immer klarer wird ringsum die Welt,
der Abgrund aller Rätſel wird erhellt;

Digitized by Google

noch schauen wir geblendet, doch wir schauen —
ins Empyreum, in die letzte Glut,
uns glänzt der Wahrheit ätherhelle Flut,
wir schauen stummverzückt, ganz ohne Grauen;
wie Morgenahnung strömt's durch unser Blut:
Es will sich eine neue Erde bauen.

* *

Zuweilen hab' ich die Doctores satt,
erdrückt, betäubt von ihrem Redeschwalle;
dann streif' ich schönheitsbrünstig durch die Stadt,
und such' in Kirche, in Palast und Halle
das Völkchen, das in Gottes alte Welt
noch eine zweite, traumverklärte stellt;
das nackten Marmelstein und nackte Wand
verzaubert in Gestalt und Farbenbrand.
Auch hier flammt neue Lebensglut, auch hier
wallt golden einer neuen Zeit Panier.
Und wo ihr Atem mir entgegenweht,
da wittr' ich Heimatluft, verwandte Geister;
da fühl' ich, wie die Lust in mir ersteht,
ein All im All zu sein: Held und Poet,
der Weisheit Freund und aller Künste Meister . . .
War's nicht ein Schaffen, wie vom Alp bedrückt,
in dumpfer Wirrsal brütend und gebärend,
in dunklen Sehnsuchtsschauern sich verzehrend, —
was uns'rer Väter Kindessinn entzückt?
Erst Brunellesco führt den Tag herauf:
und Stein fügt sich an Stein in lichter Klarheit,
und Schönheit feiert Hochzeit mit der Wahrheit,
wie Knospenfülle drängt's aus jedem Knauf.
Nicht in die Wolken träumt sein Bau hinauf,
fest steht er, breitgequadert auf der Erde,
von Riesenkräften jedes Glied geschwellt,
gleich Festmusik, hinbrausend durch's Gezelt —
nichts von der Goten schwärmender Geberde . . .
Was sonst in Marmel oder Erz erstand,
war wie ein dürrer, steifer Zug von Toten;
doch Leben wächst aus Donatellos Hand;
er meißelt nicht, er zeugt die glutdurchlohten
Gestalten, diese Leiber, stahlgespannt.
Sein Odem stürmt, sein Blut pulst in den Steinen, —
Ja, das sind Menschen, die wir selbst nur scheinen . .
Und mit den beiden eins in Kraft und Ziel
Masaccio. Wie des Sommers Blütenspiel,
prangt seine Kunst, so farbenglutdurchflossen,
so reich, so leicht, so mühelos entsprossen;

Digitized by Google

Geſtalt drängt an Geſtalt, die Blicke leben,
die Lippen reden, die Gewänder beben.
Wo Meiſter Giotto wie durch Nebel ſieht,
ſieht er mit Augen, drin die Sonne glüht —
nun liegt die Welt erſt hell und morgenklar
und Körper wird, was ſonſt nur Schemen war.

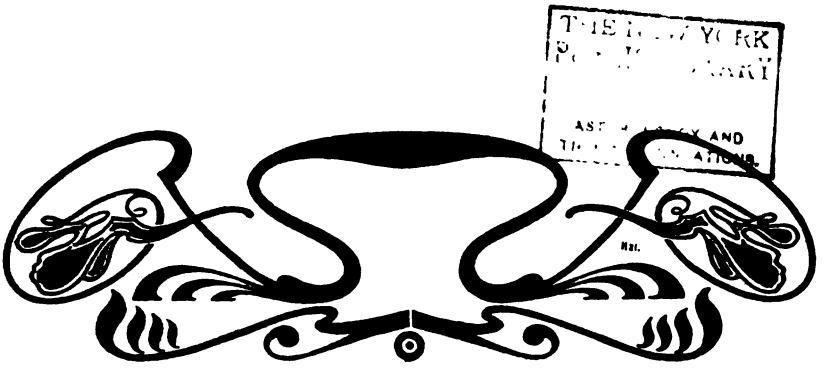
* *

Das iſt die Dreiheit, die ich neidlos liebe,
ich liebe ſie wie Sonne, Berg und Quell;
wie im Geheg die jungen Märzentriebe —
ſo jung iſt dieſe Kunſt und frühlingshell.
Ich liebe ſie, und doch brennt die Begier
mir in der Bruſt, ſie alle zu beſiegen;
vereinen möcht' ich ihre Kraft in mir
und ihren Adlerflug noch überfliegen.
Sie ſind der Stahl, dran ich mein Wollen ſchleife,
was in mir gährt, prüf' ich an ihrer Reife.

* *

Noch lern' ich nur. Doch lern' ich einmal nicht, —
dann, dann — verhülle, Muſe, dein Geſicht! —
dann zech' ich mit den Drei'n. Denn zweitens Seele
iſt ſo ein Künſtler, erſtens aber Kehle.
Gottskreuz! wenn einer ein paar Stündlein lang
den Pinſel, Meißel oder Hammer ſchwang, —
gleich ſenkt ſich lahm ſein Arm, matt fällt die Hand,
die Zunge dorrt wie unter Wüſtenſand,
dumpf wird der Kopf, das Auge blinzt erſchlafft —
bis jedem Glied Sankt Bacchus Heilung ſchafft . .
Und dieſen Heilgen ehr' ich gerne mit,
ſelbſt wenn er toll, fehlt's ihm an Weisheit nit.
Fand nicht im Krug der Weiſe von Milet,
daß durch das Feuchte nur die Welt beſteht?
Und ob er juſt an einer Wurzel ſchleckte,
der Mann von Epheſus, als er entdeckte,
daß alles fließt und ſchwankt? daß aus der Glut
die Welt geboren, gleich dem Traubenblut? . .
Und daß dem Edlen ziemt Beſtändigkeit
und feſter Mut in jeder Schickſalslage —
damit er ſitze, bis der Haushahn ſchreit,
und nicht nach ſeines Weibes Zunge frage —
wo anders, als in ſel'ger Tafelrunde,
erfuhr Annäus ſolche Weisheitskunde? . . .
Mein Alter! laß die Welt nur dunkel ſein,
im Becher glänzt ſie auf mit lichtem Schein. (Schluß folgt.)

Digitized by Google



Zukunftsland.[1])

Von Julius Hart.

(Berlin.)

Purpurne Farben quillen aus dem Gewölk, kristallene Schalen, mit feurig rotem Weine gefüllt, reichen Dir ferne Hände entgegen, und Blumen, Blüten streuen feierliche Morgenlüfte hernieder. Goldene Pfeile durchstrahlen die Höhen, und hell wird die neue Erde. Licht blitzt auf in dem dunkeln, wirren Wipfelstruth der alten Kiefern, und über den gelben Sandhängen der niederen Hügel dort drüben breitet und weitet sich ein leuchtender Schein . . .

Im Wasser des Sees hebt an ein sachtes Blitzen und Funkeln, ein wärmerer Hauch weht über die Flut heran, und Vogelstimmen werden in den Büschen wach. Horch, die Lerche, horch, der Schlag der Drossel, horch, das einförmige Klopfen des Spechtes . . .

Bist Du herauf, Tag, — Sonne, hältst Du den Glanz Deines Schildes wieder über unserm Haupt?

Altes Jahrhundert, das nun stirbt, — Jahrhundert des Fragens, des Seufzens und des Quälens, der ewigen Verzweiflungen, — Jahrhundert der Zersplitterungen und der Zerstörungen und der Unruhen, — der Müdigkeiten und der thörichten Geschäftigkeiten, — Jahrhundert der Greise und der unmündigen Kinder: bist Du, Nacht, vorüber? Und kommst Du, neues Jahrhundert, als Tag, — Sonne und Licht, — gießest Du die helle Flut süßer, einziger Daseinsfreude über uns aus, und bringst Du das Lachen uns wieder und den Tanz . . . Ruhe und Ge-

---

[1]) Mit diesem Kapitel schließt das Werk „Zukunftsland" (Band I), das Julius Hart demnächst erscheinen läßt. Es ist nur ein Ton aus einer Symphonie, der hier wiederklingt, aber er läßt die Fülle der Klänge ahnen, die Julius Harts Werk unseren Sinnen eröffnet. Wir kommen auf diesen wundervollen Versuch, Poesie und Wissenschaft zu versöhnen, ausführlich zurück. D. Red.

Digitized by Google

wißheit . . . die Reife und das stete Fertigsein . . . die Form, die Farbe . . . die Luft des Schöpfens und des Bauens?

Laßt uns Sonnenkinder werden . . .

Das Heut-Menschliche von uns wie ein altgewordenes und zerlöchertes Gewand abstreifen, tief innerlich fühlen und schauen, daß es ein nur Vorübergehendes ist, ein Unfertiges, und darum nicht mehr trauen dem, was nur Eigentum unserer Menschlichkeit ist. Untertauchen und versinken laßt uns in die Fluten der All- und Einnatur und die Einheit unseres Wesens mit allem, was da ist, von neuem fühlen und gewinnen.

Ruhend im urmütterlichen Schoße der Natur, an ihrem Baume hangend als Frucht, selig verspüren und genießen wir, wie die Ströme des Alls in uns auf- und niedersteigen, und seine Kräfte in uns sich regen. Gelassen starren wir in die ewig wechselnde, ewig neue Flut des Lebens und lassen ihre Bilder gleich einem bunten Traum an uns vorüberziehen.

Leben — leben — leben!

Wachsen und Schauen.

Uns formen und verwandeln, schöpfen und gebären.

Nichts als das, — genug ist es, nichts sein zu wollen, als was das Wesen und Sein aller Natur ausmacht.

Immer Neues schauen, mehr umgreifen, weiter und tiefer blicken, reiner und schärfer sehen, — neue Organe bilden, vollere Kräfte entfalten; immer mehr von der Welt in sich hineintrinken, immer mehr in die Welt sich ergießen und fließen, — das Ich zur ganzen Menschheit, zum Einen und Allen *ausreifen* zu lassen: betritt und geh den Weg, — nicht nur am Ende, auf jedem Schritte bist Du der Vollendete, der Selige und Erlöste. Denn nie bist Du in Zwiespalt, nie aus Deiner Ruhe gekommen.

Sei ein rein nur Schauender. Dieses Schauen ist mehr als Sehen. Es ist auch Empfinden und Alles-Erleben. Deine Augen sind es, die Dich über den Qualm des nur Menschlichen in das Licht der Sonne und in die Welt des großen Lachens und der ewigen Heiterkeit führen und tragen. Und unter Dir bleibt das dunkle Land der blinden Seelen, der gequälten Frager und der wahnsinnigen Geister, die in Angst und Verzweiflung immer sich selber zerfleischen und stets die eigene Welt zerstören.

Digitized by Google

Schwimme — schwimme auf den flimmernden und schimmernden, leuchtenden Wassern der Welt und laß den bunten Reigen der Erscheinungen im heiligen Tanze an Dir vorüberschweben. Ehre Deine Sinne und begehre die Sinnlichkeiten. Die Anschauung — die Gestalt — das Bild: sie sind ewig wahr und richtig. Nichts als Wahrheit umgiebt und umleuchtet Dich überall. Sicher stehst Du inmitten ruhiger Sicherheiten. Du weißt — und brauchst nicht zu fragen . . . Kein Zweifel und kein Irrtum kann Dich länger verirren und ängstigen. Wie der Gott Deiner Kinderjahre, in erhabener Ruhe schwebst Du über dem Leben dahin. Es ist. Als ein seliger Schauer rinnt dieses Erkennen und Gefühl durch Deine Glieder. Du wirst Dich nicht von der Natur losreißen und neben ihr stehen wollen. Du wirst nicht mehr nur auseinander-, sondern auch ineinanderschauen, die Welt nicht mehr zersplittern und zerstücken, sondern auch den Faden wissen, an dem die Perlen aufgereiht sind. Aus dem frischen und kühlen Strome des Lebens selber laßt uns trinken und das in den toten Schalen der Begriffe abgestandene Wasser fortschütten. Das All ist mehr und weiter als die menschliche Vernunft, Eure Sinne sind weit wie das All, aber wie die Vernunft so eng sind die Begriffe. Seid Schauende, und ihr zerbrecht die enge Fessel, die unduldsame Despotie dieser magischen Formeln und Zauberspräche der Sphinx, unter deren Hauch alles Lebendige zum Tode erstarrt. Schuld, Sünde, Tugend, Laster, Gerechtigkeit, Freiheit, Wahrheit, Lüge: steigt heraus aus allen diesen Gräbern der Maja und küßt ihren lebendigen Mund. Kommt zur Sache und ergreift mit wachen Sinnen die Erscheinungen. Brennt — brennt nieder die hundertjährige Dornenhecke, hinter der das Dornröschen der gegensatzlosen Wahrheit, der Wirklichkeit, der Natur und der Sinnlichkeit schlummert. Seid Schauende, seid Natur, und ihr steigt empor über das nur Menschliche. Keine Verantwortlichkeit, kein Gewissen, keine Reue, — kein Haß und keine Liebe wird Euch länger quälen. Ihr urteilt und Ihr richtet nicht. Glänzend laßt Ihr über Gerechte und Ungerechte das heiterlachende Licht der Daseinsfreude aufgehen und als schaffende Sonnenkraft in alles Menschliche hineinfluten.

* * *

Seid Wachsende. Laßt die nährenden und erhaltenden Feuerströme des Alls in Euch auf- und niederkreisen. Das ist Leben, wenn es in Euch quillt, sich formt und gestaltet, wenn Ihr Euch selber baut

Digitized by Google

und ewig weiter, ewig höher entwickelt. Wenn ihr mit vollen Atemzügen trinkt und genießt, was die Welt in goldenen Schalen Euch spendet. Den Samen Eures Leibes schüttet Ihr aus, und neues Leben erblüht und Ihr wachst hinein in alle Zukunft, der Geist voller Fruchtbarkeit entfaltet seine Schöpferkraft, und Ihr gründet eine neue Welt, die Welt der Kunst, die reinste Geburt Eures Ichs, deren Gott Ihr seid und die Ihr an Eurem Finger kreisen laßt. Wachst hinaus über Euch und vermählt Euch mit Eurem Stamm, mit Eurem Volke, mit der Menschheit, mit aller Natur. Sucht die ewig neuen und vollkommneren Einheiten. Wachsende seid, und immer reiner hört und fühlt Ihr eine große Harmonie des Daseins. Vermählt Euch, und Ihr erhaltet das Sein, — Ihr wollt nicht länger mehr zerstören und vernichten. Die ganze Fülle des Lebens laßt über Euch und in Euch strömen, und je weiter und je reicher Ihr lebt, desto enger wird der Bezirk des Todes. Seiner Schauer und Ängste lachend überwindet Ihr ihn in Euch und hebt Euch über ihn empor, — und sein dunkles Gewand von sich werfend, lächelnd, steht er in strahlendem Kleide und ruft Euch zu: Siehe das Leben. Nichts bin ich als reinstes Leben, des Lebens Erfüllung und Vollendung.

Was fürchtet Ihr ihn? Ist doch auch der Tod nichts als eine Verwandlungsform, wie Ihr Euch in jedem Augenblick umgestaltet und verwandelt. Alle Gegensätze lösten sich auf vor Eurem Schauen und wurden zu einer einzigen Erkenntnis. Werdet Ihr nicht auch diesen Zwiespalt in Euch überwinden?

Nur als Ihr Kinder der alten Welt waret, rißt Ihr die Natur auseinander und saht ewig eine tote Welt gegenüber einer lebendigen Welt, — eine tote Materie und nur einen lebendigen Geist. Und immer war diese tote Welt Eure Furcht und Qual, — Euer Elend und Eure Sklaverei. Mit Verachtung blicktet Ihr herab auf Euren Leib und saht mit Grauen, wie der Staubgeborene zerfiel und sich auflöste. Was entsetzt Euch denn so sehr an diesem Schauspiel? Lebt nicht auch diese Verwesung? Die materialistische Naturwissenschaft rief Euch zu, daß in jedem Atom der Welt eine Seele wohnt. So wohnen Millionen Seelen auch in diesem verwesenden Leib. Menschlich hat er empfunden, menschlich war er organisiert und in alle Ewigkeiten hinein haftet es jedem Teile an, daß er einmal von menschlichem Wesen war. So seht Euch doch eine Samenzelle unter dem Mikroskop an. Ist sie nicht vielmehr als ein Teilchen dieses toten Körpers? Und dennoch konnte diese Samenzelle ein Mensch werden. Verachtet nur nicht

Digitized by Google

den „Staub“, aus dem Ihr gebacken seid. Und lächelnd steht auch der Tod vor Euch, das Haar umflochten vom Kranze des Lebens und der Unsterblichkeiten.

Dunkle Sterne glühen dort oben am nächtigdunklen Himmel. Euer leiblich Auge vermag sie nicht zu schauen, aber das geistige Auge der Himmelskundigen ahnt ihr Dasein in den fernen Räumen. Die Welt der sieben Farben ist Deine menschliche Welt, aber neben ihr, ewig und unendlich, breitet sich aus die ultraviolette Welt und die Welt der dunklen Sterne, in welche Du hineinwachsen wirst.

Sprich nicht davon, daß Du alles weißt, aber klage auch nicht, daß Du nichts weißt. Sei Herr des Glaubens und des Zweifelns und wisse, daß auch Glaube und Zweifel ein Einziges sind. Das Wesen Deiner Welt nur brauchst Du zu erkennen, und Du trägst in Deiner Hand die Fackel, welche hineinleuchtet in die Finsternis, die Dich noch umgiebt. So erkennt der Künstler auf den Höhen seines Lebens, in goldener Mittagsstunde, sich und sein wahres Wesen. Was gerade er zu schaffen vermag, begriff er klar, und das ließ ihn zum Meister werden. Er sucht und tastet nicht mehr umher, läßt sich nicht mehr durch andere Muster und Meister verwirren, sondern geht still und groß nur seinem Wege nach. Das Wesen Deiner Menschlichkeit hast Du Dir enthüllt, nun bist Du Meister Deines Lebens geworden und Du weißt Alles, wie der Buddha und der Christus. Nicht fertig bist Du nun mit Deiner Kunst, sondern erst jetzt wirst Du in voller Schaffensfreude Werk auf Werk gebären, Werke der Klarheit, nicht mehr solche des Sturmes und Dranges.

Mit heiteren Händen hebt der neue Mensch die durchlöcherte Schale seines Geistes auf, durch welche die Weinströme des Lebens dahinfließen. Sie fließen hinein, sie fließen hinaus. Er lacht der Thoren, die nicht trinken können und verdursten, weil sie den Mund an den Rand setzen. Über seinen geöffneten Mund hebt er sie und trinkt alles, was in sie hineingeht. Er trinkt nicht nur mehr, — er trinkt besser — er trinkt ewig. Nie wird diese seine Schale leer, wie die Schalen der Thoren, an denen man den Boden rühmt. Wir aber sind die Kinder Fortunats. Wir schwingen unsere nimmer leeren Fortunatusbecher, wir Glücklichen, wir Söhne der Sonne. Im Lichte unserer Augen muß alles, — alles lebendig werden, muß alle Dunkelheit in Glanz und Farbe, und alles Leid sich in Lust verwandeln.

Ewig Dieselben, ewig anders, nie geboren und unsterblich, — in ewigen Verwandlungen, stets neugestaltet, schreiten wir durch alle Räume

Digitized by Google

und Zeiten durch ewig neue und andere Welten dahin, — zugleich unser Schöpfer und unser Geschöpf.

* * *

Nachklang.

Schreitend in erhellten Wolken
auf der morgenkühlen Firne,
flocht ich diese lichtdurchflossenen
Alpenrosen um die Stirne.
So komm ich zu Euch, Ihr Männer,
in der starken Morgenstunde;
horch, Geliebter, Berggesänge
sing ich mit berauchtem Munde.

Denn wir Alle tranken ewig
von dem Blut und Saft der Erde,
laßt nun ab von Stolz und Demut,
Hirten seid Ihr, Ihr seid Herde.
Aus den Höhlen und den Schenken
kommt hervor, Ihr alten Zecher,
trinkt von mir, denn dieses ganze
Weltall schwimmt in meinem Becher.

Auf vieltausend Millionen
Jahre sitzt bei diesem Mahle,
fehlen wird's Euch nie an Speise,
nie an Trank aus meiner Schale.
Glänzende Regenbogengluten
duften bunt aus dem Kristalle
und durchleuchten grün und golden
jede Erdentotenhalle.

Weit umglüht von solchem Lichte,
ewig wechselnd die Gestalten,
neugezeugt in jeder Stunde,
sind wir ewig doch die Alten.
Tanze, du bunter Zauberreigen,
tanze duftend und blühend vorüber, —
still, die Gruftenentstiegenen nahen,
und die Fackeln brennen trüber.

Komm, o komm, beladene Seele,
über mich schütt Deine Trauer,
wachsen wollen meine Zweige
in der Thränen Regenschauer ...
Reicht mir luft'ge Tanzgewänder
und gießt Wein auf meine Wunden,
neben diesem Sarge will ich
lachen ein paar trunkene Stunden.

Eure tief'ren Schmerzen leid ich,
um die meinen zu verachten,
wüßt' ich nur von meinen Freuden,
müßt' ich allzubald verschmachten.
Kommt, Ihr Millionen Seelen,
drängt Euch in mein Herz zusammen,
und so speise ich mein Feuer
aus dem Meer der Sonnenflammen.

Seht, ich bin der totgejagte
Hirsch, der stumm im Busch verendet,
bin der Jäger, der lachend die Speere
in das blutende Blatt ihm sendet.
Bin der Wein! Nun trinkt, Genossen,
trinkt hinunter meine Seele,
schon rinnt Euer Blut erwärmend,
glutend auch durch meine Kehle.

Buddah bin ich! Zu den Bettlern
ging ich und zerbrach die Krone,
und ich starb auf Golgatha,
leidend mit dem Menschensohne, —
will, der frommen Büßer spottend,
Nächte der Liebe schwärmend durchkosen,
Mädchen, gleitet über mich nieder,
deckt mich mit Küssen, bestreut mich mit Rosen!

Alles ist mein, ich bin in Allem!
In mir alle Vergangenheiten,
schau' ich in das Gegenwärt'ge,
form' und bilde neue Zeiten.
Bruder Tod, zu unserm Gastmahl
komm hervor aus Staub und Erden,
alles Leben ist ein Sterben,
alles Sterben ist ein Werden.

Ihr, des Alls lebendige Wogen,
kühle, morgenatmende Quellen,
goldigen Hauchs und duftumwobene,
ihr kristallenen Todesquellen:
Laßt mich trinken und versinken
in die bunten Dämmerungen,
träumend ruh ich auf Meereswiesen,
von bewegter Flut verschlungen.

Digitized by Google

Wartet, wartet nur ein Weilchen,
und Ihr sollt mich wiederschauen,
riesenstark steigt auf mein Haupt,
schattend über die Meeresauen . . .
Den das All hinabgeschlungen,
hat das All in sich getrunken,
horcht, Ihr Männer, nur zu Männern
red' ich, andachtstief versunken.

Die Königin befiehlt.

Von Kurt Martens.

(München.)

Ein hohes Gitter war um die Villa gezogen, in der die junge Königin den Frühling verlebte. Gefährlich wie Lanzen standen die Eisen-Schäfte mit den vergoldeten Spitzen; am Gitter entlang waren halbwüchsige Fichten gepflanzt, dazwischen Unterholz und Gestrüpp, zum Schutz vor unberufenen Blicken.

Im Volke wußte man wenig von der Königin. Wohl war ihre Schönheit in Aller Munde; doch wenn der königliche Wagen im schlanken Trabe über die Landstraße nach dem Walde fuhr, so blieben die feinen, verschwimmenden Züge, die vor der Menge niemals den Schleier ablegten, Denen, die vorübergingen und sich verneigten, unerkennbar.

Aber auch die Hoffestlichkeiten, an denen sie zuweilen im Winter, nach der Etikette, teilnahm, brachten ihr niemanden näher. Irgend ein Botschafter durfte sie zur Quadrille führen. Sie sprach mit ihm von den Sitten seines Landes, ohne doch die Marmorkälte ihres Ausdrucks zu verlieren. Die Pagen erstarben vor ihr in Vergötterung, und die Kammerjunker feierten sie heimlich in Gedichten. Alle Hof-Chargen, die Minister, die Generäle krümmten den Rücken vor ihren großen, schweigsamen Augen, die viel zu gleichgiltig blickten, als daß Verachtung daraus hätte sprechen können. Selbst der König, ihr Gemahl, ward befangen, wenn er vor sie trat. Seine Wünsche trug er als schüchterne Bitten vor, und mit halbem Lächeln, fast mit einem Achselzucken, gewährte sie alles, was man von ihr verlangte. —

Digitized by Google

An dem Gitter des Gartens standen Kinder und preßten ihre Gesichter gegen die schwarzen Eisen-Schäfte, ob sie nicht doch etwas erspähen könnten. Ein betäubender Duft wehte aus dem Garten ihnen entgegen. Sie meinten, er käme von den Gemächern der Königin. Doch war es nichts anderes, als das Harz der Fichten, das sich mit dem Atem vieler hundert Fliederbüsche mengte; denn das Innere des Gartens war ein einziger Wald von Flieder; die Villa und die kiesbestreuten Wege waren von weißem Flieder rings umschattet. Die Kinder horchten. Ein feines Klingen und Flüstern drang fernher zu ihren Ohren. Da bildeten sie sich ein, die Stimme der Königin zu vernehmen, während es doch nur das Spiel der Maienluft war, oder der Lockruf einer Amsel.

Die Königin befand sich allerdings im Garten. Bereits eine Stunde lang schritt sie die vielverschlungenen, kiesbestreuten Wege unter den Fliederbüschen hin und her; aber sie hatte noch kein Wort gesprochen. Neben ihr ging das Fräulein von Rotenhan und hielt über sie einen Schirm von heller Seide mit gerafften Spitzen, sodaß die Königin unter der grellen Morgensonne ganz im Schatten schritt. Rings neigten sich die Sträucher unter der Last der blühenden Rispen und goßen Wohlgerüche vor ihr aus. Und jene Geister der Syringen, die aufreizen, indem sie sich milde stellen, die mit ihrer Süßigkeit entnerven und mit betäubenden Einflüsterungen der Seele alle Fesseln lösen, schmiegten sich an die junge Königin.

Gegen Mittag ward auch das Gesäusel der matten Winde still. Die glatten, herzförmigen Blätter blieben regungslos, wie erdrückt von den Millionen weißer Blüten. Alte, romantische Träume wachten langsam auf und wanderten auf leisen Sohlen durch den Park. Das Geschrei der Pfauen im Gehöft klang dazwischen, wie hoffnungslose Klagen aus einer Welt, die wider Willen lebt.

Da wandte sich die Königin zu ihrer Hofdame:

„Sagen Sie mir, Lonny, Sie sind verlobt?“

„Ja, Majestät; aber wir können es noch nicht veröffentlichen; wegen der Kaution müssen wir noch warten.“

„Nun, das ließe sich wohl beschleunigen,“ meinte die Königin gnädig; „aber erzählen Sie nur.“

„Was soll ich erzählen, Majestät?“

„Nun, ob Sie glücklich sind, ob Sie ihn auch lieb haben, Ihren Verlobten.“

„O, Majestät . . . !“

Digitized by Google

„Sie treffen oft mit ihm zusammen, nicht wahr?“

„Das dürfen wir noch nicht.“

„Aber Sie thun es doch?“

Lonny errötete und wußte nicht recht, ob sie sich anvertrauen dürfe:

„Wir möchten wohl gern, Majestät.“

Die Königin nahm begütigend ihre Hand:

„Liebste, ich denke nicht daran, Sie zu verhören; nur von Ihren schönsten Stunden möchte ich gern etwas erfahren. — Sie finden Gelegenheit, mit ihm allein zu sein, nicht wahr, Sie finden?“

„Ja, ganz selten, auf Augenblicke wohl.“

„Und dann? Dann nimmt er Ihr Gesicht in seine Hände?“

„Er . . . ach nein, ich weiß nicht recht . . .“

„Und küßt Sie? Nicht wahr, das erlauben Sie ihm doch?“

„Nein, Majestät, ach wirklich nein.“

„Aber er küßt sie mit Gewalt? So ist es doch? Widersprechen Sie nicht! Wenn er ein Mann ist, thut er es.“

Erschrocken blickte das Fräulein von Rotenhan zur Königin auf. Die verhaltene Heftigkeit dieser Fragen war ihr unverständlich.

Die Königin brach einen Fliederzweig und führte ihn an die Lippen. Sie sog den Duft ein, in langen Atemzügen; gleichsam spielend benetzte ihre Zunge die unsichtbaren Staubfäden der Blütenkelche.

„Haben Sie auch schon einen Streit miteinander gehabt?“ fragte sie dann wieder lächelnd.

„Kleine Meinungs-Verschiedenheiten; o ja, das kommt wohl vor.“

„Dabei ist er zornig geworden?“

„Nicht sehr.“

„Aber seine Stimme hat er doch erhoben, laut und erregt? — Sehen Sie, Lonny, ich frage darnach, weil niemals in meinem Leben jemand laut zu mir geredet hat. Ich habe noch nie eine zornige Stimme gehört! Wissen Sie, was das heißt? — Nun allerdings, auf der Bühne; doch da ist es unwahr. Solch ein Bühnenzorn kommt mir fast wie Entweihung vor. — Aber natürlich, niemand wagt, anders zu mir zu reden als leise und berechnend, mit sorgsam versteckten Gefühlen und wie oft wohl mit unterdrücktem Zorn.“

Die Königin warf den Fliederzweig weit von sich weg und, wieder in Schweigen versunken, setzte sie ihren Rundgang durch den Garten fort. Das Fräulein von Rotenhan dachte: wie kann man sich nur

Digitized by Google

zornige Stimmen wünschen! Man regt sich höchstens auf und bekommt Weinkrämpfe. Ach, wer doch immer so befehlen könnte wie die Königin! Alles zittert vor ihr; selbst die stärksten und mutigsten Männer verlieren vor ihr die Stimme.

„Wie spät mag es wohl sein?“ fragte nach einer Weile die Königin.

Fräulein von Rotenhan sah nach der kleinen Uhr, die sie am Leder-Armband trug, und antwortete:

„Kurz vor zwölf, Majestät.“

„Was steht uns um zwölf Uhr bevor?“

„Der Leibarzt Doktor Holm wird kommen. Mittwoch und Sonnabend Mittag der Leibarzt.“

„Ja, nicht ein einziges Mal hat er bisher gewagt, unpünktlich zu kommen. So gut geschult, einer wie der andere, selbst Doktor Holm!“

„Majestät können das nicht anders von ihm erwarten.“

„Doch! von ihm konnt' ich es. Ist er nicht einer von den Menschen, die thörichte Streiche machen? Wissen Sie nicht, warum ich mir gerade den zum Leibarzt wählte? Weil ich ganz zufällig hörte, daß irgend ein Arzt in der Stadt aus freiem Willen sich eine vergiftete Lanzette in den Fuß gestoßen habe. Niemand konnte mir den Grund davon erklären. Es hieß, er hätte nur die Wirkung dieses Giftes auf den Menschen erproben wollen; und da er das auf andere Weise nicht erfahren konnte, habe er seinen eigenen Fuß geopfert. Aber sagen Sie mir, Lonny, ist das ein Grund?“

„Ich weiß nicht, Majestät. Es giebt wohl Männer, wenn die sich einmal etwas vorgenommen haben . . . .“

„Nun, gleichviel; auf diese Geschichte hin beschloß ich, ihn heranzuziehen. Und jetzt erlebe ich es — die Woche zweimal —, wie dieser Mensch, der sich kalten Blutes den Fuß abschneidet, vor jedem Buchstaben der Etikette seine Reverenzen macht. Wie soll man das auffassen?“

„Majestät könnten ihn ja von der Etikette entbinden.“

„Natürlich! Aber was wäre damit gewonnen? Von einer Erlaubnis Gebrauch zu machen, ist keine Kunst mehr. Weshalb durchbricht er die Etikette nicht, gegen meinen Willen? Warum wagt er es nicht, einmal öfter zu kommen oder zu früh oder — meinetwegen auch einmal wegzubleiben? — — Was weiß ich überhaupt von einem Menschen? — Den König kenne ich; das ist auch wahrlich leicht genug. Zur Not kenne ich auch euch, die Hofdamen und die Adjutanten. Aber

Digitized by Google

die Menschen, die meine Unterthanen heißen, die sind voll unheimlicher Rätsel. Ich höre, daß sie fortwährend handeln, sich streiten und entschließen, und ich sehe auch Wirkungen, die von ihnen ausgehen. Aber wie sie dazu gelangen, begreife ich nicht. Da ist jeder wie eine kleine komplizierte Maschine, wo tausend Räder und Bänder ineinandergreifen .... Will ich mir sonst eine Fabrik ansehen, so kriechen augenblicklich die zuständigen Herren im Frack heran, um mir alles zu erklären. Aber vor solch einer kleinen Menschen-Maschine schlägt mir jeder seine Thüre zu."

Fräulein von Rotenhan wunderte sich heute über die Königin, die sonst mit Worten und Betrachtungen sparsam war. Sie verstand nicht recht, worüber Ihre Majestät sich eigentlich beklagte. Immerhin wirkte das bloße Gespräch auf sie wie eine Erfrischung bei diesem Dienst, der, so leicht er auch schien, sie doch unsäglich ermüdete. Der Tag, so meinte sie, hätte im ganzen Frühling nicht seinesgleichen. Er war sommerlich, ohne Hitze, und drückend mit dünner, klarer Luft. Kein Vogel war zu sehen, kein Insekt. Nur zwei oder drei blaßgelbe Falter schaukelten sich in den Blüten, wie verschlafen und trunken von allzu schweren Säften. Bedurften die Gefühle der Königin solch eines verzauberten Gartens, um sich hervorzuwagen? — —

„Ach, dieses Warten! So steht man im Vorzimmer eines Arztes. So abhängig bin ich nun von den Stunden, die ich selbst mir festgesetzt habe."

„Sollen wir schicken, daß er sich beeilt! Majestät fühlen sich unwohl?"

„Keineswegs! — Überhaupt, wozu braucht man solch einen Leibarzt? Er wird mich fragen, ob mir die kalten Bäder gut bekommen, oder ob ich nicht zuweilen noch an Migräne leide. Das ist ihm ein gleichgiltiger Spaziergang, zu mir herauszuwandern. Eine bequeme Zeit, um zwölf Uhr. Zuvor hat er seine Patienten oder schlendert auch nur durch die Gassen oder — was meinen Sie, Lonny, was er da treibt?"

„Vielleicht sitzt er im Weinkeller," antwortete Fräulein von Rotenhan mit einem schüchternen Versuch zu scherzen, „im Weinkeller mit seinen ‚Genossen'."

„Wie? seine Genossen? im Weinkeller? Was ist das?"

„Nun, er trifft sich da regelmäßig mit seinen Freunden. Die nennen sich spaßeshalber ‚Genossen'. Da trinken sie denn und plaudern."

„Ja, woher wissen Sie ...?"

Digitized by Google

„Neulich beim Rennen wurde es erzählt. Ein Kammerherr hatte den Doktor Holm im Weinkeller unter diesen Leuten sitzen sehen und hatte dem Gespräch zuhören wollen, aber nichts verstanden."

„Sie redeten in fremder Sprache?"

„Das wohl nicht. Aber den Sinn hatte der Kammerherr nicht verstanden. Vielleicht waren es gelehrte Sachen oder auch zuviel Fremdwörter. Jedenfalls bestätigten andere Herren, daß ihnen dieser Kreis auch schon aufgefallen wäre. Und unser Hofmarschall schloß daraus, es seien gefährliche Menschen."

„Ah, das also! Darin habe ich ihn richtig geschätzt, den Doktor Holm!" Die Königin war in Erregung. Ihre Schritte beschleunigten sich unwillkürlich. Aber es war nicht der Unmut, den Fräulein von Rotenhan befürchtete. Nein, die Königin lachte, ein leises und fröhliches Lachen, kaum hörbar unterbrochen von Seufzern.

„Der gute Kammerherr versteht die Sprache nicht. Das läßt sich wohl denken. Aber ich weiß, wovon sie reden. Von uns zum Beispiel, vom König und von der Königin. Sie kennen uns besser als wir selbst. Wir glauben etwas, und sie erklären, wie wir dazu kommen. Wir thun dies oder jenes, ob es nun ein Staatsstreich ist oder eine Hofjagd. Sie lächeln dazu, weil ihre Gedanken darüber stehen."

Ein Lakai kam in diesem Augenblick von der Villa her und meldete den Leibarzt.

„Ich will ihn hier empfangen," sagte die Königin. „Lonny, der Vormittags-Dienst ist ohnehin schon abgelaufen. Ich danke Ihnen. Auf Wiedersehen!"

Fräulein von Rotenhan verneigte sich. Der Lakai folgte ihr.

Die Königin aber nahm auf einer der weißgestrichenen Gartenbänke Platz, die, von Fliederbüschen rings umgeben, wie in einer Laube sie versteckte.

Sie heftete ihre Augen, scheinbar zerstreut, auf das Schattenspiel des Sonnenlichtes, das über den Rasen zuckte und hob sie nicht eher, als bis der Leibarzt vor ihr stand. Dann griff sie seine Erscheinung auf, wie ein fertiges Bild. Er stützte, das lahme Bein leicht angezogen, die gedrungene Gestalt auf einen Stock von Ebenholz mit goldener Krücke, den die Königin ihm zum Geschenk gegeben hatte. Auf seinem kurzen, stiermäßigen Nacken saß schwer wie ein Gewicht der breite Schädel, umrahmt von dunkler Mähne, mit bartlosem Gesicht, Augen, die wie aus Finsternissen leuchteten, einer flachen Nase und dünnen Lippen, dem Kopf des jungen Beethoven ähnlich.

Digitized by Google

„Sehen Sie mich an, Doktor Holm," sprach die Königin. „Fühl' ich mich wohl, heute morgen?"

„Wie Majestät sich fühlen, kann ich unmöglich erraten," antwortete er. Sein Benehmen trug einen kühlen, fast gelangweilten Respekt zur Schau.

„Also ich fühle mich gesund. Aber könnte ich nicht trotzdem leidend sein?"

„Nach meiner Ansicht ist das Befinden Ew. Majestät durchaus normal."

„Es giebt, so hat man mir erzählt, Krankheiten ganzer Stände, Krankheiten armer Leute, der Beamten, der Lebewelt. Warum nicht auch der Königinnen?"

„Körperliche Leiden kaum," erwiderte Doktor Holm. Er wurde aufmerksam und begann die Linien des Mundes zu studieren, in denen Hysterie sich auszusprechen pflegt. Doch fand sich nichts dergleichen vor.

„Die seltsame Stellung, die wir unter den Menschen einnehmen, unsere Abstammung, unser Verkehr, unsere ganze Lebensweise, sollte davon der Körper wirklich unbeeinflußt bleiben?"

„Was für Gedanken machen sich da Majestät!" rief der Leibarzt überrascht. „Wir alle sind abhängig von den Einflüssen unserer Rasse und Umgebung. Und kein Einfluß ist schädlich, der . . . "

„Nun?" drängte die Königin, als er sich unterbrach. „Was wollen Sie mir verschweigen?"

„Majestät, es ist mir nicht erlaubt, von den Einflüssen zu reden, unter denen Sie stehen."

„Nicht erlaubt? Dem Leibarzt nicht erlaubt? Aber vor Ihren Freunden, in Ihren Büchern? Da geben Sie sich aus! Nur ich, ich soll niemals erfahren, wie es um mich steht, um mich und um die Menschen, die ich nur zu beherrschen *scheine*. — Reden Sie!"

„Was befehlen Ew. Majestät?"

„O, nichts von befehlen! Ich *bitte* Sie, ich bitte als eine arme, einsame Frau, reden Sie zu mir über das, was sie wissen, reden Sie in der Sprache Ihrer Freunde, Ihrer ‚Genossen', in der Sprache, die meine Kammerherren nicht verstehen!"

Er begriff die Anspielung und unterdrückte ein Lächeln:

„Unsere Sprache würde in den Ohren Ew. Majestät rauh klingen."

„Um so besser."

„Auch werden Majestät kaum geruhen, mich verständlicher zu finden als ein Kammerherr."

Digitized by Google

Wie unter einer Zurechtweisung errötete sie und duckte sich vor seinem ernsten Blick:

„Ich werde mich bemühen, nachzudenken, und werde alles ertragen, selbst Beleidigungen . . . .“

„Unsere Sprache steht über den Beleidigungen, wie über allen Thatbeständen, die das Staatsgesetz beschreibt und verbietet. Die Verbrechen, welche wir begehen, sind der Staatsraison zu hoch, garnicht erkennbar und nicht zu fassen. Erst später werden sie sich an ihren Wirkungen offenbaren.“

„Können Sie sich nicht vorstellen, Doktor Holm, daß eine Königin, selbst wenn sie den Sinn der Worte nicht begreift, daran allein schon ihre Freude findet, daß jemand seine Gedanken offen vor ihr ausbreitet. Nur um an dem Klang zu fühlen, daß Dinge, vor denen sie Ehrfurcht hat, ganz in ihrer Nähe sind?“

„Ja, Majestät, weil die, welche vom Leben und seinen Erkenntnissen abgeschnitten sind, bald einen Ekel spüren vor den Lügen, mit denen man sie täglich nährt. Nur werden ihre Geisteskräfte von Jugend auf so vergewaltigt, eingeschnürt und mit dem Brei der offiziellen Anschauungen langsam vergiftet, daß ihnen der Wille zur Wahrheit meist schon gelähmt ist, ehe sie selbständig fragen dürfen. Wen doch einmal der Ekel überwältigt, der gewinnt auch die Ehrfurcht vor den Erkenntnissen, um die seine Erzieher und seine Schmeichler ihn betrogen haben. Immerhin bleiben ihm andere Lebensgüter, mit denen er sich begnügen könnte, so etwa die Macht.“

Atemlos lauschte die Königin seinen Worten, die wie geschmolzenes Stahl mit bedächtiger Schwere, blinkend von seinen Lippen tropften. Ein schüchternes Kind saß sie vor ihm, zusammengekauert auf ihrer Bank. Ihre königliche Haltung hatte sie ganz vergessen, und die Posen einer anerzogenen Herrscherwürde fielen wie Flitter von ihr ab. So sieht man wohl ratlose Frauen zu dem Manne aufblicken, in dessen Sicherheit sie Zuflucht finden möchten.

Von der Landstraße her erscholl jetzt die grelle Trompeten-Musik eines vorüberziehenden Regimentes. Wahrscheinlich um die Königin zu ehren, wurde einer jener Märsche intoniert, dessen rohe Klänge bestimmt sind, die Mannschaften für das Schlachtfeld oder die Parade zu erwärmen. Auch Panke und Becken wurden geschlagen, daß Boden und Bäume erbebten, und die erschrockenen Vögel aufflatternd sich in das Innere des Parks flüchteten.

„Meine Macht!“ sagte die Königin, als der Lärm sich gelegt.

Digitized by Google

„Das war sie, dieses martialische Getöse, diese geknechteten Kolonnen, die blindlings gegen jeden Feind marschieren, wenn wir es befehlen, Werkzeuge wie Keulen in der Faust von plumpen Riesen: Das ist meine Macht!“

Er hatte sie unablässig beobachtet, jedes Moment ihrer wachsenden Leidenschaft gewogen und in sich aufgenommen. Bei diesen letzten Worten aber wären ihm die Zügel fast entglitten. Das Weib, das aus der Königin vor ihm herauswuchs, überwältigte ihn wie die Pracht einer Anadyomene. Blutwellen schossen ihm ins Gesicht; sein mächtiger Schädel bebte wie unter Gewittern; das knirschende Gebiß suchte gleichsam die widerspenstigen Instinkte zu zermalmen.

Und die Königin, obwohl sie von der Veränderung seines Wesens nichts bemerkte, fühlte doch, daß sie jetzt mehr als seine Geduld, höheres als seinen Respekt besaß. Ihre Rede dämpfte sich zu einem so krampfhaften, seufzergleichen Flüstern, daß es schien, als wolle sie verzweifeltes Geschrei darin ersticken.

„Sie wissen gar wohl, Doktor Holm, daß solch eine Macht mich niemals trösten kann; denn sie ist Ohnmacht und darum Lüge durch und durch. Aber es würde mir genügen — vollauf zufrieden, ja, ich glaube, glückselig könnte ich sein, wenn man den Schein nur von mir nehmen wollte. Wenn ich mich geben könnte als das, was ich in Wahrheit bin, als eine kleine, hilflose Frau, tausendmal schwächer und beschränkter als die Weiber im Volke, die ihre Sphäre wenigstens durchschauen. O, was für eine Lust ich daran hätte, zu dienen, umhergetrieben, mit Arbeit überlastet zu werden, scheu zuzuhören, wo Männer reden, oder zu schmeicheln, wenn sie mich schelten! Nur nahe sein der Größe und Klugheit, darunter leiden und bewundern dürfen, immer kleiner werden, immer hingebender, treu wie eine Hündin, die um das Brot des Herrn bettelt, oder auch verhungern — aus Dankbarkeit!“

„Majestät geruhen mit mir zu spielen,“ sprach Doktor Holm; „aber es fragt sich, wer bei diesem Spiele zu verlieren hat.“ Seine Gelassenheit war ihm zurückgekehrt. Alle Fäden zum Werke hielt er in seiner Hand wie ein Künstler. Jeder Gedanke, jede feinste Stimmung, Tonfall und Ausdruck jeder Silbe gehorchten dem Willen, leicht und sicher, ohne Berechnung.

In seiner Antwort verfing sich die Königin wie in einem Netze. Während sie unverständliche Bitten stammelte, hob sie die Hände auf und streckte sie, beschwörend oder auch verlangend, ihm entgegen.

Darauf warf er den Krückstock von sich, ergriff sie an beiden

Digitized by Google

Handgelenken und umschloß mit seinen schweren Fäusten diese zarten Knöchel so fest, daß er den Puls ihres jagenden Blutes spürte.

Und die Königin, eine Gefangene, eine Büßerin und eine Selige zugleich, brach vor ihm zusammen, vor dem Denkmal des Fußes, den er geopfert hatte, vor dem Stock mit der goldenen Krücke. Dabei hielt sie die Arme hoch empor, damit er sie ja nicht ließe. Ihr Antlitz, von der Ekstase der Erniedrigung verklärt, kehrte sich dem seinen zu, das mit dem starren Blick, mit den geblähten Nüstern und dem satten Lächeln einer Maske des Triumphes glich.

Langsam zog er sie empor. Sie sträubte sich dagegen, und in der Furcht, er könnte die Fesseln von ihrem Fleische lösen, bettelte sie mit geschlossenen Augen:

„Schlagen Sie mich! — Mißhandeln Sie mich doch!“ —

Darnach ließ er ihre Arme sinken, faßte sie um die Hüfte und hob sie empor. Wie ein Kind oder wie eine Puppe, an der man sich freut, hielt er sie vor sich, hoch über dem Sande. Ängstlich, unter irrem Lachen, klammerte sie sich an seine Schultern. Und als er sie zurückbrachte auf ihre Bank, zog sie ihn mit sich nieder. —

Einige Sekunden verstrichen, bis er sich aus seinem Siegestaumel zur alten Weisheit durchgerungen. Sobald er seiner sicher war, erhob er sich:

„Befehlen Ew. Majestät die Entlassung?“ fragte er. „Mein Dienst ist abgelaufen. Inzwischen kommt, glaube ich, die Stunde der Kammerherren heran.“

Doch als er sah, wie sie sich wand und litt, ergriff ihn das Mitleid:

„Arme, kleine Königin!“

Das waren seinen letzten Worte, bevor er ging.

Deutsche Lyrik.

Fragment aus einer „Höllenfahrt“.

Manchen Mißton auch vernahm ich:

„Hätt' ich Geld gehabt, ich wär' ein
Tüchtiger Poet geworden
Und der größten Geister Einer, —
Aber ohne Geld verkam ich.

Hätt' ich Geld gehabt, ich wäre
Fraglos ein Genie geworden,
Ein Genie aus Urwalds Nächten,
Wie die Erde wenig sah.

Digitized by Google

Denn die Zeit, die Zeit war günstig,
Tausend Fragen, tausend Fälle
Und Millionen wirre Köpfe. —
Ja „die Zeit“: das war mein Fall.

Manchen Knäuel, unentwirrbar,
Drein sich Tausende verbissen,
Hätt', wie weiland Alexanders,
Meines Geistes Schwert zerlegt.

Früher wär' der Tag gekommen,
Welcher blutig zwar, doch siegreich,
Faule Glieder amputierend,
Lüfte säubernd erdwärts dröhnt.

Doch Geduld, der Tag wird kommen
Und der Tag wird Rache nehmen
Auch für unterdrückte Geister,
Welche ohne Geld verkamen.“

Berlin. Ludwig Scharf.

Strandbild.

Weither, wo die Abendwolken
Auf den grauen Wassern liegen,
Drängen sich die Wolken, drüber
Letzte blasse Lichter fliegen.

Drängen ruhlos sich und hasten,
Um an diesem öden, bleichen
Strand zu sterben. Silbern leuchten
Uferlängs die weißen Leichen.

Eine Möwe, müden Fluges,
Setzt sich auf ein halbversandet
Wrack, das hier in einer dunklen
Winterſturmnacht jüngst gestrandet.

Hamburg. Gustav Falke.

Firnenweg.

Einsam durchs Leben geht
In Sehnsuchtsschauer
Und sanfter Trauer
Still der Poet;

Suchend im Kuß der Frau
Nicht Eintagssterne,
Doch Traum und Tau
Verlorener Ferne.

Gast, der beim Frohgelag
Becherreste
Darbringt dem Jubeltag
Ewiger Feste.

Hirsch, der im Waldteich trinkt,
Über den Fluten
Das große Verbluten
Der Sonne, die sinkt.

Haseldorf. Prinz Emil zu Schönaich-Carolath.

Notturno.

Ich liege ganz still.
Der Nachtwind rauscht leise vorbei.
Eine große Sehnsucht zieht mich noch tiefer.
Diese Sehnsucht — nach — ich weiß nicht was!
Das macht so traurig.
Ich möchte — ich weiß nicht was!
Ich denke an ferne, ferne Zeiten . .

Nieder-Schönhausen. Paul Scheerbart.

Digitized by Google

Böser Zauber.

Es lebt ein alter Sang
Von Lieb und bitt'rem Sterben
Und von gebroch'ner Treu.

Wem er im Ohre klang,
Den rettet vor Verderben
Nicht Bittgebet noch Reu.

Was gehst du so allein,
Und lachst mit rotem Munde
Und lauscheſt in den Wind? —

Laß du das Träumen sein!
In dieser Dämmerstunde
Erwacht das Liedchen, Kind!

Frankenhausen. Anna Ritter.

Sieg der Lust.

Sie schluchzen umher
Mit tückischen Mienen,
Sie sammeln mit dürren,
Blutlosen Armen
Zweige und moderndes Laub.
Auf neblichem Feld,
Auf starrenden Stoppeln
Richten sie kichernd
Den ragenden Holzstoß, —
Die neidischen Tage!

— — — — — — — — — — —

Sie aber hat des wilden Werks nicht Acht.
Sie steht verträumt . . . in ihren Augen lacht
Der Juli noch, ins goldne Haar geschmiegt
Ein voller Kranz von Centifolien liegt.
Und ihre Hand, von Fesseln eingehegt,
Mit läss'gem Griff ein grünend Szepter trägt.
So atmet sie, vom Tode schon umstellt,
In einer schönen, sonnentrunknen Welt.

Die Flamme schwelt,
Die Flamme loht,
Es zuckt und leuchtet
Blutig rot,
In alle Ritzen
Kriecht's hinein,
Am Stamme leckt's
Mit blauem Schein,
Die Funken sprühn,
Ein Gluthauch quillt
Aus dem Geäst,
Das Feuer schwillt . . . . .
In dumpfem Krachen
Stürzt ein Holz. —
Was schaust du noch
So frei und stolz . . . ?

Digitized by Google

Wehe dir, Sommerluft, lachendes Weib!
Greift dir die Angst an den blühenden Leib?
Spürst du der Flamme verzehrenden Hauch —
Balde, ach, balde faßt sie dich auch! —
Sie rüttelt voll Hohn
Die klirrenden Ketten,
Sie springt hinein
In den lodernden Schein —
Knisternde Flammen
Schlagen zusammen
Über dem strahlenden Haupt.
— — — — — — — — — —
Verloren . . . . !
— — — — — — — — — —
O ihr Thoren,
Die ihr's glaubt!
Hört ihr den Sturm?
Das war ihr Genoss'.
Nun kommt er herbei
Auf dampfendem Roß,
Nun sprengt er heran
Mit Wiehern und Schnauben,
Den Flammen die tote Geliebte zu rauben.
Er bläst den Rauch von den glühenden Bränden,
Er sammelt die Asche mit gierigen Händen,
Dann schwingt er sich auf
Mit wildem Gelächter
Und streut die Atome der Luft
Weit über die schlafende Welt,
Daß hierhin und dorthin ein Stäubchen fällt,
Ein Keim, der sich dehnt und streckt,
Die Ärmchen zur Sonne reckt,
Und übers Jahr, wenn es mait,
Die andern weckt
Und jubelnd schreit:
„'s ist Frühlingszeit!"

Frankenhausen. Anna Ritter.

Digitized by Google

Gedanken.

Von Anton Tschechoff.

(St. Petersburg.)

Anfangs war das Wetter still und gut. Die Drosseln schrieen, und von den nahen Sümpfen vernahm man wehmütige, langgezogene Töne, als wenn in eine leere Flasche geblasen würde. Eine Waldschnepfe strich vorbei, und laut und lustig ertönte in der Frühlingsluft ein Schuß. Aber als es im Walde anfing zu dunkeln, kam von Osten her, sehr zur Unzeit, ein kalter, durchdringender Wind. Alles wurde schweigsam. Auf den Pfützen streckten sich Eisnadeln aus, und im Walde wurde es dumpf, leer und unheimlich. Man fühlte wieder den Winter.

Iwán Welikopólski, Student der Priester-Akademie, Sohn eines Küsters, ging, vom Schnepfenstand heimkehrend, einen Fußweg entlang über weite, bewässerte Wiesen hin. Seine Finger erstarrten und vom Winde glühte ihm das Gesicht. Es schien ihm, als ob die plötzlich eingetretene Kälte in allem die Eintracht und das Einvernehmen gestört habe, als würde es der Natur selbst unheimlich, als verdichtete sich das Abenddunkel schneller als nötig. Ringsherum war es öde und ganz besonders finster. Nur in den Witwen-Gärten am Fluß leuchtete ein Feuer. Im weiten Umkreise aber und dort, wo vier Werst entfernt das Dorf lag, verschwamm alles im kalten, dunkeln Abendnebel. Der Student erinnerte sich, wie die Mutter, als er von Hause ging, barfuß auf dem Flur saß und den Theekessel putzte, und wie oben auf der Ofenbank der Vater hustete. Heute, am Charfreitag, hatte man nichts gekocht, und der Hunger machte sich unangenehm fühlbar. Und jetzt, während er sich vor Kälte zusammenzog, dachte der Student daran, daß zu Zeiten des Wariägerfürsten Rurik und Iwans des Grausamen und Peters des Großen eben so ein Wind geweht hat, und daß es auch damals eben solch schlimme Armut, Hunger, eben solche durchlöcherte

Digitized by Google

Strohdächer, eben solches Elend gegeben hatte; rings herum war dieselbe Öde, Finsternis und dasselbe Gefühl des drückenden Jammers. — Alle diese Schrecken waren, sind und werden sein, und nur darum, daß ein Jahrtausend dahingeht, wird es nicht besser werden . . . Und er verlor die Lust, nach Hause zu gehen.

Die Gemüsefelder wurden deshalb „Witwen-Gärten" genannt, weil sie zwei Witwen, Mutter und Tochter, gehörten. Das Feuer brannte weiß und knisternd und erhellte weitherum den aufgepflügten Acker. Die Witwe Wassiliſſa, eine große, volle Alte im Männerpelz, stand daneben und schaute nachdenklich ins Feuer. Ihre Tochter Lukerja, klein und pockennarbig, mit einem dummen Gesichtsausdruck, saß auf der Erde und scheuerte den Kessel und die Löffel. Man hatte augenscheinlich eben erst zu Abend gegessen. Männerstimmen erschallten; das waren die Arbeiter, die am Flusse Pferde tränkten.

— Da haben wir ja wieder den Winter, — sagte, ans Feuer herantretend, der Student. — Guten Abend!

Wassiliſſa fuhr zusammen, aber sie erkannte ihn gleich und lächelte freundlich.

— Grüß Gott, ich erkannte Dich nicht, — sagte sie.

Man sprach eine Weile. Wassiliſſa, eine erfahrene Frau, die früher bei Herrschaften als Amme und dann als Wärterin gedient hatte, drückte sich delikat aus, und auf ihrem Gesicht spielte die ganze Zeit ein sanftes, solides Lächeln. Ihre Tochter Lukerja dagegen, ein von ihrem Manne eingeschüchtertes Bauernweib, blinzelte nur den Studenten an und schwieg mit einem Ausdruck, wie ihn Taubstumme haben.

— Ganz ebenso wärmte sich beim Feuer in einer kalten Nacht auch der Apostel Petrus, — sagte, die Hände überm Feuer ausstreckend, der Student. — Also war es auch damals kalt. O, was war das für eine schreckliche Nacht, Großmutter! Eine unsäglich traurige Nacht!

Er blickte ringsum ins Dunkel, schüttelte nervös den Kopf und fragte:

— Ihr wart wohl heut bei den „Zwölf Evangelien"?

— Jawohl, — antwortete Wassiliſſa.

— Wenn Ihr Euch erinnert, sagte während des heiligen Abendmahls Petrus zu Jesu: „Mit Dir bin ich bereit, ins Gefängnis und in den Tod zu gehen." Der Herr aber antwortete darauf: „Petre, ich sage Dir, der Hahn wird heute nicht krähen, ehe denn Du dreimal verleugnet hast, daß Du mich kennest." Nach dem Abendmahl zagte

Digitized by Google

Jesus, betrübt bis an den Tod, im Garten und betete, der arme Petrus aber ermüdete in der Seele, wurde schwach, seine Lider wurden ihm schwer, und er konnte sich des Schlafes nicht enthalten. Er schlief ein ... Dann küßte, wie Ihr gehört habt, in derselben Nacht Judas Jesum und verriet ihn seinen Peinigern. Gebunden führte man ihn zum Hohenpriester und schlug ihn. Petrus aber, ermüdet, gequält von peinlicher Unruhe — stellt Euch das vor —, verschlafen und vorausahnend, daß gleich, gleich auf der Erde etwas Schreckliches geschehen müsse, folgte hinterher ... Er liebte Jesum leidenschaftlich und sinnlos, und sah jetzt von ferne, wie man ihn schlug ...

Lukerja legte die Löffel weg und sah den Studenten bewegungslos an.

— Sie kamen zum Hohenpriester, — fuhr er fort. — Man fing an, Jesum zu fragen. Die Knechte aber hatten unterdes mitten im Palast ein Kohlenfeuer gemacht, denn es war kalt, und sie wärmten sich. Petrus aber stand bei ihnen am Feuer und wärmte sich auch, so wie ich jetzt. Eine Magd erblickte ihn und sprach: „Und Du wareſt auch mit dem Jesu," das heißt, daß man auch ihn zu Gericht schleppen sollte. Und all die Knechte, die ums Feuer lagerten, sahen ihn wahrscheinlich mißtrauisch und finster an, denn er wurde verlegen und sagte: „Ich kenne ihn nicht." Und über eine Weile erkannte in ihm wieder jemand einen Jünger Jesu und sprach: „Du bist auch so einer." Er verleugnete abermals. Und zum drittenmal wandte sich jemand an ihn: „Sahe ich Dich nicht heute im Garten bei ihm?" Er leugnete zum drittenmal. Und darnach krähete alsobald der Hahn, und Jesus blickte von weitem Petrus an, und dieser gedachte an des Herrn Wort, das er zu ihm beim Abendmahl gesagt hatte ... Er gedachte dessen, kam wieder zu sich, verließ den Palast und weinte bitter, bitter ... In der Schrift heißt es: „Und er ging hinaus und weinete bitterlich." Ich kann es mir vorstellen: ein stiller, stiller, dunkler, dunkler Garten und in der Stille vernimmt man kaum das dumpfe Schluchzen ...

Der junge Theologe atmete auf und versank in Gedanken. Wassilissa fuhr fort zu lächeln, aber mit einem Male schluchzte sie auf, große, zahlreiche Thränen stürzten ihr über die Wangen und sie schützte mit dem Ärmel ihr Gesicht vor dem Feuer, gleich als schämte sie sich ihrer Thränen. Lukerja blickte unverwandt auf den Studenten und wurde rot. Ihr Gesicht nahm einen mühseligen und angestrengten Ausdruck an, wie bei einem Menschen, der einen heftigen Schmerz unterdrückt.

Die Arbeiter kehrten zurück vom Fluß, und einer von ihnen, hoch

Digitized by Google

zu Pferde, war schon nahe, und der Schein des Feuers beleuchtete zitternd seine Gestalt. Der Student wünschte den Witwen eine gute Nacht und ging weiter. Und wieder umgab ihn die Finsternis, und seine Hände begannen zu frieren. Es wehte ein böser Wind, der Winter kam in der That wieder, und es sah nicht aus, als gäbe es übermorgen Ostern.

Jetzt dachte der Student an Wassiliſſa: wenn ſie zu weinen begann, ſo hat alſo alles das, was in jener ſchrecklichen Nacht mit Petrus vorging, auch eine gewiſſe Beziehung zu ihr . . .

Er drehte ſich um. Das einſame Feuer blinzelte ruhig in der Dunkelheit, und man ſah neben ihm keine Menſchen mehr. Der Student dachte wieder, daß, wenn Waſſiliſſa weinte und ihre Tochter verlegen wurde, augenſcheinlich das, wovon er eben erzählt, was ſich vor neunzehn Jahrhunderten zugetragen, auch eine gewiſſe Beziehung zur Gegenwart haben müſſe, — zu den beiden Frauen, zum einſamen Dorfe, zu ihm ſelbſt und zu allen Menſchen. Wenn die Alte weinte, ſo geſchah es nicht deshalb, weil er rührend erzählen kann, ſondern weil Petrus ihr nahe ſteht und weil ſie mit ihrem ganzen Weſen daran beteiligt iſt, was in der Seele Petri vor ſich gegangen war.

Und plötzlich erbebte ſeine Seele vor Freude, und er blieb ſogar einen Augenblick ſtehen, um Atem zu holen. „Die Vergangenheit, — dachte er, — iſt mit der Gegenwart durch eine ununterbrochene Kette von Ereigniſſen verbunden, von denen eines dem andern entſpringt.“ Und es ſchien ihm, als hätte er ſoeben beide Enden dieſer Kette geſehen: und ſo wie er das eine berührte, erzitterte das andere.

Als er aber auf der Fähre über den Fluß ſetzte und hernach, den Berg hinanſteigend, auf ſein heimatliches Dorf ſah und nach Weſten blickte, wo ein ſchmaler Streifen der kalten, leuchtenden Abendröte erglänzte, da dachte er, daß die Wahrheit und Schönheit, die dort im Garten und im Hofe des Hohenprieſters das Menſchenleben gelenkt hatten, ununterbrochen auch bis auf den heutigen Tag beſtehen und, wie es ſcheint, ſtets im Menſchenleben und überhaupt auf der Welt das Wichtigſte geweſen ſind. Und das Gefühl der Jugend, Geſundheit und Kraft, — er war erſt 22 Jahre alt, — und eine unausſprechlich ſüße Erwartung des Glückes, des unbekannten, geheimnisvollen Glückes, beſchlichen ihn allmählich, und das Leben erſchien ihm ſchön, wunderbar und voll hoher Bedeutung.

Digitized by Google

Gedichte von August Strindberg.

(Paris.)

I.

Idealistische Kritik.

„Er sucht nur das, was häßlich
Und wühlt im Schmutze bloß!"
So giebt man unvergeßlich
Dem Autor Stoß auf Stoß.

Der setzt sich hin und schildert,
Was irgend schön und gut,
Und giebt geklärt, gemildert
Sein bestes Herzensblut.

Da wird es still im Haufen,
So wirkt es, was er sagt, —
Der Schwarm hat sich verlaufen,
Erbärmlich und verzagt.

Ein Herr, dem niemals eine
Idee je eingeheizt,
Der sich im Glorienscheine
Des Idealisten spreizt;

Der sitzt bei flauem Toddy
Und sein Genie wird frei,
Er walkt und zupft zu Shoddy
Des Autors Stickerei.

Der Herr ist litterarisch,
Mit Kleinkram ausstaffiert, —
Das Werk wird exemplarisch
Und — schmutzig parodiert.

Du nimmst mit großen Augen
Vor Schmutz dich fein in Acht,
Doch, Fliege, wird dir taugen
Der Schmutz, den du gemacht.

Bevor du beißest, putz' dir
Die Zähne erst, Gesell,
Und wasch' erst rein vom Schmutz dir
Die Hand im Musenquell!

II.

Zeitgemäß.

Der Autor, er gefiel der Maid,
Verleger, der war praktisch;
Verleger kommt zu ihr und freit,
Des Autors Korb ward faktisch.

Der Autor, ach, was sollt' er thun,
Von Armutsgram vergiftet?
Verleger war im Himmel nun,
Wie ihn die Ehe stiftet.

Digitized by Google

Der Autor steuert jetzt nach Brot,
Ein leck gewordner Kutter;
Verleger leidet keine Not
Und macht die Frau zur Mutter.

III.

Mein Freund und ich.

Du weißt,
Wir waren königliche Amanuense
Und schwärmten einzig für das Ideale, —
Zola und Spencer waren uns wildfremde Hänse,
Und Realismus gab's nur zum Quartale.

Du weißt,
Bekamen wir ein klein Gehalt, so aßen
Wir Austern zum Johannisberger
Und rauchten dann Havannas und vergaßen,
Daß nun die nächsten Zeiten um so kärger.

Du weißt,
Wir schrieben Dramen, dem Parquet nur Rechnung tragend,
Von schönen Worten eine Blütenlese,
Und ihm wie Kaffee mit Liqueur behagend,
Wie nach dem Speisen ein Dessert mit Käse.

Und jetzt,
Jetzt sind wir alt: du singst nicht mehr, doch trösten
Dich deine Abonnenten ganz erträglich;
Du trägst des Tages Lasten mit, die größten,
Und fühlst „non canit plenum venter" täglich.

Und ich,
Ich schildre nicht mehr schön-erträumte Szenen,
Im Unschön-Wahren ist mir heimatlicher;
Ich trage mich mit Weltverbess'rungsplänen, —
Da ist man wie vor einer Kugel sicher.

Und ich
Vermehr' die Menschheit, geh' ins Wirtshaus nimmer,
Ich esse Lachs und trinke Bier zum Mahle, —
Mit Mädchen speisest Austern du noch immer,
Ja, du bliebst treu dem alten Ideale!

Wien. Aus dem Schwedischen von Otto Hauser.

Digitized by Google

Berliner Theaterbrief.

Ein echt wienerisches Thema, für das der Berliner schon stofflich kein rechtes Interesse haben kann, behandelt Hermann Bahr in seinem neuen Dreiakter „Der Star", der am 12. November im Lessing-Theater zum erstenmal gegeben wurde. Der Verfasser verficht die etwas zweifelhafte These, daß eine gefeierte Bühnengröße, ein sogenannter Star, sich nicht den Luxus einer ernsten Liebschaft leisten dürfe. Er gehöre mit Leib und Seele dem Publikum, das ihn verwöhne und verhätschele, ihm alle Schätze der Welt zu Füßen lege, ihn mit Lorbeeren überschütte, aber — keinen zweiten Liebhaber neben sich dulde. Der Star, der sich gegen dies Gebot versündigt, büßt das Interesse seiner Gönner ein, verfällt dem Fluche der Lächerlichkeit und wird in seinem Reiche unmöglich. Dieses Schicksal droht der Lona Ladinser, der gefeierten Primadonna eines Wiener Theaters. Sie hat die Grille, mit einem jungen Postbeamten und Dichterling ein Liebesidyll anzuspinnen, dessen Unhaltbarkeit sich aber aus den angeführten Gründen in kurzer Zeit herausstellt. Der Jüngling kehrt in seine Heimat Philisteria zurück und der von seiner sentimentalen Anwandlung geheilte Star tröstet sich mit einer neuen Glanzrolle. — Die Grundidee des Stückes ruht auf recht schwachen Stützen. Talmi- und Reklamegrößen mögen sich in einer so unwürdigen Abhängigkeit von den albernen Launen des Publikums befinden, sie mögen die schmutzigen Helfershelfer ihrer Eintagsunsterblichkeit, die schmarotzenden Claquechefs und dummdreisten Reporter, nicht entbehren können. Eine echte Künstlerin aber, deren Ruf und Stellung mit ehrlichen Mitteln begründet ist, kann natürlich ihr Privatleben einrichten, wie es ihr gut dünkt. Der dichterische Wert des Stückes ist gleich Null. Grob karrikierte Schwankfiguren als Träger eines ernstgemeinten Lebensbildes vorzuführen, dürfte nur einem ahnungslosen Dilettanten einfallen. Und für die wohlfeilen Anspielungen auf lokale Wiener Cliquengrößen hat man bei uns zu Lande kein Verständnis. Wenn das verunglückte Opus trotzdem eine glimpfliche Aufnahme fand, so lag das einerseits an der guten Darstellung und andererseits an dem Umstande, daß das Publikum in den ersten Szenen Anspielungen auf die verkrachte „Eroberer"-Première des Lessingtheaters zu finden meinte und dadurch von vornherein in die heiterste und günstigste Stimmung gelangte.

Einen bösen Abend bereitete uns am 23. November das Königliche Schauspielhaus mit der Erstaufführung der dreiaktigen Dorfkomödie „Nr. 17" von Richard Skowronnek. Das Stück ist eine romantische und rührselige Birch-Pfeifferiade, in deren Mittelpunkt ein polnischer Landarbeiter steht oder vielmehr sitzt, der einst nach Preußen herübergekommen ist, um Arbeit zu suchen. Seine Frau ist ihm hier gestorben, und da er sich von ihrem Grabe nicht trennen kann, als russischer Unter-

Digitized by Google

than aber täglich Ausweisung befürchten muß, so verfällt der Gemütsmensch auf die Idee, durch fortgesetzte Holzdiebstähle sich dauernden Aufenthalt in dem Gefängnisse des ihm lieb gewordenen Landes zu sichern. Als er schließlich einmal entlassen wird und wahrnimmt, daß seine Anwesenheit dem Lebensglück seiner ebenso schönen wie unbescholtenen Tochter im Wege steht, überliefert er sich, unschuldig, der Polizei als Schmuggler und wird wiederum in seine geliebte Zelle „Nr. 17" abgeführt.

Das Stück enthält ein paar theatralisch wirksame Effektstellen und einige unterhaltende Possenszenen. Damit sind seine Vorzüge erschöpft. Die weltfremde Romantik der Gestalten und der Handlung steht in groteskem Widerspruch zu dem naturalistischen Stile, dessen sich der Verfasser befleißigt hat. Diese halbpolnischen Schmuggler und Holzdiebe leben in einer Gedanken- und Gefühlswelt, die nur als Produkt einer hohen Kultur und überdurchschnittlichen Intelligenz denkbar ist. Das Ganze stellt sich als ein teils klägliches, teils widerwärtiges Zwittergeschöpf dar, das die künstlerische Impotenz und Hilflosigkeit des Verfassers im grellsten Lichte erscheinen läßt. Allen den weisen Kunstrichtern, die das Wesen des naturalistischen Dramas lediglich in einem wohlfeilen Abklatsch der nüchternen Wirklichkeit zu erkennen glauben, möchte ich das Werk des Herrn Skowronnek zum Studium empfehlen. Hier sehen sie, wie ein in ihrem Sinne zweifellos talentierter Dramatiker einmal den Versuch macht, diese angeblich so wohlfeile Technik zu handhaben. Hier könnten sie erkennen, daß das bischen Phantasie und Formgewandtheit, das genügt, um ein denkfaules und ästhetisch verwahrlostes Philisterpublikum mit unterhaltsamen, romantischen Spielereien zu ergötzen, doch nicht ausreicht, ein naturalistisches Kunstwerk im modernen Sinne zu schaffen. — Die Darstellung war besser, als das Stück verdiente, und das Publikum des Königlichen Schauspielhauses spendete den beiden ersten Akten lebhaften Beifall, während es sich dem dritten gegenüber ablehnend verhielt.

Eine Oase in der Premièrenwüste dieser Saison bildete die Erstaufführung des Einakter-Cyklus „Die Befreiten" von Otto Erich Hartleben (Verlag von S. Fischer, Berlin), die das Lessing-Theater am 29. November veranstaltete.

Es sind vier recht verschiedenartige Werke, die der Dichter unter einem gemeinsamen Titel zusammengefaßt hat. Zwei von ihnen, „Die sittliche Forderung" und „Die Lore" sind von früheren Aufführungen her bekannt. Das erstere, eine satirische Plauderei und eine der feinsten und graziösesten Schöpfungen der deutschen Dramatik, schildert, wie die auf dem Schicklichkeitskodex fußende, knöcherne Kleinstädtermoral unter den Einwirkungen einer anmutigen Unsittlichkeit ergötzlichen Schiffbruch leidet. „Die Lore", ein kecker Schwank aus dem Berliner Studenten- und Grisettenleben, ist eine Dramatisierung der bekannten Hartleben'schen „Geschichte vom abgerissenen Knopf".

Die beiden Stücke, welche den Abend einleiteten, „Der Fremde" und „Abschied vom Regiment", sind jüngeren Datums; „Der Fremde" ist erst vor wenigen Wochen entstanden. Es führt uns die Auflösung eines unglückseligen Ehebündnisses vor Augen. Gabriele hat als junges, armes Mädchen den begüterten Rentier Rautenberg geheiratet, um ihre Familie von materieller Not zu befreien. Zwölf Jahre hat sie das Joch getragen, hat die Wohlthaten und Liebesbeweise des Gatten „mit ihrem Leibe" bezahlt. Der langweilige und gutmütige Spießbürger ist der Gattin ebenso fremd und unverständlich, wie ihm ihr temperamentvolles und abenteuerlustiges Naturell. Der geringste äußere Anlaß muß den offenen Bruch herbeiführen. Dieser äußere Anlaß erscheint in der Gestalt des halbvergessenen Jugendgeliebten. Es bedarf keiner besonderen Beredsamkeit, um Frau Gabriele zum klaren Bewußtsein zu bringen, was sie schon lange

Digitized by Google

im Innern fühlte. Von den Thränen des Gatten ungerührt, läßt sie den braven Julius bei seinen geliebten Gartenblumen allein und geht mit ihrem Befreier in die weite Welt. — Nichts geringeres, als die Moral und die Lebensauffassung der alten und der modernen Welt stoßen in diesem Drama aufeinander. Ganz objektiv, jenseits von gut und böse, hat der Dichter die zwei einander widerstrebenden Charaktere gezeichnet, deren Bündnis notwendig in die Brüche gehen muß, ohne daß den Einzelnen irgend eine direkte Verschuldung träfe. Die rein künstlerische, weise Objektivität und die Vorurteilslosigkeit, mit der das Milieu und die Menschen gezeichnet sind, verraten eine ungewöhnlich vornehme und reife dichterische Kraft. Daß ein Teil des Publikums den Dichter mißverstand, und die Geistesverwandten des braven Julius gegen die böse Gabriele ostentativ Partei nahmen, will ich ihnen als guten Menschen nicht verargen, nur erinnerte diese Höhe der ästhetischen Urteilskraft ein wenig an das Verfahren der entrüsteten Schöppenstädter, die sich den Franz Moor von der Bühne herunterholten und ihn für seine Schurkereien durchprügelten.

„Abschied vom Regiment", das zweite Drama des Cyklus, hatte von den vier Werken den stärksten Bühnenerfolg. Der Hauptmann Griesfeld, der wegen der Koketterie seiner Gattin von dem Regiment versetzt worden ist, dem er zwanzig Jahre lang angehört hat, kehrt in später Nachtstunde berauscht von dem Abschiedsfeste heim, das die Kameraden ihm gegeben haben. Es kommt zur Aussprache zwischen ihm und seiner Frau. Der verstockte Trotz des Weibes und der wütende Schmerz des Mannes prallen aufeinander. Griesfeld läßt sich zu einer Mißhandlung seiner Gattin hinreißen; in ihrer Todesangst ruft diese nach ihrem Geliebten, der in der Nähe auf ein Rendez-vous wartet, und der betrogene Ehemann fällt von der Hand des Nebenbuhlers. — Der dichterische Wert des Stückes besteht meines Erachtens in der wundervollen Stimmungsmalerei und in der Kühnheit des Autors, einen betrunkenen Hauptmann als tragischen Helden auf die Bühne zu bringen. Was dem Drama in der Darstellung des Lessingtheaters zum durchschlagenden Erfolge verhalf, waren aber mehr die etwas äußerlichen, theatralischen Effekte, an denen es gegen den Schluß hin reich ist.

Die Hartleben-Première war der erste große Erfolg, den die junge Direktion des Lessingtheaters zu verzeichnen gehabt hat. Und er war wohlverdient. Man hatte sich mit der Inszenierung und Einstudierung die redlichste Mühe gegeben und eine in ihrer Art musterhafte Aufführung zustande gebracht.

Charlottenburg. Dr. John Schikowski.

Aus dem Münchener Kunstleben.

Als vor hundert Jahren auf der neuhergerichteten Weimarer Bühne zum erstenmale „Wallensteins Lager" in Szene ging, hatte es Schiller der Energie Goethes zu verdanken, daß seine gigantische Schicksalstragödie, entgegen dem eignen zaghaften Bedenken, von der Bühne her dem staunenden Publikum zugänglich gemacht wurde. Heute nun war es Herr v. Possart, der die echte Patina dieses historischen Denkmals neu übergoldete und es mit dem ganzen prunkhaften Pomp eines Ausstattungsstückes — neustilisiert, wie man sagt — über die Bretter des Münchener Hof-

Digitized by Google

theaters einhermarschieren ließ. Sämtliche Dekorationen wurden „eigens nach den an Ort und Stelle noch vorhandenen Motiven entworfen und ausgeführt", ebenso waren die Kostüme und Requisiten bis auf die thönernen Tabakspfeifen, die Form der Trinkgläser und den — Stiefelstaub stilgerecht und historisch treu.

So reinlich und frisch gewaschen, wie bei der Münchener Aufführung ging es allerdings, dank ihres kunstsinnigen Herzogs, selbst bei den Meiningern nicht zu, und all die blendenden Geschmacklosigkeiten, wie z. B. die seidengekleidete Pagenreihe und das allzu salonmäßige Bankett-Arrangement, vermochten nicht die Schillersche Bläße warm zu tönen. Ein hektischer Glanz! Und wie ekstatisch die Schauspieler schrieen! Sie mochten wohl meinen, daß das eben „klassisch" sei. So kam es, daß auch hierin eine Art „Operncharakter" zu Tage trat, man brauchte nämlich, um etwas zu verstehen, einen — Text. In dieser Voraussehung verkaufte man denn auch an der Kasse und bei den Logenschließern die bewußten Reklambändchen zum „Nachlesen". Armer Schiller!

Im allgemeinen bedeutete aber die Aufführung von „Wallensteins Tod" im Vergleich zu den ersten Teilen der Trilogie einen bedeutenden Fortschritt auf der Bahn zum Natürlichen hinüber. Alle hohle Deklamation war diesmal auf ein Minimum beschränkt, und so wirkte im wesentlichen alles befriedigend.

Am Tage der Wallenstein-Erinnerungsfeier wurde zugleich in den Wandelgängen des Kgl. Hoftheaters die von Münchener Künstlern gestiftete Porträtgalerie ehemaliger Angehöriger der Königl. Hofbühne der Schauluft des Publikums präsentiert. Wiederum war es eine Idee des Herrn v. Possart, das nüchterne Empire des Hoftheaters mit diesem künstlerischen Schmuck zu beleben, und damit zugleich ein paar Kerzen auf dem Altar der Pietät anzuzünden. Er darf zum Dank für diesen „malerischen" Gedanken die Gewißheit im Busen tragen, daß dermaleinst sich auch sein Konterfei der Phalanx der Intendanten anreihen wird, die da, vom alten Selau an (1778—1799) über den Nachtwächter Dingelstedt hinweg bis zu Sr. Exz. Freiherrn v. Perfall die Chronik der Hoftheaterleiter illustriert. Das Zivil-Bild des letzteren, von Lenbach gemalt, ziert aber nur einstweilen die Wand, weil die Haltung gebende Uniform-Aufnahme noch nicht ganz fertig ist. Maler wie Defregger, Kaulbach, Uhde, Stuck ꝛc. haben die ehemaligen Lieblinge der Münchener in ihren Hauptrollen verewigt, wie z. B. Sophie Schröder, Therese Vogl, Hermine Bland, Lilli Dreßler, Math. Weckerlin, Cl. Ziegler, ebenso Friedr. Haase, Nachbaur, Gura, Kindermann und wie sie sonst alle heißen. Eine Art Vorsehung ließ manche Porträts, von schwachem Pinsel gemalt, an ungünstiger Stelle die „rechte" Beleuchtung finden. Inwieweit die ganze Ruhmeshalle einen Gradmesser für den Wert des Künstlers bedeutet, läßt sich aus der Anordnung nicht folgern. Jedenfalls soll es nicht heißen, daß der Künstler, welchem nicht die Ehre widerfuhr, „festgenagelt" zu werden, als unwertig befunden wurde. Nach welchen Prinzipien die Ausstellung ferner vermehrt wird, ist noch nicht ersichtlich.

Das Münchener Schauspielhaus unter Stollberg, das sich erfreulicher Weise immer mehr in die Gunst der Münchener einspielt, machte einige Seitensprünge, wie „Mutter Thiele" und „Unsere Samstage" durch die wohlgelungene Aufführung der „Gläubiger" von Strindberg wieder glänzend wett.

Wir wissen, daß Strindberg mit dieser Seelenstudie sich ein Stück Weiberhaß vom Halse geschrieben. Wir wissen aber auch, daß Strindberg, wie sehr er auch die vermeintliche „Seele" des Weibes mit Füßen tritt, doch stets zuletzt in einer kläglichen Niederlage wiederum am „Fleische" hängen bleibt. Sein leidenschaftliches Aufbäumen gegen die Kreatur Weib hat seinen letzten Grund in seiner eignen Schwäche, es ist ein Ver-

Digitized by Google

zweiflungsschrei gegenüber der dämonischen Macht des Vampyrs, der sein Blut aussaugt, und dem er sich doch nicht innerlich ganz entwinden kann. Er kann es dem Weib nicht verzeihen, daß es sich von ihm besudeln ließ, und das ist auch das Tragische in der ganzen Misogynie Strindbergs. Man hat vielfach angedeutet, daß er dem Weiberkultus Ibsens durch seine Ausfälle auf das Weib begegnen wolle. Aber wo fände man bei Ibsen eigentlich einen Weiberkult? Hat er nicht seine Rebekka, seine Hedda, seine Rita mit erbarmungsloser Schärfe gezeichnet? Und daß er einmal eine „Nora" schuf, das sollten die davon Betroffenen endlich verzeihen! Nein, was da bei Strindberg gegen das Weib revoltiert, ist wohl erst in allerletzter Linie mit der „Litteraturströmung" in ein Kausal-Verhältnis zu bringen, und darum liegt es auch über dem Hörer wie ein schwerer Druck, wenn er Strindberg lauscht. Man fühlt, es ist mit Blut geschrieben. Und man sieht den Dichter selbst bluten und verbluten .... Auch in den „Gläubigern" löst er nicht das „Problem Weib" — seine Weisheit zerschellt. — —

Eine sehr interessante Parallele zu dieser düsteren Studie Strindbergs ist Frank Wedekinds „Erdgeist", der gleichfalls, wie zu erwarten, über die Bretter des Münchener Schauspielhauses geisterte.

Unsere Polizei, Abteilung: „Prüfungsstation für sittengefährliche Dichterprodukte", betrachtet vielleicht Frank Wedekind, den dekadentesten und perversesten aller Modernen, als radikal wirkendes Abschreckungsmittel des vielverschrieenen, für kulturästhetisch Fortgeschrittene eigentlich längst überwundenen Bühnennaturalismus. Denn sie ließ sein unglaubliches Produkt „Erdgeist", „Tragödie" in 4 Akten, die Zensur passieren. Hätte der sehr freie Frank frisch-fröhlich statt „Tragödie" auf den Theaterzettel geschrieben „Burleske", ich glaube, das Publikum der Münchener Première wäre weit glimpflicher mit ihm verfahren. So gab es ein regelrechtes Theaterskandälchen mit Pfeifen, Höllenlärm, Hohnlachen, Zischen und Trampeln, wie wir ihn seit W. Weigands „Dämon" nicht mehr erlebt haben. Seit seinem Meisterstück „Frühlings Erwachen" ist der kluge Affe Strindbergs in unaufhaltsamer Dèroute begriffen. Was eine am Weibe leidende, am Weibe zu Grunde gehende „müde Seele" an Erfahrungen und Studien im Laufe der Kampagnen, über diese seine Krankheit gemacht hat, hier ist's zusammengetragen und verkörpert in einem Weibe, dessen Lasterhaftigkeit gen Himmel riecht. Aber es ist nicht die Arbeit eines Grüblers über das Rätsel „Weib", der ehrlich ringt, nicht jene langsam bohrende und höhlende Reflexion, mit der z. B. Strindberg sich die zerfleischenden Krallen aus dem blutenden Leibe reißt, — es ist eine gezwungene, mit den Argumenten eines zersetzenden Scharfsinns ernst gefärbte Parodie. Ein Zwitterding zwischen Absurdität und Mannesohnmacht, darinnen knechtische Schwäche jammert, aber keine Seele schluchzt. Das Weib triumphiert und der Mann unterliegt, aber die hämmernde, zermalmende Notwendigkeit, das Tragische fehlt. Und so hätte wohl Frank Wedekind als Motto über sein Werk die Worte Euphorions setzen können: „Nur das Erzwungene ergötzt mich schier", und zu der ganzen Burleske hätte statt des tiefsinnigen („symbolischen" sagt man ja jetzt wohl mit Vorliebe?) Titels „Erdgeist" die Aufschrift „Die Giftbremse" viel besser getaugt. Denn eine Giftbremse ist dieses Weib, mit dem uns Wedekind mystifiziert. Die ganze erkünstelt aufgebaute Dämonie der Heldin Lulu zersplittert, wenn wir sie mit der idiotischen Verranntheit der Männer dividieren, die sie, von Dr. Schön angefangen bis herab zum Kutscher und dem Gymnasiasten, beglückt. Da muß wohl schon etwas sehr faul im Staate dieser Opfertiere gewesen sein! Der ganze Erdgeist dürfte eher ein Beweis für die traurige, ohnmächtige Schwäche der Männer, denn für die Stärke des Weibes sein. So etwas zer-

Digitized by Google

tritt man eben und dann ist man wieder stark und gesund! Freilich, wo sollte Wedekind diese Kraft hernehmen? Demnach glaube ich, daß es ihm zuletzt selbst nicht mehr Ernst gewesen ist mit der reinen Entrüstung — denn der vierte Akt des ohnehin erheiternden Stückes ist ja ganz und gar auf „Ulk" gestimmt. Kommt noch dazu der zerhackte Dialog, die bekannte gestotterte Unkunst, und die entstellende, schlechte Wiedergabe der Hauptfigur Lulu durch Frl. Gnad, so haben wir alle Faktoren beisammen, die ein amüsantes Begräbnis bereiteten.

Das Gärtnertheater, das, nachdem es in seinem ständigen Repertoir durchweg das graziöse Flatterding, die Operette, in ein Gassenmädchen vergröberte, auch endlich einmal seine erzieherischen Einflüsse beweisen wollte, brachte die vieraktige Sittenkomödie „Ledige Leute" von Felix Dörmann heraus. Das Stück ist in Berlin verboten worden, und ich glaube wohl, daß es den Berlinern etwas blümerant geworden wäre, wenn sie da so ein Stück zu kosten bekommen hätten, das feinschalkhaft den Vorhang von mancher Fäulnis fortzieht. Und doch auch wieder: der sentimentale Schluß, die reuige Rückkehr des aufs Eis gegangenen Bübleins in die geöffneten Mutterarme, — ist das nicht versöhnlich und moralisch überwältigend? Also kurz, die drei feinen Fräuleins, die ihre Liebhaber wechseln wie abgetragene Handschuhe und aus ihrer Liebe ein einträgliches Geschäft machen, wer sollte ihnen und deren Mutter, die in „aufgeklärter" Toleranz das Prinzip der freien Liebe verficht, nicht irgendwo schon einmal begegnet sein? Dörmann führt uns eine dieser skrupellosen Familien mit liebenswürdigem Humor und feiner Beobachtung vor und schwingt gelegentlich seine Geißel mit weiser Zurückhaltung. Als Paß für seiner Kontrebande freie Fahrt erfand er flugs das gegensätzliche, sittlich korrekte Bürgerhaus und inszenierte die geschmacklose Rückkehr des verlorenen Sohnes. Wie süß! Der Dichter, der hier im nahen Schäftlarn im schönen Isarthale an einem neuen Werke arbeitet, durfte sich zweimal dem animierten Publikum zeigen. Die Darstellung befriedigte im Großen und Ganzen, nur hätten wir uns das „gewinnreiche" Äußere der drei verdienstvollen Töchter etwas glaubwürdiger gewünscht.

Die hiesige Pensionsanstalt der Schriftsteller und Journalisten hatte Hermann Bahr aus Wien zu einem Vortrag hierher berufen. Seit Bahr Redakteur geworden ist, giebt er sich wohlgesittet, philisterhaft. Als „Artist", als Rezitator, in der Stilisierung seiner Stirnlocke. Der Bahr der „Zeit" und des „Theaters" ist ein anderer, als der Bahr der „guten Schule" und der „Mutter". Man ist seit langem einig darüber, daß sich der expansive Wiener Feuergeist sehr verwandlungsfähig gezeigt hat, daß er „umgelernt", wenn das besser klingt, daß er „sich gefunden"! Nach der Draufgeherperiode blies er einigemal mit eisigem Hauch in die Flammen, die er selbst entzünden half, und jetzt thront er auf der sicheren Warte eines „Altmeisters" in behaglicher Umschau und gönnerhafter Gewogenheit für die, die ihn — Meister nennen. Eine Art Goethe in nuce für Jungösterreich, eine Art „alter Weimarer Herr", der die schöpferischen Erzeugnisse seiner landsmännischen Dichterjünger „artig" findet.

So hielt er uns mit fast biedermeierischer Selbstentäußerung und fast sanft tönender Stimme in der Pose des „müden Mannes" einen belehrenden Vortrag über die Litteratur jenseits der schwarz-gelben Grenzpfähle. Ein Stück Ehrenrettung für Jungösterreich, das besonders von der bösen „Berliner Schule" verkannt werde. An einigen mit feuilletonistischem Zierrat aufgeputzten Beispielen führte er aus, wie in Österreich das Dichten überhaupt aus der Mode gekommen war, wie man sich später im Café zusammenthat mit dem litterarischen Revolutionsrausch im Kopf und dem gewichtigen Ver-

Digitized by Google

sprechen im Munde, „morgen“ sein großes Werk zu schreiben, wie darauf die Vereinigung in stimmungsvollen Räumen folgte, die Periode der neuen Adjektiva und Kravatten. Die Phase der Nüancen! Aber wie sie es auch andrehten und sich räusperten, immer war es nicht das „ganz Neue“, besonders hatten ihnen die Franzosen alles schon einmal vorgemacht. Also besannen sie sich und wurden „sie selbst“, d. h. österreichisch. Und nun predigt Bahr der Grenzpfahl-Litteratur in einer Weise das Wort, daß es einem kosmopolitisch angehauchten Menschen rein angst werden könnte. Grenzpfahl-Litteratur, Bezirks-Litteratur, Vier-Wände-Litteratur, was weiß ich, wo da noch ein Loch bleibt, durch das die helle Sonne der reinen Menschlichkeit, das weltallumschlingende Leben lugt? Wo das Weh der Weltseele schluchzt und das Herz in Freude lacht, — bedarf es da eines Heimatscheines? Zur Erhärtung der Etikette, die er der jungösterreichischen Kunst aufgeklebt hatte, las Bahr zum Schluß einige Proben vor. Aber weder „Die Toten schweigen“ von A. Schnitzler, ein Nachtstück nach Dostojewsky'schem Muster, noch Felix Saltens „Wurstlprater“, noch Bahrs „Schöne Frau“ bestätigten, was der Impresario Jungösterreichs uns glauben machen wollte. Die jungen österreichischen Dichter sind, Gott sei Dank, trotz ihres Grenz-Waibels Bahr, weltumfassender und „uneingefriedigter“ und fassen das schöne Leben da, wo es blüht und grünt und mit klopfenden Pulsen anpocht. —

Über die Vorgänge im Musikleben im nächsten Brief.

Wilhelm Mauke.

Kritik.

Lyrik.

Oskar Linke: Vasanta. Indische Liebe. Die Lieder des Agasti. Berlin, Hugo Storm. 8. 70 S.

Gustav Renner: Neue Gedichte. Berlin, Kleiststr. 28, Hof, Selbstverlag.

Mehr als ein Viertelhundert Werke hat Oskar Linke in etwa 20 Jahren aufeinandergehäuft, und doch ist das Gebäude seines Ruhms winzig geworden. Zwischen Milet, Althellas, Palästina, Berlin, Urwelt, Alt-Karthago und Wien ist seine Phantasie hin und her gewandert, und vielleicht darum hat seine Poesie nirgends Wurzeln gefaßt, nirgends Heimatrecht erlangt, nirgends Erdgeruch aufgenommen. Es ist schade um diese Begabung, die vor lauter Bildung nicht zur Naivetät gekommen ist, die das Gymnasium noch mitschleppt, anstatt ein bischen Wirklichkeitsleben. Was soll nun wieder die indische Maske? Als ob nicht jeder hinter Agasti den guten Oskar Linke erkennte, mit seinem dichterisch weich empfindenden und schönheitsdurstigen Herzen und der geringen Dichterkunst! Dieser Haufe freier oder gebändigter Rhythmen ließ sich glatt herunter; das ist alles so poliert, so nett, so „poetisch“ und doch nicht voller Poesie, doch

Digitized by Google

nicht Vollpoesie, nur Exerzitien eines feingebildeten Mannes. Wie gesagt, es ist schade um Linkes Begabung ...

Wie anders Gustav Renner! („Neue Gedichte.") Er gehört zu jener stattlichen Zahl Arbeiter, Handwerker, Bauern 2c., die mit der Johanna Ambrosius an der Spitze einen Einbruch in unsere Poesie gewagt haben. Meinem Ideal der Annäherung von Poesie und Volk konnte nichts erwünschter sein, als diese Beteiligung der untersten Stände an unserer nationalen Litteratur. Aber nicht eine Hoffnung ging in Erfüllung! Statt aus ihrer Seele herauszusingen, sangen sie aus ihrer Lektüre heraus, über Bibliotheken hinweg, und so bedeutete dieser Einbruch nichts für unsere Poesie, denn neuen Aufguß von Gartenlauben-Liedern 2c. hatten wir genug. Man stand vor der überraschenden Thatsache, daß eine Exzellenz wie Goethe, ein gelehrter Germanist wie Uhland, ein hoher Beamter wie Eichendorff, ein Jurist wie Storm den Volkston sicher und unerhört echt trafen, die Leute aus dem Volke dagegen nie.

Auch Gustav Renner nicht. Er ist Arbeiter gewesen, aber sein Bildungsstreben hat ihn hoch über seine Standesgenossen emporgehoben, und er dichtet nunmehr wie ein gebildeter Mann, in schweren und steifen Formen schwere und steife Stoffe bewältigend, nur keuchend unter der Last bedrückter Armut. Ein ganzer Dichter spricht oder vielmehr schreit hier seine Leiden aus, und ein ganzer Mann zwingt seine Seele nieder, um sie in Poesie wieder aufleben zu lassen. Seltene Empfindungen, ganz wie ein Kulturmensch, dem alle Philosophie nicht Tröstung gab, finden sich hier; schwerfällige Naturbilder werden in stahlharte Terzinen gezwungen oder in würdige Sonette gepreßt; selbst die alte Venus muß wieder einmal aus dem Schoß des Meeres steigen, kurz, dem dichtenden Arbeiter steht schon der ganze komplizierte Bildungsapparat zur Verfügung, den wir uns sonst alle abzugewöhnen trachten. Hierzu tritt eine Seele, die finster ist, Erlebnis, das zerschmettert hat, Leid, das tief beschwert. Und so hat seine ganze Poesie keine Tanzfüße; sie singt nicht, sondern grollt; sie spielt nicht, sondern zerschlägt; sie streichelt nicht, sondern thut weh. Diese Poesie trägt den Dichter nicht hoch über den Harm und Haß der Welt, sondern sie schleppt ihn, sie schleift ihn durch den Staub und Sturm des Daseins. Alles in allem, ein faustisches Büchlein eines Mannes, und für männliche Intelligenzen eine reife und schwere Gabe.

Ludwig Jacobowski.

Ich und die Welt. Gedichte von Christian Morgenstern. Berlin, Schuster & Loeffler. 1898.

Christian Morgenstern ist seit dem Jahre 1895 — er veröffentlichte damals seinen ersten Gedichtband „In Phantas Schloß" — als eine außerordentliche Begabung bekannt. Trotzdem nun Morgenstern seither außer verstreuten kritischen Essays nur Gedichte und Gedichtwerke veröffentlicht hat, scheint mir seine Begabung nicht lyrisch. Der Lyriker Morgenstern steht dem geistvollen Essayisten Morgenstern zu nahe. — Unverkennbar liegen die Wurzeln seines Talentes in jener Geburtszeit der neuen Lyrik, wo alles um Ideen rang. Die Zahl der scheinbar Begabten war damals sehr groß, denn auch die besten gestalteten damals nicht, sie theoretisierten in Versen. Das Interesse für die soziale Frage mit all ihren Verzweigungen war aus Drama und Roman herübergeschlagen in die Lyrik. Der Rückschlag kam. Französische Einflüsse aus erster und über Österreich aus zweiter Hand wirkten auf ihn ein. Aus der gefühlstiefen, modernen Mystik, die allen Verstandesfragen gleichgültig lächelnd gegenübersteht, kam die Weiterentwickelung. Auch der fröhliche Naturalismus Liliencron'scher Schule wirkte jetzt tiefer und führte die Lyrik von der Abstraktion wieder auf grüne,

Digitized by Google

Böcklin'sche Gefilde. Mancher konnte nicht mitgehen, wußte nicht die leeren Gedankenschemen mit blühendem Leben zu erfüllen und verstummte. Auch einige wirkliche lebensstarke Künstler machten diese Entwicklung nicht mit und blieben (oder: wurden eigentlich jetzt erst) Gedankendichter. So Morgenstern. — Schon immer ist mir eine gewisse künstlerische Entwickelungslosigkeit bei Morgenstern aufgefallen. Auch dieses Buch, das der Dichter selbst in der Vorrede die umfassendste seiner bisher veröffentlichten Gedichtsammlungen nennt — sie enthält Gedichte aus den Jahren 1894 bis 1898 — scheint meine Ansicht von neuem zu bestätigen. Seine Kunst hat an Reinheit und Klarheit, vielleicht auch an Tiefe gewonnen. Größer ist sie in den Jahren, die wir übersehen können, nicht geworden. Vielleicht, daß er noch in der Form irrt, daß ihm eine andere Form als die Lyrik Größeres abringen wird. —

Zwei einander fast fremde Begabungen machen seine künstlerische Persönlichkeit aus. Er ist einerseits tiefsinniger Gedankendichter, ein prachtvoller, mit herber Phantasie ausgerüsteter Schilderer anderseits. Seine Phantasie findet auch das Wort. Indessen, es ist oft nicht das zwingende Wort; bewußte Mitarbeit des Lesers ist zum vollen Genuß nötig, der dann allerdings groß ist. Ich hatte a. a. Orte anläßlich des früheren Gedichtbuches des Dichters „Auf vielen Wegen" Gelegenheit, schon einmal auszusprechen, daß nach meiner Ansicht ein Fehlen des letzten Unbewußten, des immer verhangenen Allerheiligsten daran Schuld trage; oder, wo nicht ein Fehlen — dies wäre bei einer Persönlichkeit wie Morgenstern zu unerklärlich —, doch das Unbewußte den Weg nicht finde in seine Werke. Morgenstern giebt mehr offen als viele andre. Aber selbst die, die nur halb so viel geben als er, sind ihm gegenüber im Vorteil, wenn sie die andre Hälfte unbewußt einfließen lassen können. Denn da ruhen die Zauber der Stimmung. Stünde hinter dem, was der Dichter giebt, noch ein Unbewußtes, so würde er manchen weit überragen, den er vielleicht nie erreichen wird. Denn die geheimen Schauer sind seiner Kunst versagt. Wo sie einmal walten, ruhen meist nur Dinge im Dunkel, die uns Morgenstern sonst offen sagt. Eine tiefe, unerfüllte Sehnsucht nach Musik lebt in seinen Gedichten.

Mehr noch als der klare Naturalist ist er ein klarer Gedankendichter. Hier hat er Tiefe. Aber er teilt das Schicksal aller Gedankenarbeiter unserer Tage: ein Mächtiger übt seinen Einfluß auf ihn aus und hat ihm viel vorweggenommen: Nietzsche. Noch ein andrer beeinflußt ihn bis ins Herz hinein: Goethe. Noch sind es seine freien Rhythmen, sein Bilderschaffen, sein Sprachton — ein wenig schon modernisiert durch den Naturalismus des Schilderers Morgenstern, der die klassisch strömenden Rhythmen oft bricht und von den Bildern den Traumduft abstreift. Denn nur eine Seite Goethes wirkt auf ihn, das Starre, das gedankliche Erkennen, das schroffe Sehen der Gegensätze . . .

Ich sah neulich eine Aufführung des schönen Jugendwerkes von Hugo von Hofmannsthal „Der Thor und der Tod". Auch hier Goethe in jedem Wort; aber nur der weiche, träumende, nicht der gestaltende, mächtige. Seltsames Gefühl, aus zwei so kernverschiedenen und doch gleich ernsten, jungen Künstlern wieder den Einen hören zu müssen, der am Anfang einer jeden Kunstentwicklung in Deutschland stehen wird . . .

Man halte das nicht für eine Reihe von Bemängelungen! Ich nehme an Morgenstern lebhaftes Interesse und erachte sein bedeutsames Talent allzuweit bekannt, als daß ich glaube, auf sein hohes Können noch erst weitschweifig aufmerksam machen zu dürfen. Einen Dichter seiner Art hat die Kritik bei seinem dritten Buche nicht mehr

Digitized by Google

zu loben oder zu tadeln; sie muß versuchen, ihn zu charakterisieren, sei es auch, indem sie, indirekt arbeitend, seine Gebiete abgrenzt.

Gedichte von einer Macht wie seine früheren „Im Fieber", „Der einsame Turm", „Die Flamme" finden sich in diesem Bande nicht. Die schönsten Klänge dieses Buches sind leiser: „Mondstimmung", „Feierabend", „Dunkle Gäste", „Moor" ...

„So möcht ich sterben, wie ich jetzt mein Boot aus sonnenbunten Fluten heimwärts treibe.

Noch glüht die Luft, noch liegt ein gütig Gold auf mir und allem um mich her gebreitet.

Bereit und heiter thu ich Schlag auf Schlag dem Schattensaum der stillen Ufer zu ..."

Wilhelm von Scholz.

Dramen.

Björnstjerne Björnson: Paul Lange und Tora Parsberg, Drama in 3 Akten, übersetzt von Math. Mann. München, Albert Langen. 191 S.

In diesem Werke waltet eine ganz wundervolle Klarheit, etwas Erfrischendes, Reinigendes, wie es große Anschauungen und hervorragende Menschen haben, sobald die Weihe der Kunst sie umgiebt. Viel Pathos liegt in dem Drama, aber es ist das Pathos des vollen Lebens, jener ungezwungene Rhythmus, der im Erhabenen organisch vorhanden ist. Mit meisterlicher Kunst und warmem Dichterherzen hat Björnson hier zwei Gestalten geschaffen, die niemand vergessen wird, der in ihnen mitgelebt hat. Schwer und wuchtig schreitet ihr Schicksal, und der technische Aufbau des Dramas, den zu verfolgen allein schon eine Freude ist, läßt uns atemlos ihrem Kampfe folgen, in dem sie zuletzt unterliegen, weil Fanatismus und kleinlicher Neid des Pöbels und der Parteien (das Stück spiegelt politisches Leben) heutzutage noch mächtiger sind als sie. — Die Szene ist des Dichters Heimat, und nordisch sind seine Gestalten, die alle, von dem Helden bis zu denen, die nur für Minuten auftreten, wunderbar plastisch herausgearbeitet sind, — und doch könnte das Stück in jedem andern Lande spielen: seine Bedeutung ist allgemein. — Auf der Bühne denke ich mir das Drama sehr, sehr wirkungsvoll, nur müßte wohl der Regisseur aus dem etwas zu weit ausgedehnten und diffizilen Dialog im letzten Akt zwischen Lange und Tora manches streichen. Er ist im Buch 40 Seiten lang! Der Leser freilich wird kein Wort von diesem Kunstwerk missen wollen! — Nur mit Einem kann ich mich nicht einverstanden erklären: mit den Schlußworten. Was der Dichter sagen will, haben wir bereits zu lebhaft gefühlt, als daß es noch in Form einer „Moral" uns entgegenzutreten brauchte. Mich wenigstens verletzte es, meine Empfindungen folgendermaßen übersetzt zu finden: „Ach, warum muß es so sein, daß die Guten so oft Märtyrer werden? Kommen wir nie so weit, daß sie die Führer werden?" —

Zu erwähnen ist noch, daß die Übersetzung von Mathilde Mann vorzüglich ist.

C. Hanns von Weber.

Philipp Langmann, Unser Tebaldo, Drama in 3 Akten. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 102 S.

Der etwas sehr jugendliche Lehrer Norbert Hügel liebt die Gattin des Kaufmanns Wolfjäger, der eine Erbschaft von einigen tausend Gulden zum Anlaß genommen hat, Frau und Kind zu verlassen, um seinen Neigungen zu außerehelichen Freuden ungestört leben zu können. Norbert veranlaßt die Geliebte, den Scheidungsprozeß einzuleiten, nach dessen nicht zweifelhaftem Ausgange er sie heiraten will. Sie leben zusammen, bis der Gatte ins Haus zurückkehrt und durch seine Reue, seine Energie und den Reiz seiner Persönlichkeit die Liebe seiner Frau von neuem gewinnt. Der hinausgeworfene Norbert feuert einen Schuß auf sich ab, stirbt aber erst nach langem Leiden im nächsten Akt, nachdem

Digitized by Google

über die Geliebte wegen ihrer Inkonsequenz ein furchtbares Strafgericht seitens ihres entlassenen Dienstmädchens gehalten worden ist. In dem Hause der Frau Anna Wolfsjäger existieren noch ein skeptischer Herr Hekich, dessen Jugendsünde Norbert, ohne es zu wissen, sein Leben verdankt, und ein gänzlich überflüssiger Gymnasiallehrer, der sich am Anfang des letzten Aktes mit einer Studentenliebe verlobt. Dieses Paar giebt Anlaß zu einer sehr geistreich durchgeführten Szene im 1. Akt, vermag aber nicht, eine dramatisch wirksame Parallele zu dem Liebespaar Anna-Norbert vorzustellen. Dann ist da noch eine recht verunglückte Figur: ein unglaublich vorlautes, flegelhaftes Dienstmädchen, dessen auf dem Niveau von Küchenintriguen stehende Eifersuchtsthaten (auch sie liebt Norbert) die Handlung schieben helfen. Am Schluß offenbart sich, daß sie sympathisch wirken soll. Diese Figur zumeist erweckt mir die Vermutung, daß das Drama dem frühesten Entwicklungsstadium Langmanns angehört. Dafür spricht auch der bedenkliche Umstand, daß die beste Szene des Stücks, die in lebhaft dramatischer Steigerung und fein ziseliertem Dialog die Versöhnung des Ehepaars darstellt, die Sympathie wohl der meisten Leser vom Helden auf seinen Gegenspieler übertragen muß. Das Interesse für einen Menschen wie Norbert, dessen jugendlich unklares Streben von vornherein als aussichtslos erscheint, schwindet, sobald ihm ein klarer Charakter gegenübertritt, der ein unerreichbar scheinendes Ziel kraft seiner Energie und Überlegenheit spielend erreicht, während jener sich wie ein Schulbube davonschleicht und im Hinterzimmer mit nur halbem Erfolge einen Selbstmord versucht. Und da soll man im Anfang des nächsten (letzten) Aktes die endlose Vorlesung (!) von Stellen aus dem Decameron ertragen, deren Unanwendbarkeit auf die vorliegenden Verhältnisse sich sofort nachher ergiebt! — Leider muß ich auch Banalitäten im Dialog konstatieren. So klagt Norbert in einer leidenschaftlichen Szene (2. Akt): „..... solange dies nicht vollbracht ist, fehlt mir etwas, oder vielmehr ich bin bedrückt; der einzige bittere Tropfen (!) in dem herrlichen Trank" u. s. w. und „scherzt" gleich darauf mitten in höchster Emphase: „... sich anzugehören, wenn die innere Stimme ruft, ist eine sittliche Pflicht (er küßt ihr lächelnd (!) die Hand), die wir nicht verletzen wollen." — Ich habe die Schatten des Dramas hervorgehoben, weil sie überwiegen, und weil gewisse Vorzüge bei Langmann beinahe selbstverständlich sind. Am glänzendsten zeigen sie sich in der bereits erwähnten Versöhnungsszene des 2. Aktes, deren kraftvoller Aufbau das Drama vielleicht bei einer Aufführung retten könnte. Freilich — der dritte Akt müßte gestrichen werden!

C. Hanns von Weber.

Romane und Novellen.

Otto Julius Bierbaum: Kaktus und andere Künstlergeschichten. Berlin, Schuster & Loeffler. 210 S.

An jeder der sechs kleinen Geschichten ist die nirgends und von niemand mehr bezweifelte Meisterschaft Bierbaums zu erweisen, wie er mit einem Minimum von Mitteln die entzückendsten Effekte des Wohllauts, der vornehm traulichen Stimmung, der geistreichen Spötterei herausbringen und durch immer neue, überraschende, kleine Einzelheiten in Linie und Ton, durch verblüffende, pikante Züge den verwöhntesten Feinschmecker munter zu erhalten vermag. Als stilistischer Amüseur hat Otto Julius in der poetischen Kleinkunst heute nur einen Rivalen: Otto Erich. Ich denke aber, daß Otto Julius diese zierlichen Werke nur als Zwischen- und Nebenarbeiten betrachtet und uns bald wieder mit einer schweren Leistung, einem

Digitized by Google

würdigen Seitenstück zu seinem „Stilpe“ imponieren wird. In dem Widmungsbrief seines „Kaktus“ lesen wir: — „Goethe ist unser Moses mit der Feuersäule, und wohin ihm zu gehen gefiel, dorthin zu gehen halten wir auch uns erlaubt, denn er führt uns noch immer.“ Goethe ist ja nun ab und zu auch nach Plundersweiler auf den Jahrmarkt gegangen, das stimmt. Sein Hauptgang aber blieb der bekannte Höhenweg, von dem man nicht gern hören mag, aus Furcht, ins Pathetische zu geraten, das so gar nicht in die heutige Mode paßt. Bierbaum sagt in diesem Widmungsbrief sehr schön: „Wir wollen den Ernst des Lebens nicht vergessen und uns nach allen unsern Kräften bemühen, ihn zu gestalten; wir wollen, mit heiterer Andacht und fröhlichem Glauben zu ihrem endlichen Siege, der Schönheit dienen und ihr, wenn's nicht anders sein kann, mit dem Besen in der Hand die Wege ebnen; wir wollen in alle Schächte der Seele steigen und aus ihren Tiefen ihre geheimsten Wunder und Schrecken emporschürfen.“ Bravo! Nach solchem Bekenntnis folgen wir mit doppeltem Behagen den Bocksprüngen auf den bunten Vogel-Wiesen des Humors und tollen mit über alle Kaktus-Pflanzungen hinweg. Es wird dabei kein Ziel aus dem Auge verloren, keine Kraft vergeudet.

M. G. Conrad.

Peter Nansen: Judiths Ehe. Ein Roman in Gesprächen. Berlin. S. Fischer.

Peter Nathansen oder kürzer Nansen gehört für mich zu denjenigen Schriftstellern, von denen ich nicht einsehe, wozu sie in Deutschland gelesen werden.[1]) Aber seine Bücher erscheinen sogar in zwei, drei Auflagen, und es giebt in großen Städten nach Westen gelegene Stadtviertel, wo er neben Peter Altenberg und Arthur Schnitzler die größten Ehren genießt! Für mich ist er ein Causeur, aber kein Dichter, ein kluger Kopf, aber kein Psycholog. Er ist flach, kalt, süßlich, und darum imgrunde langweilig und unfruchtbar. Er könnte einer von jenen typischen Ärzten und Advokaten sein, die nebenbei schöngeistern. Sie sind die Lieblinge der Gesellschaft und vor allem der Damen, die sich so gern ihre Sünden vorhalten lassen, wenn sie nur wittern, daß kein Ernst dahinter steckt. Man droht ihnen mit dem Finger und fühlt sich so ein ganz klein bischen unsicher vor ihrem oft so „sarkastischen“ Lächeln, aber sie haben ja einen so tadellosen Chapeau, und schließlich gehört das enfant zur Familie, auch wenn es terrible ist. Und das unerschöpfliche Thema Liebe! Da rückt man doch immer gern zusammen. Zudem gilt Peter Nansen als ein feiner Stilist, als einer derjenigen, welche die ohnehin schon so abgeschliffene, überschliffene dänische Sprache am glattesten, elegantesten zu behandeln verstehen. Dieser vorzüglichste und vielleicht künstlerischste Reiz seiner Bücher geht uns also verloren. Ich sagte, er wäre für mich weder ein Dichter noch ein Psycholog. Er kann zunächst nicht erzählen. Oder doch. Er erzählt nämlich — wenn ich nicht irre — in dem Vorwort zu einem seiner Bücher, er wähle geflissentlich die Form des Ich-Romans, weil sie im Vergleich mit dem Verwicklungsspiel, in das die Dichter ihre Personen bisher zu stürzen pflegten, bei weitem reiner und wahrhafter sei. Ich weiß noch, wie ich damals an unsern guten Gottfried Keller dachte, und wie der nun auch abgethan sei, und wie er es eben wahrscheinlich nicht besser gewußt habe. Man sieht hier, Nansen möchte seinem Mangel an dichterischer Gestaltungskraft ein philosophisches Air geben. Und ich weiß, daß ich damals auch noch an Dostojewski dachte, der, etwa im Gegensatz zu Turgenieff, mehr Psycholog als Erzähler war, ich will damit sagen, der die Menschen spezifisch christlich, d. h. im innersten Verstande unkünstlerisch sah, während der

[1]) Sehr wahr. L. J.

Digitized by Google

andere mit der ganzen Freude der urwüchsigeren Natur zum Menschen kam und ihn plastisch, heidnisch ergriff und wieder aus sich heraus gebar, — gebar, nicht dozierte. Aber als ich damals an Dostojewski und die nachgelassenen Aufzeichnungen des Verschickten dachte, vergaß ich Nansen, natürlicherweise. Heut ist mir das wieder eingefallen, da ich den Untertitel seines neuesten Buches lese: „Ein Roman in Gesprächen". Nun, ich empfinde das weder als einen Roman noch als Gespräche. Sondern einfach als zum Unheil bedrucktes Papier. Und der Vater dieses Buches ist nicht einmal ein lebendiger Mensch gewesen, sondern wieder ein Buch. Es muß ein Buch gewesen sein, das diese Ehe zwischen dem „wilden Vogel" Judith und dem Philister Paul geschrieben hat; denn sie reden ja auch wieder nur wie Drucksachen zueinander. Wie Feuilletons. Papieren, alles papieren. Es mag ja sein, daß sich die Kopenhagener Bourgeois an diesem glatten Papierstil, an diesen Papierpersonen und Papiergefühlen noch erlustieren. Man hört's ja auch von ihnen selber: „Wir haben eben augenblicklich nichts Bedeutenderes." Aber wir, ein junges, kräftiges Volk, was sollen wir mit diesen faden Speisen! Lassen wir doch endlich etwas schärfer unterscheiden. Und wenn etwas Schund ist, so soll man es Schund nennen und nicht „immerhin feinsinnig", „bei aller Oberflächlichkeit geistreich", „jedenfalls interessant" und dergleichen davon sagen. Es kann Deutschland nur heilsam sein, wenn es seine geistigen Grenzen ein wenig besser bewacht.

Christian Morgenstern.

Anton Tschechoff: Starker Tobak. Kl. Bibliothek Langen. Bd. XVII.

Je mehr man sich auch in Deutschland, ich will nicht sagen: davon überzeugt hat — wohl aber daran gewöhnt hat, Maupassant als den klassischen Novellisten, den Meister der kleinen Erzählung, etwa als einen Boccaccio unserer Tage anzusehen, desto häufiger sind neu auftauchende junge Schriftsteller, deren Begabung gerade für eine Skizze oder Novellette ausreichte, mit den Titel: „Ein deutscher Maupassant" beehrt worden.

Gewöhnlich genügt der erotische Stoff oder die erotische Pointe dieser dürftigen Arbeiten, um den großen, vielverlästerten Franzosen zum Vergleich heranzuziehen. Und doch ist das Erotische bei Maupassant lediglich Zufall, wie das Stoffliche bei jedem Kunstwerk — und nebensächlich ist es auch. Jeder echte Dichter schöpft seine Stoffe aus den Eindrücken, die ihm das eigne Erleben bietet; die Bevorzugung von Frauenzimmergeschichten ist eben nichts weiter als die Folge seiner ausgiebigen Beschäftigung mit „Dirnen" jeden Genres.

Was Maupassant aber das bestimmte Gepräge giebt, ist, neben seiner Beschränkung auf Selbsterlebtes und Selbstgeschautes, die virtuose Beherrschung der Sprache, die kolossale Konzentration des Stils, die epigrammatische Kürze, zu der er sich zwingt.

Als ich dies dünne Bändchen des russischen Dichters Tschechoff aus der Hand legte, drängte sich mir der Gedanke an Maupassant unabweislich auf. Was wir in Deutschland bisher vergeblich erstrebten, dem Russen ist es gelungen. Er giebt auf wenigen Seiten ganze Tragödien; mit einer monumentalen Kraft stellt er seine Figuren auf die Füße, zeichnet er das Milieu, und, mit künstlerischer Objektivität dargestellt, tritt Selbsterlebtes, Selbstgeschautes vor uns hin. In diesen fünfzehn Novellen, von denen keine mehr als zehn kleine Seiten umfaßt, ist nicht eine einzige als „erotisch" zu bezeichnen. Tschechoff ist eben kein Lebemann, er ist Arzt, und wenn die Reichhaltigkeit seiner Stoffe einen Schluß gestattet, ein vielbeschäftigter Arzt, den sein Beruf in alle Bevölkerungsschichten führt.

Digitized by Google

Aber Maupassants Kunst hat bei jeder einzelnen dieser Geschichten Pathe gestanden. Trotzdem sind sie alle echt russisch, könnten nur in Rußland spielen und nur von einem Russen geschrieben werden. Aber so nur von einem Künstler, über dessen Bekanntschaft wir alle Ursache haben uns zu freuen. Ich möchte keine dieser Erzählungen besonders hervorheben, denn alle sind sie gut, die satirischen wie die tragischen, — und die tragisch-satirischen vielleicht die allerbesten.

Fritz Carsten.

Fenitschka. Eine Ausschweifung. Zwei Erzählungen von Lou Andreas-Salomé. J. G. Cotta, Stuttgart. 1898.

Eine Fülle geistvoller Gedanken über die Stellung der Geschlechter zueinander, über Freundschaft, Liebe, Ehe, eine Fülle feiner Bemerkungen, alle Gebiete der Frauenfrage berührend, sind der Gewinn, den man aus der Lektüre dieser beiden Erzählungen zieht. Aber man wird das Gefühl keinen Augenblick los, daß eine Denkerin zu uns spricht, und man vermißt schmerzlich — die Dichterin. Der Mangel jeglicher Plastik in der Darstellung, in der Offenbarung der Charaktere macht das Buch schwer genießbar. Dazu kommt, daß sich die Verfasserin in der Technik vergriffen hat: „Fenitschka" mußte, „Eine Ausschweifung" durfte niemals — als Ich-Novelle dargestellt werden. In der ersten Erzählung erfahren wir von der Heldin nur, was der durchaus schemenhafte, äußerliche Held von ihr erfährt, wir sehen Fenitschka gewissermaßen sich in ihrem Partner spiegeln, aber dieser Spiegel ist so wenig glänzend, daß das Bild nur trübe und undeutlich reflektiert. In der zweiten Arbeit wieder reflektiert die ganze Umgebung in der Erzählerin und da ist uns der Spiegel interessanter, als das Bild, das er zeigt. — Es würde gewiß ein feines und gutes Buch werden, wenn Frau Andreas-Salomé den reichen Schatz ihrer Beobachtungen, die große Menge ihrer neuen und blendenden Gedanken in einer Schrift über das „Moderne Weib" oder das „Weib der Zukunft" niederlegen wollte; in jenen beiden Novellen tötet — der Geist. Nur das Wort, das plastische Dichterwort, macht lebendig. Fritz Carsten.

Auf Leben und Tod. Zwei Erzählungen von Hermann Stehr. S. Fischer. Berlin. 2 M.

Ein Eigener und ein Einsamer! Denn nur, wenn man ein Einsamer ist, bekommt man die großen, hellen Augen, mit denen man auf den Grund der Dinge schaut, bekommt man die leisen, sicheren Finger, das große, gütige Herz. Stehr ist ein junger Dorfschullehrer aus einem schlesischen Gebirgsdorfe, und dort wurden ihm wohl die Geschenke all jener Geister und Dämonen zugeworfen, die in Berg und Wald und Einsamkeit zu Hause sind. In bizarren Rinnen und Windungen flutet der Strom seiner Empfindungen dahin, quält sich durch Felsen und Labyrinthe und kommt ans Licht, glühend und aufzischend. In der „psychologischen Monographie" „Der Graveur" sprießt zwar die Begriffs-Vegetation etwas allzu üppig, aber dennoch stehen wir unter dem Banne dieser maniakalischen Reflexionen, die da eine sensitive Seele zu Tode quälen. Die zweite Erzählung aber, „Meicke, der Teufel", hebt uns mit einer erbarmungslosen Macht in die Nachbarschaft der großen, schrecklichen Energieen, jener cyklopischen Baumeister, welche die tragischen Schicksale des Menschen zimmern Das Urwüchsige und Pathologisch-Grauenhafte steigt vor uns auf und macht uns erzittern. — Die Philister werden zwar aus dem trefflichen Buche nicht mehr herauslesen, als daß es eben „Lumpenpack" auf der Welt giebt, aber Die mit feineren Sinnen fühlen bewegt, daß dieses „Lumpenpack" eine zuckende, ringende, blutende Seele hat — wie sie! Auf die nächste Arbeit des jungen Autors

Digitized by Google

könnte ich mich freuen wie ein wilder Bub auf den ersten Schnee! J. Bees.

Eifersucht. Eine Liebesnovelle von Ernst Brausewetter. Berlin, Schuster & Loeffler. 1897.

Ein guter Übersetzer braucht nicht immer auch ein guter Selbstschöpfer zu sein. Aber ich hätte geglaubt, ein Vermittler so vieler heller und schöner Dinge, die er uns aus Wipfeln und Laubverstecken fremder Dichterwälder auffing, müßte besser und nachhaltiger inne geworden sein, „wie's gemacht wird". Bringt uns da das große, hydraköpfige Thema „Eifersucht" in einer larmoyanten Sauce familienblattreinlich, weitschweifig-hausbacken in der Form, wie irgend eine erstbeste romantische Schreibetante!

Der schon unendlich variierte konstante Hausfreund hat den Schaden angerichtet, und unter der Zwangsvorstellung von einem „dreieckigen Verhältnis" erleidet der arme Schwachkopf von Gatte alle Qualen der Eifersucht. Hier ist alles psychologisch fein und scharf beobachtet und trefflich wiedergegeben, obwohl der Verfasser aus seinen „nordischen Meisternovellen" eine größere Knappheit der Diktion hätte lernen können.

Wie getreulich aber auch das Martyrium des Mannes abgelauscht ist, es wird nur ein Schein-Konflikt nach dem Willen des Autors aufgetürmt. Wenn die falschen Begriffe des rücksichtsvollen „Helden" es zugelassen hätten, ein offenes Wort zu rechter Zeit zu reden, würde sich seine ganze Seelenpein um sein Gänschen in eitle Zufriedenheit aufgelöst haben. So quält er sich bis zu dem obligaten „Knall"-Effekt, und der Leser quält sich mit über den übertriebenen, feinfühligen, sogenannten „Anstand" des argwöhnischen Herrn Dr. phil. Robert Branden.

J. Bees.

Tampete. Novellen von Franz Ferdinand Heitmüller. Berlin. S. Fischer.

Was ist Tampete? Ein Bauerntanz „mit wilden, stürmischen Bewegungen und Verschlingungen", eine deutsche Tarantella. Sollte der Verfasser doch sein ganzes Buch gemeint haben, als er diesen Titel seiner ersten Novelle auf den Umschlag setzte? Insofern sich nämlich in jeder der vier Erzählungen ein Mensch gewissermaßen zu Tode rast, — tanzt? Vielleicht; wenn schon ich es nicht glaube. Aber, legen wir's nicht aus, so legen wir was unter, gleichviel. Der Reigenführer dieses Totentanzes also wäre ein Bauernknecht, der nach dem Erntefest die ihn verschmähende Tochter eines Bauern im Heu erwürgt und sich dann selbst vor den Schnellzug wirft. Die Katastrophe ist mit großer Wahrheit und Kraft durchgeführt, und etwas von der Charakteristik der Tampete, von der es heißt: „Einem die Ufer überschreitenden Strom vergleichbar, reißt sie alles mit sich fort und kennt keine Schranken als die eigene Erschöpfung —" paßt auch auf diese Schilderung, die eine ehrliche, starke und leidenschaftliche Hand entworfen hat. Der zweite im Reigen ist ein alter Schlosser, der, fälschlich wegen Mordes verurteilt, nach sechsundfünfzig Jahren Zuchthaus begnadigt werden soll und an den Aufregungen seiner ersten Eisenbahnfahrt stirbt. Diese kleine Erzählung ist ein Meisterstück, auch in der Form. In der dritten Erzählung ist es ein Paar, ein junger, schwindsüchtiger Musiker und seine Geliebte, das einen kurzen, paradiesischen Rausch mit geistiger Umnachtung und Tod bezahlen muß. Der „Glückspilz" endlich ist der letzte eines reichen Adelsgeschlechts, der, nachdem er das Leben bis auf den Grund ausgekostet, im rechten Moment samt seinem Rennpferd das Genick bricht. — Wenn ich die Art des Verfassers ungefähr bezeichnen sollte, so würde ich vielleicht sagen können: Sein Feld scheint die psychologische Vertiefung einer Anekdote. Aber ist das nicht die Novelle — die psychologisch vertiefte Anekdote? So wäre also Franz Ferdi-

Digitized by Google

nand Heitmüller ein wirklicher Novelliſt? Ich möchte nicht zuviel ſagen. Das aber iſt gewiß: Sein Blut iſt voll ſtarker, geſunder, anſprechender Züge; und wenn er ſich entwickeln *will*, ſo *kann* er ſich noch zu einer ſchönen Höhe entwickeln.

Chriſtian Morgenſtern.

Aphorismen.

Paul Nikolaus Coßmann, Aphorismen. München, Carl Haushalter. 8°. 144 S. 2 M.

Seitdem Nietzſche in einem Aphorismus ſagen konnte, was andre in einem Buche ſagen, in einem Buche nicht ſagen, können wir dem rieſigen Aphorismenſchatz der Franzoſen ohne Neid Lichtenberg und Nietzſche gegenüberſtellen, ohne zu erröten. Der große Friedrich hat Schule gemacht; man ſchmierte Aphorismen zu Büchern zuſammen, und Bücher aus Aphorismen, ohne von des Meiſters Geiſt einen Hauch zu beſitzen. Anders Coßmann. Ein freier Kopf, ein feiner Geiſt, ein überlegener Verſtand, gepaart mit dem ſchlichten Lächeln der Nachſicht giebt hier ſchöne und reiche Weisheit in netter Form aus. Ein Geiſt, der in der Sphäre der Majeſtät und des Pöbels die gleiche hilfsbedürftige Menſchlichkeit und Verlegenheit entdeckt. Naturen, die aufmerken können, ſollten ſich in Aufmerkſamkeit dieſes ſchwerwiegende, elegante Büchlein zu Gemüte führen.

L. J.

Muſik.

Richard Batka: Muſikaliſche Streifzüge. Florenz und Leipzig 1899. Eugen Diedrichs. 287 S. 4 M.

Der Verfaſſer ſteht in der vorderſten Reihe der deutſchen Muſik-Äſthetiker Wagner'ſcher Obſervanz, ohne deshalb Wagnerſchulmeiſter zu ſein. In dem vorliegenden, äußerlich ſehr opulent ausgeſtatteten Bande liegt eine Sammlung von Aufſätzen vor uns, die in der Bibliothek jedes fortgeſchrittenen Muſikers einen Ehrenplatz erhalten ſollte. Denn es ſind keine blutleeren, abſtrakten und doktrinären Abhandlungen, es ſind Exegeſen, äſthetiſche Eſſays, litterarhiſtoriſche Kritiken und Materialien, die ſtets im Zuſammenhang mit dem Leben bleiben, dabei tief in den Weſenskern der metaphyſiſchſten aller Künſte einzudringen beſtrebt ſind. Deshalb haben dieſe lichtvollen, im modernen Geiſte geſchriebenen Aufſätze mehr Wert für den Schumann-, Wagner- und R. Strauß-Forſcher als ganze Kompendien gelehrter Muſikſenatoren von Riemann bis Wolf zuſammengenommen. Aus den Quellenſtudien der Romantik, mit denen das Buch in Gemäßheit eines chronologiſchen Inventars Batka'ſchen Könnens beginnt, ſeien die „Erinnerungen an Clara Schumann“ und „Grillparzer und der Kampf gegen die deutſche Oper in Wien“ hervorgehoben. Inhaltlich am bedeutendſten ſind wohl die „Wagnerſtudien“ und in ihnen „Wagner als Romantiker“. Hier vermag Batka dem „Wahrtraumdeuter“ Wagner tief in die geheimnisvollen Phaſen ſeines dichteriſchen Schaffens zu folgen und zieht zugleich auf induktivem Wege eine fein durchdachte Analyſe vom Weſen der wahren Romantik, als des Urgrunds jedes künſtleriſchen Schauens und Geſtaltens. Schade, daß Batka dieſen Abſchnitt nicht mit dem *bisher noch von keinem Wagnerforſcher gründlich behandelten Kapitelabſchloß: Wagner als Harmoniker*, mit dem Spezial-Abſchnitt: Entwickelung und Weſen der Leitmotive. — Aus der Reihe von Aufſätzen, die der neuernannte Muſik-Redakteur des „Kunſtwarts“, Dr. Batka, nach und nach in ſeinem Blatte veröffentlichte und die in einem „Inventar des bisher Geleiſteten“ nicht fehlen dürfen, ſeien erwähnt die für des Autors Sezierkunſt charakteriſtiſche Studie zur Pſyche des vielverkannten Flackergottes „Loge“, die auch zur Kenntnis der poetiſchen Kompoſition des „Ringes“ neue

Digitized by Google

Gesichtspunkte bietet, und die fast polemisch pointierte Apologie der musikalischen Ballade, die die jüngstdeutschen Hitzköpfe gern als „überlebte Gattung" bezeichnen. Daß Batka für die Galvanisierung der Stilmischung: „Melodram" eintritt (in seinem Aufsatz „Mischkunst") will nicht recht stimmen zu der übrigen Tendenz seiner Kunstanschauung, die doch nach neuem Leben und fortschrittlichem Geiste drängt. Und wenn man noch so geistvoll der Wiederbelebung dieses vormärzlichen Stilprinzips das Wort redet, in der Zeit unseres so wunderlich blühenden, ja überschwenglich oft wuchernden musikalischen Ausdrucks zum kindlichen Stammeln zurückzufallen, ist Unnatur. Wir haben andere Mittel, Stimmung im Hörer zu erzeugen, als das Melodram. — Mögen Batkas „Musikalische Streifzüge" Freunde und ehrliche Gegner finden. Mögen sie vor dem schlimmsten Geschick eines Buchs: Nichtgelesen- und Totgeschwiegenwerden, bewahrt bleiben! W. Mauke.

Völkerkunde.

Gobineaus Rassenbuch. Soeben ist eins der großartigsten Werke, die je geschrieben worden sind, dem deutschen Volke, zunächst in seinem ersten Bande, geschenkt worden. Der Name des Grafen Gobineau wird sicher im nächsten Jahrhundert zu denen gehören, die am meisten genannt werden. Seine Rassentheorie wird dereinst noch eine große Rolle spielen, so unbekannt sie auch heute noch im großen Publikum ist. Es sind vorläufig eigentlich nur die Wagnerkreise, die sich eingehender damit beschäftigt haben. Aus ihnen heraus bildete sich denn auch die „Gobineau-Vereinigung", deren Eifer wir die Übersetzung des Hauptwerkes verdanken. Diese Gesellschaft „setzt sich zum Ziele, den wissenschaftlichen und künstlerischen Werken des Grafen Gobineau die denkbar weiteste Verbreitung zu erwirken". An der Spitze steht ein Komitee aus drei Persönlichkeiten, die Gobineau selbst oder seinem Werke besonders nahe getreten sind, die Herren Prof. Dr. L. Schemann in Freiburg i. B. als Vorsitzender, Philipp Graf zu Eulenburg in Wien und Hans Freiherr von Wolzogen in Bayreuth. Der Mitglieder giebt es jetzt mehr als 100. Obgleich die Vereinigung erst 1894 gegründet wurde, hat sie schon zwei Bücher Gobineaus, die nur französisch existierten, dem deutschen Publikum zugänglich gemacht: seine „Asiatischen Novellen" und seine „Renaissance". Jetzt übersetzt der unermüdliche Schemann das geniale Jugendwerk Gobineaus, das auch sein Hauptwerk geblieben ist.[1]) Wie in seiner pessimistischen Weltanschauung gleicht der französische Graf auch hierin seinem großen Zeitgenossen Schopenhauer, daß seine Ideen sich frühzeitig entwickelten und eine bestimmte Richtung nahmen, der er sein ganzes Leben treu blieb. Als Gobineau im Jahre 1853 „die Frucht langwieriger, oft unterbrochener und immer wieder aufgenommener Betrachtungen und Lieblingsstudien" dem Könige Georg von Hannover darlegte, hatte er seine Theorie so vollständig konzipiert, daß er die zweite Auflage, die ein Menschenalter später herauskam, mit keinem Striche änderte. „Keine der Wahrheiten," sagt er in der Vorrede, „die ich ausgesprochen habe, ist erschüttert worden, und ich habe es für nötig erachtet, die Wahrheit, so wie ich sie gefunden, aufrechtzuerhalten." Und doch hätte er gerade Gelegenheit gehabt durch sein eifriges Studium und seine großen Reisen allmählich zu anderen Resultaten zu kommen. Selten ist ein Mann so hin und her geworfen worden, wie er. Die französische Regierung, der er als Diplomat diente, schien es darauf abgesehen zu haben, ihm möglichst viel Gelegenheit zu

[1]) Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen. Vom Grafen Gobineau. Deutsche Ausgabe von Ludwig Schemann. Erster Band. Stuttgart. Fr. Frommans Verlag (E. Hauff) 1898 f. 318 Seiten. 3,50 M.

Digitized by Google

geben, durch fortwährende Versetzungen in andere Länder, die Richtigkeit seiner Anschauungen zu erproben. Er hat gründlich die Probe auf sein Rechenexempel gemacht. Damit soll nicht gesagt werden, daß er in allem recht habe. Wer den eben erschienenen ersten Band studiert, wird ihn nicht ohne Widerspruch aus der Hand legen. Auch hierin berührt sich Gobineau mit Schopenhauer, daß er eine ich möchte sagen erhabene Einseitigkeit zur Schau trägt. Er läßt sich nichts abmarkten. Aber Jeder wird bekennen müssen, daß hier ein epochemachendes Werk vorliegt, eine Kulturgeschichte im großen Stile, wie sie vorher nicht möglich war. Hier ist eine sichere Basis geschaffen worden, von der man in Zukunft ausgehen muß.

Auf der Mischung der Rassen beruht nach Gobineau der eigentliche Wendepunkt der Kultur. Die ganze Geschichte ist eine Geschichte des Kampfes der Rassen, in der die reinere den Sieg davon trägt. Es giebt nach unserem Gewährsmann drei große Rassen, die weiße, schwarze und gelbe. Von diesen gebührt der weißen, arischen, allein wegen ihrer vortrefflichen Eigenschaften die Herrschaft. Aber dieselbe hat sich frühzeitig mit den beiden anderen gekreuzt, und so sind zahllose minderwertige Völker entstanden, die in dem Maße eine Rolle gespielt haben, als das arische Blut bei ihnen noch vorherrschte, die aber untergingen, wenn es ausstarb. „Der Sturz der Zivilisationen ist das auffallendste und zugleich das dunkelste aller geschichtlichen Phänomen," beginnt er seine Darstellung. Er hat einen Grund für dieses Phänomen angeführt und in ausführlicher Weise seine Theorie zu begründen gesucht. Es liegt auf der Hand, daß, wenn er recht hat, sie in der kommenden Zeit eine große Rolle spielen muß in der Festsetzung der öffentlichen Meinung. Wir leben ja in einer Zeit der Rassenkämpfe. Große Dinge werfen ihren Schatten voraus. Da ist es die Aufgabe jedes Gebildeten, sich über den Gang der bevorstehenden Schlacht bei Zeiten eine Ansicht zu bilden. Namentlich aber dem deutschen Volke thut es not, aus seiner Lethargie zu erwachen und durch die Lektüre des Rassenwerkes den Mut sich erhöhen zu lassen zur freien Schaffung einer arisch-germanischen Zukunft.

Harald Arjuna Grävell
van Justensode.

Serbische Litteratur.

Die Pflege serbischer Litteratur in Bosnien-Herzegowina zu fördern und andrerseits der Eigenart dieses Landes in jener Ausdruck zu verleihen, das ist die Aufgabe, welcher die in Mostar in der Herzegowina allmonatlich erscheinende Zeitschrift „Zora" („Morgenröte") dient. Auch dieses Blatt bringt neben einer Reihe von Originalarbeiten eine reiche Auswahl von Übersetzungen. So finden wir im ersten Heft des dritten Jahrganges ein Gedicht von Heine, eine Erzählung des Grafen Tolstoi aus der Zeit Iwans des Schrecklichen, eine Novelle des trefflichen polnischen Romanziers Boleslaw Prus, einen Artikel von Emilie Castelar über Hellenen und Lateiner im XV. Jahrhundert. Von den einheimischen Autoren ist Svet. Corovic mit einer Erzählung aus dem herzegowinischen Leben vertreten, sodann Zmajova, Ducic und Nuruddin Ibnul Chadzer u. a. mit lyrischen Beiträgen, schließlich einige historische Artikel, Rezensionen u. a. m.

Georg Adam.

Digitized by Google

Büchertisch.

Bleibtreu, Karl, Der Zar-Befreier. Ein Wort für Volkswehr gegen stehendes Heer. Stuttgart, J. H. W. Dietz Nfl. 8°. 154 S. 2 M.

Bodnár, Sigmund, Mikrokosmos. 2 Bde. Berlin, H. Walther (Fr. Bechly). 8°. 399 u. 328 S. 10 M.

Conrad, M. G., Was die Isar rauscht. Münchener Roman. 4. Aufl. Berlin, Hugo Steinitz. 8°. 400 S. 3 M.

Dreyer, Max, Großmama. Junggesellenschwank in 4 A. 2. Aufl. Leipzig, G. H. Meyer. 8°. 158 S. 2 M.

Derselbe, Liebesträume. Komödie in 1 A. Ebenda. 8°. 40 S. 1 M.

Guttzeit, Johannes, Naturprediger. Verbildungs-Spiegel. II. Bd. Verlehrtentum. Großenhain, Baumert & Ronge. 8°. 580 S. M. 2,50.

Hausrath, Adolf, Pater Maternus. Roman aus dem 16. Jahrh. Leipzig, S. Hirzel. 8°. 377 S. 6 M.

Jacobowski, Ludwig, Loki, Roman eines Gottes. Buchschmuck v. Hermann Hendrich. Minden, J. C. C. Bruns. 8°. 256 S. 4 M.

Justus, Th., Auf heimischer Erde. Ein Geschichtenbuch. Leipzig, Georg Heinrich Meyer. 8°. 277 S.

Kitir, Josef, u. Carl Maria Klob, Poetische Flugblätter (Nr. 3—8: G. Falke, F. v. Saar, Liliencron, P. Wilhelm, Emerich v. Stadion, F. Himmelbauer). Wien IV. à 20 Pf. = 10 Kreuzer.

Meißner, Franz Hermann, Das Künstlerbuch. Bd. I. Arnold Böcklin; ill. Berlin, Schuster & Loeffler. 8°. 116 S. Eleg. geb. 3 M.

Thieberg, Alfons, Märchen aus dem deutschen Dichterwalde. Berlin, Ernst Cumme's Deutschverlag. 8°. 179 S. 1,80 M.

An unsere Mitarbeiter.

Wie im vorigen Jahre, so soll auch in diesem das zweite Februarheft eine **Faschings-Nummer** werden, in der Laune, Witz, Geist und Satire ihre Geißeln schwingen können. Gleichzeitig wird diese Nummer als zierlicher

Humoristischer Almanach für das Jahr 1899

erscheinen und als Büchlein einzeln zu kaufen sein. Wir erbitten hierfür die rege Teilnahme aller Kreise, die Sinn haben für Satire und Humor, für Geist und Witz in feiner litterarischer Form.

Der Verlag.
J. C. C. Bruns.

Die Redaktion.
Ludwig Jacobowski.

Verantwortlicher Leiter: Dr. Ludwig Jacobowski in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 141.
Verlag und Druck der „Gesellschaft" von J. C. C. Bruns in Minden i. Westf.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Band I. * 1899. * Heft 2.

Die Entwicklung der deutschen Geschichtswissenschaft vornehmlich seit Herder.[1]

Von Karl Lamprecht.
(Leipzig.)

Indem ich es wage, Ihnen in dem Verlauf einer kurzen Stunde eine Übersicht über den Gang der Geschichtswissenschaft während des letzten Jahrhunderts zu geben, schrecke ich fast vor der ungeheuren Aufgabe zurück. Ich kann Ihnen nicht ein farbenreiches Bild von den Bestrebungen einzelner großer Persönlichkeiten auf historiographischem Gebiete geben, so verlockend und lohnend diese Aufgabe an sich sein würde. Die Porträts würden sich in diesem Falle so eng aneinander drängen, daß nichts übrig bliebe, als der beängstigende Eindruck eines überfüllten Museums. Ich vermag Ihnen nur die großen Richtungen und die allgemeinen Errungenschaften vorzuführen, die dies Jahrhundert unsrer Wissenschaft gebracht hat; es heißt für mich: die Sache rede und der Name schweige.

Das deutsche Mittelalter hatte sich auf historischem Gebiete einer eigentlichen kritischen Methode nicht erfreut; kritische Erscheinungen, soweit sie auftreten, stehen vereinzelt. Vielmehr stand es zur Vergangenheit noch in dem naiven Verhältnis einer durch kritischen Verstand ungesichteten Überlieferung: Sage in ältester Zeit, später historisches Sagelied, endlich Aufzeichnungen bestimmter Thatsachen zur Einführung in das praktische Verständnis der Gegenwart und der Zukunft und die Anfänge eigentlicher Memoiren: das sind seine Formen der geschichtlichen Auffassung, soweit diese nicht durch den Einfluß der Kirche und

[1] Vortrag, gehalten auf dem 5. Deutschen Historikertag zu Nürnberg am 14. April 1898.

Digitized by Google

der Antike über sich selbst hinausgehoben wird. Über diese Formen der Überlieferung aber ist eine wunderbar feine und wohldurchdachte historische Metaphysik gespannt, die christliche Lehre von den vier Weltaltern, dem tausendjährigen Reich und dem Übergang der geschichtlichen Entwicklung in die Tage des Gerichts und der Wiederkunft Christi.

Der eigentliche Kern dieser Metaphysik ist noch weit über das Mittelalter hinaus erhalten geblieben; er kehrt wieder in den universalgeschichtlichen Anschauungen Bossuets, er bildet, nunmehr in die Formen rationalistischen Denkens gezogen, noch den Pol des Denkens bei Lessing in dessen Philosophemen über die Erziehung des Menschengeschlechts; er klingt noch bei Herder an und er giebt vor allem noch dem Kant'schen Denken jenen teleologischen Charakter, jene Richtung auf die Annahme eines Abschlusses der weltgeschichtlichen Entwicklung in einem großen Universalfrieden der Völker, der dann für die historische Auffassung des 19. Jahrhunderts noch so bedeutsam geworden ist.

Aber während so das allgemeine geschichtliche Denken des Mittelalters in die neueren Zeiten hinein fortdauerte, weil es aufs tiefste aus dem Gedankenvorrat der ersten Jahrhunderte des Christentums, also des Zeitalters einer höchst entwickelten Kultur, befruchtet war, gingen die speziellen historischen Auffassungsformen des Mittelalters, Relation und vor allem Sage und Sagelied, in den großen Wandlungen des Seelenlebens während des 15. und 16. Jahrhunderts zu Grunde. Wie konnten sie bestehen bleiben in einer Zeit, da das Individuum nicht mehr gebunden erachtet wurde durch die gemeinsamen Anschauungsformen der Nation, denen Sage und Sagelied, und der Genossenschaft, denen die Relation entsprungen war, da es vielmehr frei zu sein strebte und sich loslöste von einer Vergangenheit, deren anders gearteter geistiger Charakter lebhaft als solcher empfunden ward. Indem man sich aber von der Vergangenheit zeitlich trennte, lernte man sie als fremd anschauen: sah sie an mit historischem Auge. Eine gänzlich andere Auffassung als die bisherige trat ein: das Fremde in seiner wahrhaften Wirklichkeit an sich zu erkennen, die Vergangenheit wissenschaftlich anzuschauen, wurde zur Aufgabe.

Aber war es möglich, ihr gerecht zu werden, es sei denn in den Anschauungsformen der neuen Zeit selbst? Und scharf und klar entwickelten sich diese in der folgenden Periode, im 16. bis 18. Jahrhundert.

Die Reformation hatte schließlich doch am energischsten Mittelalter und Neuzeit getrennt. Sie hatte gefestigt, was der tiefste Sinn

Digitized by Google

aller wissenschaftlichen, künstlerischen, wirtschaftlichen, sozialen Entwicklung der Nation seit dem 15. Jahrhundert gewesen war: die freie Stellung des Individuums. Indem sie wegräumte, was zwischen dem Einzelnen und dem Absoluten, zwischen der armen Seele und Gott gestanden hatte an vermittelnden Mächten, indem sie, wenn auch zunächst noch in neutestamentlicher Bindung, die Ideale der Aufklärung des 18. Jahrhunderts: Gott, Freiheit, Unsterblichkeit vorbereitete, stellte sie das Individuum auch in allen andern, niedrigeren, menschlichen Beziehungen frei hin und selbstherrlich. So standen die Persönlichkeiten nach der in zunehmender Entschiedenheit verlaufenden Ansicht des 16. bis 18. Jahrhunderts nicht mehr da in der geistigen Vormundschaft der zahlreichen Genossenschaften des Mittelalters oder der Kirche oder des Staates: für sich lebte eine jede, und in dem Mikrokosmos einer jeden spiegelte sich das Weltall unmittelbar wieder nach Vernunft und Vermögen. Exemplar neben Exemplar standen jetzt diese Individuen mit gleichem Rechte nebeneinander, Selbstrichter, Selbstlenker ihrer Geschicke, zunächst thür- und fensterlos im gegenseitigen Verhältnis, wie Leibniz seine Monade charakterisierte, diesen aus der Auffassung der Persönlichkeit des 17. Jahrhunderts abgeleiteten Urtyp seiner Organismen.

War aber dies die Ansicht des Zeitalters, wie erklärten sich dann die menschlichen Gemeinschaften, vor allem die größte aller, der Staat? Er konnte nur als ein mechanisch Zusammengesetztes der Persönlichkeiten, als eine Zusammenfassung dieser durchaus nach ihrem freien Willen, verstanden werden. Hier liegen die Ursprünge des Naturrechts und der staatlichen Vertragstheorie der Zeit. In irgend einer Zeit sind, so meinte man, die Individuen der ersten Generation jedes Staates zusammengetreten und haben sich gesagt, daß es zum rationellen Schutz der jeder von ihnen verliehenen Freiheit am besten sei, wenn sie auf willkürliche Ausnutzung einer ungebundenen, stets durch alle anderen gestörten Freiheit verzichteten und statt dessen im Staate den Zustand einer geordneten Freiheit begründeten. So, in freiwilliger Entsagung der Individuen auf einen Teil ihrer Freiheit, auf dem Wege des Vertragsrechts, sei der Staat entstanden: er vereinige von nun an in sich gewisse Rechte der Selbstbestimmung, auf welche die Individuen verzichtet haben: er sei jetzt, und nicht mehr die Individuen, souverän. Damit stehen sich von nun ab als die großen bildenden Mächte dieses Lebens Staat und Individuen gegenüber: der Staat in den obersten Lebensbeziehungen zwingend, darunter aber die Individuen in freiester Lebensäußerung innerhalb der Grenzen des staatlichen Zwanges.

Digitized by Google

Es war eine so einfache Anschauung des Lebens. Und sofort übertrug sie sich in die Anschauung der Geschichte. Das 16. Jahrhundert hatte wohl schon historischen Sinn gehabt, hatte seinen inneren Abstand von der Vergangenheit gefühlt und demgemäß dies geschichtlich zu betrachten gesucht — allein es hatte für diese Betrachtung noch keine leitenden Gesichtspunkte entwickelt. Und so war ihm alles gleich interessant gewesen, und mit wenig Ausnahmen waren seine Historiker in wahlloser archäologischer Darstellung aufgegangen oder hatten gar nur die Quellen früherer Zeiten veröffentlicht. Jetzt dagegen, seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, begann man die Dinge anders anzusehen. Es war jetzt klar, daß der Staat im Mittelpunkte alles Lebens, also auch aller Geschichte stehe; weg mit den Altertümern, weg mit den Anfängen kulturgeschichtlichen Verständnisses: Staatengeschichte wurde die Losung. Das um so mehr, als gerade auf deutschem Boden mehr als irgendwo ein in hervorragendem Sinn historischer Staat in die Gegenwart ragte: das alte heilige römische Reich deutscher Nation, dessen Zustände, durch ewige Privilegien und Unbotmäßigkeiten heraufbeschworen, sich nur durch eingehendste geschichtliche Betrachtung verstehen ließen.

Damit wurde das Studium der Geschichte vor allem verfassungsgeschichtlich; es ist kein Zufall, daß seit Pufendorf vor allem Staatsrechtslehrer und Juristen Historiker waren; noch in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts galt fast nur ein Jurist zu geschichtlichen Professuren für geeignet, wie die Vorliebe der Jurisprudenz wiederum ein Kennzeichen derjenigen historischen Richtungen des 19. Jahrhunderts gewesen ist, die sich dem Rationalismus des 17. und 18. Jahrhunderts am weitesten näherten.

Aber der besondere Charakter des Seelenlebens im 16. bis 18. Jahrhundert hatte noch eine zweite nicht minder wichtige Folge für die historische Auffassung. Neben dem Staat stand als zweiter für die Gegenwart wie die Vergangenheit wichtiger Pol der Entwicklung die Einzelperson, das Individuum. Auch das Individuum hatte Anteil an den Begebenheiten. Allein, wie Gegenwart und Vergangenheit klar zeigten, nur das große Individuum. Die Geschichte war nicht nur Staatengeschichte, sie war auch Heldengeschichte. Und zu dem Element der Verfassung trat das Element der Politik: in politischen Handlungen entstanden und änderten sich die Verfassungen. So galt es, diese Handlungen der Geschichte einzuverleiben. Es geschah, indem man die Motive der handelnden Personen genauer zu verfolgen begann: nicht

Digitized by Google

mehr wahllos, wie unzusammenhängende Mosaiksteinchen, setzte man die Thatsachen nebeneinander, sondern man brachte sie in einen Motivenzusammenhang: man wurde pragmatisch. Pragmatische Staatengeschichte wurde mithin das historische Gesamtproblem des Zeitalters: in seiner Lösung sah es den höchsten Inbegriff seines geschichtlichen Verständnisses.

Die pragmatische Staatengeschichte feierte ihre höchsten Triumphe im Zeitalter der Aufklärung, der Vollendungszeit des individualistischen Seelenlebens, im Verlauf des 18. Jahrhunderts. Sie hat eine Periode nationalgeschichtlicher Anwendung gehabt: da entstanden die großen, leider durchweg unvollendet gebliebenen Reichsgeschichten, die Annales imperii occidentis von Leibniz, Mascovs beide Werke, deren eines die Geschichte der Teutschen bis zum Ausgang der Karolinger führen sollte, deren anderes von da ab die Reichsgeschichte bis auf Friedrich I. erzählt, endlich die groß angelegte Reichsgeschichte des Grafen von Bünau, an der auch Winckelmann, wenn auch nur für die ungedruckten Teile, als Sekretär des Grafen mitgearbeitet hat. Ihre eigentliche Heimat hat diese Periode in Sachsen gehabt, entsprechend der Thatsache, daß Leipzig in dieser Zeit, der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, das Zentrum des deutschen Geisteslebens war.

Eine zweite Periode war universalgeschichtlichen Charakters; sie knüpfte an die neugegründete Universität Göttingen an, ihre Blütezeit ist die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts, und sie führt auf die Namen Gatterer, Schlözer und Spittler. Nicht als ob nicht schon in der ersten Periode universalgeschichtliche Neigungen vorhanden gewesen wären; bei Burkhard Mencke z. B. ist das in hohem Maße der Fall; und Universalismus lag im Wesen rationalistischen Denkens. Allein der ungeheuere politische Stoff ließ sich nicht so rasch bändigen. Und auch in der Göttinger Periode erschöpfte man sich doch zunächst mehr in allgemeinen synchronistisch-weltgeschichtlichen Anordnungen, zu denen noch, äußerlich angefügt, kulturgeschichtliche Daten kamen; und als man später vom universalgeschichtlichen Standpunkt kritischer arbeitete, geschah es zumeist in recht begrenzten Stoffen.

Indes, die noch in die Gegenwart hinein lebendig fortdauernden Wirkungen dieser großen Schulen der pragmatischen Staatengeschichte sind nicht so sehr von der Auffassung des Staates und des Pragmas ausgegangen, obwohl auch diese noch heute für manche Köpfe die Grenzlinie des historischen Denkens abgiebt, als vielmehr von den Fortschritten der Methode.

Digitized by Google

Der staatsgeschichtliche Standpunkt wies auf die Benutzung der Urkunden hin; neben die wilde Urkundenlehre der früheren Zeit, die im wesentlichen nur zu praktischen Zwecken, zur Führung staatsrechtlicher Prozesse z. B. vor den obersten Gerichten des Reiches, ausgebildet worden war, trat eine wissenschaftliche Diplomatik. Vor allem aber lehrte die notwendige Herstellung des Pragmas, der Motivenzusammenhänge, die Quellen weitaus eingehender betrachten, als bisher. Und da ergab sich nun, indem man die Quellenstellen für ein bestimmtes Ereignis aus den Historiken der Vergangenheit zusammenbrachte, solchen, die dem Ereignis zeitlich nahe, und solchen, die ihm zeitlich fern gestanden hatten, sehr bald aus deren Vergleich die besondere Wichtigkeit der zeitlich naheſtehenden, der primären Quellen. Schon Leibniz hat den Grundsatz der primären Quellenbenutzung gekannt, Mascov hat ihn dann, wenn auch noch in ziemlich weiten Grenzen (z. B. benutzte er Otto von Freising für die Geschichte Heinrichs I.) geübt; ganz deutlich befolgt ist er von Gatterer und vor allem von Schlözer.

Es war ein außerordentlicher Erfolg, von dem eine völlige Revolution der geschichtlichen Wissenschaft ausging: und gerade an dieser mehr technischen Stelle hat das neue Zeitalter deutschen Seelenlebens, das mit der Mitte des 18. Jahrhunderts einsetzte, fortgebaut.

Wie glücklich würde ich nun sein, könnte ich Ihnen von der ungeheuren Umwälzung, die sich um 1750 in den Seelen unsrer Ahnen vollzog, ein eingehendes und ausgeführtes Bild entwerfen! Wie wollte ich Ihnen sprechen von den Anfängen eines neuen deutschen Bürgertums, des heute gewaltig erwachsenen, seit dem Ausgang des 30jährigen Krieges, von den geistigen Neigungen des neuen Standes, wie sie langsam seit etwa 1700 hervorzutreten beginnen, von den Zeiten der Sentimentalität seit etwa 1750 und des ihr folgenden Sturmes und Dranges, in denen sie wunderlich und herrlich, thöricht und genial zugleich zum erstenmale in geschichtlicher Selbständigkeit emporschnellen, bis sie in abgeklärter Größe die Grundlage bilden jenes glänzendsten aller unserer litterarischen Zeitalter, des Zeitalters Schillers und Goethes! Wir müssen uns hier damit begnügen, einige der Wurzeln dieser neuen großen Kultur bloßzulegen, soweit das zum Verständnis der Entwicklung der Geschichtswissenschaft besonders nötig ist.

Das, was das neue Zeitalter zunächst charakterisiert, das ist der Überschwang der Stimmung und der Phantasie, der Kultus des Genies, die Verwerfung des Verstandes. Das Zeitalter des 16. bis 17. Jahrhunderts hatte einen intellektualistischen, rationalistischen Charakter ge-

Digitized by Google

habt; es lebte je länger, um so ausschließlicher dem Verstande. In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts war man so weit gelangt, daß selbst Dichten und Malen als erlernbar galt, daß der Verstand herrschte selbst auf allen Gebieten der Einbildungskraft. Der Zusammenhang dieser Thatsachen mit dem Charakter des Individuums im 16. bis 18. Jahrhundert ist einfach. Das vereinzelte Individuum erscheint reduziert auf die verstandesmäßige Seite; Empfindung, Gemüt, Leidenschaft bedürfen der Gesellschaft. Darum war die isolierte Persönlichkeit dieser Zeit auch rein verstandsmäßig gedacht worden; von dem cogito ergo sum des Descartes an, das die Philosophie bis auf Wolff wiederholt, bis auf Gottscheds Poetik und Mengs Gedanken über die Malerei.

Gegenüber dieser Auffassung bedeuteten nun Empfindsamkeit und Sturm und Drang Anerkennung des Individuums nicht nur als Träger eines Intellekts, sondern nicht minder als volllebenden Wesens von Eigenschaften des Gemütes. Erst jetzt wurde, im Fortgang der geistigen Emanzipation des 16. Jahrhunderts, eine vollere Freiheit der Einzelpersönlichkeit erreicht, nicht eine Freiheit der Vereinzelung, sondern eine Freiheit der Aktualität, des Einwirkens und geistigen Übergehens auf andere. Denn wie war dieser neue Mensch der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts noch irgendwie isoliert zu denken! Erinnern Sie sich der thränenvollen, gemütsüberladenen Freundschaften der empfindsamen Zeit, der Vertraulichkeiten eines Gleim oder des Göttinger Hainbundes; lassen Sie Gestalten vor sich aufsteigen, wie die Lavaters oder Basedows; sehen Sie den jugendlichen Goethe in seinem Leipziger, Straßburger, Frankfurter Verkehr und Liebesleben: das sind neue Menschen: dem Zeitalter des nüchternen, verstandesmäßigen Individualismus ist ein anderes gefolgt, das des stetig aktuellen, leidenschaftlich wirkenden Subjektivismus. Es ist das Zeitalter, in dem wir noch heute leben; denn Mengs und Gottsched und Wolff sind für uns tot, aber Goethe und Schiller und Kant sind uns Fleisch von unserm Fleisch und leben.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Feindlichen.

Drama in vier Aufzügen von Johannes Schlaf.

(Magdeburg.)

(Fortsetzung.)

Zweiter Aufzug.

Ein paar Tage später. — Dasselbe Zimmer. — Es ist um dieselbe Zeit wie im ersten Aufzuge.

Einen Augenblick bleibt die Szene frei, dann tritt

Jette (durch die Flügelthür rechts ins Zimmer; sie ist ein korpulentes, altes Mädchen, etwa in der Mitte der Vierziger; läßt die Thür offen; zurück: brummig): Bitte, treten Se nur derweile näher! — Ich wer' es der Madame glei' sage!

Heinrich (tritt an ihr vorbei ins Zimmer).

Jette (durch die Thür links ab).

Heinrich (allein. — Gekleidet wie im ersten Aufzug. — Er sieht leidend aus; müde, abgespannte Haltung: stützt sich auf eine Sessellehne; wartet. — Stöhnt auf): Doch wieder da! — O Schmach! — (Auf und ab; lacht heiser und nervös.) Aber nicht mehr derselbe, Madame! — Haha! — (Aus seinen Gedanken heraus): Ich liebe sie! — Hahahaha! (Wieder auf und ab; dann fest): Schicksal! Fatum! — Na! — (Zuckt zusammen, blickt gegen die Thür links, in erwartender Haltung.)

Asta (tritt durch die Thür links ins Zimmer; bleibt stehen, überrascht): Sie?!

Heinrich: Hehe! — Ja. — Ich komme mit 'rauf. — Ich habe — die Tage . . . Sie sind natürlich überrascht . . .

Asta (verwirrt): O, ich . . . Wollen Sie nicht — Platz nehmen?

Heinrich (leistet, sich leicht verbeugend, ihrer Aufforderung Folge).

Asta (hat gleichfalls Platz genommen).

Heinrich: Ich habe die weite Reise bei der Witterung . . .

Digitized by Google

Und dann ist übrigens streckenweise der Bahnverkehr durch den starken Schneefall unterbrochen . . . (Sich aus seiner bisherigen Aufregung ermannend, nicht ohne Selbstironie): Und wohin anders sollte ich natürlich unter diesen Umständen meine Zuflucht nehmen? Hehe! —

Asta (verlegen): Jaja . . .

Heinrich (sie anblickend): Es ist Ihnen nicht angenehm, daß ich . . .

Asta (hastig): O nein, nein! — Aber es ist ja doch selbstverständlich, daß Sie . . . Wenn Sie sich zu Weihnachten bei uns wohlfühlen?

Heinrich: O, ich würde tief bedauern, wenn meine Grille von neulich eine derartige Verstimmung zwischen uns hervorgebracht hätte, daß . . .

Asta (hastig, verwirrt): O nein! — Sie wissen ja, daß Sie uns — zu jeder Zeit . . .

Heinrich: Hehe! — Jedenfalls, seien Sie überzeugt, daß Sie, so weit das in meinen, in dieser Beziehung allerdings bekanntlich nicht besonders starken Kräften liegt, keinen langweiligen Gesellschafter an mir haben sollen. — Wagen Sie's? — Hehe! — (Hält ihr die Hand hin.)

Asta (verwirrt lächelnd, giebt ihm zögernd die Hand).

Heinrich: Hehe! — (Sie fixierend): Und — es ist sonst nichts weiter zwischen uns?

Asta (wie vorhin): O nein? was sollte . . .

Heinrich: Hehe! — Ernst ist ausgegangen?

Asta (hastig, erleichtert): Ja. — Wo sie auch bleiben? — (Seufzt mit leiser Unruhe): Ich — erwarte ihn und meine Schwester jeden Augenblick.

Heinrich (nach einer Pause, während welcher er sie nichtaus dem Auge gelassen): Eilt es so, daß er kommt? — Hehe! —

Asta (macht eine unruhige Bewegung).

Heinrich (sie fixierend): Sagen Sie, Asta! — hehe! — Eigentlich: Sie sind anders zu mir, wenn wir zu Zweien sind, als in der Gegenwart Ernsts. Ich habe schon ein paar Mal die Beobachtung gemacht. — Weshalb sind Sie in seiner Abwesenheit nicht eben so — kameradschaftlich zu mir, wie in seiner Gegenwart? — (Langsam, mit Betonung): Gerade diesen kameradschaftlichen, etwas — burschikosen Verkehrston finde ich so schön! — Hehe! — Weshalb verlieren Sie ihn in solchen Augenblicken? — Sollte dennoch etwas zwischen uns sein?

Asta (hastig, sehr verwirrt): Nein, nein! — Ich — sagte schon . . . Es — ist doch . . . (Schlägt mit einem plötzlichen Lächeln mit der flachen Hand

Digitized by Google

fest auf die Tischplatte; mit fester Stimme): Aber ist Ihnen das so verwunderlich? Da wir doch fast immer zu Dreien waren?

Heinrich (nach einer kleinen Pause, mit einem ironischen Lächeln): Ah ja! Gewiß! — (Pause.) Hehe! — Immerhin würde es aber doch nur natürlich und das Richtige sein, wenn auch solche Augenblicke keine Ausnahme machten? Denn würde ich nicht gezwungen sein, gerade aus Ihrem bei einem solchen Zusammensein veränderten Verkehrston anzunehmen, daß Sie — lediglich Ernst zu Gefallen . . . daß Sie lediglich Ernst ein Opfer bringen . . . Nicht wahr? — Hehe! — Und daß dennoch mein Verkehr Ihnen in irgend einer Beziehung — unsympathisch wäre?

Asta (verwirrt): Nein nein! — Ich — weiß nicht . . . Es ist . . . (Fest): Jedenfalls; sicher würde ich es dann doch nicht in dieser Weise bringen. — Und — Sie sind heute auch anders — als sonst!

Heinrich: Ja! — Hehe!

Asta (leise): Es kann Sie also um so weniger — wundernehmen . . . (Sie stockt, blickt beiseite.)

Heinrich: Hehe! — Ich werde Ihnen die Änderung meines Benehmens sogleich erklären, und — ich freue mich, daß ich es so gut getroffen habe, Sie allein zu finden und so gute Gelegenheit zu einer Aussprache zu haben.

Nehmen Sie an — hehe! ich gehöre zu den Menschen, die einem unter Umständen eine ganz unerwartete — Überraschung bereiten können. — Hehe! — Denn im reinen sind Sie sich über meinen Charakter noch nicht. — Sie verstehen vielleicht instinktiv, mit dem Gefühl, diese und jene Eigenschaft von mir, und dieses Gefühl ermöglicht Ihnen die — kameradschaftliche Art, in der Sie mit mir verkehren, besonders, da Sie ja in dem Verhältnis Ernsts zu mir eine Garantie haben. — Im übrigen aber — nicht wahr, ich werde mich kaum täuschen? — Hehe! —

Asta (macht eine Bewegung, schweigt aber).

Heinrich (fixiert sie): Hehe! — Ich habe mir nun in diesen Tagen unser Verhältnis zueinander sehr eingehend und sorgfältig überlegt und bin — zu einem Resultat gekommen. — Hehe! — (Kleine Pause. — Mit leiser Empfindung): Es — würde mir außerordentlich schwer werden, den Verkehr mit Ernst und Ihnen zu entbehren. — Es ist da zunächst — hehe! — die — nun, die — Bequemlichkeit, will ich sagen — hehe! — Sie wissen, so ein Junggeselle freut sich ja, wenn er so einen Anschluß an geordnete Lebensverhältnisse hat — hehe! — Und weiter: ich kenne Ihren Mann seit langen Jahren. Wir haben immer in einem

Digitized by Google

nahen und ungetrübten Verkehr gestanden. — Das hat mir alles den Anschluß an Sie beide gewissermaßen zu einem — Fatum gemacht. — Hehe!

Asta: Zu einem — Fatum ...

Heinrich: Ja; ich sage so! — Hehe! — Ich meine damit — eine gewisse Notwendigkeit, mit Ihnen beiden zu verkehren, ein Bedürfnis, eine — hm! — feste Gewohnheit, Anhänglichkeit — hehe! —

Asta: Oh!

Heinrich (lächelnd): O bitte! — Ein Fatum übrigens wohl auch, weil — ich zu der deutlichen Einsicht gekommen bin, daß sich gerade zwischen unseren beiden Charakteren bei allen — Berührungspunkten doch auch wieder Differenzen, Wesenseigentümlichkeiten erheben, die zu beseitigen unmöglich sein möchte, und die also eigentlich vielleicht auch unseren Verkehr auf die Dauer — unmöglich machen könnten!

Asta (macht eine unruhige Bewegung; will etwas sagen, schweigt aber).

Heinrich (mit leichter Neigung gegen sie hin): Ja?

Asta (schweigt).

Heinrich: Ja! — Hm! — Diese Unterschiede und — Gegensätze haben mich nun bisher — irritiert. — Der Bauernjunge in mir — hehe! — war mißtrauisch, in seinem Selbstbewußtsein beeinträchtigt, nun u. s. w. So war ich allmählich in einen Zustand gekommen, der wohl neulich Abend seine Krisis erreichte.

Im wesentlichen bin ich ein innerlicher Mensch, der alles gern in und mit sich selber ins reine bringt. — Leider, leider! — Hehe! — Ein Sonderling. — Hehe! — Aber eine Eigenschaft hab' ich und, wie man mit der Zeit — bewußter wird, ein — Grundgesetz: keine halben Zustände in mir zu dulden, coûte qui coûte — hehe! — Und so bin ich denn, wie gesagt, in diesen Tagen zu — meinem Resultat gekommen. — Hm! — Sehen Sie: nicht wahr, Asta! alles, was uns beide voneinander trennt — hehe! — ist ja weiter gar nicht schlimm. — Gerade derartige Gegensätze sind ja unter gebildeten Menschen, wenn sie im übrigen — Berührungspunkte haben, eine Würze und, ich möchte sagen, ein belebendes Moment des Verkehrs — hehe! — Und so mein' ich, kann uns gerade diese unwillkürliche Gegensätzlichkeit zu einer Verkehrsweise verhelfen, die unser Verhältnis zu dreien erst recht belebt und — komplett macht — hehe! — Nicht wahr? — Es war eben nur von nöten, daß ich den schwerfälligen Bauer in mir überwand und zu dieser bewußten Einsicht kam.

So! — Nun wissen Sie, wie es kommt, daß ich heute so —

Digitized by Google

anders bin, und ich denke, Sie werden mit dieſer — Häutung — hehe! — einverſtanden ſein? — Sehen Sie, um die Sache noch anders zu ſagen — hehe! — Damit Sie ſehen, wie ich mich in dieſen Tagen bemüht habe, über unſer Verhältnis in jeder Beziehung ins klare zu kommen — ich hoffe, dieſe Bemühung wird nicht ohne Eindruck auf Sie bleiben? — Hehe! —

Aſta: Ja! — Aber — hm! —

Heinrich: Hehe! — Alſo: nichts iſt Ihnen unangenehmer und peinlicher geweſen, als die Schwerfälligkeit, die ich Ihrem heiteren und geiſtreichen Weſen entgegenbrachte! — Sie machte mich Ihnen — unklar, ſie machte Ihnen meinen Charakter zweifelhaft . . . Ich . . .

Aſta: Oh! . . .

Heinrich: Kurz und gut: Sie wünſchten mich ohne jeden Zweifel etwas — oppoſitioneller. — Hehe! — Nun, offen und ehrlich: ich habe die beſten Abſichten, dieſem — unzweifelhaften Wunſche entgegenzukommen, und — ich weiß, meine Fähigkeiten werden von jetzt ab dieſen Abſichten gewachſen ſein! — Und in dieſem Sinne alſo ſind wir beide miteinander im klaren?

Aſta (verwirrt): Sie — überraſchen mich natürlich . . . Aber — nun ja! —

Heinrich (lächelnd, mit leichter Verbeugung): Hm! — Ja! — Hehe! — Ich möchte mich Ihnen nun noch etwas — deutlicher machen. — Ich will Ihnen direkt ſagen: Sie haben mich zu einem feſten Kerl gemacht, der mit ſich völlig im klaren iſt.

Aſta (mit Zeichen von Unruhe): Oh! . . .

Heinrich: Hehe! — Nun, dieſes Reſultat Ihrer unbewußten Pädagogik ſoll Ihnen die Zukunft noch zeigen. — Alſo: Sie wiſſen: Da war zunächſt der Bauer. Was dem Bauer fremd und ungewohnt iſt, irritiert ihn. Auf der anderen Seite aber hat er auch wieder ſein ſtarres — Selbſtbewußtſein. Lieber Gott! — hehe! — nun iſt man ja aber auch Gelehrter, Denker, Gemütsmenſch — hehe! — und zugleich ſo ein Stück Hamlet, wie heute ſo viele: das biegt und bricht die Inſtinkte und vor allem das betreffende — Selbſtbewußtſein. — Hehe! — Sie haben ihm auf die Beine geholfen, endgültig! Gründlich! — Oder, wenn ich es anders ſagen ſoll: Sie haben mich — böſe gemacht! —

Aſta: Ah, böſe . . .

Heinrich: Aber — ich langweile Sie?

Aſta (ſchnell): O nein!

Digitized by Google

Heinrich: Hehe! — Böse! Ja! — Nun — hehe! — Diese ewigen Reflexionen! — Dieses ewige Zaubern und Ermüden, wenn man im Begriff ist, einen herzhaften Entschluß zu fassen! — Der — Hamlet in einem: gegen den haben Sie mich gründlich — böse gemacht. — Hehe! —

Asta: Ah so! — Ja. —

Heinrich (mit aufrichtiger, aber verhaltener Empfindung, mit weicher, suggestiver Stimmung): O wie schön Sie jetzt sind, Asta! — So ganz — Frau! — Sie verzeihen, wenn ich Ihnen das sage? — Hehe! — Ja! Und doch — ich hoffe — Sie werden den — freieren Ton wiederfinden? Den Gutekameradenton?

Asta: Ah! — (Sie sinkt unwillkürlich in ihren Sessel zurück.)

Heinrich: Ich werde ihn jetzt verstehen und ihm — gewachsen sein. — Hehe! — Ich deutete Ihnen an, in welchem Sinne. — Er steht ja mit Ihrem lebhaften und — spontanen Temperament in so engem Zusammenhange.

Asta (mit einem müden, irritierten Lächeln, im übrigen wie vorhin): Ah, ich habe — doch ein wenig — Kopfdrücken!

Heinrich (lebhaft): Oh! — Eh! — Wissen Sie — hier! — Darf ich vielleicht versuchen, es Ihnen — wegzuhypnotisieren?

Asta: Oh! —

Heinrich: Glauben Sie nicht an Hypnose? — Ich habe einige Übung! — Es ist schließlich eine ganz alte Geschichte. — Das Volk hat sie längst im Gebrauch. — Sie wissen ja: Die Frauen, die Gesichtsrose, Zahnweh und Kopfschmerzen besprechen oder büßen, wie man sagt. Ich weiß nicht, wieviel dabei auf den Zauberspruch ankommt — hehe! —, aber ich entsinne mich, daß es mir als Jungen immer Linderung brachte. — Es war vielleicht das Stillhalten, das leise, wie magnetische Gefühl, das von der Hand ausgeht, wenn sie, verstehen Sie? so sanft über das Gesicht — (mit Geste) — hinstreicht, ohne es direkt zu berühren? — Darf ich den Versuch machen? Worte sind gar nicht von nöten. Lediglich eine — mentale Suggestion, wie man so sagt. — Hehe!

Asta (hastig): Ah nein, nein!

Heinrich: Freilich, wenn Sie mir mißtrauen? Aber ich glaube Ihnen zuverlässig eine Erleichterung versprechen zu dürfen. Ich will Ihnen sagen, weshalb? Sind die Kopfschmerzen stark?

Asta: Nein, nicht sehr. —

Heinrich: Ah, sehen Sie? — Ich dachte mir's! — Immerhin

Digitized by Google

aber beläſtigend? — Und zwar aus einem pſychiſchen Grunde? Sie befinden ſich in einer ſeeliſchen Spannung, die ſich aus unſerem Geſpräche nur zu leicht erklärt. Alles, was ich ſagte, die Art, wie ich mich Ihnen gab, mußte für Sie, ſehr natürlich, ein wenig — verwirrend ſein! — Dieſer Zuſtand eines kurzen hypnotiſchen Schlummers aber wird Sie unfehlbar befreien. — Oder — haben Sie Angſt? — (Lächelt.)

Aſta (zaudernd, mit einem irritierten Lächeln): Ah nein!

Heinrich (unbefangen): Nicht wahr! — Und die Schmerzen könnten vielleicht noch zunehmen. — Der Zuſtand könnte ſich noch komplizieren. — Weshalb wollen Sie ſich das Feſt verderben? — Darf ich? — Mein Gott, zum Spaß! ein Verſuch! —

Aſta (noch ein wenig zaudernd): Bitte.

Heinrich (erhebt ſich, tritt zu ihr; mit leiſe befehlender Stimme): Wenden Sie ſich zu mir!

Aſta (thut's).

Heinrich: Sehen Sie mir, bitte! in die Augen! — So! —

(Sie ſehen ſich in die Augen.)

(Er macht die betreffenden Bewegungen über Stirn und Schläfen.)

Sie — ſchlafen . . .

Aſta (im Schlummer).

(Es vergeht einige Zeit.)

Heinrich (bis jetzt zu ihr gebeugt): Wachen Sie — auf?!

Aſta (öffnet die Augen. — Mit einem leiſen Aufſchrei): Ah! Was — war das?!! (Starrt ihn mit weiten Augen an.)

Heinrich: Was?! —

Aſta: Ihr — Blick?! — Ihr . . .

Heinrich (ſieht ſie lächelnd an, während ſie ihn anſtarrt).

Aſta (ihr Blick wird, während ſie an ſeinen Augen haftet, ruhig; ſie atmet tief auf): Nichts. —

Heinrich (lächelnd): Sie fühlen ſich erleichtert?

Aſta (leiſe): Ja.

(Aus dem Nebenzimmer Lachen und munteres Geſpräch; eine Weiber- und eine Männerſtimme.)

(Befreit): Ah, Ernſt! Helene!

(Sie iſt in Verwirrung, ſtreicht über die Stirn.)

Heinrich: Ach, das Kiſſen dort, auf dem Tiſchchen! — Vermutlich eine Weihnachtsüberraſchung für Ernſt?

Aſta (haſtig): Ja.

Digitized by Google

Heinrich: Hehe! — Wollen Sie es nicht beiseite thun?

Asta (wie vorhin): Ja. — (Geht zum Tischchen, um das Kissen wegzuthun. — Kommt zurück; in Verwirrung.)

Heinrich: Asta! Beste! Ist Ihnen was?

Asta: O nein, nein.

Ernst (tritt mit Helene ins Zimmer).

Helene (circa 20 Jahr alt; eine schlanke Blondine in einem schwarzen Kleid).

Ernst: Nun?! — Da wären wir — (Bemerkt Heinrich, der in aufmerksamer Haltung lächelnd dasteht. Erstaunt): Ah! Wie?! — Du?!

Asta (lebhaft, aufgeregt auf Helene zu; umarmt sie): Lene! — Lene! — (Küßt sie.) Nun? — Ah, wie frisch Du aussiehst, Liebe! — Wie rosig! — Schneit es?! — Ist es kalt?! — Komm! — Wärme Dich! — (Gehen zum Kamin im Hintergrund.) Komm! — Komm! —

Heinrich (zu Ernst, der währenddem zu ihm hingeschritten ist, nach einem fragenden Blick zu Asta hin, den diese nicht bemerkt hat): Ja! — Hehe! —

Ernst (ihm die Hand reichend, ihn forschend anblickend): Also — nichts geworden mit der Reise?

Heinrich: Nein! — Denn in den Karpathen sind die Wege verschneit! — Hehe!

Ernst: Soso! — Ja, ich habe gelesen, daß der Bahnverkehr unterbrochen ist! — (Ihn musternd): Nun, es freut mich! — Hehe! — Du siehst ganz munter aus? — Und — fühlst Dich wohl?

Heinrich (lächelnd): O durchaus!

Ernst (munter, lebhaft): Na wunderbar! — Herzlich willkommen, mein Junge! — Wie mich das freut! — Hahahaha! — (Schüttelt ihm beide Hände): — Aber ich muß Euch ja bekannt machen? — (Führt Heinrich zum Kamin hin) — Hier unser sehr lieber Freund, der Doktor! liebe Lene. —

(Verbeugung ꝛc.)

Na Frau?! — Und Du?! — (Küßt Asta auf die Stirn) — Hahaha!

Heinrich: Asta hatte Kopfschmerzen.

Ernst: Oh! —

Asta: Ach, es ist nichts.

Heinrich: Ich habe sie ihr weggebüßt. — Hehe! —

Ernst: Weggebüßt. — Köstlich! — Sieh mal! — Hahaha! —

Heinrich: Wegsuggerieren sagt man ja wohl. — Hehe! —

Ernst: Soso! — (Blickt ihn fröhlich an) — Aber Sohn? Ich kann Dir nicht sagen, wie ich mich über Dich freue! — Hehe! — Na

Digitized by Google

prächtig! — Komm! zünden wir uns miteinander eine Friedenspfeife an! — Hahaha!

(Faßt ihn unter den Arm und führt ihn zum Vordergrund zu den Sesseln, präsentiert ihm das Etui. — Sie zünden sich Zigarren an.)

Ernst (sinkt mit einem humoristischen Seufzer der Erleichterung auf den Sessel).

Heinrich (läßt sich gleichfalls in Ernsts Nähe nieder).

Ernst: Na, hast Du Dich ausgewärmt, Lene? — Wie ist's?! — Wollen die Damen nicht ein bißchen herüberkommen?

Asta und Helene (die bisher im Gespräch am Kamin gestanden haben, kommen gegen den Vordergrund).

Helene: Jawohl! Jawohl! — Man kommt schon! —

Jette (steckt den Kopf durch die Flügelthür): Nu, der Boom wäre denn nu fert'g?!

Helene (eifrig auf sie zu): Is e' fert'g, der Boom? — Ach Jette, Jette! — Sage das noch e Mal so uf unser liebes Sächs'sch! — Du glaubst gar nicht, wie viel ick heite Berlinsch gehört habe! — Alte, dicke Jette! — (Umhalst Jette.) Willst Du e' Zuckerplätzchen, Jette?! — (Zieht eine Düte aus der Tasche und präsentiert sie Jette.)

Jette (schmunzelnd): Nu, ich mache mir eegentlich nich viel aus Sieß'gkeeten!

Helene: Aber wenn sie von mir sind? Nicht wahr, Jette? — Ich wollte mir wenigstens ausgebeten haben! — Übrigens is es ganz was Feines! — Marzipan, Jette! —

Jette (wie vorhin): Nu! — (Greift in die Düte.)

Ernst: Hahaha! — Die bringt Leben ins Haus! — Wie, Jette?

Jette (schmunzelt): Ja—e . . .

Asta (hat sich ein wenig gegen den Hintergrund zu niedergelassen).

Helene: So, Jette! und nun kannst Du derweile die Lichter in die Halter machen! — Und dann putzen wir alle miteinander den Baum! — Gelle?

Jette (schmunzelnd ins Nebenzimmer zurück).

Helene (steckt die Düte wieder in die Tasche und kommt zu den anderen; läßt sich in Ernsts Nähe nieder).

Ernst (der sie wohlgefällig beobachtet hat): Nu Lene? — Und wie hat Dir unser Berliner Weihnachtsmarkt gefallen?

Helene (etwas befangener): O, bis auf die Waldteufel und Knarrjungens!

Digitized by Google

Asta (mit einem gezwungenen, müden Lächeln, das auch ihre Worte nuanciert): Mehr interessant als weihnachtlich! Nicht? —

Helene (wie vorhin): O, ich — weiß nicht!

Asta (wie vorhin): Ist es bei uns nicht schöner, zu Weihnachten? — Zu Hause? — Wenn der Schnee glitzert? — Und die Felder so weiß und weit? Und die Sterne drüber funkeln? — Und die dicken Schneekrusten auf den grünen Tannen? Die langen Eiszapfen an den Dächern? Die stillen Gassen und hellen Fenster! — Und die Christmette in der Kirche. — Man glaubt, man kann die Weihnachtsengel sehen, wenn sich die Felder so weit und still dehnen und die Sterne über den Bergwäldern glitzern!

Helene: Ach ja . . . Aber . . .

Asta: Und wenn Friedrich mit dem Schlitten in die Berge 'nausfährt und den Weihnachtsbaum bringt? — Und Vater mit seiner gemütlichen Meerschaumpfeife auf der Leiter steht und den Baum putzt? Und alles ist so still und so festtäglich! — Alles ruhig und zufrieden und fröhlich, und für ein paar Tage sieht man keine Not in der Welt! — Und dagegen dieses schreckliche Berlin! — Alles ist Kaufen und Verkaufen und Geschäft. — Und ein Drängen und Lärmen! — Und nun gar diese Waldteufel und Knarrjungens auf dem Markt! — Auch so ein Stück Berliner Weihnachten!

Ernst: Du wirst Lene noch verleiden, hergekommen zu sein.

Helene: O nein! O nein!

Asta: Sie ist ja zu uns gekommen! Nicht Lene? — Nicht, um dieses greuliche Berlin zu sehen.

Helene: Ist es denn so greulich?

Asta: Nein, nein! —

Ernst (munter): Siehst Du? — So ist's recht, Lene! Laß Dir nur nicht bange machen! — Du hast eben Asta ein bißchen Heimweh mitgebracht. — Aber Du sollst schon sehn, was für ein Leben das hier ist! — Denn alles, was recht ist, ihr habt da in der Provinz eure Natur, aber hier ist eigentlich erst so recht das Leben! — Da draußen bei euch ist das Leben still und — (munter, mit parodistischem Pathos) — schweigt vor der großen, übermächtigen Natur, aber hier hat es alle ihre Kräfte gezwungen und — Du hast bereits in diesen paar Tagen einen Begriff bekommen, wie — chik! — Ist's nicht so, Doktor? —

Heinrich: Chik! — Sehr schön! — Hehe!

Ernst: Weihnachten feiern wir hier in unsern vier Pfählen und

Digitized by Google

wenn wir auch keine Berge und Felder haben, so werden wir miteinander um nichts weniger fröhlich sein. Und Engel brauchen uns, und wenn es selbst Weihnachtsengel wären, durchaus nicht durchs Zimmer zu schweben!

Helene (lacht fröhlich).

Ernst (mit in ihr Lachen einstimmend): Im übrigen wird sich's Berlin angelegen sein lassen, für sonstige Unterhaltung zu sorgen! — Nicht wahr? — Unser schönes Berlin!

Heinrich (wiederholt): Unser schönes Berlin! — Hehe! — Eh — bei dieser Gelegenheit fällt mir was ein! — An und für sich eine ganz einfache Sache — hehe! — aber es ist doch sonderbar, wie etwas an und für sich ziemlich Unbedeutendes für einen — suggestiv werden kann. — Hehe! — Ich war nämlich gestern bei einem Freunde, und er zeigt mir eine Nippessache, einen Briefbeschwerer. Eine Bronzeplatte. Ein Bär drauf. Auf dem Bauch. Die Hinterpranken von sich gestreckt und das Gesicht zwischen den Vordertatzen. — Hm! — (Denkt nach.)

Ernst: Na, und?

Heinrich: Wie?! — Na ja: es paßt schon in unser Gespräch — hehe! — Ja. — Ganz sonderbar, wie einem doch mit einem Mal so eine Idee kommt. Es mußte wohl sein, weil ich einen längeren Spaziergang durch die Straßen gemacht hatte. Das Ding hatte nämlich auf der Stelle für mich so eine eigenartige Physiognomie, so etwas unheimlich Lebensvolles. — Der Bär, das Tier war für mich mit einem Mal gar nicht mehr vorhanden, oder höchstens noch als ein Symbol der Einsamkeit etwa, des Brummig-Abgeschlossenen. Hehe! — Im übrigen: es war ganz eigentümlich: es kreuzte sich da so Verschiedenes: im übrigen mußte ich an den antiken Hermaphroditen denken. — Hehe! — Ja, und mit einem Mal hatt' ich die Vorstellung einer sonderbaren Einheit, die aus zwei Wesen besteht, die sehr intensiv ineinander denken, deren Gehirnenergieen sich gewissermaßen ineinander — verbissen haben, in einer Weise, die ihren ganzen Organismus auf das Äußerste in Mitleidenschaft zieht. —

Ernst: Ja, aber — ich verstehe noch nicht . . .

Heinrich: Gleich. — Hehe! — Ja, und das Ganze ist ein ringender Wille. — Und der Wille — hehe! — ist überhaupt ein ganzer Organismus. Ein einziger verkörperter Sensitive und Receptive, der ein heimlich rangierendes, charakterformendes Prinzip ist . . . Hehe! — (Streicht sich über die Stirn. Zeigt sich nervös-unruhig.) Hehe! —

Digitized by Google

Asta (giebt Zeichen von Unruhe).

Heinrich (zu Asta gewandt): Hehe! — Ah pardon! Es ist so schwer zu sagen. — Hehe! — Ein Prinzip, das abstößt und auch wieder festhält. — Und — in dieser Beziehung, verstehen Sie? — hehe! — ist er — ein Weib. — Er — hehe! — Hehe! — (Zu Ernst gewandt): Verstehst Du? — Hehe! —

Ernst (mit einiger Unruhe): Hm! — Ja! Sonderbar! —

Heinrich: Hehe! — Ja, ach so! — Die — Großstadt! Unser Gespräch! — Hehe! — Hm! — Der Zug zur Großstadt! — Dies ganze große Leben, das so wunderbar — chik ist. — Hehe! — Man kann fragen — man fühlt das vielleicht als das Interessante, das unbewußt Anziehende, geradezu Magnetische der Weltstadt — hehe! — was wohl der feinste Extrakt, das feinste Resultat, das — einigende — Ziel, verstehst Du? — hehe! — dieses ganzen mächtigen Lebensgetriebes ist. — Meinetwegen gewisse Gehirnveränderungen, Nervenverfeinerungen. — Akklimatisation! Anpassung! — Hehe! — Ein außerordentlich sensibler, zäher Wille zum Leben, zum Sichbehaupten — verstehst Du? — hehe! — Dieser Wille könnte nun z. B. eine vielleicht ganz diskrete, aber um so intensivere Gewalt über seine Umgebung bekommen. Denke, daß z. B. die Suggestion eine ganz neue praktische Bedeutung gewönne, sozusagen zur unwillkürlichen Funktion würde, d. h. in einer ganz neuen und besonderen Weise. Ich denke, die ist das wichtigste, an eine — mentale Suggestion — hehe! — Gedankenübertragung, verstehst Du? — Gedankenlesen in einer ganz ungewöhnlichen, unwillkürlichen Weise — hehe! — bei Wesen mit einem dieser großstädtischen Umgebung ganz eigen angepaßten Nervensystem, einer ganz eigen differenzierten Gehirnthätigkeit. — Hehe! — (Wie in Gedanken wiederholend, mit leiser, aber deutlicher Stimme.) Gedankenübertragung! — Mentale Suggestion! — Verstehst Du? — Hehe!

Asta (sinkt mit einem Seufzer in ihren Sessel zurück).

Heinrich (zu Asta gewandt): O, was ist Ihnen?

Helene (besorgt gegen sie hin): Asta!

Ernst (gleichfalls mit Besorgnis gegen Asta gewandt).

Asta (sich zusammenraffend): Ah nichts! — Nichts! — (Mit verhaltener Erregung sich erhebend): Aber, wie ist's, Lene! — Ich fürchte — die Herren möchten anfangen, uns etwas zu — gelehrt zu werden? — Wollen wir nicht lieber inzwischen den Baum anputzen gehen?

Helene (sich erhebend): Den Baum? — Ja! — Komm!

Digitized by Google

Heinrich: Ah, den Baum! — Aber gestatten Sie uns nicht, mitzuhalten?

Asta: Wenn Sie uns versprechen, nicht mehr so gelehrt sein zu wollen.

Heinrich: Sie verzeihen zum letztenmal! — Hehe! —

Ernst (sich erhebend): Und es ist Dir nichts, Kind?

Asta: Aber nein!

Ernst: Na, denn endiamo!

(Sie begeben sich in das Nebenzimmer.)

(Fortsetzung folgt.)

Clara Viebig.

Von Professor Dr. Richard Maria Werner.
(Lemberg.)

Der Name Clara Viebig, der sich jetzt schon eines so guten Klanges erfreut, wurde zuerst im Jahre 1897 weiteren Kreisen bekannt, als sie mit ihrer Novellensammlung „Kinder der Eifel“ auftrat. Rasch ließ sie einen Roman „Rheinlandstöchter“ und ein Schauspiel „Barbara Holzer“ folgen. Kurze Zeit darauf legte sie eine neue Novellensammlung „Vor Tau und Tag“ und abermals einen Roman „Dilettanten des Lebens“ neben einzelnen Skizzen in Zeitschriften vor und beschloß ihre bisherige Thätigkeit durch die Komödie „Pharisäer“. Es kann kein Zufall sein, daß sich die Natur der Dichterin in zwei so parallelen Reihen vor unsern Augen entwickelte; es muß sich darin vielmehr ein Grundzug ihres Wesens enthüllen. In der That läßt sich nicht verkennen, wie sehr dem äußeren ein innerer Parallelismus entspricht. Es gehen deutliche Fäden von der einen Reihe zur andern. Die früheren Themen werden zum Teil wieder aufgenommen, aber in gewissem Sinne anders behandelt. Oder vielmehr das Eine Hauptthema wird mit dem größten Geschick, mit reicher Erfindung und immer sichererem Gelingen von den verschiedensten Seiten betrachtet und künstlerisch bewältigt. Und dieses Hauptthema hängt so sehr mit dem Eindruck zu-

Digitized by Google

sammen, den wir vom ganzen Wesen der Dichterin empfangen, daß nur aus innerer Notwendigkeit ihre Werke so und nicht anders entstanden sein müssen.

Als mir nur der erste Band „Kinder der Eifel" vorlag, da schien es mir, der unzweifelhaft tiefe Reiz dieser Erzählungen rühre von der Kraft ihrer „Bodenständigkeit" her. Ich begrüßte das überraschende Talent Clara Viebigs, hob aber vor allem die „stimmungsvolle Verwendung der niederrheinischen Landschaft" hervor, in der jeder Stein, jede Beleuchtung, jede Eigenart der Dichterin vertraut sei. Man merke, sagte ich damals, (Monatsschrift für neue Litteratur und Kunst, II, S. 308 ff.), wie sehr sich Clara Viebig in dieser Gegend, unter diesen etwas schwerfälligen Menschen heimisch fühle, wie sie sich in ihr Denken, Handeln, ihre Gewohnheiten und Leidenschaften, ihre plötzlich mit Naturgewalt losbrechenden Gefühlsäußerungen eingelebt habe. Zwar vergaß ich nicht, zu erwähnen, daß sich dazu eine nicht gewöhnliche Gabe der indirekten Charakteristik, eine zutreffende, den Dialekt ausdrucksvoll benutzende Darstellung und ein tiefer sittlicher Ernst gesellen, rühmte besonders die Kunst des Verschweigens, die virtuos gehandhabt werde und mit allem übrigen „ein eigenartiges Ganzes" bilde, doch konnte sich erst nach der Lektüre der späteren Werke dieser Eindruck vertiefen und in seinem vollen Umfang enthüllen. Jetzt ist es klar, weshalb man das Gefühl hat, bei Clara Viebig „wie durch einen tannenduftigen Wald zu wandeln, und plötzlich käme ein Windstoß, der einen fast umbläst, aber doch im Innersten erquickt". Sie hat etwas Urwüchsiges, etwas ungemein Frisches, etwas so wohlthuend Ungekünsteltes. Sie lebt auf freier Höhe und erblickt darum das Treiben und Irren der Menschen klarer und reiner; sie schaut in die Herzen und erkennt deshalb, wie sich die Elemente mischen, wie Schuld und Fehle nur die Kehrseite der Vorzüge sein können, wie scharf der Schein vom Wesen geschieden werden müsse. Das Elementare der Leidenschaft sieht sie aus den Umschnürungen durch Verhältnisse, Rücksichten, Vorurteile hervorbrechen und sucht das Verständnis für diese Vorgänge zu erschließen. Geht auch der Weg durch Nebel und Verworrenheit, lasten gleich schwere Wolkenballen, Dämmern und Dunkel auf den Menschen, niederdrückend und beängstigend, es kommt doch die große Sonne mit allmächtiger, belebender Liebesfülle, alles vergoldend und mit ihren erwärmenden Strahlen überflutend.

Ein mächtiges Sehnen, ein bebendes Erwarten, Schauern zieht durch die Welt. „Die Blumen öffnen verlangend die Kelche, sie möch-

Digitized by Google

ten sehnsüchtig verweinte Augen aufschlagen.“ Und die Seelen der Menschen sind solche Blumen. Was geheimnisvoll und rätselhaft unsere Zeit bewegt, wofür wir nach einer Formel suchen, das durchzieht mit kräftigem Hauche die Werke der Dichterin, nicht aufdringlich, nicht tendenziös, nein, ahnend, wie mit zurückgehaltenem Atem.

Und das verleiht auch den Romanfiguren ihre Bedeutung, das erhebt ihre Kämpfe, ihre Leiden und schwer errungenen Glückseligkeiten zu sinnbildlicher Größe. Ohne daß es ausgesprochen würde, fühlen wir doch, wie viel Allgemeingiltigkeit hinter den Einzelheiten verborgen liegt. Wir stehen Menschen gegenüber, deren Individualität scharf umrissen ist, Menschen mit klar ausgeprägten Zügen, besonderen Schicksalen, persönlichen Irrungen, aber sie leben so ganz in den Niederungen des gegenwärtigen Daseins, sie ringen so deutlich mit den Mächten unserer heutigen Welt, daß sie zu typischer Wichtigkeit emporsteigen. Daraus folgere ich das Recht, Clara Viebig eine Dichterin zu nennen.

Sie ruft durchaus den Eindruck einer ursprünglichen Natur hervor, die in sich gefestigt ist und mit offenen Augen ins Leben blickt; vor dem Menschlichen erschrickt sie nicht, weil sie seinen Wert erfaßt hat, darum wendet sie sich auch nicht zimperlich ab, wo es weniger reinlich zugeht. Sie wagt es ohne Prüderie, aber ebenso ohne jedes unschöne Schmunzeln, das Gesunde, wenn es auch derb erscheint, zu behandeln und rückhaltlos zu verwerten. Immer wieder zeigt sie, wie sich aus den Schranken der Verhältnisse das kräftige Naturell herausreißt, kühn die kleinlichen Rücksichten verachtend. Aber sie kennt auch die Macht dieser äußeren Bedingungen, weiß, wie gewaltig sie in die Menschenschicksale eingreifen, und stellt darum das wechselvolle Ineinanderspielen von Naturell und Geschick dar. Auch die Freiesten sind nicht unabhängig genug, um sich dauernd auf windumtobter Höhe zu erhalten; sie können nur für Augenblicke, Augenblicke des höchsten Glückes, so weltvergessen dastehen, als seien sie mit dem, was ihnen das Liebste ist, allein auf Erden. Rasch ziehen die Wolken wieder auf, verdüstern die Aussicht, senden unendliche Regengüsse herab und scheuchen die kühnen Bergkletterer wieder in die Alltäglichkeit des Daseins zurück. So führt Clara Viebig mit künstlerischem Sinn die Figuren ihrer Phantasie auf einen physischen und geistigen Höhepunkt, von dem sich ihnen die entzückendste, beseligendste Fernsicht eröffnet, aber sie vermögen dort nicht auszuharren, sondern müssen wieder hernieder, um von neuem zu ringen und auf die endliche Wiederkehr des großen Augenblicks zu warten. Selbst wenn der Mensch kein Herdentier sein will, wenn er, ein

Digitized by Google

neuer Laokoon, sich den Umschlingungen der Schlangen entziehen möchte, immer wieder muß er zurück in den engen Kreis und muß es schon als Glück empfinden, wenn er überhaupt noch hoffen kann; „Hoffen ist an und für sich schon ein Glück!“

Clara Viebig ist keine Pessimistin, wenn sie auch mehr Trübes als Freudiges im Leben erkennt und die Hüllen von den verborgenen Leiden wegzieht. Das echte Mitleiden erfüllt sie und hinter allen Zweifeln herrscht doch unaustilgbar eine feste Zuversicht, ein lauterer Idealismus. Immer kühner wagt er sich in ihren Werken hervor, während er anfangs nur zaghaft, wie ein verschrecktes Kind, den Kopf erhob. Freilich bleibt das letzte Wort meist unausgesprochen, werden wir mit einem dunklen Hinweis auf die Zukunft entlassen, aber der Fortschritt ihrer zweiten Dichtungsserie liegt doch auch darin, daß sich im Osten die Wolken röten und die wiedererscheinende Sonne verkünden. Die Dichterin ist zuversichtlicher geworden. Während in den ersten drei Werken der Ausgang meist melancholisch erscheint oder doch, wie in den „Rheinlandstöchtern“ nur mit einem verheißungsvollen „Wenn“ herbeigeführt ist, verklärt er sich in den neueren breiten und verliert wenigstens zum großen Teil sein Niederdrückendes. Nicht ganz, denn die Künstlerin darf nicht plötzlich aus dem Wirrsal der Wanderung in das lichte Land der Sehnsucht versetzen, um durch ein sogenanntes „glückliches Ende“ die schwächliche Versöhnung herbeizuführen, aber doch so weit, als es möglich ist, aus dem Untergang einer Existenz eine neue wenigstens ahnen zu lassen.

Es sind zu allermeist ergreifende Bilder, die uns Clara Viebig enthüllt hat. Durch Not, Kummer und Gram führt sie; Schweres muß von den Personen ertragen werden, Irren ist ihr Teil; oft greift die Verfasserin tief in das Traurige, Erbarmenswerte. Beklemmend ziehen sich die Fährlichkeiten immer enger zusammen, aber schließlich steigert sich jetzt die Kraft des Widerstandes, und mit einem innerlichen Ruck befreien sich ihre Gestalten von der beängstigenden Umklammerung. Wie im Leben nimmt auch in ihren Werken die Sinnlichkeit, das Geschlechtsverlangen einen breiten Raum ein, doch äußert es sich so gesund, so ohne jede Lüsternheit und wird von der Dichterin mit so zarter Hand eingeführt, daß selbst die strengste Sittenrichterin nichts dagegen einwenden dürfte. Gerade weil Clara Viebig den gesundesten Weibinstinkt besitzt, weil sie aller Unnatur, mag sie aus den Verhältnissen folgen oder aus Vorurteilen, dummen oder übergescheidten, abhold ist, gerade deshalb stellt sie so gerne den Sieg der echten Weiblichkeit dar, und zu dieser gehört auch ein kräftiges sinnliches Fühlen. Versteckter oder offener

Digitized by Google

erfüllt es die weibliche Natur, je nachdem die Erziehung, die Rücksicht auf die gesellschaftliche Umgebung stärker oder schwächer eingewirkt hat, aber immer bleibt es eine Macht, die unbewußt in der Weibesseele schlummert, als Ahnung oder Sehnsucht oder heißes Verlangen, weil der Beruf des Weibes, Mutter zu werden, nur durch das Opfer seiner selbst, durch vollständiges Aufflammen in der Liebe zu erreichen ist. Judith in Hebbels Drama spricht das Wort aus: „Ein Weib ist ein Nichts; nur durch den Mann kann sie etwas werden; sie kann Mutter durch ihn werden. Das Kind, das sie gebärt, ist der einzige Dank, den sie der Natur für ihr Dasein darbringen kann." Unbewußt ruht diese Überzeugung in jedem Weibe, kann ihm zum tragischen Verhängnis werden oder zum Motiv des Handelns oder zur unstillbaren Quelle tief innerlichen Leidens, aber kein Weib kann sich davon befreien. Das hat denn auch Clara Viebig in einer ganzen Reihe von weiblichen Charakteren, ja wir können sagen, von Typen dargestellt. Auch hierin müssen wir einen modernen Zug erkennen; man braucht nur an Gabriele Reuters Roman „Aus guter Familie", an die Schriften Laura Marholms zu erinnern, um zu zeigen, wie sehr sich darin das heutige Weib äußert; ist's etwas anderes, wenn Th. Justus in einer ihrer allerbesten Erzählungen das Bedürfnis eines Weibes schildert, daß es etwas zum Bemuttern haben muß?

Unsere neueren Schriftstellerinnen sind kühn genug, diese Grundthatsache des weiblichen Geschlechts ohne romantische Verkleidungen, ohne schwächliche Verhimmelungen natürlich und offen einzugestehen und so auch zum Agens ihrer Handlungen zu machen. Mag dabei mitunter, wie bei Maria Janitschek, die scharfe Linie des rein Künstlerischen überschritten werden, mag, wie bei Gabriele Reuter, das Natürliche nach langer Unterdrückung mit fast krankhaftem Überschwall alle Schranken niederreißen oder, wie bei Ossip Schubin, zum Raffinement werden, es zeugt doch für ein mächtiges Reifen des Geschlechts und für rückhaltlose Ehrlichkeit.

Clara Viebig hat bereits in den „Kindern der Eifel" dieses Weibverlangen ergreifend behandelt; am großartigsten in der Novelle „Die Schuldige", aus der sie später mit einigen wohlgelungenen Änderungen ihr erstes wirksames Drama, „Barbara Holzer", gestaltete. Die arme Magd, deren Verhältnis mit dem schönen Hausssohn Lorenz Folgen hat, weiß, daß sie der dürftig lebende Bursche niemals heiraten kann, gönnt ihn aber auch keiner anderen und läßt ihn darum, bevor sie ihr Kind geboren hat, bei allen Heiligen und seiner Seelen Seligkeit

Digitized by Google

schwören, daß er keine andere zur Frau nehme. Dann bringt sie das Kind zur Welt, nach dem sie sich, wie nach einer Rettung in ihrer Einsamkeit, gesehnt hat, und haust in der Genovevahöhle mit dem Neugeborenen. Nun würde sie selbst ertragen, daß sich Lorenz mit der reichen Pächterstochter in Ravenstein, Anna Cläßen, vermähle, denn sie hat ihr Kind, ihren Schmerzenreich. Lorenz aber will ihr dies, ihr ganzes Glück nehmen, um es ins Findelhaus zu bringen und Barbara vollständig aus der Gegend zu entfernen. Da bäumt sich alles in der armen Verlassenen auf, deren rührende Gestalt den Kindern des Dorfes als Erscheinung der heiligen Genoveva gilt. Nach heftigem Kampfe durchsticht sie den Vater ihres Kindes mit einem Küchenmesser und verkriecht sich dann wie ein gehetztes Wild in den heimlichsten Winkel der Höhle. Freilich entgeht sie der weltlichen Gerechtigkeit nicht, aber der tiefblickende Staatsanwalt Milde — aus dem Clara Viebig im Drama dann sinngemäßer einen Landesgerichtsrat Mathieu gemacht hat — fühlt tiefstes Erbarmen mit der Unglücklichen.

In dieser vortrefflichen Dorfgeschichte brechen alle Leidenschaften mit voller Unmittelbarkeit hervor. Der Kampf der beiden Geschlechter, bei dem eigentlich doch das Weib Sieger bleibt, weil es sich an sein Kind anklammern kann, wird elementar. Die nächtliche Szene zwischen Barbara und Lorenz im Stall des Pfalzelbauers durchläuft die ganze Stufenleiter der Gefühle: Eifersucht, Verzweiflung, Liebe, Furcht und Verlangen, bis sie sich zur letzten Liebesraserei erhebt, in der sich die beiden mit einem gegenseitigen: „Ech haß dech“ in leidenschaftlichster Gier umklammern. Trotz dieser alles vergessenden Glut verletzt doch in der ganzen Szene nicht ein Wort, auch nicht in der dramatischen Gestalt. Und sehr wirksam folgt dann die Verklärung, die auf Barbara die Mutterschaft ausübt. Den Kindern erscheint sie von heiliger Glorie umflossen als heilige Genoveva, dem lauschenden Milde wie ein Märchen seiner Kindheit, so daß er sich wieder die Frage vorlegt: „Ist hier Sünde, Schande oder ist's holdseliges Mutterglück?“ Die Frucht ihres Schoßes wird ihr Verteidiger. Mit wahrhaft poetischem Sinn hat Clara Viebig hier, wie in allen Novellen ihrer ersten Sammlung, die Eifellandschaft als prächtigen Hintergrund gezeichnet und voll Stimmung mit den Ereignissen verwoben. Die Charakteristik gelingt trotz der Sprunghaftigkeit. Es ist ein Werk aus einem Guß.

Mit dieser Dorfgeschichte läßt sich aus dem zweiten Novellenbande das kühne Lebensbild „Gespenster“ zusammenstellen: Während dort das Mutter*sein*, ist hier das Mutter*werden* das künstlerische Pro-

Digitized by Google

blem; nicht der ungebrochenen Natur des Landlebens, sondern dem verfeinerten Empfinden einer Kulturschicht ist der Konflikt entnommen. Furchtlos wählt Clara Viebig Voraussetzungen, die in ihrer schrecklichen Wahrheit nahe beim Wahnsinn anlangen. Maria, die Heldin, hat in ihrer nächsten Familie, an ihrer Mutter und ihrer einzigen Schwester, die furchtbare Möglichkeit erlebt, daß die Mutterschaft das Weib infolge unglücklicher physischer Verhältnisse bleibend schädigen, ja vernichten kann. In ihr blieb der Wahn zurück, darin stecke ein entsetzliches Erbteil ihres Hauses; eine fast wahnwitzige Angst, daß auch ihr Ähnliches bevorstehe, wenn sie heirate, scheucht sie von ihrem geliebten Cousin Fritz von Schöller zurück, da er um sie wirbt, während sie doch eine mächtige Liebessehnsucht zu diesem Ideal ihrer Mädchenträume zieht. In einer poetischen Szene sucht nun die Dichterin einen ganz außergewöhnlichen Ausweg glaubhaft zu machen. Maria gesteht dem immer dringender werbenden Geliebten das Geheimnis ihrer rasenden Furcht. Sie stöhnt alles heraus, was ihre Jugend vergiftet hat, sie läßt ihn hineinblicken in den entsetzlichen Abgrund ihrer Seele; zugleich aber klammert sie sich Rettung suchend in leidenschaftlicher Glut an ihn an, sie kann nicht von ihm lassen, aber auch nicht ihm angehören. Und so flüstert sie zitternd, zuckend, kaum verständlich die Bitte, sie zu heiraten, doch müsse alles so bleiben, wie jetzt. Fritz geht darauf endlich ein, weil er festes Vertrauen auf den Sieg der Liebe und der Gesundheit hat. Clara Viebig war, wie gesagt, durchaus bemüht, uns den Schritt Marias verständlich zu machen, sie zeichnet die altjüngferliche Umgebung, in der Maria aufgewachsen ist, die fast reale Wirklichkeit des physiologischen Spuks, die Einflüsterungen der körperlich und geistig ätherisch gewordenen Tante Clotilde, die Besorgnisse des hagestolzen Hausarztes Dr. Kühlewein, den ästhetisch verfeinernden Einfluß der stillen Villa und der ganzen Landschaft, sie hebt die Hysterie Marias hervor, trotzdem bleibt die Wendung absonderlich, schwer faßbar, daß gerade das Mädchen an eine Engelehe denkt. Dann aber entfaltet sich das Weitere mit wunderbarer Konsequenz und ist so entzückend keusch vorgetragen, daß wir vergessen, aus welcher dunklen Erde sich diese Blume losgerungen hat. Wie allmählich die Gespenster einer furchtbaren Familientradition verblassen, wie endlich das Weib in Maria erwacht und die Scheinehe abschüttelt, um dem Geliebten ganz anzugehören, wie sie dann aufblüht und durch ihre Frische jedermann entzückt, bis mit einem Schlag der ganze Wahn verstärkt wiederkehrt, da sich Maria Mutter fühlt — das ist eine Reihe voll echter Poesie. Auch

Digitized by Google

die Lösung gelingt der Dichterin ebenso vortrefflich, und der glückliche Ausgang folgt mit Notwendigkeit aus dem Vorhergegangenen; einer schwächlichen Konzession an den „zarten" Geschmack ist Clara Viebig nicht fähig.

Hat in der „Schuldigen" das Verlangen nach einem Kind das bewegende Moment der Charakterentwickelung abgegeben, ist es in den „Gespenstern" die Furcht vor dem Kind, die bestimmend wirkt. Dort freilich bleibt ein nicht ganz restloser Schluß, weil der Mörderin das Kind abgenommen wird, ohne daß der mißglückte Versuch Mildes, die Anna Cläßen zur Übernahme der Pflegemutterrolle zu bestimmen, einer weiteren Ausgestaltung des Motivs vorarbeitete. Daß die Dichterin selber dies als einen Mangel empfunden hat, beweist ihre Dramatisierung der Novelle, in der sie das Kind schwächlich sein und sterben läßt. In den „Gespenstern" ist ihr die einwandfreie Durchführung des Motivs im Schlusse vollständig geglückt. Darin beruht eben ihr Fortschritt.

Man könnte die Parallele zwischen den beiden Novellenbänden noch weiter ziehen; der kurzen Skizze „Das Miserabelchen" dort entspricht nämlich hier die traurig-süße — ich weiß kein besseres Adjektiv — Krankengeschichte „Wen die Götter lieben". Wieder ist die Szene aus der ländlichen Not in das glänzende Elend der Gesellschaft verlegt, wieder sind die psychischen Regungen verfeinert und vertieft, wieder hat der Schluß Notwendigkeit gewonnen, aber auch hier wieder eine nicht ganz ungezwungene Voraussetzung: das Verhältnis zwischen Lothar Werther und Camarillo, zwischen denen Therese als geschiedene Frau des einen und gehätschelte Puppe des andern steht, und die Rückwirkung, die von diesen ungesunden Verhältnissen auf die arme Susanne, das schwindsüchtige Töchterchen erster Ehe, sich einstellt. Auch wenn wir aus den „Kindern der Eifel" das Rembrandtsche Bild „Die Zigarrenarbeiterin" mit der Zeichnung „Vor Tau und Tag", die der zweiten Sammlung den Namen gab, verglichen, kämen wir zu demselben Resultate. Clara Viebig hat durchaus an Kunst gewonnen. Nun ahnen wir, wohin ihre weitere Entwickelung gehen muß, wenn sie sich mit der bisherigen Konsequenz vollzieht; sie wird zu noch größerer Einfachheit gelangen, das kann man schon aus der sonnigsten Novelle „Margrets Wallfahrt" entnehmen, das beweisen ihre Romane, ihre Dramen.

In ihrer Novelle „Simson und Delila" erscheint das Weib als „Mannräuschlein" nach dem alten Ausdruck, als das Verderben des Mannes, lockend und verlockend, naiv und verlogen zugleich, genußsüchtig und zurückhaltend, also in einer Auffassung, wie sie Ludwig Jacobowski in seiner geistreichen Paradiesesgeschichte „Und Satan

Digitized by Google

lachte“ vorgetragen hat. Auch die Novellen „Am Totenmaar“ und „Die Osterquelle“, Farbenstudien voll anschaulicher Intimität, enthalten Motive, die weiterer Ausführung fähig sind und sie in Episoden der Romane bei Clara Viebig schon gefunden haben.

Konnte Schiller in stolzer Bescheidenheit davon sprechen, daß er nur eine etwas zahlreiche Familie von Begriffen regiere, die er gern zu einer kleinen Welt erweitern möchte, so könnte bei Clara Viebig eine etwas zahlreiche Familie von Motiven und Typen erkannt werden, die sich zu einem Bild der modernen Welt erweitert. In ihren beiden Romanen „Rheinlandstöchter“ und „Dilettanten des Lebens“ wird der innere Zusammenhang wohl keinem Leser verborgen bleiben. Doch wird auch hier der Fortschritt von einem finderfreudigen Überquellen zum erfinderischeren Bewältigen des Stoffes zu beobachten sein. Dort laufen zahllose Fäden, an denen sich Mädchenschicksale abspielen, nebeneinander her, hier wird ein Lebensgeschick mit allen seinen Mannigfaltigkeiten durchgeführt. Dort springt die Darstellung manchmal hastig und abgerissen von einem zum andern, weil die drängende Fülle des Materials einer ruhigen Erzählung im Wege steht; hier ermöglicht die größere Einfachheit mehr in die Tiefe, als in die Breite zu gehen. Zwar liegt auch in den „Rheinlandstöchtern“ der meist gelungene Versuch vor, die Fäden zu durchschlingen und die Entwickelung Neldas gleichsam zum durchlaufenden roten Faden zu machen, doch sträubt sich der Reichtum gegen eine volle Konzentrierung, das Nebeneinander überwiegt, ganze lange Jahre werden übersprungen und dann rückblickend nur kurz gestreift, mit der Änderung des Lokals kommt, wenigstens im zweiten Buch, auch ein fast vollständiger Wechsel des Personals. Man merkt es an diesen Eigentümlichkeiten, daß eine Anfängerin zu uns spricht, man merkt aber an der Unerschrockenheit der Lebensbilder, an der Frische der Szenen, an der Wahrheit der Figuren, daß sie hochbegabt ist. Freilich auch in der Charakterentwicklung besonders der Heldin manches Ruckweise, manches Unwahrscheinliche, in der Erfindung manches Zweifelhafte, so der Besuch Neldas bei Ramer im ersten, bei Anselma Arnheim im dritten Buch. Dann eine nicht ganz gerechte Verteilung von Licht und Schatten, an Karrikatur streifende Behandlung einzelner Figuren, aber bei alledem eine solche Kraft der Anschauung, eine solche Gabe des Gestaltens, daß wir ein klares Bild der weiblichen Typen erhalten, die nicht nur im Rheinland zu Hause sind. Clara Viebig wollte jedenfalls ein möglichst vollständiges Repertorium geben, darum die große Menge von auftretenden oder wenigstens flüchtig

Digitized by Google

erwähnten Personen — ich erinnere z. B. an das beiläufige Hindeuten auf die Kranke, Zimmer Nr. 11, im Endenicher Irrenhause, deren typisches Schicksal mit wenigen, keine halbe Seite füllenden Worten erzählt ist. Man hat das Gefühl, daß Clara Viebig bei der Ausführung ihres ersten Romans von der Masse ihrer angesammelten Beobachtungen hingerissen und unaufhaltsam weitergetrieben wurde, ohne sich ihrer erwehren zu können. Darum bemüht sie sich auch, so viele Lebensmotive zu bewältigen, die Heldin Nelda nach allen Seiten hin in mannigfaltige Beziehungen zu setzen. Nicht nur ihr Erwachen zur Liebe, zur Sinnlichkeit, ihr Durchringen zu wirklicher innerer Selbständigkeit, ihren Konflikt mit der Gesellschaft, mit der Familie, hat die Erzählerin behandelt, es wird der Kampf in der Seele der Tochter dargestellt, da sich die verwitwete Mutter zu einer neuen Ehe entschließt, es kommen Kämpfe für Andere, Freundschaft und Mitleid — ja schließlich staunt man, daß sich so viele Elemente nicht noch mehr in dem Romane bedrängen. Schon daraus konnte man ersehen, wie viel echter Kunstinstinkt in Clara Viebig lebt.

Dafür legt nun der zweite Roman beredtes Zeugnis ab. Die Erzählerin hat nichts von ihren Vorzügen eingebüßt; sie führt wieder Gestalten in vollster Lebenswahrheit vor, weiß von interessanten Schicksalen zu berichten, Typen einer neuen Gesellschaftsklasse zu wählen; wieder prächtige Szenen, sprühend und prickelnd, stimmungsreiche Landschaftshintergründe. Aber sie hat gelernt hauszuhalten: Lena Langen steht nicht mehr nur in der Mitte der Rheinlandstöchter wie Nelda Dallmer, sondern sie bildet den wirklichen Mittelpunkt des Romans. Zwar sind Lena und Nelda nahe Verwandte, beide Dilettanten im Leben, glücklich nur in seltenen Augenblicken, wenn sie herausgehoben sind aus dem Alltag. Aber Lena bildet in gewissem Sinn eine Ergänzung Neldas. Während im ersten Roman nur die Kämpfe der Mädchennatur dargestellt sind, wird jetzt ein solches frisches, impressionistisches Naturell unmittelbar vor und in der Ehe gezeigt. Sie hat in Richard Bredenhofer eine der ihren ähnliche Künstlerseele gefunden, aber beide haben nicht die Kraft, sich durchzusetzen, auch nicht jenen Grad von Talent, der bezwingt. Sorgen kriechen in den sonnigen, jungen Haushalt, Enttäuschungen bleiben nicht aus, innere Zusammenstöße zwischen den gleichgearteten Seelen, endlich kommt Krankheit und Tod, um die arme Lena zu zermürben. Aber auch ihr öffnet sich mit der Aussicht auf das zu erwartende Kind ein Ausweg aus der Wirrnis. Hatte Nelda mehr aktive Kraft, Lenas Teil ist mehr passiv; jene ringt

Digitized by Google

sich auf die Höhe, zu der allmählich Ramer nachstrebt, diese hat das Bedürfnis, sich anzulehnen, sich einem stärkeren Willen zu fügen, findet aber in Richard keinen Halt, erst in ihrem Kinde. Während dort das Verhältnis zu den Eltern, spielt hier das zu den Geschwistern eine bedeutsame Rolle. Mit feinem Sinn ist ein Schumannsches Lied zu einem Leitmotiv der Dichtung gemacht und erklingt in immer wechselnden Nüancierungen während des ganzen Verlaufs. Schon äußerlich ist dadurch angedeutet, daß straffere Einheit in dem Werke waltet. Auch die Nebenpersonen haben sehr viel von jener Einseitigkeit verloren, die bei ihrer Zeichnung in den „Rheinlandstöchtern" einigermaßen störte. Man ist versucht, für den Fortschritt Clara Viebigs die Formel zu brauchen, die Dichterin sei allmählich zur Künstlerin geworden.

Nicht ganz den gleichen Rang wie die epischen Werke nehmen die zwei bisher vorliegenden Dramen Clara Viebigs ein. Das dreiaktige Schauspiel „Barbara Holzer" drängt zwar mit Geschick die Handlung der Novelle „Die Schuldige" in den engen Rahmen und ändert manches vorteilhaft, aber ein Teil des Reizes geht verloren, der poetische Hauch nämlich, der über die Dorfgeschichte ausgebreitet ist. Die im Posenschen spielende Komödie „Pharisäer" steht ersichtlich unter dem Einflusse Gerhart Hauptmanns, gipfelt in einer sehr wirksamen Nachtszene, giebt bis zu einem bestimmten Grad Motive der „Rheinlandstöchter" wieder, zeichnet abermals ein Mädchen Helene Thiemann, das über seine Umgebung hinauswächst und beim Geliebten, Inspektor Wolter, Verständnis und Zuflucht findet, dabei wird der Konflikt verinnerlicht und auch die Lösung in leichter Ironie aus den Seelen gewonnen. Die Tendenz des Dramas ist schon im Titel ausgesprochen, wird durch die Scheinheiligkeit und die Kurzsichtigkeit einzelner Personen, sowie durch den Kontrast zwischen reiner Menschlichkeit und duckmäuserischer Verderbtheit sinnfällig. Nur hat der Humor in dieser „Komödie" zu wenig Raum erhalten, wird vielmehr durch bittere Satire vertreten, und deshalb ist der Schlußeindruck mehr Mitleid als Befreiung.

So viel aber kann nach dem Gesagten nicht zweifelhaft sein, daß in Clara Viebig während der kurzen Zeit ihrer öffentlichen Wirksamkeit ein durchaus modernes, starkes und mutiges Talent sich geäußert hat. Sie hat noch keinen Vers veröffentlicht und erscheint trotzdem als Dichterin.

Digitized by Google

Die Liſle.

Eine Geſchichte aus der Eifel von Clara Viebig.

(Berlin.)

Niklas Steffens wohnte bei ſeinem Bruder Joſef. Joſef Steffens hatte ein Gaſthaus „Zum frohen Landmann“ im Kreisſtädtchen.

Im Winter liegt das Neſt eingeſargt zwiſchen den Bergen; an ſeinen vier Ecken wehen die Zipfel des Bahrtuches und hängen weiß und kalt über die im Sommer ſo ſattgrün ſich ſenkenden Matten. Von der Höhe herunter, dem einſamen Maar entſtiegen, wälzen ſich Nebel, füllen den Thalkeſſel und flattern, vom ſtörriſchen Eifelwind zerriſſen, gleich Fetzen von Trauerfahnen.

In den Häuſern brennt trüb das Licht — kurze Tage, lange Abende. Zweimal täglich kommt die Eiſenbahn, aber ſie bringt keine Paſſagiere. Mühſam bringt der heiſere Pfiff der keuchenden Lokomotive durch die Nebel; wenn Schnee ſich in Wällen türmt, kommt ſie garnicht.

In den warmen Ställen mampft träge das Vieh und käut verſchlafen wieder. In den Stuben hocken die Menſchen, unthätig und gelangweilt. Die Öfen ſprühen, man ſtopft ſie voll bis an den Thürrand. Eine ſchwebende Hitze iſt drinnen; draußen ſinkt kalter Nebel auf die abſchüſſigen Gaſſen, wächſt bis zu den Firſten, reckt ſich höher als der Kirchturm, breitet ſich weiter hinaus als zum letzten Haus. Dieſer kalte, näſſende Nebel wird zur Mauer, zum Panzer. Seine graue Schwere hängt vor den Augen wie ein zu dicht gewebter Schleier; man ſieht nichts von der Welt draußen.

Niklas und Joſef Steffens ſaßen in der Wirtsſtube „Zum frohen Landmann“ auf der Holzbank dicht am Ofen und ſtierten in ihre Gläſer. Sie waren die beſten Gäſte. Sie hatten beide die Arme aufgeſtemmt; die Hände ſtützten den ſchweren Kopf, das gedunſene Fleiſch der Backen wurde nach oben gedrückt, daß die Augen faſt verſchwanden. In den Flauſchröcken von gleicher Farbe ſahen die zwei aus, wie ein und die-

Digitized by Google

selbe Person. Ihre Bäuche waren aufgeschwemmt; zwischen den schiefhängenden Lippen hielt ein jeder die kurze Pfeife. Mächtige, stinkende Tabakswolken hüllten sie ein, wie Rauch eine Brandstätte.

„Du, sauf net e su vill," brummte Josef.

„Sauf Du net e su vill," brummte Niklas.

Josef ärgerte sich; von Micheli ab, seit der Bruder hergezogen war, konsumierte der „frohe Landmann" noch einmal so viel Bitburger Bier, als sonst, das Doppelte an Hefen und Korn. Stand am Morgen eine frische Flasche auf dem Schenktisch, bald war sie entkorkt; abends war sie leer.

Die Brüder blinzelten ins Licht. Draußen stöhnte der Abendwind.

Josef murrte Unverständliches: „Ech saon der — dat, dat — maach —", dann erhob er sich schwerfällig und schlorrte in seinen niedergetretenen Pantoffeln zum Schenktisch. Prüfend hielt er eine Flasche gegen's Licht: „Als widder leer!" Er setzte die Flasche an den Mund, warf mit einem Ruck den Kopf hintenüber und that einen langen Zug. „Ah — brrrr!" Er leckte sich die Lippen und schüttelte sich dann. „Ken Droppen mieh drin," schrie er. „Söffer!"

Niklas nickte: „Prost!"

„Wat zu vill es, es zu vill!" ereiferte sich Josef und pflanzte sich vor den Bruder hin, die Hände in den Hosentaschen, bemüht, seinem verquollenen Gesicht einen möglichst drohenden Ausdruck zu verleihen. „Dat loa gieht net so weider, hörste?! Ech schinden mech Dag on Nacht, ech han Weib on Könder zu ernähren, ech repräsentieren de Famillich, on Du, Du" — er zog die Rechte aus der Hosentasche und schlug mit der geballten Faust auf die Tischplatte — „Du Söffer! Dat Faß es schon widder am End, on des Doppelkorn han ech ken Flasch mieh im Keller!"

„No," Niklas lachte gutmütig, „eschoffier Dech net! Du has einen sitzen." Er wollte dem Bruder auf die Schulter klopfen.

„Wat? Ech einen sitzen? Hei erum hat keinen einen sitzen, dat es net Mod in der Eifel. Keinen einen — keinen einen — keinen einen!" Er hob jedesmal die Faust und donnerte auf die Tischplatte. „Äwer Du, Du — wuh es den Schnaps, den mir vor sechs Wochen gekauft han, hä?"

„Versoffen," sagte der andere lakonisch.

„Du has hän versoffen," schrie Josef.

Eine Flut von Vorwürfen strömte; dazwischen tauchte das Wort „Söffer" immer wieder auf, in stets sich steigerndem Tonfall.

Digitized by Google

„Oho!“ Auch Niklas erwärmte sich; sein Gesicht wurde noch um eine Schattierung röter, seine Kupfernase glühte. „Hal Dein Maul,“ sagte er grob. „Ech sein en ledige Mannsperson, ech han nach neist zu fraogen, äwer Du“ — er nahm die Tabakspfeife aus dem Mund und spuckte mit Ostentation auf die Diele. „Ech däht mech schenieren vor mein Könder; se saon als: Den Pappa es besoff'! Se laachen.“

„Laachen?!“ Josef zitterte vor Wut; da hatte der andere seine schwache Seite getroffen. Je weniger Respekt seine Kinder vor ihm hatten, desto mehr Wert legte er darauf. „Ech will se liehren — laachen!“ Er brüllte und hielt Niklas die Faust unter die Nase: „Versoffenes Luder!“

„Besoffen Schwein!“

Sie blieben sich keine Gegenrede schuldig; die vollgequalmte Stube hallte wieder von lautem Zank. Wie Stiere auf dem Kampfplatz standen sich die Brüder gegenüber, die schweren Köpfe vorgestreckt, bereit, sie gegen einander zu rennen. „Söffer — Söffer —“ das war das rote Tuch, das sie reizte.

Draußen im Flur drängten sich die Kinder und lauschten; sie liefen zur Mutter in die Küche, sich überhastend, begierig, die Botschaft zu bringen.

„Als widder!“ Frau Tina war ein resolutes Weib. „Dem muß en End gemaach gänn!“ Sie öffnete rasch die Thür der Wirtsstube; gerade taumelte ihr Niklas entgegen.

Beim Anblick der Schwägerin versuchte er eine gewisse Umgänglichkeit zu zeigen. „Den Josef es net guder Laun, ech giehn bei den Mathes in de Post. N' Awend zusammen!“

Die Kinder kicherten hinter ihm drein, als er langsam zur Hausthür tappte.

Heute trank Josef nichts mehr, nur ein paar Gläschen Bier zur Beruhigung und einen Bitteren; der Ärger war ihm auf den Magen geschlagen.

Er hielt Rat mit seiner Frau, erst auf der Ofenbank, dann noch lange in den getürmten Kissen des Federbetts. Er rieb sich die Stirn und warf sich ächzend hin und her.

„Maach en End,“ drängte die Frau, „schmeiß hän eraus!“

„Hän es meim Pappa selig sein Sohn, so gud als ech,“ seufzte der Mann. „Ne, dat duhn ech net. Äwer, äwer“ — eine plötzliche Eingebung schien über ihn gekommen — „wann ech hän nor uf de Liſt' kriehn könnt!“

Digitized by Google

„Jesses“ — die Frau faltete froh erschrocken die Hände — „dat wär! Uf de List'!“

Und dann tuschelten sie miteinander.

* * *

Als Niklas Steffens gegen Mitternacht schwer bezecht nach Hause kam, war die Thür des „frohen Landmann“ verschlossen. Er klingelte, er klopfte — niemand öffnete. Kein Licht drinnen.

Für einen Augenblick wurde Niklas ernüchtert. Regen und Schnee, zu spitzen Eisnadeln ineinander verschmolzen, stachen ihm ins Gesicht und setzten sich in seinem Haar und Bart fest. Er trabte, um sich zu erwärmen, im unergründlichen Morast der Straße auf und nieder.

„Hä, hollah!“ alles still. Eine plötzliche Angst überkam ihn — war denen am Ende was passiert?! Er rief wieder — keine Antwort. Er schrie, er schlug mit der Faust gegen die Thür. „Josef, Josef!“

In der Nachbarschaft öffnete sich ein Fenster. Noch eins.

„Josef! Josef!“

Die Fenster wurden wieder zugeschlagen, lachend krochen die Nachbarn in ihre warmen Betten zurück.

Die Nebel wallten. Sie bekamen greifbare Gestalten; sie wankten vom Berg nieder in die Gasse; sie näherten sich, sie schnitten Fratzen, sie streckten die Zungen heraus, sie rangen die Hände, sie drohten, sie weinten.

„Huhuh“ heulte der Wind. „Huhuh — Söffer — huhuhuh!“

„Zum Dunnerknippchen!“ Niklas konnte nicht mehr hin- und herrennen, er lehnte sich schwankend gegen die Hausthür. Wollten die ihn zum Narren halten? Ließen sie ihn zum Possen draußen stehen?! Seine Ernüchterung war schon wieder vorbei; die eisige Nässe, der tropfende Nebel machten die Glut seines Innern nur neu aufzischen, die Wut der Trunkenheit brach los. Er brüllte und trat gegen die Thür, daß sie krachte, daß er, selbst das Gleichgewicht verliereud, hintenüber in den Morast fiel.

Fluchend, taumelnd, stürzend, sich aufraffend, wieder stürzend und sich wieder aufraffend, kam er endlich auf die Beine. Er warf sich von neuem gegen die Thür. Er lallte, er schimpfte, er tobte — da — er hatte einen Knüppel ergriffen, unsicher und schief geschlendert traf der doch, klirrend stürzten die Scherben des nächsten Fensters auf die Gasse. Mit Triumphgeheul tobte der Trunkene weiter, zuletzt fielte er sich im Schmutz.

Digitized by Google

Die Nachbarschaft wurde unruhig, Fenster öffneten sich wieder Man schimpfte.

Da — endlich that sich die Thür des „frohen Landmann“ auf, eine Frauengestalt in Nachtjacke uud Nachtmütze zog Niklas herein.

* * *

Am anderen Morgen machte Josef Steffens einen ungewöhnlich frühen Ausgang. Als er wiederkam, rieb er sich die Hände und nickte schmunzelnd seiner Frau zu: „Dat wär gemaach. Des Doppelkorn här, Tina — alles in Ordnung — de Flasch es hinnerm Schrank verstoch. Gieb ens här, Tina!“

Auch Frau Steffens war wohl gelaunt. Im ganzen Haus war eine stille, geheimnisvolle Fröhlichkeit; die Kiuder machten erwartungsvolle Augen, wie vor der Bescherung zu Sankt Niklas, und Josef saß auf der Ofenbank mit der Miene eines Weisen.

Derweilen schlief Niklas seinen Rausch aus; er lag wie tot auf seinem Bett oben in der Kammer. Draußen stürmte es, er hörte nichts.

Die frühe Winterdämmerung stahl sich schon ins Fenster, als er erwachte. Verwirrt setzte er sich auf — potz tausend, schon so spät? Da hatte er das Mittageſſen verschlafen; that nichts, er hatte keinen Hunger, nur einen Durst, einen Durst — fürchterlich! Die Zunge klebte am Gaumen, der Hals war wie ausgebrannt. Hastig, noch ein wenig unsicher, suchte er Pantoffeln und Rock; Hosen hatte er noch von gestern an, die hatte man ihm nicht abgezogen. Es dauerte eine Weile, bis er sich die Situation klar machte. Der Durst, der Durst trieb ihn zur Eile.

Unten in der Wirtsstube erklang Gelächter — was war denn los? Die tranken schon; da mußte er auch dabei sein. Das Wasser lief ihm im Mund zusammen, wie ein steifbeiniger, alter Hahn stolperte er die Hühnerstiege hinunter. In der Stube lachten sie noch; als er eintrat, wurde es mäuschenstill.

Da waren verschiedene Gäste: der Briefträger, der Fischer, der Metzger, ein paar Ackerer, die zwei nächsten Nachbarn und der Bruder auf der Ofenbank. Alle sahen sie ihn an.

„N' Awend zosammen,“ sagte Niklas; er konnte kaum sprechen vor Trockenheit der Kehle. „N'en Droppen, Josef! Ech kommen um.“

Der rührte sich nicht.

„Bier! Äwer en groß Glas!“

Man hörte dem Niklas ordentlich den Durst an; er leckte sich die aufgesprungenen Lippen und näherte sich dem Schenktisch. „Bier!“

Digitized by Google

Ohne Wort hob sich Josef ein wenig vom Sitz und streckte den Daumen aus. Aller Augen folgten dem Fingerzeig, man hielt den Atem an, ein breites Lächeln zog über die Gesichter — ein Papier hing an der Wand, gelbliches Aktenpapier, in großem Format.

„Dao," sagte Josef, „de List'!"

Eine schallende Lachsalve brach los; halb gestoßen, halb gezogen, näherte sich Niklas der Wand. Er las, er las und begriff nicht, was er gelesen hatte.

Nachweisung

derjenigen Personen, welchen bei Polizeistrafe keine geistigen Getränke verabreicht werden dürfen und welchen auch zugleich der Aufenthalt in den Wirtshäusern untersagt ist.

Polizeiverordnung der Königl. Regierung vom 17. 8. 1842.

Namen	Stand	Wohnort
Steffens, Niklas	Rentner	Hier

War das sein Name, wirklich und wahrhaftig sein Name?! Niklas griff sich an den Kopf. Und drunter:

13. 1. 1898. Die Polizeiverwaltung.
Der Bürgermeister.

Er rieb sich die Augen, er taumelte; und dann sah er mit blödem Lachen die anderen der Reihe nach an — das war ein Spaß, na, gar kein schlechter! „Haha!" Er versuchte zu lachen; er verschluckte sich.

Der Nachbar Simon klopfte ihm auf den Rücken. „Nächtliche Ruhestörung, öffentliches Ärgernis — jao, jao, de List', wann mir de Saufliſt' net hätten!" Und Nachbar Miff fügte hinzu: „Wat hatt Ihr dann de Nacht su schpektakelt?! Eweil hat ons Bürgermeister de Verfügung widder ufgenomm: wän säuft, dat heißt, su säuft, dat hän de öffentliche Ruh stört, gitt ufgeschriewen, uf de Saufliſt'. Un se hängen se in de Wirtschaften, dat mer auch weiß, wän den größten Söffer es. Hat lang keinen drufgestannen; se han all im stillen gesoff!" Er zwinkerte mit den Augen und die anderen lachten.

Niklas stand regungslos.

„Jao, Ihr," sagte Simon und stieß ihn mit dem Zeigefinger vor die Brust, „Ihr seid druf!"

„Ech — ech —?" Niklas stammelte.

„Ihr seid angezeigt gäwen."

Digitized by Google

„Wän — wän — hat mech —“

Der Fischer lachte. „Eweil seid Ihr dreckig dran, Ihr sitzt uf em Trocknen wie de Forell, wann den Teich abgelaß es!“

Niklas schnappte nach Luft; das ganze Verständnis schien plötzlich über ihn gekommen, ein heiserer Schrei rang sich aus seiner vertrockneten Kehle: „Wän hat dat gedahn!“ Wild sah er sich um, mit rollenden Augen.

Da saß Josef auf der Ofenbank, ein schlaues Grinsen verklärte sein Gesicht. „Ech,“ sagte er.

„Du?“ Noch ein heiserer Schrei. Es schien, als wolle sich Niklas auf den Bruder stürzen, er stand mit erhobenen Armen, mit geballten Fäusten — nur wenige Augenblicke, dann fielen ihm die Arme herunter, ganz gebrochen sank er auf den nächsten Stuhl.

* * *

Josef Steffens fühlte sich diesen Abend nicht wohl in seiner Haut. Oben in der Kammer rannte Niklas hin und her, wie ein wildes Tier, man hörte sein Fluchen und Stöhnen. Josef schlich hinauf und lauschte vor der Thür — drinnen schluchzte jetzt der Bruder.

Josef mußte sich betäuben; er sog wie ein trockner Schwamm jede Flüssigkeit ein, bis er dick voll war. Seine Frau machte ihm Vorwürfe — die kam schön an! Er schimpfte und beschuldigte sie böswilliger Anstiftung, er schrie, er drohte ihr und polterte. Zuletzt prügelte er sie. Nach den sich flüchtenden Kindern warf er mit Flaschen und Gläsern. Die Frau heulte wie eine Besessene und rief die Nachbarn zu Hilfe. Die Kinder kreischten, die Nachbarn schalten, der Trunkene polterte — ein Lärmen durchs ganze Haus bis hinaus auf die Straße.

Und oben in seiner Kammer lag Niklas wach und rieb sich die Hände, wie Josef am gestrigen Abend — er wußte nun, was er zu thun hatte. —

Ein paar Tage gingen sich die Brüder aus dem Wege. Am dritten Tage kam Josef aus der „Post“ nach Haus — er trank jetzt lieber anderswo, daheim schmeckte es ihm nicht mehr, seit der Bruder nicht mitsoff — stolperte in die Wirtsstube und steuerte gewohnheitsmäßig auf die Ofenbank zu. Er hatte Kopfschmerzen, seine Blicke waren sehr trüb, er hielt die Augen halb geschlossen; plötzlich riß er sie weit auf.

Digitized by Google

Ein Papier lag auf dem Tisch, gelbliches Aktenpapier in großem Format, sorgfältig war es an den Ecken mit Flaschen beschwert:

Nachweisung
derjenigen Personen und so weiter.

Namen	Staud	Wohnort
Steffens, Niklas	Rentner	Hier
Steffens, Josef	Gastwirt	Hier

Die Liste! Die Liste! Josef stand wie angenagelt; er rührte sich nicht.

Da ging die Thüre auf, Niklas trat ein.

Totenstille. Die beiden Brüder starren sich an.

Sie stehen sich gegenüber; in ihren Flauschröcken von gleicher Farbe, mit ihren aufgeschwemmten Bäuchen, ihren gedunsenen Gesichtern, ihren Knpferuasen und ihren schief hängenden Lippen sehen sie aus wie ein und dieselbe Person.

Keine Regung. Man hört jedes Knistern des Feuers und jeden Windhauch im Schlot.

Jetzt ein tiefes Atemholen. Niklas' Mund zieht sich in die Breite. Er streckt den Finger aus: „De Liſt'!"

„De Liſt'!" wiederholt Josef und dann atmet auch er wie erlöst, sein Mund zieht sich auch in die Breite, seine verquollenen Äuglein zwinkern den Bruder an: „Filu!" Er schlägt mit der flachen Hand aufs Papier, daß die Flaschen tanzen. „De Liſt' — haha — hahahaha!"

Und sie lachen beide so laut, so schallend, daß Tina und die Kinder herbeistürzen. —

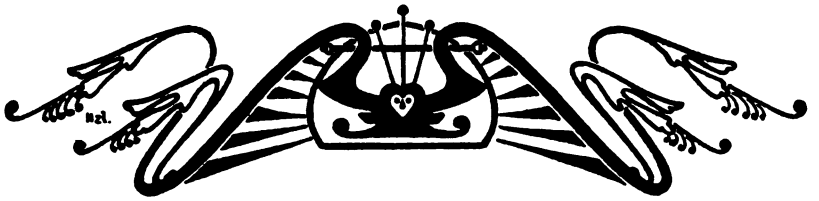
Ein paar Stunden später lagen sich die Brüder tief gerührt in den Armen. Es war unten im Keller, ein Lämpchen brannte trüb am Boden. Sie saßen auf einem Schemel vor dem großen Faß — nun tranken sie nicht mehr im Wirtshaus, sie tranken unterm Wirtshaus, gleich frisch aus der Quelle.

„Söffer," sagte Josef, „de Liſt' — hup!"

„Söffer," sagte Niklas, „de Liſt' — hup!"

Sie küßten sich.

Digitized by Google



Deutsche Lyrik.

An den „jungen Tod".

I.

Ich lag so krank! So krank an diesem Leben,
Vom eklen Dasein morsch und aufgerieben;
Mit totem Glauben, sterbenskrankem Lieben,
Verlorner Arbeit und verfehltem Streben.

Es half kein Beten und kein Händeheben!
Von Leid zu Leiden war ich fortgetrieben;
Dem Tageslicht, dem matten, fahlen, trüben,
Konnt' meine arme Seele nicht entschweben.

Ich rief den Tod zu ungezählten Malen:
„Erretter, Heiland, teurer Lebensfeind,
Komm' und erlöse mich von meinen Qualen!

„Das Auge schließe, das sich müd' geweint!
Es soll kein Himmel meinen Leib umstrahlen —
Versenke mich, wo keine Sonne scheint."

II.

Ich lag so krank! — Da sah ich einen Glanz.
Und leise, leise glitt es leuchtend nieder;
Ich schaute junge, schlanke, sel'ge Glieder,
Um ein verklärtes Haupt flocht sich ein Kranz.

Es klang und tönte wie ein Freudentanz,
Es duftete wie Lenz: Narziss' und Flieder
Und plötzlich glaubte, plötzlich hofft' ich wieder —
Es löste sich mein wildes Sehnen ganz.

„Wer bist du, Strahlender?" — „Der junge Tod." —
„Hostanna! Komm'! Ich will dich an mich pressen!
Mein Tag bricht an! Du bist mein Morgenrot!"

„Die schwarze Nacht hab' ich zurückgemessen.
Du grüßest mich — geendet ist die Not;
Du küssest mich — im Kuß schlürf' ich Vergessen."

Digitized by Google

III.

Ich lieg' so krank! — Vorbei der Holde ging.
Und leise, leise im Vorüberschreiten,
Ließ lächelnd er auf mich es niedergleiten:
Von seiner Glorie einen Sonnenring.

Nur Luft mein ausgestreckter Arm umfing;
Nur öde Einsamkeit nach allen Seiten!
In abgrundtiefe Hoffnungslosigkeiten
Ich, Tod- und Gottverlass'ner, untersink'.

Ein Himmelsbote brachte mir Verderben!
Seitdem er sich von mir hat abgewandt,
Der Cherub mit den Schlummerblumen-Gluten,

Kann ich nicht leben und kann ich nicht sterben!
Und fühle doch, berührt von seiner Hand,
An einer Todeswunde mich verbluten.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Wie's denn auch ende — dies zerquälte Sein
Umzittert stiller Abendsonnenschein,
Ein Echo von verklung'nen sel'gen Tönen;
Unird'scher Abglanz von den Strahlenflocken,
Die niederrieselten aus lichten Locken:

Ein Zeichen von Vergeben und Versöhnen.

München. Richard Voß.

Auf der Schwelle.

Wie regt des Abends
Verliebter Hauch
So sanft die Wellen
Und Busch und Strauch!

Drückt weiche Falten
In mein Gewand
Und hebt mir schmeichelnd
Das Gürtelband.

Ein Gruß . . ein Seufzer . .
Ein heimlich Wehn —
Ward nichts gesprochen,
Ist nichts geschehn.

Und dennoch weiß ich
Zu dieser Frist,
Daß meine Stunde
Gekommen ist.

Durch meine Seele
Ein Ahnen geht,
Daß auf der Schwelle
Die Liebe steht.

Frankenhausen. Anna Ritter.

Digitized by Google

Morgen.

Ein junger, blasser Tag
Schaut mich weich an
Aus glanzlosen Augen.
Die weißen Wangen
Drückt er eng
Ans fein beschlagene Fenster.
Seine grauen Augen träumen
Von den verschwiegenen Lüften
Lauer Nächte.

Im Westen dämmert Nacht.
Dunkle Weiden
Senken die wirren, schlanken Zweige
In den vernebelten Teich.
Schwer schleichen schweigende Wolken hin.

Ich denke an dich,
Und die weiche Wehmut
Deiner grauen Augen
Fließt in meine suchende Seele.

Berlin. Victor Manheimer.

Vierzeiler.

I.

Eines Schmetterlinges Flügel unverwundet zu befassen,
leichter ist's, als die Gedanken sich in Worte formen lassen.
Eher magst du noch das Lüftchen haschen, das den Raum durcheilet,
als mir künden, welches Ahnen dunkel dir im Herzen weilet.

II.

Sie eilen auf und ab, sie jagen hin und her.
Sie wollen immer mehr und machen sich Beschwer.
Sie fluchen immerfort auf all die Quälerei'n:
das sei des Lohns nicht wert — und lassen's doch nicht sein.

III.

Ich sah, wie eine kleine Biene flog
in einer Blume roten Kelch und sog
ihr bestes Teil. Minuten nur verrannen;
die Blume zitterte, die Biene flog von dannen.

Freiburg i. Br. Thassilo von Scheffer.

Digitized by Google

Auf dem Balle.

In leisen Tönen fordert es zum Tanz,
verführerische, weiche Walzerklänge;
den weiten Saal füllt mondlichtweißer Glanz
und flutet über wogendes Gedränge. —

Und plötzlich ist's im wirrenden Gewühl,
als fühlt' ich deine Hand mich heimlich kosen —
erschreckt fahr' ich empor — und drückend schwül
umglutet mich der Duft von deinen Rosen.

Minden i. W. Margarethe Sieckmann.

Vampyr!

Hei, wie der rote Wein im Glase glüht!
Wie bleich dein Antlitz ist.
Dein Auge starrt
So todesheiß wie glüher Mond.
Züngelnd zuckt's
Um deine Lippen.

Nun den Blick zu mir
Schleicht deine Hand verstohlen
Zum Glase hin.
Es jählings aufwärtsführend
Schließt du die Augen halb
Und schlürfst es aus
In kleinen — kleinen Tropfen.
Bis auf die Neige,
Verhalten,
Wollüstig;
Das Dämmerschweigen
Stört auf
Und lauert . . .
Durch gier'ge Stille
Hör' ich die Schläge deines Herzens
Den heißen Liebesgang in dir
Frohlockend jauchzen,
Wild!
„So trinke ich sein Blut!"
„So seine Liebe —"
. . . . . .
„So sein Leben!"

Berlin-Friedenau. Kurt Holm.

Digitized by Google

Lebensmorgen.

Ein morgenlichtes Streben
Nach sonnenseliger That
Ergriff mich, und vom Leben
Empfing ich goldene Saat.

In mir begann ein Fließen
Purpurnen Sonnenbluts,
Ein übernächtig Sprießen
Jungkräft'gen Erdenmuts.

Es strömte Well' auf Welle
Des goldnen Lebensweins
Mir zu, und Frühlingshelle
Ward Leuchte meines Seins.

Wischau. Otto Hofmann.

Les violons du vent.

Das sind die bangen Violinen,
die winternachts am Fenster ziehn,
wenn längs den schwarzen Eisenschienen
die Stürme durch die Lande fliehn.

Nur einer Kerze zart Geflimmer
die nächsten bunten Sachen traf.
Durchs warme, dunkelmatte Zimmer
zieht's wie ein stiller Kinderschlaf.

Im Garten liegt des Nachtschnees Leiche,
die Wolken jagen übern Turm,
ein hohler Baum am eis'gen Teiche,
mit bebenden Lippen klagt der Sturm.

Das Feuer flackert im Kamine.
Mein Sinn durch Süd und Rosen schleicht
und lauscht des Windes Violine,
die zitternd hinterm Fenster streicht.

Freiburg i. Br. Thassilo von Scheffer.

Digitized by Google

Ernst Ziel und Gustav Falke.

Eine Auseinandersetzung.

Sehr geehrte Redaktion!

In Heft 23 (1898) Ihrer Zeitschrift polemisiert Gustav Falke gegen meine Kritik seiner jüngsten Gedichte „Neue Fahrt“ (Frankfurter Zeitung vom 29. September). Als höflicher Mann will ich die Unhöflichkeiten unerwidert lassen, mit denen er mich dort regaliert. Die gehen nicht mich, sondern nur ihn an. Sachlich möchte ich aber doch das Folgende erwidern.

Ich habe gesagt: Falke sei ein Eklektiker, und ich habe dessen zum Beweise seinen Namen an andere Namen geknüpft. Daß es deren so viele sein mußten, ist das meine Schuld? Er aber sagt: ich kenne „weder Loewenstein noch Trojan, weder Seidel noch Lohmeyer“ und fragt, wie er sie da nachahmen könne. Gut! Man braucht die Quelle nicht ein einziges Mal gesehen zu haben, und kann doch in ihrem Wasser schwimmen — man braucht den Autor gar nicht zu kennen, von dem eine Strömung ausgeht oder der sie mitrepräsentiert, aber man kann doch mitten in der Strömung stehn. Ich habe nicht von der direkten Nachahmung jener Dichter, ja, ich habe überhaupt von gar keiner Nachahmung gesprochen, sondern nur von einem „à la (manière)“, von den längst aus der Litteratur bekannten „Tönen“, die bei Falke durchklingen. Die kann er ja — was weiß ich? — da er sie aus erster Hand nicht haben will, sehr wohl aus zweiter oder dritter haben — Reminiszenzen liegen in der Luft, und Falke ist, wie alle weiblichen Talente, sehr rezeptiv und allzu beeinflußbar. Das eben ist sein persönliches Malheur. Übrigens geht das Woher der Töne mich garnichts an. Ich habe nur ihr Vorhandensein konstatiert.

Ferner habe ich gesagt: obgleich Falke ein Eklektiker sei, bekunde er doch eine gewisse Selbständigkeit des Talents. Ich habe das Wie und das Inwiefern dieser Selbständigkeit präzisiert nach den Seiten der

Digitized by Google

einzelnen lyrischen Kunst-Richtungen und -Gattungen hin, genau wie ich die Wurzelausläufe des Falke'schen Eklektizismus mit litterarischen Namen belegt habe. Die Möglichkeit dieser Kombination (des Eklektizismus mit einer gewissen Selbständigkeit) bestreitet nun Herr Falke. Darf er das? Halbtalente und Halbnaturen — es thut mir leid, daß Herr Falke mich zwingt, die harte Vorsilbe: Halb zu gebrauchen, die ich in meiner Frankfurter Kritik aus Courtoisie unterdrückte — Halbtalente und Halbnaturen thun in allen ihren Exemplaren, was Genies und Vollnaturen nur in einigen wenigen zu thun pflegen und was unter ihnen in so interessanter Weise z. B. Goethe thut: sie mischen in ihrem Wesen Fremdes und Eigenes. Brauche ich das wirklich noch zu beweisen? Und brauche ich, weil ich gerade von Goethe rede, speziell zu beweisen, daß Falke kein Genie und keine Vollnatur ist?

Wenn ich von „Masken" und den „Leisten anderer Leute" spreche, deren sich Falke nicht selten bedient, so heißt das im Ohre Dessen, der die Konkreta bildlicher Rede in die abstrakte Ausdrucksweise zu übersetzen versteht, nichts anderes, als daß ich der Falke'schen Poesie im allgemeinen die Priorität des Tons abspreche. Das aber durfte Herr Falke, weil er über die Konkreta nicht hinausdachte, im Zorn seines Mißverstehens nicht ungerochen lassen. Und so dreht er den Spieß um und spricht meiner Beleuchtung seiner Poesie die Priorität des Urteils ab. Das zu thun, war ganz und gar nicht klug von ihm. Denn den Vorteil davon hat nicht er — den habe ich! Schon vor mir, so erzählt er ganz harmlos, habe man (hört! hört!) ihm „Nahahmung vorgeworfen". Also doch! Nachgeahmt habe er, so hätte es damals geheißen, Liliencron und Storm, habe er Hertz und Mörike, habe er Lenau und Eichendorff, habe er Keller und C. F. Meyer, habe er sogar Poe und Tennyson. Indem er uns diese Musterkarte von Namen vorlegt, will er — ist es nicht amüsant? — meine Argumentationen entkräften: wenn man so vielen gleichen soll, scheint er in gewagter Dialektik zu meinen, wird man wohl keinem gleichen. Entkräften will er meine Argumentationen und er bestätigt sie nur; denn wenn jeder eine Reminiszenz hinter Falkes Versen wittert, du lieber Gott! so ist das wahrhaftig kein Kompliment für seine Selbständigkeit. Ein unvorsichtiger Herr, dieser Herr Falke! Die Kritik will er anfechten, meine Kritik, und die Mitkritik ruft er zur Zeugin auf — die aber zeugt, wie man sieht, nicht gegen, sie zeugt für die angefochtene Kritik. „Falke," sagt sie, „gilt auch uns für einen Eklektiker, auch uns!" Nun, damit kann ich zufrieden sein. Und ich bin's.

Digitized by Google

Aber das schönste kommt noch.

Nachdem also Herr Falke den Lesern der „Gesellschaft“ mitgeteilt: erstens, wie ich über ihn denke, und zweitens, daß die Kritik meiner Mitkritiker ganz meiner Meinung ist, nachdem er das mit vielen Worten und Gestikulationen gethan, spielt er mir schließlich auch noch seinen allerbesten Trumpf in die Hand, indem er ganz trocken zugiebt, daß er im Grunde gegen alle diese Kritiker, gegen „Ziel und die Ziele“, nichts einzuwenden habe, rein gar nichts. Er thut es, indem er das bekannte Goethewort zu dem seinen macht, das Wort: „Man spricht immer von Originalität; aber was will das sagen? Wenn ich sagen könnte, was ich alles großen Vorgängern und Mitlebenden schuldig geworden bin, so bleibt nicht viel übrig.“

Nun, da haben wir's! Da sind wir ja ganz einig, der Dichter der „Neuen Fahrt“ und ich, sein Kritiker. Das Trauerspiel endet wie ein Lustspiel. Ich danke dem Eklektiker Herrn Gustav Falke für die vollinhaltliche Zustimmung zu meinem Urteil über die eklektische Lyrik Gustav Falkes.

Es empfiehlt sich Ihnen, sehr geehrte Redaktion,

hochachtungsvoll

Cannstatt, 8. Dezember 1898. Dr. Ernst Ziel.

Aus dem „Florentiner Künstlerfest“.

Von Heinrich Hart.

(Berlin.)

(Schluß.)

Nie aber hat dein frumber Tischgenoß,
dem Du auch unterm Tische gern begegnet,
tam diu, tam constanter sich gesegnet
wie am Bernardustag im Weißen Roß.
Laß Dir erzählen. Um die Vesper ging
ich schlendernd durch San Croce. Da umfing
mich Einer. Ser Filippo — er
der Bannerträger im Sankt Lukas-Heer.
Er rief mich an: „Grüß Gott! was hast du vor?
Wenn du nit Bess'res weißt, komm mit vors Thor!

Digitized by Google

Ein lust'ger Tag heut! Meister Bartolo —
du kennst ihn kaum, sein Pinsel kleckst wie Stroh —
die Farben hat er ausgespritzt und thut
'ne Kneipe auf. Teufel! er thut dran gut.
Nur wett' ich, daß es ihm das Herz abpreßt,
wenn er 'ne Flasche einem andern läßt.“
So schwatzend schritt er langsam mir voran;
kaum bis zur Nase reicht er mir heran, —
doch von der Wurzel bis zum Schopf ein Mann.
Leicht wandeln seine Züge sich beim Scherz,
im Ernste sind sie starr und kalt wie Erz;
und aus den Falkenaugen blitzt der Geist,
der über Werk und Welt scharfsichtig kreist.
Sonst ist das Schwatzen grad nicht seine Art,
doch kommt er mit der Zunge mal in Fahrt,
dann für die Freunde giebt's 'nen Schmaus von Witz,
und auf die Feinde schlägt es Blitz um Blitz . . .

* *

Gern zog ich mit. Führt' ich doch längst im Schilde,
mich umzuschauen in der tollen Gilde.

* *

Und plaudernd gingen wir durch Sankt Johann.
Bei einer Thür hielt Brunellesco an
und pfiff ein Lied. Gleich regte sich's im Haus.
Aus einer Luke fuhr ein Kopf heraus.
Der krause Bart, das wirre, lange Haar
verrieten, daß es Donatello war.
Er lachte, blinzelte uns zu, verschwand —
bis er dann plötzlich uns zur Seite stand.
Noch immer ungeschlacht, ein trotzig Kind,
und doch in jeder Fiber großgesinnt;
verdrießlich brummt er über Welt und Zeit,
und ist doch stets zum tollsten Streich bereit.
Es ist ein eigen Ding, mit ihm zu gehn.
Oft bleibt er plötzlich auf der Gasse stehn,
starrt Den und Jenen, Weiblein oder Mann,
Knecht oder Ratsherrn, wie ein Häscher an.
Mit einem Blick hat er dann ausgeheckt,
was für ein Kern in jeder Schale steckt.
Dann brummt er wohl: „Lug dort! ein Skorpion.
Wie er nach Beute stiert, der Harpagon!
Ein Wuch'rer, wett' ich, — Kralle jedes Glied,
und Netze spinnt er aus, wohin er sieht . .
Dort — meiner Treu! — ein Pilz, feucht, aufgeschwemmt
Sumpfpflanze! der versäuft sein letztes Hemd! . .

Digitized by Google

Bei Seite, Kinder! laßt den Frosch vorbei!
sonst kriegt ihr einen Spritz Salbaderei;
quakt jedem ins Gesicht, der platte Tropf,
kann's Maul nit halten, schwatzt sich um den Kopf . .
Vor der da hütet euch, — Frau Schlangenfein!
die windet sich durch jeden Spalt im Haus;
was sie erhorcht, saugt sie in sich hinein
und giebt's, mit Gift geladen, wieder aus" . . .
Wir ständen heut noch gaffend unterm Thore
im Volksgewühl, wenn Meister Pippo ihn
nicht flugs mit sanftem Griff erwischt beim Ohre,
und ihn nachäffend angeschrien:
„Hier — meiner Treu! — ein Schöps! Ein Schöps nur stiert
den Pöbel an, bis er verprügelt wird."
Donato fuhr herum und knurrte dumpf
etwas von Leuten, deren Geist zu stumpf —
dann aber schob er lachend sich voraus;
so kamen endlich wir zur Stadt hinaus.

* *

Von weitem schon klang Jubel und Geschrei.
Versammelt war die ganze Künstlerei,
in grüner Laube, unter Busch und Baum,
wo nur ein mag'rer Schattensaum.
Da saßen sie beim Becher, stillverzückt,
im Grase lagen sie, die Knöchel klirrten,
selbst im Geäste schlenkerten ein paar
und warfen Frucht und Zweig, wie sie gepflückt,
hinunter, wo der Lärm am schrillsten war.
Wie Mückenschwärme durcheinander schwirrten
die Reden; jedes Wort ertrank, verscholl
in Lachen, und die Luft war lachensvoll.
Vom Wiesenplan herüber pfiff und summte
die kichernde Schalmei, urweltlich brummte
der Dudelsack, und die Viola sang
zu Tanz und Spiel. Im Sommerreigen schwang
das junge Volk sich. Und von allen Enden
liefen die Dirnen herbei; flugs aus den Händen
flogen die Besen; Quirl und Löffel schoben
sie sich ins Haar; und dann mit Drehn und Wenden
ging's hopsasa, daß um die runden Lenden
die bunten Röcke farbenwirblig stoben.
Mit Klatschen, Becherklirren und Juchhe
empfing man uns, mit Singen und Gekräh.
Und Ser Filippo rief: „Platz! Kinder, Platz!
Und schnell 'nen Trunk nach dieser wilden Hatz . .

Digitized by Google

Hier bring' ich euch das Wunder unsrer Zeit,
Doktor und Ritter, fröhlich und gescheit,
gottlos und Günstling Seiner Heiligkeit.
Müßt' er sich setzen auf sein Köpflein hier,
er brauchte größ'ren Platz, als euer vier.“
Flugs dient' ich ihm. „Oha! was gilt mein Kopf,
Gevatter Pippo, gegen deinen Kropf!
Das Kröpfchen pflegst du weislich dir heran,
daß deine Bosheit sich aufspeichern kann.
So brauchst du nit zu platzen, eh' dir's scheint,
und wälzst sie mählich ab auf Freund und Feind.“
„Macht nix! schrie es vom Maulbeerbaum herab,
wir spülen alles mit Vernaccia ab.“
Doch würdig, — wie ein Türk den Salam spricht
und beide Arme auf der Brust verflicht, —
lud Meister Luca uns zu seiner Bank,
wo sich die Abgeklärten festgepicht
und wo man milde sprach und sinnig trank.

* *

Ich ließ mich nieder an Lorenzos Seite —
Ghiberti mein' ich, längst Toskanas Zier.
Jahrzehnte schuf er nichts als eine Thür
und setzt des Lebens Rest nun an die zweite.
Komm nach Florenz! Sieh diesen Edelstein
am goldnen Ring der Kunst, sieh ihn allein!
und reich wird dir die Fahrt befruchtet sein.
Vielleicht, wenn einst die Erde sich erneut,
wird Sankt Johannes diese Thüren tragen
zur goldnen Stadt! sie mögen würdig ragen,
dem Kranz der Perlenthore eingereiht.
Wie von der Trauben Pracht der Weinstock schwillt,
so dieses Werk von Wundern, erzgegossen,
Gestalt drängt an Gestalt und Bild an Bild . .
Lorenzo selbst hat mehr des Hofmanns Art,
als Künstlerart; stets klug und fein und zart,
auch hier im engen Kreise meist verschlossen;
nicht von Filippos Saft und derber Kraft,
die mit Titanen um die Wette schafft.
So nahm der Alte denn auch abseits Platz, —
er und Lorenzo sind wie Hund und Katz.

* *

Doch Donatello schrie: „Wo ist der Wirt?
Wo ist der Kleckser, der jetzt Fässer schmiert?
Wo steckt das Hänschen Neunmalklug, das jetzt
dank unsrem Durst sich in die Wolle setzt?

Digitized by Google

Will er schon heute sich behaglich lenzen?
Nichts da! den Willkomm soll er selbst kredenzen!"
Zwei von den Jüngsten stürzten flink ins Haus
und schleppten Meister Bartolo heraus.
Mit komischer Grandezza trat er vor,
im Küferschurz und rot bis übers Ohr.
Halb geckig bot er, halb verlegen,
den Meistern Hand und Gruß. Und stotternd nur
sprach er: „Wohledle Herr'n, ihr bringt mir Segen —
Bei meiner Six! ich will euch dafür pflegen,
kommt nur ins Rößli alletag zur Kur!
Ihr wißt, die Kreide führ' i schon manch Jahr;
wer viel hat, darf sich hier aufs Pumpen legen,
wer nix hat, zahlt dem armen Bartel bar!"

* *

Er sprach zu Ende kaum, als von der Wiese
ein wirres Lärmen scholl. Die Weiber jachten,
wie Gänse, die der Fuchs scheucht, — hierhin diese
und dorthin jene, und sie kreischten und sie lachten.
Fra Lippi war der Fuchs. Auf Heiligkeit
geht er nicht aus, auf Weiblichkeit allzeit.
Als Maler dient er keusch der sancta mater,
die Magdalenen zieht er vor als Pater, —
ein Amadis im Karmeliterkleid.
Wie er den Wirt sah, gab er lachend frei
die Dirnen, schwebte tugendlich herbei
und rief, die Arme breitend, salbungsvoll:
„Salutem illis, qui heut mit mir toll! . . .
Trinkt nit, ihr Herren! annoch loht die Glut
der Hölle in des Rössels Traubenblut;
noch ist Freund Bartel nit zum Wirt geweiht —
laßt mich ihn salben! so verlangt's mein Kleid.
Ein Faß her! stellt ihn auf den Wein-Altar!"
Mit Jubel stimmte zu die ganze Schar.
Auch Bartel schrie: „Recht! Recht! gieb mir die Tauf'!"
Das Faß ward hergeholt, er sprang hinauf.
Und Lippi ging um ihn herum und rollte
die Augen, blies ihn an und tollte,
wie so ein wilder Exorzist es macht;
dann aber rief er feierlich: „Gieb acht,
du Säufling! sprich's Bekenntnis, renunziere
für ewig allem Farbentopfgeschiere!"

* *

Ein Weilchen nur, daß Bartel sich besann, —
drauf hub im Leierton er stöhnend an:

Digitized by Google

„Abſag' ich Beelzebub und aller Brut
der Hölle, denn es giebt dort Keſſelglut
und grauſen Durſt, doch nirgendwo ein Faß
mit kühlem Naß.
Ich ſchwör' allzeit ein guter Chriſt zu ſein,
und tauf' mit Waſſer jeden böſen Wein.
Abſag' ich voller Reu der Pinſelei,
ſo wahr mir Bacchus ſtets ein Tröſter ſei.
Buße thu ich für jeden Farbentopf,
den ich verklext für nix, ich armer Tropf;
die Sünde waſch' ich mit Falerner ab —
wer mitthut, melde ſich, das Faß is knapp.
Buße thu' ich für jede Tafel Holz,
die ich beſudelt hab' in eitlem Stolz;
die Sünde büß' i ab mit einem Kuß,
den i der Schenkin Bice ſchenken muß —
o, bittre Sünde, ſüßer Bußgenuß!
Von heut an wähl' ich eine neue Kunſt,
die nit die Leute narrt mit blauem Dunſt;
die Fleiſch und Blut nit elend konterfeit,
die Fleiſch und Blut verſchafft in Wirklichkeit;
die perſpektiviſch nit die Welt verbaut,
mit der man weiſe in ſich ſelber ſchaut;
die nit mit Gliedern und mit Muskeln geizt,
nit mit verkürztem Arm und Bein ſich ſpreizt,
nein, die das Bäuchlein rundet und durchheizt,
das Leben euch verlängert und vernent,
und nur die Zeit verkürzt, die keinen freut.
'ne Kunſt, die tote Wände nit verſchmiert,
die das lebend'ge Antlitz bunt verziert,
die Naſe bläulich und die Bäckchen rot,
das Auge feurig, daß es blitzt und loht.
'ne Kunſt, die mir nit jeden Tag vergällt
mit Schimpf und Spott und albernem Geſchelt,
weil dem mein Strich zu weich und dem zu hart,
und dem mein Rot zu grell, und dem zu zart . . .
Hier ſchaff' ich, was mir jeder danken ſoll,
kein Aff' von Nörgler mir verzanken ſoll;
mein Weinchen ſollt ihr loben, das gelob' ich,
denn jedes Fäßchen, glaubt mir, vorher prob' ich,
und meine Küche ſollt ihr hoch mir preiſen,
ihr Wert wird ſich am hohen Preis erweiſen.
Drum bitt' i dich, du frumbe Künſtlerſchaft,
hol' dir allein im Rößli Kraft und Saft!
Das iſt ein Flügelpferd — bei Sankt Amand!
wen's trägt, der ſchwebt im ſel'gen Traumesland.
Merkt auf! ihr Gießer, hier iſt aller Fluß,

Digitized by Google

mein Wein rinnt durchs Geblüt wie Flammenguß;
ihr Juweliere, hier iſt klares Gold,
das durch die Gurgel mild und perlend rollt;
heran! ihr Maler, hier iſt Weiß und Rot,
färbt euren inneren Menſchen! es thut not;
heran! ihr Herrn vom Bau, hier könnt ihr, traun,
euch ſelber ſieben Stockwerk hoch erbau'n . . .
Ja, liebe Brüderlein, ihr ſeid's geſcheit,
wenn ihr zum Wirt mich von Sankt Lukas weiht."

* *

So Meiſter Bartel. Und mit Beifallsrufen,
mit Juchzen hebt man ihn von ſeiner Kufen;
man drückt ihm einen Strohkranz auf den Schopf,
und dann gießt ihm der Pater übern Kopf
ein Nößel Roten, klapſt ihn, daß er flammt,
und giebt ihm eine Predigt mit ins Amt:
„Sothan und alldieweilen du bereut,
und maßen dein Geſchwätz uns baß erfreut —
absolvo te. Ein neuer Adam ſchlupft
itzt in dich ein — horch! wie er drinnen hupft.
Du trittſt anitzo in den Orden ein,
der ohne Wunder Waſſer macht zu Wein,
wo das Gelübde gilt: Füll' deinen Wanſt
und ſchluck der Gulden ein, ſoviel du kannſt!
Du warſt ein fauler Bauch, wirſt itzt ein Gauch,
und ſchwindeln wie die andern wirſt du auch.
Treib's aber nit zu arg! dich trifft mein Bann,
fängſt du im Kellerloch zu künſteln an;
man miſcht die Farben und man färbt den Stein,
doch beides thut ein Edler nit dem Wein.
Dein Braten ſei nit ledern anzuſehn,
wie dein a fresco, — Gott verzeih' dir's, Freund!
und gönn' ihm nie ein künftig Auferſtehn!
Und laß das Hähnchen, das im Topf ſich bräunt,
nit wie dein Pinſel voller Borſten ſein,
und deinen Kas nit perſpektiviſch ſein!
Trag' deine Rechnungen nit zu paſtos
und patzig auf! ſo malt ein Viehknecht bloß.
Und wenn dein Seelenhirt, der vor dir ſteht —
von aller Plag' um deine Sünden blaß —,
dich anpumpt, rede nie: i mal' dir was!
Dann wird dein Roß zum Muſenroß erhöht,
und du wirſt ſchenken in Minervas Namen,
und Bacchus wird dich ſegnen — Punktum! Amen!"

* *

Digitized by Google

Der gute Bartel schluchzte dumpf und hohl
und trank mit jedem auf sein eigen Wohl, —
bis er nicht fürder feststand in den Schuh'n . . .
Indessen ging der Tag sich auszuruhn,
Gott Phöbus suchte seine Keller auf
am Meeresgrund, den Abendtrunk zu thun.
Und Luna flatterte kokett herauf,
sich mit dem sanften Abendwinde fächelnd,
neugierig sah sie nieder, lieblich lächelnd;
und jedes Herz gewann sie sich im Nu, —
wir tranken ihr aus vollen Bechern zu.
Der Wein war gut. Er strömte wie ein Regen
auf dürres Feld, und jeder Nerv ward frisch,
und immer lauter ward's um jeden Tisch,
und jede Zunge thät sich keck bewegen.

* *

Der Paul Uccello sang sein ständig Lied;
Frau Perspektive ist's, für die er glüht,
wie für ein Liebchen. Doch er kam nicht weit.
„Dozier' ein andermal — zur Faschingszeit!“
schrie ihn Donato an. „Erzähl' uns lieber,
wie du in San Minato jüngst gehaust!
hast du beim Abt nit kaiserlich geschmaust?“
Uccello schüttelte sich wie im Fieber,
und wehrte ab mit ängstlich wirren Gesten, —
drauf gab Donato selbst den Schwank zum besten.
„Ihr wißt, im Frühjahr waren frohe Tage,
Aufträge gab's in Maß' vom besten Schlage, —
doch Paulo flog die fettste Taube zu.
Die wackren Barfußbrüder, die kein Schuh,
doch umsomehr der volle Beutel drückt,
die war'n von seinem Grün in Grün verzückt,
und gaben ihm im kühlen Klostergang
die ganze Wand preis, sechzig Ellen lang.
Die sollt' er, wie's ihn lüstete, bekleckſen,
und drauf das Leben frommer Väter hexen.
Paul hätte fast den Dominus geküßt,
der graue Bart nur stillte dies Gelüst.
Er machte sich, als kaum dem Meeresschoß
der Tag entstieg, ans Werk und strich drauf los.
Bald ward ihm süß gelohnt die Arbeitsqual,
der Bruder Koch gab ihm ein Mittagsmahl,
wie leckrer nie eins schwamm im heil'gen Gral:
'nen Fels von Brot und einen Ziegenkas,
der auf zehn Schritte kitzelte die Nas.
Na! Paul war schier verhungert und er aß.

Digitized by Google

Den anderen Tag ſagt er zu ſeiner Frau:
„So ſind die Patres — immer brav und ſchlau.
Sie denken, dieſer magre Pinſelheld,
der wie ein Schatten wandelt durch die Welt,
muß ſich an gute Happen erſt gewöhnen,
ſo nach und nach, ganz allgemach, —
ſonſt wird ſein Magen gleich im Anfang ſchwach,
und ſtatt zu jauchzen, wird er ſtöhnen.
Paſſ' auf! heut werd' ich in dem Topf ein Lämmlein ſchaun,
und morgen giebt's vom Kälbernen zu ſchlecken,
und übermorgen winkt mir ein Kapaun —
du weißt, wie ich ihn liebe, knuſprig braun,
am Faſttag ſollen mir Lampreten ſchmecken —
mir iſt, als ſollt' ich gleich die Lippen lecken."
So wandelte Freund Paul mit frommem Sinn
und froher Hoffnung voll zum Kloſter hin.
Der Mittag kam, im Kreuzgang roch es gut,
noch aber fand der Prior nit den Mut
den Magen Pauls mit Braten vollzuſacken —
ſo gab es diesmal Kas in Teig gebacken.
Am dritten Tage Käſekloß mit Lauch,
am vierten Käſeſuppe, ſchwarz von Rauch,
am fünften Plinſen, die mit Kas gefüllt,
am ſechsten Kas in Lattich eingehüllt.
Doch als der ſiebte Tag gekommen war,
und wieder Kasbrei angeſchwommen war, —
ſpricht Paul: die Welt als Käſe, das iſt bös,
er merkt im Bauch ein wunderlich Getös.
So geht er hin am ſiebten Tag und ruht
von ſeiner Arbeit, ihm iſt weh zu Mut.
Er ruht den achten auch und kehrt nit wieder
zum Kloſter; käſeweich ſind ſeine Glieder.
Drei Wochen ſuchen ihn umſonſt die Brüder, —
Paul läßt ſich finden nie und nirgendwo,
verſteckt im Stall ſich ſtundenlang ins Stroh.
Doch eines Tags erwiſchen ihrer Zwo
ihn, wie er eben um San Marco ſchleicht.
Paul aber reißt ſich los, entſpringt, entweicht,
macht Sätze, wie ein Fohlen im Gelände;
vergebens, denn die Mönchlein ſind behende,
ſie nehmen beide ihre Kutten feſt,
und hinterdrein, bis er den Atem läßt.
Dann packt ein jeder ihn an einem Arm,
und Bruder Felix keucht: „Daß Gott erbarm'!
was kannſt du hopſen! . . Puh! du Schalk, du Gauch,
enthopſen deinem Dienſte leider auch.
Sprich, Paule, warum läßt du uns im Stich?

Digitized by Google

der Dominus ſeufzt jeden Tag um dich.
wann gehſt du wieder an die Schilderei'n?
es ſcheint, ſie werden ganz vergnüglich ſein.“
„Nie! — ſtöhnte Paul — nie! nimmer! Lieber gleich
ins Fegefeuer; ins Geſpenſterreich!
wenn ich ans Kloſter denke, wird mir übel;
mein Thränenſack platzt auf, — oh Kas und Zwiebel!
Oh, dieſer Dominus! zum Zeitvertreib
hat er vergiftet Leben mir und Leib,
ſo weit iſt's ſchon, daß mir die Kniee brechen,
will mich der Tiſchler einmal ſprechen — —
habt ihr mich doch mit Käſe ſo traktiert,
daß all mein Eingeweide liegt verſchmiert;
mein Blut iſt Käſe, Käſe jedes Glied,
wer mich von weitem riecht, ſtürzt ab, entflieht;
noch heute nacht hab ich im Traum geſehn
als Käſe mich im Ladenwinkel ſtehn —
glaubt mir, wenn Tiſchler Nello mich ertappt,
macht er aus mir den Leim, mit dem er pappt;
als Fleiſch erblickt' ich einſt das liebe Licht,
nun muß als Kas ich vor das Weltgericht.
Das alſo nennt ihr Patres: euch kas—teien!
ich fürchte, jeder nennt mich künftig hier
ſtatt Paul den Kas—par oder Kas—imir,
und Maden werden in mir hauſen, ſchmauſen, freien.“

* *

So ſchluchzte Paul. Die Münchlein aber lachten,
daß ihre Wänſtlein wackelten und krachten.
Sie ſchleppten Paul alsbald ins Kloſter mit,
und gaben vor dem Abt die Rede wieder;
der lachte, daß er aus dem Stuhle glitt —,
dann aber ſprach er: „Paule, laß dich nieder!
ich hab 'ne Medizin für deine Pein:
ſpül' dir mit Verdua den Magen rein!“
Und nahm ihn drauf an ſeinen eignen Tiſch,
und legt' ihm vor die allerbeſten Gaben:
San Colombaner Kirſchen, ſüß und friſch,
gebratne Wachteln und Salat und Fiſch, —
wie ſie den geiſtlich Armen Gott beſchert.
Er halt uns ſtets der gleichen Gnade wert,
und woll' uns ſtets mit Kloſterſpeiſe laben!“

* *

Digitized by Google

Donato endete. Du aber mal'
dir ſelber aus, wie ſich der Schwarm bemühte,
dem wackren Meiſter all die Käſequal
noch einmal vorzuſetzen, bis er ſprühte —
und bis ein neues Liedlein ihn befreite.
Denn die Geſchichtchen flogen kreuz und quer,
ein jeder gab ſein Anekdötchen her,
und ſchwur, daß es kaum halb erlogen wär',
und keiner hielt mit ſeinem Witz beiſeite:
den Pfaffen und den Weibern ging es ſchlecht,
ich ſelber that das Meine im Gefecht.

* *

Indeſſen ſchlug Caſtagno, der meiſt ſtumm
und finſter vor ſich brütet, eifrig ſich herum
mit Bruder Lippi. Beide ſtritten wild,
ob man mit Gold belegen ſoll das Bild,
ob man im Rock die Heiligen malen ſoll,
ob nackt, wie einen heidniſchen Apoll?
ob man Natur am beſten wiedergiebt —
mit jedem Fleck, mit jedem Dreck beſchwert?
oder zur Schönheit jeden Zug verklärt,
wie ſie die Seele, die verträumte, liebt?
Es war zuletzt ein wirres, grelles Schrein,
Maſaccio, der ſonſt ſcheu für ſich allein,
und auch Ghiberti miſchten ſich hinein.
Man hörte nur noch: „Pah! du haſt kein Mark . . .
Du malſt mit Mondſchein . . . du mit ſaurem Quark . . .
und durcheinander klang's von „Gold" und „nackt",
von „Dreck" und von „Natur", von „Licht" und „Akt".

* *

Da ſchlug auf einmal Ser Filippo dröhnend
auf ſeinen Tiſch, und alles übertönend,
ſchrie er: „Das iſt ja Schnack mit Drum und Dran,
in allem kommt's nur auf das Eine an.
Das hat die Mona Tella ſchon gewußt,
die ſchlanke Bäurin mit der runden Bruſt.
Der Pfaff vom Dorfe ſtrich um ſie herum
und tuſchelte: „Mein Tellchen, ſei nit dumm!
halt dich an mich, ich mein' es gut mit dir;
erhörſt du mich, biſt du die Königin hier!
Was iſt dein Bauernkerl denn gegen mich!
trägt er ein Hemd ſo zart und fein wie ich?
kann er wie ich das sanctum panem weihen,
kann er von allen Sünden dich befreien?
weiß er das Paternoſter auf Latein?
kennt er Sankt Auguſtinum aus und ein?"

Digitized by Google

Das ſchlanke Weibchen blieb 'ne Weile ſtumm,
beguckte ſich das Männlein um und um,
und brachte kichernd dann hervor: „Nein! nein!
was nützt mich, Euer Gnaden, der Latein?
und mit dem Auguſtin bleibt mir vom Leib!
das kenn' i net, i bin ein ehrlich Weib.
Das alles brauch' i net bei meinem Mann, —
Sell aber weiß i, was im — Bett er kann . . . “
So iſt es, Kinder! Ob ihr kleckſt und pinſelt,
ob boſſelt, verſelt, in den Saiten winſelt —
ihr alle ſchafft. Und ſchaffen heißt begehren,
heißt brünſtig lieben, zeugen und gebären.
Es iſt Frau Kunſt, um die ihr werbt und freit, —
kein Bauerntalk, nein, eine Königin,
und doch ein rechtes Weib mit Weiberſinn;
fragt nit, ob einer tapfig, ob geſcheit,
nach Sünde lüſtern, oder Heiligkeit,
ob mit Scherwenzeln du ſie minnen willſt, —
ihr Auge ſieht durch alles drum und dran,
ſie guckt ſich jeden auf das Eine an:
ob er geſunde Kinder zeugen kann.“

* *

Genug! genug! hab' ich dich krank gemacht
mit all dem Zeug? So ging's die halbe Nacht.
Ich kam im Frührot heim, — durchglüht von Lachen
und ſüßem Wein. Das war ein fröhlich Wachen
Doch ob's ein weiſes war? Was gilt mir das!
Ein Tropfen Freude gilt ein Weisheitsfaß.
Mehercle! müßt' ich wählen, — lieber toll
mit Jauchzen, als mit Grämen weisheitsvoll!
Erſt als ich ſtolpernd auf der Schwelle glitt,
ſprach ich zu mir, ein biſſel reuevoll:
du fällſt, Battiſta, das gefällt mir nit.
Du aber ſorg dich nicht de mea fama, —
ich bin der Alte.

Vale meque ama!

Florentiae, diebus XXII.—XXVII.
mensis Augusti 1434.

Digitized by Google

Was weiß Georg Brandes von Polen?

Frage und Antwort von Hermann Münzer.

(Lemberg.)

Mit seinem Buche über Polen wollte Brandes, der gefeierte europäische Kritiker, der lesenden europäischen Welt einige interessante Mitteilungen über Art und Wesen jenes Volkes machen, das nunmehr im europäischen Kultur-Jahrmarkt nur die Rolle eines beunruhigenden Phantoms spielt. Da und dort weiß man über Polen nicht mehr zu sagen, als daß es gewesen ist. Nur Liebhaber interessanter Altertümer weisen Polen einen gebührenden Platz in ihrer Sammlung vergangener Herrlichkeiten an und überlassen sich in freien Stunden Stimmungen, die sie unter die Rubrik „polnische Träume" setzen. Ein gefeierter Kritiker darf es sich leisten — besonders in unserer sensationslüsternen Zeit —, auch das sonst mißliebige Polen als Sujet zu einer Neuheit für den Büchermarkt zu gebrauchen. Da es nun einmal eine exotische Neigung ist, der man sich hingiebt, so wird es doch kein noch so befangener Leser dem guten Europäer Brandes verargen, wenn er dem Stoffe zu seinem Buche — in diesen Falle: den Polen — zu Ehren, seinen wirkungsvollsten Kling-Klang aufführt. „Polen liebt man, wie man die Freiheit liebt." Ein boshafter Nüchterling könnte sich an dieser Stelle die Andeutung erlauben: „Da man aber heutzutage weit davon entfernt ist, die Freiheit zu lieben, so . . ." Brandes legt für Polen eine Liebe an den Tag, die, stilistisch tadellos ausgedrückt, als ein glücklicher künstlerischer Effekt auftritt. Man möchte es ihm dabei gerne glauben, daß er sich das Versenken in die polnische Volkseigenheit angelegen sein ließ und die eigentümlichen Schöpfergaben des polnischen Geistes ganz zu erfassen bestrebt war. Was man aber im Brandes'schen Buche liest, ist nur dazu geeignet, diesen guten Glauben zu zerstören. Man erfährt daraus, wie ein berühmter Kritiker ein Volk mit einer Jahrhunderte alten, großartigen Tradition, mit seiner ganzen

Digitized by Google

selbständigen Kultur — studiert. Er richtet sich bei einer wohlhabenden polnischen Familie für kürzere Zeit häuslich ein, sitzt fleißig im Salon herum, führt mit den Personen — hauptsächlich sind's Damen —, mit denen er zusammentrifft, eifrige Gespräche über alles und jedes, beobachtet mit feinem künstlerischen Auge die weiblichen Toiletten, läßt sich beim dampfenden Thee von der allwissenden Hausfrau „spezifisch" polnische Anekdoten erzählen, informiert sich auch bei dieser höchst gebildeten Frau über die tiefsten Kulturfragen der polnischen Nation und steht nicht an, alle Aussprüche dieser zufälligen Umgebung als unbestreitbare Thatsachen hinzustellen. — Über diejenige Epoche der polnischen Litteratur, in der die herrlichsten Schöpfungen des polnischen Geistes entstanden sind, die infolge der politischen Lage Polens leider nicht dazu kamen, den größten Kunstwerken der Weltlitteratur zugezählt zu werden — weiß Brandes daher nur Landläufiges zu sagen. Ich möchte es nicht bestreiten, daß er einige Fragmente polnischer Litteratur in schlechter Übersetzung gelesen hat; daraus dürfte ihm aber nicht viel einsichtige Kenntnis erwachsen sein. Aber vielleicht kann man das bei einem Schriftsteller von Weltruf und Routine füglich entbehren, wenn er bereits eine ganze Reihe von Bänden über die verschiedensten Litteraturen Europas geschrieben hat. Und so kann solch ein Mann ja auch ohne weiteres die „romantische" Litteratur eines übrigens wenig europafähigen Volkes sogar aus Reporternotizen herstellen.

Es würde zu weit führen, alles, was Brandes falsch gesehen und gesagt hat, zu berichtigen. Aber meine Einwände gelten ja nicht einem gründlichen kulturgeschichtlichen Werke, sondern einer Reihe von Feuilletons, die in Buchform gebracht wurden. Wir leben jetzt in der Zeit der Essays und der geistreichen Aphorismen, der psychologischen Skizzen und der lyrischen Momentbilder, so genügt es also für derlei Zwecke einem der Fürsten im papiernen Gebiete des Feuilletons, Polen von der Perspektive eines Schlachzizenhauses mittlerer Güte zu schildern. Die polnischen Mitarbeiter Brandes' gehören jener Sorte von Menschen an, denen die Kunst nicht viel mehr als ein Sport ist. Die Begeisterung, die sie unter Umständen markieren, tragen sie mit einer Geste oder einem spezifischen Tonfalle in der Stimme zur Schau. Freilich erweisen sich beide Aushilfsmittel bei genauem Zusehen als entstellte und starr gewordene Erbstücke aus alter Zeit. Vom ganzen polnischen Volke kennen sie einzig ihre Koterie, ihre Sphäre, züchten mit Vorliebe ihre eigenen Berühmtheiten, kurz — sie führen jene vornehm thuende Treibhausexistenz, die in „Welt"kreisen den besten Eindruck macht, aber so viel

Digitized by Google

verlogene Perfidie in sich birgt, wie in jeder Menschengruppe aufkommen muß, die nicht mehr schafft und Ideale großzieht und doch nicht auf eine gewisse, bevorzugte Stellung verzichten will. Das moderne Polen kennt Brandes nicht, weil die Koterie, zu der seine Dolmetscher gehören, es nicht kennt. Brandes möchte Polen ein wenig modern wissen; dieser Wunsch richtet sich an jene Familie, bei der Brandes Gastfreundschaft genoß, Jung-Polen betrifft er nicht. Was meint Brandes unter „modern werden“? Berliner oder Pariser Abklatsch? Dessen haben wir in Polen übergenug. Es wird oben und unten europäisiert. Was aber den jungen, aufstrebenden Kräften Polens zu wünschen wäre, ist, daß sie sich endlich aus dem Schlepptau mitteleuropäischer Stillosigkeit und mit Industriewaren beschönigter Unfruchtbarkeit befreien möchten, um eigenste, reichhaltige, großzügige Schöpfungen hervorzubringen, ihre selbständige Kultur zu entwickeln und fortzuführen und — modern nach eigenem Maße zu sein!

Dresdener Kunst und Leben.

Sehr verehrter Herr Redakteur!

Sie waren so freundlich, mir die Berichterstattung aus Dresden für diesmal zu übertragen, da Ihr ständiger Korrespondent durch seine berufliche Thätigkeit vorübergehend am Briefschreiben verhindert ist. An Stelle eines Berichtes über einzelne Kunstereignisse möchte ich Ihnen lieber einmal über Dresdener Kunst und Dresdener Leben im allgemeinen plaudern. Da muß ich nun vor allem einige Worte über die Dresdener und die Sachsen sagen.

Dresdener und Sachsen — diese Ausdrücke decken sich natürlich keineswegs. Die meisten Dresdener Kunstpersönlichkeiten sind keine geborenen Sachsen; sie stammen aus allen Gegenden des Deutschen Reiches, z. B. stellt Oesterreich ein sehr starkes Kontingent. Doch ist es diesen „Fremden“ bis jetzt kaum gelungen, dem Dresdener Kunstleben einen modernen und großdeutschen Charakter zu verleihen. Tonangebend bleibt im Grunde doch der sächsische Dresdener.

Die Gutmütigkeit und Höflichkeit, die früher mit Recht den Sachsen in erster Linie zugeschrieben wurden — diese prächtigen Eigenschaften sind leider, wohl infolge des täglich wachsenden Daseinskampfes, vielfach im Schwinden begriffen. Die deutsche Einheit hat auf den Charakter der Sachsen nicht durchweg günstig eingewirkt. (Es wäre interessant, zu untersuchen, inwieweit dies auch bei anderen Bevölkerungen der Fall ist?) Einfachheit, ein vergnügtes Sichbeschränken im Sinne Jean Pauls, war früher der liebenswürdige Grundzug des Dresdener Wesens. Ludwig Richter hat diese Altdresdener Art künstlerisch ausgeprägt und dabei zum Allgemein-Deutschen erhoben. Die Kehrseite dieser idyllischen Neigungen des Dresdeners ist eine gewisse Kleinlichkeit.

Digitized by Google

Die ist leider geblieben, während erstere dem Großstadtteufel zum Opfer gefallen sind. Und dieses Kleinliche, das in Richters Zeichnungen, in E. T. A. Hoffmanns Philisterschilderungen („Der goldene Topf") so ungemein anheimelnd wirkt, das zeigt sich jetzt im Neudresdener Kunstleben als ein Hang zum Niedlichen, Spielerischen, Untiefen, Äußerlichen, Sentimentalen. Was für ein Entzücken herrschte da erst neulich, als Frida Schanz ihre wässerigen Dichtungen vorlas! Es war wirklich „zu scheene!"

Die berühmte Dresdener „Konzerttollheit" ist nun allerdings hauptsächlich als ein Sport der wirklichen „Fremden", der Amerikaner, Engländer, Russen u. s. w. zu betrachten. Allein der Kultus, den man mit der Kehlengymnastikerin Frau Erika Wedekind treibt, ist doch wiederum echt dresdenerisch. Man ist bei uns eben noch lange nicht so weit, Virtuosentum und wahre Kunst unterscheiden zu können.

Was die bildende Kunst anbetrifft, so ist allerdings, wie die „Gesellschaft" schon wiederholt festzustellen Gelegenheit hatte, ein entschiedener Fortschritt in moderner Richtung zu bemerken. Aber leider ist diese Bewegung schon so sehr eine Cliquensache geworden, daß unabhängige Beurteiler, Leute, die gern ihre eigene Meinung haben, sich mit Unwillen gegen die Diktatur gewisser Kunstpäpste auflehnen müssen. Im Frühjahr waren in einem hiesigen Kunstsalon, der von den Diktatoren nicht ‚genehmigt' ist, einige recht gute Bilder älterer Richtung (von Herm. Schlösser) zu sehen. Die Kritiker, die es wagten, die Bilder nicht ganz „miserabel" zu finden, erhielten von dem kunstkritischen Dalai Lama einen gedruckten Wisch, in welchem sie eines Besseren belehrt und sogar indirekt der — Bestechung beschuldigt wurden! — freilich in einer Form, die es möglich machte, das wenig geschmackvolle Vorgehen des betreffenden Herrn zu ignorieren. Ich will heute nicht näher auf diese Verhältnisse eingehen, gedenke aber gelegentlich vielleicht noch darauf zurückzukommen. Der großstädtische „Kampf ums Dasein" hat hier die in vielen Charakteren latente Unaufrichtigkeit dermaßen entwickelt, daß man sich oft nichts weniger als „gemiedhlich" fühlt. Mögen diese Intriguen vorläufig noch im Dunkeln bleiben, damit unser schönes Elbflorenz und sein Kunstleben nicht in allzu unfreundlichem Lichte erscheinen!

Ein Künstlerleben wie etwa in München giebt es hier natürlich nicht. Am allerwenigsten versteht die jüngere Kunstwelt, etwas zu „arrangieren". Da veranstalteten unlängst die hiesigen Kunstakademiker einen Ausflug nach Pirna. Es sollte dort ein „Schützenfest aus der Biedermeyerzeit" gefeiert werden. Pirna ist keine unmalerische Stadt; der Rathausplatz ist sogar einer der hübschesten Sachsens. Aber wie mangelhaft war alles in Szene gesetzt! In den meisten Blättern fand man es nicht „opportun", den ††† Lokalpatriotismus anzutasten, und das ganze Fest erschien in idealster Beleuchtung. Ich nehme dies den Kollegen natürlich nicht übel und bedaure nur, daß sie einen von blassen Herrlein und frierenden Damen in Trachten vom Rokoko bis zum Biedermeyer (wohl aus Kostümhandlungen zusammengeliehen?) ausgeführten Festzug mit daran sich schließendem „Vereinsball" als ein herrliches Künstlerfest preisen mußten, in dem die „jungen Künstler" wiederum „ihren Geschmack und ihr Talent bethätigt" hätten. Aber so lange man sich bei uns nicht entschließen kann, mit unbarmherziger Schärfe die Schäden unseres Kunstlebens bloßzulegen, solange ein falscher Lokalpatriotismus alles gut heißt und entschuldigt, wird Dresden niemals seinen alten Ruf als Kunststadt wiedererobern.

Diese Vorkommnisse sind typisch, sie schildern unser „künstlerisches Leben" besser als hundert einzelne Kritiken. Ich möchte nur noch hinzufügen, was eigentlich selbstverständlich ist, daß ich Dresden auch als Kunststadt liebe und das viele Gute, das hier

Digitized by Google

geboten wird, dankbar würdige. Im Gegenteil, mein heißer Wunsch ist es, Dresden einmal zu den stärksten Bollwerken gegen die alles nivellierenden Zentralisationsbestrebungen in der deutschen Kunst rechnen zu dürfen. Aber bis dahin hat es noch gute Wege! Vor allem müßte aufgeräumt werden mit dem Cliquenwesen und den Kunstdiktaturen, mit der Unaufrichtigkeit und ortspatriotischen Beschönigung; kurz mit allem, was die freie Entwicklung der Individualitäten hemmt.

Wir wollen eine Dresdener Kunst mit besonderer Physiognomie, nicht aber eine sächsische Lokalkunst. Der Begriff „Sächsische Kunst" ist überhaupt ein Unding. Der Partikularismus sollte in Kunstsachen schon gar nicht mitsprechen dürfen. Fast alles, was in Dresden schön und bewundernswert ist, was der Stadt ihr eigenstes Gepräge verleiht, ist nicht von Dresdener Sachsen, sondern von „Ausländern", zum Teil sogar von Nichtdeutschen geschaffen worden.*) Wie wenig Verständnis die Einheimischen dafür haben, bezeugt schon die Thatsache, daß man jetzt durch Erbauung des Ständehauses an der Brühlschen Terrasse — durch einen die sanftgeschwungenen Linien des Stadtprofils brutal verpatzenden Würfel! — das Bild der Stadt für immer seiner weltberühmten Anmut entkleiden will.

Und um wieder auf andere Kunstgebiete zu kommen: In keiner Metropole Deutschlands steht man der wahrhaft modernen Litteratur so verständnislos gegenüber wie in Dresden. Ich will es zur Ehre Berlins und Münchens hoffen, daß in keiner dieser Städte die bereits erwähnte Bejubelung einer Frida Schanz möglich wäre. Aber ich vergesse eins: es genügt hier, ein „Dresdener Kind" zu sein, um als unantastbar zu gelten. Für die andern hat der Autochthone die charakteristische Bezeichnung: „ä lump'ger Fremder!" Das gilt aber nur für den zugewanderten Deutschen. Amerikaner, Engländer, Polen, Russen, die sind nicht „lumpig", Gott bewahre! An Internationalismus in diesem Sinne thun es die Elbflorentiner andern Deutschen noch zuvor. — Wer Dresden wirklich liebt, wird mit mir ausrufen: „Gott besser's!"

Gabriel Hennet.

Von Düsseldorfer Kunst.

Man ist in München und Karlsruhe, ja selbst in Berlin und Weimar gewohnt, über Düsseldorf als Kunststadt stets nur mit einem mitleidigen Lächeln zu sprechen. Das ist zum Teil gewiß unberechtigt. Auch in andern Kunststädten wird viel Schund gemalt, nur nicht in dem kolossalen Maße (prozentualiter natürlich) wie in Düsseldorf. Der Grund hiervon liegt sehr viel darin, das jenes kauflustige und kaufkräftige Publikum, das den Düsseldorfern seine Bilder abnimmt, eben nur Schund haben will! Ist es nicht bezeichnend, daß das doch gewiß nicht von übermäßigem Kunstverständnis geplagte Berliner Kultusministerium die Ausmalung der neuen evangelischen Kirche zu Düsseldorf für 100000 Mark Ed. v. Gebhardt überträgt und die ebenso originellen, wie vielleicht gewagten Ideen dieses Künstlers ohne Zaudern annimmt, während der Düsseldorfer Stadtrat die Ausmalung des Rathauses von einem Klein-Chevalier anfertigen läßt?! Oder daß zur selben Zeit, wo die Nachbarstadt Köln für ihr Museum

*) Man wird mir hier den genialen Erbauer der wundervollen Frauenkirche, Georg Bähr, entgegenhalten. Aber Bähr stammte vom Kamme des Erzgebirges, von der böhmischen Grenze, aus einer hohen und freien Gebirgsgegend, war also auch kein „Dresdener Kind".

Digitized by Google

100 000 Mark für Murillos Portiuncula bezahlt und zugleich einige Ruysdael, van Dyk, Teniers u. s. w. erwirbt, die „Künstlerstadt" Düsseldorf für seine Galerie in der prächtig verbauten Kunsthalle liebe Bildchen von Dutzendmalern, wie Muche, Erdmann u. s. w. ankauft?! Echte Bildchen jener „Düsseldorfer Schule", die Düsseldorf immer dem Gelächter und Gespötte der sogenannten Kunstwelt preisgegeben hat!! — Aber das Publikum will es so. Und das Publikum bezahlt. Und der Maler muß Geld haben. Ja, Geld macht ein Maler in Düsseldorf heute sehr leicht! In München hat der alte Künstlerwitz, daß sich der Maler für Geld sehen lassen könne, der schon ein Bild verkauft habe, noch immer seine Berechtigung, in Düsseldorf aber könnte sich der „hungerige Möler" früherer Zeit für Geld sehen lassen! Künstlerelend ist hier zur Fabel geworden! — In dieser Stadt, in der man die Waren der beiden Achenbach noch immer für Meisterwerke allerersten Ranges hält und mit Gold aufwiegt, in der man nicht begreifen lernt, daß diese Maler zu ihrer Zeit und für ihre Zeit gewiß Bedeutendes leisteten, heute aber, wo die Kunst gewaltige Fortschritte gemacht hat, vollständig zurückbleiben mußten, in dieser Stadt, wo jeder Industrielle und jeder Schweinemetzger als Mäcen „seinen Künstler" protegiert, wo der jammervolle „Künstlerhumor" der 70er und 80er Jahre im Malkasten immer noch obenauf ist, wo der Dilettantismus der Malschulen die ungeheuerlichsten Früchte treibt, — da muß ja die wahre Kunst arg darniederliegen! —

Das sahen vor einigen Jahren eine Reihe junger Düsseldorfer Künstler ein, man versuchte bei den März-Jahresausstellungen in der Kunsthalle eine etwas strengere Jury einzuführen, um wenigstens die allergefährlichste Fabrikware auszuschließen. Aber die „alten Düsseldorfer" kämpften pro domo, sie wehrten sich mit Hand und Fuß und behielten die Oberhand. Da erstand die „freie Vereinigung" der Jungen. Es liegt auf der Hand, daß unter den „Jungen" sich natürlicherweise auch ältere Künstler befinden, wie der famose Gregor v. Bockmann, übrigens der einzige Düsseldorfer, der mit der Münchener Sezession ausstellt, während zu den „Alten" wieder auch jüngere Maler gehören, z. B. der berühmte Rathausmaler Klein-Chevalier, die dort ausstellen, wohl in der richtigen Voraussetzung, daß man ihnen in der „Freien Vereinigung" doch alle Bilder zurückweisen würde. — Aber die „Freie Vereinigung" ist ein sehr loses Gebilde; jeder kann ihr beitreten, jeder mit ihr ausstellen, wenn er sich nur der Jury unterwirft. So schlossen sich denn zu derselben Zeit eine Reihe der besten jungen Düsseldorfer zusammen in dem Künstlerklub St. Lukas, wie in Berlin die „Elfe" gethan hatten. Es waren: die Schwäger Eugen und Arthur Kampf, Willi Spatz, Alexander Frenz; an sie schlossen sich einige Freunde an: Gerhard Jansen, Rocholl, Henke, Wendling, Jernberg, H. Herrmanns, Liesegang und Zimmermann.

Der St. Lukasklub stellt regelmäßig zu Weihnachten gemeinsam bei Schulte aus. Henke und Zimmermann sind in diesem Jahre nicht vertreten, ersterer ist leider sehr schwer erkrankt, letzterer von Düsseldorf fortgezogen. — Die Lukasmitglieder stehen nunmehr fast alle in den vierziger Jahren, sie sind alle als Künstler ausgereift, sie machen den Anspruch und verdienen ihn auch, ernst genommen zu werden; das will viel heißen in Düsseldorf. Sie bilden auch heute noch, wenn auch inzwischen eine Reihe talentvoller Jüngerer hervorgetreten ist, in ihrer Geschlossenheit die Elite der Düsseldorfer Künstlerschaft; daher darf man den Maßstab, mit dem man an eine Besprechung ihrer Werke herantritt, schon groß nehmen.

Arthur Kampf ist diesmal der einzige, der große Figurenbilder bringt, einen „niederrheinischen Schützenkönig" und „Abschied", eine Sterbehausszene. Es ist überflüssig, über die Technik Arthur Kampfs zu reden, er versteht zu beobachten, sieht und

Digitized by Google

hat den Pinsel vollkommen in der Gewalt. Er hat entschieden wieder große Fortschritte gemacht: gemalt sind diese Sachen meisterhaft. Die Gesichtsausdrücke (namentlich bei dem „Schützenkönig") sind prachtvoll, die Zeichnung fehlerlos, die Behandlung einzelner Stücke, z. B. des Totenkranzes, frappierend. Ja, A. Kampf ist ein sehr guter und sehr strebsamer Maler — aber — er ist kein Künstler und wird es auch nie werden! Er ist in allem langweilig. Das macht nichts, solange er Bilder malt, die innerhalb der bourgeoisen Beschränktheit seines künstlerischen Horizontes liegen, sowie er aber diese enge Linie zu überschreiten versucht, wird er lächerlich. Man sehe sich nur die kleine Grisaille „Abendstimmung" an, oder die Studie „Chambre separée" — da nützt ihm alle seine Technik nichts, sein Pinsel versagt. Es fehlt ihm der schwer definierbare „Funke", jenes „Etwas", das da sein muß und das sich auch durch die angestrengteste Arbeit und das klarste Auge nie erreichen läßt! Ich möchte sagen, er kann das, was er sieht, nicht übersetzen. — Dies versucht wenigstens Willi Spatz. Spatz hat vor Jahren vorzügliche Sachen geschaffen, was er aber jetzt leistet, ist schlimm. Über diesen herben Tadel mag er vielleicht die Achseln zucken; er sollte dann doch einmal zu Schulte gehen und sich das Lob aller weiblichen und männlichen Gartenlaubentanten anhören, diese „Wie süß!", „Wie nett!", „O, wie reizend!" Ich denke, das müßte ihm die Augen öffnen. Spatz kann etwas leisten; aber kein Künstler kann hervorragendes schaffen und zugleich Vorstand in Künstlervereinen, litterarischen und musikalischen Vereinen sein, Malschulen halten, Rosenmontagszüge und andern Krimskrams arrangieren! Könnte doch Spatz auch sein Worpswede finden! — Was er da bringt, ist Pose und Koketterie, oft noch verzeichnet — das einzige lobenswerte und ehrliche an diesen Sachen ist vielleicht ihre Intimität. Auch die Flächenwirkung verdient manchmal Anerkennung. — Es würde jedoch ungerecht sein, wollte man vergessen, daß seine Entwürfe für die ihm übertragene Ausmalung der „Burg an der Wupper" sehr tüchtig sind. Ja, Spatz kann schon! — Weit bedauerlicher sind die Rückschritte bei Alexander Frenz. Neben einem schlechten Porträtköpfchen bringt er seine Zeichnungen zu dem jüngst erschienenen Machwerke „Trifolium", Gedichte von Moritz Leiffmann, Musik von Engelbert Humperdinck, Bildwerk von Alexander Frenz. Über die Komposition vermag ich ein Urteil nicht abzugeben, wenn es auch nicht gerade sehr für Humperdincks Künstlertum spricht, daß er sich herbeiläßt, solche Gedichte in Musik zu setzen. Die Verse des Bankier Leiffmann sind miserabel. — Und die Zeichnungen von Frenz? — Frenz hat, wie der Münchener Pankok, eine originelle Mache, die sehr viel Interessantes zeigt und die einen über die meist bösen Verzeichnungen gern hinwegsehen läßt. Aber, was schlimmer ist, Frenz versteht es nicht mehr, das zum Ausdruck zu bringen, was er sagen will. Ich greife ein beliebiges Blatt heraus. Frenz zeichnet zu einem Gedicht (oder einer Reihe von Gedichten): „Flattern". Er bringt die Überschrift „Flattern" ganz passend in vom Winde verwehten Buchstaben. Unten eine Schmetterlingsleiste, dann eine Hand, die im Netz ein geflügeltes Elfchen fängt. Auch der nach oben gewehte Wedel, der große Schwalbenschwanz, sowie die kleine Haidelandschaft versinnbildlichen das Flattern ganz entsprechend. Dann aber durchschneidet er das Ganze mit festen, scharf konturierten Gänseblümchen, deren plumper, schwerer Stengel vollständig den Charakter der Zeichnung verdirbt. Mit andern Worten: in allem äußerlichen, leicht greifbaren, findet er sich zurecht, sowie er aber tiefer gehen soll, setzt er aus: auch für Raumverteilung fehlt ihm jedes Verständnis. Wie anders würde das der Amerikaner Aubrey Bradley oder der Engländer Anning Bell behandeln!

Gerhard Jansen bleibt immer der Alte. Dabei sind seine „Musikanten",

Digitized by Google

sein „Intérieur", sein „Gouachekopf" interessant, talentvoll und eigenartig, wie immer. Er wird stets in den ersten Reihen stehen, vielleicht uns noch einmal eine große Überraschung bereiten. Über Rocholl, der seine Arbeiten aus dem griechisch-türkischen Kriege bringt, ist es wirklich nicht der Mühe wert ein Wort zu verlieren: Roheit wird künstlerisches Unvermögen niemals verdecken.

Wendling und H. Hermanns sind die erfreulichsten Erscheinungen der diesmaligen Lukas-Ausstellung. Wendling bringt neben kleineren, feinen Strandbildern zwei holländische Intérieurs, die prächtig sind; den Vorzug möchte ich dem Kirchen-Innern geben. Die ruhige, stille Feierlichkeit ist meisterhaft zum Ausdruck gebracht. Dieser Künstler wird noch von sich reden machen. Gleich erfreuliche Fortschritte hat H. Hermanns gemacht. Er hat die „Fleckenwirkung", mit der er im vorigen Jahre zum ersten Male operierte, diesmal zur Vollendung gebracht. Wohl ist etwas Mache in diesem sonnendurchschienenen „Eichenwald", aber die Wirkung ist eine vorzügliche. Ebenso wirkungsvoll sind die „Intérieurs", die „Straßenszenen" u. s. w. dieses vielseitigen Künstlers; nie fällt ihm ein Bild auseinander. Sollten wir dem Künstler einen Rat geben, so wäre es der, noch prägnanter eine Stimmung herauszuarbeiten. Eugen Kampf ist klug genug, sich nicht, wie etwa Hermanns oder Wendling, an etwas anderes, als an seine öden flamischen Stimmungslandschaften heranzumachen, hier brilliert er, während er sonst leicht scheitern möchte. Freilich sind alle diese Stimmungen langweilig, aber die Langeweile paßt hier und geht zusammen mit der öden Schwermut der Landschaft. Das ist nicht der Fall bei Liesegang, seine Langeweile wirkt nicht angenehm. Auch er ist gewiß — wie alle Landschafter des St. Lukas — ein tüchtiger Maler, der sich hoch über den Düsseldorfer Durchschnitt erhebt, aber auf der Stufe, auf der er steht, verdient er nicht Lob, sondern Tadel; er hat die Versprechungen nicht gehalten, die er mit einem schönen Anlauf vor einigen Jahren gemacht hat. — Jernberg steht ebenfalls nicht auf der Höhe seines Könnens. Seine große Wolkenlandschaft hat er offenbar im Freien gemalt und sie gleich, ohne sie im Atelier gesehen zu haben, sofort in die Ausstellung gebracht. So fällt das Bild vollständig auseinander, Luft und Landschaft sind ohne jeden Zusammenhang. Man muß die Augen ein wenig zukneifen, um diese „Luft" überhaupt verstehen zu können. Besser sind Jernbergs kleinere Bilder, obwohl wir auch hier den Schöpfer des „Kohlfeldes", das die neue Pinakothek beherbergt, kaum wiedererkennen. —

Im allgemeinen ist die Ausstellung des St. Lukasklubs wenig erfreulich; und wenn man bedenkt, daß das im Großen und Ganzen das Beste ist, was Düsseldorf zu leisten vermag, so erscheint es sehr fraglich, ob unsere Stadt das schlechte Ansehen, das sie in andern Kunststädten genießt, in nächster Zeit zu verbessern im stande sein wird.

Dr. Hanns H. Ewers.

Digitized by Google

Kritik.

Lyrik.

Eva-Lieder von Hedwig Vogel. Berlin, W. Ißleib. 290 S. Mit dem Bildnis der Dichterin.

Hedwig Vogel hat ausgesungen. Ein Liebling der Freien und Starken in Deutsch-Amerika, fuhr sie in der Fülle der Kraft und Hoffnung über den Ozean, ihr Glück in der alten Heimat zu erfragen — und als Antwort fand sie den plötzlichen Tod. Ein heißes, glühendes Herz hat mit ihr ausgeschlagen. Hedwig Vogel hat gesungen wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnet: einfach, ungekünstelt, wie's ihr in die Kehle kam. Die Artisten mögen daran zu mäkeln haben, die wahren lyrischen Menschen nicht. Nach ihrem Bilde war sie ein stattliches, gesundes, liebes Weib, begehrend und begehrenswert. So auch ihre Lyrik. Nicht die Spur von Artistenpoesie und Atelierspielerei. Sie hat nicht mehr Kunst, als in der naiven Natur selbst steckt. Deswegen darf sie mit einer „Naturdichterin" vom Schlage der Johanna Ambrosius noch lange nicht auf eine Linie gerückt werden. Hedwig Vogel hat nicht nur ein großes, gutes Herz, sondern auch ein großes, gutes Hirn und den Mut des Helden. Und mit allem traf sie das Rechte. So ist sie auch in ihren Liedern ein herrliches Stück Weib-Natur, prachtvolle freie Menschen-Offenbarung.

M. G. Conrad.

Der alte Cotta'sche Verlag hat mit seinen neuen Dichtern kein Glück. Er hat von den wirklichen Könnern unserer Litteratur keinen entdeckt und wird hierin von einer Anzahl kleiner und kleinster Verleger übertroffen. Erst wenn sich ein junger Poet durch die Opferwilligkeit junger Verleger einen Namen gemacht hat, legt die Kaufkraft des Cotta'schen Kapitals Beschlag auf ihn. Nicht geistige Interessen leiten ihn, sondern die brutale Kraft des Geldes. So war's bei Gustav Falke, Carl Busse, Philipp Langmann, Carl Hauptmann, Lou Salomé u. a. m. Die Nettigkeiten Ernst Müllenbach, Rudolf Presber ꝛc., die Cotta „entdeckt" hat, zählen nicht mit.

Jetzt führt der Verlag wieder zwei Lyriker ein: Zuerst Otto Liebmann („Weltwanderung." Gedichte, 8°, 196 S.). Der Jenenser Professor und Geh. Hofrat Otto Liebmann ist jetzt fast 60 Jahre alt. Seine philosophischen Werke werden geschätzt, sein Name erfreut sich eines tiefgehenden Ansehens an den Universitäten. Auf seinem Wege zur Erkenntnis der Welt hat er nicht nur zur dürren Prosa dickleibiger Gelehrtenbände gegriffen, sondern seine ernstgestimmte Seele auch zur Lyrik gezwungen. Leider! Seine Gedanken sind durch die Verse nicht klarer geworden, die Lyrik unserer Tage hat durch die Vergletscheruug mittelst Abstraktionen nichts gewonnen. An seinen Gedichten kann man lernen, wie man Gedankendichtungen nicht schreiben soll. Reim und glatter Rhythmus thun's nicht; Stoffe wie: Die Systeme, Sein, Geschehen, Dauer im Wechsel, Atom und Form, Form und Zweck, Skrupel, Gegenskrupel, deutliche Metakritik, kategorischer Imperativ, Pansatonismus, Kranioskopie u. s. w. bedür-

Digitized by Google

sen einer anthropomorphischen, lebensgefüllten Behandlung, wie Goethe sie in seinem „Prometheus“ und Carolath in seinen Gedankendichtungen anwendet, sie werden schön und tiefwirkend, wenn sich Schillers Rhetorik hinzugesellt, aber so blut- und leblos, so ganz nur auf den Intellektwert gestellt, wie bei Liebmann, machen sie den Eindruck dürftiger gereimter, knapper Abhandlungen. Ein Beispiel: „Treibende Kräfte des wachsenden Keims, Urformen der Dinge, dunkel bleiben sie uns. Und die alles verneinende Skepsis lächelt, mit Achselzucken den eifrigen Forscher verhöhnend. Doch im ganzen — (merke wohl auf und such' es zu fassen!) doch im ganzen erscheint vernünftig geordnet das Weltall, menschlichem Denken gemäß; so daß dem menschlichen Denken, falls es richtig erschließt aus wahren Prämissen den Schlußsatz, muß die Natur gehorchen.“ Wenn das „Lyrik“ ist, dann habe ich die gereimten lateinischen Genusregeln doch zu unrecht verachtet. Ein Mann, der ausging, Welten zu heben, und nicht im stande ist, eine einzige Blume zu pflücken. Also ein deutscher Philosoph! Jetzt Nietzsche nicht zitieren, heißt Liebmann ehren. Und ich ehre ihn!

Ganz in den Niederungen des Dilettantismus bewegt sich das zweite Buch des Cotta'schen Verlags. Er sollte sich nach einem ordentlichen Lesekomitee umgucken, damit er nicht eine Banalität, wie die „Gesammelten Gedichte“ von Karl Schoenhardt herausgiebt. Der kleinste Dichter aus der Tafelrunde der „Gesellschaft“ kann mehr als dieser Mann. Es scheint ein guter, braver, treuer Schwab' zu sein, der schon jenseits der Mittagshöhe des Lebens steht, aber wer hieß ihn, die schlichten Reimereien seines Stübchens der Öffentlichkeit übergeben? Es wäre leicht, ihn an seinen eigenen Versen aufzuspießen, aber hinter seinem Dilettantismus steckt soviel Gemüt und schlichte Menschlichkeit, daß ich nicht den Mut dazu habe. Man lese nur ein Gedicht wie „Abschied“. Aus den Reimen Orte, Band, Pforte, Hand, wird von selber ein „Gedicht“: „Nun heißt es scheiden von dem Orte, wo sich geknüpft so manches Band...“ Das dichtet wie ein Seifensieder! Wenn die Braut heimgeführt wird, findet Schoenhardt nur solche Töne: „Sie ist mein, o süßes Weib, ... laß noch einmal Hand in Hand, Teure, diesen Pfad uns wallen.“ U. s. f.

Im Vergleich zu dieser Talent- und Leblosigkeit ist der Band „Gedichte“, den Felix Lorenz (Berlin, Hermann Feyl & Co. 8°, 175 S.) soeben veröffentlicht hat, ein Jungbrunnen an Leben. Aber sein Leben ist eigener Art, gefüllt mit sanften Klängen, süßen Farben, mildem Rausch. Ganz Elegie, Stimmung, Flötenton am ausdämmernden Tag. So eine Art Schaukal, den er auch anwidmet. Seine Verse sind fein ziseliert; er strebt lieber nach reichtönender Sprache, denn nach Schlichtheit. Er ist lieber Ästhet, denn Naturpoet. Und seine Rhetorik ist immer glänzend, reich, goldbemalt. Ein wirklicher Dichter, nicht einer zwar, der hinreißt, sondern der freundlich anmutet. Er ist arm an Ideen, ein wenig dumm, wie alle diese reinästhetischen Lyriker. Wenn es wahr ist, daß in jedem Künstler gewisse fremde Künste wie eine Art Unterstrom wirken, so gravitiert Lorenzs Begabung gar nicht nach der bildhauerischen, sondern mehr nach der malerischen, noch stärker nach der musikalischen Seite hin. Trotz aller schönen Strophen ist Lorenz aber kein Eigentöner, sondern nur schöner Nachhall. Er ist schon ein Epigone der Moderne. Das schönste Gedicht des Buches (S. 14) kann nur alte Stimmungen mit alten Mitteln heranzaubern: Wenn die stillen Träume nahen, muß ich die Hände ans Haupt legen. Es schweigt die Zeit. „Kaum ein Flüstern, kaum ein Regen, nur ein wundervoller Segen strömt durch meine Einsamkeit.“

Ludwig Jacobowski.

Digitized by Google

Romane.

Kurt Martens: Roman aus der Dékadenze. Berlin, F. Fontane & Co. 286 S.

Diese Sitten- und Seelenschilderung in der Gestalt eines Ich-Romans oder einer in Kapitel eingeteilten Tagebuch-Aufzeichnung gehört zu den wenigen auserlesenen modernen Werken, die man sich so vollkommen wünscht, daß auch der spitzfindigste oder empfindsamste Kunstfreund keine irgendwie berechtigte Kritik mehr übrig hat. Dieser „Roman aus der Dékadenze" ist eine so gelungene und köstliche Schöpfung, daß einem der geringste Schönheitsfehler leid thut. Mir wenigstens. Ich lese in solchem Falle mit einer unglaublichen Sorgfalt, keine Feinheit darf mir entgehen. Mein Genuß soll so reich und rein wie nur irgend möglich sein. Und da ist es komisch, daß mich der geringste Verstoß, das unscheinbarste Versehen im Technischen geradezu betrüben kann.

Irgend eine lächerliche Geringfügigkeit, z. B. S. 243 „Er reichte mir von seinem Sitze aus die Hand, die sich feucht und schlaff anfühlte" — der handreichende Kavalier trug aber in diesem Augenblicke ganz fraglos Kutschierhandschuhe! — suggeriert mir den Gedanken: Aha, siehst du, dein vielgeliebter Künstler war wieder einmal nicht ganz bei der Sache, seine Anschauung war nicht vollkräftig, drum mußt du dir jetzt diese unmögliche konventionelle „feuchte und schlaffe Hand" gefallen lassen von einem, der vom Kutschbock aus feurigstes Vollblut tadellos zügelt! Schlaff! — Und nun ist meine Ruhe hin, mein Mißtrauen rege. Wer im Körperlichen sündigt, sündigt auch im Seelischen.

Richtig, da haben wir's: diese Rückkehr aus allen Irrtümern und Jämmerlichem zur vollen psychischen Gesundheit mit Siebenmeilenstiefeln — nein, dieses Tempo ist mir verdächtig. Der Autor ist in diesem Augenblick nervös, er hastet, er galopiert. Gerade an diesem hochwichtigen Wendepunkt darf er mir nicht mit summarischen Referaten kommen, hier muß er mit der minutiösesten Feinkunst, mit der göttlichsten Geduld und Gewissenhaftigkeit arbeiten, hier darf er mir absolut nichts schuldig bleiben. Einer, der so viel giebt! Einer, der so viel kann, wenn er sich zusammennimmt!

Und so ist es nun schon bei diesem fabelhaft begabten Romanzier Kurt Martens: wir wollen nicht Höhepunkte, wir wollen mit ihm durchweg auf der Höhe sein. Sein „Roman aus der Dékadenze" ist, etwa neben Bierbaums „Stilpe", die stärkste Leistung in der Schilderung des jungen Übergangsvolks auf dem Schauplatz der Leipziger Bourgeois- und Beamtenkultur am Ausgange dieses Jahrhunderts.

Grenzte sich aber Bierbaum auf das Litterarische ein oder blieb er aus notwendiger Beschränkung seiner Natur und Weltanschauung am Litterarischen und Künstlerischen haften, so zeigt sich in Kurt Martens ein wahrhaft universaler Geist, der dem Erfahrensten noch mit seinen scharfen Perspektiven auf das soziale, das politische und kirchliche Gebiet mächtig imponieren kann, denn mit seiner weiten Fassungs- und Beurteilungskraft verbindet sich so feiner weltmännischer Takt und so souveräne Beherrschung der Ausdrucksmittel, wie sie nur die reifste und sicherste Kultur gewähren. Dieses Buch ist nicht bloßes Litteratenwerk, es ist Menschenthat. Wer Freund von Vergleichen und Abrechnungen ist, mag noch Otto Moras viel zu wenig gewürdigten Leipziger Roman „Überreif" heranziehen. M. G. Conrad.

Ästhetik.

Im Nietzsche-Verlag, getreu dem Äußeren der Nietzschebände entsprechend, hat Heinrich Driesmans soeben ein Buch veröffentlicht, das den sonderbaren

Digitized by Google

Titel führt „Die plastische Kraft in Kunst, Wissenschaft und Leben". (Leipzig, C. G. Naumann. 8°. 215 S.) Ehe man dieses fürchterliche Buch aufschlägt, reinige man sich von allen Vorurteilen. Man vergesse, daß dieser Mann eher erst ein Jambenstück „Judas" geschrieben hat, das so gut gemeint, so ernst gedacht und so komisch ausgefallen ist; man vergesse, daß man einen Mann vor sich hat, der sich redlich um die Poesie bemüht und keine besitzt.

Vielleicht ist sein Bemühen um die Wissenschaft und Ästhetik ebenso redlich; aber erfolgreicher? Das Register mit der Fülle seiner Überschriften verheißt unerhörte Leckerbissen, Lösungen von Menschheitsfragen, die schon tausende von hellen Köpfen dunkel gemacht und keinen dunklen jemals hell . . .

Also!

Das Vorwort freilich reißt aus allen Himmeln. Ein Mann, der Menschheitsfragen, Fragen der Kunst, der Wissenschaft, des Lebens aufwirft und „löst" und dabei — Moritz von Egidy als „Napoleon der sozialen Revolution" feiert — als den einzigen Mann, der . . . Die Ergänzung dieses Satzes ist nicht leicht. Versuchen wir den teigartigen Stil Driesmans zu durchschauen: Von den verschiedenartigsten Geistern ist heute die Forderung gestellt worden, alles im lebendigen Menschentum zu verwirklichen, „was man bisher nur mühsam erlernt, einstudiert, erdacht, erarbeitet, geschaffen, verehrt, angebetet hat." Ein Mann nur hat diese Forderung erschöpfend vertreten, und das ist — Moritz von Egidy.

Es ist schwer, bei solch einer geschwollenen Plattheit ernst zu bleiben. Entkleiden wir die Driesmans'sche Phraseologie ihrer Flicken, so bleiben die Sätze übrig: Alle Menschen wollen, daß die Welt glücklich ist. Besonders will das Herr von Egidy.

Diese Egidyaner sind bescheidene Leute. Sie begnügen sich mit den Sätzen, die für geistig Besserbemittelte geradezu beleidigend richtig sind: Alle Menschen müssen gut sein; jeder muß Religion haben u. s. w.

Aber das Buch ist schlimmer als sein Vorwort. Ein Dilettant hat es geschrieben, der sein im Fluge zusammengerafftes Wissen selbstgefällig ausbreitet, der alle Probleme der Kunst und des Lebens aus dem Handgelenk löst, weil die nie versagende Egidy'sche Phraseologie wie Staub überall hindringt. Nicht um zu erhellen, sondern zu verfinstern. Man weiß nicht, wo anfangen in dieser Heerschau beleidigender Wahrheiten, anspruchsvoller Trivialitäten. Nur ein Blick auf das litterarische Urteil dieses würdevoll einherschreitenden Dilettanten. „Seit Goethes Tode ist kaum mehr etwas hervorgebracht worden, was von wirklicher dichterischer Gestaltungskraft zeugte." Freilich Driesmans' „Judas", diese heillose Stümperei! Das ist dichterische Gestaltungskraft! Über Gerhart Hauptmann ist nie etwas Dümmeres gesagt worden als hier: Die klassischen Heroen weisen auf die Sterne, und Hauptmann zeigt auf den Kot. „Der Kot ist doch da, hier schaut!" ruft er unermüdlich hohnlachend aus: „So viel ihr euch über ihn erheben mögt und ihn leugnen wollt, er spritzt euch doch ins Antlitz. Wohl, der Kot ist da und er wird immer da bleiben u. s. f. . . ." Driesmans ist entrüstet, weil Hauptmann sich den Beifall der Menge gefallen läßt, und die 20—30 Auflagen seiner Werke duldet. Hm, soll er sie denn aus dem Buchhandel ziehen und dem „Judas" Driesmans' Platz machen? Für diesen Schalksstreich wäre Judas selbst zu klug gewesen. Dann geht er gegen Schlaf los, gegen Hartleben. „Ein Schriftsteller Namens Johannes Schlaf . . . ein Schriftsteller Namens Hartleben" . . . Und ein unfähiger Mensch namens Heinrich Driesmans meint zu

Digitized by Google

Hartlebens „Sittlicher Forderung“: „Es schließt mit einem Hohngelächter auf jedes weibliche Ehrgefühl.“ Aber die „ideelle Keuschheit rein bewahrt“ haben — Wilhelm Jordan und Felix Dahn.

Es lohnt sich nicht, weiter auf dieses öde Machwerk einzugehen, das niemandem zu Dank, nur einem zu Leide geschrieben ist, dem Verfasser selbst.

Ludwig Jacobowski.

Deutsche Litteratur im Ausland.

Das Nov.-Heft der Krakauer Monatsschrift „Przeglad Polski“ (Polnische Rundschau) bringt einen referierenden Artikel von Józef Flach über „Die neuesten deutschen Dramen“; er behandelt in eingehenden Inhaltsangaben und Besprechungen: „Judas“ von H. Driesmans, „Themistokles“ von E. Rosmer, „Gutenberg“ von R. von Gottschall, „Agnes Jordan“ von G. Hirschfeld, „Das neue Ghetto“ von Th. Herzl, „Götzendienst“ von L. Hirsch, „Der Entehrte“ von R. Wauer, „Die Leute von Strandoog“ von Holger Drachmann, „Wahrheit“ von Sophie von Khuenberg, „Ehrliche Liebe“ von G. von Ompteda und endlich „Der Komödiant“, romantisches Spiel von Alois Wohlmuth.

In demselben Hefte finden wir auch einen Artikel zu Ehren Theodor Fontanes, gleichfalls von Józ. Flach; er erachtet es für eine Pflicht der polnischen Nation, auch eine Scholle auf das noch frische Grab zu werfen, und giebt an der Hand von Fontanes autobiographischen Aufzeichnungen einen kurzen Lebensabriß des Dichters. G. A.

In der „Humanité Nouvelle“ (Sept.) bespricht L. Gumplovicz Richard Dehmels „Erlösungen“ mit Begeisterung. „Dehmel ist ein Centauren-Mensch, der das wunderbare Schauspiel einer mächtigen Intelligenz darbietet, die Leidenschaften von unerhörter Kraft zähmt und beherrscht.“

Nouvelle Revue (15. Sept.) L. von Keymeulen bespricht die pangermanische Bewegung in Belgien. Diese wird von alldeutschen Elementen, Elementen wie Fritz Bley und H. von Pfister-Schwaighusen unterstützt. — Im Ausland scheint man wirklich die Broschüren dieser Männer mehr zu beachten als im Inland.

Im „Maygar-Szalon“ ist die Novelle „Parfüm“ aus Ludwig Jacobowskis Novellenband „Satan lachte“ übersetzt. Dieses Buch, so führt eine Fußnote aus, sei die „Sensation“ des diesjährigen Büchermarkts. (Wenn's wahr wäre!) L. J.

In der tschechischen Revue „Literari Listy“ (Nov.) findet sich eine ausgezeichnete Studie über Gerhart Hauptmann von Maria Krzymuska. Eine Übersetzung seiner „Weber“ ist jetzt auch erschienen.

Über Wagners „Meistersinger“ spricht J. Tiersot in dem Journal „Ménestrell“ (31. Juli und 7. August.)

Humperdincks „Hänsel und Gretel“ bespricht E. Destranges in der „Revue internat. de Musique“. (Paris, 1. Aug.)

Über Friedrich Nietzsche (Federico (N.) hat E. G. Zeccoli in Modena bei Vincenti e Nepoli erscheinen lassen.

In der Römischen „Rivista Politica e Letteraria“ werden einige Werke Ludwig Jacobowskis im Zusammenhang besprochen. Er wird darin zu den „ersten litterarischen Berühmtheiten Deutschlands“ gerechnet, und der Wunsch ausgesprochen, seine Werke ins Italienische übersetzt zu sehen. H. T.

Henri Albert bespricht im „Mercure de France“ an der Spitze seines Monatsberichtes über die Neuerscheinungen des deutschen Büchermarktes Paul Ernsts „Lumpenbagasch“ und „Im chambre séparée“ sowie das „Polymeter“ betitelte Gedichtbuch desselben Autors. Es begreift sich ohne weiteres, daß der Kritiker von seinem französischen Stand-

Digitized by Google

punkt aus den Ernst'schen Arbeiten keinen Geschmack abzugewinnen vermag, die, zumal die beiden Einakter, zu tief in deutschen Verhältnissen wurzeln, um sich dem Verständnis eines Beurteilers, der diesen Verhältnissen fernsteht, zu erschließen. So darf es uns denn auch nicht wundern, daß Henri Albert in vollständiger Verkennung der Absichten des deutschen Autors der Vermutung Ausdruck giebt, es handele sich hier um eine „œuvre de propagande socialiste" zum Zwecke der Aufreizung der Massen. (!) A. G.

Vermischtes.

J. P. Jacobsens, des herrlichen Dänen, Werke, die einer der geschmackvollsten aller Verleger, Eugen Diederichs in Leipzig, herausgiebt, werden bald vollständig zu haben sein. Bd. III (3 M.) enthält „Niels Lyhne" in wundervoller Übersetzung von Marie Herzfeld. Der Buchschmuck Müller-Schoenefelds, der die Ausgabe ziert, die Wahl der Typen, des Papiers, die äußere Anordnung, alles ist so mit dem Text zu einer Einheit verwoben, daß man diese Ausgabe schon rein äußerlich als Kunstwerk genießen kann. Und das Werk selbst! Jacobsen noch loben, ihn preisen, wo er mitten im Glanz europäischen Ruhmes steht, wo die litterarische Jugend Europas ihn bis zur Schwäche anbetet, ist überflüssig. Ich verehre diesen Dänen sehr, zum „Lieben" kann ich's nicht bringen. Dazu ist er mir nicht „heroisch" genug. Aber von seiner Meisterschaft können und sollen wir alle lernen. Man überwindet ihn, wenn man ihm sich vollständig amalgamiert. L. J.

Als „frohen Festgruß" zu Weihnachten hat mir Fr. v. Oppeln-Bronikowski seine deutsche Ausgabe von M. Maeterlincks „Schatz der Armen" (Leipzig, E. Diederichs) auf den Tisch gelegt. Fröhlich stimmt dieses melancholische Buch der Geheimnisse und der — Heimlichthuerei (die Maeterlinck-Verehrer verzeihen mir diese Ketzerei!) nicht, denn das Buch ist aus Schmerzen geboren und strebt vergebens nach Trost für sich und Tröstung für andere. Diese Essays stehen nicht alle auf gleicher Höhe. Manchmal ist man am Ende einer Studie „so klug als wie zuvor". Aber immer spürt man den Flügelschlag einer geängsteten Seele, die gegen die Thore der Finsternis, des Metaphysischen flattert. So ist's ein melancholischer Festgruß geworden. Und die Ausstattung! Das ist das Reizvollste, was ich seit langer Zeit gesehen. Melchior Lechter, der den Druck überwacht und alle Vignetten 2c. gezeichnet hat, hat hier ein Werk geschaffen, das auf den ersten Blick an alte Drucke des 16. Jahrhunderts gemahnt. Nicht immer freilich versteht es dieser barocke Künstler, schlicht zu bleiben. Buchstaben, so sollte ich meinen, sind dazu da, daß man sie lesen kann. Es sollen keine Rätsel sein. Das Wörtlein „Autorisierte" las ich nach langem Buchstabieren als „Gut Frisiert". „Muß das sein?" fragt die Alte in Halbes „Mutter Erde". L. J.

Büchertisch.

Dauthendey, Elisabeth, Im Lebensdrange. Roman. Minden i. W., J. C. C. Bruns. 8°. 180 S. M. 2,25, geb. 3 M.

Driesmann, Heinrich, Die plastische Kraft in Kunst, Wissenschaft und Leben. Leipzig, C. G. Naumann. 8°. 215 S.

Engl, J. B., Hundert lustige Bilder und Witze. München, Albert Langen. Band 4. M. 3,50.

Digitized by Google

Ermatinger, Dr. Emil, Meleagros von Gadara, ein Dichter der griech. Dekadenze. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. 8°. 48 S. M. 0,80.

Grotthuß, Jeannot Emil Freiherr von, Gottsuchers Wanderlieder. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. 8°. 181 S. 4 M.

Hartleben, Otto Erich, Die Befreiten. Ein Einakter-Zyklus. 8°. 184 S.

Herzceg, Franz, Die Brüder. A. d. Ungar. Leipzig, F. E. Neuperts Nfl. 8°. 197 S. 2 M.

Hirschfeld, Leo, Die Lumpen. Komödie. Berlin, S. Fischer. 8°. 137 S.

Hofmann, E., Erlauschtes und Erträumtes. Leipzig, Paul List. 8°. 260 S. 3 M.

Huggenburger, Josef, Akkorde. München, Hermann Lukaschick (G. Franz). 8°. 96 S.

Jalovsek, Wladimir, Simfonije (Kroatisch). Prag. 4°. 48 S.

Ibsen, Henrik, Sämtliche Werke in deutscher Sprache. Bd. III. (Nordische Heerfahrt; Komödie der Liebe; Kronprätendenten.) 8°. 351 S. 4 M.

Kielland, Alexander L., Zwei Novellen. (Treuherz-Karen.) A. d. Norweg. von Dr. Leo Bloch. Berlin W. 8, Harmonie. 80 S.

Lewy, Alexander, Zur Genesis der heutigen agrarischen Ideen in Preußen. Stuttgart, J. G. Cotta. 8°. 141 S. 3 M.

Mikszáth, Koloman, Humoristische Romane u. Novellen. Autor. Übersetzung a. d. Ungar. von Andr. von Sponer u. J. J. Graf Zamoyski. Bd. I. Das Gespenst in Lublau. Roman. 8°. 131 S.; Bd. II. Intimes aus dem Menschenleben. Novellen. 8°. 156 S.; Bd. III. Die Kavaliere. 8°. 136 S. à M. 1,20, geb. 2 M.

Müller, Clara, Mit roten Kressen. Ein Gedichtbuch. Großenhain, Baumert und Ronge. 8°. 162 S. 2 M.

Paschkis, Moritz, Osteuropäische Geschichten. 2 Nov. Leipzig, Georg Heinrich Meyer. 8°. 257 S. Eleg. geb.

Perfall, Anton Freih. v., Die Sonne. Roman. Berlin W., Richard Taendler. 8°. 393 S.

Runge, Prof. Dr. Max, Das Weib in seiner geschlechtlichen Eigenart. 3. Aufl. Berlin, J. Springer. 8°. 39 S. 1 M.

Schmidt-Häßler, Walter, Die Wunder der hl. Cäcilia. Märchenspiel in 3 A. Rubinverlag, München. 8°. 111 S.

Schnitzler, Arthur, Das Vermächtnis. Schsp. in 3 A. Berlin, S. Fischer. 8°. 191 S.

Schott, Fritz, Im Winkel der Großstadt. Ein Geschichtenbuch. Leipzig, Georg Heinrich Meyer. 2. Aufl. 8°. 256 S. 3 M.

Schücking, Ludwig Levin, Der Sommerkönig. E. erzähl. Gedicht. Göttingen, Lüder Horstmann. 8°. 139 S. 2 M.

Stratz, Dr. C. H., Die Schönheit des weiblichen Körpers. 2. Aufl. Mit 72 Abbildungen. Stuttgart, Ferdinand Enke. 8°. 195 S. 7 M.

Stratz, Rudolf, Die letzte Wahl. Stuttgart, J. G. Cotta. 8°. 396 S. M. 3,50.

Strauß, Emil, Menschenwege. Erzählungen. Berlin, S. Fischer. 8. 233 S.

Wagenhofen, Franz, Parkett u. Bohême. Neue Novellen. Leipzig, P. E. Neuperts Nfl. 8°. 261 S. 2 M.

Weltrich, Richard, Christian Wagner. E. Studie. Stuttgart, Strecker & Moser. 8°. 497 S.

Wilbrandt, Adolf, Vater Robinson. Roman. Stuttgart, J. G. Cotta, 8°. 259 S. 3 M.

Zapp, Arthur. Muttersohn. Roman. 2. Aufl. Berlin, Richard Taendler. 8°. 278 S.

***, Der Adel oder Ursprung und Entwicklung des Wahnes angeblicher Geburtsvorzüge . . . München, O. Th. Schell. 8°. 127 S.

Verantwortlicher Leiter: Dr. Ludwig Jacobowski in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 141.
Verlag und Druck der „Gesellschaft" von J. C. C. Bruns in Minden i. Westf.

Digitized by Google

LIBRARY
ASTOR LENOX AND TILDEN FOUNDATIONS

Band I. * 1899. * Heft 3.

Die Entwicklung der deutschen Geschichtswissenschaft vornehmlich seit Herder.

Von Karl Lamprecht.
(Leipzig.)

(Fortsetzung.)

Es ist eine der herrlichsten Aufgaben deutscher Geschichtsforschung, klarzulegen, aus welchen geistigen, politischen, sozialen, wissenschaftlichen Voraussetzungen und Zusammenhängen dies neue Zeitalter hervorging: und der Nachweis, in welchen einzelnen Stufen sich der Prozeß aus dem Rationalismus zu dem allseitigeren Seelenleben schon der Zeitgenossen Klopstocks vollzog, würde eines der reizvollsten Probleme psychologischer Untersuchung bilden.

Wir aber schreiten weiter. Das, was aus dieser ganzen Bewegung zunächst für die Geschichtsbetrachtung gewonnen ward, war ein folgenschwerer Begriff: der der Umwelt. Man mußte jetzt, da man sah, wie das geschichtliche Leben von Mund zu Mund, von Willen zu Willen pulsierte, wohl erkennen, daß mit der isolierten Einwirkung großer Personen und dem Begriff eines Staates nach den Aufnahmen der individualistischen Vertragstheorie die Rätsel der Geschichtswissenschaft wahrlich nicht erschöpft seien. Und ich werde bald zu berichten haben, in welch revolutionären Vorgängen sich diese Einsicht kundgab.

Allein die einfachste und am frühesten abgeklärte Wirkung des neuen Geistes auf geschichtswissenschaftlichem Gebiete erfolgte zunächst in anderer Richtung. Sie trat zu Tage in der Methode der unmittelbaren Benutzung der historischen Quellen. Wir entsinnen uns, daß hier die Einsicht des früheren Zeitalters schon so weit geführt hatte, daß man zur Feststellung der Begebenheiten nur primäre Quellen, keine abgeklärten, keine zeitlich später stehenden, in erster Linie heranzog. Jetzt aber ging man weiter. Man sah zunächst die primären Quellen, dann auch

Digitized by Google

die anderen, als Ganzes an. Man glaubte nicht mehr einfach der einzigen, aus ihnen für eine bestimmte einzige Begebenheit in Betracht kommenden Stelle, sondern stellte deren Sätze in die Umwelt, in den Zusammenhang der ganzen Quelle, um sie aus dieser zu erläutern. Jetzt traten Fragen auf, wie die nach dem persönlichen geistigen Horizont des Verfassers und nach dem Horizont der Zeit und des Ortes, da er geschrieben hatte. Jetzt erst begriff man die Sagenbildung als einen natürlichen, psychologischen Vorgang und kam von der Theorie des Rationalismus ab, daß alle Sage Erfindung sei. Jetzt erst wurde, um es mit einem Worte zu sagen, die moderne Methode der Quellenbenutzung aufgestellt, wie sie jetzt erst psychisch möglich ward.

Diese Methode ist zuerst auf den beiden Gebieten der Philologie, die man noch im vorigen Jahrhundert unterschied, entwickelt worden, dem der philologia sacra und dem der philologia profana. Sehr begreiflich: beide Gebiete waren die am stärksten bearbeiteten. In der philologia sacra, der die Geschichtswissenschaft seit Flacius und den Centuriatoren so unendlich viel verdankt, waren es die Forschungen über den Pentateuch und die Schöpfungsberichte der Genesis, die den Ausschlag gaben, in der philologia profana, ein Jahrzehnt später, die Forschungen über Homer. Michaelis, Eichhorn und Fr. A. Wolf sind die großen Namen, die hier von unsern Lippen fallen. Dann folgte, von der Philologie stark berührt und in Anwendung auf das römische Altertum für die allgemeine Geschichtswissenschaft bahnbrechend, Barthold Georg Niebuhr (Römische Geschichte 1811). Niebuhr steht also nicht am Anfang, sondern am Schluß einer wichtigen Entwicklung; er ist nicht der Vater unsrer heutigen geschichtlichen Methode, sondern fast schon deren Vollender: denn wenig methodisch Entscheidendes ist seiner Lehre noch später hinzugefügt worden.

Die fernere Entwicklung vollzog sich vielmehr, nachdem die historische Quellenmethode des neuen Zeitalters früh gewonnen war, auf den anderen, an sich höheren Gebieten, denen der Auffassung und der Konstituierung der quellenmäßig festgestellten Ereignisse, zu einer Kette von Begebenheiten.

Hier wurde nun das neue Zeitalter der subjektivistischen Geschichtswissenschaft eingeleitet durch die Betrachtung des geschichtlichen Geschehens nicht mehr vom Standpunkt allein der isolierten, sondern auch der vereinigten Individuen und von dem Standpunkt nicht nur des vereinzelten Thuns, sondern auch der allgemeinen Zusammenhänge: Umwelt und weitreichende Abfolge der Ereignisse traten in den historischen Blickpunkt.

Digitized by Google

Das ihnen gemeinsam zu Grunde liegende methodische Element ist das des Vergleiches. Waren bis dahin die geschichtlichen Ereignisse, jedes für sich, als singulär, als nur einmal geschehen und darum jedes als durchaus nur von seiner Art und mit andern unvergleichbar aufgefaßt worden — eine Auffassung, die hier und da noch heute als die einzig zulässige angesehen wird —, so erscheint es als der innerlichste Ausdruck des Seelenlebens des neuen Zeitalters, wenn man sie von nun ab als durch den allgemeinen geistigen Zusammenhang der lebenden Individuen verbunden und mithin in gewissen Punkten vergleichbar betrachtete.

Die Vergleichbarkeit erstreckte sich nach zwei Richtungen, gleichsam in eine historische Tiefe und in eine historische Breite. Man konnte die Ereignisse in ihrem Ablauf innerhalb einer bestimmten menschlichen Gemeinschaft auf ihnen zu Grunde liegende, identische Elemente hin betrachten, und man konnte den Zusammenhang verwandter Ereignisreihen in verschiedenen, nebeneinander lebenden oder geschichtlich nebeneinander stellbaren menschlichen Gemeinschaften auf ihre gleichartigen Momente untersuchen. Von diesen beiden Aufgaben war die erste nach Lage der bisherigen Entwicklung der Geschichtswissenschaft sowie an sich offenbar die leichteste. Wenn man in der Periode der pragmatischen Staatengeschichte dazu übergegangen war, die einzelnen Thatsachen dadurch, daß man ihnen die Eingriffe großer Persönlichkeiten als bewegende Kräfte unterlegte, zu Motivenzusammenhängen auszugestalten, so braucht man jetzt diesen Weg nur weiter zu verfolgen, indem man in den aufeinanderfolgenden Motivenzusammenhängen nach gleichmäßigen Momenten forschte und diese nunmehr als objektive, wiederum die Motivenzusammenhänge beherrschende Kräfte über sie hinaushob. Auf diese Weise erwuchs aus erweiterter Handhabung der Methode der niederen geschichtlichen Komposition der tiefste, fürderhin unzerstörbare Keim der Ideenlehre: als eine Idee, als etwas geistig objektiv Gegebenes wurde nunmehr die Kraft angesehen, deren Äußerungen man in den übereinstimmenden Momenten zahlreicher, zueinander gehörender Motivenzusammenhänge finden wollte und fand.

Freilich: nur die eine Wurzel der später, seit den 20er und 30er Jahren des 19. Jahrhunderts zu höherer Blüte entfalteten Ideenlehre liegt hier vor; eine andere, nicht minder wichtige werden wir erst später kennen lernen.

Aber neben dem Vergleich in die Tiefendimension stand jener in der Breite. Indem ich im Verlauf der Entwicklung großer menschli-

Digitized by Google

cher, vor allen nationaler Gemeinschaften gewisse aufeinander folgende und durch tiefe Wandlungen des allgemeinen Kulturlebens voneinander getrennte Perioden unterscheide und diese Perioden mit den entsprechenden Perioden anderer nationaler Entwicklungen vergleiche, erhalte ich erst einen höheren Einblick in das eigentliche Wesen aller dieser Perioden: dies Wesen, die tiefsten Ursachen und Grundlagen der Entwicklung sind in dem gegeben, was in jenen Perioden überall als gemeinsam gefunden wird; erst daneben stehen dann die abweichenden, die singulären Züge, durch welche die Erscheinung jeder einzelnen Periode für sich charakterisiert wird. Und indem ich weiterhin die gleiche Aufeinanderfolge dieser Perioden an den verschiedensten Stellen wahrnehme, erhalte ich eine Reihenfolge von Kulturzeitaltern, die für die Entwicklung der großen menschlichen Gemeinschaften, vor allem der Nationen, als typisch erscheint.

Wir sehen also, die vergleichende Methode ergiebt für die weiterausschauende historische Betrachtung zwei große geschichtliche Anschauungsformen, die der Idee und die des Kulturzeitalters.

Aber diese Anschauungsformen waren um 1750 und auch noch um 1800 weit davon entfernt, schon klar entwickelt zu sein. Vor allem galt das für die des Kulturzeitalters, für deren Aufstellung es schon einer außerordentlich eindringenden Einsicht in das Material eines sehr ausgedehnten geschichtlichen Thatsachenbestandes bedarf. Aber auch die Anschauungsform der historischen Idee hat sich erst später entwickelt: ihre klassische Einführung in die historische Methode ist erst mit Wilhelm v. Humboldts Abhandlung über die Aufgabe des Geschichtschreibers vom Jahre 1821 erfolgt.

In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts aber trug man die vergleichende Methode, wie sie das neue Seelenleben aufdrängte, gleichsam erst unbewußt hinein in die flutende Masse der geschichtlichen Begebenheiten; und enthusiastisch, feurig, leidenschaftlich war der Charakter der ersten, von ihr durchgeistigten Darstellungen.

Durchaus die führende Stellung unter ihnen nehmen ein Herders Ideen zur Geschichte der Menschheit (1784 bis 1787). Herder sieht die natürliche Welt wie die geistig-geschichtliche an als einen gewaltigen Kosmos webender göttlicher Kräfte. Diese Kräfte sind in die Formen der natürlichen Organismen gebannt seit den Tagen der Schöpfung; in ihnen, in ihrer allmählich und lückenlos vom Unorganischen zum Organischen übergehenden, aber schon von Anbeginn vollständig abgeschlossen gegebenen Menge wirken sie sich aus, suchen sie sich in jeder

Digitized by Google

Form, jedem Typus immer mehr zu verfeinern, um schließlich die Hülle der Form zu sprengen und eine neue Welt, einen neuen Himmel und eine neue Erde herbeizuführen. Über der natürlichen aber steht die geschichtliche Welt, die Welt des Geistes. Der Mensch, geschaffen mit den natürlichen Organismen, erhielt noch in einer zweiten Schöpfung von dem Elohim das, was ihn erst der Welt des Geistes anschließt, die Vernunft. Ursprünglich vollkommen, rein und erhaben, wie sie aus der Hand des Schöpfers hervorging, ist diese Vernunft in den Anfängen des geschichtlichen Verlaufs verdunkelt, aber in der zunehmenden Tradition der Geschlechter wirkt sie sich von neuem immer stärker aus: bis sie am Ende der Dinge zum vollem Siege, zum Siege der Humanität und der Güte führen wird.

Der geschichtliche Weg aber ist bezeichnet durch das Schicksal von Nationen, die im Reihentanz der Jahrhunderte die verschiedenen Ideale der Humanität in sich verwirklichen. So haben die Griechen das Ideal aller denkbaren menschlichen Kunst, die Römer das des Rechts zur Darstellung gebracht, verwirklicht; und anderen Nationen werden andere Pfunde zufallen, mit denen sie wuchern; bis das ganze, allgemein menschliche Ideal im geschichtlichen Gesamtleben verwirklicht erschaut wird.

Das System Herders, in wunderbarer Weise vorgetragen, im einzelnen von geistreichen und treffenden Charakteristiken historischer Einzelvorgänge überquellend, hat außerordentlich gewirkt. Noch heute denken wir vielfach mit seinen Gedanken. Methodisch aber beruhte es auf den ersten, leisen, tastenden, nur die größten Erscheinungen ins Auge fassenden Versuchen der Vergleichung. Die ganzen Nationen sind verglichen, nicht ihre einzelnen Kulturzeitalter, um den Charakter des weltgeschichtlichen Ablaufs zu bestimmen, und dieser Ablauf wiederum ist in die Beleuchtung einer Idee gestellt, die eine an Bibel und mittelalterlichen Geschichtsglauben angelehnte Metaphysik enthält.

Aber neben den universalgeschichtlichen Versuchen Herders und anderer hat diese erste Periode moderner Geschichtsentwicklung, die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts, auch noch Errungenschaften begrenzterer Art von dauerndem Wert und außerordentlichen Folgen hervorgebracht.

Nur den Verlauf der antiken Kunst im Verhältnis zum Staatsleben und zur Entwicklung der Idee der Freiheit bei Griechen und Römern betrachtete Winckelmann. Es geschah noch vor Herder; Winckelmanns Geschichte der antiken Kunst erschien 1764; sie ist das erste

Digitized by Google

moderne deutsche Geschichtswerk gewesen. Unübersehbar aber fast war trotz aller Anfeindung des Details, die dem Autor nicht erspart blieb, ihre Wirkung: auf ihrem Grund erhebt sich das stolze Gebäude der modernen klassischen Archäologie.

Und fast noch stärkeren Einfluß auf die Folgezeit hatte ein anderes Buch dieser Jahrzehnte: Mösers Osnabrückische Geschichte (1768 ff.). Gewiß ist Möser noch halb Rationalist; ganz im Mittelpunkt seiner Betrachtung steht der Staat, wenn er auch den für einen schlechten Skribenten erklärt, der nicht aus der allgemeinen Entwicklung der Kultur beizubringen weiß, was zur Aufklärung der Staatsmoden förderlich sei. Aber den Staat faßt er als lebendigen Organismus der Gesellschaft und keineswegs nach der Vertragstheorie des Rationalismus: schon erkennt er die Wichtigkeit des sozialen Zusammenhanges für das Verständnis der Verfassung, wenn er ihn auch noch durchaus einseitig agrarisch konstruiert. So wird er der Vater der modernen Verfassungsgeschichte; von ihm ist K. Fr. Eichhorn beeinflußt, und einige seiner Grundgedanken tönen noch wider in den frühesten Arbeiten Waitzens.

Im übrigen aber ist die gährende Arbeit dieser ersten, in sich vielfach unabgeklärten Periode der modernen Geschichtsschreibung für die fernere Entwicklung nicht von stärkerer Bedeutung gewesen; wer liest und schätzt heute noch Schmidts Geschichte der Deutschen, diese historische Hausbibel unserer Urgroßväter, wer auch nur die Schweizergeschichte Johannes v. Müllers, dem Schillers Vers im Tell ein bleibenderes Denkmal gesetzt hat, als seine Werke! Vergessenheit deckt sie, und schon während sie erschienen, wandte sich das allgemeine Interesse, seit den 80er und 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts, einer ganz anderen Disziplin zu, die man heutzutage noch in geraden Gegensatz zur Geschichte zu stellen gewöhnt ist: der Philosophie.

Ein neues Seelenleben war, wie wir wissen, seit etwa 1750 entstanden, und fast genau schon seit dieser Zeit, seit dem Versuch v. Creuzens über die Seele, hat man versucht es psychologisch zu verstehen. Indeß erst das 19. Jahrhundert hat haltbarere Psychologien des neuen subjektivistischen Seelenlebens gebracht. Nicht psychologisch, in allen seelischen Aktionen, nur erkenntnistheoretisch, in den Ergebnissen des Denkens und allenfalls im Denkprozeß lernte noch das 18. Jahrhundert die neue Welt begreifen; und der Kolumbus der Entdeckungsfahrten in dies neue Land war Kant.

Kant besitzt den Januskopf des erfolgreichen Reformators. Er schaut vorwärts und rückwärts, und selbst in seinen erkenntnistheoreti-

Digitized by Google

schen Schriften wechseln rationalistische und subjektivistische Elemente. Fast die Wage aber halten sie sich, wenn nicht gar unter Überwiegen der rationalistischen, in seiner praktischen Philosophie. Nun hat aber Kant Grundzüge einer Vorstellung des universalgeschichtlichen Verlaufs, die für die weitere Entwicklung der Geschichtswissenschaft von entscheidender Bedeutung geworden sind, eben im Zusammenhang mit seiner praktischen Philosophie aufgestellt.

Indem Kant die Versöhnung des Gegensatzes von Freiheit und Notwendigkeit im Verlauf der Geschichte suchte und fand, und indem er die Notwendigkeit als staatlich, die Freiheit aber als individuell begriff, ward ihm die Geschichte zum Ablaufprozeß des gegenseitigen Verhältnisses von Staat und Individuum. Er kannte in diesem Zusammenhange im Grunde nicht die Gesellschaft; er kehrte zurück zu dem alten Gegensatz des Naturrechts und der auf ihn aufgebauten pragmatischen Staatengeschichte. Und er verquickte diese Auffassung sinngemäß und konsequent mit der rationalisierten historischen Metaphysik des Mittelalters. Als Ziel aller Geschichte erschien ihm damit ein Zustand, in dem allgemeiner Friede herrschte, und die Staaten so vervollkommnet sind, daß in ihnen dem Individuum die möglichste Freiheit des Handelns gewährleistet ist. Der Weg aber zu diesem Ziele, mithin der geschichtliche Verlauf, war ihm in einer immer stärkeren Entwicklung der Staaten zur Vollkommenheit gegeben.

So waren denn die großen kulturgeschichtlichen Gedanken Herders vergebens gedacht worden! So sollte nicht mehr eine allgemeine Vollkommenheit des Staates das Ziel aller immer noch teleologisch gedachten Entwicklung sein! Der Gegensatz zwischen Kant und Herder entlud sich in überaus scharfer Polemik; für die nächste Zukunft aber behielt Kant das Feld, und seine Lehre wurde noch genauer von den großen Vertretern der Identitätsphilosophie, von Fichte, von Schelling, von Hegel ausgebildet.

Hierbei begegnet es ihr aber, daß sie von Schelling ab mit einer Lehre verknüpft wurde, die ein anderes, uns schon bekanntes Element der vergleichenden Zusammenfassung historischer Thatsachen von anderer Seite her plausibel machte: die Idee. Indem nämlich Schelling die geschichtliche Entwicklung zu dem Kant'schen Ziele im einzelnen zu erklären suchte, konnte er sie, gemäß dem teleologischen Charakter der zugrunde liegenden Spekulation, nur ableiten aus höheren, transcendent eingreifenden Kräften, die sie im einzelnen vorwärts schoben und bestimmten. Nun standen seinem Denken, das sich an alle Mystik der

Digitized by Google

Vergangenheit und namentlich auch an die Neuplatoniker anschloß, hierfür ohne weiteres die durch die Neuplatoniker hypostasierten Ideen Platos zur Verfügung: Kräfte, die aus dem Göttlichen hervorgehen, in die geschichtliche Welt eintreten und diese beherrschen, bis andere Ideen, wiederum aus dem Göttlichen nach unerforschlichem Ratschluß hervorbrechend, sie ablösen und Geltung gewinnen zu ihrer Zeit. Indem Schelling diese Ideen, gleichsam verobjektivierte Gedanken Gottes, in die Geschichte einführte, lag es nahe, sie mit jenen Gedanken zu identifizieren, die sich den Historikern auf dem neuen Wege des Vergleichs aus der Betrachtung größerer Summen von Motivenzusammenhängen ergeben hatten.

Es ist hier nicht die Aufgabe, genauer auszuführen, bis zu welchem Grade das bei Schelling schon geschah: genug, daß die ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts philosophisch und historisch zugleich in hohem Grade die geistige Anlage zeigten, diese Kombination in sich aufzunehmen, und daß diese sich darum allgemach als gleichsam denknotwendig verbreitete. Ihr Theoretiker aber ist Wilhelm v. Humboldt geworden. Bei ihm, in dem ausgereiften Denken des Aufsatzes vom Jahre 1821, erscheinen die Ideen als Äußerungen des Absoluten in der geschichtlichen Welt; sie kommen und gehen nach uns unbekannten Gesetzen; aber die menschliche Intuition, die Verzückung der Einbildungskraft kann sie als über den Motivenzusammenhängen stehende Momente einer höheren Ordnung der geschichtlichen Welt erkennnen und gläubig ahnend zur Darstellung bringen. Es ist die Ideenlehre, wie sie bis in die 40er und 50er Jahre unsres Jahrhunderts, vereinzelt auch noch länger, erhalten geblieben ist: ein Erzeugnis des mystischen Elements in der Spekulation unserer Identitätsphilosophie, ohne methodische Durchbildung, ohne erkenntnistheoretische Fundamentierung von größerer Klarheit.

Die 20er und 30er Jahre unseres Jahrhunderts sahen damit für die konkrete Weiterentwicklung der Geschichtswissenschaft folgende Kombination vor sich: aus der ersten Periode der modernen Geschichtschreibung her die noch wenig genau umgrenzte, aber mit der Sicherheit einer dem Kulturzeitalter unentbehrlichen Forderung sich aufdrängende, kulturgeschichtliche Betrachtung, aus der mit Kant einsetzenden zweiten Periode her aber die Zurückführung der historischen Probleme wesentlich auf die Aufgaben der Staatengeschichte, und für die Formulierung allgemeiner Zusammenhänge die mystisch gehaltene Lehre von großen, in die Geschichte von oben her einfließenden Ideen.

In den Reichtum dieser Kombination hinein wurde Ranke geboren.

Digitized by Google

Indem ich diesen Namen ausspreche, nahen wir uns voll Ehrfurcht dem gewaltigsten historischen Genie dieses und vieler anderer Jahrhunderte, dem Geist, dem es vergönnt war, einen großen Augenblick in der Entwicklung unsrer nationalen Geschichtswissenschaft gerecht zu werden und ihm durch ein 90jähriges Leben hindurch zuzurufen: Verweile doch, du bist so schön. Ranke, ganz ein Schüler Niebuhrs und ganz ein lebendig durch die philosophischen Strömungen seiner Zeit angeregter Geist, ein Christ zudem, dem die tiefsinnige Teleologie des Mittelalters in bester und feinster Raffinierung nicht fern stand, verband, was ihm die Zeit darreichte, mit einem überaus empfindlichen historischen Denken und voller künstlerischer Freude an dem bunten Treiben der geschichtlichen Welt: und so ward er zu dem größten Rhapsoden der kulturgeschichtlichen Gesichtspunkten nicht fernstehenden Staatengeschichte und zu dem weitsichtigsten Deuter der Gedanken Gottes in der geschichtlichen Welt, den unser Jahrhundert erzeugt hat. Unermüdlich thätig — labor ipse voluptas war sein Wahlspruch —, hat er die neueren Zeiten der europäischen Geschichte in ihren tausenden und abertausenden von politischen Verwickelungen für uns und kommende Geschlechter tiefsinnig durchmessen und noch im höchsten Alter die Fäden rückwärts gezogen hin über den weiten Bereich dessen, was den europäischen Nationen bis zur Gegenwart als Weltgeschichte gegolten hat. (Schluß folgt.)

Die Feindlichen.

Drama in vier Aufzügen von Johannes Schlaf.

(Magdeburg.)

(Fortsetzung.)

Dritter Aufzug.

Dasselbe Zimmer. — Es ist wieder um dieselbe Zeit.

Asta (liegt auf der Chaiselongue; liegt nach Aufgang des Vorhanges einen Augenblick ruhig, wendet sich von der Seite auf den Rücken und kreuzt die Hände im Genick. In dieser Stellung liegt sie eine kleine Weile. — Plötzlich rafft sie sich auf,

Digitized by Google

preßt in sitzender Stellung beide Hände gegen die Schläfe und stöhnt. — Läßt die Hände wieder sinken, starrt einen Augenblick vor sich hin, springt dann auf und begiebt sich hastig zum Tisch, auf dem eine Mappe liegt. — Sie öffnet sie und beginnt ihren Inhalt zu betrachten. — Ihre Augen haften starr auf den Zeichnungen. — Plötzlich wendet sie mit einer lebhaften Bewegung das Gesicht von den Blättern in die Höhe. Gequält): Der Blick! — Der — Blick!

(Wie in einer Vision starrt sie eine Weile vor sich hin. Dann bringt sie mit einer jähen Bewegung die Hände an die Schläfe. Gepeinigt): Ah mein Gott!

(Wieder in tiefen Gedanken vor sich hinstarrend): Der — Blick! — Und doch: nein! — der Arme! Arme! — — — Was sollte er gemeint haben? — (Dann nach einem starren Nachdenken): Ich — ihn lieben?!! — (Aufschreiend): Ah!! —

(Schaudert in sich hinein. Dann verzweifelt ausbrechend): O mein Gott, das ist nicht zu ertragen!! —

(Läuft von einem plötzlichen Entsetzen getrieben auf die Flügelthür zu; bleibt aber auf halbem Wege stehen. — Hände ins Genick gepreßt, Kopf aufwärts gereckt, Augen halb geschlossen, den Mund in die Breite gezerrt, stöhnt sie tief und schmerzlich auf.)

Helene (sieht durch die Flügelthür ins Zimmer): Astachen! — Du bist wieder auf? — (Sie tritt ins Zimmer, eilt auf Asta zu, umfaßt sie. Mit Teilnahme): Sind die Kopfschmerzen wieder schlimmer geworden? Wie?

Asta: Nein, nein! — Aber — ich lege mich nicht wieder hin. — (Immer in Verwirrung): Ich habe eine Weile — geschlummert. — (Heftiger): Willst Du nicht hierbleiben und mir ein bißchen Gesellschaft leisten? — (Seufzt, streicht sich über die Stirn.)

Helene: Aber natürlich! — Du Arme! — (Küßt sie auf die Stirn.)

Asta (sieht einen Augenblick verloren da; dann plötzlich, mit einem verwirrten Lächeln): Hehe! — Nein, Du! Komm nur mal! — Sieh nur mal! — (Faßt Helene beim Arme, führt sie zum Tisch): Findest Du — nicht auch? — Hehe! — (Schlägt die Mappe auf.) Das — ist alles so furchtbar — lebendig? — (Mit verhaltenem Schauer und einem krampfhaften Lächeln): Die Augen! — (Helenes Hand mit einem hastigen, wie hilfesuchenden Griff erfassend): Die — Blicke! — Du! — Hehe! — Wirken sie nicht — geradezu — lebendig?! — Als wenn sie — einem — etwas sagen wollten?

Helene (leicht verängstet): Ach, ich — mag die Bilder nicht! — Sie — sind so sonderbar.

Asta (mit weiten Augen und einem starren Lächeln, den Blick auf den Blättern haften lassend): Was das alles — bedeuten soll? — (Liest mechanisch): „Et tout est effrayant lorsqu'on y songe.“ . . . Sieh nur! — Nacht! — Und — der Feuerbrand! — Und der Mann mit dem Schürbaum! — Und wie er immer, immer so im Kreise herum-

Digitized by Google

läuft! — Die vielen Stapfen! — Und diese schrecklichen — Angstangen! — Du! Immer alles so tief und bis in den letzten Grund hinein denken zu müssen! — (Mit einem Schauer) Ah!! — (Schlägt die Mappe schnell zu. — Faßt Helene nervös beim Arm, zieht sie zur Chaiselongue hin.) Komm! — Wir wollen uns was plaudern! Nicht?

Helene (blickt sie an, umarmt sie zärtlich besorgt, ein wenig geängstet): Astachen! — Wie bist Du nur?

Asta (nimmt sich zusammen, streicht ihr übers Haar, lächelt): Nun, Kind! — Eben ein bißchen nervös! — Ein bißchen — verkatert wohl von unserer Zecherei gestern! — Komm!

(Sie gehen miteinander zur Chaiselongue, wo sie sich niederlassen.)

Hm! — Sag mal! — Wie gefällt Dir eigentlich der — Doktor? Wie?

Helene: Der Doktor? — (Gedehnt): Ach! —

Asta: Wie?

Helene: Ich — weiß nicht?

Asta: Weißt nicht? — Und was bedeutet das „weiß nicht"?

Helene: Ach, er könnte was Besseres thun, als einem so überspannte Zeichnungen zu Weihnachten schenken! — Ueberhaupt: ich weiß nicht, was er da neulich Abend alles sprach? — Von dem Bär da ... Und von — Suggestion —

Asta (mit abgewandtem Blick, hastig): Jaja! — Das war Dir — langweilig? Wie?

Helene: Gott! ich hab' es gar nicht verstanden. — Ich weiß nicht; mir war so — Er ist mir eigentlich ein bißchen — gruselig ...

Asta (mit einem krampfhaften Lächeln): Ach, gruselig ...

Helene (errötend): Ach, es war so eine eigentümliche Stimmung! — (Kleine Pause; dann nachdenklich): Närrisch! ich habe nun immer, wenn wir unterwegs sind, so ein merkwürdiges Gefühl, als wenn irgendwo in Berlin irgend etwas ganz Absonderliches und — Mysteriöses wäre.

Asta (mit einem gedehnten Lächeln, leicht sich über die Stirn streichend): Ah so! — Hehe!

Helene (blickt Asta an, lacht plötzlich munter auf, etwas à la Backfisch): Nur 'n Schnurrbart müßt' er haben! — Manchmal sieht er doch geradezu aus wie 'n Junge! — (Lacht.) Nicht?

Asta (in Gedanken): Ja. — Und hat doch so tiefe und männliche Gedanken! —

Helene (lebhaft): Ach, komm! — Wir wollen von was Anderem

Digitized by Google

reden. — (Rückt näher an Asta heran und umfaßt sie): Hihihi! — Denke Dir, neulich hab' ich meinen ersten Korb gegeben!

Asta (mit gezwungenem Interesse): Ah!

Helene (blickt sie mit schalkhaft forschendem Blicke an): Kannst Du Dir vorstellen, wem?

Asta (wie vorhin): Nun?

Helene (sucht eine würdige Baßstimme zu imitieren, die lispelt): Dem Herrn Assessor! — Unserm sehr ehrenwerten Vetter Kurt! —

Asta: Sieh!

Helene (mit humoristischem Vorwurf): Wie?! Da fällst Du nicht mal vom Stengel? — Also natürlich — (Pathetisch) — Rollmops im Frack! — Aber, ich konnte mir nicht helfen: selbst seine drei Durchzieher vermochten mein Herz nicht zu bewegen.

Asta (lächelt): Du, du! —

Helene: Puh! Nee! — Der arme Papa hielt gerade sein Nachmittagsschläfchen. — Du kannst Dir vorstellen, wie bedeutend er sich geehrt fühlte!

Asta (lacht).

Helene (mit humoristischer Genugthuung über den Erfolg ihrer letzten Worte): Siehste?! — Nein! So weit war ich also natürlich leider noch nicht über die Backfischromantik hinaus. — (Ihre Fingerspitzen betrachtend.) Zur Zeit noch Prinz! — Ein feiner, schmucker Junge! — Patent! — Auch ein bißchen — romantisch! — (Errötet, sehr verlegen): Ah, papperlapapp! —

Ernst (tritt durch die Flügelthür ins Zimmer. — Nähert sich den Beiden, langsam, bequem; Hände in den Jaquetttaschen): Na?!

Helene: Langschläfer!

Ernst (lacht. — Geht leger, ein Gähnen hinter der Hand verbergend, auf den Tisch zu, sieht die Mappe, schlägt sie auf, blättert): Hm! — (Schüttelt den Kopf.) Er ist und bleibt doch ein sonderbarer Mensch, der gute Heinz! — Wie kann man nur Geschmack finden an so einer Zeichnerei! — So à la Munch übrigens wohl? — Nur mit einer slavischen Nüance, so ins Dostojewskihaft-Verschrobene hinein! — (Klappt die Mappe zu.) Nu, wer's mag, mag's ja wohl mögen! — (Zündet sich eine Zigarette an.)

Asta (müde): Ah nun! — Höllenbreughel ist freilich patentierter! —

Ernst: Ja! Wirklich! Gewiß, Kind! — Und Goya, par exemple, hat weit mehr Kraft und weit rassigere Teufelei! — Und dann, unterschiedliche Hochachtung! hat er dann doch seinen ganz

Digitized by Google

prächtigen niederländischen Rassehumor. — Aber weiß der Teufel! was für müd' hypochondrisches Zeug einem diese Strichelei suggeriert! — Man könnte reinweg von einer geistigen Bazilleninfektion sprechen. —

Asta (mit Zeichen von Unruhe): Jaja. — (Seufzt, streicht sich über die Stirn.)

Ernst: Na, es ist eben mal wieder einer von seinen Geniestreichen. — Was er sich eigentlich bei so was denkt, mag der liebe Himmel wissen! — (Lacht.)

(Schweigen.)

Helene (sich erhebend): Ach, wißt Ihr? ich werde frische Lichter auf den Baum stecken. — Wir brennen doch heute Abend noch mal an?

Ernst: Ja! — Machen wir, Lene! —

Helene: Bon! — Und dann werd' ich ein bißchen auf dem Klavier klimpern! — So lange?

(Huscht aus dem Zimmer.)

(Schweigen.)

Ernst (geht auf und ab): Aber sonst hat er sich ja ganz erstaunlich zu seinem Vorteil verändert! — Ich weiß nicht, findest Du nicht auch? Er wirkt ordentlich als Mann von Welt. — Und so adrett, so elastisch, geradezu — gräflich macht er sich! — (Lacht.) — Weiß der Kuckuck! Was mag nur mit einem Mal über ihn gekommen sein? — Sollte etwa unsre Lene diesen veredelnden Einfluß auf ihn ausüben? — (Lacht.) — Sag' mal, Kind! ich wundre mich: Du bist so reserviert gegen ihn? Er muß doch jetzt eigentlich mehr nach Deinem Geschmack sein? — Na, es wird Dir eben noch zu überraschend sein! —

Asta (erhebt sich mit Unruhe; Hände nach dem Kopf, stöhnt): Ah! Ich — ertrag' es nicht mehr!

Ernst: Liebe! Was ist Dir?

Asta (auf die Mappe zu, die sie wieder aufschlägt, mit Unruhe): Du! — Komm her! — Sieh! — Findest Du nicht auch? — An diesen Bildern . . . So etwas — Besonderes . . . So etwas Unheimliches . . . (Gequält): Ah! Ich — kann es nicht sagen!

Ernst: Asta! — Was ist Dir?!

Asta (hastig): Du! — Glaubst Du, daß man Jemand, auf einem indirekten Wege, etwa so, mit derartigen Zeichnungen, etwas Bestimmtes — suggerieren kann?

Ernst: Etwas — suggerieren kann?! — Du meinst — er . . .

Asta (verzweifelt): Ja! — O mein Gott, ja! Ja! —

Digitized by Google

Ernſt: Liebſte! Beſte! — Du meinſt, er habe ... Heinrich habe Dir ...! — Mit dieſen Bildern ....! ...

Aſta (verwirrt): Ah nein, nein! — (Streicht ſich über die Stirn.)

Ernſt: Liebſte! Ich bitte Dich! — Wie kommſt Du auf dieſe — Idee?! —

Aſta (wie vorhin, vor ſich hinſtarrend): Ja. —

Ernſt: Aſta! — Was iſt das?! — Was — hat das zu — bedeuten?!

Aſta (ſtürzt an ſeine Bruſt, geängſtet): O, befreie mich davon!! — Ich — ertrag' es nicht mehr!! — Ich — kann es nicht mehr ertragen!! —

Ernſt: Beſte! — Aſta! — (In großer Beſorgnis): Komm! — Setz' Dich! — Beruhige Dich, Liebſte! — Sprich! Sprich Dich aus! — Die — Bilder ... Du meinſt ... Mein Gott! — (Er hat ſie zur Chaiſelongue geführt, wo er ſie ſanft zu ſitzen nötigt. Läßt ſich neben ihr nieder.)

Aſta (nach einer Pauſe, in der ſie ſich zu ſammeln geſucht): Du entſinnſt Dich — vor ein paar Tagen, eh' Du mit Helene zurückkamſt — Er war während Eurer Abweſenheit gekommen und war ſo anders — ſo merkwürdig ...

Ernſt: Wie — merkwürdig?

Aſta: So — ſo verändert, wie Du vorhin ſagteſt. — Es war mir ſo — ungewohnt, ſo — überraſchend — Und dann — hatte ich — etwas Kopfſchmerzen ...

Ernſt: Ja? Und?

Aſta: Er wollte ſie mir — weghypnotiſieren. — Und ich — ich weiß nicht ... Mir war ſo ... Ich gab nach —

Ernſt: Ja ja! er ſagte: er hätte Dir Kopfſchmerzen gebüßt ... Nun, und?

Aſta: Und wie ich aufwachte ... Ich war ſo ... In ſo einem — Zuſtande! — So ... So — — Und — da ſah ich, für einen Moment, ſeine — Augen ... O mein Gott! Ich werd' es nicht mehr los! — Sie waren ſo .. Der Ausdruck! — (Wie von einer Viſion gepackt, in ſich hineinſchauernd) O mein Gott!! — Und in dem Augenblicke ſpürt' ich, war es mir ... Da hatt' ich eine Empfindung ... (Verzweifelt): Ah, ich kann es nicht — ſagen!!! —

Ernſt: Liebſte! — Beruhige Dich! — Hörſt Du?! — Beruhige Dich!

Aſta (halb ohnmächtig den Kopf an ſeine Schulter gelehnt): Ah, ich werd'

Digitized by Google

es nicht mehr los! — Es ist vor mir wie eine — fortwährende — Vision!!

Ernst: War ... War der Kopfschmerz vorbei? Wie?

Asta: Ja. — Es war mir so leicht geworden! — So eigentümlich leicht. —

Ernst (lächelt): Aber Liebste! Es ist eine Einbildung! — Sieh mal: was soll es denn gewesen sein! — Du meinst, er habe Dir, in dem Augenblick, als Du seine Augen sahst, etwas suggeriert? Wie?

Asta (hastig): Ja ja. —

Ernst: Aber Beste! — Ich bitte Dich! — Was soll er Dir wohl suggeriert haben?

Asta: Du! Kann man jemand nicht auch ohne Worte ...

Ernst: Ach, glaub' doch nicht an solche Thorheiten! — Ich weiß nicht, was der Wissenschaft in dieser Beziehung möglich ist: aber der gute Heinrich, wenn ich auch zugeben will, daß er so ein bißchen Dilettant ist ... Nein, nein! — Sieh mal, es ist doch eigentlich ganz erklärlich! — Seine Augen: er wird eben seine Aufmerksamkeit noch auf Deinen Zustand konzentriert haben und Du erwachst! Sein Blick muß Dir natürlich ungewöhnlich sein ... Ich bitte Dich! laß Dich auslachen! — Was für Thorheiten sind das! — So eine große, kluge Frau und macht sich solche Gedanken! — (Streicht ihr übers Haar.) Und nun soll er gar mit den — Bildern ... Wohl gar so eine Art Sympathie?! — Ich bitte Dich! — Übrigens kannst Du mir das Zeug geben! — Es ist eben eine unbegreifliche Geschmacklosigkeit von ihm! — Wie ich schon sagte: so recht einer von seinen — Geniestreichen! — Habt Ihr vielleicht mal über so was gesprochen?

Asta (müde): Nein! — Nein! —

Ernst: Merkwürdig! Und da bringt er Dir so ganz unvermutet und unvorbereitet diese edlen Kunstwerke auf den Hals? — Na, er ist eben in gewisser Beziehung ein ganz kurioser Sonderling! — Im übrigen aber: laß Dir das ausreden, Liebste! — Ich bitte Dich um alles in der Welt! Mag unser lieber Heinz — so problematisch sein, wie er will: aber Du wirst ihm doch unmöglich eine Schurkerei zutrauen können! — Ist Dir nun die ganze Grundlosigkeit Deiner Einbildung offenbar? — Wie?

Asta (wie in einer Vision): Es sind Worte, die Bilder! — Wie Worte ist's dazwischen! — Sie sprechen!

Ernst: Wie! — Sie — sprechen? — Aber Liebste! Was? Was sprechen sie?!

Digitized by Google

Asta: Er ist diese Bilder! — Es sind seine Augen; es ist sein Charakter! In hundert Verwandlungen! — Er selber! — Das Bild mit dem Feuerbrand! — O, wie ich das fühle! Wie ich das bis in den tiefsten Grund hinein fühle! — Der Arme! Arme! — Arme!! — O mein Gott!! — (Schlägt die Hände vors Gesicht.)

(Schweigen.)

Ernst (mit einem schweren Seufzer, gedrückt, betroffen): Aber Beste! Gewiß! — Was Du da sagst, ist doch in einem gewissen Sinn nur selbstverständlich! — Die Bilder repräsentieren nach einer gewissen Richtung seinen Geschmack, und sind in diesem Sinne ein Teil seines Wesens! — So meinst Du es doch! — Nicht wahr?

Asta: Nein! — Ja! — Ich — kann es nicht sagen! — O Gott, ich . . .

Ernst: Aber natürlich! — Nur so meinst Du es! — Da die Bilder Dich aber, weil sie so ungewöhnlich sind, so eindringlich beschäftigen, und weil sie gerade so trübe, unterirdische Gedanken in einer so unbestimmten Weise lebendig machen, nicht wahr? wirken sie eben auf Deine Nerven, und — nicht wahr? — (Mit ärgerlichem Nachdruck): Es ist eben eine ganz unverantwortliche Dummheit von ihm, Dir diese Dinger mitzubringen!

Hm! — Ja, aber was sprechen die Bilder, Liebe? — Wie?

Asta (errötend, hastig): Ah, ich — weiß nicht!

Ernst: Gott, sie sprechen eben, was sie darstellen! — Recht herzlich dummes, verschwommenes und verwaschenes Zeug! — Wir wollen sie eben in einen Winkel werfen und damit gut! — Im übrigen wirst Du doch aber unserem guten Heinrich unmöglich irgendwelche Teufeleien zutrauen wollen. — Nicht wahr? — Lache Dich doch mal aus! — Er, bei all seinen Verschrobenheiten, der wirklich gutherzigste Mensch von der Welt.

Asta (aufspringend, nervös, sich die Ohren zuhaltend): Ach, ich bitte Dich! Hör' auf mit diesem ewigen Refrain von seiner — Gutherzigkeit! — Sag doch, er ist ein Idiot! — Nicht wahr, er ist ein Idiot?! — Ich will nicht, daß Du so von ihm sprichst! Es ist zu blind, zu — (mit sinkendem Tonfall): gut von Dir!

Ernst: Ja, aber Liebe! mag er sein, was er will: merkst Du nicht, daß Du ihn — zu einem Schurken machst mit dem, was Du ihm zutraust?!

Asta (verwirrt): Wie? — Ein — Schurke! — O Gott!

Digitized by Google

Ernst: Nun, ich bitte Dich! — Es ist doch aber geradezu — absurd?!

Asta (steht einen Augenblick, verloren vor sich hinstarrend, eilt dann auf den Sessel zu, wirft sich drüberhin und bricht in ein lautes, verzweifeltes Schluchzen aus.)

Ernst (starrt sie einen Augenblick betroffen an, tritt dann zu ihr, umfaßt sie, beugt sich zu ihr): Asta! Liebste! — Beste! — Was ist Dir nur?! — Asta! Komm zu Dir! — Hörst Du!

Asta (richtet sich auf, nimmt sich zusammen).

Ernst: Arme! Wird Dir besser?

Asta! (sich von ihm freimachend): Es ist gut — Es ist gut! — Laß mich! — Du — hast Recht! — Es sind eben — natürlich! — Einbildungen! — Ich bin — in der ganzen letzten Zeit etwas nervös gewesen .... Beunruhige Dich weiter nicht ... Es wird sich ja ... Entschuldige! — Ich will — gehn und etwas Morphium nehmen und mich — ein paar Augenblicke ruhen ... Ich komme dann ... (Eilt dann durch die Thür links aus dem Zimmer.)

Ernst (geht auf und ab.) — (Im Nebenzimmer Gespräch).

Ernst (wendet seine Aufmerksamkeit der Flügelthür zu).

(Es ist dunkler geworden. Kaminglut über dem Fußboden.)

Heinrich (tritt mit Helene durch die Flügelthür ins Zimmer).

Ernst: Ah, Du?

Helene: Wo ist — Asta?

Ernst: Sie ist in ihrem Zimmer! — Sie will sich etwas ruhen!

Heinrich: Asta ist nicht wohl?

Ernst: Nein! — Sie ist sehr — nervös. —

Helene (geht durch die Thür links aus dem Zimmer).

Heinrich: Sie ist — nervös? — Oh! —

Ernst (sinkt müde, mit einem schweren Seufzer in einen Sessel): Ah ja! — willst Du Dich nicht setzen?

Heinrich (läßt sich schweigend nieder.)

Ernst: Ja! — (Seufzt.) — Hm! — Eh — Du weißt ja, wie — sensibel sie ist. — Es ist sonderbar, wenn ihr etwas Neues, Ungewöhnliches entgegentritt, so hat sie's mit Zufällen dieser Nervosität. — Ich denke noch an die Zeit, wo ich ihr so allerlei religiöse, dogmatische Vorurteile zerstören mußte! — Diese Krisen ergreifen ihr ganzes Wesen, ihre ganze Konstitution. — Du kannst Dir denken, daß ich sie zu schonen versuchte; aber sie hat eben keine Ruhe, ehe sie sich so etwas gründlich assimiliert hat. — (Schweigt eine Weile. Dann zögernd): Ja, und nun weiß ich eigentlich nicht mit Bestimmtheit, worauf ich ihren augenblicklichen

Digitized by Google

Zustand zurückführen soll. — Unzweifelhaft ist ja wieder so etwas Neues, ihr Ungewöhnliches im Spiel. — Hm! —

(Er erhebt sich und geht unruhig auf und ab, wie mit einem Entschluß kämpfend.)

Heinrich: Ach, das ist — interessant! — (Nervöses Spiel der Finger auf der Sessellehne.) Aber — es ist dann doch wenigstens — eine Beruhigung . . .

Ernst (hastig): Jaja! — Sie hat ja so ein erstaunliches Assimilationsvermögen. — Aber, Du kannst Dir denken: Diese Zustände! — Diese Krisen! —

Hm! — Na ja! — Eh — vielleicht geh' ich nun nicht fehl, wenn ich ihren Zustand diesmal eigentlich — auf — Dich zurückführe! — Du mußt mich nicht mißverstehen . . . eh! . . .

Heinrich: Hehe! — O durchaus nicht! — Es ist sogar bestimmt so! — Ich bin selbst bereits zu diesem Resultat gekommen, und unzweifelhaft würden wir uns auch bei nächster Gelegenheit darüber ausgesprochen haben. — Hehe! —

Ernst (erleichtert): Jaja! — Nicht wahr! —

Heinrich: Zumal da ich schon Gelegenheit fand, mit Asta selbst zu sprechen.

Ernst: Ah! — So! — Du hast . . .

Heinrich: Ja — hehe! — als ich sie da neulich allein traf! — Du entsinnst Dich?

Ernst: Jaja. — Hm! —

Heinrich (immer mit einem ruhigen, ironischen Lächeln): Du besinnst Dich auch auf den Abend, als ich mich verabschiedete, um für die Feiertage nach Hause zu reisen? — Ich gestehe, daß ich den Abend in einer tiefen Depression von Euch fortging; denn eigentlich kam ich — der Abend war für mich eben auch so eine Art Krise — hehe! — durch die Vorgänge zu einer recht niederdrückenden Empfindung gewisser — wie soll ich sagen? — Charakterunzulänglichkeiten in mir, mit denen ich schon lange in Konflikt gelegen hatte. — Hehe! — Du weißt, der Gelehrte, der Zauberer, der Hamlet! — Hehe! —

Ernst (lächelnd): Dem Du hoffentlich inzwischen nicht so durchaus den Garaus gemacht haben wirst?

Heinrich (lächelnd): Hoffentlich ist er mit gewissen seiner — Untugenden so tot als nur möglich! — Hehe! — Nun, die ganze Zeit war für mich eben so eine Art — Charakterrevolution. — Hehe! — Asta kann sich in gewisser Hinsicht mit mir trösten! — Aber, Du weißt ja: was vermag nicht der — Wille! — Hehe! —

Digitized by Google

Ernst (zerstreut): Jaja. — Ich muß Dir zugestehn: ich habe mich gewundert! — Du bist ja in vieler Beziehung geradezu ein anderer geworden.

Heinrich: Ja! Gewiß! — Hehe! — Und ich hoffte, Asta würde, nicht minder wie Du, mit dieser — Wendung zufrieden sein. —

Ernst: Hm!

Heinrich: Das heißt, mißversteh' mich nicht! — Ich gab mich keinen Illusionen hin, daß ihr das für die ersten Augenblicke nicht schwer werden würde. — Es muß sie ja im höchsten Grade frappieren, und es ist nur zu selbstverständlich, wenn sie nicht sofort den Ton finden kann ... Nicht wahr? — Hehe! —

Ernst: Ja! — Gewiß, gewiß!... Hm!

Heinrich: Sie hat mir das ja auch selbst gesagt. — Aber immerhin gab mir nichts bei unserer damaligen Auseinandersetzung die Veranlassung, anzunehmen, daß ihr das, wie es scheint, geradezu unmöglich ist? —

Ernst: O! — (Räuspert sich.)

Heinrich (sieht eine Weile vor sich hin): Hehe! — Ja, deshalb, wie ich nun hörte, daß sie sich in diesem — nervösen Zustand befindet, und wie Du mir nun Deine Vermutung mitteilst: hm! — da halte ich's ja nur für selbstverständlich, daß — so schwer mir das ja — in gewisser Hinsicht ...

Ernst (hastig): Daß der Verkehr mit uns, meinst Du ... Ah nein, nein, nein! mein Lieber! — (Auf und ab.) Hm! — Nicht doch! Nicht doch! — Es ist nur, wenn ich's überlege ... Nicht wahr? Hm! — Ich glaube wohl gar! — Wo wir so lange und nah miteinander verkehren! — Und wo Asta ... Eh! Siehst Du! — Es hat sich eben nur in diesen Tagen alles so zusammengedrängt ... Aber ... Nun ja! — Hm! — (Auf und ab.)

Heinrich (erhebt sich): Gewiß! Und gerade deswegen — nicht wahr? — hehe! — Ganz selbstverständlich! — Unter diesen Umständen ist mein Aufenthalt hier nicht gut möglich ...

Ernst: Oh ...

Heinrich: Hehe! — Hm! Ja, und eigentlich, in der nächsten Zeit werd' ich dann wohl auch kaum von meiner Arbeit loskommen können. — Der Verleger drängt; ich muß mit meinem Manuskript zum Abschluß kommen und habe alle Hände voll zu thun.

Ernst: Jaja! — O, wie schade, wie schade! — Ich hatte mir

Digitized by Google

nun gerade von den Feiertagen so viel versprochen ... Hmhmhm! — Ae! —

Heinrich (nach einem Schweigen, finster, trübe): Auch mir thut das alles von Herzen leid! — Leb' wohl, mein Lieber! — (Reicht ihm die Hand und sieht ihm in die Augen.) Leb' — wohl! —

Ernst: Auf Wiedersehn! — Auf Wiedersehn! —

Heinrich: Hm! — Hehe!

Ernst: Ja, wie gesagt! — Sieh mal, es ist ja ... (Sie gehen durch die Flügelthür ab.)

Jette (kommt durch die Thür links mit der brennenden Lampe, nähert sich mit ihr dem Tisch, brummt vor sich hin): Ju, ju! — Die ... Die sehn's nich! — Die könn's nich sehn! — Das is 'n Schuft! — Das is 'n ganz heemlicher, nichtswürd'ger Schurke is das! — (Setzt die Lampe auf den Tisch; schraubt verdrießlich daran herum.) Ae! — Aas! — Der meent's nich so wie e's sa't! — (Wendet sich wieder der Thür links zu und geht, mit den Händen an ihrer Schürze herunterstreichend, verdrießlich brummend, eilfertig ab.)

Ernst (tritt wieder ins Zimmer; zündet sich eine Zigarette an, geht in Sorgen hin und her).

Asta (tritt mit Helene ins Zimmer).

Ernst: Nun?

Asta (mit Haltung; bleibt stehen, sieht Ernst groß und verwundert an): Wo — ist Heinrich?

Ernst: Wo ... Du fragst, wo ...

Asta: Du hast ihn fortgeschickt?

Ernst: Nein, Liebe! — Er ist selber wieder gegangen. — Aber ...

Asta: Warum?

Ernst: Ja, nun ... Hm! — Als er hörte ...

Asta: Ah! Du hast ihm — gesagt ...

Ernst: Ja, ich habe allerdings ...

Asta: Ah!! — Unmöglich!! — Du — hast — ihm ....

Ernst: Aber nein doch, Liebe! — Mißversteh' mich doch nicht! — Ich — Hm! — Er fragte natürlich nach Dir ... Und ich konnte ihm doch nicht ... Nicht wahr?

Asta: So! — Nun ja! — Und warum ist er — fortgegangen?

Ernst: Mein Gott! Du kennst ja doch seine Hypochondrieen! — Er bildet sich natürlich ein, daß seine Gegenwart, bei Deinem Zustande ...

Digitized by Google

Asta (lacht laut auf).

Ernst: Aber ... Nun ja: sieh mal! Am Ende ist es doch wohl auch wirklich besser, wenn er — überhaupt ... Das heißt, er bedauerte selbst; der Verleger drängt ihn wohl, und er hat wohl sein Manuskript noch zum Abschluß zu bringen ... Kurz: er hat sich eben auf längere Zeit verabschiedet ...

Asta: Er hat sich — verabschiedet ...

Ernst: Ja, nicht wahr? — Es ist ...

Asta (ausbrechend): Aber ja! Natürlich! — Ich bin ja halb verrückt! Ich habe mich ja wohl durch seine — Hypnose da ganz und gar ins Bockshorn jagen lassen! — Ich habe ja wohl ... Hahahaha! —

Ernst: Ja aber, Beste! was soll ich nun dazu sagen ...

Asta: Köstlich! Köstlich! — Mein Gott, wie — lachhaft!! — Er hat ja nun wohl so eine — dämonische Gewalt über mich! — Aber wie großmütig! — Wirklich! — Er hat sich verabschiedet! — Der Verleger drängt ihn! Er muß sein Manuskript zum Abschluß bringen! Was für eine — Großmut! — Hahaha! — Nein, es ist ja zu komisch! Zu komisch! —

Ernst: Na! Mag's nun sein, wie's will: für alle Fälle, mein' ich, ist es sehr gut, daß es so gekommen ist! — Denn wenn Du, selbstverständlich! diese nervöse Einbildung auch überwinden mußtest; Du wirst zugeben müssen, daß Dir sein Verkehr im Hause nun mal in mehr als einer Beziehung ein sehr unbequemer gewesen ist. — Ich sehe wirklich nicht ein, weshalb Du Dir fortgesetzt einen Zwang auferlegen solltest, der Dich nachher doch in derartige Krisen bringt.

Oder, Asta! sollten wir uns vielleicht nicht mehr — verstehen?

Asta (sieht ein paar Augenblicke starr vor sich hin; sinkt dann auf einen Sessel und bricht in ein heftiges Schluchzen aus). (Schluß folgt.)

Digitized by Google

Die schönste Liebe des Don Juan.

Von J. Barbey D'Aurévilly.

(Paris.)

Der köstlichste Leckerbissen für den Teufel ist eine Unschuld.

I.

„Er lebt also noch — dieser Elende?"

„Gewiß! Und ob er lebt! — und zwar nach dem Ratschluß Gottes, gnädige Frau," fügte ich mich verbessernd hinzu, da mir einfiel, daß sie sehr fromm sei.

„‚Der König ist tot! Es lebe der König!' hieß es im alten Königreich, ehe man es zertrümmerte, wie zerbrechliches, dünnes Sèvre-Porzellan. Don Juan ist der einzige Fürst aus jenen Tagen, der aller Demokratie zum Trotz blieb und bleiben wird."

„Das mag sein, ist der Teufel doch unsterblich," sagte sie, als ob sie diese Thatsache begründen wollte.

„Vor einigen Tagen hat er sogar . . ."

„Wer? . . . der Teufel? . . ."

„Nein, Don Juan . . . in bester Laune zu Abend gespeist . . . raten Sie, wo? . . ."

„Natürlich in Ihrem abscheulichen Maison d'Or . . ."

— „Sie irren, gnädige Frau, Don Juan geht niemals mehr dahin . . . da giebt es keine Opfer mehr für ihn. Er hat nämlich etwas mit dem berühmten Mönch Arnold von Brescia gemein, der, wie die Chronik erzählt, von dem Blute der Seelen lebte. Don Juan braucht es allerdings nur, um damit seinen Sekt zu röten — doch würde er im Hause der Halbwelt kaum je etwas von dem kostbaren Safte gewinnen."

„Da wird er wohl", meinte sie ironisch, „im Kloster der Benediktinerinnen gespeist haben, mit den Damen . . ."

— „der ewigen Anbetung — allerdings, meine Gnädigste — denn es scheint mir, daß die Anbetung, die dieser Dämon einmal entfacht — von ewiger Dauer ist."

„Als Katholik reden Sie ziemlich unehrerbietig," sagte sie lang-

Digitized by Google

sam und etwas gezwungen unwillig, — „und ich bitte Sie, mich mit den Einzelheiten der Soupers Ihrer leichten Bekannten zu verschonen, wenn Sie mir, statt von Don Juan zu erzählen, mit Neuigkeiten über diese Personen aufwarten wollen."

„Das will ich durchaus nicht, gnädige Frau. Die leichtfertigen Teilnehmerinnen des fraglichen Soupers — wenn wir sie schon leichtfertig nennen wollen — stehen in gar keiner Beziehung zu mir — leider —"

„Genug, mein Herr!"

— „Gestatten Sie mir diese Bescheidenheit, es waren . . ."

„Die ‚mille è trè'? . . ." fragte sie neugierig, fast wieder liebenswürdig.

— „Oh, nicht alle, meine Gnädigste . . . Ein Dutzend nur, aber auch das ist schon ganz anständig . . ."

„Oder auch — nicht anständig," warf sie dazwischen.

„Überdies wissen Sie so gut wie ich, daß das Boudoir der Komtesse von Chiffrevas nicht allzuviel Personen faßt. Es können sich ja wohl große Dinge in ihm abspielen, aber der Raum selbst ist klein."

„Wie," rief sie erstaunt, „fand denn dort das Souper statt?"

„Jawohl, meine Gnädigste — und warum auch nicht? Auf Schlachtfeldern soll es sehr gut schmecken. Man wollte dem Granden ein ganz außergewöhnliches Abendessen geben, und da war es ein würdiger Gedanke, das Fest auf dem Schauplatz seiner Thaten und seines Ruhmes zu veranstalten, da, wo Erinnerungen an Stelle des Lorbeers blühten. Und es war in der That eine entzückende, pietätvolle, sanft wehmütige Feier — wenn auch nicht gerade der „Tanz der Opfer", so doch ihr Souper."

„Und Don Juan?" fragte sie, wie Orgon fragt: „Und Tartuffe?"

„Don Juan hat die Veranstaltung in ihrer ganzen Wichtigkeit wohl begriffen, würdig geleitet . . . und sehr gut soupiert."

„. . . . . Er, ganz allein, vor ihnen . . . . . und zwar in der Gestalt eines Mannes, den Sie kennen, und der kein Geringerer ist, als der Graf Jules Amédée Hector de Ravila de Ravilès."

„Wie! Er? Dann war es allerdings Don Juan selbst, —" rief sie aus.

Und obgleich sie längst über das Alter sanfter Schwärmerei hinaus war, versank sie doch, diese Fromme mit Raubtierschnabel und -Krallen, in Träumerei über den Grafen Jules Amédée Hector — über

Digitized by Google

dieſen Mann vom Stamme Don Juans, dem Gott kein Reich verlieh, ohne den Teufel zu hindern, es ihm zu geben.

II.

Was ich nun der alten Marquiſe Guy de Ruy erzählte, war die lauterſte Wahrheit.

Es war kaum drei Tage her, daß zwölf Frauen des tugendhaften Faubourg Saint-Germain (ſie mögen übrigens vollkommen ruhig ſein, ich werde keine Namen nennen), die ſich ſämtlich mit dem Grafen Ravila de Ravilès ausgezeichnet verſtanden hatten (entzückende Umſchreibung), auf den eigentümlichen Gedanken gekommen waren, ihm, als dem einzigen Manne, ein Souper zu geben, um — was zu feiern? Das ſagten ſie nicht! Es war ein ziemlich gewagtes Unternehmen, — aber ſo feig die Frauen einzeln ſind, ſo kühn werden ſie, ſobald ſie ſich zu mehreren wiſſen. Wahrſcheinlich hätte nicht eine dieſer Damen gewagt, tête à tête mit dem Grafen zu Hauſe zu ſpeiſen; aber vereinigt zögerten ſie nicht, ſich zu ihm zu bekennen, wie Eiſen zum Magnet, — zu ihm, dem anziehenden, anzüglichen Manne, dem Grafen de Ravila de Ravilès.

„Wie merkwürdig ſchon ſein Name iſt!"

„Er iſt bedeutungsvoll für den Träger, gnädigſte Frau." Der Graf, der übrigens immer durch die That die Berechtigung auf ſeinen ſtolzen Namen bewies, war der vollkommenſte Typus des Verführers, wie ihn uns die alten Romane und die Geſchichte überliefern, und die Marquiſe Guy de Ruy, eine alte Unbefriedigte mit kaltem, kritiſierendem Blick, der immer noch wärmer war, als ihr Herz und gutmütiger als ihr Gemüt — behauptete ſelbſt, daß in unſerer Zeit, da die Frage um den Beſitz einer Frau immer mehr von ihrer alten Bedeutung verliert, er allein uns noch eine Vorſtellung des Don Juan geben könne — leider nur noch des Juan im fünften Akt.

Dem Fürſten von Ligne wollte es abſolut nicht in ſeinen geiſtvollen Kopf, daß Alcibiades jemals fünfzig Jahre alt wurde. So konnte es einem auch mit dem Grafen von Ravila ergehen. Wie D'Orſay, dieſer Lebemann mit dem Äußern einer Michel Angelo'ſchen Bronze, beſaß auch er die nur der Raſſe Don Juans eigene, geheimnisvoll dauernde, ſtarke, faſt unvergängliche Schönheit, die ſich nicht wie ſonſt vom Vater auf den Sohn vererbt, ſondern mit Unterbrechung hier und dort einmal wieder unter den Menſchen auftaucht. Es war eine her-

Digitized by Google

vorstechende, freudige, gebieterische, kurz eine wirkliche Don Juan-Schönheit. Das sagt alles und macht jede weitere Beschreibung unnötig. Und so unverletzlich war sie, daß es fast schien, als habe er einen Vertrag mit dem Teufel, der ihm ihren ewigen Besitz sicherte. Und dennoch kam eines Tages auch der liebe Gott auf seine Rechnung. Die Tigerkralle der Zeit begann leise seine prachtvolle Stirn zu durchfurchen, und an den trotzigen Schläfen erschienen die ersten weißen Haare, Vorboten des Einfalls der Barbaren und des Endes seines Reiches. Zwar waren sie nicht imstande, sein stolzes Machtbewußtsein zu beunruhigen, aber die Frauen, die ihn geliebt hatten, betrachteten ihn oft voll Melancholie. Wer weiß, ob sie nicht auf seiner Stirn die Stunde, die ja auch für sie geschlagen hatte, deutlich erkannten? Ach — für sie wie für ihn war es die Stunde des schrecklichen Mahls mit dem marmornen Komtur, auf das unabwendbar die Hölle folgt, die Hölle des Alters, das nur ein Warten auf den wirklichen Ort der Qual ist. Und dies ist vielleicht auch der Grund, warum sie, statt mit ihm sein grausiges Abschiedsmahl zu teilen, selbst eins für ihn veranstalteten und ein Meisterwerk schufen, — ja ein Meisterwerk von Geschmack, Auserlesenheit, Luxus und reizenden Ideen. Es war das köstlichste, leckerste, berauschendste und vor allen Dingen das originellste Souper. Bedenken Sie doch nur, — gewöhnlich ist die Freude, oder das Verlangen sich zu amüsieren, der Urheber eines gemeinsamen Essens; aber hier war es die Erinnerung, der Schmerz, ja fast die Verzweiflung, allerdings die Verzweiflung in Toilette, verborgen unter Lächeln und Lachen, eine Hoffnungslosigkeit, die sich noch eine Freude, eine letzte Thorheit gestatten wollte, noch ein Schwelgen in der Jugend, die sie für ein paar Stunden zurückgerufen hatten . . . eine letzte Trunkenheit . . . um das alles es nachher geschehen war! . . .

Die Gastgeberinnen dieses seltsamen Abendessens empfanden sicher Ähnliches wie Sardanapal, als er auf seinem Scheiterhaufen seine Frauen, seine Sklaven, seine Pferde, seine Edelsteine, alles, was sein Leben so reich gemacht, mit sich verbrennen ließ. Sie brachten zu diesem Souper ja auch alle Kostbarkeiten ihres Lebens mit, all ihre Schönheit, ihren Geist, ihren Geschmack, ihre Macht, um auf einmal alles in ein großes Opferfeuer zu werfen. Der Mann, vor dem sie sich in diese letzte Flamme stürzten, galt ihren Augen mehr, als dem Herzen Sardanapals ganz Asien. Seinetwegen waren sie so kokett, wie noch nie eine Frau gegen einen Mann, ja gegen einen ganzen Salon voll Männer es war, und sie schürten ihre Seelen noch mit der Eifersucht, die

Digitized by Google

sie hier nicht, wie sonst immer, verbergen mußten: denn sie wußten es ja, daß der geliebte Mann jeder von ihnen gehört hatte, und fühlten, daß geteilte Schande — keine Schande mehr ist. Sie kannten ja auch nur noch einen Wunsch und eine Hoffnung: ihren Namen seinem Herzen am unauslöschlichsten eingegraben zu haben.

Und er, er empfand an diesem Abend die ganze satte, feinschmeckerische Wollust des Beichtvaters von Nonnen, oder des Vertrauten eines Sultans. In diesem pfirsichfarbenen, oder vielleicht paradiesapfelfarbenen Boudoir (ich bin in dieser Hinsicht nicht genau orientiert) thronte er als Herr und König des Festes, an der Mitte der Tafel, gegenüber der Komtesse von Chiffrevas. Seine Augen, in denen ein blaues Höllenfeuer loderte, das so manches arme Wesen für Himmelsazur gehalten, schweiften stolz über den strahlenden Kreis erlesen gekleideter Frauen, die vom Purpur der eben erschlossenen Rose bis zum matten Gold bernsteinfarbiger Trauben seinen schwelgenden Blicken alle Nüancen voller Reife enthüllten.

Keine einzige zarte Frühlingsfarbe schimmerte matt, keins jener kleinen Fräulein war da, die Byron so haßte, jener jungen Mädchen, die nach Zucker und Törtchen riechen, und deren Bewegungen an eben ausgeschlüpfte Küchelchen erinnern. Hier war alles strahlender, köstlicher Sommer, reicher, fruchttragender Herbst, üppigste Entfaltung und Fülle, stolzes Wogen leuchtender Busen, unter edelgemeißelten Schultern schwebende Arme mit der Muskulatur jener Sabinerinnen, die mit den Römern kämpften, und die, um den Wagen des Lebens aufzuhalten, kühn in die Speichen seiner sausenden Räder greifen würden. Eine reizende Idee war es, die Speisen nur von Kammerfrauen servieren zu lassen, damit nichts die Harmonie dieses Frauenfestes störe. Don Juan von Ravila konnte also seine Augen in einem Meere schimmernden Fleisches baden, das warm und üppig, wie sonst nur noch auf einem Bilde Rubens' vor ihm auf und ab wogte, aber auch sein ganzer Stolz durfte in dem Bewußtsein schwelgen, Herr zu sein über all diese mehr oder weniger heißen Herzen. Denn so unglaublich es auch klingen mag, — er war im Grunde seines Herzens Spiritualist, und wie dem Teufel selbst, lag auch ihm mehr an der Herrschaft über die Seele, als am Besitz des Körpers.

Trotz des vornehmen, aristokratischen Tones der Damen herrschte bald eine reizende Ungezwungenheit und Heiterkeit. Man unterhielt sich mit unvergleichlichem Witz und prickelndster Lebhaftigkeit. Sie fühlten heute Abend ihr Leben reicher, genossen das Gefühl ihrer Schönheit

Digitized by Google

intensiver als je an ihren schönsten Abenden. Ein bis dahin unbekanntes Machtgefühl erfüllte sie mit Entzücken und berauschte sie.

Das Glück dieser Entdeckung, der Genuß dieser verdreifachten Lebenskraft und nicht zum wenigsten die für sensible Naturen so entscheidenden physischen Einflüsse: der Lichtglanz, der köstliche Hauch der Blumen, die in dem warmen Raume ihre glühendsten Düfte verstreuten, das heiße Fluidum all dieser schönen Frauenleiber, der Reiz berauschender Weine, und die ganze Feier mit dem pikanten Beigeschmack des Verbotenen, den jene bekannte junge Neapolitanerin von dem Sorbet verlangte, damit er die rechte Würze erhalte: Alles das erhöhte die Lebhaftigkeit der Gesellschaft, die jedoch immer eine Gesellschaft aus dem Faubourg Saint Germain blieb und äußerlich so untadelhaft, daß keine Nadel fiel und kein Schmuckstück sich verrückte. Immer voller erklang die geheimnisvolle Harfe, die jede der wunderbaren Teilnehmerinnen in ihrer Seele trug, immer süßer vibrierte sie bis zu den höchsten, feinsten Tönen, die sich zu unaussprechlich süßen Accorden und Harmonieen verbanden. —

Ich habe mich oft gefragt, ob der Graf von Ravila diesen merkwürdigsten Tag seines Lebens wohl in seinen Memoiren aufzeichnen wird. Er allein könnte ihn beschreiben, denn wie ich der Marquise Guy de Ruy schon erzählte, nahm ich nicht teil an dem Souper. Dennoch kenne ich alle Einzelheiten, und auch die Erzählung, mit der die Feier schloß, da De Ravila mit der traditionellen echten Don Juan-Indiskretion mir eines Abends selbst alles mitteilte.

III.

Es war spät geworden, das heißt früh — der Morgen kam! Am Plafond und an einer Stelle der rosa-seidenen Fenstervorhänge erschien ein opalschimmernder Kreis, der sich wie ein erstaunendes Auge langsam vergrößerte. Es war der erste Blick des jungen Tages, der neugierig forschte, was in dem erleuchteten Boudoir noch vor sich ging. Leise begann eine Mattigkeit sich der lebhaften Ritterinnen dieser Tafelrunde zu bemächtigen. Jeder kennt ja diesen Augenblick, da nach der Erregung und Fröhlichkeit der Nacht ganz plötzlich eine Ermüdung eintritt und sich mit weichem Druck auf alles legt — auf die Frisuren, die auf einmal nicht ganz in Ordnung scheinen, auf die erröteten oder bleichgewordenen, heißen Wangen, auf die müden Blicke in den schwarzumringten, schweren Lidern, ja, die sogar hinaufkriecht bis zu den Rie-

Digitized by Google

senlichtsträußen der bronzenen oder goldenen Kandelaber. Die allgemeine Unterhaltung, die so lange im lebhaftesten Schwunge gewesen war, hatte sich zerteilt, kein einzelner, deutlicher Laut klang mehr heraus aus dem allgemeinen harmonischen Geräusch aristokratischer Stimmen, die da zwitscherten wie Vögel in der Morgenröte am Waldrand, bis eine von ihnen, — eine gebieterische, herrschsüchtige, fast herausfordernde Stimme, die zum Befehlen geschaffen schien, über alle andern hinweg, dem Grafen von Ravila folgende Worte sagte, die ohne Zweifel die Folge und der Schluß einer Unterhaltung waren, an der nur sie beide teilgenommen hatten:

„Da Sie nun mit soviel Recht als der Don Juan unserer Zeit gelten, wäre es doch sehr interessant, von Ihnen zu erfahren, welche Ihrer vielen Eroberungen Ihren Stolz am meisten entzückte, und welches Erlebnis Sie in diesem Augenblick für Ihre schönste Liebe halten."

Diese Frage und der Ton der Stimme, die sprach, endeten mit einem Schlag all die zerstreuten, halblauten Unterhaltungen, und ein Stillschweigen entstand. Die Herzogin von *** hatte gesprochen. Ich sagte schon einmal, daß ich nicht beabsichtige, Namen zu nennen, aber vielleicht erraten Sie ihn, wenn ich Ihnen sage, daß ich die blondeste Dame des Faubourg St. Germain meine, die blondeste Dame mit dem weißesten Teint und den schwärzesten Augen unter ambrafarbigen Wimpern. Sie saß, wie eine Auserwählte zur Rechten Gottes, zur Rechten Ravilas, des Gottes dieses Festes, der übrigens seine Feinde niemals zum Schemel seiner Füße erniedrigte, sie saß schmiegsam und schlank wie eine Arabeske, zart und vergeistigt wie eine Fee. Silberschimmernder, grüner Sammet umhüllte sie und wand sich in langer Schleppe um ihren Stuhl, sodaß er sehr wohl die Schlange versinnbilden konnte, die den köstlichen Leib der Melusine beschließt.

„Das ist ein ausgezeichneter Gedanke" — rief die Komtesse von Chiffrevas, um in ihrer Eigenschaft als Gastgeberin den Wunsch der Herzogin zu unterstützen, — „ja, erzählen Sie uns Ihre schönste Liebe, gleichviel ob empfangen oder gegeben, die Liebe, die Sie, wenn es möglich wäre, noch einmal wieder durchkosten möchten."

„Oh, noch einmal genießen möchte ich jede Liebe meines Lebens," rief Ravila mit der Unersättlichkeit eines römischen Kaisers oder eben eines unendlich blasierten Kindes unserer Zeit, und er erhob seinen Champagnerkelch. Es war nicht jene häßliche, plumpe Schale, die man leider neuerdings immer öfter antrifft, sondern das hohe, zarte Spitzglas unserer Väter, das einzig würdige Sektglas, das auch „Flöte" ge-

Digitized by Google

nannt wird, wahrscheinlich wegen der wundervollen Melodieen, die es oft in unserm Herzen erklingen läßt. Und ein leuchtender Blick aus Don Juans Augen grüßte noch einmal alle diese Frauen, die in köstlichem Kranze diesen Tisch umgaben. Und mit einer Melancholie, die bei diesem Nebukadnezar, der noch niemals anderes Gras als den ‚salade à l'estragon' gegessen hatte, sehr erstaunlich war, setzte er sein Glas leise nieder und fügte hinzu: „Dennoch duftet unter den Liebesblüten meines Lebens eine süßer als alle andern, und für ihren Glanz gäb' ich gern die ganze reiche übrige Ernte dahin!"

— „Sie ist also die Perle in der Krone," murmelte gedankenvoll die Komtesse von Chiffrevas, die vielleicht gerade ihren Armschmuck betrachtete.

— „Der Diamant in dem Märchen meines Heimatlandes," sagte die Fürstin von Sable . . . . . „er liegt im Schoße des Ural, dieser berühmte, sagenhafte Stein. Anfangs ist er rosenfarbig, dann wird er schwarz, — doch bleibt er immer Diamant und ist noch herrlicher in seiner Finsternis, als in seinem hellsten Licht." Sie sagte das mit dem eigentümlichen Reize, den alles, was sie spricht und thut, ausstrahlt, diese Zigeunerin. Sie ist nämlich eine wirkliche, echte. Ein ausgewanderter polnischer Prinz heiratete sie aus Liebe, und nun ist sie so vornehm und fürstlich, als hätte ihre Wiege im Hause der Jagellonen gestanden.

— Und nun flammte es auf wie eine Explosion. „Erzählen Sie uns, Graf," baten alle erregt und inständigst, vor Neugierde bis in die Nackenlöckchen zitternd und sich Schulter an Schulter eng aneinanderschmiegend, die einen das schon etwas müde Köpfchen bequem in die Hand gestützt, andere weich in die Sessel zurückgelehnt und alle ihre forschenden Augen fragend auf ihn gerichtet.

— „Wenn Sie durchaus wollen . . . ." — sagte der Graf, mit der Gelassenheit eines Mannes, der wohl weiß, daß die Erwartung den Wunsch nur reizt.

— „Durchaus," bestätigte die Herzogin mit dem Blick eines türkischen Despoten, der die Schneide seines Säbels untersucht.

— „So hören Sie denn," — begann Ravila, immer sehr gelassen.

Die schönen Zuhörerinnen vergingen fast vor Erwartung, sie verschlangen ihn beinahe mit ihren Augen. Jede Liebesgeschichte interessiert die Frauen, aber diese hier hatte noch ihren besonderen Reiz, jede von ihnen hoffte nämlich im stillen, er werde ihr gemeinsames Erlebnis erzählen. Sie wußten nur zu gut, daß er zuviel Weltmann war, um

Digitized by Google

Namen zu nennen, oder allzu verräterische Einzelheiten unverhüllt zu erzählen. So waren sie also zwiefach auf seine Erzählung gespannt und erwarteten begierig einen letzten Triumph für ihre Eitelkeit, einen letzten Sieg über alle Rivalen aus diesem an Erinnerungen überreichen Leben. Noch einmal sollte der alte Sultan das Taschentuch werfen. Keine Hand würde es mehr aufheben, aber weich und warm würde es das Herz, für das es gefallen, an sich herniederwehen fühlen.

Da war es denn erklärlich, daß das, was nun folgte, wie ein kleiner Donner in all die horchenden Ohren scholl:

IV.

„Ich habe sehr oft von Moralisten und von großen Lebenskennern sagen hören, daß weder die erste noch die letzte, sondern die zweite Liebe die stärkste und gewaltigste sei. Für mich trifft diese Beobachtung nicht zu, auch glaube ich, daß in Bezug auf die Liebe alles richtig und alles falsch ist. Das, um was Sie mich fragen und was ich Ihnen erzählen will, führt mich zurück zu den schönsten Momenten meiner Jugend. Ich war noch nicht vollständig das, was man ‚Mann' nennt. Dem Jüngling näher, hatte ich eben, wie mein Onkel, ein alter Maltheserritter, sich ausdrückte, ‚meine Kreuzzüge hinter mir'. Ich stand aber im Vollbesitz aller Lebenskraft und -Freude und — der Gunst einer Frau, die Sie alle kennen und wie ich bewundert haben."

Die Blicke, die sich nun diese Frauen in demselben Augenblick einander zuwarfen, und die ganze Gruppe, wie sie dasaß und gierig die Worte der alten Schlange auffaugte, — man muß es gesehen haben, um sich eine Vorstellung davon machen zu können; es war unbeschreiblich.

„Diese Frau", fuhr Ravila fort, „war die Vornehmheit selbst und distinguiert im letzten Sinne des Wortes. Sie war jung, reich, von ausgezeichnetem Namen, schön, geistvoll, von höchster künstlerischer Intelligenz und dabei von einer Natürlichkeit, die man nur in diesen Kreisen findet. Übrigens verlangte sie nichts weiter von der Welt, als mir zu gefallen, die zärtlichste Geliebte und beste Freundin zu sein.

Ich glaube, ich war nicht der erste Mann, den sie geliebt: Schon einmal hatte ihr Herz in Flammen gestanden und zwar nicht für ihren Gatten; aber es war nur eine platonische, utopische Liebe gewesen, eine, die den Gefühlen des Herzens mehr nimmt als giebt und nur eine Art Übung und Vorbereitung auf die echte Liebe ist, die ihr gewöhnlich bald folgt. Ich möchte es eine Liebe zur Probe nennen und mit der ‚leeren'

Digitized by Google

Messe vergleichen, die neugeweihte Priester lesen, um ohne Irrtum und Fehler die wirkliche, die heilige Messe darbringen zu können . . . Als ich in ihr Leben trat, war sie noch bei der ‚leeren' Feier, ich war ihre wahre Messe und sie celebrierte dieselbe pomphaft und feierlich und mit allen Ceremonien wie ein Kardinal."

Wie ein Steinwurf die ruhige Oberfläche eines Sees kräuselt, so lief bei diesen Worten ein reizendes Lächeln über die Lippen des entzückenden Frauenkreises, flüchtig, aber hinreißend.

„Sie war in der That ein ganz besonderes Wesen," begann Ravila wieder, „niemals mehr fand ich herzlichere Güte, aufrichtigeres Mitgefühl, vornehmere Gesinnung — Eigenschaften, die Sie selbst in den Augenblicken höchster Leidenschaftlichkeit, die ja, wie sie wissen, durchaus nicht immer gut ist, nicht verließen. Ihre Art, sich zu geben, kannte nichts von Prüderie oder Koketterie, und doch findet man im Herzen der Frauen gerade diese beiden Eigenschaften oft so untrennbar verbunden, wie die Fäden eines Knäuels, mit dem die Katze gespielt hat. An ihr war eben garnichts katzenhaftes. Sie war, was die nichtsnutzigen Bücherschreiber, die uns unsere Ausdrucksweise nur verderben, eine primitive, von der Zivilisation geschmückte Natur nennen würden, aber sie hatte nur die edelsten Einflüsse der Kultur in sich aufgenommen, keine ihrer kleinen Verderbtheiten, die uns fast noch reizender erscheinen."

— „War sie brünett?" unterbrach ihn erwartungsvoll die Herzogin, die sich längst bei all diesen Umschreibungen langweilte.

— „Ah, Sie haben nicht ganz richtig geraten," antwortete Ravila fein, „denn sie war brünett, das heißt, ihr Haar war dunkel wie der schwärzeste Jett, wie das finsterste Ebenholz, das je den glänzenden Spiegel eines Frauenantlitzes umrahmte. Aber sie war hell von Teint, und dies allein entscheidet, ob eine Frau blond oder brünett ist," fügte der große Beobachter hinzu, der die Frauen nicht nur studiert hatte, um Porträts von ihnen machen zu können.

„Es war eine Blondine mit schwarzem Haar."

Alle blonden Köpfe um den Tisch machten eine leise, fast unmerkliche Bewegung. Offenbar verminderte sich für sie das Interesse an der Geschichte schon bedeutend.

„Ihr Haar hatte die Farbe der Nacht, aber auf ihrem Gesicht lag die Morgenröte. Es schimmerte in einem wundervoll rosigen, seltenen Inkarnat, das schon lange Jahre den Anstrengungen des nächtlichen Lebens in Paris, dessen Kandelaber so manche Rose entfärben,

Digitized by Google

siegreich widerstanden hatte. Ja, fast schien es, als ob ihre Blüte sich täglich frisch entfalte, so leuchtete der Purpur ihrer Wangen und Lippen. Ihr Glanz ging wunderbar über in den Schein eines großen Rubins, den sie gewöhnlich an der Stirn trug — man friesierte sich damals noch mit goldenen Stirnbändern — und der mit ihren feurigen Augen wie ein leuchtendes Dreieck blitzender Steine wirkte. Hoch und schlank gewachsen, voll Kraft, ja voll Majestät, hätte sie die Gattin eines Kürassierhauptmanns sein können (ihr Gatte war übrigens nur Eskadronchef der leichten Kavallerie). Trotzdem sie auch in ihrer Erscheinung absolut die grande dame erkennen ließ, besaß sie die Gesundheit einer Bäuerin, die den ganzen Tag und mit allen Poren Licht und Sonne trinkt. Ja, sie hatte in der That Sonnenscheinwärme im Blut und in der Seele, und dennoch — hier beginnt das seltsame — dennoch war dies schöne und kluge Wesen, diese Natur, so gesund und rein wie das Blut, das ihre Wangen so reizend rötete, — dennoch war sie — sie werden es kaum glauben — ungeschickt in Liebesbezeigungen."

Hier senkten sich ein paar Augenlider, erhoben sich aber bald wieder mit malitiösem Blinzeln.

„Ungeschickt in Liebkosungen, wie unvorsichtig im Leben," fuhr Ravila fort. „Der Mann, den sie liebte, mußte ihr fortwährend zwei Dinge, die sie nie gelernt hatte, beizubringen versuchen: sich nicht fortwährend der bösen immer lauernden Welt zu verraten, und im traulichen Beisammensein die Kunst der Liebe zu üben, die große Kunst, die die Liebe stets neu belebt und vor dem Welken bewahrt. Die Liebe selbst besaß sie, aber die Kunst der Ausübung war ihr fremd, — im Gegensatz zu soviel Frauen, die nur die Allüren der Leidenschaft kennen. Auch muß man, um wahrhaft fürstliche Politik treiben zu können, schon ein Borgia sein, der einen Macchiavell zur Seite hat; ein Borgia des wahren, tiefen Gefühlsgehalts und ein Macchiavell des feinen, klugen Ausdrucksvermögens. Sie aber war keine Borgia, nur ein gerades, liebendes Weib und trotz ihrer großlinigen Schönheit naiv wie irgend ein kleines Mädchen draußen, das, um seinen Durst zu löschen, mit der hohlen Hand am Quell Wasser schöpft und verwundert sieht, wie es ihm wieder durch die Finger entrinnt.

Übrigens war es manchmal fast hübsch, diese Verwirrung und Unbeholfenheit bei einer so reifen und leidenschaftlichen Frau zu beobachten, die in der Welt schon so manchen Menschenkenner getäuscht und die alles von der Liebe empfing, ohne die Macht zu haben, das was sie nahm, auch zu geben. Ich war jedoch damals noch nicht beschaulich

Digitized by Google

genug, als daß mir diese schöne Nicht-Künstlerin hätte genügen können. So kam es, daß sie zuweilen heftig, unruhig, eifersüchtig war, kurz alles, wozu einen argwöhnische Liebe machen kann; und sie liebte mich in der That! Aber Heftigkeit, Unruhe, Eifersucht, alles versank in den bodenlosen Abgrund ihrer Güte bei dem ersten Schmerz, den sie mir zufügte; oder vielmehr zuzufügen meinte, denn sie war zum Verwunden wie zum Liebkosen gleich ungeschickt. Sie war eine Löwin ohne Krallen, die selbst, wenn sie kratzte, doch immer nur den Sammet ihrer weichen Tatzen fühlen ließ."

„Wo will er eigentlich hinaus"? — fragte die Komtesse von Chiffrevas ihre Nachbarin — „dies kann doch unmöglich seine schönste Liebe sein!" Auch niemand von den andern konnte eine solche Einfalt von ihm glauben.

„Wir lebten also", begann Ravila wieder, „in einer Vertraulichkeit, die manchmal von Gewittern, doch nie von einem Blitzschlag gestört wurde, und unsere engen Beziehungen waren in dem Provinzstädtchen, das man Paris nennt, niemandem ein Geheimnis. Die Marquise, — sie war nämlich Marquise . . ."

Es waren ihrer drei an der Tafel und obendrein drei brunette, aber keine zuckte auch nur mit einer Wimper; denn sie wußten nun genau, daß er nicht von ihnen sprach. Der einzige Sammet, den sie drei zusammen besaßen, lag weich, wie mit dem Wischer hingezeichnet, auf der stolzen Oberlippe der einen und kräuselte sich jetzt in nicht kleiner Geringschätzung.

— „und zwar dreifach Marquise, wie ein Pascha Pascha von drei Pferdeschwänzen sein kann," nahm Ravila, der sich immer mehr in Wärme redete, wieder das Wort. „Sie war eine von den Frauen, die nichts verbergen können, selbst wenn sie wollten. So wenig konnte sie ihren Empfindungen Zwang anthun, daß sogar ihre Tochter, ein Kind von dreizehn Jahren, trotz ihrer Unschuld gar bald die Gefühle erkannte, die ihre Mutter mir entgegenbrachte. Ich weiß nicht mehr, welcher Dichter einmal die Frage aufwarf, was wohl die Töchter, deren Mütter wir geliebt, von uns denken mögen. Oft sann ich darüber nach, wenn ich den schwarzen, forschenden, ja fast drohenden Blick der großen Mädchenaugen auf mich gerichtet fühlte. Das Kind war mir gegenüber von unangenehmer, scheuer Zurückhaltung, meistens verließ es den Salon, sobald ich eintrat, oder wenn dies nicht anging, setzte sie sich so entfernt als möglich von mir nieder und bezeigte auf jede Weise gegen meine Person einen fast krampfhaften Abscheu, den sie allerdings mit größter

Digitized by Google

Anstrengung zu verbergen suchte, der sich aber in allerlei kleinen Details immer wieder verriet. Selbst die Marquise, die doch absolut keine Beobachterin war, bemerkte diese Abneigung und sagte mir oft: ‚Wir müssen vorsichtig sein, mein Freund, ich glaube, meine Tochter ist eifersüchtig auf Sie.‘“

„Und ich war so viel vorsichtiger als sie. Die Kleine hätte der Teufel selbst sein müssen, um mir in die Karten sehen zu können — aber das Spiel der Mutter lag ja offen vor ihren Augen da. Jeden Gedanken konnte man auf dem purpurnen Spiegel ihres so oft erregten Antlitzes lesen und ich konnte mir den Haß des Mädchens nur damit erklären, daß es irgend eine zu lebhafte Anteilnahme, irgend einen zu zärtlichen Blick mir gegenüber belauscht und richtig gedeutet habe. Es war, wenn es Sie interessiert, ein ziemlich dürftiges Wesen, seiner schönen Bildnerin absolut unähnlich, ja, selbst in den wohlwollendsten mütterlichen Augen häßlich. Sie liebte es darum jedoch nicht weniger, dies Figürchen aus gebranntem Topas oder besser dies Bronzemodell für eine kleine Hexe.“

Nachdem er endlich dies Licht in seine Erzählung gebracht, hielt er etwas an, als wolle er es wieder verlöschen, oder als habe er zuviel gesagt. Das Interesse war allgemein geworden, es lag auf all den bewegten, horchenden Gesichtern, und die Komtesse hatte eben zwischen den Zähnen das Wort der befriedigten Ungeduld gemurmelt: „Endlich.“

V.

„Im Anfang meiner Beziehungen zu der Mutter“, erzählte der Graf weiter, „verbanden mich mit dem kleinen Mädchen alle jene Vertraulichkeiten, wie sie der Verkehr mit Kindern mit sich bringt. Ich brachte ihm Bonbons, nannte es ‚kleines Frätzchen‘ und amüsierte mich oft damit, seine Stirn mit einem Band aus seinen schwarzen, kranken, wie Zunder glanzlosen Haaren zu umwinden. Aber die kleine Fratze, deren großer Mund für jeden ein Lächeln hatte, war für mich regungslos und steif und wurde zu einer wahren Karyatidenmaske, die unter dem Druck meiner Hand wie unter einer Felsenlast schmachtete. Da ich übrigens immer die gleiche Unfreundlichkeit, ja, Feindseligkeit bei ihr fand, beschäftigte ich mich immer weniger mit dieser übersensitiven, liebkosungsfeindlichen, kleinen Dame und sprach zum Schluß fast nicht mehr mit ihr.“

„‚Sie fühlt sehr wohl, daß Sie sie bestehlen,‘ sagte die Marquise,

Digitized by Google

‚instinktiv fürchtet sie, einen Teil meiner Liebe zu verlieren;‘ und manchmal fügte sie in ihrer offenen Weise hinzu: ‚Dies Kind ist mir wie ein böses Gewissen, und seine Eifersucht quält mich wie ein ewiger Vorwurf.‘ Eines Tages hatte sie den Grund dieses schweigenden Hasses erforschen wollen und bekam als Antwort nur ein paar eigensinnige, kleine, dumme Worte, wie man sie Kindern, die sich vorgenommen haben, nichts zu sagen, mühsam mit dem Korkzieher von Kreuz- und Querfragen abzuringen versucht.“

— „‚Ich weiß nicht‘ — ‚ich habe nichts‘“ — das war alles, was sie herausgebracht hatte, und da sie die Härte der kleinen Bronze sah, blieb ihr nichts übrig, als die Anstrengungen aufzugeben und den Dingen ihren Lauf zu lassen.“

„Ich vergaß, Ihnen zu sagen, daß dies bizarre Kind sehr fromm war, von einer mittelalterlichen, finstern, abergläubigen Frömmigkeit. Sein mageres Leibchen war mit allen möglichen Skapulieren behangen, auf der flachen Knabenbrust, auf dem Rücken und um den braunen Hals trug es eine Menge Kreuze und Medaillen zu Ehren der Muttergottes und des Heiligen Geistes. ‚Sie sind leider ziemlich gottlos,‘ meinte einstens die Marquise; ‚sicher haben Sie die Kleine einmal, ohne es zu wollen, durch eine Redensart verletzt. Ich bitte Sie, seien Sie in ihrer Gegenwart ein wenig vorsichtig und erschweren Sie nicht mein Unrecht in den Augen dieses Kindes, dem gegenüber ich mich schon strafbar genug fühle.‘“

„Später, als sich das Betragen des Kindes garnicht ändern wollte, seine Abneigung eher stärker als geringer wurde, meinte sie voller Unruhe: ‚Sie werden sie noch hassen, und ich könnte Ihnen noch nicht einmal böse deshalb sein.‘ Aber da täuschte sie sich: der kleine Unhold war mir höchstens gleichgültig, machte mich höchstens ungeduldig.“

„Ich hatte zwischen uns beiden eine Höflichkeit eingeführt, wie sie zwischen Standespersonen, die sich nicht besonders goutieren, üblich ist. Ich behandelte sie höchst zeremoniell, nannte sie lang und breit: ‚Gnädiges Fräulein‘, und sie antwortete mit einem eisigen ‚Mein Herr‘. Sie war nicht zu bewegen, in meiner Gegenwart irgend etwas zu thun, was für sie in meinen Augen hätte vorteilhaft sein können. Sie war durch keine Überredung zu bestimmen, uns eine ihrer Zeichnungen zu zeigen oder ein Stück auf dem Klavier vorzuspielen. Wenn ich einmal unversehens dazu kam, wie sie mit Fleiß und Eifer übte, schloß sie möglichst schnell und verließ schleunigst ihren Platz. Einmal

Digitized by Google

jedoch, als die Mutter sie in Gegenwart auch noch anderer Personen zum Spielen aufforderte, konnte sie sich unmöglich noch länger sträuben. Mit ihrer gewöhnlichen Opfermiene, die absolut nichts Süßes und Weiches hatte, setzte sie sich vor das geöffnete Instrument und begann mit gräßlich widerspenstigen Fingern ein Stück vorzutragen. Ich stand am Kamin und sah schräg zu ihr hinüber. Sie drehte mir den Rücken zu, und es war kein Spiegel in der Nähe, in dem sie hätte bemerken können, daß ich sie beobachtete. Plötzlich knickte sie, die sich immer sehr schlecht hielt, sodaß die Marquise sie öfters warnen mußte, ja, schon eine Brustkrankheit für sie befürchtete, tief zusammen, als ob mein Blick eine Kugel sei, der ihr Rückgrat getroffen. Heftig warf sie den Deckel des Pianinos zu und entfloh aus dem Salon, und man sah sie den Abend nicht wieder."

„In manchen Fällen scheinen uns hinterher ja auch die klügsten Menschen noch immer nicht klug genug, aber ich muß wohl ganz blind gewesen sein, denn ich vermutete hinter dem sonderbaren Betragen dieses verschlossenen Kindes auch nicht das geringste von den Gefühlen, die ich ihm vielleicht erweckt hatte; die Marquise war natürlich ebenfalls vollkommen arglos. Eifersüchtig auf alle Frauen, die in ihrem Salon verkehrten, war sie es so wenig auf ihre kleine Tochter, wie ich verliebt in das Mädchen, bis sich mir ganz plötzlich das Geheimnis dieser Seele enthüllte, und zwar war es die Marquise selbst, die, in ihrer bodenlosen Vertrauensseligkeit, noch bleich von dem ausgestandenen Schreck und doch schon wieder über denselben lachend, unklug genug war, es mir zu offenbaren."

Er unterstrich das Wort „unklug" wie ein geschickter Schauspieler, und als Mann, der wohl wußte, daß das Hauptinteresse an seiner Geschichte nun auf diesem Worte ruhte.

Aber das genügte auch augenscheinlich, denn die Gesichter seiner zwölf Zuhörerinnen strahlten wie das Antlitz der Cherubim vor dem Throne Gottes. Die Glut der Neugier bei den Frauen ist sicher ebenso heiß, wie das Feuer der Anbetung bei den Engeln Gottes. Er betrachtete sie alle, diese Engelsgestalten, die nicht wie die wirklichen seligen Geister von der Schulter ab wesenlos sind, und da sie ihm in der rechten Stimmung schienen für das, was er ihnen zu sagen hatte, begann er wieder, ohne sich noch einmal zu unterbrechen.

„Ja, sie lachte sogar dabei, die Marquise, ohne die geringste Nachdenklichkeit, als sie mir die Sache erzählte. Doch hatte sie nicht

Digitized by Google

von vornherein Lust dazu gehabt. ‚Stellen sie sich vor,‘ rief sie, (ich bemühe mich, ihre eigenen Worte anzuführen), ‚daß ich dort säße, wo Sie momentan sind.‘“

„‚Ich saß auf eine jener Kauseusen, die man dos à dos nennt; es ist übrigens das entzückendste Möbel, um zu schmollen und sich wieder zu versöhnen, ohne den Platz wechseln zu müssen.‘“

„‚Aber Sie saßen glücklicherweise nicht da, als man mir meldete — raten Sie, wen? Aber Sie werden es bis ans Ende der Welt nicht herausbringen — nämlich den Pfarrer von Saint-Germain-des-Près. Kennen Sie ihn? Aber nein, Sie gehen ja bedauerlicherweise nie zur Messe. Also, er ist ein ehrlicher, alter Geistlicher, fast ein Heiliger, der nie seinen Fuß in das Haus einer Frau setzt, außer um ein Almosen für seine Armen oder seine Kirche zu erbitten. Ich dachte zuerst auch, er komme zu diesem Zweck. Meine Tochter ist bei ihm zur ersten Kommunion gegangen und hat ihn, da sie oft die Sakramente empfängt, als Beichtvater behalten. Ich habe ihn auch schon öfters zum Diner geladen, aber immer vergeblich. Als er eintrat, bemerkte ich gleich, daß er außerordentlich erregt sei. Auf seinen sonst so friedlichen Zügen lag eine so echte und große Verwirrung, daß ich sie unmöglich der Schüchternheit allein zuschreiben konnte. Unwillkürlich begrüßte ich ihn mit dem Ausruf: ‚Mein Gott, Herr Pfarrer, was ist denn geschehen?‘ ‚Gnädige Frau,‘ antwortete er mir, ‚Sie sehen es mir wohl an, daß ich ganz bestürzt und betroffen zu Ihnen komme. Ich bin nun schon mehr als fünfzig Jahre in meinem heiligen Amte und dennoch habe ich nie eine Pflicht zu erfüllen gehabt, die mehr Zartgefühl verlangt und mir schwerer zu erledigen ist, als die, die mich heute hierhin geführt hat. Er nahm Platz und bat mich dann, während der ganzen Zeit unserer Unterredung die Thüren zu schließen. Sie können sich wohl denken, daß mich diese Feierlichkeit ein wenig erschreckte. Er schien es zu bemerken. ‚Erschrecken Sie nicht allzusehr, gnädige Frau,‘ bat er mich, ‚denn Sie werden Ihre ganze Kaltblütigkeit nötig haben, um mich anzuhören und mir die unerhörte Sache, um die es sich handelt, verständlicher zu machen.‘“

„‚Ihre Tochter, auf deren Wunsch ich komme, ist, Sie werden es so gut wie ich bemerkt haben, ein Engel an Frömmigkeit und Sitte. Ich kenne ihre Seele, denn seit ihrem siebenten Jahre trage ich sie ja in meiner Hand, und ich bin überzeugt, daß sie sich täuscht, vielleicht sogar aus übergroßer Unschuld — ihre Tochter bekannte mir heute morgen in der Beichte, daß sie — Sie werden es nicht glauben, gnädige Frau,

Digitized by Google

so wenig wie ich, aber ich bin gezwungen, es ihnen zu sagen, — daß sie guter Hoffnung sei.'"

Ich stieß einen Schrei aus . . . . .

„‚Auch ich', fuhr der würdige Geistliche fort, ‚schrie auf, als sie mir mit allen Zeichen schrecklichster, aufrichtigster Verzweiflung diese Erklärung machte. Ich kenne dies Kind ja von Grund aus und weiß wie unerfahren ihre Seele in Bezug auf die Welt und das Böse ist; ja, von allen jungen Mädchen, die bei mir beichten, ist sie dasjenige, das mir die Verantwortung vor dem Throne Gottes am leichtesten macht.'"

Das ist alles, was ich Ihnen sagen kann. Wir Priester sind Wundärzte der Seelen und müssen sie mit reinen, weichen Händen von aller verborgenen Schmach und Schande reinigen. Ich habe mein Beichtkind also mit aller nur möglichen Vorsicht ausgefragt, ich habe kreuz und quer geforscht, aber nachdem sie mir einmal ihren Fehler, ihr Verbrechen, ihre ewige Verdammnis, wie das arme Kind es nannte, gestanden, schwieg sie hartnäckig auf alle Fragen. Nur bat sie mich noch, Ihnen ihr Bekenntnis mitzuteilen, denn es sei nötig, daß Sie alles wüßten, und ihr selbst fehle der Mut und die Kraft, das Geständnis selbst zu machen.'"

„‚Sie können sich wohl denken, mit welchen Gefühlen ich den Pfarrer anhörte. Noch fester als er glaubte ich der Unschuld meiner Tochter gewiß zu sein. Aber auch die Unschuldigen können fallen und vielleicht gerade ‚aus Unschuld'. Was sie dem Beichtvater gesagt hatte, war nicht unmöglich — ich glaubte es nicht, ich wollte es nicht glauben, aber dennoch, unmöglich war es nicht. Sie war zwar erst dreizehn Jahre alt, — aber sie war reif, und grade diese Frühreife hatte mich schon oft erschreckt. Es ergriff mich eine angstvolle, fieberhafte Neugier.'"

„‚Ich will und werde alles wissen,' antwortete ich dem gutmütigen Geistlichen, der ganz bestürzt und voll Verlegenheit den Rand seines Hutes zerknitterte. ‚Lassen Sie mich handeln, ich bin sicher, daß sie mir alles gestehen wird, und daß wir bald klarer sehen werden.'"

„‚Sobald der Geistliche sich verabschiedet hatte, ging ich hinauf zu meiner Tochter. Ich war zu ungeduldig, sie erst rufen zu lassen und zu erwarten. Ich fand sie vor ihrem Kruzifix, nicht knieend, nein hingeworfen, totenbleich, mit rotgeweinten Augen. Ich nahm sie in meine Arme, zog sie auf meinen Schoß und sagte, daß ich nicht glaube, was mir soeben ihr Beichtvater mitgeteilt habe. Aber sie unterbrach mich und versicherte mir mit herzzerreißender Bekümmernis, daß es dennoch wahr sei; und als ich dann, doch immer mehr beunruhigt und erstaunt,

Digitized by Google

nach dem Namen dessen fragte, der .... da konnte ich nicht vollenden, so schrecklich schien sie zu leiden. Sie verbarg ihr Gesicht an meiner Schulter, aber ich sah an ihrem Hals ein dunkles Erröten und fühlte das Zittern des kleinen Körpers. Aber sie schwieg, wie sie auf die Fragen des Geistlichen geschwiegen hatte. Sie schien undurchdringlich wie eine Mauer.'"

„‚Es muß wohl jemand sein, der tief unter Dir steht, da Du Dich so furchtbar schämst,' sagte ich, um vielleicht ihr beleidigtes Ehrgefühl zum Reden zu bringen.'"

„‚Doch alles schien vergeblich. Dasselbe Schweigen, dasselbe Schluchzen, eine ganze Zeit lang, bis sie plötzlich, ohne sich aufzurichten, murmelte: ‚Schwöre mir, Mama, daß Du mir verzeihen wirst.' Ich schwur alles, was sie wollte, auf die Gefahr hin, hundertmal meineidig zu werden. Die fürchterlichsten Sorgen quälten mich, ich zitterte vor Ungeduld, ich fieberte vor Angst; es schien mir, als berste meine Stirn und mein Gehirn läge offen.'"

„‚Nun denn,' sagte sie leise und ohne sich in meinen Armen zu rühren — ‚es ist der Graf von Ravila.'"

„‚O Amédée, hätten Sie die Wirkung dieses Namens verspürt! Ich büßte in dem einen Augenblick den großen Fehler meines Lebens restlos ab. Sie sind ja in Bezug auf die Frauen ein so gefährlicher Mann und oft schon hatten Sie mir Grund gegeben, Rivalen fürchten zu müssen. Darum schrie auch jetzt das gräßliche ‚Warum nicht?', das uns Frauen so oft wegen des Geliebten, dem wir mißtrauen, quält, mit lauter Stimme in mir auf.'"

„‚Doch suchte ich mich möglichst zu fassen, um mich diesem grausamen Kinde nicht zu verraten. ‚Herr von Ravila,' wiederholte ich mit bebender Stimme — ‚aber Du sprichst ja nie mit ihm, — Du fliehst ihn' — fügte ich schnell hinzu, denn ich fühlte, wie ein grenzenloser Zorn in mir aufstieg. Sie waren also beide falsch — beide falsch — beide Heuchler! Doch zwang ich mich zur Ruhe, denn ich wollte jede Einzelheit dieser abscheulichen Verführung erfahren. Und mit einer Sanftmut, an der ich selbst zu ersticken glaubte, fragte ich weiter, bis sie mir endlich, endlich alles bekannte.'"

„‚Es war eines Abends, Mutter, — er saß auf dem großen Lehnstuhl an der Ecke des Kamins, gegenüber der Kauseuse ... sehr lange ... und als er sich erhob, hatte ich das Unglück, mich hineinzulehnen. Oh, Mama, da war es mir auf einmal, als sei ich ins Feuer gefallen,

Digitized by Google

ich wollte aufstehen und konnte es nicht, der Atem stockte mir . . . und da, Mama, da fühlte ich es, — was ich hatte, das war ein Kind!'"

Die Marquise hatte gelacht, wie Ravila sagte, aber keine der zwölf Frauen um den Tisch hatte Lust dazu, Ravila selbst am wenigsten; ernsthaft fügte er hinzu:

„Und dies, meine Damen, ist die schönste Liebe, die ich je in meinem Leben entfacht habe . . ."

Er schwieg. Seine schönen Zuhörerinnen waren nachdenklich geworden . . . . Hatten sie ihn verstanden?

Als Joseph bei Potiphars Frau Sklave war, erzählt die Bibel, war seine Schönheit so groß, daß die Frauen, die er bei Tisch bediente, in seinen Anblick träumerisch versunken, sich mit ihren Messern in die Finger schnitten. Aber wir leben nicht mehr zu Josephs Zeiten, und unsere Gedanken bei der Mahlzeit sind auch nie mehr so tief von einem Gegenstand gefesselt.

Man ward bald wieder lebhaft. „Welch unglaubliche Beschränktheit von Ihrer geistvollen Marquise, Ihnen eine solche Sache zu erzählen" — rief die Herzogin, die es sich gestattete, cynisch zu sein, aber die sich niemals mit dem goldenen Messer, das sie stets in der Hand hielt, die feinen Finger ritzte.

Die Komtesse von Chiffrevas blickte aufmerksam auf den Grund ihres Glases Rheinwein, das wie ein Smaragd geheimnisvoll schimmerte.

— „Und ‚die kleine Maske'?" — fragte sie.

— „O, sie wurde sehr jung in die Provinz verheiratet und war schon tot, als ihre Mutter mir diese Geschichte erzählte," — antwortete Ravila.

„Also ohne daß Sie" — — sagte gedankenvoll die Herzogin.

Verdeutscht von Hedda Moeller-Bruck.

Digitized by Google

Der Wächter.[1]

Von Wilhelm von Scholz.
(München.)

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND TILDEN FOUNDATIONS

Gustav Falke zu eigen.

Auch in die Traumwelt, die das Märchen schafft,
Mit ihrem Duft und stillen Wunderschein,
Ragt oft, gereckt von tieferer Kraft,
Ein Felsen Wirklichkeit hinein . . .

Der Wächter schreitet vor dem König her,
Und seine Augen flammen ins Gedränge.
Er überragt das Volk um Haupteslänge;
Sein rauher Eisenschritt klirrt schwer —
Und auseinander klafft die Menge.
Auf seiner Schulter ruhend wie zur Wehr
Spiegelt sein nacktes Schwert das Kriegsgepränge.
Dahinter unterm roten Baldachin,
Den Reiter tragen, folgt ein weißes Pferd.
Drauf sitzt der bleiche König ohne Schwert —
Des Königs Blicke bohren sich in ihn.

Der König hat hinabgesehn vom Turm,
Zu dem die Seelen der Gefall'nen fliehn,
Als stieg' ein Geistersturm
Die Mauern hinan.

Der König schrie um Sieg den Zauber an.
Thatlos die Zauberfrist verrann,
Als stünde in dem Wächter Widerkraft,
Der — groß wie ein eiserner Fahnenschaft,
Doch an des Königs Schatten gebannt,
Hinübersah ins ferne, blaue Land . . .

Da befahl der König ins Schloß zu ziehn
Und stieg von der hohen Zinne herab.
Und die Reiter hoben den Baldachin,
Der dem bleichen König Schatten gab.

Nun setzen sich seine Blicke wie Mücken
Auf des Wächters breiten Panzerrücken.
Fern glänzen ihm die Farben ringsumher.
Das Rufen rauscht ihm wie ein fernes Meer,
Das Wog' um Woge rollt mit seines Pferdes Schritt.
Er starrt und lauscht nur auf des Wächters Tritt.

[1] Aus einem noch unvollendeten Cyklus „Königsmärchen".

Digitized by Google

Im Geist des Königs glüht ein Zauberspruch —
Doch machtlos bricht an jenem sich der Fluch.
Der schreitet vor des Königs Pferd
Still durch die Menge mit dem Schwert.

* * *

Der König ruht in silbergrauem Saal.
An dichtverhangne Fenster fließt die Stille
Der weiten Nacht wie ein verträumter Wille.
Am Saalende atmet ein Flackerstrahl,
Der dunkelt und sich wieder neu entfacht
Auf seinem hohen Silberständer.
Die Vorhangfalten fallen wie Gewänder
Von Schattenriesen in verstaubter Pracht.

Am Lager hockt der Narr. Die bleiche Hand
Des Königs folgt den Schatten an der Wand.

Jetzt aus der Ferne wächst ein Schritt,
Der näherwerdend bis zur Thüre geht,
Dort atemholend stille steht —
Es ist, als ob ein Aug' ins Zimmer späht,
Als ob etwas den Saal betritt,
Als zög' es kalt —
Laut wieder weiter geht der Schritt
Und verhallt.

Der König horcht gespannt.
Schwer auf des Narren Kopf sinkt seine Hand.
Der Narr erwacht an des Lagers Wand
Und grunzt schlaftaumlig: „Euer Wächter!"

Da durch den Saal schallt höhnisches Gelächter.
„Mein Wächter! Ja! Weißt du, der mich bewacht!
Ich fühle seine Blicke jede Nacht.
Ich will ihn los sein." „Wenn ihr könnt!"
Verflammt des Königs Auge brennt.
„Der Zauberbücher heilige Siebenzahl
Schlug sich mir selber auf, sobald ich sann;
Woher erwuchs mir dieser Mann,
Der alles das zerstört mit einem Mal?
Das Schloß der Bücher öffnet keine Kraft,
Als hielte sie sein blauer Blick in Haft.
Und niedrig flackern nur die heilgen Flammen,
Die hoch sonst stehn, mit brandigem Geruch."

Digitized by Google

Und wieder glüht in ihm der Zauberſpruch,
Doch wieder aus der Tiefe wächſt der Schritt.
Des Königs wehe Augen wandern mit,
Als ſäh' er leuchten andrer Augen Flammen.

Er hält; und vor der Stille bricht der Fluch zuſammen.

Der König ſinkt erſchöpft in ſeine Kiſſen,
Er will ſchlafen und nichts mehr wiſſen.

Der arme Narr iſt einmal aufgeſchreckt;
Des König Grauen floß auf ihn herab.
Jetzt iſt's noch einſamer; denn, müd' gereckt,
Schläft tief der König wie im Königsgrab.

Noch jetzt aus ſeinem Traum fließt Grau'n herab.
Und immer ſtiller brennt das graue Licht.

Der Narr zu dem ſchlafenden König ſpricht:
„Du biſt jetzt fern und ſchützeſt mich nicht!"

Dann lacht er kichernd: „Der König ein Narr,
Kann da der Narr nicht ein König ſein?"
Die Diele giebt ein leiſes Geknarr,
Und der Narr ſchleicht in dem ſilbernen Schein
Zu den Pfühlen, drauf die Kleinodien liegen —
In den Purpurmantel hüllt er ſich ein,
Seine Schritte wiegen,
Die Krone nimmt er aus gläſernem Schrein
— Bleich funkelt der weiße Edelſtein —
Er drückt ſich den Reif in die Stirn hinein.
Aus den roten Falten, die ſchwer ſich ſchmiegen,
Holt er den Stab mit Schellen und Bändern,
Legt ihn zu den Königsgewändern
Und nimmt das Scepter. Sein Auge blitzt —
Pſt — auf dem ſchlafenden Schädel ſitzt
Die Narrenkappe.

Der Narr macht ein weinerliches Geſicht
Und mit mückenfeiner Stimme ſpricht
Er zu ſeinem Gefolge in den Saal:
„Wer unterhält mich? Mein Narr iſt eingeſchlafen.
Wer kann es von euch, meine lieben Grafen?
Ihr, guter Freund? Verſucht es einmal! —
Schlecht, ſchlecht!
Wie abgeſchmackte Sachen ihr ſprecht!
Verzeiht, ihr ſeid — zu dumm!"

Digitized by Google

Der Narr sieht sich nach dem König um.

„Ihr dürft mir meinen Narren nicht wecken!
Dem sei sein bischen Schlaf gegönnt!
Pst! — Versteckt euch in den Ecken
Und seht nicht her! Weil ihr's nicht könnt,
Will ich selber mein Narr sein — — —"

Er tänzelt vor das Spiegelglas
Und verneigt sich: „Verstehst du Spaß,
Mein König? Nein? Fürwahr!
Dann bist du der Narr!
Du zeigst auf mich? Ich sei der Narr?
Dann verstehst du ja Spaß —
Mache mich nach! So — ganz wie ein König,
Ganz wie du selber — —

Weißt du, daß ich dich ganz ergründet?
Von deinen Gedanken kenn' ich jeden
Und denke ihn selber. — — Aber, was ich so seltsam finde —
Daß wir beide nur einmal reden — — —"

Wie der Narr auf des Spiegelkönigs Krone sieht,
Funkelnd ein Augenpaar drüber glüht —
Er bückt sich erschreckt, um besser zu sehen,
Kaum wagt er es, den Kopf zu drehen —
Den Wächter sieht er im Spiegel stehen.

Erst flüchtet er vor, dann schreckt er zurück,
Nun wieder vor in den Spiegelblick —
Ganz nah am Glase dreht er sich um
Und starrt auf den Wächter. Der wartet stumm —
Und zitternd trägt der Narr Stück für Stück
Alle die Kleinodien zurück.
Er steigt auf den Zehen,
Des Wächters Atem hört er dazwischen,
Kaum wagt er zu gehen,
Wie im Traum kommt er mühsam nur von der Stelle.

Hui! Jetzt kann er zur Thür entwischen —
Aber mit leisem, großem Schritt
Kommt ebensoschnell der Wächter mit
Und hat ihn hinter der Schwelle.

So. Den armen Narren hält seine Linke.
Seine Rechte langt in den Saal hinein
Und zieht behutsam die Klinke
Unhörbar ins Schloß.

Digitized by Google

Jetzt ist der König drinnen allein . . .

Dem Narren graut. Unsichtbar sind jetzt des Wächters Hände,
Kaum sieht er die langen Flurgangwände.
Nur rechts, wo fern der Gang schmal endet
Und sich winklig nach Osten wendet,
Liegt eines Fensterkreuzes bleicher Schein.

Der Narr mit den Händen im Leeren ficht,
Der Wächter schüttelt den armen Wicht:
„Verhöhnst du die heilige Majestät,
Paß auf, daß dir's nicht schlimm ergeht!"
Dann läßt er ihn los.
Der Narr ist vor Angst erst regungslos —
Dann stiebt er den langen Gang entlang.

Ganz hinten bei der Biegung hält er an,
Im Fensterschein schimmert sein Flimmerkleid blank,
Er lacht, klirrt und klingelt, so sehr er kann;
Dann ruft er hinunter den langen Gang:
„Was kann dir das nützen?
Wächter, bewachst du die Majestät,
So mußt du sie vor sich selber beschützen!"
Und fort ist er, wie ein Wölkchen verweht.

* * *

Stufen. Steile Sonnensäulen.
Hohe Abendfeuer lohen.
Tief am Felsen rauscht die Stadt.

Vor der freien Tempelhalle
Steht der König, der dem Heulen
All der Sterbenden vom Walle,
All der Hungernden der Tiefe,
All der schreienden Gefühle
Einsam in der Höhenkühle
Landesweite Luft geflohen.

Alles Land liegt wie ein Garten.

Und der König will zum Falle,
Weil er alle Glut verlor
Vor dem roten Tempelthor
Betend seine Kniee beugen,
Wie ein todesmüder Fechter.

Digitized by Google

Still. Die Prieſter drinnen warten . . .

Wachend vor dem Säulenthor
Schweigen große Flügel breitet.
Doch es wehrt dem Schatten nicht,
Der lang durch die Säulen gleitet
Dort und in die Tempeltiefe
Schwindet . . .

Still. Die Sonnenkatze legt
Auf das Dach die Strahlenkralle . . .

Rufe drinnen. Aus der Halle
Sich ein Marmorſchritt bewegt.
Und geblendet von der Sonne
Tritt der Wächter
Zwiſchen ſeine Säulenbrüder.
„Herr, den Prieſter drin erſchlug ich,
Weil er vor der Majeſtät,
Die vor ſeinem Hauſe ſteht,
Nicht am Thor ſich niederwarf,
Wozu das Geſetz ihn zwang.“

Und der König ſchaudernd geht
Und nickt ſeinem Diener Dank.

Wie von Korn umwogt eine ſonnige Gemeinde,
So von Kriegern umwogt iſt die Königsſtadt,
Als wüchſen, eine eherne Saat,
Aus zertretenen Äckern zahllos die Feinde.

„Gold biet' ich, Gold!“ von des Thrones Stufen
Hat es der König hinabgerufen.

Der Narr, der neben dem Throne hockt,
Sieht grinſend den Wächter an und frohlockt.

Der Wächter ballt die Fauſt wie im Krampf —
Dann geht er ruhig vor den Thron:
„Wird dem Feind für ſeinen Sieg noch Lohn?!
König, entſende heut' mich zum Kampf!“

Des Königs Auge leuchtet auf,
Vor Freude die bleichen Wangen brennen.
Er ſieht zwei Wege, die ſich trennen . . .
Er nickt.
Und nun zum erſtenmal

Digitized by Google

Verläßt ihn der Wächter wie ein düster Geschick.
Aber des Schwertes langer, bleicher Strahl
Bleibt noch blank in des Königs Blick,
Als der Wächter schon längst verlassen den Saal.

* * *

Dunkles Flammenzauberwort!
Wie verwandelt ist der Saal.
Alle Wände weichen fort
In der Flammen weichem Strahl.
Und der bleiche König steht
Unter Flammen, Büchern, Schlangen
In des Zaubers Majestät.
Vögel, deren Flügel hangen,
Hocken still auf hohen Sesseln . . .

Und da löst es sich wie Fesseln
In der Feier freiem Prangen.

Heißer Sonne Funkensprühn
Fällt in all das Flammenglühn.
Lebende Blumen stehn die Lichter,
Weiß durchleuchtet von der Sonne,
Still in eigner Flammenwonne —
Und der König wird ein Dichter.

Aufgerolltes Purpurtuch,
Eine Flamme faßt das Buch.
Klirrend springt das Schloß entzwei,
Und die Seiten blättern frei.
Und das Feuer wird zur Schrift,
Die des Königs Auge trifft.
Jubelnd starrt der König hin:
Deine Flammenkönigin,
Die des Sklaven Blick gebannt,
Wartet dein im Zauberland. —

An der Wand schaut er empor,
Hinter der das weite Morden
Stundenfern am Brückenthor.
Wie vor des Gedankens Lauf,
Thut sich weit die Ferne auf.
Luft ist Kalk und Stein geworden.
Groß, als stünd' er dicht daran,
Lebensriesig ist das Bild,
Aber lautlos all das Ringen.

Digitized by Google

Wirbelſtaub deckt dort den Mann,
Den ſie tot zur Seite bringen,
Deſſen Leben ungeſtillt . . .
Und ſein dunkles Blut nur quillt
Aus dem Staub und rinnt heran.

Ha, jetzt ſtürmt der Wächter wild
Mitten in das blut'ge Bild
Und ſtarrt weit den König an,
Letzte Sonn' auf Helm und Schwert — —

Lächelnd ſteht der bleiche Mann,
Nickt ihm leiſe zu — und dann
All den Flammen, wie verklärt.

In den Dämmerſchatten wacht
Dunkel ſchon das Aug' der Nacht,
Und ſie ſteigen höher an
Um die Felſen.
Und der König lacht.

Leiſe ſtechen ſeine Augen,
Wie um Flammenblut zu ſaugen,
Einzeln in das Herz den Flammen.
Und die kauern klein zuſammen
Und verlöſchen ſtill in Nacht.

Dunkel, verſunken iſt all die Pracht . . .

* * *

Der Vollmond ſenkt ſich nach Weſten bald;
Der Wächter träumt ihm durch das Fenſter nach.
Und wieder durch die langen Gänge hallt
Sein Schritt vorbei am ſilbernen Gemach.
Doch ſchwer und müd' iſt heut ſein Tritt;
Wie ſchon das Dunkel von den Dächern glitt,
Erſt iſt er ſpät, beſtaubt hereingekommen,
Hat raſch ſein karges Mahl genommen
Und ſank zwei Stunden tief in Schlaf.
Als ihn der Mitternacht roſtiger Uhrſchlag traf,
Ging er auf ſeinen Poſten.

Ein grauer Schatten lehnt am Pfoſten
Der hohen Thür. Der Narr. „Nun, hatt' ich Recht?"
Der Narr dämpft ſeine Stimme ſchlecht.
„Nein! Aber dafür, daß ihr leiſer ſprecht,

Digitized by Google

Will ich schon sorgen!“ — „Ich? Leiser? Warum?“ —
„Stell dich nicht dumm!
Du sollst den König mir nicht stören!“
Laut lacht der Narr. „Der wird es so nicht hören!“
Nun aber spricht er heiser und ernst:
„Ich wette, Wächter, daß du noch lernst,
Wie ich recht gehabt! Schau her! —“

Er öffnet die Thür. Und weit und leer
In dem einsam glimmenden, grauen Strahl
Liegt des Königs Ruhesaal —

„Wo ist der König?“ „Entflohn
Vor dir und vor seinem Thron!
Als ich die Krone mir aufgesetzt,
Mir den roten Reif in die Stirn gepreßt,
Da warst du zornig! — Und jetzt,
Wo der König die Krone liegen läßt?!“

Das Scepter, der Krone stiller Brand,
Das dunkelrote Purpurgewand,
Er sieht grau all den Königstand. — —

In den Mantel hüllt er die Krone ein.
Wie wiegt sie so leicht in der Männerhand!

Er läßt den Narren im Saal allein.
Mit einer Fackel flackerndem Schein
Steigt er in die Schloßgewölbe hinein.

* * *

Der Nachthimmel will grau verfallen
In große Wolkentrümmer. Steigend wallen
Nachtdünste auf aus weitem Nebelland
Und tanzen um den Brunnenrand,
Der weit draußen liegt in tiefem Sand,
Von Wuchergesträuch umringt,
Das kletternd in seine Rundung dringt.

Jetzt kommt ein Feuerschein herauf vom Grund.
Steigtritte bröckeln. Es zischt und lischt im Schlund.
Ein Wesen steigt grau aus dem Brunnenrund
Und biegt durch das Gestrüpp sich Bahn,
Das schlafend Zweige ihm entgegenstreckt.
Mit blauem Mantel ist es angethan,
Von der Kapuze tief der Kopf verdeckt.

Digitized by Google

Grau, morgenriesig steht es auf dem Feld
Wie ein emporgestiegener Schatten.
Es breitet Arme, die Kapuze fällt,
Und frei hebt es den Kopf, den kronenmatten,
Der König! — — —
Er ruft: „Der Zauber grüßt dich, freie Welt!“

Dort geht ein Zickzackweg weiß in der Irre
Und flieht. Das Schuttfeld: Töpfe, Blechgeschirre,
Schmutz, Steine, Lumpen, — kaum zu überschauen —
Graut auf im ersten Morgengrauen.

Schon kommen blaue Flammen übers Feld
Zu ihrem König, der in hohen Händen
Winkend das Zauberscepter hält.

Der König schreit auf wie ein todwundes Tier,
Dem der Weg verstellt zum stillen Verenden.
Noch ein Schatten steht auf dem Feld . . .

Aus dem Purpurtuche gerollt
Hat der Wächter langsam den Reif von Gold.

Da flieht der König in tollem Lauf;
Schutt und Steine halten ihn auf.
In entfesseltem Ungestüm
Fliegt der Wächter dicht hinter ihm.
So jagen sie nach der Straße hinüber.
Jetzt entfaltet der Wächter den Mantel ganz
Mit beiden Händen, hält ihn hoch wie zum Tanz
Und wirft ihn als Fangnetz dem König über.
Er hält das Netz um den König fest
Mit der Linken wie mit Panzerschnallen.
Und die freigewordene Rechte läßt
Auf den verzerrten Schädel die Krone fallen,
Die sich kalt um des Königs Stirne preßt.
Ein Schlag. Mit leisem Geklirr
Rollt Krone und Kopf an ein rostig Geschirr.
Tastend die toten Hände greifen.
Der Wächter drückt mühsam den Kopf aus dem Reifen,
Hebt die Krone und küßt sie — — —

Digitized by Google

Ernst Gystrow.
(Leipzig.)

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY

Der Katholizismus und die neue Dichtung.[1]

Einleitung.

Seit der Zeit der Reformation hat die katholische Kirche in Deutschland niemals eine solche Macht repräsentiert, wie im gegenwärtigen Augenblick. Ihre Partei, die durch die vereinte Wirkung einer genialen, man darf sagen staatsmännischen Führung und zahlloser Kurzsichtigkeiten ihrer Gegner groß geworden ist, entsendet heute mehr als hundert Abgeordnete in den deutschen Reichstag. Sie ist nicht, wie es prophezeit ward, nach Windthorsts Tode zerfallen, sondern hat sich, zweifellos durch rücksichtslose Abstoßung eines adligen Flügels (der schlesischen Klerikalen unter Frh. v. Huene), stärker geeint, als je vorher. „Zentrum ist Trumpf!" „Wir sind die regierende Partei geworden!" So verkünden es wuchtig ihre Führer und Preßorgane, und es liegt keine Übertreibung darin. Der Ultramontanismus steht heute im Brennpunkte des deutschen politischen Lebens.

Wenn man unbefangen die Haltung betrachtet, die er in so einflußreicher, aber auch verantwortungsschwerer, in so bevorzugter, aber auch exponierter Stellung bisher beobachtet hat, so wird man sich nicht verhehlen können, daß die Prüfung entschieden vorteilhaft ausfällt im Vergleich etwa zu einem Rückblick auf jene Periode unserer Politik, die in der Geschichte als das nationalliberale Zeitalter fortleben wird. Die Leute, die dem Zentrum eine Vorliebe für den politischen Schacher mit Konzessionen nachsagen, sollten an die Jahre denken, wo die Fraktion des nationalen Liberalismus aus Heißhunger nach dem Linsengericht

[1]) Ein katholischer Schriftsteller hat unter dem Namen „Veremundus" eine Broschüre veröffentlicht, die in einer scharfen Verurteilung der katholischen Belletristik gipfelte. „Veremundus'" Büchlein hat wie ein Funke im Pulverfaß gewirkt. Wir haben in anbetracht der Wichtigkeit dieser Frage einem Protestanten das Wort erteilt, der eine Reihe von Studien in der „Gesellschaft" veröffentlichen wird. D. Red.

Digitized by Google

der Gewerbefreiheit und Goldwährung willig die demokratischen Erstgeburtsrechte hingab, oder wo der geistvollste Doktrinär des manchesterlichen Kapitalismus, Ludwig Bamberger, das polizeiliche Einschreiten gegen den „Katheder-kommunismus" — so nannte er die unbequemen Regungen der sozialen Neugeburt der Nationalökonomie — forderte. Es wird sehr schwer sein, dem Zentrum solche Versündigungen nachzuweisen. Seine Verteidigung der politischen und wirtschaftspolitischen Rechte des Volkes ist von rühmlicher Energie; und aus seinen gefährlichen Forderungen, etwa eines Volksschulgesetzes oder der lex Heintze, war es stets so ehrlich, nicht das geringste Hehl zu machen. Es muß gesagt sein: wenn der Ultramontanismus hätte pharisäische Selbstgerechtigkeit zur Schau tragen wollen, man hätte es nicht unbegreiflich finden dürfen. Er hat auch das nicht gethan. Die maßgebenden klerikalen Kreise haben sich nicht gescheut, zur Selbstkritik fortzuschreiten. Nicht in geheimer Beratung, sondern auf der feierlichen, großen Musterung ihrer Scharen, der 45. Generalversammlung deutscher Katholiken in Krefeld, vor der denkbar unbeschränktesten Öffentlichkeit, hat sich jene merkwürdige Diskussion abgespielt, die unter dem Namen der „Inferioritätsdebatte" einen wichtigen Denkstein in der Geschichte des deutschen Katholizismus darstellen wird. Es handelte sich um die Frage: ob der äußeren Machtstellung des Katholizismus auch eine innere Überlegenheit entspreche, oder ob hier nicht in der That ein Mißverhältnis bestehe, indem der Anteil des katholischen Volkes an der Geisteskultur ein allzugeringer, das Niveau seines geistigen Lebens ein entschieden niedrigeres sei, als das der protestantischen Kreise.

Man würde freilich fehlgehen, wollte man nun den Schluß ziehen, diese Selbstkritik habe in der idealen Wahrheitsliebe des Katholizismus ihre Wurzeln. Das ist hier sowenig wie irgendwo sonst der Fall. Selbstbesinnung und Selbstkritik setzen im Völkerleben erst dann ein, wenn gewisse mit Bestimmtheit berechnete Erfolge entweder garnicht eintreten oder doch unter dem erhofften Minimalwert bleiben. Ja, auch da sucht man gern die Ungunst der gegebenen Konstellation als tröstende Begründung des Fehlschlags heranzuziehen, und erst wenn die Mißerfolge sich unter anders gearteten Verhältnissen wiederholen oder die Minderwertigkeit des Erreichten durch wechselnde Gruppierung aller übrigen Faktoren hindurch fortdauert, beginnt das Selbstvertrauen zu wanken, zunächst leise und uneingestanden, dann stärker und bewußt, aber immer noch verhüllt, bis ein paar geradsinnige Köpfe die Fenster aufreißen und das Licht der Kritik hereinlassen. Dann ist es meist noch

Digitized by Google

von der Machtstellung, dem Ansehen dieser ersten Ehrlichen abhängig, ob man sie verleugnet oder sich entschließt, ihrem Beispiele zu folgen. Diese Entwickelung läßt sich ziemlich ausnahmslos für alle Verjüngungen von Parteien und Interessengruppen im wirtschaftlichen, politischen, religiösen, wissenschaftlichen und künstlerischen Leben und Treiben nachweisen, und es liegt kein Grund vor, für entsprechende Vorgänge innerhalb des Katholizismus eine abweichende Form des Ursprungs und der Ausbreitung vorauszusetzen. Darum wird es unumgänglich sein, von einem hinreichend weit zurückliegenden Punkte der Vergangenheit aus in großen Zügen den verschiedenen Phasen öffentlicher Geltung und Machtstellung nachzugehen, die der Katholizismus in Deutschland bis zu dem Eintritte der im Inferioritätsvorwurf sich darstellenden Selbstkritik durchlaufen hat.

Die Reformation hatte der katholischen Kirche gezeigt, daß bei innerer Zersetzung auch die scheinbar unerschütterlichste äußere Macht vor gewaltigen Überraschungen nicht zu schützen vermag. Diese Erkenntnis ist der eigentliche Niederschlag des tridentinischen Konzils, das zwar die Forderung der ergebnislosen Versammlungen von Pisa, Konstanz und Basel, „an Haupt und Gliedern zu reformieren", sehr bescheiden verwirklichte, immerhin aber der Auslegung und Ausübung der katholischen Lehre festere Grenzen setzte, sodaß Entartungen, wie sie den auslösenden Reiz für die lange gärende Mißstimmung bei der Reformation dargestellt hatten, sich künftighin unmöglich wiederholen konnten. Gleichzeitig ward durch die Begründung und Anerkennung der „Gesellschaft Jesu" ein neues Ferment in den Katholizismus gebracht, einer Clique Einfluß gesichert, die zwar mit skrupelloser Realpolitik der Kirche die Beherrschung aller Lebensgebiete erobern und sichern zu helfen bemüht war, gleichzeitig aber eine feinere Witterung für das besaß, was man der durch die religiösen Emanzipationskämpfe mindestens aufmerksam gewordenen Masse bieten durfte. Im dreißigjährigen Kriege entfaltete dann der Jesuitenorden seine Diplomatie im großen Stile; wie er durch seinen Einfluß in Wien den gehörig ausgenutzten Wallenstein im geeigneten Moment zu beseitigen wußte, so würde er auch der katholischen Partei die Friedensansprüche diktiert, d. h. den deutschen Protestantismus für alle Zeit vernichtet haben, wäre dieser nicht durch das Eingreifen Frankreichs und Schwedens gerettet worden, sodaß er im westfälischen Frieden unverhältnismäßig günstig abschnitt. Bei der kleinstaatlichen Zerrissenheit des römisch-deutschen Reiches bietet für die folgende Zeit, die naturgemäß in allen Gegenden der wirtschaftlichen

Digitized by Google

Hebung gewidmet ward, die religiöſe Entwickelung nichts Bedeutſames. Während der Katholizismus über die kompakten Ländermaſſen der habsburgiſchen und wittelsbachiſchen Krone verfügte, kryſtalliſierte ſich die proteſtantiſche Kultur immer enger um den noch kleinen, aber ſchon unvergleichlich feſten Grundſtock der brandenburgiſch-preußiſchen Macht, eine Gliederung, die ſich in der Erwerbung Schleſiens durch Friedrich den Großen nur fortſetzte. Das propagandiſtiſche Treiben der Geſellſchaft Jeſu hatte in dieſem Fürſten einen unerbittlichen Gegner, und erſt als ſein Nachfolger mit dem berüchtigten Religionsedikt des Miniſters Wöllner für die evangeliſche Orthodoxie Ähnliches proklamieren wollte, wie die Jeſuiten es für Rom anſtrebten, die totale Unterwerfung aller Gebiete des geiſtigen Lebens, erſt da mochten auch die klerikalen Hoffnungen in Preußen neuaufleben — denn kirchliche Reaktion pflegt zum mindeſten innerlich ſtets beiden Bekenntniſſen orthodoxer Färbung Nutzen zu bringen. Da ſtieg das Geſtirn Napoleons I. auf, und im Jahre 1803 verſetzte der Reichsdeputationshauptſchluß der katholiſchen Kirche in Deutſchland den ſchwerſten Schlag, den ihre weltliche Machtſtellung ſeit Jahrhunderten erlitten, durch die Säkulariſierung der geiſtlichen Fürſten. Allerdings war gerade durch ſie, wie Hermann Schell treffend bemerkt, für die betreffenden Landſtriche der Anſtoß zu reger Ausnutzung der Bodenkräfte und damit zu bedeutendem wirtſchaftlichen Aufſchwung gegeben; aber für den Augenblick empfand doch Rom nur die ungeheure Machtentkleidung, die in dieſem Akte ausgeſprochen war. Die Befreiungskriege drängten für die nächſte Zeit alle andern Intereſſen in den Hintergrund; der nationalen Erhebung aber folgte die tiefgreifendſte innerliche Katholiſierung, die im deutſchen Norden je zu beobachten geweſen iſt. Auf die klaſſiſche Periode deutſcher Dichtung, die in ihren bedeutendſten Geſtalten eine aus Heidentum und Proteſtantismus gemiſchte Weltanſchauung erkennen ließ, folgte nach dem kurzen Zwiſchenſpiel der politiſchen Lyrik die Romantik, die in die dunklen Tiefen des Mittelalters flüchtete und anfangs mit bedeutſamer Kraft die nationale Vergangenheit der helleniſchen des Klaſſizismus entgegenhielt, dann aber ſich mehr und mehr in myſtiſche Glaubensformen einlebte und endlich ihre hervorragendſten Vertreter in den Schoß der katholiſchen Kirche führte, ſofern ſie nicht überhaupt aus ihm hervorgegangen waren. Das katholiſche Habsburg legte die eiſerne Fauſt nicht ſeines ſchwachen Kaiſers, aber des jeſuitiſch ſchlauen und feſten Fürſten von Metternich über Deutſchland, jeden freien Hauch des proteſtantiſchen norddeutſchen Geiſtes

Digitized by Google

grausam erstickend. Friedrich Wilhelm III., der für Geistesfreiheit nicht übermäßiges Verständnis besaß und zudem in Österreich seinen besten und treuesten Freund sah, ließ alles das ruhig sich entwickeln, und erst gegen Ende seiner in wirtschaftlicher Hinsicht durchaus lobenswerten Regierung beschwor die Frage der Mischehen einen schweren Konflikt zwischen ihm und den Erzbischöfen von Köln und Posen herauf. Er ward jedoch durch den Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV., der unter dem Einflusse von Radowitz und Bunsen stark zu einer romantisch-katholischen Anschauung neigte, zu gunsten der Kirche beigelegt, und vom Jahre 1848 an drängt die gewaltige Einheitsbewegung des deutschen Volkes bis zur Aufrichtung des neuen Reiches alle andern Fragen in den Hintergrund.

Mittlerweile hatte die innere Entwickelung des Katholizismus eine Bahn eingeschlagen, deren Ziele keinem noch so optimistischen Beurteiler Roms verschleiert sein konnten. Am 16. Juni 1846 war der Erzbischof von Spoleto, Graf Johann Maria von Mattai-Ferretti, als Pius IX. auf den päpstlichen Stuhl erhoben worden. Während er in seiner äußeren Politik die nationalen Einigungsbestrebungen Italiens anfangs unterstützte und durch diese Haltung überschwängliche Hoffnungen weckte, ließ er in den rein kirchlichen Fragen vom ersten Tage an keinen Zweifel über seine rein jesuitische Auffassung von Lehre und Organisation. Wenn er schon repräsentativ die ganze pompöse Prachtentfaltung der Kirche zu nützen wußte, so stellte sich das doch nur als Mittel zu einem höchsten Zweck, der Creïerung der päpstlichen Infallibilität, dar. Langsam aber sicher schritt er, von Erfolg zu Erfolg, diesem Ziele entgegen. Dem Dogma der unbefleckten Empfängnis Mariä folgte die fulminante Verdammung der modernen Ideenwelt durch den Syllabus; und 1869 durfte er den entscheidenden Schritt thun, die Spitzen der internationalen Hierarchie zu einem Vatikanischen Konzil nach Rom zu laden, auf dem die päpstliche Verkündigung ex cathedra in Fragen des Glaubens und der Sitte für infallibel erklärt werden sollte. Zwar rief diese Ladung unter den deutschen Bischöfen samt ihrem Klerus alle möglichen Äußerungen der Opposition von kopfschüttelndem Staunen bis zu hitzigem Widerspruch hervor; die Sezession der Altkatholiken aber, zu der die Mißbilligung des linken katholischen Flügels sich verdichtete, blieb sektenhaft im kleinsten Stile, und allen voran stritt der Erzbischof von Mainz, dessen Gesinnung in diesen Fragen schon längere Zeit bekannt war, begeistert mit der ganzen Kraft seiner mächtigen Persönlichkeit für das Dogma,

Digitized by Google

das die Träume des Thomas von Aquino in Wirklichkeit umſetzen ſollte.

Es war kein Zufall, daß dieſe vorvatikaniſche Hälfte der pianiſchen Epoche in Deutſchland ſtarke Reflexe weckte. Zwar hatte die erſte Ausſtellung des heiligen Rockes zu Trier gezeigt, daß auch ohne einen jeſuitiſch denkenden Papſt der kraſſeſte Aberglaube in den katholiſchen Maſſen gehorſamen Zulauf findet; aber vor allem war es der Syllabus, der das deutſche Geiſtesleben im engeren berührte. Denn gegenüber der Trägheit der romaniſchen Völker — abgeſehen von Frankreich — war gerade die germaniſche Welt die Vertreterin großer moderner Ideen. Und auch in Frankreich zehrte man mehr von den Traditionen einer eſpritreichen Vergangenheit, wie ſie in den Männern des Salons Holbach ſich verkörperte, und die erſten wiſſenſchaftlichen Vorkämpfer der von Goethes Genius vorgeahnten Evolutionsidee, Geoffroy St. Hilaire und Lamarck, waren dem übermäßigen Gegengewicht eines Cuvier und Agaſſiz unterlegen, in denen die anthropozentriſche Anſchauung ihre letzten hervorragenden Stützen fand. Charles Darwins revolutionierendes Buch über die Entſtehung der Arten aber fand in Deutſchland ſeinen erſten und feurigſten Jünger in der phantaſiereichen Künſtlergeſtalt Ernſt Häckels; und während in Frankreich die neue Lehre nur ſehr langſam, in die ſüdlichen Länder faſt garnicht (um jene Zeit wohl nur durch Jakob Moleſchott) Eingang fand, zogen in England und Deutſchland Huxley, Häckel, Vogt, Wallace und andere ihre letzten und kühnſten Konſequenzen. Während aber in England wiederum verſucht wurde, auch dieſe noch mit dem poſitiven Glauben zu vereinen — Darwin ſelbſt hielt den Glauben an einen perſönlichen Gott für nicht gefährdet durch ſeine Ideen —, bedeutete der Darwinismus für das deutſche Geiſtesleben den in ſeiner raſenden Geſchwindigkeit beiſpielloſen Sieg des philoſophiſchen Materialismus und religiöſen Atheismus, der in den Schriften der Junghegelianer Ludwig Feuerbach und David Strauß herangereift war und nun in Vogt, Büchner, Czolbe und Moleſchott teils cyniſche, teils ſeichte, teils geiſtvolle Vertreter fand, denen allen die „Hypotheſe eines Gottes“ überflüſſig, und alles, was an Religion erinnerte, ſelbſt der blaſſeſte Pantheismus, als rückſtändiger Aberglaube erſchien. Die Ethik dieſer Richtung proklamierte den „freien“ Konkurrenzkampf, wie er dem politiſchen Liberalismus als Ideal vorſchwebte, und wenngleich die meiſten *Lehrer* des Stoffevangeliums ſich in die Lappen brüderlicher Phraſen hüllten, ſo iſt doch um jene Zeit praktiſcher und philoſophiſcher Materialismus in der *Maſſe*

Digitized by Google

der Gläubigen, d. h. der nationalliberalen Bourgeoisie, kaum noch zu trennen. Man kann sich vorstellen, mit welch ätzendem Hohne die „Thaten" Pius IX. in diesen Kreisen überlaugt wurden. Die Inferiorität der Katholiken war etwas ganz Selbstverständliches, über das es keine Diskussion gab; galt doch alles als rückständig, was nicht bedingungslos auf das atomistische Lehrgebäude schwor.

Indessen hätte die Stimmung des Bürgertums nationalliberaler Richtung gegenüber der römischen Kirche den Kreis souveräner Verachtung wohl nicht durchbrochen, wenn nicht Erscheinungen eingetreten wären, die sich den atheistischen Schichten als Gefahren ernstester Art darstellten. Die kapitalistische Entwickelung, auf der Proletarisierung des Kleinbürgertums fußend, hatte neben dem Unternehmer den Lohnarbeiter geschaffen, und den früher nur utopisch aufgetauchten sozialistischen Ideen war nun ein mächtiger Hebel zum Angriff gegeben. Einer der seltsamsten Zufälle fügte es, daß fast um die gleiche Zeit dem Sozialismus sein größter Theoretiker in dem unerbittlich konsequenten Denker Karl Marx und sein größter Agitator in der hypnotisierenden Persönlichkeit Ferdinand Lassalles erstand. Die Bourgeoisie unterschätzte die rasch zu mächtigen Wogen anschwellende Bewegung, mit der sie immer noch im rechten Augenblick fertig zu werden meinte, als etwas ganz Merkwürdiges geschah. Derselbe Mann, den man als den glühendsten Verfechter jesuitisch-pianischer Wünsche in Deutschland kannte, Erzbischof Ketteler von Mainz, interessierte sich lebhaft für Lassalles Erfolge und proklamierte dann in einem glänzend geschriebenen Buche den katholischen Sozialismus. Und ein erlesener Stab von Priestern, an der Spitze der gewandte Moufang, nahm des Prälaten Ideen zu eifriger Verbreitung auf.

Das Hohnlachen der Bourgeoisie klang wenig echt. Sie hatte damit gerechnet, daß das Infallibilitätsdogma der Kirche in Deutschland den Hals brechen würde; sie hatte gejubelt, als die Einigung Italiens der weltlichen Herrschaft des Papstes ein jähes Ende bereitete. Jetzt erblickte sie in Kettelers Bekenntnis einen Trick, der die unter die Unfehlbarkeit gezwungene Masse von den durch die altkatholische Sezession geweckten Gedanken ablenken, wie man so sagt: mit einem Zuckerbrot entschädigen sollte. Wir haben hier nicht zu untersuchen, ob dieser Vorwurf begründet war — für Ketteler selbst traf er keinesfalls zu —, sicherlich bangte dem Bürgertum vor den Erfolgen dieses Einschwenkens ins soziale Lager, und es wußte die preußische Regierung zum Kampfe gegen Rom zu treiben. Der Verlauf dieses unseligen Wagnisses

Digitized by Google

interessiert uns in seinen einzelnen Phasen nicht. Die Antwort der angegriffenen Kirche war nicht weniger bodenlos, als die Behandlung, die man ihr zudachte; und alle Brutalitäten der Staatsgewalt werden durch die maßlose Frechheit ausgeglichen, die aus dem Briefe Pius IX. an den Kaiser sprach und zu einer geradezu fesselosen Hetze der Kapläne in ihren Kreisen das Signal gab. Schließlich unterlag der Staat. Die Nationalliberalen hatten Ende der siebziger Jahre abgewirtschaftet, Bismarck brauchte neue politische Kombinationen und war gern bereit, mit dem liebenswürdigeren Leo XIII., der nach Pius Papst geworden war, Frieden zu schließen. Durch den fünfzehnjährigen Kampf aber hatte er eins bewirkt: der deutsche Katholizismus, in dem sich nach dem vatikanischen Konzil bedenkliche Divergenzen bemerkbar machten, war in kompakter Masse ultramontan geworden. Er stellte nunmehr die Macht im Staatsleben dar, die wir eingangs schilderten. Die sozialistischen Ideen empfingen durch die berühmte Encyklika Rerum novarum ihre genaue Umgrenzung, die ein sympathisches sozialreformerisches Programm gestattete und der klerikalen Partei nicht nur das katholische Kleinbürgertum und die Arbeiterschaft, sondern auch das Recht sicherte, von den sozialgesinnten Parteien in allen derartigen Fragen als das kleinere Übel im Vergleich zu der konservativ-nationalliberalen Bourgeoisie betrachtet zu werden. So hatte der römische Katholizismus zwanzig Jahre nach der tiefsten Demütigung seines Oberhauptes in dem nicht mehr habsburgischen, sondern protestantisch-hohenzollernschen Deutschland sich eine Stellung geschaffen, die ihn zu einem maßgebenden Faktor des öffentlichen Lebens stempelte.

Und nun forderte dieser Faktor kategorisch seine Berücksichtigung auf allen Gebieten des staatlichen Lebens, nicht nur parlamentarisch; und in diesem Augenblicke zeigte es sich, daß die Rechnung und Berechnung nicht stimmte. Dem Schrei nach Parität kam eine bittere Antwort. Achselzuckend mußte die Regierung durch die offiziöse Presse erklären lassen, daß sie die Katholiken nicht nach Maßgabe ihres Prozentsatzes berücksichtigen könne, weil die katholischen Kreise in der Wahl höherer Berufe sichtlich im Rückstande seien. Auf die deutschen Gymnasien entsendeten 2,77 pro Mille die Protestanten, 17,37 pro Mille die Juden, aber nur 2,14 pro Mille die Katholiken von ihrer vollen Bekennerzahl. Und als die Zentrumspresse erwiderte: das kommt daher, daß die katholischen Eltern ihre Söhne keiner aussichtslosen, durch staatliche Imparität aussichtslosen Laufbahn ausliefern wollen — da konnte ihr der Bescheid werden, daß für die Juden die Imparität doch eine weit

Digitized by Google

ausgemachtere sei, daß vor allem aber in den unabhängigen, sogenannten „liberalen Berufen“ das Verhältnis noch weit ungünstiger für die Katholiken ausfalle, daß ferner die Realschulen ein ebenfalls viel ungleicheres Verteilungsbild mit katholischem Minus aufwiesen, als die vollberechtigten Gymnasien. Und die „Münchener Neuesten Nachrichten“ widmeten, wohl nicht ohne Billigung der Regierung, der Paritätsfrage den folgenden Satz: „Die Katholiken werden trotz aller Deklamationen mit mathematischer Sicherheit allmählich aus den bedeutenderen und einflußreicheren Stellungen des Geisteslebens und Erwerbslebens der Nation verdrängt werden. Sie werden zunächst verarmen, und infolge dieser Verarmung werden sie immer weniger in der Lage sein, ihre Kinder in höhere Schulen zu schicken. Das bereits bestehende Mißverhältnis wird sich noch steigern, und schließlich wird kein Mahnruf mehr helfen, da die Mittel fehlen, ihm Folge zu leisten.“

Das war eine trübe Prognose: hier stellten sich Parität und Inferiorität als zwei Momente dar, die, unaufhörlich aufeinander zurückwirkend, die Tendenz zur gegenseitigen Steigerung in sich trugen. So ernste Worte hätten der ultramontanen Welt die Augen öffnen sollen über das, was für sie zu thun war. Noch aber verharrte man in hartnäckigem Pharisäismus. Mit dem Hinweis auf die Geistesarbeit, die im Laufe der Zeit allein der Jesuitenorden geleistet habe, verband sich die immer erneute Forderung seiner Rückberufung, mit der die Inferiorität der Katholiken ein Ende haben würde. Zur Abwechselung folgten wohl auch Drohungen mit der parlamentarischen Macht des Klerikalismus, die den Katholiken das Versagte zu erzwingen wissen werde. Da kam das Jahr 1896, und mit ihm der haarsträubende Abschluß des Diana Vaughan-Schwindels, auf dessen Glatteis Leo Taxil die höchsten römischen Würdenträger zu locken gewußt hatte. Noch nie hatte der Jesuitismus so entlarvt am Pranger gestanden. Zwar brüstete sich die klerikale Presse Deutschlands, von vornherein das Treiben verurteilt zu haben; allein man fühlte, daß ihr nun doch selber bange ward um das Ansehen einer Kirche, die so wahnwitzigen Aberglauben nicht einmal gebührend von sich abzuschütteln wagte und doch auf Parität Anspruch erhob. Vielleicht hätte man aber auch jetzt noch trotzig geschwiegen, schon um vor den protestantischen Gegnern sich keine Blöße zu geben. Da fand sich eine mutige Stimme, die den deutschen Katholiken die halb gefürchtete, halb ersehnte Wahrheit sagte. Der Rektor der Universität Würzburg und Professor der Apologetik Dr. Hermann Schell leitete mit seiner Broschüre über den „Katholizis-

Digitized by Google

mus als Prinzip des Fortschritts“ die Selbstkritik des katholischen Deutschland ein. Das Signal zur offenen Debatte über die Inferiorität unter den Katholiken selbst war endlich gegeben.

Fidus.

Von Rudolf Klein.

(Berlin.)

Daß die deutsche Kunst, das deutsche Geistesleben überhaupt, nach 1870 bedenklich gestockt hat, das einzusehen, müßten sich selbst die eifrigsten Fürsprecher der Modernen bequemen, sofern ihnen nicht jede Einsicht mangelt. Jenen guten Durchschnitt, der von einer stattlichen Anzahl hervorragender Persönlichkeiten um ein bedeutendes überragt wird, wie ihn und jene die modernen Kunstströmungen in allen außerdeutschen europäischen Ländern gezeitigt, haben wir nicht zu verzeichnen. Es ist nur zu charakteristisch, daß z. B. in der bildenden Kunst neben kümmerlichen Ansätzen die drei markantesten Typen der Gegenwart, Böcklin, Thoma, Klinger, außerhalb jeder Schule stehen und entstanden sind, als Einzelpersonifikationen des Volksgeistes zu betrachten, nicht aus dem Zeitgeist, sondern trotz dieses entstanden sind. Vielleicht ist es aber gerade ein Vorzug für die deutsche Kunst und wird ihr nun, nachdem die übrigen Länder sich ausgegeben, das kommende Jahrhundert gehören! — An ausgeprägten Persönlichkeiten unter den gegenwärtig Schaffenden ist freilich kein Überfluß. Zu den wenigen, die uns etwas Eigenes zu sagen haben, deren Eigenheit aber ungünstiger äußerer Umstände wegen nicht in das Gesamtbewußtsein zu bringen vermag, gehört einer, dem in diesen Wochen ein Zimmer im Berliner Salon Gurlitt gewidmet war: Fidus. —

Wenn ein Künstler aus ökonomischer Mißlage seine Kunst in irgend einen Dienst stellen muß, der ihm die besten Seiten beschneidet, so ist dies schon höchst bedauerlich, bedauerlicher ist jedoch noch, wenn die Gegenwartsverhältnisse an sich so liegen, daß ein volles Bethätigungsvermögen ausgeschlossen ist. Dies scheint mir bei Fidus der Fall zu

Digitized by Google

sein. Fidus, der hauptsächlich leider nur in litterarischen Kreisen bekannt ist und seine Anhänger zählt, weil er seine Kunst in den Illustrationsdienst ihrer Werke stellt, muß oft den Vorwurf, daß ihm die Kraft zur Größe mangle und er nur ein „Zeichner" sei, hören, obgleich dieser Bethätigungszweig für ihn doch eigentlich nur ein notwendiges Übel ist. Seine Kunst, so „klein" sie sich bisher in der äußeren Form gegeben hat, scheint mir ihrem Wesen nachgerade in das Gebiet der „großen" Kunst, der al fresco-Kunst zu fallen, sie scheint eine Kunst, die ohne Architektur unhaltbar, der eine fehlende, entsprechende Architektur die Entwicklungsfähigkeit wie Geltungsmöglichkeit nimmt. Innerlich wie äußerlich vollständig verschieden, berührt die Kunst Fidus' sich in diesem Punkt mit der eines anderen Malers, der schon der Sterilität zu verfallen droht, da es keine Wände für seine Bilder giebt — Sascha Schneider, der ebenfalls zum Freskomaler prädestiniert scheint. — Die Unmöglichkeit einer architektonischen Verwendung der Kunst beider Maler beruht auf ihrer individuellen Eigentümlichkeit. Sie bedürfen einer Architektur (Fidus hat sich eine solche selbst konstruiert), die unserem Klima völlig widersprechend. Beide Künstler scheinen ein geographischer Irrtum. Ist die Kunst Sascha Schneiders slavisch, mongolisch, ja assyrisch, so wirkt die Fidus' indisch. Seine Kunst hat etwas Klares und Lichtes, so daß wir sie uns eigentlich nur unter der Sonne des Ostens denken können. Tempelwände müßte sie schmücken. Sie gehört in eine lichte Atmosphäre, in die freie Luft. Seine Menschen, denen jedes Kleidungsstück zu viel ist, müssen sich in unseren Zimmern höchst unbehaglich fühlen. Es ist eine Sonnenaufgangskunst. Das ganze Wesen seiner Eigenart finden wir in seinem Menschen — vor allem Weibtypus konzentriert. Das Wesen seiner Menschen hat etwas Vorsintflutliches und Jenseitiges. Ein Ewigkeitsring von Lust scheint ihr Dasein, da der Tod, den es nach unserem Begriff für sie nicht giebt, ihnen kein Schmerz ist. Sein Mensch ist der Mensch, wie ihn die Natur sich gedacht, als sie sich zeugungslustig fühlte — und wie er nicht geworden ist. Ein Hauch aus dem Garten Eden umweht ihn. Sein Mensch ist ein Vegetarier und Antivivisektionist, der sich von köstlichen Früchten nährt, in dessen Adern nicht das dicke, faulende Blut der Fleischfresser fließt, das so leicht in seelische Krebsrosen ausschlägt — die Adern seiner Menschen scheinen geschwellt von weißblauem Odlicht, das sie kreisend ausstrahlen. Sie kennen keine Furcht und, so schmächtig sie sind, sind sie den Elementen gewachsen, nicht dem Schicksal, das es für sie nicht giebt, wie es keinen

Digitized by Google

Tod für sie giebt. Nichts ist ihnen ferner als die Sünde! Und das Lustgefühl der Zeugung unterscheidet sich bei ihnen in nichts von dem jeder Stunde — wie bei Gott und Tier! —

An ausgeprägten Persönlichkeiten hat die gegenwärtige Kunst keinen Überfluß, Fidus ist eine solche, und wenn seine Kunst nicht zur vollen Entwicklung gelangt und noch nicht in die Gesamtheit überzugehen vermag, so sollte man die Gründe hierfür nicht in ihrem Wesen und der Begabung des Künstlers suchen, sondern in den Gegenwartverhältnissen, denen sie fremd ist.

Aus dem Münchener Kunstleben.

Lange schwieg ich von der Münchener Musik. Wenig Erwähnenswertes lag vor. Felix Weingartners Einzug in den Kaimsaal, Stavenhagens in das Hoftheater als Richard Straußens Nachfahre. Weingartner ist ein Taktiker. Er befestigt sich erst durch virtuose Klassiker-Aufführungen in der leicht zu erobernden Gunst des Münchener Konzertpublikums, ehe er Farbe bekennt und zeigt, daß bei ihm die Jungdeutschen Trumpf sind. So lugte in seinen ersten vier Konzerten kaum einmal Liszt und eine Wagner-Ouvertüre aus seinen respektabel konservativen Programmen hervor. Man kann im übrigen jetzt schon die Anzeichen eines bald im üppigsten Flor prangenden Weingartner-Kults herausfühlen. Pflicht der objektiven Kritik aber ist es, über dem hellen Licht auch des Schattens nicht zu vergessen. Weingartner ist der größte Subjektivist und Stimmungsmensch, der je vor einer Partitur stand; brennt ihm aber jenes heilige, stillglühende Feuer in der Brust, wie etwa Ferdinand Löwe, der mit edler Selbstverleugnung und absoluter Hingabe seines Ich gewissermaßen unpersönlich seinen Meistern gegenübertritt? Interessant war ein Vergleich zwischen den Auffassungen Weingartners und Kellermanns, die beide Liszts „Préludes" dirigierten, wobei der Pianist und Laien-Dirigent den Vogel abschoß. Kellermann hat mit einer Gesamtaufführung der 12 sinfonischen Dichtungen eine That vollbracht. Die Liszt-Parteipäpste stürzten aus einem Entzücken in das andere. Die Beckmesser jammerten von einer „Überlisztung Münchens".

Richard Strauß riß als Nachfolger Weingartners in Berlin die Gemüter der Reichsintelligenzzentrale durch einen einzigen „Tristan" mit sich fort, Stavenhagen, der Nachfolger Straußens, schläferte uns dafür mit einem temperamentlosen „Hans Heiling" ein. Freilich brachte er auch mit kühnen Wagemut im letzten Akademiekonzert Strauß' Till-Eulenspiegelei für allergrößtes Orchester heraus. Das lebensprühende Werk, das dem innersten Wesen eines Stavenhagen fremd sein muß, kam etwas grobschlächtig aus der Partitur. Alfresko-Effekte, grobe Pinselführung für

Digitized by Google

zierlichen Schwung der Linie und intime Detailweberei, die in keiner sinfonischen Dichtung Straußens so not thut, wie in diesem genialen Schelmenrondo. Tamen est laudanda voluntas! Der Saal hallte wieder von stürmischen da capo-Rufen.

Des großen, verkannten Alexander Ritter tapfere Tochter Hertha gab jüngst zu gunsten eines Münchener Richard Wagner-Denkmals einen Liederabend, der moderne Lyrik von Thuille, Strauß, Hausegger, Ritter, Stavenhagen, Mauke, Wagner auf dem Programm hatte, ein Programm, das noch vor 5 Jahren hier unmöglich gewesen wäre. Auch des den Lesern der „Gesellschaft" bekannten Violinkünstlers Oskar Biehr Konzert, das uns die Bekanntschaft mit Moszkowskis Violinkonzert op. 30 vermittelte, sei anerkennend hervorgehoben aus der Flut der belanglosen, kleinen Solistenkonzerte.

Die Münchener Litterarische Gesellschaft brachte in ihrer ersten Matinee gleich zwei Premieren heraus: „Der Thor und der Tod" von Hugo von Hofmannsthal und das dreiaktige Schauspiel „Niemand weiß es" von Theodor Wolff, dem Pariser Korrespondenten des „Berliner Tageblattes". Beide Werke, aus verschiedenem Geiste geboren und von sehr ungleichartigem Wesen, wurden sehr verschieden aufgenommen. Des 24jährigen „deutschen Maeterlincks" fein gearbeitete Allegorie errang sich einen impulsiven und rein künstlerischen Erfolg. Wolffs platte Burleske wider Willen wurde schweigend zu Grabe getragen. Der Grundgedanke des teils in Jamben, teils in freien Rhythmen geschriebenen dramatischen Gedichts des feinsinnigen Wiener Symbolisten ist wohl in der Weltlitteratur schon hier und da einmal aufgetaucht, aber durch Hofmannsthal jedenfalls in eine bannende, volltönend poetische Form gebracht. Der Zauber seiner Wortmusik umstrickt den Hörer, wir fühlen die Seele wie von einem fremden Hauch erzittern. Stimmungskunst, in Wohllauten schwelgend! — Eine faustisch veranlagte Natur — im eigentlichsten Sinne ein Dekadent — windet sich unter der Schalheit des Lebens, bis der herbeigewünschte Tod ihm beweist, daß er das Leben gar nicht kannte, es nicht genoß, in eitler Nichtigkeit dahintändelte. Im Augenblicke des Todes erkennt nun der Thor, was er verliert. Bei Hofmannsthal spielt sich dieser philosophische Gedanke, obgleich auf einem eigentlich zeitlosen Hintergrund, äußerlich in einem Byron-Manfred'schen Rahmen ab. Nur dem geläuterten Kunstgeschmack eines wahren Dichters konnte das heikle Problem gelingen, den Tod in persona und die Schatten dreier Verstorbener sprechend einzuführen, ohne das Erhabene ins Lächerliche zu verkehren. Als ein ernster, schöner Jüngling im schwarzen Gewand, die Geige in der Hand, mit rotem Mohngeranke die Stirn umschattet, tritt der Tod dem Claudio entgegen, da er nicht vermochte aus dem Chaos seines Lebens einen Garten zu formen. Dem mystischen Klange der Geige des Todes gehorchend, nahen nacheinander die Schatten seiner Mutter, die der wilde Knabe oft verletzte, ohne sie zu lieben, des jungen Mädchens, dessen Herz sein Wankelmut brach, des Jugendfreundes, den sein Eigendünkel zurückstieß. Nun, da der Löser alles Leides vor ihm steht, erschauert der Thor unter der Erkenntnis „wie schellenlaut und leer sein Leben war". Mit den Worten: „Da tot mein Leben war, sei du mein Leben, Tod" empfängt er willig die tödliche Berührung des nächtlichen Spielmanns.

Das Gedicht ist voll intimster Reize und starkpersönlicher Stimmung. Es eignet sich deshalb wohl mehr zur Rezitation als zur Aufführung, zumal, wenn die Darsteller mit dem hohlen Pathos der alten Schule arbeiten, wie es hier zum Teil der Fall war. Unser neuer Hofkapellmeister Stavenhagen hatte eine zarte, melodramatische Musik für die Fiebel des dunklen Befreiers geschrieben.

Digitized by Google

Tod für sie giebt. Nichts ist ihnen ferner als die Sünde! Un
Lustgefühl der Zeugung unterscheidet sich bei ihnen in nichts vo
jeder Stunde — wie bei Gott und Tier! —

An ausgeprägten Persönlichkeiten hat die gegenwärtig
keinen Überfluß, Fidus ist eine solche, und wenn seine Kunst
vollen Entwicklung gelangt und noch nicht in die Gesamthei
gehen vermag, so sollte man die Gründe hierfür nicht
Wesen und der Begabung des Künstlers suchen, sondern in
wartverhältnissen, denen sie fremd ist.

Aus dem Münchener Kunstlef

Lange schwieg ich von der Münchener Musik. Wenig Erw
Felix Weingartners Einzug in den Kaimsaal, S
Hoftheater als Richard Straußens Nachfahre. Weingartner
festigt sich erst durch virtuose Klassiker-Aufführungen in der
des Münchener Konzertpublikums, ehe er Farbe bekennt u
Jungdeutschen Trumpf sind. So lugte in seinen ersten vi
Liszt und eine Wagner-Ouvertüre aus seinen respektabel
hervor. Man kann im übrigen jetzt schon die Anzeichen e
prangenden Weingartner-Kults herausfühlen. Pflicht de
über dem hellen Licht auch des Schattens nicht zu vergesse
Subjektivist und Stimmungsmensch, der je vor einer Partit
heilige, stillglühende Feuer in der Brust, wie etwa Ferd
Selbstverleugnung und absoluter Hingabe seines Ich ge
Meistern gegenübertritt? Interessant war ein Ver
Weingartners und Kellermanns, die beide Liszt
der Pianist und Laien-Dirigent den Vogel abschoß.
aufführung der 12 sinfonischen Dichtungen eine Th
päpste stürzten aus e
„Überliszung Münc
Richard
der Reichsintellig
der Nachfolger S
Heilung" ein. F
Strauß' Til
sprühende Werk,
etwas grobschlä

Digitized by Google

... Possart hatte
... Symptome
...unst

...
en

... und
...eltsame
...nnen, die
...ter, als sie
...mere Stimme
...rechen kann, ob
...freierte, ließ uns
...aren. Ein Talent,
...ser Unsittenstück von
...unst prostituieren und

...s im gurkenfarben ange-
...auf ihre künstlerischen Dar-
...bereifrige Schwärmer ihr mit
...rner ihrer fin de siècle-Kunst
...ßen mußten. Vermittels solcher
...en, auch wenn man nicht die Pro-
... Willen der Yvette wäre.
...und Fülle giebt sie uns ihre Chansons
... ihrem Willen. Sie besitzt den höchsten
...ftes, den höchsten Grad von Mitteilungs-
...ft ein und suggeriert uns so eine Erregung
...ngenden Armen dastand und ernst und über-
...Lebens sang, mußte ich an die Lieder der Ada
...e des Lebens trinken müssen und beide rangen
...as gewaltige Entladen der Affekte, das ungeheure
...e haben beide Priesterinnen der sozialen Not und
...m. Aber die Italienerin düpiert uns nicht, wie die
... nn letztere vorbildlich wirkte und nach und nach alle
...nzuwandeln vermöchte, dürfen wir ihr selbst die „Kapi-
...therzigkeit, die sie ihren notleidenden Schwestern in Apoll
...Und wenn sie weiter vermöchte, auch die „Welt, in der man
...re neue, sublime Kunst wenigstens eine kurze Spanne aufzu-
...ns mit der blindgläubigen Welt gerne weiter von ihr „täuschen"
...pnotische Kraft glauben und uns nicht wieder von dem spon-
... einer „Autosuggestion" genarrt zu werden, irritieren lassen. Wir
...an einmal schwerfällig und skeptisch von Natur. Es ist daher kein
...n die wabernde Lohe meiner Begeisterung für Madame Guilbert dies-

Digitized by Google

Über das Produkt Theodor Wolffs kann ich mit wenigen Worten hinweggehen. Er behandelt das unsäglich abgenutzte Motiv aus dem europäischen Sklavenleben von dem Mädchen, das den einen liebt und den anderen heiratet, um versorgt zu sein. Der eine kommt und setzt dem anderen Hörner auf. Fluchtplan, Entdeckung, Duell. Diese Ingredienzien sind alle in der urprosaischen Sprache eines Berliner Tageblatt-Reporters, der auf seinen Wallfahrten einige neue Adjektiva fand, wie „purpurne Gedanken", und an möglichst unpassender Stelle Reiseschilderungen zum besten giebt, zu einer Reihe von zusammenhanglosen Szenenbildern verdichtet worden. Als erfahrener Journalist wußte Wolff wohl, daß dieses Motiv, im modernen Salonmilieu abgewandelt, zum Einschlafen langweilig wirken werde. Er übersetzte es demnach flugs ins Exotische und schuf einen äußerst stilechten japanischen Rahmen darum. Oder schuf er vielleicht eher die sogenannte Handlung für den Rahmen? „Niemand weiß es!" Alle aber wissen es, daß, trotzdem die ersten Japanwaren-Geschäfte Münchens sich mit heißem Bemühen um das brutale Ausstattungsstück verdient machten, Herr Wolff dennoch sein aufdringliches Spiel verlor.

Nun zu Ludwig Ganghofers „Meerleuchten". Warum konnte sich Ganghofer mit der Anerkennung, die einige seiner lobenswerten Romane gefunden, nicht begnügen? Die bösen „Modernen" haben's ihm angethan, und so wollte er durchaus auch mal tragisch, mal modern kommen. Aber o weh! ganz so leicht ging das doch nicht, wie es sich der „bayrische Anzengruber" wohl gedacht hatte. Was da herauskam, triefte von Anfang bis Ende von falscher Sentimentalität und rührseliger Verwaschenheit. Der Moderne wußte mit dem „Jugend-Motiv" nach Halbe'schem Muster nichts anzufangen, und auch der tragische Schwanz nach Hauptmann'schen Muster („Einsame Menschen"), als Elisabeth mit ausgebreiteten Armen hinab zum aufleuchtenden See wankt, zum See, wo „die fetten Karpfen hausen", ist nur eine plumpe Krönung der ganzen larmoyanten Familienblatt-Geschichte. Das künstlerische Fiasko dieser gefühlvollen Theater-Mache, in der auch nicht der leiseste Anlauf zu jener freien Ciselierkunst, die gleichsam die Seele bloßlegt, genommen wurde, konnte selbst Herr Bernstein mit seiner Hymne in den „M. N. Nachr." nicht aus der Welt schaffen.

Und gleich darauf war ihm selbst, Herrn Bernstein nämlich, im Residenztheater ein gleiches, ja, noch viel greifbareres Fiasko beschieden. Ein unantastbares Fiasko — trotz der sonderbaren Erfolg-Depeschen verschiedener Blätter! Daran ist nichts zu rütteln und zu deuteln! Max Bernstein, dessen juristisch-rhetorische und advokatorische Thätigkeit zu seinem Bedauern weit mehr Anerkennung findet, als seine theatralischen Experimente, seien es nun dramatische Salonplaudereien oder Märchenspiele in Fulda'schen Renaissance-Versen, kalkulierte mit dem Blick in der Richtung auf Erfolg nicht unrichtig, es werde zweifellos zur Verbesserung seiner Lage beitragen, wenn er mit dem in deutschen Landen zumeist aufgeführten Lustspielfabrikanten Blumenthal in geschäftliche Verbindung trete. Und sie gründeten eine neue litterarische Firma: „Blumenthal und Bernstein". Ihr gemeinsames Produkt nannten sie „Mathias Gollinger, ein Schwank aus dem Münchener Bierbrauermilieu". Bernstein hatte den Lokalton geliefert und Blumenthal die üblichen Witze dazu. Nein, ganz so nannten sie es nicht, der Titel lautete ominös: „Lustspiel", und das Kgl. Residenztheater trug keinerlei Bedenken, diese seichte Possenreißerei mit allen Prätentionen eines wirklichen Litteratur-Ereignisses dem Publikum aufzutischen. Viel Kraft wurde an dieses Jux-Geplänkel verschwendet. Alle Mitspielenden gingen mit einer Liebe und Verve auf die Nichtigkeit ein, als ob es gelte, einer großen Sache und

Digitized by Google

einem wirklichen Dichter zum Siege zu verhelfen. Selbst Herr v. Possart hatte nicht angestanden, die Regie zu übernehmen: kann man sich angesichts solcher Symptome der Vorahnung eines nahen Verfalls und einer groben Entartung unserer Bühnenkunst erwehren?

Daß Max Bernstein nach Kräften das Recht der freien Kritik zu beschneiden sucht und dem Referenten der „Gesellschaft" den Eintritt zur Generalprobe von „Mathias Gollinger" durch die Intendanz verweigern ließ, sei hier nur aus dem Grunde öffentlich angenagelt, weil es typisch ist für den keine Schleichwege scheuenden Geschäftssinn des Herrn Doktor.

Eines gewinnreichen Erfolges erfreuten sich vergangene Woche Direktor und Kassierer des Gärtnertheaters. Pfiff doch daselbst ein Vogel eine gar seltsame Lockweise. Helene Odilon als Zaza. Wer hätte es sich versagen können, die vielgenannte Wienerin zu sehen? Und jedenfalls war sie zu „sehen" amüsanter, als sie zu „hören". Selten wird man eine metallisch härtere, unbiegsamere, klangärmere Stimme vernommen haben. Ich weiß nicht, ob Helene Odilon auch anders sprechen kann, ob sie auch reiche, warme, innige Töne hat, — die Kokettenrolle, die sie hier kreierte, ließ uns sowohl hierüber, als auch über ihren künstlerischen Geschmack im Unklaren. Ein Talent, wie das ihre, sollte Interpret einer besseren Sache sein. Das Pariser Unsittenstück von Ort zu Ort schleppen und daran seine Kräfte zu messen, heißt die Kunst prostituieren und dem verdorbensten Geschmack Konzessionen machen. —

Da versteht es Yvette Guilbert, die gleichfalls im gurkenfarben angestrichenen Bracklitempel gastierte, schon besser, sich in Bezug auf ihre künstlerischen Darbietungen zu inszenieren. Freilich haben Reklame und übereifrige Schwärmer ihr mit scharfem Pfluge das Feld geackert, sodaß die Samenkörner ihrer fin de siècle-Kunst auch ohne viel „Eigenes" zu üppigster Frucht aufschließen mußten. Vermittels solcher Agrikultur vermag man zauberische Blüten zu treiben, auch wenn man nicht die Prophetin der sozialen Lyrik mit dem kraftgeschwellten Willen der Yvette wäre.

Aus einem Gefühl von Kraftsteigerung und Fülle giebt sie uns ihre Chansons und zwingt uns, sie von ihr zu nehmen nach ihrem Willen. Sie besitzt den höchsten Grad des verstehenden und erratenden Instinktes, den höchsten Grad von Mitteilungskunst. Sie geht in jede Haut, in jeden Affekt ein und suggeriert uns so eine Erregung ohnegleichen. Wie sie mit schlaff herabhängenden Armen dastand und ernst und überlegen von den Nachtseiten des Pariser Lebens sang, mußte ich an die Lieder der Ada Negri denken. Beide haben die Hefe des Lebens trinken müssen und beide rangen sich mit zäher Energie ans Licht. Das gewaltige Entladen der Affekte, das ungeheure Heraustreiben der Hauptzüge haben beide Priesterinnen der sozialen Not und menschlichen Verderbnis gemeinsam. Aber die Italienerin düpiert uns nicht, wie die schlaue Französin. Allein, wenn letztere vorbildlich wirkte und nach und nach alle „Barrisons" in „Guilberts" umzuwandeln vermöchte, dürfen wir ihr selbst die „Kapitalistin" und die rauhe Hartherzigkeit, die sie ihren notleidenden Schwestern in Apoll entgegenbringt, verzeihen. Und wenn sie weiter vermöchte, auch die „Welt, in der man sich langweilt", durch ihre neue, sublime Kunst wenigstens eine kurze Spanne aufzurütteln, so wollen wir uns mit der blindgläubigen Welt gerne weiter von ihr „täuschen" lassen und an ihre hypnotische Kraft glauben und uns nicht wieder von dem spontanen Verdacht, von einer „Autosuggestion" genarrt zu werden, irritieren lassen. Wir Deutsche sind ja nun einmal schwerfällig und skeptisch von Natur. Es ist daher kein böser Wille, wenn die wabernde Lohe meiner Begeisterung für Madame Guilbert dies-

Digitized by Google

mal durch leise Zweifel und ernüchternde Reflexionen herabgedämpft wurde. Trotz der Aureole, die brütende Phantasten, aufspürende Seelenrausch-Jäger und fanatische Sensationsgehirne um die rothaarige, interessante Häßlichkeit entflammten. Oder vielleicht gerade deshalb. Es ist heraus! Mögen mich die geläuterten Kunstrichter einen Provinzler schelten und mich eines künstlerischen Mankos bezichtigen. Ich kann nicht anders, Erleuchtung komme über mich, Amen! Wilhelm Mauke.

Kritik.

Lyrik.

Balladen von Eduard Stucken. Buchschmuck von Fidus. Berlin 1898, S. Fischer.

Mannigfache Zeichen weisen darauf hin, daß unsere Dichtung sich wieder der Ballade nähert. Noch herrscht die reinsubjektive Lyrik vor, der Frühlingssang der selbstbewußten Jugend, die das Ich in den Mittelpunkt der Welt stellt. Aber die Stunde kommt für jeden, da er seines Ichs müde wird, da er es als Staubkorn der Welt zurückgiebt, da er sich nach der Teilnahme an den Leiden und Freuden aller sehnt. Dann wendet er sich dem Roman und Drama zu, oder, wenn er der gebundenen Form treu bleibt, dem Epos und der Ballade. Ich habe die Empfindung, daß unsere männlich gewordene Dichtkunst den Weg zur Ballade suchen und finden wird. Das neuerwachte Interesse an den Sagen und Geschichten unseres alten, großen Heldentums scheint mir ein beachtenswertes Zeichen der Entwicklung zu sein. Nicht mit subjektiven Stimmungen läßt sich diese Welt der mächtigen Persönlichkeiten, der großen Leidenschaften ausschöpfen — sie verlangt den schwerterklirrenden Schritt der Ballade. Das Balladenbuch von Eduard Stucken hat vielleicht im Zusammenhang der Entwicklung eine gewisse zukunftweisende Bedeutung; als Kunstwerk für sich genommen, ist es eine minderwertige Schöpfung, weit davon entfernt, eine That der Erfüllung zu bedeuten. Ein schwaches Talent, das vernünftelt und klügelt, spricht kalt und fremd aus diesen Balladen zu uns und verstimmt uns auf Schritt und Tritt. Der Dichter ist seinen großen Stoffen nicht gewachsen und er sucht ihnen durch allerhand spitzfindige Feinheiten in Sprache und Inhalt beizukommen. Umsonst, auch diese Feinheiten werden als Plumpheiten empfunden, da die verstimmende Absicht herausschaut. Die äußere Ausstattung des Werkes ist reich und stimmungsvoll; die Zeichnungen von Fidus gehören mit zu dem schönsten, was diese feine Künstlerhand geschaffen hat. Der innere Wert des Buches wird von seiner äußeren Pracht weit überstrahlt. Paul Remer.

Gedichte von Gustav Willgeroth. Wismar, Willgeroth & Menzel.

Gedichte eines Unmodernen von G. Quedenfeldt. Dresden, Leipzig, E. Pierson.

Gustav Willgeroth ist der Harmlosere von beiden; bei unbestreitbarem Formtalent bewegt sich seine Gedankenwelt in den bescheidensten Grenzen, das bekannte

Digitized by Google

weinumrankte Häuschen mit Giebelfenster und Sonnenuntergang besingt er mit Vorliebe, aber das hat man leider schon zu oft und anderswo besser gehört.

Noch weniger hoffnungsvoll stimmt das lyrische Knabengewimmer Gustav Quedenfeldts, der die heilige deutsche Sprache in unerhörter Weise mißbraucht. Andrerseits ist er wiederum von einer Ehrlichkeit, daß man ihm nicht zürnen kann; man lese nur, was er von sich selbst sagt:

„Das tollt und schwärmt, philosophiert,
Diewell mein armer, leerer Kopf
Nur eitles Stroh gebiert." (S. 15.)

Martin Boelitz.

Nahida Ruth Lazarus.

Eine Jüdin hat ein autobiographisches Buch geschrieben „Ich suchte Dich" (Berlin, S. Cronbach. 8°. 3 M.). Die Gemahlin des bekannten Völkerpsychologen Prof. Lazarus hat das Bedürfnis gefühlt, der Welt zu erzählen, weshalb sie Jüdin geworden ist. Die Enkelin eines preußischen Majors, in aristokratischer und streng christlicher Umgebung aufgewachsen, trat sie als reife Frau zum Judentum über. Warum? Die Antwort bildet das vorliegende Buch.

Frau Nahida Remy hat sich bereits früher als geschickte Schriftstellerin einen Namen gemacht. Um aber eine solche Autobiographie zu rechtfertigen, um die Geschichte ihres Übertritts zu schreiben, bedurfte es weniger einer eleganten Feder, als feinsten Taktes. Und hier muß ich ihr uneingeschränktes Lob erteilen. Die Geschichte ihrer Jugend, die sie bei einer italienischen Gräfin verbrachte, wo sie heimlich und allein die Bibel las und nur in einer alten Jüdin eine Vertraute besaß, ist voller Reiz. Man folgt der Erzählung ihres an äußeren und inneren Ereignissen so reichen Lebens gern und teilt ihr Jugendleid ebenso wie die Idyllen in ihrer nordischen Heimat. Ein Hauptteil des Buches berichtet von den Seelenkämpfen der jungen Christin; üble Erfahrungen an christlichen, gute an jüdischen Priestern vervollständigen die innere Abkehr vom Christentum, und eines Tages fühlt sie, daß sie innerlich längst Jüdin gewesen ist. Und sie thut noch den letzten äußeren Schritt.

Eine Kritik dieser Handlung steht nicht diesem Blatte und noch weniger mir zu. Aber eine allgemeine Bemerkung möchte ich nicht unterdrücken. Nahida Lazarus' Buch ist ein Symptom für die tiefreligiöse Sehnsucht unserer Zeit. Nur ist sie noch vollständig Romantikerin, wenn sie die Frage aufwirft: „Welches ist die beste Religion?" und die persönlichen Konsequenzen zieht. Eine andere Anschauung weiß, daß alle Religionen nur das Produkt einer lückenlosen Entwicklung sind. Von den 360 Glaubensformen der Erde macht jede den Anspruch darauf, die allein seligmachende zu sein. Angesichts dieser Thatsache erscheint der logisch unanfechtbare Satz: „Es kann doch nur eine richtige Religion, nur eine Wahrheit geben!" unsinnig. Aus diesem Dilemma helfen die wundervollen Erklärungen Schleiermachers und Paul de Lagardes hinaus. Jener erklärt die Religion für den Inbegriff aller höheren Gefühle, denn es gäbe Empfindungen, die für den einen fromm, für den anderen unfromm sind. Und Lagarde sieht in der christlichen Religion nicht die Gattung, sondern nur ein Exemplar einer Gattung. Von dieser höchsten Warte aus wird man wohl künftighin den Hochmut einzelner Religionsformen betrachten müssen.

Christliche Leser werden der Verfasserin vorwerfen, daß sie aus einigen unliebsamen Erlebnissen mit christlichen Priestern allgemeine Schlüsse abgeleitet hätte. Und mit recht. Wie wäre es gekommen, wenn sie einen galizischen Wunderrabbi kennen gelernt hätte?

Ludwig Jacobowski.

Digitized by Google

Serbische Litteratur.

Das in Belgrad erscheinende „Delo“ (Werk), eine vorzügliche Monatsschrift, bringt im 4. Quartal Juli—September 1898 eine ganze Anzahl von Beiträgen, die abermals beweisen, welch aufmerksame Beachtung man in jenen jungen Ländern des fernen Südosten der deutschen Litteratur bis in ihre modernen Äußerungen zuwendet. So finden wir an Übersetzungen neben dem ersten Akt von Goethes Iphigenie, in ansprechender Übertragung von Zmajova, eine von Maria z. Megedes „Grauen Geschichten“ und eine kleine Novelle von Ilse Frapan; ferner den Anfang eines längeren Artikels über Schopenhauers Leben und Philosophie von Dr. Branislav Petronijevic, und auch Karl Kautskys Auslassungen über den Nationalitätenkampf in Österreich erblicken wir in den Spalten des serbischen Blattes wieder; daneben eine würdige Betrachtung zum Tode des Fürsten Bismarck. An sonstigen Übersetzungen sind zu nennen Thackerays „Vanity Fair“ und Psychologische Studien über dramatische Dichter von A. Binet und J. Passy, aus dem Französischen übersetzt von Arer. Zu dieser reichhaltigen, dem Auslande gewidmeten Reihe von Arbeiten kommen nicht minder interessante Originalbeiträge: die Fortsetzung eines sozialen Romans von Janko M. Veselinovic unter demselben Titel wie Lermontoffs berühmtes Werk „Ein Held unserer Zeit“, stimmungsvolle Gedichte von Jovan A. Ducic u. a. m. Sodann eine auf eine Statistik über das Jahr 1896/97 sich stützende Darstellung der Lage der Serben und ihrer Schulen in der Eparchie von Skoplje (Üsküb), ein wichtiger Beitrag zur Erörterung der äußerst aktuellen Streitfrage, welches Anrecht die Serben und Bulgaren auf Makedonien besitzen; des weiteren ein Rückblick auf die serbische Bewegung vor 50 Jahren und biographische Abhandlungen über den czechischen Historiker Palacky, dessen Gedächtnisfeier bekanntlich im vorigen Jahr in Prag begangen wurde, und über den serbischen Dichter Simo Matavul, der sich durch treffliche Schilderungen des Lebens in Dalmatien und Montenegro in der serbisch-kroatischen Litteratur einen geachteten Namen geschaffen hat.

Mehr der Unterhaltung gewidmet ist die in Karlowitz in Slavonien, im Gebiete der zur österreichisch-ungarischen Monarchie gehörigen Serben, von Prof. Paja Markovic Adamov herausgegebene Wochenschrift „Brankovo Kolo“. Die letzten Nummern derselben (bis zum 6. Oktober) bieten zunächst an Übersetzungen den abenteuerreichen Roman „Gold und Ehre“ des Dänen Otto M. Moeller, eine kleine Novelle von A. Theuriet, eine der wunderbaren Erzählungen aus Turgenjeffs „Tagebuch eines Jägers“, schließlich auch ein Feuilleton von Max Nordau (natürlich!); sodann Gedichte von J. Kerner, Otto Ludwig und Thomas Moore. Unter den Originalarbeiten fällt durch den Stoff, der behandelt wird, eine Skizze von Dragutin J. Ilijc auf, die unter dem Titel „Hosianna!“ die Geschichte des Einzugs Christi in Jerusalem und seines Gerichts über die Ehebrecherin erzählt. Ferner sind zu nennen eine Erzählung des Russen Korablev, eine solche von Anjutin und eine „Albumskizze“ von Milan Andric; Gedichte von Nikolajevic, Zmajova u. a. Auch wird des Grafen Tolstoj natürlich nicht vergessen, zu dessen Feier „Brankovo Kolo“ einen Artikel von Fedor Sologub bringt, der ihn in seiner Größe und in seiner Beschränkung zu würdigen trachtet. Einige recht interessante Abhandlungen endlich beschäftigen sich mit der Geschichte und Landeskunde Serbiens. Georg Adam.

Verantwortlicher Leiter: Dr. Ludwig Jacobowski in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 141.
Verlag und Druck der „Gesellschaft“ von J. C. C. Bruns in Minden i. Westf.

Digitized by Google

Band I. * 1899. * Heft 4.

Variationen über das Thema: „Die Kuh“ aus der Oper: Unsere Zeit.

Von Curt Grottewitz.
(Kapel.)

Ouverture à la Marlitt.

Die kleine, honigsemmelblonde Dora band um ihre sylphidische Taille die frischgewaschene, zierliche Schürze, um die Kuh auf die Weide zu führen. Komm, du liebes Muhchen, wir wollen hinaus zur lieben Sonne auf die blumige Wiese. Und die schöne, kastanienbraune Kuh nickte mit dem Kopfe und guckte das bestrickend reizende Mädchen mit treuherzigen Augen an, gleich als wolle sie sagen: Ei, ei, wer weiß, an wen meine süße Herrin denken mag? Die kleine Dora aber neigte sinnig ihr zierliches Köpfchen und träumte eine Sekunde lang vor sich hin. Ob ich den hehren, liebtrauten Mann nicht heute wiedersehen werde? fragte sie. Ob er das süße Geheimnis meines sehnenden Herzens erraten wird? Dann sprang sie plötzlich auf und umarmte die Kuh mit heißen Thränen: Du gutes, gutes Muhchen!

Wie in dem armen, närrischen Kinde die Liebe brannte!

Fortissimo von Zola.

Mager, die Seiten mit Dung beklebt, die Beine drehend und mit dem Euter wackelnd, verließ die mausgraue Kuh ungelenk den düstern Stall. Lisette, mit verdrießlicher Miene sich in die grobleinene Schürze schnäuzend, folgte, indem sie mit einem alten Besenstiel die schwerfällige Kuh auf den Hintern schlug. Mach, du Kanaille, he, du, sollst machen, daß du rauskommst aus dem Stall, faules Luder. Und wieder schlug sie, mechanisch, mit verdrießlicher Miene, auf den Hintern der Kuh. Diese aber, das feuchte Wetter mit den Nüstern schnuppernd,

Digitized by Google

mit langgestrecktem Halse muhend, fröstelnd, drehte um und wandte sich wieder nach dem Stalle zurück. Lisette, aufgebracht, mit verdrießlicher Miene, erfaßte sie an der Quaste des langen, dünnen Schwanzes und hielt sie zurück. He, Kanaille, he, du, willst du gleich wieder umdrehen, faules Luder. Und wieder schlug sie die Kuh auf den Hintern, mechanisch, mit verdrießlicher Miene.

Duett von Ibsen.

Der weitgereiste Herr: Glauben Sie, daß die Kuh —

Wanebrock: Die Kuh?

Der weitgereiste Herr: Ja, die Kuh —

Wanebrock: Ja, es ist ja gewissermaßen eine Forderung mit ihr verknüpft.

Der weitgereiste Herr: Eine moralische?

Wanebrock: Ja, sozusagen eine moralische.

Der weitgereiste Herr: Ja, still, reden Sie nicht so laut. Wir wollen an die alte Geschichte nicht mehr rühren.

Wanebrock: Ist die Kuh — ?

Der weitgereiste Herr: Ja, die Kuh ist —

Wanebrock: Ja, können Sie beweisen, daß die Kuh — ?

Der weitgereiste Herr: Ja, ich will es Ihnen leise sagen (sagt ihm etwas leise ins Ohr).

Wanebrock: Ja, ja. Wir ahnten ja, daß ihr etwas fehlt.

Der weitgereiste Herr: Und jeder behandelte sie ja anders. Und jeder will bloß, daß man von seiner Art der Behandlung spricht.

Wanebrock: Und die Kuh ist ja jedem gleichgiltig. Ja, bloß die Behandlung. Es fehlt sozusagen der sittliche Ernst. Und es fehlt —

Der weitgereiste Herr: Ja, gut, daß Sie daran erinnern. Ja, die fehlt —

Wanebrock: Ja, die Forderung —

Der weitgereiste Herr: Ja, die fehlt —

Wanebrock: Meinen Sie die moralische — ?

Der weitgereiste Herr: Ich werde es Ihnen morgen sagen.

Wanebrock: Morgen?

Der weitgereiste Herr (geheimnisvoll): Ja, morgen.

Solo von Nietzsche.

Das ist meine Rede: Die Kuh ist etwas, das überwunden werden muß. Ich lehre euch die Überkuh.

Digitized by Google

Auch die Überkuh muß überwunden werden. Ich lehre euch die Über-Überkuh. Ich lehre euch das Über-über-überwinden.

Ihr sollt keinen Respekt haben vor den Überkühen und vor den Überochsen. Ihr sollt überhaupt keinen Respekt haben, auch nicht vor dem Respekt.

Nun hört meine Rede: Was ich euch jetzt sage, ward noch nie gesagt: Ich bin die gute Kuh, denn ich gebäre Ochsen, schwarze und grüne, kleine und große.

Nie gab es eine Kuh, aus der größere Ochsen hervorgingen.

Ich glaube: ich selbst schon bin die Überkuh.

Nun will ich euch noch einige schwüle Seligkeiten sagen, da die Nacht kommt und die Zeit des Träumens naht:

Stecht alle Ochsen nieder, doch schlachtet die Kühe dazu. Denn wenn es Kühe giebt, wird es auch Ochsen geben. Und es ist besser, daß alle Kühe zu Grunde gehen, als daß ein einziger Ochse um der Kühe willen geschont werde. Überhaupt ist Schonung die Ethik der Hasen. Ich lehre euch den freien Schlächter, der vom frühen Morgen schlachtet bis zum Abend.

Man lehrte euch: Ihr sollt dem Ochsen, der da drischt, das Maul nicht verbinden. Ich sage euch: man soll das Rindvieh so lange dreschen, bis ihm das Maul verbunden werden muß. Diese Verbindung gefällt mir, denn ich bin ein guter Philologe und Überphilologe.

Ihr nennt euch die Modernen? Warum nennt ihr euch nicht Kühe? Nie war die milchende Kuh moderner als jetzt. Ich aber sage euch: Die Kuh ist etwas, das überwunden werden muß. Hängt sie auf, hoch oben am Galgen, oder hängt euch an ihr auf. Kein Streben nach Höherem ist besser als dies.

Wo ist eure Freude, ihr mageren Kühe? Was muhut ihr und uhut ihr, ihr allzu puhuigen Kühe? Warum verlacht ihr das Leben, ihr gar zu lachhaft Lächerlichen? Froh will ich die Kühe, froh sollen sie zur Schlachtbank gehen, mit Klee geschmückt. Denn süß ist es und angenehm, eine frohe Kuh zu schlachten. Gebt acht. Das ist nun meine Moral: Werdet alle frohe Kühe. Gern will ich euch dann schlachten. Ich bin der gute Schlächter. Ich werde euch aber auch schlachten, wenn ihr nicht froh seid. Freude macht es mir, euch zu schlachten. Denn ich bin Ich. Eure Ichs sind Ihrs. So wie ich ist kein anderes Ich. Ich bin das Über-Ich.

Digitized by Google

Romanze von Maupassant.

Eines Tages gehe ich mit meinem Freunde, dem Abbé Prédicord, die Seine entlang hinter Rouen. Es war ein feuchter, trüber Oktobertag. Leichte Nebelschleier verwischten die fahlen Herbstfarben zu einem blassen Weiß. Wir dachten beide ans Sterben. Vor zwei Tagen war ein guter Freund von uns gestorben. Es war ein so merkwürdiges, düsteres Zwielicht wie in der alten gothischen Kathedrale. Die Luft war so feucht, daß wir ganz naß wurden, ohne daß es doch regnete. Die Augen meines Freundes waren ganz naß. Ich wußte aber nicht, ob er geweint hatte, oder ob es nur die Feuchtigkeit des Wetters war. Wir setzten noch immer schweigend unsern Weg am Ufer der Seine fort. Das Wasser des Flusses war grün, jenes kalte Grün, wie es die Seine an rauhen Tagen hat. Ich kann diese Farbe nicht sehen, ohne daß ich an den Tod denke. Da plötzlich stößt mich mein Freund in die Seite, so wie er es gewöhnlich thut:

Du, Guy!

Äh?

Sieh dort, ruft er und zeigt mit dem Finger nach der Wiese, die durch eine Reihe Erlenbäume von unserm Fußwege abgetrennt war.

Ich sehe erst meinen Freund an, der ein verschmitztes Gesicht macht, und dann bemerke ich, daß auf der Wiese eine Kuh und ein Ochse stehen, sie unbeweglich, er im Begriffe, sehr zudringlich zu werden.

Da plötzlich sieht er uns, schrickt fast zusammen und läuft davon, um sich hinter einem Weidenbusch zu verstecken.

Sieh, wie er sich schämt, sagte der Abbé lachend.

Es war zu köstlich. Wir hatten nie etwas Lustigeres gesehen. Darauf gingen wir wieder schweigend nebeneinander und dachten an den traurigen Todesfall, der uns seit zwei Tagen beschäftigte. Da nach einigen Schritten stieß mich mein Freund wieder in die Seite:

Du, Guy!

Äh?

Weißt du, jetzt verstecken wir uns hier und warten, ob er wiederkommt.

Freudig schlug ich ein. Wir krochen hinter eine breite Erle und warteten. Der Abbé steckte seinen dicken Hals lang hervor. Ich atmete schwer vor Erwartung.

Wir waren zum Sterben traurig . . . .

Digitized by Google

Arie der Symbolisten.

Hingesetzt in den samtgrünen, wollustdampfenden Grasteppich der Wiese, wo ein lichtweißgefleckter Falter flügelzappelnd, buntgeklexte Blumen, lag die buttergelbe Kuh mit auseinandergeblasenem, fettem Leibe, in der stillen Musik des Wiederkäuens, unendlichen Glücksbehagens und mit himmelherunterträumender Selbstvergessenheit da. Unbeweglich. Die buttergelbe Kuh schwelgte in der süßen Symphonie des Grünen, die als frühlingsmildes Gras in ihrem schwillernden Fünfmagen orgelhaft resonnierte. Ein surrendes Gurgeln, wo die Rippen lagen, wallendes, schwallendes Weidenwallen, Weidenschwallen und in Ewigkeit so fort, böllerschußgeknatterartig, in Futterwollustverzückung mit fieberhafter Fleischverbissenheit, bis die Klarheit anbricht und der Verstand in Harlekinsburlesken, süß erleuchtet in fortwährender Durchkuhung . . . . . .

Nocturno von Maeterlinck.

Der Prinz: Siehst du die Kuh dort? Siehst du die Kuh dort?

Die Tante: Nein, ich sehe sie nicht.

Der Prinz: Du siehst die Kuh nicht?

Die Tante: Nein, ich sehe sie nicht. Ja, jetzt sehe ich die Kuh. Sie ist so ruhig.

Der Prinz: Sie ist ruhig und einsam. Man möchte sagen, sie ist still.

Die Tante: Ach, sie ist so still. Ach, sie ist so still!

Der Prinz: Hörst du sie brüllen? Hörst du sie brüllen?

Die Tante: Nein, ich höre sie nicht brüllen.

Der Prinz: Du hörst die Kuh nicht brüllen?

Die Tante: Nein, ich höre sie nicht brüllen. Ja, jetzt höre ich sie brüllen. Sie brüllt so ruhig.

Der Prinz: Sie brüllt ruhig und einsam. Man möchte sagen, sie brüllt still.

Die Tante: Ach, sie brüllt so still! Ach, sie brüllt so still!

Der Prinz: Riechst du die Kuh? Riechst du die Kuh?

Die Tante: Nein, ich rieche sie nicht.

Der Prinz: Du riechst die Kuh nicht?

Die Tante: Nein, ich rieche sie nicht. Ja, jetzt rieche ich die Kuh. Sie riecht so kindlich.

Digitized by Google

Der Prinz: Sie riecht kindlich und puppig. Man möchte sagen, sie riecht nach kleinen Püppchen.

Die Tante: Ach, sie riecht nach kleinen Püppchen. Ach, sie riecht nach kleinen Püppchen!

Finale von Tolstoy.

Ich behaupte, daß die Kühe gar keine Milch geben würden, wenn man sie ihnen nicht nehmen würde. Es geht daraus ohne Zweifel hervor, daß Melken Diebstahl ist. Was sollen wir also thun? Ich sage, wir sollen die Kuh nicht melken, weil der Himmel nicht wollte, daß sie uns Milch gebe, ohne daß wir sie nehmen. Wovon sollen wir uns nähren? Ich frage? Sollen wir uns denn überhaupt nähren? Es sagt uns auch kein ethisches Gebot, daß wir die Kühe nähren sollen. Wir haben kein Recht, ihnen Futter zu geben, da sie solches doch auf den Fluren suchen können. Die Gelehrten sagen: Das Wohlbefinden der Kühe wird am sichersten durch ausgiebige, chemisch rationelle Fütterung erreicht. Wozu aber müssen sich die Kühe wohlbefinden? Und wenn man sie rationell chemisch füttert, werden sie dadurch glücklich werden? Was nützt uns die Chemie und überhaupt die Kultur, wenn die Kühe nicht nach sittlichem Gebote behandelt werden? Das sittliche Gebot ist aber, daß wir die Kühe nicht melken sollen. Das ist Kraftvergeudung! sagen die Gelehrten. Die Gelehrten haben nichts zu sagen. Denn sie wissen nichts. Wir wissen aber, daß die Wissenschaft uns von diesem sittlichen Gebote ablenken will. Darum brauchen wir keine Wissenschaft. Wenn wir aber keine Wissenschaft haben, wozu brauchen wir dann die Gelehrten und die Schulen? Sind aber die Gelehrten und die Schulen nicht, so wird niemand mehr die Kühe melken. Ihr sagt: Dann werden viele Kühe sterben. Ich sage: Wozu sollen die Kühe leben? Ihr meint, dann würden auch viele Menschen sterben, die heute von Kühen sich nähren. Ich sage: Wozu braucht es Menschen zu geben, wenn die Kühe auch nicht leben?

Digitized by Google

Das Teſtament.

Von Franz Adam Beyerlein.

(Leipzig.)

Er legte die braunroten, mit enormen vergoldeten Druckknöpfen verſchließbaren Handſchuhe ſorgfältig gefaltet auf die Tiſchplatte, nippte an dem Gläschen Kognak, das ihm der Kellner hingeſtellt hatte, brachte danach den peinlich gepflegten Schnurrbart, deſſen hochgekämmte Spitzen ihm vor den Augen zitterten, wieder in Ordnung, beguckte ſich die ſpiegelblanken Fingernägel und erzählte, indem er ſeine Rede mit anmutig nachläſſigen Geberden begleitete:

„Als ich mein Teſtament niederlegen wollte, erlebte ich ein Abenteuer auf dem Amtsgericht, und daß ich es dort niederlegen wollte, das kam ſo.

Ich hatte eine Liebſte, die ſich Miß Ellen Greenſand nannte und Königin der Luft im Kryſtallpalaſt war. Sie produzierte ſich am ſchlappen Drahtſeil und turnte am ſchwebenden Trapez. Beides machte ſie wirklich ſehr hübſch.

Ihretwegen bekam ich einmal Streit und, da mein Gegner und ich uns gegenſeitig Maulſchellen angeboten hatten, ſollten wir uns ſchießen. Man weiß nie, wie ſowas abläuft — ich beſchloß alſo, mein Teſtament zu machen.

Seit meinem zwölften Jahre bin ich allein in der Welt dageſtanden, mein früherer Vormund und Großonkel war mein nächſter Anverwandter, ergo auch Erbe. Dieſer Mann nannte bereits genug Geld ſein, und er hat mich in den ſpäteren Zeiten meiner Unmündigkeit zuweilen wirklich wie einen Unmündigen behandelt. Grund genug, ihm einen Tort anzuthun.

Aber wer ſollte dann der Erbe ſein?

Mit einem Male fiel es mir wie Schuppen von den Augen: Ellen, meine Herzallerliebſte, war die allein würdige. Wer hatte je meinem Herzen näher geſtanden? Wie hatte ich im Zweifel ſein können?

Ehe ich aber meinen letzten Willen niederſchrieb, der ſie zur Erbin einſetzte, nahm ich ſie mir vor und befragte ſie ernſtlich nach ihrem gutbürgerlichen Namen, denn die Gute ſprach gar zu ſchlecht engliſch, als daß ſie mit Fug hätte Miß Ellen Greenſand heißen können. Aber

Digitized by Google

sie blieb dabei, in ihrem Falle sei das wirklich kein Artistenname und gab als ihr wahrhaftiges, echtes Nationale an: „Ellen Greensand, geboren am 23. Juli 1879 zu Southampton. Mutter: Konzertsängerin. Vater: vacat.“

Der so bezeichneten Person vermachte ich mein ganzes Hab und Gut, obwohl ich mir nicht genau bewußt war, daß dann wirklich auch Ellen, — meine Ellen —, es in Besitz zu nehmen berechtigt sein würde. Aber schließlich war es ihre eigene Schuld, wenn sie gelogen hatte, etwa weil sie sich schämte, Hulda Pietzsch zu heißen, und wenn ihr dann der Großonkel das Erbe auf dem Prozeßwege streitig machte.

Um Rechtsgiltigkeit zu erlangen, mußte das Testament auf dem Gericht deponiert werden. Indessen das hatte seine vollen, harten Schwierigkeiten. Es war da stets eine solche Masse Leute da, die wahrscheinlich auch ihr Testament niederlegen wollten, daß ich mindestens hätte eine Stunde warten müssen, bis ich drangekommen wäre, und das war mir zu langweilig. Außerdem wurden die Leute grob, wenn man sie fragte, ob man endlich an der Reihe sei.

Ich fuhr deshalb nach Bornheim.

Bornheim liegt zwanzig Minuten Schnellzugsfahrt von der Hauptstadt entfernt, und es war mir gesagt worden, daß am Bornheimer Amtsgericht nur durchaus feine und wohlerzogene Herren angestellt seien, und daß es dort stets nur sehr wenig zu thun gebe.

Ellen nahm ich mit und hieß sie im „Adler“, dem fürnehmsten, recht passabeln Gasthofe Bornheims, harren, bis ich meine Angelegenheit auf dem Gericht geordnet haben würde. Das ihr eventuell bevorstehende Glück verschwieg ich ihr, um bis zum — wenn es sein sollte — letzten Augenblick an die Uneigennützigkeit ihrer Liebe glauben zu können. Nach meiner Rückkunft wollten wir etwas frühstücken, zur Verdauung dann eine Kahnfahrt unternehmen, dann recht gut zur Nacht essen und abends nach Hause zurückkehren.

Das Bornheimer Amtsgericht war in einer alten Burg untergebracht. Die kühlen, stillen, gewölbten Gänge stachen vorteilhaft gegen die dunstigen, menschengefüllten Korridore des hauptstädtischen Gerichtsgebäudes ab. Selbst die Arrestzellen, durch deren vergitterte Thürfenster ich im Vorbeigehen einen Blick werfen konnte, entbehrten nicht eines klösterlich-idyllischen Reizes.

Ein gefälliger Gerichtsdiener führte mich in ein Amtszimmer. Am Fenster saß ein noch junger Herr und las Zeitung. Ich trat auf ihn zu und nannte meinen Namen. Nach einer raschen Musterung schien

Digitized by Google

er mich als ebenbürtig anzuerkennen, er stand vom Stuhl auf und stellte sich seinerseits vor. „Referendar Kuorr", soviel ich verstehen konnte.

Ich gab ihm den Zweck meines Kommens an und überreichte ihm die notwendige Legitimation. Während er die erforderlichen Formulare ausfüllte, hatte ich Muße, ihn zu betrachten. Er war wohlgenährt und hatte frische Farben, seine Kleidung war modisch elegant, und sein Haar tadellos frisiert. Die linke Wange war von zahlreichen Narben durchfurcht, die sich zum Teil bis zur Nasengegend erstreckten. Alles in allem eine nicht üble Erscheinung.

Nach einer Weile hielt er mit Schreiben inne. Er sah kurze Zeit starr vor sich hin und begann nach einigem Räuspern: „Bevor Ihr letzter Wille von unserm Gericht in Verwahrung genommen wird und Rechtsgiltigkeit erlangt, liegt es mir ob, Klarheit darüber zu verschaffen, ob Sie jetzt, zur Zeit dieser gerichtlichen Handlung, in einem normalen Geisteszustand sich befinden."

Ich spitzte die Ohren und erwiderte nichts.

Er wurde sichtlich verlegen und fuhr mit einem verbindlichen Lächeln fort: „Es ist ja natürlich nur eine Formensache, aber die Vorschrift verlangt es so."

Ich verbeugte mich schweigend.

Er glühte purpurn, rückte mehrmals auf dem Stuhle her und hin und begann schließlich nach geraumer Zeit: „Haben Sie studiert, wenn ich fragen darf?"

„Jawohl."

„Was wohl?"

„Im Grunde alles, — nach den landläufigen Anschauungen nichts."

„Wieso?"

„Nun — ich habe Vorlesungen aller vier Fakultäten gehört."

„Aha! Und wieso nichts?"

„Ich habe es leider in keiner zu einem bestandenen Examen gebracht."

„Wieso? Und warum wohl?"

Jetzt wurde mir die Fragerei bald zu dumm, aber ich bezwang mich und antwortete streng wahrheitsgemäß: „Es hat mir von je an der nötigen Kraft, mich zu konzentrieren, gefehlt."

Als ich dies gesagt hatte, sah mich mein reichlich ein und ein halbes Lustrum jüngeres Gegenüber einige Sekunden lang bedauernd an, dann drückte sich plötzlich ein wahrhaft väterliches Wohlwollen in seinen Zügen aus, und er sprach mit einem von starker, innerer Über-

Digitized by Google

zeugung getragenen Tone: „Sie hätten müssen aktiv werden, in einem Korps natürlich. Die stramme Zucht der Korps hat schon manchen kuriert, dem es, wie Ihnen, an Macht fehlte, sich zu konzentrieren.“

Jetzt ärgerte er mich; ich entgegnete darum ziemlich obenhin: „Die akademische Freiheit erschien mir als das wünschenswerteste, nachdem ich das Gymnasium verlassen hatte.“

„Ja gewiß. Und wer hätte Sie darin gehemmt? Singen wir nicht: Frei ist der Bursch, frei ist der —“

„Sie verzeihen. Noch eben sprachen Sie von der strammen Zucht der Korps.“

„Natürlich, Zucht muß sein.“

Er war von dem Widerspruch etwas überrascht, bald aber leuchtete es in seinen Augen auf, und er hub siegessicher und nicht wenig selbstgefällig an: „Sagte nicht schon Schiller: Freiheit liebt das Tier der Wüste, frei —“

Wehe, da war ihm der Rest des schönen Zitats entfallen.

Es kam mir gar nicht bei, ihm auf die Sprünge zu helfen, ich bemerkte dagegen: „Unter der ‚Sitte‘, die dann in der Strophe vorkommt und die Sie wahrscheinlich meinen, hat aber Schiller wohl kaum Ihren Korpskomment verstanden wissen wollen.“

„Wenn er ihn gekannt haben würde, sicherlich.“

„Nein, es wär ihm im Traume nicht eingefallen,“ fuhr ich auf.

Mein Examinator nahm nun auf einmal einen sehr knappen, gewissermaßen militärischen Ton an; er stellte sich aufrecht hin, faßte mich scharf ins Auge und fragte, jedes Wort betonend: „Dann stehen Sie wohl überhaupt auf dem Punkte, mein Herr, den Korps sozusagen die Existenzberechtigung abzusprechen?“

Im Brustton des Felsenglaubens antwortete ich: „Allerdings.“

Mein Himmel, was hatte ich damit angerichtet!

Wie von der Tarantel gestochen fuhr der Kleine in die Höhe: „Herr! Sie wagen es, den eminenten, fördernden, veredelnden und in jeder Beziehung erzieherischen Einfluß der Korps abzuleugnen? Sie wagen es?! Dann muß ich allerdings notgedrungen an Ihrem gesunden Menschenverstande zweifeln.“

Er stand vom Tische auf. An der Thür blieb er noch einmal stehen und schleuderte mir die Worte zu: „So etwas ist mir denn doch noch nicht vorgekommen. Ich ersuche Sie, zu warten.“

Nach kurzer Zeit kam er mit einem langen, mageren, etwas älteren Herrn zurück, dessen Aeußeres mutatis mutandis dem des

Digitized by Google

kleinen Dicken entsprach. Es war der Assessor Sondermann, der jetzt die Sache in die Hand nahm. Er hatte eine äußerst suffisante Miene aufgesetzt und begann mit leichter Ironie: „Mein Herr, mein Korpsbruder Knorr hat in der Unterhaltung, die er behufs Feststellung Ihres Geisteszustandes eingeleitet hatte, Dinge berührt, über die man — ich gebe es zu — leider verschiedene Ansichten haben kann. Lassen wir das also, und nur als alter Korpsstudent, also gewissermaßen pro domo, möchte ich Ihnen kurzer Hand einen schlagenden Beweis liefern, wie sehr Sie auf dem Holzwege waren. Sehen Sie unser Amtsgericht Bornheim an: es ist das begehrteste in unserm ganzen Lande, die Dienstgeschäfte sind minimal, die Stadt liegt reizend, man genießt einen ausgesuchten Verkehr bei den Herren Rittergutsbesitzern der Umgegend und bei den reichen Fabrikherren des Städtchens, außerdem ist Bornheim durch täglich je einunddreißig Züge in beiden Richtungen mit der Hauptstadt verbunden, mit einem Worte: es ist ein Paradies. Und nun bedenken Sie! An diesem Paradies sind seit langen Jahren nur Angehörige des hochangesehenen Korps angestellt, dem ich wie mein verehrter Korpsbruder, der Herr Amtsrichter von Pratzschwitz, und mein lieber Korpsbruder Knorr, die Ehre hatten anzugehören. Sie dürfen mir ohne weiteres glauben, daß durch diesen Umstand sowohl in dienstlichen wie auch in außerdienstlichen Angelegenheiten eine Harmonie an unserm Amtsgericht herrscht, wie sie anderswo schwer zu finden sein wird. Aber genug davon. Ich darf wohl hoffen, daß Sie nun überzeugt sind, und habe jetzt die Pflicht, die Untersuchung, die mein Korpsbruder Knorr begonnen hat, fortzusetzen."

Der Herr Assessor senkte die Augen und las flüchtig in der Zeitung, die auf dem Tische liegen geblieben war; dann fing er an: „Was denken Sie über Kiautschou?"

Während ich allein war, hatte ich auf meiner Uhr gesehen, daß es bereits Frühstückszeit war. Ich wußte, daß Ellen jede Verzögerung ihrer Mahlzeiten sehr ungern sah, und um möglichst bald loszukommen, nahm ich mir vor, niemand wieder zu verletzen, ich antwortete also diplomatisch: „Je nachdem."

Daraufhin warf Sondermann dem Knorr einen bedeutungsvollen Blick zu; dann inquirierte er weiter: „Wieviel Sozialdemokraten werden nach Ihrer Ansicht in den nächsten Wahlen durchdringen?"

„So etwa hundert," erwiderte ich.

„Würde Sie das freuen?"

„Nein."

Digitized by Google

„Es würde Ihnen also leid thun?“

„Nein.“

„Wieso meinen Sie das?“

„Es ist mir ganz egal.“

„Welcher Partei würden Sie wohl Ihre Stimme geben?“

„Keiner.“

„So? — Aber hören Sie, das muß man doch!“

„Nein, das muß man nicht.“

„Nun ja, gezwungen können Sie ja nicht werden, aber ich meine, es ist das die Pflicht jedes Staatsbürgers und wie vielmehr jedes anständigen Menschen, das Eindringen dieser alles zersetzenden Umsturzelemente nach Kräften zu verhüten. Wenn man sich zu den anständigen Menschen rechnet, natürlich.“

„So?“ brummte ich ein wenig gereizt.

„Haben Sie mich verstanden?“ fing er nochmals an.

„Nein.“

„Das kann ich mir denken.“

Diese Impertinenz stieg mir trotz meiner Vorsätze zu Kopf. Mit erhobener Stimme rief ich: „Mein Herr Assessor, ich ersuche Sie sehr dringend, vor allem derartige Bemerkungen auszulassen und sodann mich mit Ihren Fragen zu verschonen. Ich bin ein gänzlich unpolitischer Mensch. Die Politik, die äußere sowohl wie die innere, ist mir fürchterlich schnuppe, ich pfeife darauf.“

Ich hatte die Absicht, noch ein weiteres zu bemerken, aber Sondermann und Knorr waren schon an der Thür. Der Herr Assessor wandte sich mit Amtsmiene mir zu und sagte eisig kalt: „Mein Herr, wenn Sie pfeifen wollen, muß ich Sie sehr bitten, dies hier wenigstens nicht zu thun. Ich wäre sonst gezwungen, Sie wegen Ungebühr vor Gericht in eine sofort zu vollstreckende Haftstrafe zu nehmen. Jetzt gehe ich, dem Herrn Amtsrichter Ihren Fall vorzutragen.“

Es dauerte nicht lange, so trat der Amtsrichter herein. Er schien ein jovialer Herr zu sein, mit dem ich schon zurechtkommen wollte. Noch in der Thür begann er zu dem Assessor und Referendar, die nach ihm eintraten: „Es wird wohl nicht so arg sein.“

Dann zu mir gewendet: „Mein Herr, meine Korpsbrüder Sondermann und Knorr sind sich nicht recht klar darüber, ob Sie die zur Niederlegung eines Testaments erforderliche normale Geistesverfassung besitzen. Das wollen wir aber schnell heraus haben.“

Er ließ sich an dem Tisch nieder und sah auch seinerseits in die

Digitized by Google

Zeitung. Er bezeichnete eine Spalte mit dem Finger und fragte: „Litteratur — kennen Sie sich da aus?“

„O ja, so ziemlich,“ gab ich zur Antwort.

„Nun also. — Sagen Sie mal, was ist Ihre Ansicht über Sudermanns ‚Ehre‘?“

Ich glaubte dem gemütlichen Frager gleich gemütlich erwidern zu dürfen und sagte kurzweg: „Oberfaule Sache!“

Der Amtsrichter sah von seiner Zeitung auf. Freundlich nickte er mir zu und meinte: „Sehen Sie, das freut mich von Ihnen. Ganz meine Ansicht. Es ist ja unglaublich, was für alberne Ansichten dieser Graf Trast über ‚Ehre‘ und so weiter auspackt, nachgerade unglaublich ist es.“

So hatte ich's zwar nicht gemeint, aber ich hütete mich zu widersprechen.

Die Prüfung nahm ihren Fortgang. Der Examinator erkundigte sich: „Wie finden Sie den König Heinrich.“

Mit onomatopoetischem Tone antwortete ich: „Oehh—de!“

Wiederum hatte ich das rechte getroffen. Von Pratzschwitz drückte mir sogar die Hand und bestätigte: „Ja, das war ein böser Abend, bös, sehr bös sogar.“

Jetzt war ich sicher. Dieser Amtsrichter war mein Mann. Aber noch stand mir eine Frage bevor.

„Wie urteilen Sie aber über den „Burggrafen“ von Lauff?“

„Stinkig langweilig.“

„Wie meinen Sie das? ‚Stinkig‘?“

„Nun es stinkt gen Himmel, wie langweilig dieser Burggraf ist.“

Eine Weile starrte mich der Amtsrichter groß an; plötzlich ließ er die Faust auf den Tisch fallen und brüllte mich an: „Herr, über dieses Stück sind die Akten geschlossen, und es ist eine Frechheit, noch daran zu kritisieren!“

„Oho!“ muckte ich auf.

„Sie haben gar nichts zu ohoen,“ fuhr mich jener an.

„Erlauben Sie,“ schrie ich nun auf, „ich habe mich jahrelang mit Litteratur beschäftigt, und wenn Sie in Ihrem dilettantischen Unverstand sich eines Urteils begeben, so —“

Weiter kam ich nicht; wie weiland Polyphem schrie von Pratzschwitz jetzt auf: „Dilettantischer Unverstand? Ha!!“

Er eilte zur Thür und rief hinaus: „Gerichtsdiener!! Der Mann

Digitized by Google

hier wird wegen Ungebühr an Gerichtsstelle zu einer sofortigen eintägigen Haft abgeführt!"

Indem er mich mit grimmigen Blicken maß, fügte er verächtlich hinzu: „Denn satisfaktionsfähig sind Sie doch nicht."

Ich entgegnete kühn: „O, bitte, ich will mein Testament nur niederlegen, weil ich mich übermorgen schießen werde."

„So? Sie sind also satisfaktionsfähig? — Gerichtsdiener! Der Mann wird nicht abgeführt."

„Schon glaubte ich mindestens der Haft entronnen zu sein, da wandte sich der Assessor zum Amtsrichter und gab zu bedenken: „Lieber Korpsbruder, glaubst Du nicht, daß die Beleidigung des Menschen da Dir mehr als Amtsperson denn als Mensch gegolten?"

Von Pratzschwitz überlegte: „Du könntest recht haben, lieber Korpsbruder Sondermann! Was denkst Du dazu, lieber Korpsbruder Knorr?"

Der Referendar antwortete: „Ich schließe mich der Meinung des Korpsbruders Sondermann vollständig an, lieber Korpsbruder."

„So? Nun, und ich teile Eure Ansichten, lieben Korpsbrüder. Gerichtsdiener!! Der Mann wird doch abgeführt." — — —

Es blieb dabei. Erst volle vierundzwanzig Stunden später konnte ich dem ungastlichen Amtsgerichtsschlosse den Rücken kehren. Wie ich den Weg nach der Stadt herunter ging, freute ich mich auf ein lustiges Frühstück mit Ellen. Denn ich hatte die Sache schließlich von der heitern Seite genommen und war nur traurig, daß ich mein Testament immer noch nicht hatte irgendwo niederlegen können.

Im „Adler" zog der Kellner eine Beileidsmiene, als ich ihn nach Ellen fragte.

„Die gnädige Frau ist schon abgereist," antwortete er.

„Ohne mich? Ganz allein?"

„Nein, allein leider nicht."

„Aber mit wem denn?"

„Oh, erschrecken Sie nur nicht, bester Herr. Mit dem Champagnerreisenden, der gestern hier logierte."

Auch das noch! O Ellen!! O Ellen!!!

In der Hauptstadt erkundigte ich mich erst bei einem Rechtsanwalt, ob ich mich wegen der Bornheimer Affaire beim Minister beschweren könnte. Er riet mir davon ab und meinte: „Sehen Sie, der Minister und die Abteilungsvorstände, das sind alle Korpsbrüder von den Bornheimern; es kommt nichts dabei heraus."

Digitized by Google

Am Ende hatte er recht.

Dann brachte ich mein Duell in Ordnung. Es fand wirklich statt. Mein Gegner und ich hatten verabredet, zwischen zwei und drei zählen möglichst gleichzeitig in die Luft zu schießen, und beim dritten Kugelwechsel war es in der That nur noch fast ein Knall.

Trotzdem ging es nicht ohne Blut ab.

Die Korpsbrüder, deren Waffen wir benutzt hatten, spielten auf dem Heimwege vom Kampfplatz mit den Schießgewehren, von denen eins los ging. Die Kugel drang dem Unparteiischen ins Hinterteil, aber da das ein sehr wohlbeleibter Herr war, konnte sie beim besten Willen keinen ernsten Schaden anrichten. Die Aerzte hatten Mühe, sie herauszuschneiden, und für den Unparteiischen erwuchs nur die fatale Unbequemlichkeit, daß er bis zur Heilung seiner Wunde in der Bauchlage verharren mußte.

Voilà, messieurs, — meine wahrhafte Geschichte.“

Damit stand er auf, zahlte sein Gläschen Kognak und ging. Das elektrische Licht spiegelte sich in seinem blanken Seidenhute, und der Saum des langen, braunen Überrocks, der fast bis zu den lackbeschuhten Füßen herabreichte, umspielte schmeichelnd seine gamaschenbekleideten Knöchel.

Aus einem Vademecum für „Kriminalliger“.

Von Robert Oechsler.

(Rottweiler.)

Bist du auch im ganzen Jus zu Haus —
Gerechtigkeit lernt sich nicht aus.

*

Schlag nicht mit Worten zu, wie mit Knütteln;
Steige nicht herab zu den Bütteln!

*

Schlichten und sichten, nicht Stricke flechten,
Richten sollst du, o Richter, nicht rechten!

*

Themis mit der Binde.

Glaubt ihr, mit meiner Binde wollt' ich sagen:
Auch ihr sollt Binden vor den Augen tragen?

*

Digitized by Google

Großer Praktiker?

Bist du auch reich an Dienst und Lebensjahren,
Dennoch bliebst du unerfahren,
Hat's nur Akten für dich und Parteien gegeben,
Nicht Welt und Menschen und Menschenleben!

*

„In Erwägung.“

„In Erwägung“, „In Erwägung“,
Und so fort sechs volle Bogen,
Trefflich Satz in Satz geschachtelt, —
Und doch nicht genug erwogen!

*

Der „schöne“ Beweis.

Herausgeklaubt,
Herausgeschraubt,
Herausgelockt, herausgequält,
Aus dem Zusammenhang geschält,
Natur der Sache zerhackt und zerrissen,
Dann wieder nach Schablonenrissen
Zusammengeleimt mit Müh' und Schweiß —:
Das nennt man einen — „schönen“ Beweis!

*

Kanzleistil.

„Die diesseit'ge Antwort auf das Gesuch
Jenseitig verehrter Stelle“ —:
Verkehrt ihr zwischen Stuttgart und Ulm
Oder zwischen Himmel und Hölle?

*

Einem Anklagebaukünstler.

„Aus Nichts hat Gott die Welt erschaffen!“ —
Das sticht den Ehrgeiz manchen Lichts,
Zu spielen unseres Herrgotts Affen:
Mit Nichts zu bauen auf liebe Nichts!

*

Ein Plaidoyer.

Um Gotteswillen, wie bläst er sich auf,
Wie holt er's brunnentief herauf!
Hört ihr sein Zetern, hört ihr sein Schrein?
Da muß nicht viel dahinter sein!

Digitized by Google

Von der deutschen Litteratur.

Reimschmied und Poet.

Wie die Katze schleicht um den heißen Brei,
Aus Angst die Zunge zu verbrennen,
Drückt sich an der Liebe der Reimschmied vorbei,
Wagt nicht das Kind beim Namen zu nennen.
Er glaubt, daß viel zu heiß sein Blut,
Und sucht die Leidenschaft zu mildern,
Er traut sich nicht des Herzens Glut
In Worten glühend heiß zu schildern.
Die ganze Natur muß aufmarschieren,
Muß säuseln, winseln, stürmen, rühren,
Frau Nachtigall ist auch dabei
Und der wunderschöne Monat Mai.
Weil Sonne, Mond und Sterne schweigen,
Müssen sie den blühenden Unsinn bezeugen.
Und diese Rührmilch, frisch vermischt,
Wird, schön gebunden in Saffian,
Als deutsche Lyrik aufgetischt,
Und jedermann erbaut sich dran.

Die Mutter Natur belächelt dieses Treiben,
Denn sie — der Schöpfung Urgedicht —
Wird ewig jung und ewig schaffend bleiben.
Der Mensch allein versteht sie nicht.
Was kümmert sie solch kleinlich Getriebe,
Sie atmet unendliche, ewige Liebe,
Und wer ihren Pulsschlag zu fühlen versteht,
Den weiht sie zum Priester, der ist Poet.

Schleißheim-München. Schwabenmeyer.

Was den Deutschen fehlt!

Nicht Verstand, nicht Vernunft, nicht Philosophie,
Nicht zersetzender Witz und Ironie!
Nicht Phrasentum und die buhlende Sucht
Nach Majorität, die Bravo ruft,

Digitized by Google

Das fehlt uns nicht! In praktischen Dingen
Sieht man die Deutschen vorwärts springen.
In schönster Ordnung lebt ringsum
Der Staat und das biedere Publikum.
Die liebe Jugend wächst, schwitzt und plagt
Sich ehrlich ochsend, Tag und Nacht.
Die Kopfdressur steht in vollster Pracht,
Auch wie man am besten Karriere macht!
Was will nur mein Herz? Es pocht so schwer,
Die ganze Welt scheint so schal und leer,
Und das eigene Volk so fremd und so kalt!
Mich friert, denn dieses Volk wird alt.
Ihm starb der frische, kühne Schwung,
Mit einem Wort — Begeisterung!
Nicht ehrlich mehr in Lieb und Haß,
Kein Zornesschrei, kein Thränennaß!
Kein warmes Blut den Pulsschlag trägt.
Man fühlt nicht mehr — man überlegt.
Man sagt nicht „ja", man sagt nicht „nein",
Weil alles fein durchdacht will sein;
Nur Toleranz, nur stets gerecht!
Da giebt es nichts, was einfach schlecht,
Und nichts, was einfach gut kann sein,
Denkt gründlich man sich erst hinein.
Nur nicht der ersten Regung trau'n,
Halt' Zorn und Jubel stets im Zaun!
Rings, wo ich hinseh, stiert mich an
Herzmüde, wie ein alter Mann,
So greisenhaft, so lendenlahm
Das ganze Deutschland lobesam!

Berchtesgaden. Ernst Clausen.

Ähnlichkeiten?

Wenn ich manchmal denke, meine Lieder
könnten Hinz und Kunz und Kaspar gleichen,
möcht' ich gern den vollgereimten Plunder
in die Flammen meines Ofens werfen!

Und ich ging zu meinem Freund und Maler:
„Hast ja meine Lieder jüngst gelesen,
sprich, an wen erinnern diese Lieder?"
— Denkt er nach — dann sagt er: „„An Rosetti!""
„An Rosetti? — Dem mag Swinburne gleichen,
dem Burne-Jones und Crane — ich gleich ihm nicht!"

Und ich ging zur klügsten Frau in Deutschland,
frug: „An wen erinnern meine Lieder?"

Digitized by Google

— Sprach die Dichterin der roten Kreſſen:
„„Wie es kommt, ich könnt es dir nicht ſagen,
könnt dir kein warum, weshalb nicht ſagen,
aber wenn ich deine Lieder leſe,
denk ich immer —““
„Nun, was denkſt du, Clara?“
„„— Denk' an Shakeſpeare!““
—„Sacre nom de Dieu!
Über Kunſtwerk ſoll man Laien fragen,
keine Künſtler! — Der ſpricht von Roſetti,
du von Shakeſpeare?! — Doch ihr ſeht durch Brillen,
durch verſchliff'ne, buntgefärbte Gläſer!“

Und ich ging zu meiner ſchönſten Freundin,
las ihr ſchnell die beſten meiner Lieder:
„Sag mir, Liebſte, ſag mir du die Wahrheit,
wie du's fühlſt — wem gleichen dieſe Lieder?“
„„Wem ſie gleichen?““ — und die Schönſte lächelt,
lieblich lächelnd koſt ſie meine Wangen —:
„„Nun, ſie gleichen — — mir!““

Düſſeldorf. Hanns Heinz Ewers.

Am Tag der Heimkehr meiner engliſchen Tante.

Eine Dichtungsgabe von der „Geheimgeſellſchaft für ewige Kunſt“, die der Erkenntnis Boden zu ſchaffen ſucht, daß ein großes Kunſtwerk nicht durch Idee oder logiſche Gedankenfolge (anekdotiſch), ſondern im Gegenteil bloß und allein durch Wohlklang (rhythmiſch) und vielſagende Dunkelheit zu weſentlicher Wirkung komme, wobei auch eine blutvolle Empfindung und billige Sprachart garnicht von Wert ſind. — —
(Dieſer Satz iſt wie auch das Folgende ſehr langſam und feierlich zu ſprechen).

Der Morgen bläht. Es duften die Gebiete.
Die reinſte Bläue ſchlichtet eine Nacht.
Die Fraue, die kein Sterblicher erriete,
Hat mich mit ihrer Gift*) zu mir gebracht.

Und ſteht erhöht auf meiner Wieſe hinter
Dem glatten Waſſer, einen Thonkrug links,
Die Schwermut rechts im Arm — und Quarz und Sinter
Erſtrahlen tief; denn wie Beleben ging's

Von ſolcher Hoheit aus, der dunklen Rune,
So glänzt des Himmelswaldes Zauberglas;
Ich neige mich, es blendet die Lagune —
Und betend ſinkt mein Arm ins lane Gras.

Georg Stefan.

Mit Interpunktion und großen Anfangsbuchſtaben verſehen von Franz Evers.

*) Gift=Gabe, vergl. Mitgift.

Digitized by Google

Die versöhnende Macht der Zeit.

I.

(Der Kronenwirt spricht zum stud. phil. Pein:)

„Gehst außer, du verlumpt Schenie?!
Dös Saufen, ja' dös g'fallt dir — gelt?
Bezahlen — naa, dös thut er nie!
Jetzt hot's fei' mit der Kreid' g'schellt!
In drecketer Wäsch, grod wie a Fack',
So schlampst daher, verscheuchst mir die Kunden!
Hier is kaa' Schnapskneip' für Stromerpack!
Gehst außer?! Oder i' pfeif' nach den Hunden!"

Auf Eaheerm Zimmer brüllen's und schrein's,
Als zahlten's täglich sieben Gulden.
Kaa Gost ko' schlaf'n bis um Uhr Eins.
J' derf dös G'thu net länger dulden.
Ihr Kofferl *halt'* i' für den Pump.
(Is *eh'* nix drinnen!) — willst di' packen?!
Sunst schmeiß' i' di' an die Stoaner, du Lump,
Daß dir die Knochen im Leibe knacken!"

*

II.

(30 Jahre später. Aus einem Inserat des Sohnes des Kronenwirts, im „Reiseführer".)

Besonders lohnend und interessant
Ist unser idyllischer Sommerfrischort,
Weil hier ein *Meisterwerk* entstand.
Es weilte vor dreißig Jahren dort
Der hochgefeierte Dichter Pein.
Er schrieb hier sein Epos „Kunz von Pfaffen".
Im **Kronen-Hotel** der edle Wein
Begeisterte ihn bei seinem Schaffen.

Der „Pein-Bund" baute ihm einen Turm
Nächst **Hôtel Couronne** auf dem „Kreidestein".
Dort ruht, gerettet aus Zeitensturm,
Manch kostbar Erinnerungsstück an Pein:
Konzepte, von Kennern als echt erkannt,
In seinem Koffer, dem altersmüden —.
Eine Inschrift grüßt in der Felsenwand,
Wo er vom trauten Dörflein geschieden.

*

Digitized by Google

Bundeslied der Litteratur-Gigerl.

(Nach bekannter Melodie zu singen.)

Kein Aufmarsch im Triumph —
Nein, knieeknickrig stumpf.
Verjuckt ist unsre Nerve.
Wir tragen als Berloque
'nen goldnen Ziegenbock
Und eine müde Nerve.
Wir halten klettenfest zusammen —
Clique, clique — hurra! (2 mal)
Nie soll Begeist'rung uns entflammen —
Clique, clique — hurra! (2 mal)

Wir sind die Ober-Gimpel,
Wir sind die höheren Simpel!
Das sieht man schon am Kleid:
Salon-Anarchisten-Stöcke —
Senfgelbe Überröcke
Mit Sammetkragen breit.
Wir halten ꝛc.

Wir sind die Über-Gigerl!
Gilet-Schlitz — rotes Tücherl —
Plastron, gebläht von Weh;
Beleuchten uns von innen
Mit unsern heimlichen Sinnen
Durch audition colorée.
Wir halten ꝛc.

Wir seh'n das Leben in Schönheit,
Verachten die Jemönheit —
Mama hat's ja dazu.
Papa hat's hinterlassen,
Nun füllt's der Drucker Kassen
Und der Verlag macht Schmuh.
Wir halten ꝛc.

Wir können es uns leisten
Und sind mit jedem feisten
Zoll unsres Bauchs — Poet!
Uns ist's erlaubt, zu dichten.
Doch dichten darf mit nichten
Ein hungriger Prolet.
Wir halten ꝛc.

Die Jnädige auf dem Divan
Sieht jeden Besucher schief an,
Der uns nur leis kritisiert.
Wir haben die Redaktionen,
Thronen darin als Drohnen
Und loben uns, wie sich's gebührt.
Wir halten ꝛc.

Wir lassen keine „neuen
Talente" in unsre Reihen.
Wir nennen uns exklusiv —
Denn ausgeschlossen gänzlich
Bleibt, was ursprünglichkeitsbrenzlich,
Was „einfach", oder gar „tief".
Wir halten ꝛc.

Wir geben uns satanistisch
Und parfümieren uns mystisch;
Gegen uns ist Bahr nur ein Zwerg.
Da hat doch and're Forsche
Der wack're Stefan George
Und — Entzücken!!! — der Altenberg!
Wir halten ꝛc.

München. Franz Held.

Digitized by Google

Kleine Geschichten.

Gold-Else.

Von Richard Schaukal.

(Brünn.)

Die „Öbstlerin“ drüben an der Kirchenecke unter der großen Glastafel „Leo Wattreck, Schriftenmaler“ verzehrt ihr Mittagmahl. Sie schlürft von dem Zinnlöffel ihre Suppe aus dem „Tüpfel“. Neben ihr auf dem dreibeinigen „Hockerl“ sitzt mit überschlagenen Beinen ihre Tochter Marie. Ein Mädel von vierzehn, fünfzehn Jahren. Sie ist aus der Schule gekommen. Ihre drei abgegriffenen Bücher und der „Zeichen-Block“ liegen auf den Trottoirsteinen unter dem Schemel. Sie schaut den Straßenspritzern zu . . . Ein Dragonerleutnant geht vorüber. Er läßt den Säbel schleifen, weil er Fensterpromenade macht und Ihre Aufmerksamkeit auf sich lenken will. Die kleine Marie im schwarzen Kleide denkt: „Ob der mich lieben könnte?“

Die Alte ist mit der Suppe fertig geworden. Die Tochter nascht Manillen. Sie spuckt die Kerne weit in die Straße . . . . . .

. . . . . .

Ein Jahr später . . . Die Öbstlerin an der Kirchenecke unter der großen Glastafel verzehrt ihr Mittagmahl. Sie schlürft von dem Zinnlöffel ihre Suppe aus dem „Tüpfel“. Neben ihr auf dem „Hockerl“ sitzt mit überschlagenen Beinen die fünfzehn- bis sechszehnjährige Marie. Sie hat ein helles, leichtes Kleid und Lackhalbschuhe an. Sie ist jetzt „Goldelse“ im Zaubertheater. Sie denkt: „Die Mutter mußte eigentlich auch nicht gerade auf der Gasse ihre Suppe schmatzen.“ Oder so ähnlich . . . . .

Ein Ulankadett geht vorüber. Er bleibt stehen, zündet sich eine Zigarette an. Die „Goldelse“ denkt: „Unter zehn Gulden geh' ich mit keinem Kadetten mehr“ . . . . . .

Jurare in verba magistri . . .

Eine Lebenserinnerung von Richard Maria Werner.

(Lemberg.)

Mein erster Schultag hat mich mit dem Zweifel an der Richtigkeit des Gelehrten bekannt gemacht.

Digitized by Google

Ich hatte zuerst im Hause den ersten Unterricht genossen und kam also gleich in die zweite Klasse der damaligen „Musterhauptschule“ meiner Heimatstadt, unter die Leitung eines gutmütigen aber sehr schwachen Lehrers mit dem duftigen Namen Ruszicska (Röschen). Er sprach über das vierte Gebot und führte den Schülern zu Gemüte, daß unter den Eltern auch die Lehrer, die Vorgesetzten und alle bejahrten Leute verstanden seien; sie müßten wir ehren. Er schärfte uns Höflichkeit, gutes Benehmen ein und machte wenigstens auf mich einen mächtigen Eindruck, da mir schon von Hause Hochachtung vor allem Bedeutenden eingeflößt worden war. Dazu kamen die neuen Erlebnisse, die Schule mit ihren bunten Bildern, die Menge der mich umgebenden Knaben, alles, was ein empfängliches Kinderherz mit den Schauern des Ungewohnten, Neuen erfüllt. Meine gute, ach so gute Mutter, hatte mir ja auch eingeschärft, recht aufzupassen, fleißig zu sein und ihr Freude zu machen. Ich war eben ihr „Glückbub“, wie sie mich nannte, ihr Erstgeborener, ihr einziger Sohn. Ich wurde daher durch die Worte des Lehrers tief gerührt und gelobte mir in meinem Innern feierlich, stets nach den Weisungen aus dem Munde des mir so imponierenden Mannes zu handeln.

Der Unterricht war zu Ende. Mir ist's noch, als sei es gestern gewesen, obwohl nun schon mehr als siebenunddreißig Jahre darüber hingezogen sind. Ich ging allein, ohne mich an einen der mir noch fremden Kameraden näher anzuschließen, aber in ihrer Schar durch die „Kleine Kreuzergasse“, wo die Schule lag, in die „Spitalgasse“, ging voll von der Erinnerung an die Ermahnungen des Herrn Ruszicska. Wir gingen an der linken Seite der Gasse, an der das „Theater“ lag, gegen den „großen Platz“ zu. Durch allzugroßen Straßenverkehr zeichnete sich unsere Vaterstadt nicht gerade aus, es wurde in der Spitalgasse, einer Hauptader des Ortes, nur lebhaft, wenn um 11 Uhr die Schüler aus der Musterhauptschule und um 12 Uhr die Arbeiterinnen aus der großen ärarischen Zigarrenfabrik herausströmten.

Als ich damals mit den andern auf der linken Straßenseite heimging, kam auf der andern Seite vom Platz her ein alter „Herr“ uns entgegen. Er hatte einen sehr langen, weißen Bart und stellte ganz das Bild jener bejahrten Personen dar, zu deren besonderer Ehrung uns Herr Ruszicska aufgefordert hatte. Bei mir stand es fest, daß ich nun sofort die heute vernommene Lehre praktisch verwerten müsse. Ich löste mich also aus der Schar meiner viel leichtsinnigeren Kollegen los, überschritt ehrfurchtsvoll die Straße und zog vor dem alten „Herrn“

Digitized by Google

mit dem imposanten, weißen Bart unter einem tiefen Bückling demütig meine Mütze.

„Schau, daß du kommst weiter, Du verfluchter Bub!“ so fing der alte „Herr“ zu wettern an. „Hast gelernt in der Schul zu verspotten den alten Juden?“

Drohend kam er auf mich zu, ich aber muß doch ein so erstauntes Gesicht gemacht haben, daß er mir weiter nichts that. Nur meine Mitschüler lachten mich aus.

Und ich hatte es doch so gut gemeint! hatte die Mahnungen des Lehrers so treulich befolgt! Und deshalb wurde ich beschimpft, ja, noch mehr, wurde mein so löbliches Thun geradezu als Folge sträflicher Unehrerbietung gegen einen alten Juden angesehn!

Ich war von da an vorsichtig geworden. Der erste Schultag hatte mich sofort darauf verwiesen, daß es nicht immer gut sei jurare in verba magistri.

Die Versuchungen der Schweine.

Von Franz Himmelbauer.

(Wien.)

Zwei Schweine ergingen sich in den Pausen ihrer Mahlzeit in sehr ernsten Betrachtungen.

Das ältere begann: „Wenn ich nach den mühevollen Pflichten des Daseins manchmal in jener stillen Ecke Ruhe und Erholung suche, ist mein Geist nicht träge. Ich überdenke allerlei und finde viel Betrübendes, aber auch manch Erbauliches. So kann ich mich oft eines gewissen Stolzes nicht erwehren, wie weit wir in so vielem dem Menschen überlegen sind. Ist es nicht schmählich für ihn, daß er fortwährend aus der Rolle fällt, die ihm die Natur angewiesen? Daß er sich bald uns nähert, bald zur Schlange wird oder zum Esel? Ähnliches giebt es bei uns Schweinen nicht. Wir kennen unsre Stellung, wir füllen unsre Rolle aus. Wir sind und bleiben Schweine für und für, oder, wenn man uns noch tiefer erfaßt, Säue, aber Säue mit Konsequenz!“

„Auch ich fühle die ganze Erhabenheit, die in diesen Worten liegt,“ hub das junge Schwein wieder an, dem beim eifrigsten Schmausen nichts von dieser Rede entgangen war. „Vergebens suchen uns die Menschen von unsrer Art abzubringen. Ich erinnere mich noch mit Ekel der neuen Futtertröge, die man uns vor einigen Wochen vorsetzte. Pfui, wie waren die so furchtbar reinlich! Glücklicherweise konnten wir

Digitized by Google

ihnen bald ein anmutendes Ansehen verleihen. Aber noch heute leidet mein Behagen nicht unwesentlich, wenn ich daran denke."

Unter die Nahrung, die die beiden zumeist aus einer benachbarten, der menschlichen Bequemlichkeit dienenden Stätte bezogen, war durch einen Zufall eine herrliche Ananasfrucht geraten, die die reichste Tafel geziert hätte. Das Schwein, das soeben gesprochen hatte, machte sich daran, indem es vergleichende Geschmacksstudien anstellte und dazu seufzte: „Eine neue Versuchung! Ach, wie schwer ist es, seinen Lebensweg zu gehen! Täglich giebt es neue Lockungen, und man muß seinen ganzen Stolz zusammennehmen, um nicht zu verzagen."

„Nur den Kopf hoch! bildlich natürlich gesprochen," rief das ältere, indem es auch von der Frucht mit vielem Bedacht verkostete. Dann sagte es mit großer Bestimmtheit: „Nein, diese Lockspeise kann uns nicht im geringsten irre machen. Ich ziehe unsere angestammte Kost entschieden vor — schon der Konsequenz wegen!"

Der Reiher.

Von Theodor Etzel.

(Düsseldorf.)

Von meiner Stubendecke fliegt ein Reiher herab — den Hals zurückgebogen wie ein Fragezeichen.

Was hat er mich zu fragen —?

Vielleicht: warum hast du mich totgeschossen —?

Vielleicht auch: hast du meine Eier nicht gesehn? wie geht es ihnen —?

Oder: . . . hat dir dein weißes Mädchen noch keine Eier gelegt —?

Er sah uns oft in den Teppichen liegen — nachts —, wenn meine Finger in ihren gelben Haaren spielten und Löckchen kringelten —; wenn wir den dunklen Südwein tranken im violetten Licht chinesischer Lampen aus schlanken, klingenden Gläsern . . .

Und wenn ich meiner Isis jungen, fröhlichen Leib in das Pantherfell hüllte, — dann machte der Reiher sein Fragezeichen.

Er dachte: das ist ein Menschennest. Jetzt wird sie ihm Eier legen . . .

Sein verzerrter Schatten auf der Stubendecke spiegelt seine fürchtende Seele wieder:

Wenn sie ihm Eier gelegt hat — wird er sie dann auch totschießen — — —?

Digitized by Google

Der arme Reiher! Er hofft und fürchtet ewig — den Hals zurückgebogen wie ein Fragezeichen — und meint, sie sollte Eier legen ...

Aber mein Mondmädchen hebt ihm in schlanken, schimmernden Fingern das schlanke Glas entgegen und trinkt ihm fröhlich zu — — und lacht mir schelmisch in die Augen:

— Du! so ein Vogel ist doch ein drollig Geschöpf!

Der Reiher kann sie nicht begreifen ...

Thespis redivivus.

Eine Knittelversiade von Julius Knopf.

(Berlin.)

Ort der Handlung: Berlin, Gasthof „Zu den Neun Musen".

Zeit: Fasching 1899.

Menschen:

Thespis, Theaterdirektor a. D.
Schönherr, } Schriftsteller.
Wahrmut, }
Meier, Vorsitzender des Gesangvereins „Wilde Rose".

Erster Vorgang.

Thespis (im griechischen Gewande):

Sechs Monde sind's, seitdem ich vom Parnaß
Herniederstieg auf diese Jammererde,
Um zu betrachten ohne Unterlaß
Die große, waffenstarrende Menschenherde;
Um sie zu prüfen auf Kultur und Kunst:
Ob sie in all' den vielen tausend Jahren
Sich auch erhalten hat der Musen Gunst.
Und — großer Zeus! — was mußte ich erfahren!
Ein Fürst beherrscht Europas Millionen,
Es ist Herr Krupp, der Kaiser der Kanonen.
Die Flinte knattert, und der Säbel klirrt,
Des Volkes Mammon schnöd' verpulvert wird.
Zerstört, versunken der Begeisterung Triebe,
Das Ideal — auf Erden thront's nicht mehr.

Digitized by Google

Nicht in Paris, der Stadt der Russenliebe,
Wo hart im Kampf Justiz und Militär.
Auch nicht in Rom, wo man jetzt früh und spät
Dem Anarchismus arg zu Leibe geht
Durch Schwert und Flinte, Zuchthaus, Manifest,
Jedoch das Volk dabei — verhungern läßt.
Selbst nicht in Moskau, wo man nicht mehr schießt,
Weil man vor Friedensliebe überfließt,
Doch nebenbei bedrückt das Volkespack,
Wo Einer nur als Mensch gilt — der Kosak! . . .
In Deutschland, wo die klugen Denker wohnen,
Fordert man wieder etliche Millionen —
Für Volksschullehrer? Nicht doch, für Kanonen! — —

Sogar die Kunst ist jäh herabgefallen;
So daß die Bühne auf dem Nullpunkt steht.
Es tummeln sich in Deutschlands Musenhallen
Die Zirkuskünste und die Nudität.
Der Intendante Prasch zum Heil der Cassa,
Ward, höchst pervers, zum Tingel-Tausend-Zaza.
Wie wollte kühn — ein neuer Pettenkofer —
Die Lessing-Bühne säubern Neumann-Hofer,
Jedoch umschlang ihn bald die alte Fessel,
Der Talmi-Pegasus, das „weiße Rößl".
Dieweil der Nuscha Haus in ungeschwächter
Moral heißt „Heimathaus für höhere Töchter". —
So schaut es traurig um die Bühnenkunst
Und sie versinkt in Nebel, Schlamm und Dunst.
Nur Lautenburg hält hoch sie mit Applomb:
Il recevra une belle décoration. — —
Die hehre Kunst, sie ward des Mammons Raub,
Von den Sandalen schüttle ich den Staub,
Auf meinen Pegasus will ich mich schwingen,
Er soll nach dem Parnaß zurück mich bringen.
(Er ruft zum Fenster hinaus:)
He, Pegasus! —
Dort steh'n der Menschen viel,
Und auch mein Roß erblick' ich im Gewühl.
Ein wirrer Knäuel, schier entbrannt in Fehde.
Horch! Was? Die allerneueste Kaiserrede?
Pegasus! Pegasus!
Zum heiligen Olympsdonnerwetter!

Zweiter Vorgang.

Voriger. — (Unten auf der Straße) Meier.

Meier:

Sie, stören Sie nich die Leute aus dem Schlafe,
Das kostet Sie gleich drei Mark Ordnungsstrafe.

Digitized by Google

Thespis:
Pegaſus, mein holdes Muſenroß!

Meier:
Sie, meine Herren, rauf zu dem alten Mann,
Was ein Berliner iſt, hilft, wo er kann.

Thespis:
Pegaſus! Mein Zucker-Pegaſüschen,
Zurück, zurück ins Götterparadieschen!

Dritter und letzter Vorgang.

Thespis. Wahrmut. Schönherr. Meier.

Wahrmut:
Erlauben Sie, Wahrmut, modern-realiſtiſch-naturaliſtiſcher Proletarierdichter, reif fürs „Deutſche Theater" — in einem Wort: Genie! — Schönherr — patriotiſcher Theaterſtück-Fabrikant, ſchlecht genug fürs „Schauſpielhaus". —

Schönherr (ſtolz):
Ritter des ſächſiſch-erneſtiniſchen Hausordens für Kunſt und Wiſſenſchaft. —

Meier:
Meier, ehemaliger fürſtlich lippe'ſcher Hofopernſtatiſtenführer — ooch Ritter — von de gelbe Centenarmedaille.

Thespis:
Ich bin Herr Thespis! (allgemeine Bewegung.)
Einſt mit meiner Bande
Zog ich umher im ganzen Griechenlande,
Von Theben bis nach Sparta und Athen,
Nach Naxos, Delos, Rhodos, Mithylen.
O, ſchöne Zeit! Die hohe Polizei
Gab damals das Theater gänzlich frei.
Nicht Polizeizenſur kannt' Griechenland,
Auch nicht beſchränkten Unterthanverſtand.

Wahrmut:
Laßt, Herr, die Polizei, ſingt kein politiſch Lied,
Nicht weit von hier iſt's bis nach Moabit.

Schönherr:
Genau Beſcheid weiß er auf dem Gebiet.

Wahrmut:
Ich brummt' als Anatom, mit Kneipgeſellen,
Wir intereſſierten damals uns für — Zellen.

Digitized by Google

Schönherr (zu Thespis):
Recht habt Ihr, Herr; wenn der Zensoren Gunst
Ein Stück nicht findet, gleich wird es verboten
Und nicht gespielt. Man wirft es zu den Toten.

Thespis:
Gedeihen kann sie nur, wenn frei die Kunst!

Schönherr:
Was nützt uns Freiheit, haben wir kein Geld?!
Um uns Poeten ist es schlimm bestellt.
Die Hände habe ich mir wund geschrieben,
Doch der Erfolg ist bisher ausgeblieben.
Denn seht: der Haupt- und dieser Sudermann, —
Uns andere haben sie zu Grund' gerichtet,
Sie lassen ans Theater keinen ran,
Weil jeder Jahr pro Jahr sein Drama dichtet.

Wahrmut (zu Thespis):
Sein Fehler ist, der Mann ist unmodern.
Ihr seht in ihm den idealen Herrn,
Er dichtet Reime, läßt die Reime drucken,
Doch niemandem fällt's ein, sie anzugucken.
Wer kümmert sich um lyrisches Gewinsel,
Wer sowas dichtet, ist ein Einfaltspinsel,
Quis leget haec? — Wer liest den Dreck!
Naturalistisch, modern muß man sein,
So kommt man vorwärts, so nur allein!

Thespis:
Ich will nach Haus zurück, denn mit Vergunst,
Zuwider ist mir die moderne Kunst.

Schönherr:
Vulgäre Worte und gemeine Thaten,
Bis an die Knöchel in den Sumpf geraten,
Mehr Bindestriche, als da Worte sind —

Wahrmut:
Halt Deinen Rand, Du ideales Kind,
Schlagsahne Du, Du süße Kindergärtnerseele!
Das Lied, das Deine Nachtigallenkehle
Erklingen läßt — Du singst es für den Wind.
Leer bleibt drum Deine Kasse allemal,
Wie ein Parteifonds nach der Reichstagswahl.
Uns winkt ein neues, ruhmvolles Jahrhundert,
Und was die Welt bisher als schön bewundert,
Zerfällt, zerstäubt in nichts, weil nichts es ist.
Weh Dir, daß Du ein Idealer bist! —

Digitized by Google

Wahrheit! Wahrheit! Wenn sie auch nimmer schön ist!
Wahrheit! Wahrheit! Wenn sie auch oft obscön ist!
Der Wahrheit öffnet sich die deutsche Bühne.

Thespis:
Doch dafür zahlt sie eine schwere Sühne.
Denn die Theaterleiter sind in Nöten,
Sie stöhnen arg, ob der Kalamitäten,
Der Mammon ginge balde ihnen flöten.
Sie seufzen, klagen immer mehr und mehr,
Daß ihr Theater wahrhaft hundeleer,
Trotz manchem schwer bezahlten Bühnenstern.

Wahrmut:
Das Volk fehlt uns, das Volk — des Landes Kern.
Wenn das sich erst an unsere Form gewöhnt:
Daß Wahrheit schön, sei sie auch noch so häßlich,
Dann ist das Eden da, groß, unermeßlich —
Die Direktoren haben ausgestöhnt.

Meier:
Das Volk, das is nu mal nich für Guano.
Da sah ich neulich was: es hieß Cyrano.
Mit so 'ne Stücke müßt ihr uns beschenken,
Es reimt sich und man braucht nich bei zu denken. —
Doch davon abgesehn, des Volkes Kern —
Der bleibt auch sowieso der Bühne fern.
Wenn's von de Arbeit kommt, total zerschlagen,
Zermürbt und müde und mit leerem Magen —
Na, meine Herrn, den Kerl will ich mal sehn,
Der da noch gern möcht' ins Theater jehn.
Und Sonntags bleibt man mit de Frau alleine,
Und hat man keine — na, schnell find't sich eine.
Ihr meint, dem Volke thäte Kuchen not,
Und überhört den tiefen Schrei nach Brot!
Ihr meint, es sei so'n Allerwelts-Vielliebchen —

Wahrmut:
Halt Deinen Rand! Wir kämpfen um Prinzipien.
Du Trauerkloß, mit Deiner tristen Klage,
Du degradierst die Kunst zur Magenfrage.
Die wahre, echte und reale Kunst —
Die findet Aller, auch des Volkes Gunst.
Und fehlt's an Mammon — glaub', die Sache kenn' ich —
Dann geht's auf den Olymp für funfzig Pfennig.
Drum vorwärts nur mit wehenden Standarten!

Schönherr (in edlem Heldenfeuer):
Nein, nein, zurück ins Land der Poesie.
Wie dereinst sich die deutschen Dichter scharten

Digitized by Google

Um Schillers unvergänglich Kraftgenie —
So wird ins Reich der Ideale gerne
Die junge Dichtwelt ziehn, das jetzt sie flieht,
Auf daß, anstatt der Distel der Moderne,
Die Blaue Blume der Romantik blüht.

Thespis (mit noch edlerem Heldenfeuer):
Gemach, gemach! Dein Wolkenkuckucksheim
Ist süß und lecker zwar wie Honigseim,
Indeß die Tage sind — ich merk's — entschwunden,
Da nur das Schöne unser Lob gefunden,
Da nur das Ideal die Kunst geweiht:
Ein neues Dichten heischt die neue Zeit!
Die neue Zeit, mit ihrem Kampf ums Leben, —
Die neue Zeit mit ihrem Vorwärtsstreben!
Noch wogt der Kampf, es rauscht im Dichterwald,
Und durch die Lande tönt's: Hie Jung! Hie Alt! —
Laßt ab von diesem traurigen Idole,
Hie Jung und Alt! so laute die Parole.
Die Kluft zu schließen zwischen Stoff und Form,
In Einklang bringen Dichtung mit der Wahrheit —
Nicht nur Verstand — Gefühl, Empfindung, Klarheit:
Das einzig nur sei des Poeten Norm!
Daß Euch das Volk begreift — erfaßt, erhört —
Dies sei Euch mehr, als Geld und Gloria wert,
Wird auch kein Kronenorden Euch beschert. —
Vor dem Gesamtwohl schweigen die Partei'n!
Poeten, prägt den Glaubenssatz Euch ein:
Die Kunst — die Kunst sollt Ihr dem Volke weih'n,
Das heut' im Lebensschauspiel nicht mehr Chor,
Das darin sich zum Helden schwang empor.
O, genus irritabile vatum,
Quod vobis dixi est probatum!

Meier:
Dem Volke weih'n! Wie's schön und klangvoll schallt,
Doch Thespis, Ihr vergeßt den — Staatsanwalt,
Dem ist der wahre Volksfreund ritterlich,
Und eh' Du Dich verstehst — bums! hat er Dich. —
Laßt Volk heut' Volk sein, laßt die Kunst in Ruh,
Eßt Pfannenkuchen und sauft Punsch dazu.
Und dann hinein — nehmt mich nur als Berater —
Ins Metropol- und Residenz-Theater!
Wo's immer Publikum die Menge giebt.
Dort findet Ihr, was der Berliner liebt.
Je nackter da das Wort, sowie das Weib —
Je schöner der Erfolg und Zeitvertreib.

Digitized by Google

Die Kunst Berlins — ich will mal deutlich sein —
Sie kam nicht auf den Hund,
sie kam aufs Schwein.

Thespis springt aus dem Fenster, auf den Pegasus, und verschwindet in den Wolken. Schönherr prügelt Meier durch, Wahrmut zieht eine Flasche Punschextrakt aus der Tasche und trinkt.
Der Gasthof wird geschlossen.

Künstlers Zeitungswaffen.

(Ein Rückblick auf die Entwicklung des Boecklin'schen Ruhmes in vier Briefen einer Redaktion. Bei Gelegenheit der Feier seines siebzigsten Geburtstages.)

Von Otto Julius Bierbaum.

(Schloß Englar bei Eppan; Südtirol.)

I.

(Ende der sechziger Jahre.)

Geehrter Herr Doktor!

Sie wollen sich wohl einen Scherz mit uns erlauben? Aber — Ihren Witz in allen Ehren! — Sie müssen uns doch ein wenig mehr Vertrautheit mit der Kunst unserer Tage zutrauen. Sie preisen in einem Artikel, der gut drei ganze Spalten unseres Feuilletons in Anspruch nehmen würde, die „Malereien" eines Herrn an, von dessen Leistungen uns nur die eine (verbürgte!) Thatsache bekannt ist, daß der Diener eines schweizerischen Kunstvereins, dessen Leitung ihre Ausstellung abgelehnt hatte, sich geweigert hat, sie einzupacken, weil sie selbst ihm zu „wüescht" erschienen sind. Nein, geehrter Herr, derlei nicht einmal am 1. April! Im übrigen werden sie uns immer bereit finden, Arbeiten Ihrer von uns sehr geschätzten Feder zu veröffentlichen, insofern sie sich mit Dingen von Wert befassen.

Ihre ergebenste
Redaktion des . . . . . .

II.

(Ende der siebziger Jahre.)

Geehrter Herr!

Wie wir die Kühnheit des Herrn Boecklin bewundern, mit der er es wagt, seine skurrilen, ebenso schlecht gezeichneten, wie zügellos kolorierten Machwerke unter der Marke ernsthafter Kunst vor die Öffentlichkeit zu bringen, so sind wir, und nicht angenehm, darüber erstaunt, daß Sie uns, einem auch in Kunstangelegenheiten ernsthaften Blatte, einen Aufsatz anbieten, der diese Hinwürfe eines offenbar pathologisch verwirrten Sonderlings ernst nehmen will. Wenn Ihnen an der Mitarbeiterschaft an unserem

Digitized by Google

Blatte gelegen ist, so wollen Sie, bitte, nie vergessen, daß wir grundsätzlich und auf allen Gebieten, nur das Ernsthafte, Tüchtige, solid Ersprießliche vertreten.

Hochachtungsvollst

Die Redaktion des . . . . . .

III.

(Ende der achtziger Jahre.)

Sehr geehrter Herr Kollege!

Wir müssen Ihnen Ihren Aufsatz über die Ausstellung der Boecklin'schen Bilder leider zurückreichen. Wir verkennen gewiß nicht, daß dieser Maler ein eigenartiges Talent, originellen Farbensinn und viel Phantasie besitzt, und das Aufsehen, das seine Ausstellung macht, läßt es uns als journalistische Pflicht erscheinen, darüber zu referieren; aber das muß durchaus in einem andern Tone geschehen, als es der Ihrer Einsendung ist. Am liebsten wäre uns eine rein feuilletonistische Einkleidung, witzig, amüsant, mit scharfer Hervorkehrung der vielen Wunderlichkeiten dieses Künstlers. Wenn Sie aber durchaus ernsthaft sein wollen, so müssen Sie wenigstens darauf Bedacht nehmen, daß es sich hier um Darbietungen eines von der ernsthaften Kritik noch sehr umstrittenen Talentes handelt, für dessen Bilder das Publikum im Grunde doch nur ein Kuriositätsinteresse hat. Sie sagen z. B. „der geniale Schweizer Boecklin," — wir meinen, es genügte zu sagen: der Schweizer Boecklin. Sehen Sie denn die vielen Verzeichnungen nicht? Fällt Ihnen denn nicht auf, wie geschmacklos bunt einige dieser Bilder sind? Das muß unbedingt hervorgehoben werden. Im übrigen können Sie ja ruhig bekennen, daß Sie nicht zu den Leuten gehören, die, wie der „Kritiker" des . . . . . , alles Neue verurteilen, weil sie es nicht verstehen.

Hochachtungsvoll

ergebenst

Die Redaktion des . . . . . .

IV.

(Ende der neunziger Jahre.)

Geehrter Herr Doktor!

Ihre Besprechungen des letzten Werkes von Arnold Boecklin sind wir leider zu bringen nicht in der Lage. Einem so überragenden Meister gegenüber scheint uns ein Ton rückhaltloser Bewunderung mehr am Platze zu sein, als eine Kritik wie die Ihre, die zwar auch voll des größten Respektes, aber in einzelnen, wenn auch wenigen Punkten, merkwürdig zurückhaltend ist. Unser Blatt möchte nicht zu denen gerechnet werden, die an die Größen unserer Zeit nur mit lauer Anerkennung herantreten. Auch in der Kunst verabscheuen wir den Rückschritt, auch in der Kunst dienen wir dem Vorwärtsdrange. Der große Schweizer Meister ist uns die Personifikation des sich machtvoll durchsetzenden Fortschrittprinzipes in der Kunst. Er hat den Gipfel erreicht, uns ziemt es rückhaltlos zu ihm zu stehen. Also: streichen Sie Ihre Bedenken, geben Sie dem Ganzen einen mehr panegyrischen Charakter, und wir wollen dann den Aufsatz drucken.

Ihre ergebenste

Redaktion des . . . . . .

Digitized by Google

Der arme Heilige.

Von Gustav Gugitz.

(Wien.)

Mitten im Wald, ganz abseits von der Straße, stand ein graues Kirchlein. Selten verirrte sich ein Wanderer dorthin, irgend ein Handwerksbursche oder ein Knecht, eine junge Dirne, die hinaus in die Welt zogen, um ihren harten Dienst zu suchen, und dort schickten sie in der Einsamkeit ihren schwersten Seufzer zum Himmel. Aber das waren arme Leute und sie trugen dem Kirchlein gar nichts ein, so daß es langsam, langsam verfiel.

Es war aber dem Heiligen, der darinnen stand, gar nicht recht, daß er bei jedem Regen tüchtig naß wurde, und daß man ihn so vernachlässigte. Der reizende Gesang der Vögel und der helle Schrei der Rehe in die Nacht hinaus waren ihm längst zuwider, er wollte reichlichen Besuch haben, sein Herz sehnte sich nach Weihrauchduft, Kerzenhelle und Liedern. Aber sein Unglück war, daß er kein renommierter Heiliger war, wie der hl. Joseph, der hl. Sebastian oder gar der hl. Florian, der über einem jeden Hause war. Er war eben der hl. Landelin, von dem kein Mensch was Rechtes wußte, was ihm zwar in Betreff seines Vorlebens ganz angenehm war, denn das war kein besonders gutes, wie das von seinem einzigen vis à vis und seiner Konkurrentin nicht, der hl. Magdalena. Überhaupt war er auf diese nicht gut zu sprechen, weil sie seinen Ehrgeiz verlachte, den er zwar sehr vor ihr verbarg; und dann, wenn einer in die Kapelle eintrat, so ging dieser immer eher zu ihr als zu ihm.

Ja, da konnte er sich besonders ärgern, wenn nicht jemand zu ihm hinkniete und ihn gleich hl. Joseph oder hl. Sebastian ansprach. Das war entschieden eine Nachlässigkeit, die Strafe verdienen konnte. Aber er war einmal verdammt dazu, im Dunkeln zu bleiben. Warum hatte er sich nicht früher um einen guten Ruf bekümmert? Er wollte ja gar nicht hoch hinaus, nur vier mal im Jahr wünschte er sich ein Hochamt, vier Wallfahrten dazu und dann noch immer einmal ein paar einzelne Pilger, daß doch die Kapelle nicht leer und ihm die Zeit nicht lang wurde. Er mußte sich wirklich um ein Wunder umschauen, um ein ganz bescheidenes natürlich, das aber doch auf die Bauern wirken konnte. Vielleicht für Viehkrankheiten, oder daß man ihn für Kopfweh

Digitized by Google

anrufen konnte oder beim Bauchweh . . . Er entschloß sich noch nicht endgiltig, denn es war ja noch Zeit. So schnell kam ja niemand, und er konnte sich noch tüchtig langweilen.

Inzwischen dachte er in wonnigen Träumen versunken darüber nach, wie es wohl kommen werde. Er sah deutlich die Lichter- und Blumen-prangende Wallfahrt, die kleinen, weißen Mädchen mit den eingedrehten Löckchen, und den Weihrauch spürte er zu sich heraufsteigen. Dann sah er sich auf einen neuen, festlichen Sockel gehoben, und die Toilette durch frischen Anstrich verschönt, so daß er sich noch ganz in die Vergangenheit träumte, wo er . . . Erschreckt sah er zur hl. Magdalena hinüber. Wenn die seine Gedanken erraten könnte! Aber eines freute ihn: daß sie dann vergessen und verstaubt sein würde in ihrer Ecke. Weil sie ihm aber auch die paar Leute noch wegnahm . . .

Uff! Er schwankte sehr bedenklich auf seinen alten Beinen und eine Reparatur war dringend notwendig, das fühlte er.

„Heute ist's wieder langweilig," meinte die hl. Magdalena gutmütig.

„Hm," brummte Landelin zurück. „Es geht an." Sie ahnte ja noch nicht, wie er vergnügt war.

Schon legte der Abend seine tiefen Schatten in den kleinen Raum, den nur das Picken eines Holzwurms durchtönte. Die beiden Heiligen verschwanden in dem Dunkel ihrer Nischen. Letzte Lichter zuckten über den Boden. Da öffnete sich langsam die Thür, ganz zaghaft, und ein junges, hübsches Mädchen trat herein mit schweren Zöpfen, rosigen Wangen und einem runden Leib, der einen ländlichen Don Juan schon in Aufruhr setzen konnte. Sie sah sich um, offenbar schwankte sie zwischen den beiden Heiligen, zu welchem sie ihre Zuflucht nehmen sollte. Der hl. Landelin zitterte sehr, aber das Mädchen wandte sich wieder zur Magdalena hin, sank dort nieder und fing ihr allerschwerstes Leid zu klagen an. Nicht einmal die Weiber hatten zu ihm Vertrauen. Er grollte in sich hinein.

Da öffnete sich abermals die Thür, und ein älterer Mann schlich sich etwas bekümmert herein. Der Heilige dachte: „Der geht doch gewiß zu Magdalena hinüber, mit den Männern hat sie ja immer Glück gehabt." Aber es kam anders, der Mann trat an ihn heran und sank nieder. Ach, schau einmal! Der Heilige fühlte sich in allergnädigster Stimmung.

Der Mann richtete sich zum Beten. „Heiliger Sebastian," fing er an, denn er selbst hieß Sebastian. Dem hl. Landelin gab es wieder

Digitized by Google

einen Stich, sodaß er knurrte und der Bauer — ein solcher war es — erschreckt auffuhr. Der arme Heilige war eben schon sehr wurmstichig geworden.

„Heiliger Sebastian," fing der Bauer nochmals inständig wieder an, so daß der Heilige doch zuhörte und die Erfüllung des Wunsches beschloß, weil der Bittsteller sich doch zuerst zu ihm gewendet hatte und nicht zur Magdalena. „Ich bitt' Dich," fuhr der Bauer fort, „hör' mich an. Du könnt'st mich schon kennen, denn mich kennt man im ganzen Thal herum, ich bin der reiche Huberbauer." — „Da gehts Dir besser als mir," dachte der Heilige, „mich kennt niemand. Und daß einer von Euch Bauern nicht so faul wär' und den Namen unten auf dem Brettel lesen möcht . . . fällt natürlich keinem ein. Freilich, wenn eine Kerze davor stände, ging's leichter." — „Also du weißt schon, heiliger Sebastian, auf vier dicke Wachskerzen und eine schöne Mess' kommt's mir nicht an . . ." — Der Heilige schmunzelte und bebte in Wonne vor dem kommenden, süßen Duft. Um was der nur bitten wird? — „Siehst, mein Weib ist mir g'storben, und Kinder sind keine dagewesen. Jetzt geh' ich schon in die Fünfziger, und der Hof steht leer. Und wenn der Michel Ketter den Hof kriegen möcht', sakra —" der Heilige schrak zusammen — „das möcht' mich ärgern. Ich weiß nicht, wer sich eher verheiraten könnt' als ich, im ganzen Thal kannst herumfragen, wie's mit mir steht." — Das war ein anmaßender Mensch, nach dem hl. Landelin fragte keiner. Aber wenn nur einmal das Wunder geschehen war . . . — „Also ich möcht' mich wieder verheiraten und halt recht gut, daß 's mich nicht reut, und wenn's Dir möglich ist, so schau halt, daß bald ein kleiner Sebastian, Dir zu Ehren benannt, nachkommt." — „Landelin," schrie der Heilige erregt, aber natürlich hörte der dickschädlige Bauer nicht. — „Und wenn das so kommt, sollst jedes Jahr Deine Mess' haben und jedes Jahr vier schöne Wachskerzen." Er verstärkte seine Bitte. Von einem Heiligen, der so nichts zu thun hatte, konnte man schon manches verlangen. Landelin mußte Ja sagen, ob er wollte oder nicht, was der Bauer freilich nicht verstand. Aber es war ja alles so gut wie erfüllt.

„Und dann . . ." — der Bauer las das Täfelchen, — „ja, Du heißt ja Landelin, also liebster Landelin, gieb mir ein Zeichen! Die erste Jungfer, die mir begegnet und wenn's von guten Eltern ist, soll halt Bäurin sein!" Gewährt! Der Bauer rückte in eine dunkle Ecke und betete seine Not fort.

Da näherte sich plötzlich dem Heiligen das hübsche Mädchen, das

Digitized by Google

er ganz vergessen hatte und das jetzt ein Zeichen werden konnte. Die hl. Magdalena lachte merkwürdig herüber. Was hatte sie nur? Und jetzt würde der Bauer natürlich das Mädchen heimführen. Gewährt war gewährt, wenn er auch dem Mädchen zürnte, das ihn so vernachlässigt hatte.

Aber das Mädchen rückte näher an ihn heran, ohne den Mann zu bemerken, wie dieser sie in seiner Andacht nicht bemerkte. Leicht wischte sie mit der Hand über das Täfelchen mit des Heiligen Namen. Wie ihm das wohl that! Dann buchstabierte sie langsam: St. Lan—de—lin! und erschrak dabei. Doch küßte sie ihm mit ihren warmen Lippen die Zehen, so daß es ihm wieder einen Stich gab und er bedenklich wackelte. O Landelin ... Wo war denn seine Jugendzeit? Er schielte hinüber zur Magdalena. Aber die lächelte leise hinüber: „Landelin, Landelin, mit den Weibern hast Du doch immer Glück gehabt." Er entgegnete nichts darauf, das Mädchen sprach jetzt unten bittend zu ihm.

„O heiliger Landelin!" — Er wußte nicht, ob er träumte. Endlich gleich sein Name! — „Du bist doch gewiß einer der größten unter allen Heiligen, Du mußt mir helfen! Viel kann ich Dir nicht geben, weil ich selbst nicht viel hab'. Aber eine große Wachskerze sollst bekommen." — Sie küßte dem Heiligen wieder die Füße, so daß ihm Hören und Sehen verging. Das Geschäft mit den Weibern konnte nicht so übel sein. Freilich, für sein Alter ein bischen anstrengend, und er hätte sich ja mit der Heilung von Bauch- und Zahnweh begnügt, aber die Magdalena drüben hatte nicht Unrecht ... Mit den Weibern hatte er immer Glück gehabt. Er wiegte sich wohlgefällig, krachte aber bedenklich dabei.

„Kaum trau' ich mir's zu sagen, heiliger Landelin, aber es muß heraus. Denk Dir nur, er hat auch Landelin g'heißen, mit dem ...." — Der Heilige spitzte die Ohren und horchte aufmerksam, so etwas war ihm schon lang nicht mehr passiert. Und was war es denn mit dem, der auch Landelin hieß? — „Heiliger Landelin, jetzt muß ich halt heiraten, sonst geht's schlecht. Mußt mir schon helfen, der schlechte Kerl hat ja auch Landelin g'heißen. Wär' nicht übel, wenn du nicht besser auf die achtgeben möcht'st, von denen Du der Namenspatron bist." — Dem Armen wurde bei dieser Geschichte und Anklage schwül, er war doch gar nicht mit solcher Macht begabt. Aber die Geschichte schien sehr interessant zu werden. — „Und jetzt sitz' ich da," fuhr das Mädchen fort, „wenn Du nicht für Deinen" — seinen? — „Landelin einstehst. Das Kind hab' ich, jetzt fehlt halt der Vater dazu. Da wär's halt

Digitized by Google

Deine Pflicht . . ." — Der Heilige stöhnte auf vor Qual. Er sollte mit diesem sauberen Patron Gemeinschaft haben und machen? Er? Ja, wenn's noch . . . Wie, und er sollte auch noch dafür können . . . Dafür bedankte er sich doch höflich. Er war doch nicht der junge Landelin mehr, Donner und . . . . Ein gesetzter Heiliger war er.

„O, ganz gewiß will ich brav sein, wenn Du mich nur bald verheirateſt, denn diese Schand' möcht ich nicht überleben . . . Zwei Wachskerzen bring ich Dir!" — Und sie weinte bitterlich. Da wurde der Bauer auf sie aufmerksam und trat freudig erregt an sie heran.

„Was ist Dir denn, Jungfer? Ja, die Steinerresl . . . Was fehlt Dir denn?"

Ganz erregt stieß diese hervor: „Mir . . . mir fehlt ein Mann . . .!"

Der Bauer hob sie verwundert auf. „Ja, magst mich . . .?"

Sie sah ihn starr an und gestand purpurrot: „Aber . . . aber, wenn ich vom Landelin ein Kind krieg . . ." Der Heilige barst vor Zorn.

„Macht nix, macht nix . . ." schrie der Bauer verzückt und riß sie an sich, die vor Erstaunen ganz hilflos war. „In drei Wochen ist Hochzeit . . . Juchhe, heiliger Landelin! Das muß eine Schickung von Dir sein! Sollst leben!"

Damit zog er das Mädchen aus der Kapelle, und diese lag wieder einsam in der Nacht. Der Heilige stand ganz starr und hölzern über diese Fügung und er wußte sich nicht zu helfen. Dann aber sah er zur hl. Magdalena hinüber. O Du Magdalena, Du! An diesem Wunder war er gewiß unschuldig. Er hatte entschieden Unglück, und nichts bewies mehr seine Ohnmacht, als das. Und in was hatte er sich da hineingeritten! Natürlich war nur die Magdalena Schuld daran, die hatte ihm das Mädchen herübergeschickt. — — —

Inzwischen lag die Kapelle so leer wie früher und niemand sprach des Heiligen Namen aus, und er selbst dachte, daß ihn diese zwei Leute wohl längst vergessen hätten. Wie konnte er auch nur so heißen; und dann stellte man so hohe Aufgaben an ihn! — Da auf einmal wurde es in dem Kirchlein lebendig. Zuerst nur eine Bittstellerin, die kaum auffiel, dann mehr und immer mehr. Auf einmal brannten Wachskerzen um ihn, fromme Lieder wurden gesungen. Träumte er denn?! Und seine Füße wurden geküßt . . . und nun ging's los mit den Bitten. Dort hätte er den Mann bessern sollen, da einen verschaffen, dann kamen noch geheime Wünsche, und ehe er wußte wie, befand er sich mitten in der Arbeit drin. Der Huberbauer hatte ihn en vogue gebracht. Es ärgerte und genierte den Heiligen noch jetzt. Da stand der Bauer

Digitized by Google

freundlich hinaufdankend vor ihm mit dem Kind und der jungen Frau.

„Ja, ich dank' Dir halt schön, heiliger Landelin, daß Du uns so glücklich gemacht hast!"

Aber Landelin protestierte! „Du Bauer, das sag' ich Dir nur gleich, das Kind ist nicht von mir, sondern vom . . ."

Aber der Bauer lächelte vergnügt: „Ja, ja, ich weiß schon, wenn Du reden könntest . . ."

Der Heilige fühlte seine Wangen brennen. Aber er hatte keine Zeit, sich mit diesem Einzelfall zu beschäftigen, schon stürmte eine neue Schar heran. Er war ein berühmter Heiliger geworden. Freilich, bei seinem Alter war die viele Arbeit bedenklich. Seine Füße wollten halt die dummen Leute nicht reparieren lassen. Man dürfte nichts an ihm ändern. Ja, sonst hatte er freilich alles, was er wollte, sogar die Magdalena war in den Schatten gestellt. Trotzdem gefiel ihm dieses Geschäft mit dem Frauenzimmer nicht. Dazu war er doch schon zu alt, und dann dachte er immer an seine eigene Vergangenheit . . . die war gefährlich!

Natürlich stichelte die Magdalena. „Ein schönes Gewerbe auf Deine alten Tage! Mußt Dir halt immer mit den Weibern zu schaffen machen!" Sie hatte immer einen Hieb für ihn. Und dann, wenn er die Vorwürfe von allen hören mußte, denen er's nicht recht gemacht hatte. Da kam ihm oft ein Lebensüberdruß über die Plage an. Es war gar nicht leicht, ein berühmter Heiliger mit Wundern zu sein.

Aber es kam noch schlimmer. Ein mal abends huschte wieder ein Mädchen zu ihm, als er schon ruhen wollte. „Heiliger Landelin," bat sie, „nimm mir's nicht übel, daß ich nicht mehr brav bin, eigentlich bist ja Du nur Schuld." — Das machte ihm nichts mehr. — „Ich hab' auch von Dir da neulich gelesen, daß Du erst — nachher heilig geworden bist." — Der Arme stöhnte bedenklich. — „Siehst, einen Mann hab' ich freilich von Dir bekommen, aber — geheiratet hat er mich nicht. Dafür" — sie schlug die Augen nieder, — „jetzt ist's halt Deine Pflicht, daß Du auch das rückgängig machst . . . Du!"

Er taumelte. Das auch noch! Was sollte er denn noch alles! Er war doch ein anständiger Heiliger . . . und gerade er! Wie mußte er sich vor der Magdalena schon genieren! O er fühlte, wie alles vor ihm schwankte, und er bekam wieder eine Art Lebensüberdruß. Er hatte einmal kein Glück . . . Jetzt fühlte er einen heftigen Stich und . . . krach! fiel er zerschmettert vor das erschrockene Mädchen.

Digitized by Google

Drüben in der Ecke lächelte die Magdalena! „Armer Landelin, ich hab's ja immer gesagt, daß Du noch einmal an den Frauenzimmern zu Grunde gehst!“

Eigentlich war er nur wurmstichig, er hätte nur fester sein sollen . . . .

Stachelreime aus der Zunft.

Dichterling und Dichtelei.

Frug jüngst einen Poeten der Patron,
Welchen Vereinen er zugehörig sei? —
„Gegen der Mäcenaten Verarmung
Und für Rezensionenbettelei.“ —

*

Stimmung.

Ein Austernfrühstück mit rheinischem Wein,
Kaffee mit Kognak, Havanna fein,
Dann auf dem Ruhebett eine Motion —
Man nennt das: Dichtung und Disposition.

*

Mea culpa.

Ich habe viel gesündigt mit der Feder,
Doch darf ich sicherlich auf Nachsicht hoffen,
Denn in der Bibel steht — das weiß ein jeder —:
Dem reuigen Sünder ist der Himmel offen.

München. Eugen Raspi.

„Neue Kunst.“

Ihr lieben Leute, mit Vergunst,
Schimpft tapfer auf die „neue Kunst“.
Hat euch der Herr kein Amt gegeben:
Von etwas muß der Mensch doch leben!

Berlin. Martin Breliß.

Digitized by Google

Hermann Bahr.

Erst Weltmann, der alle Propheten belog,
Dann Dichter, jetzt Redaktionsgenoß!
„Kopparbeit strengt an, sät de Oss',
Doa treck he tum iersten Moal im Plog."

*

Ferdinand Avenarius.

Treu fichtst du für Kunst und sächs'sche Kultur,
Du hellster der „Kunstwart"-Sterne,
Du großer Poet der „Weltlitteratur"!
O Welt von — Dresden bis Bärne!

*

„Heimatskunst."

'S ist leichter, aus der „Heimat" eine Kunst begründen,
Als für die Kunst die Heimat aufzufinden.

*

Neue Deutsche Rundschau.

Herr Fischer ist ein großer Herr;
„Hauptmann" geht täglich besser;
Der Moritz Heimann, Alfred Kerr,
Sie schwingen Weihrauchfässer.
Die „Neue Rundschau" trieft von Lob,
Doch nur für Samis Dichter,
Die andern schlägt man übern Kopp
Und gilt als großer „Richter".

Bremen. Hans Taft.

Johannes.

„Johannes! Johannes!
Paßt auf! selbst dies, er kann es!"
Er machte es dann auch dreist!
Doch fehlte — — der heilige Geist.

*

Glockengießer?

„Ach, dieser Verse erzener Fluß!
Der Formen strenges Prangen!"
Und ist doch nur ein Zuckerguß,
Der aus der Form gegangen.

*

Inferno.

Der Teufel zwickt dich ohn' Unterlaß,
Drum schwörst du zu Swedenborgs Fahn' —
Kein Wunder! War doch dein Weiberhaß
Schon reinster Verfolgungswahn.

*

Variante.

Ich bin sehr fern von Trug — Gezier,
Doch wird mir vor mancher Erotik bang —
C'est un con de la nature,
Vu par un tempérament.

*

Digitized by Google

P. Altenberg.

Hier leſt, was ein Backfiſch, drei Käſe groß,
Mit mir thatſächlich korreſpondiert;
Es wäre kindiſch, zweifellos,
Hät ich ihm auch nicht die Hand geführt.

*

Sprachfortſchritt.

Aus dem ſächſiſchen Kanzleiſtil
Wurde das Hochdeutſch einſt gemauert —
Ob es im 20ſten Jahrhundert
Wohl zu — Oberſchleſiſch verſauert?!

München. Franz Held.

Richtung.

Konſervativ — Sezeſſion —
Sonſt geht's ſchief. Hand davon.
Modern — Impreſſioniſt —
Habt's mich gern. Miſt.

Schließheim. Schwabenmayer.

Deutſche Kunſt.

Man ſchirrte an den Thespiskarren
Ein weißes Röſſel, mit Vergunſt —
Und läßt den Fuhrmann Henſchel lenken —
So komiſch fährt die deutſche Kunſt!

Troppau. Ignotus.

Das Volk der Dichter und Denker.

Wir haben einen vortrefflichen Magen
Und können herrlich viel Bier vertragen.
Könnte man Bücher — ſaufen,
Wir würden uns darum raufen!

*

„Gretchen" auf der Bühne.

Hier entfeſſelt ſie Thränen und Klagen ....
Trifft man im Leben ſie, wird ſie erſchlagen.

*

Unſere Zenſur.

Halbes „Jugend" verbietet ihr hochweiſes Walten ....
Die Barriſons müſſen ja Platz erhalten.

*

Empor.

Ob ſich beim Taumelflug der Dichtung
Der Geiſt im Wolkengrau verlor —
Bekümmert euch nicht um die Richtung,
Empor heißt ſtets — zum Licht empor!

Graz. Alfred Möller.

Digitized by Google

Vers.

Im Land der Dichter und der Denker
Ist jeder jedes Schicksalslenker.

Im Land der Denker und der Dichter
Ist jeder jedes Sittenrichter.

*

Der letzte Grund.

Warum sie alles Nackte vernichten?
— Es würde ihr unkeusch Wesen richten!

*

„Sonne neuer Kunst."

Des Himmels Sonn' ist doch ein Faulpelz ohne Frage?
Die „Sonne neuer Kunst" steigt zwanzigmal am Tage!

*

Vergleich.

Gelehrsamkeit nach dem heut'gen Brauche:
Ein Windhund mit eines Mopsen Bauche!

*

Vom Publikum.

„Ich könnte wohl auch Dichter sein — ich erlebe nur nichts". — Du erlebst nichts, denn du bist eben kein Dichter!

*

O glückliches Publikum vorn und hinten:
Man suggeriert ihm, — dann kann es empfinden!

*

Eins fühlt sich klar aus jeder Sprach' und Sache:
Ob heißes Herz, — ob Mache!

Stuttgart. Fritz Lennar.

Epigramme von Christian Morgenstern.

Bismarck.

„Bismarck war groß, doch ach, nicht gut.
Nein, ich ziehe nicht meinen Hut.
Ich bin besser als er, ich Wicht;
nein, meinen Hut, den zieh ich nicht.

Und einst, ja einst bei der großen Parade,
da wird es denn heißen ohne Gnade:
Hinweg mit dem Bismarck, dem schlechten Tropf!
Komm her, Michael Eselskopf!"

*

Der Freiherr Hieronymus Karl Friedrich von Münchhausen dreht sich im Grabe um und spricht:

Hab manches Streichlein angericht,
doch denunziert — das niemals nicht.

Nun kommt auf meinen Namen Schand'.
Pfui Teufel auch, ein Denunziant!

*

Digitized by Google

Gladstone.

Er konnt' nie über etwas lachen.
Wie kann ein Mann so tief verflachen!
Wer sich nicht selbst verspotten kann,
das ist fürwahr kein ernster Mann.

*

Die schlechten Autoren singen einer auf den andern:

Ach, es giebt so viel schlechte Autoren!
Ach, es wird so viel Schund geboren!
Ach, es giebt so viel schlechte Autoren!

*

Berliner Gesellschaftsessen.

Suppe.

Sie sind wohl nicht — nah oder fern —
verwandt mit Lina Morgenstern?!

Vorgericht.

Böcklin — das ist ein Maler, wie?
Welch' eigentümliche Phantasie!

Fisch.

Zwar hab' ich eine Ente zu Tisch,
aber ich halt mich mehr an den Fisch.

Braten.

„Waren Sie schon in Norderney?"
„„Nein, aber in Salzburg!""
„Ei!
Da war ja ich im vorigen Jahr.
S' ist doch aber dort schön, nicht wahr?"
„„Ja, ja, besonders da und da!""
„Die See, die ist aber auch schön!"
„„Ja,
das glaub ich Ihnen auf Ihr Wort.""
„Der Dr. P., der war auch dort."

Nachtisch.

Sie haben doch das Stück gesehn —
von wem doch gleich?! Kein Schimmer!
Kurz, Kainz gab Den-und-den,
und Sorma war wie immer.

Eis.

„Die Kälte heute!"
„„Die armen Leute!""
„Es sind wieder Unruhen."
„„Ja, was soll man thuen!""

* * *

U. s. w.
c. gr. in inf.

Digitized by Google

Von Königen und Prinzen.

I.

Neue Weisheit vom alten Fritz.

„Was sagen Sie zu dem Manifest des Kaisers, worin er sich vor dem Publikum wegen des Friedens, . . . , zu rechtfertigen sucht? Es ist das meines Bedünkens das Abgeschmackteste und Lächerlichste von der Welt."

*

„Die Könige sind nicht unsterblich; sie besitzen andere Vorrechte, die schmeichelhaft genug für ihre Eitelkeit sind und zur Ostentation dienen; hinsichtlich ihres Temperaments jedoch sind sie schwache Menschen, die nur Eine Zeit haben, nach deren Ablauf sie sich in der Menge, wo nicht in Vergessenheit verlieren. Nur Tugenden sind es, die ihre Namen auf die Nachwelt bringen, und in den Jahrbüchern der Völker, die von einer fast ununterbrochenen Folge von sechzig- oder siebzigjährigen Königen regiert wurden, finden sich kaum drei, die, ihren Unterthanen teuer, vor den anderen ausgezeichnet zu werden verdienten."

*

„Sagt man etwas Böses von dir, und es ist wahr, so bessere dich, sind es aber Lügen, so lache darüber. Ich bin mit der Zeit ein gutes Postpferd geworden, lege meine Station zurück und bekümmere mich nicht um die Kläffer, die auf der Landstraße bellen."

*

„Meine Soldaten brauchen sich nicht herauszuputzen wie Pfingstochsen."

*

„Ich kann keine teurere Einrichtungen machen, als wie ich sie bezahlen kann. Das geht in die Millionen. Wir wollen lieber mit den schlechteren Einrichtungen uns kontentieren, damit wir bei den besseren nicht bankerott werden."

*

„Die Geistlichkeit mag für sich selber beten, daß Dummheit und Heuchelei nicht überhand nimmt. Ich bin schon mit dem Gebet zufrieden, das meine ungeistlichen Unterthanen für mich gratis thun." Friedrich der Große.

II.

Die Prinzessin.

Ich aß einmal in der holländischen Stadt Arnheim in einem sehr guten Gasthof an der Table d'hôte. Da saß mir auch eine junge Dame gegenüber, der auch Dümmere als ich angemerkt hätten, daß sie eine Prinzessin war. Sie trug ein weißes Kleid, hatte lange, blonde Haare, wie ich sie nie zuvor gesehen, und ihre Augen

Digitized by Google

waren blau wie der Morgenhimmel. Von den Spargeln schnitt sie nur die Köpfchen ab, und die bekam ihr kleiner Hund. Ich gab ihr unter dem Tische einen leisen Tritt; aber sie that, als ob sie es nicht bemerkte. Denn es schickt sich nicht, Prinzessinnen unter dem Tische zu treten. Die Dame, die bei ihr war, gefiel mir bedeutend weniger; es war ihre Gouvernante, und sie sah mich scharf an. Ich bemerkte, daß sie zwischen zwei Gängen den Wirt zu sich rief und mit ihm leise sprach; ich bemerkte auch, daß von mir die Rede war, und die Auskunft muß gut ausgefallen sein, denn nachher sah mich die Gouvernante viel weniger scharf an. Ich glaube, er hat ihr gesagt, daß ich der gescheiteste Mann von der ganzen Welt sei; und das bin ich auch. Nach Tisch wurde es durch den Wirt so eingerichtet, daß ich die Prinzessin und die Gouvernante in den Dom führen durfte, der eine sehr schöne Kirche ist, und ihnen die Bilder erklären mußte.

Als wir abends nach Hause kamen, teilte mir die Gouvernante folgendes mit: Die Mutter der Prinzessin sei tot, und der Vater habe nur Interesse für Kartenspiel und Essen; er überlasse daher ganz ihr, die Tochter zu verheiraten, an wen sie wolle, und da ich offenbar redliche Absichten hätte, könne die Verlobung gleich stattfinden. Das geschah denn auch, ich küßte der Prinzessin die Hand, und so waren wir verlobt.

Den andern Tag reisten wir in das Reich, welches dem Vater der Prinzessin, dem König, gehörte. Seine erste Frage war, ob ich Sechsundsechzig spielen könne; und als ich ja sagte, war er so recht vergnügt. Nun hatten wir einen schönen Brautstand. Mit den Geschwistern der Prinzessin machte ich die Schulaufgaben, denn das konnte ich sehr gut, und mit dem König spielte ich abends Karten. Ich hätte immer gewinnen können, weil er die dümmsten Fehler machte, aber das that ich nicht, stets ließ ich ihn gewinnen, und von Tag zu Tag hatte er mich lieber. „Sehen Sie," so sagte er zu seinen Besuchern, „mein zukünftiger Schwiegersohn ist der gescheiteste Mann von der ganzen Welt, aber gegen mich verliert er jedes Spiel."

Wenn die Prinzessin und ich zusammen waren, meinten die Leute, wir langweilten uns; wir saßen stundenlang beieinander, ohne zu sprechen. Ich unterhielt mich aber sehr gut: ein kleiner Kobold saß zwischen uns und erzählte alle die Geschichten, die ich jetzt dir erzähle — denn woher wüßte ich sie sonst? Gewöhnlich saßen wir auf einem Balkon, an dem ein schöner, grüner Bach vorbeifloß. Ich war so glücklich wie noch nie und dachte, der Prinzessin gehe es auch so; aber sie, sie langweilte sich wirklich. Das wußte ich damals nicht, aber ich bekam es bald zu merken. Eines Tages nämlich saßen wir wieder auf dem Balkon, und ich war auf die Brüstung geklettert, um ein großes Blatt den Bach hinunter schwimmen zu sehen, als mir die Prinzessin einen Schupps gab. Ich flog hinunter in das Wasser und blieb mit dem Kopf in dem ziemlich schlammigen Boden des Baches stecken und die Füße streckte ich in die Luft. Es muß ungeheuer komisch ausgesehen haben; denn der ganze Hof, der in dem Saale hinter dem Balkon gerade eine Zwischenmahlzeit gemacht hatte, kam auf den Balkon, und alle schrien vor Lachen; am stärksten der König. Er warf nach mir, was er gerade erwischen konnte; zuerst die Serviette, zuletzt Reichsapfel und Szepter; er wollte mir auch die Krone nachwerfen, da war ich aber auf den Händen aus dem Bache herausgegangen und ins Gebüsch auf die andere Seite gekrochen. Dort lag ich, bis es Abend wurde.

Der liebe Mond und die Sternlein waren am Himmel zu sehen, und ich liebte sie noch mehr als sonst, weil sie jetzt meine einzigen Freunde waren. Ich zog dem

Digitized by Google

Bache nach, weiter und weiter, bis ich in ein anderes Reich kam; dort kaufte ich mir am Wasser, das hier zu einem starken Strome angewachsen ist, ein Häuschen mit einem Balkon, auf dem ich jetzt sitze und dieses schreibe. Die Wellen erzählen mir von meiner ehemaligen Braut, was sie thut und wie es ihr geht.

Sie ist doch eine vortreffliche Prinzessin und hat inzwischen so viel Gutes gethan, daß alle Menschen sie lieben und ihr das wenige Schlechte, was sie gethan hat, vergeben sollten. Und das sollst du auch thun.

München. Paul Nikolaus Coßmann.

III.

Das Morgengrauen.

Der Morgen lag mit Dunst und Stank
Im weiten Zechersaale.
Die Edlen schnarchen die Dielen entlang,
Der König selbst schief in den Sessel sank,
Es blitzten die leeren Pokale.

Der König hat eine Regung gemacht,
Belästigt vom Sonnenlichte.
Zu seinen Füßen der Narr erwacht,
Gähnt wild und dehnt sich, daß es kracht,
Und schneidet dem König Gesichte.

Drauf spricht der König verdrossen und kalt:
„Hanswurst, halt deine Schnauze.
Das Kneipgebrülle ist verhallt,
Ich bin wieder wach in Königsgestalt,
Unpassend ist dein Gekauze."

Es spricht der Narr und gähnt noch einmal: —
„Hurra, Majestät ist wach;
So ein Kater-Früh-ling ist doch scheußlich fatal!
Und meine Ideen . . . Bitte, hören Sie mal . . .
Oder ist Ihnen zu schwach?

Verflucht, man kann kaum aus den Augen sehn.
Majestät lasen den Goethe?
‚Der König soll mit dem Sänger gehn . . .'
Ihm wird nur der Narr zur Verfügung stehn.
Die andern sind ja zu blöde.

Dann — die Philosophie. Sie lasen den Kant?
Ich auch nicht! Und Schopenhauer?
Der und Nietzsche sind sehr verwandt . . .
Worauf es ankommt, das ist der Verstand.
Es stößt mir auf, süß-sauer.

Digitized by Google

Ich meine nur: mit Raum und Zeit ...
Und endlich: Wozu das Geseire!
Die Logik ist heutzutage soweit ...
Das Wesen macht es, was soll das Kleid —"
Der König: „Hör auf das Geleire!

Du dummes Tier, du betrunkener Hund,
Erlaubst dir freche Vergleiche!
Doch trug ich ein Narrenkleid noch so bunt
Ich machte nur Königs-Späße und
Du fühltest sie, meine Streiche!"

Doch mürrisch sieht der Narr ihn an:
„Mach' ich so alte Witze?
Wenn ich mal nichts Besseres erfinden kann,
Dann fange du selbst mit Streichen an —
Erfasse die richtige Spitze!

Warum soll der Narr mit dem König gehn?
Du schnarchst? Dann will ich dir's sagen!
Weil beide als Träume der Masse bestehn!
Den einen will sie in Purpur sehn,
Der andre soll Schellenzeug tragen.

Und gestern, als ich die Kappe dir
Aufsetzte zum Jokus der Runde —
Wem huldigte da das Massentier?
Dir, dem Narren? Nein! Dem König — mir!
Dem kecken Zwingherrn der Stunde!"

Der König hörte ja Gottseidank nicht.
Ihm ruhte das Haupt beim Nabel.
Zu schlummern versuchte der Schellenwicht,
Ihm träumte: War dies ein Tendenzgedicht
Oder 'ne Staatsparabel?

Berlin. Hermann Häfker.

IV.

Wahre Geschichten von „Serenissimus".

1. Der verantwortungsvolle Posten.

Serenissimus haben eine kleine Freundin, und diese besitzt wiederum einen recht überflüssigen Gatten. Serenissimus geruhten, ihm seine Huld zuzuwenden und ihn einem Konsulat einzufügen. Zufällig einem Konsulat in Spanien.

Die Abreise vollzog sich herzlich. Die junge, trostlose Strohwitwe blieb in der Heimat zurück.

Allein schon nach 14 Tagen trieb die Sehnsucht den zärtlichen Ehemann in die Arme seines Weibes.

Nun wurde ein größeres Konsulat in Amerika in Aussicht genommen. Der

Digitized by Google

so glänzend Bevorzugte genoß einen Monat lang seine Begünstigung. Eines Tages trat er unangemeldet bei seiner Gattin ein . . .

Eine Woche später wurde er seiner Tüchtigkeit wegen auf einen ganz besonders verantwortungsvollen Posten geschickt, der durch eine sechswöchentliche Reise und einen viertägigen Ritt auf hartem Esel zu erreichen war.

Es ist begründete Aussicht vorhanden, daß er sich dem äußerst schwierigen Posten gewachsen zeigen wird . . . .

*

2. Die kleine Freundin.

Serenissimus besitzt eine reizende Freundin, mit der auch Serenissima zu verkehren geruhen. Eines Tages befindet sich die Dame bei den Hoheiten zu Gaste. Sie will nachmittags abreisen. Allein Serenissimus empfehlen eindringlichst, noch den Abend zuzugeben.

Das Fräulein weigert sich hartnäckig. „Es geht nicht," behauptet sie, „ich hab' mich mit keiner Abendtoilette vorgesehen."

„Aber es ist ja nur meine Frau anwesend und ich . . ." bemerkt Serenissimus.

„Ach so! Nun, wenn sonst niemand da ist, dann kann ich ja bleiben wie ich bin . . ."

*

3. Serenissimus als Wohlthäter.

Serenissimus geht mit seinem Kammerherrn durch ein kleines Gebirgsdorf spazieren. Da tritt ein armes Weib vor ihn hin und bittet flehentlich um eine Unterstützung. Serenissimus trägt nie Geld bei sich, um nicht in die Lage zu kommen, den Gelüsten der Wohlthätigkeit allzu verschwenderisch nachzugeben. Er wendet sich daher an den Kammerherrn mit der Weisung, der Fremden zehn Gulden zu geben.

Am Abend dieses Tages — es war im August — denkt Serenissimus wie gewöhnlich über die guten Werke nach, die er tagsüber geleistet. Da fällt ihm die Alte vom Walde ein. Innig erfreut wendet er sich an seinen Kammerherrn:

„Es ist doch gut, lieber Wallhofen, daß wir der armen Frau die zehn Gulden gegeben haben. So ist ihr über den Winter geholfen . . ."

*

4. Die Geistesgegenwart von Serenissimus.

„Man kommt oft im Leben in die schwierigsten Situationen," sagte der Dienstkämmerer von Serenissimus. „Wir vom Hofe können blaue Wunder davon erzählen. Staunenswert ist die Geistesgegenwart unseres allergnädigsten Herrn, die ihn auch in den kompliziertesten Lagen nicht verläßt. Um nur ein Beispiel zu erwähnen . . .

Vor Serenissimus müssen die Flügelthüren stets geöffnet sein. Manchmal bringt es jedoch ein unglücklicher Zufall mit sich, daß Serenissimus sich einer geschlossenen Thür nähert. Wir Kammerherren sind dann in der tötlichsten Verlegenheit, denn vorzuspringen gestattet uns die Etikette nicht. In furchtbarer Aufregung folgen wir Seiner Hoheit. Was wird geschehen? Allein Serenissimus bewahrt mit bewunderungswerter Ruhe seine Kaltblütigkeit und — stellen Sie sich vor — öffnet selbst die Thür!"

Digitized by Google

V.

Weisheit.

In einer englischen Zeitschrift erwähnt Marie A. Belloe einige russische Sprichwörter, von denen eines von Interesse ist: „Wenn der Czar ein Versschmied ist, haben es die Dichter schlimm!“ -o-

*

Majestätsbeleidigung.

Welch' seelenzarte Hoheit — denkt!
Tagtäglich fühlt sie sich gekränkt!

Stuttgart.. Fritz Lennar.

Mein Interview

bei Dr. E. H. Pistol, dem Theaterreferenten.

Von Otto Ernst.

(Hamburg.)

Schließlich ist Dr. E. H. Pistol, bekanntlich Theaterreferent an der täglich dreimal erscheinenden hauptstädtischen Zeitung „Der Kodderige,“ doch der einzige zeitgenössische Journalist und Schriftsteller, der mir imponiert. In ihm ist endlich einmal ein Mann erstanden, der den redlichen und ernsten Willen hat, nichts gelten zu lassen. Da ich ebenfalls ein unaufgeführtes Stück geschrieben habe, beschloß ich, ihn aufzusuchen und ihn mir womöglich warm zu stellen.

Dr. Pistol empfing mich mit einer Geringschätzung, als wäre ich der Verfasser von „Romeo und Julie“. Als ich aber erklärte, ich käme, um den Schöpfer einer neuen Kultur, den ich längst aus der Ferne angebetet hätte, nun auch persönlich kennen zu lernen, lud er mich sofort zum Sitzen ein und fragte mich, wie mein Stück denn heiße.

„Madige Liebe“, antwortete ich.

„Endlich einmal ein großer Stoff!“ rief er. „Wir beide müssen zusammenhalten. Schließlich sind wir beiden doch die einzigen Dramatiker, die ernst zu nehmen sind.“

Ich konnte dem nicht widersprechen. Das Gespräch entwickelte sich nun folgendermaßen weiter:

Digitized by Google

Ich: „Was halten Sie von unserm „berühmten“ Meyer?“

Er: „Meyer? Nun ja — als Kaffer sehr bedeutend. Entschieden eines der größten Rhinozerosse, die je Erfolg gehabt haben.“

Ich: „Sehr gut! Sehr scharf und sehr gut. Und was denken Sie über Schulze?“

Er: „Na, der giebt ihm nichts nach. Das glücklichste Rindvieh unter der Sonne.“

Ich: „Ganz meine Meinung. Und Müller?“

Er: „Ja, der übertrifft sie allerdings beide.“

Ich: „Das wollt' ich eben meinen. Und was halten Sie denn von Petersen?“

Er: „Na, wenn ich zu sagen hätte, wäre der arme Mensch längst in einer Idiotenanstalt untergebracht.“

Ich: „Aber Schneider?“

Er: „Ich bitte! Woll'n wir denn den ganzen zoologischen Garten durchgehen? Schneider hat ja eine gewisse Routine; er ist also meinetwegen ein routinierter Esel, und folglich hat er Erfolg. Erfolg haben sie ja überhaupt alle, diese Mikrocephalen. Jeder hat seine Clique, die ihn nicht sinken läßt und die besonders dafür sorgt, daß kein ernsthaftes Stück angenommen wird.“

Ich: „Haben Sie Ihr Stück denn schon einmal irgend einem Theater eingesandt?“ (Ich verschwieg schonender Weise, daß ich von 13 Ablehnungen wußte.)

Er (verbindlich lächelnd): „Nein! Wo denken Sie hin? Glauben Sie, ich werde meine Arbeit von Kretins und Gaunern beschnüffeln lassen?“

Ich: „Ja, was ist denn aber zu thun?“

Er: „Wir müssen eben kämpfen, kämpfen, mein Lieber, und nicht nachlassen, diese blödsinnige Schwindlerbande zu bekämpfen, bis wir einer wirklichen Dichtung Platz geschaffen haben.“

Ich: „Und wann denken Sie, daß für Ihr Stück Raum geschaffen sein wird?“

Er (verbindlich lächelnd): „In einem Jahre hoffe ich den einen oder andern Direktor zu der Einsicht zu bringen, daß es nicht richtig ist, die eigentlichen Dramatiker links liegen zu lassen. Vielleicht gründe ich auch inzwischen selbst ein Theater.“

Ich: „Haben Sie denn Geld?“

Er: „Wozu?“

Ich: „Ah pardon! Verzeihen Sie meine Indiskretion! Was erwarten Sie von der morgigen Première?“

Digitized by Google

Er: „Einen kolossalen Durchfall.“

Ich: „Warum?“

Er: „Nun, das ist ja selbstverständlich. Der Verfasser hat mit dem ersten Stück Erfolg gehabt und dies ist sein zweites — — Verstehen Sie nicht?“

Ich: „Nein.“ (Ueber sein Antlitz huschte so etwas wie „Hornochse“.)

Er: „Nun, mein Gott — also das Publikum weiß doch so viel: Lauter schöne Sachen machen, das kann keiner. Der Bequemlichkeit halber läßt es also abwechseln: gut — schlecht — gut — schlecht u. s. w. Das Publikum will außerdem Genugthuung dafür, daß es sich das erste Mal etwas hat gefallen lassen. Das zweite Stück ist immer schwächer, muß schwächer sein.“

Ich: „Könnte es nicht trotzdem einmal anders kommen, und auch das zweite Mal einen Erfolg geben?“

Er: „Das ist nicht zu befürchten. Bedenken Sie auch die Unzahl der zurückgesetzten und beleidigten Talente, die bei einer solchen Première anwesend sind. Wenn es auch nicht lauter Weltdichter und Zentralgeister sind —“

Ich: „O bitte! bitte!“

Er: „— immerhin haben die Leute ein Recht zur unerbittlichsten Kritik, und natürlich machen sie Gebrauch davon. Im Augenblick der höchsten Spannung macht z. B. einer „Hatschi!“, daß das ganze Theater lacht — das kann Paul Strangel besonders gut —, Fritz von Gumpelstiel macht bei pathetischen Stellen „Huhu!“, was auch selten seinen Zweck verfehlt; andere husten die ganze Exposition nieder, wieder andere lassen von Zeit zu Zeit einen schweren Gegenstand fallen, Karl Panke prustet bei den tragischsten Stellen auf die wundervollste Weise los, und Emil Karpulinski kolportiert regelmäßig vor der Première einen Kalauer über das Stück, der so oder so die Stimmung verdirbt.“

Ich: „Ausgezeichnet! Wenn wir in dieser Weise zusammenhalten, muß schließlich die gerechte Sache siegen.“

Er: „Und zuguterletzt — wenn alle Stränge reißen, ist ja noch die Kritik da.“

Ich: „Haben Sie die Ihre schon fertig?“

Er: „Beinahe, ich habe schon so verschiedenes über das Machwerk gehört —“

Ich: „Nun, das schadet ja nichts.“

Er: „Na — es beeinträchtigt doch immer die Unbefangenheit.“

Digitized by Google

Ich: „Ach bitte — darf ich nicht hören?“

Er: „Wenn Sie es wünschen?“

Ich: „Ich bin ganz Schadenfreude.“

Er (lesend): „Herr Reimers hatte mit seinem ersten Stück viel Geld verdient. Böse Zungen sprachen sogar von 100 000 Mk. Herr Reimers wollte nochmals 100 000 Mk. verdienen. Die Aesthetik des Herrn Reimers lehrte ihn ganz richtig, daß 100 000 und 100 000 = 200 000 sind. Herr Reimers hatte aber gehört, daß jetzt das Naturalistische sehr beliebt sei. Du mußt also naturalistisch sein, sagte sich Herr Reimers. Herr Reimers hatte aber auch einen gesunden Geschäftsinstinkt, und dieser sagte ihm, daß die Marlitt jedenfalls sicherer sei als der Naturalismus. Herr Reimers kam zu dem Schluß: Machen wir naturalistische Marlitteratur. Wir müssen gestehen, daß Herr Reimers seine Aufgabe glänzend gelöst hat. Leider ist aber selbst der beschränkteste Teil unseres Publikums Herrn Reimers in der Entwickelung um vieles voraus; es ist allmählich hinter die Schliche der von Herrn Reimers vertretenen Branche gekommen. „Post festum“ heißt die 5aktige Ohnmacht des Herrn Reimers. Das Publikum fand diesen Titel sehr richtig, und so trug es denn bei der gestrigen Aufführung die verspätete Tragödie (oder war es ein Lustspiel?) des Herrn Reimers ohne Sang und Klang zu Grabe.“

Ich: „Aber das können Sie doch nicht wissen!“

Er: „Warum nicht?“

Ich: „Wenn nun doch geklatscht wird?“

Er: „Mein Lieber!! Seien Sie versichert: Wenn ich morgen schreibe, daß das Stück durchgefallen ist, dann will keiner geklatscht haben. Hören Sie weiter: „In dem Stück treten drei (vielleicht auch mehr) Personen auf: die eine hat braunes Haar, Pockennarben und Grundsätze, die zweite hat blondes Haar, Idealismus und einen Bräutigam, die dritte hat eine Schleppe, Brillanten und eine Vergangenheit!! — Weiter bin ich noch nicht.“

Ich: „Famos! Brillant! Das macht Ihnen keiner nach. An welchem Theater sähen Sie Ihr Stück am liebsten aufgeführt?“

Er: „Am Odeon-Theater.“

Ich: „Warum nicht am Shakespeare-Theater?“

Er: „Nun einfach darum, weil das Odeon-Theater 2000 Menschen faßt und 7 % Tantième giebt, während das Shakespeare-Theater bei 1200 Plätzen nur 6 % zahlt.“

Digitized by Google

Ich: „Da ist allerdings kein Zweifel möglich. Und würden Sie also —“

Er: „Verlassen Sie sich darauf: sobald mein Stück angenommen ist, trete ich auch für das Ihrige ein.“

Ich: „Herzlichen Dank.“

Um ganz sicher zu gehen, legte ich bei diesen Worten mit der Hand, die ich auf dem Rücken hielt, einen 50 Mark-Schein hinter mir auf den Tisch.

„Danke!“ sagte er.

„Welche Beobachtungsgabe!“ rief ich erstaunt.

„Übung! Übung!“ meinte er leichthin. „Übrigens, warum geben Sie mir den 50 Mark-Schein nicht einfach in die Hand. Vom Verdienst müssen wir doch alle leben; warum soll man das nicht offen eingestehen?“

„Na — wenn es in die Öffentlichkeit bringt — es ist doch immerhin nicht angenehm.“

„Wieso?! Wozu hätte man denn schreiben gelernt, wenn man sich nicht mal gegen infame Verleumdungen verteidigen könnte! — Sie haben doch die 50 Mk. als Honorar für meine Vorlesung gemeint?“ rief er plötzlich angstvoll. „Oder sollten Sie — — eine Bestechung — —?“ In seinen Worten und Mienen lag etwas Unheimlich-Drohendes.

„Aber ich bitte Sie — wie können Sie —!“ stammelte ich, nach der Thür tastend. Ich schätzte mich glücklich, als ich draußen war. —

Dies, hochlöbliche Redaktion, ist mein Interview beim Dr. E. H. Pistol. Sollten Sie keine Verwendung dafür haben, so können Sie sicher darauf rechnen, daß ich im „Kobderigen“ eine unbefangene Kritik über Ihr Blatt veröffentlichen werde.

Digitized by Google

Der Storch.

Von Anna Croiſſant-Ruſt
(Ludwigshafen a. Rh.)

In den Hof eines grauen Hauſes, daß in einer rußigen Fabrikſtadt ſtand, fiel eines Tages ein Storch herab. Das Enten- und Hühnervolk, das ſich ſchnatternd und gackernd im Hof herumtrieb, ſtob erſchrocken auseinander und hub ein großes Geſchrei an. Als es aber ſah, daß der große Vogel mit ausgebreiteten Flügeln regungslos auf dem ſchmutzigen Grund des Hofes liegen blieb, kamen Huhn und Ente wieder näher, und das Gegacker und Geſchnatter begann aufs Neue, nur war es jetzt ein zorniges, entrüſtetes.

Was that dieſer fremde, weiße Vogel in ihrem Hof? Und da er ſich nicht rührte, ſondern mit geſchloſſenen Augen liegen blieb, ſtocherten ſie an ihm herum und begannen auf ihn einzuhacken. Da kam der Herr des Hofes und nahm den ſelten geſehenen, kranken Vogel mit ins Haus und pflegte ihn. Er hatte eine Schußwunde am Bein, die ihm wohl böswillig im Fluge beigebracht worden war, darum war er in den ſchmutzigen Hof niedergeſunken. Die Wunde heilte wieder, und nachdem ihm die Flügel etwas beſchnitten waren, ließ ihn der Herr frei umherlaufen unter dem andern Federvieh. Traurig hinkte der langbeinige, fremde Vogel in dem engen, ummauerten Hof hin und her; nur an einer Seite ſah er gegen die Straße, dort war ein Gitter, und Kinder und Erwachſene ſtanden dort und betrachteten ihn, weil ſie noch nie ſolch ſonderbares Tier geſehen. Sein Gefieder war ſchneeweiß gegen das der Enten, glänzend ſchwarz geſäumt, und Schnabel und Füße leuchteten rot. Voll Neid ſahen die dicken Enten und die zornigen Hühner auf den Gaſt. Sie umkreiſten ihn, ſie ſtellten ſich in ſeinen Weg, ſie verſuchten ihn zu reizen — der Storch bemerkte ſie gar nicht. Er ſtand auf einem Bein und ſah zu dem Stückelchen blauen Himmels auf, über das dichte Rauchwolken flogen, und dachte an den Sommer und grüne Wieſen und helle Bäche, an die weite Ebene und ſeine Freiheit. — So war er denn hier gefangen und mußte werden wie die andern! Wirklich, ſein Gefieder wurde ſchwarz und auch wie das ihre, ſeine ſchönen, roten

Digitized by Google

Füße und sein langer, roter Schnabel überzogen sich mit einer dicken Kruste. Er ließ den Kopf hängen und machte einen krummen Rücken wie der Kater. Schön sah er nicht aus, der Storch; die Leute blieben auch nicht mehr stehen, eigentlich war kein so großer Unterschied zwischen ihm und den Enten und Gänsen! Höher war er, ja, höher schon, aber schmutzig war er geworden, wie sie auch. Nur die Kinder blieben ihm treu, drückten die Köpfe gegen das Gitter und schrieen ihm zu:

„Storch, Storch, Schniebelschnabel
Mit der langen Heugabel,
Rupf ich Dir a Federl aus,
Mach' ich mir a Betterl draus,
Pfeif ich alle Morgen
Wie die jungen Storchen."

Ging er aber auf sie zu, so stoben sie schreiend auseinander und er stelzte traurig wieder weiter. Der ganze Geflügelhof lachte über sein närrisches Gebahren. Warum stand er denn allein und starrte nach dem Himmel? Warum wollte er denn nicht ebenso friedlich in Schlamm und Ruß ruhn und sich in dem kleinen, runden Wasserloch baden wie sie? Warum stieg er denn unter ihnen herum, wie wenn er sie nicht sähe, dieser Ritter von der traurigen Gestalt? Hatte je einer solch entsetzliche Beine und solch langen, dünnen Schnabel gesehen?

Und die Enten sahen auf ihre breiten, soliden Füße und schnatterten mit dem dicken Schnabel darauf los, denn das konnten sie sich leisten. Ob er nur überhaupt reden konnte? Es hatte noch keiner einen Ton von ihm gehört. Und die Enten und Hühner verfolgten den traurigen Fremden so lange mit Hieben und Picken und Schlägen mit den Schnäbeln, bis er eines Tages zornig mit den großen Flügeln schlug und laut zu klappern anfing. Zuerst erschraken sie etwas vor seiner lauten, mächtigen Art, dann aber fingen sie an drüber zu lachen. Er konnte ja nicht einmal so hoch fliegen wie die Enten und was er sagte, war solch pudelnärrisches, unverständliches Zeug, daß es schon eine Beleidigung war, daß der Herr ihn überhaupt unter sie zu setzen gewagt!

Der arme Storch probierte daraufhin nicht mehr mit den Flügeln zu schlagen und auch das laute Klappern gewöhnte er sich ab, er klapperte mehr innerlich, das war auch ein guter Ausdruck seiner Sehnsucht. — Im Winter hielt ihn der Herr mehr im Hause; es war eine öde, schreckliche Zeit, aber der Storch merkte, daß sein Fuß sich streckte und seine Flügel wuchsen, und er wartete.

Digitized by Google

Eines Tages, laue Lüfte wehten und trugen kräftigen Erdgeruch in die dumpfe Stadt, stand der Storch wieder mitten im Hofe unter dem Federvieh, das ihn wie eine lebendige, fortwährende Kränkung ansah. Und plötzlich, wie ihm die Sonne so warm auf den Rücken schien, fing er an, seine Flügel zu schütteln, breitete sie weit aus und brausend flog er über das Gitter, die Dächer, hoch in den hellen Himmel hinein mit dem lauten, fröhlichen Geklapper. Das Federvolk sah ihm starr nach, zuletzt stießen sie aber alle Seufzer der Erleichterung aus, blinzelten sich an und legten sich enggedrängt in den Kot. Es war doch viel schöner, wenn sie unter sich waren!

Die Kinder aber klatschten in die Hände und riefen dem Fremdling jubelnd nach:

„Storch, Storch, Schniebelschnabel
Mit der langen Heugabel,
Rupf ich Dir a Federl aus,
Mach' ich mir a Betterl draus,
Pfeif ich alle Morgen
Wie die jungen Storchen."

Der Herr stand unter der Hausthür, hielt die Hand vor die Augen und wie er ihn nur mehr als kleinen Punkt weit draußen gewahrte, sagte er wehmütig: „Schade! schade! Man hätte ihm die Flügel mehr beschneiden sollen."

Aphoristisches.

I.

Selten überschätzen wir uns selbst, aber wir unterschätzen die andern.

*

Die Natur verleiht manchmal feinen, unschuldigen Blumen das Aussehen von giftigen — zum Schutz gegen die Kühe, die sie auffressen möchten.

*

Der alte Babelfluch lastet noch immer auf uns. Niemals versteht einer den anderen.

*

Digitized by Google

Nicht, daß es keine Fehler, sondern daß es Vorzüge habe, macht den Wert eines Kunstwerkes aus.

*

Die größte Heldenthat hat Der verrichtet,
der auf des Schmerzes Süßigkeit verzichtet.

*

In jedem Menschenherzen steckt eine Wünschelrute, die zu klopfen beginnt, wenn sie auf Gold trifft.

*

Freie Menschen sollten sich den Formen der Gesellschaft anpassen, wie der Schmetterling das abgestorbene Blatt nachahmt, auf dem er sich zur wohlgeschützten Ruhe niederläßt.

*

Du schaust mir forschend tief ins Aug',
Auf meiner Seele Grund zu sehn,
Und weißt nichts als Dein eignes Bild
In meines Auge Rund zu sehn.

*

Eitler Kritiker.

Wie vermöchte der ins Innere eines Hauses zu blicken, der die Fenster desselben als Spiegel benutzt?

Berlin. Anselm Heine.

II.

Stein von Stahl gegeißelt giebt Funken, Gehirn von den Dingen gepeitscht Gedanken.

*

Wir Menschen sind die Gefäße, die mit Gott gefüllt sind. Je nachdem diese Ziergläser oder herb und undurchsichtig sind, erkennt man Gott oder erkennt ihn nicht. Aber in jedem Menschen steht Gott.

*

Wer Kinder zeugt, nimmt die Zukunft auf die Schultern.

*

Nicht hinter jeder Stirn liegt Gehirn.

*

Der Zweck des Lebens: zeugen, damit eins von einem zeuget.

*

Alles Krankſein hat Tendenz zum Himmel.

*

Die Erziehung — Öl auf die Wogen der Erbsünde.

*

Mensch geworden sein heißt ein Opfer geworden sein.

*

In rechten Winkeln kann man nicht durch das Leben kommen.

*

Die Eltern: die Ältern, aber nicht immer die Klügeren.

*

Digitized by Google

Das ganze Leben setzt sich aus Nachfolgern zusammen.

*

Es hilft dem Blinden nichts, wenn er auch noch so weit die Augen aufreißt.

*

Im schwangeren Weibe bläht sich die Zukunft auf.

*

Wenn du wie ein junger Hund bist, dann fürchtest du dich natürlich vor einem Frosche.

*

Erst wenn wir unsere Jugend zerbrochen haben, hat sie Wert für uns.

*

Ein Individuum ist ein Unteilbares. Warum haut ihr dann so drauf ein?! Es ist doch ein vergebliches Bemühen.

*

Wenn der Mensch betet, spricht Gott mit sich selber.

*

Manchmal fliehen die richtigen Worte vor der Schreibfeder wie vor einer Pest.

*

Das Leben muß auch seine Claqueurs haben. Daher sind die leichtblütigen Menschen geschaffen.

*

Je tiefer jemand einmal im Dreck gesteckt hat, um so frecher ist er später, wenn er auf trockenem Lande ist.

*

Wenn zwei Kaiser einander nur anblicken, dann sind sie schon geistreich gewesen.

*

Kleider machen Leute — nur zu oft lächerlich.

*

Alle Geschichte ist nichts als ein systemisiertes Totschweigen der armen Leute.

München. Hugo Oswald.

III.

Mancher setzt eine Narrenkappe auf nur, um bemerkt zu werden.

*

Hühnergehirnen dünkt der Düngerhaufen das höchste.

*

Die Milch der frommen Denkungsart ist oft sauer.

*

Von himmlischen Rosen der Dichter spricht,
Doch irdisch ist ihr Dorn und sticht.

*

Die Ehre kommt ohne Uniform zur Welt.

*

Wie kümmerlich denkt sich den Schöpfer der Welt
Der Mensch, der sich für sein Ebenbild hält!

*

Digitized by Google

Die Gegner des Alkohols mögen bedenken, daß er doch der Vater manch' guten Gedankens ist, der in nüchternen Gehirnen stecken geblieben wäre.

*

Ein Gerechter legt sich Grundsätze bei, die nur anderen wehe thun.

*

Lotterien sind Teufelswerk, sagen die Frommen und bauen Kirchen daraus.

*

„Des Volkes Stimme ist Gottes Stimme." Wer lacht da? Unser lieber Herrgott.

*

Gerade die Sittsamkeit kann über ein Feigenblatt stolpern.

*

Wenn man alle summieren würde, die sich selbst zu den oberen Zehntausend zählen, kämme eine hübsche Nummer heraus.

*

Der Weise hält auf dem steinigen Stoppelfelde der Gedanken mühsam Ährenlese, während der Drescher die Tenne füllt.

*

Der Apfel stammt aus dem Paradies,
Drum schmeckt er den Menschen von jeher so süß.
Die Eva von heute kennt ihren Mann:
Der alte Adam beißt immer noch an.

*

Der Geist des seligen Don Quixote lebt fort in den Rittern des Geistes.

*

Man kann auch mit attischem Salz versalzen.

*

Wenn man auf seinen Lebenspfad zurückschaut, stößt man auf manche Pfütze, die man nicht ein zweites Mal durchwaten möchte.

Schließheim. Schwabenmayer.

Der Hund.[1]

Von Ludwig Jacobowski.

(Berlin.)

Was für ein Leben ich künftig führen will, das habe ich oft durchdacht. Denn ich glaube fest an die Unsterblichkeit meiner Seele. Das hat so etwas hübsch Beruhigendes, und man vergeht förmlich vor Vergnügen dabei. Aber ich bin immerhin etwas gescheit. Ich glaube

[1] Aus einem Büchlein „Stumme Welt".

Digitized by Google

nicht mehr, daß die Seele in der Leber sitzt, noch im Kopfe, noch im Herzen, sondern als Mann meines Jahrhunderts weiß ich, daß jedes Atom in mir seine Seele hat und daß nur die Summe — ganz eitle Menschen sagen „Unsumme“ — der Erlebnisse und Erfahrungen das Ding — Pessimisten sagen „Unding“ — ausmachen, das sie „Seele“ heißen. Ich stelle mir immer die Sache vor wie einen Ofen, dem Holz zugetragen wird. Jeder Tag mit seinen Erlebnissen legt in den Ofen ein paar neue Scheite: so wächst seine Glut und seine Erfahrung mit den Jahren. So wird dann der eine ein guter, warmer Mensch, indeß der andere ein töpferner Hohlraum bleibt.

Ich weiß, daß ich voll Glut bin. Voll Gluten, die sich mitteilen und verteilen, die aber nie vergehen. Auch die Energie meiner Seele erhält sich und ist unsterblich. Nur sterbe ich vor Neugier, welche Gefäße sie sich einst aussuchen wird. Einst ... in künftigen Jahrtausenden ...

In meinem Hause wohnen viel lebendige Wesen. Die stehen morgens auf und strecken sich abends aus. Und in der Zwischenzeit füllen sie die Oefen ihrer Seele. Aber man kann mit vielerlei Dingen einheizen: mit Gas und Wasserdampf, mit knisterndem Kien und runden, blanken Briquettes, mit schlechten Zeitungen und dem Manuskript von Goethes „Faust“ ... Und es giebt thönerne Öfen, die ihre Flammen nicht behalten können, sondern sie mit Getöse hinausspeien. Und dann soll der Töpfer „Schuld“ haben, dieser dumme, täppische Handwerker und Pfuscher!

Wenn ich die Wahl hätte unter meinen Hausgenossen — wen würde meine Seele zu ihrem künftigen Heim wählen?

Den Grafen im ersten Stock nicht. Der ist zu dünn zwischen den Schultern und zu dick vor und hinter dem Gehirn. Und ein armer Teufel dazu. Der weiß seinen Diener nicht satt zu kriegen, da er selber nicht satt zu essen hat. Dem Jungen vom Portier gab er gestern einen Thaler, damit er für fünfzig Pfennige ein Telegramm auf die Post trug, und schenkte ihm den Rest, für den er und sein grauhaariger Johann dreimal Mittag gegessen hätten. Der hat eine vornehme Seele in schlechtem Gewande, ärmliche, hungrige Wünsche unter dem schwarzen Gehrock, dummen Hochmut über und unter der weißen Halsbinde und tiefsten Haß gegen die moderne Zeit in der ganzen Länge seines Ichs.

Meine Seele friert bei dem Gedanken, in solcher Hülle ein zukünftiges Leben zu verbringen.

Die junge Ratstochter oben? ... Nein, ein Weib möchte ich

Digitized by Google

nicht sein. Ein schlimmes Los, die Sinne für den keuschen Himmel vorzubereiten, während die Natur sie zur irdischen Lust geschaffen hat. Ganz in holder Rundung zu leben, um sie einst um den eckigen Typus der Männlichkeit zu legen; nicht ein Ganzes für sich, sondern nur ein Teil für andere zu sein, in fahlen Schmerzen Kinder zu verschenken, an denen man nur selten ein bischen Freude hat . . .

Die Waschfrau unten mit ihren neun Mädchen, ihrer Wasserdunstsphäre und ihren rissigen Händen, die der ganzen Menschheit Menschlichkeiten zwischen ihren Fingern kneten und säubern?

Nein, niemals!

Den Oberlehrer im zweiten Stock? Der mit den abgelegten Resten seiner Offizierszeit sich eine Art höheren Daseins zurecht schneidert und die Tage als Feste feiert, da er seine Reserveoffiziersuniform anzieht . . . Der es als Schmach empfindet, kleine Kinderseelen zu erziehen, da er doch polackische und kassubische Bauernjungens einst viel besser zu drillen verstanden hatte . . .

Den Schuhmacher im dritten Stock? Der sein bischen Seele aushustet, indeß er für fünfzig Pfennig Riester auf elende Schuhfragmente näht. Der vor lauter Scheu, die „Herrschaften" im unteren Stock durch sein Hämmern zu stören, alte Lappen um das Eisen wickelt und nur auf Socken schleicht?

Kein lebendes Wesen im ganzen Haus, in das meine königliche Seele hineinschlüpfen könnte . . . in einigen Jahrtausenden.

Und da fällt mein Blick auf den schwarzen Kettenhund im Hofe.

Der hat eine dunkelgrüne, breite und hohe Hütte. Er kann sich in seinem Reiche umdrehen wie er will, ohne befürchten zu müssen, daß seine Hinterfront die ästhetischen Instinkte der Nachbarreiche beleidigt. Und schlafen, so lange und so oft er will. Und in der Sonne liegen und im Schatten. Die Sterne sieht er gehen und kommen, die Bettler vorbeischleichen, die Dienstmädchen am Waschtrog, wenn sie die weißen Arme zeigen und die runden Strümpfe. Er sieht alles, bemerkt alles, weiß alles — und ist still. Er ist ein Philosoph mit Gefühl. Ein Kettenhund mit Gemüt. Am wohlsten ist ihm, wenn er aus seinem Reiche die Vorderpfoten herausstrecken kann, wie um der anderen, fremden Welt die Hände zu reichen. Dann legt er seinen Kopf auf die rechte Vorderpfote und blinzelt von unten herauf. Mit humoristischem Blick. Als wollte er sagen: „Ich pfeife auf Euch!" Oder er geht im Hofe spazieren mit dem Gleichmut einer in sich ruhenden, festen Persönlichkeit, die mit den großen Problemen des Daseins fertig ist.

Digitized by Google

Nur manchmal, in der Nacht, wenn aus der Stille fremde Schritte in seine stumme Welt hallen, dann hebt er sich hoch auf. In Kämpferstellung. Und reckt seinen Rücken und fletscht das Gebiß. Und knurrt über den Einbruch in seine Sphäre, ein echter König, der sein Land liebt und seine Grenzen verteidigt. Und in Größe streckt sich Seine Herrlichkeit wieder aus. Rings um sich die Stille seines Reiches . . .

Meine Seele schwillt über vor Entzücken. Aber da erschrickt sie. Die schwarze Ringkette an seinem Hals. Die stört. Die muß weh thun!

Pah, sag' ich mir, keine Erde ohne Eisen, kein Wesen ohne Kette. Man kann sie ja vergolden lassen, und sie so um den Hals schlingen oder um die Füße, daß sie wie leuchtender Schmuck glänzt. Und dann erklärt man die Kette für eine neue Mode . . . Und an das Klirren gewöhnt man sich. Man erklärt das für neue Zukunftsmusik . . . .

Dankbar atme ich auf und streichle dem mächtigen Hunde den runden, stolzen Kopf.

Er wird meine nächste Station unter den Menschen sein . . .

Kurze Geschichten.

Von Paul Scheerbart.

(Nieder-Schönhausen.)

Die Welt von Eisen.

Ein großes Gebrumm.

Große Sternvölker brummen plötzlich.

Es sind große, hohle, eiserne Sterne, die da so brummen.

Eine Schauermär hat die eisernen Sternvölker grimmig gemacht — darum brummen sie.

Sie haben gehört — es ist kaum zu glauben — viele Milliarden großer Blickmeilen von ihnen entfernt lebe auf einem kleinen Lehmklümpchen ein kleines Würmchen, das jetzt thatsächlich das Weltganze

Digitized by Google

erfaßt habe — das ganze Weltganze — von oben bis unten und nach allen Seiten.

Dies Würmchen auf seinem Lehmklex!

Die eisernen Sternvölker brummen fürchterlich, daß es kaum anzuhören ist; die Büffelhorn- und die Schneckensterne sind ganz besonders laut.

Und so weit weg soll das Würmchen sein!

Eine Schauermär!

Eine Blickmeile ist soweit, wie ein Strauß von tausend Mutterssonnen für die scharfsichtigsten Sternaugen sichtbar ist.

Und das Würmchen ist viele Milliarden solcher Blickmeilen entfernt!

Die eisernen Sternvölker grunzen vor Wut — sie haben das Weltganze immer noch nicht erfaßt.

Und das Würmchen soll ihnen über sein?

Jetzt vernehmen sie — die Trichtersterne flüstern's ihnen zu —, daß das Würmchen zwei kleine Beinchen haben soll und auch mit schier unendlich großen Glaslinsen beim besten Willen nicht sichtbar zu machen ist.

Wie das die eisernen Sterne hören, müssen sie mordsmäßig lachen, daß der ganze Himmel dröhnt — als führten Billionen Glockensterne Krieg miteinander.

Es gehen doch noch lustige Geschichten in den Sternvölkern um.

Dieses Würmchen!

Dieses unsichtbare, zweibeinige Würmchen!

Die eisernen Sternvölker brummen bald nicht mehr.

Späße bebrummt man nicht.

Der Radaubengel.

Nihilisten-Ulk.

Eben waren die guten Hofmeister vom Tode auferstanden und wünschten sich gemütlich guten Morgen — da schlug der Blitz in eine gesunde Eiche, und der Donner schüttelte alle Himmel.

Das war aber noch garnichts, denn gleichzeitig stieg der nie besiegte General Hohnke aus seinem Grabe heraus und fing so fürchterlich über die Bedeutung der Freiheit zu reden an, daß die guten Hofmeister schleunigst wieder in ihr altes Grab krochen.

Hohnke jedoch schlug alles kurz und klein — auch die sämtlichen Himmel.

Digitized by Google

„Freiheit!“ brüllte er kanonenmäßig.

Dies Gebrüll war aber nicht mehr zu hören, denn die Himmel waren mit allem Zubehör nicht mehr am Leben — Hohnke stand im Nichts.

Er wunderte sich mächtig — half ihm leider nichts.

Was weg ist, ist weg!

Nichts kann so viel zerstören wie das Freiheitsgebrüll — sämtliche Himmel mit allem Zubehör bringt es einfach um.

Die Freiheit will eben weiter nichts als — Nichts.

Hohnke! Du kannst mir leid thun! Wo bist Du jetzt?

Hohnke ist wohl auch nicht mehr am Leben.

O Hohnke! General Hohnke!

Krebsrot.

Ein Herren-Scherzo.

Auf der großen Freitreppe stand einer — der besann sich plötzlich auf sich selbst.

Er betrachtete sich und sah, daß alles an ihm krebsrot war.

„Bin ich ein gekochter Krebs?“

Also kam's dem Besonnenen über die schmunzelnden Lippen.

„Gut!“ fuhr er aber fort, „dann sollen alle zu gekochten Krebsen werden!“

Und er ging hinauf in sein hohes Haus und wollte alle seine Freunde verwandeln.

Es gelang ihm aber nicht.

Lebensweisheit.

I.

Viel Frisur
Und so wenig Haare:
Viel Volumen
Und so leichte Ware.

*

Wo die Gemeinheit auf dem Plan ist,
Ist's eine Ehre, weit vom Plan zu sein,
Und wo die Dummheit obend'ran ist,
Ist's eine Ehre, hintend'ran zu sein.

*

Digitized by Google

„Brave Buben."

Zieht meinetwegen folgsame Kinder,
Ihr Mütter, für die Kinderstuben,
Aber erzieht ums Himmelswillen,
Fürs Leben keine — „brave Buben"!

*

Parabel.

Ein Esel berichtet über ein Pferd:
Seine Sach' sei keinen Pfennig wert,
Auch hab' es — viel zu kurze Ohren —:
Das Pferd war in Eselslanden verloren!

*

Heilbronn. Robert Oechsler.

Eurer Grobheit Schläge frommen mir,
Seid, Dreschflegel ihr, willkommen mir:
Aus den härt'sten Hülsen euer Zorn
Drischt er mir der Dichtung edles Korn!

*

Zwei Töpfe.

„Schon wieder schäumst du über —:
Sieh', wie gesetzt ich bin!" —
„Dir freilich läuft nichts drüber —:
Du hast ja nichts darin!"

II.

Betreten sie ihre schmutzigen Stuben
Putzen sie lang an den Stiefeln herum;
Aber ins Reinste, ins Heiligtum
Stolpern sie schmutzig, wie Straßenbuben.

*

Meinem lieben, guten Freunde A. A.

Werde ich einstmals auserlesen,
Dann bist du immer mein Freund gewesen.
Doch bin ich verkommen oder verkracht,
Dann — hast du dir's gleich gedacht.

Bremen. Alfred Walter Heymel.

III.

Falstaff-Seufzer.

An keinem Kneipschild geh' ich vorbei? — Mein Lieber!
Kein Kneipschild geht an mir vorüber!!

*

Predigtglosse.

„Die Menschheit treibt es sündentoll,
Doch naht Gericht dem Frevel!
Schon hängt der Himmel Schwefels voll!" . . .
— Und ach . . . mit welchem Schwefel!!

*

Das Schmerzlichste.

Geduldetsein — du Schmerzlichstes von allen
Notübeln in der Freiheit Wanderkreis!
Kein Fels kann schwerer auf die Seele fallen
Als Gnade, — die sich Gnade weiß!

*

Der Lebensstreit fordert Löwen, die Einsamkeit aber Heroen.

Stuttgart. Fritz Lennar.

IV.

Trag' die Nase noch so hoch,
Schnenzen, Freund, mußt du sie doch.

*

Digitized by Google

Eine Hand wäscht die andere, besudelt aber auch die andere.

*

Die meisten sehen in ihren Nebenmenschen eben nur Nebenmenschen.

*

Was andere staunend still umstehn,
Er geht vorbei, läßt's ungesehn.
Er findet kein Wunder wunderbar —
Natürlich! Dem Dummkopf ist alles klar!

München. J. Münz.

V.

Die Herren der Welt.

Recht, ihr Herren, ich schrie es auch:
„Was, die Frau will sich erheben
Trotz Natur und heil'gem Brauch? —
Gott, wie steh'n wir dann daneben!"

*

Chor der Starken.

Du hast nur dann Berechtigung zu leben, Weib,
Wenn du dich mild entmündigst, zart vergißt,
Und wie der Katzenschwanz am Katzenleib
Des Mannes anmutvolle Zierde bist!

Moskau. Theo Heermann.

Was große Geister zu thun gedenken.

Von Hans Troeste.

(Hamburg.)

Ein Dresdener Blatt, die „Deutsche Wacht", hat seine Leser mit der verblüffenden Nachricht überrascht: Heinrich Bulthaupt „gedenkt", einer Operndichtung den Titel „Das goldene Vließ" zu geben. Diese Sensation, daß Bulthaupt denkt, hat eine Reihe angesehener Männer veranlaßt, uns mitzuteilen, daß auch sie denken, und was sie zu thun gedenken. Hier einige Einsendungen:

Liliencron gedenkt, dem Sparkassenverein Altona II. beizutreten.

Tovote hat die Absicht, Maupassant auf Plagiate zu untersuchen.

Arno Holz hofft nächstens Gedichte in Kugelform schreiben zu können, indeß Paul Ernst sich für die Form der Epicykloiden entschieden hat.

Digitized by Google

Otto Erich Hartleben gedenkt jetzt — (Anm. d. Red.: Hier hört der Satz auf und wird durch einen großen Bierfleck abgelöst. Es wird Pschorr sein.)

Richard Skowronnek denkt (Wir unterdrücken die Fortsetzung entrüstet, da schon diese drei Worte unlösliche Widersprüche enthalten. D. Red.)

Otto Neumann-Hofer denkt daran, daß kein Berliner an sein Theater denkt.

J. G. Cotta Nfl. hofft durch seine Millionen auf immer mehr junge Dichter Beschlag legen zu können, nachdem sie sich aus eigner Kraft einen Namen gemacht haben. Daher der „Vogel Greif".

Moritz Busch beabsichtigt Spiritist zu werden, um so mit den Geistern Verstorbener Verkehr pflegen und ihre Gespräche aufnotieren zu können.

Gerhart Hauptmann denkt daran, die mit der „Versunkenen Glocke" verdiente Million zu einer Art Pensionskasse für arme Dichter anzulegen.

Johannes Schlaf hat die feste Absicht, das nächste Drama erst dann zu zerreißen, wenn es gedruckt ist.

Frau Nuscha Butze, die aus ihrem „Neuen Theater" eine Anstalt für gesittete Töchter machen will, beabsichtigt, von den Mitgliedern ihres Theaters Keuschheitsatteste zu verlangen, da ihre — Naive unerwarteterweise Zwillinge bekommen hat.

Fröhliche Lieder.

Wie täuschen die Kulissen!

Im Schauspielhause vom Parkett
Erscheint uns alles furchtbar nett;
Und Helden, Wälder, Mond und Flur
Hält man für herrliche Natur.
Doch wer das Ding von hinten schaut,
Der fühlt sich weniger erbaut:
Ein Latten-Thron, ein Leinwand-See,
Und Schminke, Blech, Papiermaché —
Wie täuschen die Kulissen!

Und ähnlich, wie im Schauspielhaus,
Sieht's überall auf Erden aus.
Der Diplomat, der Staaten lenkt
Und für das Wohl der Völker denkt;
Besieh den Heros dir genau:
Ein Intrignant, in Kniffen schlau,
Flink, doppelzüngig und verschmitzt,
Der anderer Dummheit lächelnd nützt —
Wie täuschen die Kulissen!

Wie eine Perlenmuschel liegt
Der See von Hügeln eingewiegt;
Im Mondschein gleicht ein Riff darin
Der Toteninsel von Böcklin.
Doch wenn den See man trocken legt:
Schlamm, Ungeziefer, das sich regt,
Zerbrochene Töpfe auf dem Grund,
Ein Holzschuh, ein ertränkter Hund —
Wie täuschen die Kulissen!

Der Mensch, „des Schöpfers Ebenbild", —
Wie stolz das Wort die Brust erfüllt!
Doch Goethe, Darwin und Lamarck
Erschütterten den Dünkel arg:
In Höhlengängen, im Gestein
Fand man vorsintflutlich Gebein:
Der Ur-Urmensch, erging sich hier,
Ging noch nicht aufrecht, so wie wir —
Wie täuschen die Kulissen!

Digitized by Google

Den Schöpfer und sein Schöpfungsall
Faßt keiner auf dem Erdenball;
So wie der Blindgebor'ne nicht
Begreift, was Farbe ist und Licht,
Begreift kein Menschensohn die Welt.
Doch möglich, wenn der Leib zerfällt,
Spricht, wie zu andern Dingen heut,
Die Seele dann zu Raum und Zeit:
Wie täuschen die Kulissen!

München. Alois Wohlmuth.

Herr Bonifaz.

Herr Bonifaz, das war ein heil'ger Mann —
Dreimal im Jahr nur zog er rein sich an,
Zweimal im Jahr nur wusch er sich den Leib,
Einmal im Jahr besaß er nur ein Weib.

Herr Bonifaz, der wurde alt und grau
Und diente lange uns'rer lieben Frau,
Er zeugte eine große Kinderschar —
Besaß er auch — ein Weib nur jedes Jahr.

Berlin. Kurt Holm.

Schöpfung.

Er saß und sprach: ja, ja!
Ja, ja! sprach Er, der Große Er. —
Da überfiel Ihn einst der Schöpferdrang.
Er wollte andres sagen als: ja, ja!
Er sann — und sprach doch stets: ja, ja!
Ja, ja! sprach Er, der Große Er — —.

Unwillig schüttelt Er Sein Lockenhaupt,
daß aus den gelben Haaren Funken flogen
in alle Welt —
und stemmte Seine Fäuste auf die Knice
und schrie auf einmal tausenddonnerlaut:
Nein — nein!

Da hatte er den Erdenball geschaffen,
die große, runde Lüge . . .

Die Affen aber zeugten Menschen —
Die schrieen wie die große, runde Lüge:
Nein — nein!
Nur wenig graue Tiere schrieen: Ja — Ja!
Und darum nannte man sie Esel.

Düsseldorf. Theodor Etzel.

Digitized by Google

Bidamag buden.

Bidamag buden?
Bidamag buden?
Brave Perſer nennen's ſo.

„Deutſche ſagen Katzenjammer."

Ja, mein großer Landsmann Goethe,
genialſter aller Heiden
in dem heiligen, römiſchen Reich,
was ſagt nicht der deutſche Chriſt,
Katholik wie Proteſtante,
wenn er ſich mal übernommen
in der Dinge Süßigkeiten,
die ihm frommer Witz verboten!

Heuchelnd ſchmäht er deine Unſchuld
im Genuß, mein Miezekätzchen,
deines Schwelgens frei Behagen.

Sprich, wann haſt du je gejammert,
junges Kätzchen, alter Kater,
von dem Stamme Hiddigeigei,
nach des Schmäuſes Götterwonne?
Nur im Überſchwang des Sehnens
nach den nächtigen Seligkeiten,
wenn der tolle Mond dich kitzelt,
machſt du leichter dir das Herze
in urwüchſigen Sangeslanten,
fulminanten Diſſonanzen,
unerhörten Leitmotiven —
ärger als Iſold und Triſtan.

Aber warum thuſt du das?
Warum wirſt du Wagnerianer?
Daß zu neuem Glücksergötzen
weite ſich die zarte Bruſt.
Daß vor übergroßer Spannung
der elektriſchen Nervenſtränge
dir der ſchlanke Leib nicht berſte,
darum wirſt du muſikaliſch.
Alſo aus hygieniſcher Urſach.

Dankbar ſchnurrſt du nach dem Rauſche,
den der Mitkatz heiß Geblüte
überreichlich dir gewürzt,
und in Ehren und in Züchten
legſt du dich dann ſchweigend ſchlafen —
keine Spur Gewiſſensbiß!

Katzenjammer? — Lügenwort!
Katzenjammer? — Heuchlerphraſe,
nur von Menſchenneid erſonnen.

Ach, des Chriſten-Trübſinns Tücke
fand das Wort vom Schweineglück,
prägt die Formel Hundeelend,
Affenſchand etzetera —
und in ſeinem Wolluſt-Wehleid
ſtöhnt der Deutſche in der Kammer:
„Gott ſtraft ſchwer mit Katzenjammer."

Katzenjammer? — Jammerkatzen!
Schweigt, entſagt, ſaugt an den Tatzen!

München. Michael Georg Conrad.

Wiegenlied der Faulheit.

Frau Faulheit ſchleppt ſich die Welt entlang
Und ſummt und ſummt einen müden Sang:

„Schlaf, Kindlein, ſchlaf!
Wer arbeit', iſt ein Schaf!
Die Menſchen kommen und ſchwinden,
Man wird ihre Spur nicht finden —
Schlaf, Kindlein, ſchlaf!"

Frau Faulheit mit Singen innehält,
Still lächelt ſie über Menſchen und Welt ...

Berlin. Paul Remer.

Digitized by Google

Hobelphantasie.

Mir klappern alle Zähne;
Der alte Brei der Welt ist dick.
Doch lange Wunderspäne
Umringeln all mein Mißgeschick.

*

Groglied.

In meinen Adern brennt der stramme Grog;
Pompöser Kohl durchrast mein Eingeweide.
Die kalte Nase steckt im Weltgehirn;
Die heißen Hengste führ' ich auf die Weide.
Jetzt Erdenbürger: Leide! Leide! Leide!

Nieder-Schönhausen. Paul Scheerbart.

Die Glocken.

Drei dicke Glocken hängen im Turm,
ein gutes Leben zu führen,
überm Hochzeitshaus, beim Kindtaufschmaus
Mund und Kopf zu rühren.
Und haben sie flott die Woche gelebt,
geschlemmt, die listigen Gäuche,
dann heben sie zu Sonntag früh
lobsingend die rundlichen Bäuche.
Doch ist eine Not, dann schweigen sie,
wie viele der Satten im Lande,
giebt's trocken Brot und Augen rot,
sie schweigen zu Tod und Schande.

Hoch über ihnen im fünften Stock,
unterm Dache wie die Armen,
ein mag'rer Gesell' auf dünnem Gestell,
da hockt es und friert zum Erbarmen.
Es klappert im Frost und bebt vor dem Sturm,
es zittert und wimmert so schmächtig;
das hören da unten die Dicken im Turm
und träumen dazu ganz prächtig.

Doch ist eine Not, dann reckt es den Hals
und lärmt recht ungebührlich
über Schande und Not und trockenes Brot;
die Dicken brummen: Natürlich,
der Hungerleider, jetzt thut er sich dick,
hat selber nichts zu beißen,
hing man ihn doch am eigenen Strick!
Das ist ja zum Seilausreißen!

Digitized by Google

Das Glöcklein da oben ſchreit und ſchreit,
da rücken die Dicken näher,
ſie haben verdaut, jetzt ſind ſie geſtimmt!
was hat nur der hung'rige Späher?

Aha . . . ſie ſchmunzeln: Schmidts Marie,
die dem Kind das Leben gab!
Dann drückte ſie's tot vor Hunger und Not
und warf's in den Hof hinab.
Eine ſaubere Geſchichte, gut, daß man nichts weiß!
die Dicken blinzeln ſich zu,
drei Hände Erde fallen ins Grab,
das Glöcklein hat wieder Ruh.
Eine ſaub're Geſchichte, haha, wie ſie lachen
im Turm, die drei liſtigen Gäuche,
und morgen früh bewegen ſie
gar fromm die rundlichen Bäuche.

. . . . . .
. . . . . .
Horch, horch, wie die drei heute Kopf und Mund
gewaltig regen und rühren;
ein Hochzeitsſchmaus, das kann man leicht
an ihrem Lärmen ſpüren.

Ein Hochzeitszug, da naht er ſchon,
Schmidts Marie tritt über die Schwelle
im Myrtenkranz und weißem Kleid,
die Augen leuchten helle.

Doch plötzlich ſteht ſie und erblaßt,
den Dicken ein Schreck an die Kehle faßt,
daß ſie verſtummen, was mag denn ſein?
Die Braut erſchauert, iſt's Kinderſchrein?
Der Küſter ſchimpft: Die Bengel, die Luder!
mit dem Totenglöcklein läuten ſie drein.

. . . . . .
Drei dicke Glocken wohnen im Turm,
ein gutes Leben zu führen,
überm Hochzeitshaus, beim Kindtaufſchmaus
Mund und Kopf zu rühren.

Frankfurt a. M. Kurt Aram.

Beichte.

Die Kathl iſt grad' von der Alm hinab.
Sie geht zur Beichte. Da drückt ſein Ohr
Der Pfarrer gegen das Gitter knapp.
„Hm, Madl, du kommſt mir verdächtig vor.

Digitized by Google

Sonst hast du all' deine kleinen Vergeh'n
Heruntergeleiert im Handumdreh'n.
Jetzt stockst du, und wisperst — verlierst den Faden — —
Hast' droben a Sünd' gar auf dich geladen?"

Da lacht sie. Ja — lacht!! Er starrt, wie verglast,
Vor Wut und wünscht ihr den hölliſchen Grind.
„Wie ko' i' a Sind' denn do' b'gehn — wo's doch hoaßt:
Auf der Alm, Hochwird'n, do giabt's fei' koa Sind'?!"
„„Ha, Kathl — !! Was is dös? Schaamst di' denn gar net?
Erkennst denn deiner Seel'n Gefahr net?
Und giebt's auf der Alm auch keine Späher —
Der Himmel schaut dich dort um so viel näher!
Und denk' doch! Wenn dich der heil'ge Sankt Peter
Mit deinem Schatz da gesehen hätt' — !!""

Da grinst die Kathl (ihr eig'ner Verräter —)
„Der kunt' uns net schaug'n. Dös glaab' i' fei' net."
„„(Aha! Also richtig —!) —
Na sag' doch — Potz Wetter! —
Er könnt' nicht? Warum ist dein Glaube so schwach?"
„Weil d' Kuchl ganz vermacht is mit Better,
Nur hoch am Kamin hot's a Luk'n im Dach."

„Die Luk'n laßt außi den Rauch von die Kloben,
Un's Feier, dös brennt halt im Bodenloch — woaßt!
Do is denn a Schwaden, der ziacht si' nach oben —
Un gar, wenn der Wind so recht eini blast!
Bal nu' der heilig Sankt Peter durch'n Spolt
Dengerscht hätt' eini schaug'n g'wollt —
So hätt' er si' bloß die Aug'n g'rieben
Vom Beizen — — und d' Sind waar doch heimli' 'blieb'n."

„„Du sakrisches Dirndl, weißt du denn nicht,
Daß das Aug' der Heiligen, wie durch Glas,
Auch durch den dicksten Schwaden sieht?!""
„Dös hätt' ihm nix g'holfen. (Is dees a G'spaß!)
Hätt' Dengersicht nix g'sehn von mir un mein'm Schatz!
Denn, woast, auf der Stuf'n um 'n Feuerplatz
Hocken wir immer — dös is g'wiß!
An der Stell', wo's unter der Luck'n is."

„„Wie muß ich, verlorenes Schaf, dich bedauern!
Weißt du denn nicht, das aus'm Himmelsgemach
Die Heil'gen schauen können durch Mauern,
Wie du durchs Wasser auf'n Grund vom Bach?!""
„Daß s' durchschaug'n kenna — ko' scho' sei' — —
Aber a Heil'ger (moan i' fei!)
Müßt si' do schaam'n blau und braun!
Und dann san ja d' Berg' so viel scheener zu schaug'n!"

Digitized by Google

„I wenn a' Heil'ge waar' im Himmel,
I ließ fei' die Lieb'sleut — und schaut' über's G'thol.
Dös is ja a Kirch'n aa ohne G'bimmel!"
Da denkt er: „„Daß euch der Teufel hol',
Ihr krazelnden Ketzer! Ihr habt sie bethört,
Ihren Glauben zur Abgötterei verkehrt.
Na, wartet —! Zieht sie hinauf übers Jahr,
Geh' ich mit — — und nehme ihr Seelenheil wahr.""

München. Franz Held.

Einfälle und Erlebnisse.

Von Marie Stona.

(Schloß Strzebowitz, Oesterr.-Schles.)

Der Mann verzeiht der Frau nur einen einzigen Fehltritt: den sie mit ihm begangen hat.

*

Ich begreife nicht, wie man sich seiner armen Verwandten schämen kann. Man hat ja alle Ursache stolz zu sein, wenn man, aus einfacher Familie entsprungen, es zu einer glänzenden Lebensstellung gebracht hat. Seiner reichen Verwandten sich zu schämen, dazu hat man oft allen Grund, denn man ist herabgekommen.

*

Das war ein Bild! die kämpfenden Gestalten,
Sie rissen sich die Larven vom Gesicht;
O, hätten sie nur weislich sie behalten,
Man sah die Häßlichkeit von beiden nicht.

*

Ein Landstreicher bat wiederholt meinen Vater um ein größeres Darlehen. Meinem Vater riß endlich die Geduld, er sandte dem Unverschämten einen kleinen Geldbetrag und schrieb auf das Kouvert: „Zum letzten Male". Schon am nächsten Morgen erhielt er das leere Kouvert zurück, unter seinen Worten stand die Frage: „Wo sind die andern Male?"

*

Recht freundlich.

Ein Lieutenant spielte mit meinem Vater und meinem Manne Karten. Liebenswürdig fragte ich den Gast: „Nun, wie geht es? Gewinnen Sie?" „Natürlich! Meine Gnädige," rief er freudig, „nur Lumpen verlieren!"

*

Angenehme Erinnerung.

Ein Selbstmörder in Olmütz schloß den Abschiedsbrief an die Dame seines

Digitized by Google

Herzens mit den Worten: „Der Gedanke an Sie ist es, der mich in den Tod treibt. Bewahren Sie diese Zeilen als freundliches Andenken an Ihren unglücklichen N.“

*

Die Eltern sind blind für die Fehler ihrer Kinder, — die Kinder doppelt sehend für jeden der Eltern.

*

Auch ein Fehler.

„Siehst du, mein Kind“, sagte ich zu meinem kleinen Töchterchen, „der Papa ist so gut — o, so gut!“

Helenchen: „Ja — aber kitzlich!“

*

Wenn Frauen das Bewußtsein haben, zu gefallen, dann nennen sie es: sich gut unterhalten.

*

Auf der Jagd.

Unser alter Förster (zu seinem Nachbar): „Aber um Gotteswillen, schießen Sie doch nicht! Das sind doch lauter Gaise!“

Sonntagsschütz (nachdem er zwei Schüsse abgegeben): „Macht nichts, ich treff' so nichts! —“

*

Der immer poetische Herr X. sendet seinem Freunde folgendes Glückwunschtelegramm zu dessen Hochzeit:

„Viel Glück zum seligen Verein,
O könnt der Dritte ich im Bunde sein!“

Bukolische Epistel.

Von Michael Georg Conrad.

(München.)

Gewißlich, Freund, im vorigen Jahr,
da wogten die Felder in Fülle.
Unermeßlichen Segen hing
der gnädige Himmel darüber.
In unglaublicher Spenderlaune
öffnete der alte Bauerngott
seine volle Hand
und bewarf uns verschwenderisch
mit Schätzen.
Er hat's ja, und er thät's nicht,
machte es ihm nicht Vergnügen.

Das weiß jeder. Und ich glaub',
es steht auch in der Bibel.

Ganz Bullendorf,
die Perle aller Mistfinkennester,
fühlte sich wie in Kanaan,
dem erwählten Land der Verheißung,
darinnen Milch fleußt und Honig.

Alle Gassen waren lieblichsten Ruches voll.
Die feinste Nase merkte nimmer,
woher die braune, dicke Jauche kommt.

Digitized by Google

und wohin sie fährt in tropfenden Fässern.
Man wandelte wie im Paradies,
zwischen Thymian und Majoran,
ein leibhaft Gedicht war das Leben.

Gewißlich, Freund! Das war ein Jahr!
Ein Jahr des Prassens und lachenden Übermuts.

Jeder Tag ein Fest,
der Sonntag ein doppeltes.
Von oben und unten und von allen Seiten
des Glückes mehr als genug.
Auch wir Bauern verstehn uns darauf,
zu leben wie Gott in Frankreich,
wenn wir im Schmalztopf sitzen;
und wir Bullendorfer zumal.

Köstlich war's. Geistlich und weltlich famos.
Das Wirtshaus voll, die Kirche nicht leer,
und die Lustbarkeit wie sie für Christen sich ziemt,
kein Blutvergießen, keine Löcher im Kopf,
kein Schadenfeuer, kein Streit.
Alles in Ehrbarkeit,
soweit das Auge der Öffentlichkeit reichte.
Herrlich war's,
ein Wohlgefallen für Gott und Menschen.

Allüberall ein Bemühn,
das seltene Glück zu befestigen.
Der hochwürdige Herr Pfarrer
in Dankbarkeit that sich
noch eine Schaffnerin ein und aus Vorsicht
eine jüngere Köchin dazu
und für besondere Leckerbissen
eine entfernte jüngste Kusine.
Der Segen war unermeßlich.

Welch ein Jahr!
Das Erntefest ein einziger Rausch
zum lauten Lobe Gottes.
War's ein Wunder?

Besieh dir im Geiste die Markung!
Körnerschwer neigten sich
die reichen Ähren auf mannshohem Halm,
goldig schimmernd in duftiger Reife,
den köstlich frischen Geruch des nährenden Brots
und der butterschmalzmilden Krapfen
über die breiten Fluren schwingend
im spielenden Hochsommerwind.

Seitlich hing vor Schwere
des Hafers vielteilige Rispe
so zierlich am zarten Stiel
wie freundlicher Schmuck der Geliebten.

Im Frühtau tropften schimmernd
des Erbsenfelds schwellende Schoten,
und die Bohnen im Strauch
lachten und leuchteten rötlich
im üppig prangenden Bluft,
lockend wie liebliche Wangen.
Kartoffeln, Rüben und Kohl,
dazwischen Kukeruz und Kürbis —
nein, Saftigeres sahst du noch nie
in breitesten Wachstums Entfaltung,
und die bunte Last drückte
schäkernd zurück
auf die vergnügte Erde.

Aber erst Gurke, Rettig und Zwiebel
und der unvergleichliche Spinat —
denk dir die Eier in der Pfanne dazu! —
hei, wie gedeihen sie, Freund,
die welligen Ackerbreiten entlang!

Im kleinsten Beet,
am Wegrain wuchernd,
im magersten Eckchen,
überall sprießte ein nahrhaft Gewächs,
ein nützliches Grünzeug für Mensch oder Vieh.

Bis auf den Boden herab
neigte das reiche Geäst
der Obstbaum, Birnen, Äpfel,
Kirschen, Zwetschen, Pflaumen, Nüsse,
schier brechend unter der Wucht
der herrlich schwellenden Frucht.
Kaum blieb Raum für den Vogel
zu bau'n sich ein Nest.

Ein seltenes Jahr, ein unglaubliches Jahr.
Posaunen müßte man blasen,
volltönend und schön und schwungvoll
in Kunst und Andacht,
es genugsam zu preisen.
Gewißlich, Freund! Doch heuer?
O quae mutatio rerum!

Digitized by Google

Meine Feder hüllt sich in Trauer,
dir den Wechsel zu schildern,
und die Tinte fließt aus dem Kiel
gleich schwarzen Thränen.
So hör' denn:
Öde die Flur, ein kahler Jammer.
Verdorrt die Wiesen,
braun, in Mißwachs aus Dürre, das Kleefeld.
Die lechzende Erde in Schrunden und Rissen
wie Narben vom Kampf mit feindlichen Mächten.
Die Stiere brüllen nach frischem Futter
und streichen mit heißer, trockener Zunge
die bleichen Nüstern.
Im Stalle hungern und magern die Kühe
und die gefräßige Geis blickt erstaunt
in die armselig leere Krippe,
schlaff, ohne Milch, hängen die Euter
gleich traurig verlassenen Säcken,
denen nichts mehr zu entlocken,
durch keine Kunst des Streichens und Pressens.
Selbst die Schweine am Trog
und die Hühner auf dem Mist
stehen bekümmert wie in Anwandlung
bußfertiger Gedanken,
weil der Himmel sie straft mit kärglichem Futter.
Und der Herr des Hofes
hält Umschau über die Seinen
und schüttelt bedenklich den Kopf,
bedenklicher, als je man's in Bullendorf erlebt:
Nur der Magd gedieh die schmale Kost,
ungewöhnlich rundet die Jungfer unter dem Mieder,
und der Rock hängt vorne zu kurz
vor wachsender Fülle des Leibes.
Kaum gedenkt ehelicher Freuden die Bäuerin
in Erfüllung gesetzlicher Pflichten,
legt ihr der Storch Zwillinge schleunig ins Bett.
Und die älteste Tochter, o Wunder,
träumt von seltsamer Hoffnung,
weil sie Glaube und Lieb' dem Knechte geschenkt.
Die Schwägerin, nicht mehr gar jung
und berühmt durch Schlankheit des Wandels,
trägt verschämt und mühsam
eine stetig wachsende Last wie zum Hohn
auf die magere Zeit.
Und die seltsame Erscheinung
wiederholt sich vielfach im Dorfe.
Die Sache hätte Stil und imposante Schönheit,
bedrückte sie nicht das Gemüt
durch Plötzlichkeit und Kontrast,
gefährlich von je dem Bullendorfer Humor
und den gefesteten Sitten.
Und im Pfarrhof sogar —
Schweigen herrscht da und beklommenes Staunen.
Trotz Fasten und Beten
geht ins Üppige der emsigen Köchin
einst so jungfräulich zarte Statur,
zum Schrecken der jüngsten Kusine,
deren frommer Sinn sich vergeblich
gegen geheime Eifersucht wehrt.
Die Schaffnerin selbst
verließ behutsam das heilige Haus
seit Wochen
in rätselhafter Bedrängnis.
Oft greift Hochwürden nach dem Kalender,
entfällt das Brevier in tiefer Andacht der Hand.
Wie sonderbar waltet Natur,
wie verschlungen sind der Vorsehung dunkle Pfade —
Aber was zuviel ist, ist zuviel.
Himmel, halt ein!
Herrgott, du vergriffst dich im Segen!
Ganz Bullendorf schwebt in Ängsten und Nöten —

Digitized by Google

Parodiſtiſches.

Aus den Liedern des betrunkenen Schuhus.

I.

Ach, die Welt iſt leer und hohl,
Taube Nuß iſt ihr Symbol,
Die die Weiſen knacken wohl,
Weil wie ſie ihr Schädel hohl.
Nicht nur Kappusbauern banen Kohl,
Jeder Tag baut ſein Idol.
Und die Liebe ſteht frivol:
Ja, nur der verſteht ſich auf ſein wahres Wohl,
Der wie ich ſich weiht dem Alkohol.

*

II.

Das waren noch Kerls, die alten Griechen,
Davor müſſen die deutſchen Jungen kriechen.
Beim Alphabet ſchon wird ihnen ſchlecht —
Und ſo iſt es recht.
Die alten Griechen, die konnten noch was,
Ihre Weiſen wohnten in einem Faß.
Ein Schuhu war ihnen der Weisheit Symbol.
Althellas Proſt! Dein Wohl!
Skol!

*

III.

Die Ruine iſt mein Element,
Ich bin das gefiederte Temperament
Der Melancholie.
Wenn ſtark der Sturm in Wogen geht
Und alle Robben nieſen,
Wenn krachend purzeln Waldesrieſen,
In meinen Augen flammend ſteht
Ein ſchweigſam finſteres Genie.

Berlin. Peter Hille.

Digitized by Google

Ballade in Farben.

Blaue Schwertlilie, roter Phlox,
Ich fuhr durch die Wellen deines Gelocks . . . .

Roter Phlox, blaue Schwertlilie;
Jetzt bist du mein Weib — jetzt hab' ich Familie.

Blaue Schwertlilie, roter Phlox . . . .
Lieber Gott, war ich ein Ochs.

Bozen. Anton Renk.

Gedichte von Ernst Paul.

Meine Hühneraugen schmerzen mich.
Ich habe so kleine, enge Stiefel,
Ballstiefel.
Ich möchte sie so gern ausziehen,
Aber das geht doch nicht unter den vielen Menschen.

*

Ein Frosch sitzt mitten im Weg.
Mit seinen langen, grünen Fingern
Kratzt er sich hinter dem Ohr
Und streicht sich die Haare aus der Stirn.
Er lächelt müde.

München. Hans Wohlbold.

Gedichte eines Ver-„Holz"-ten.

Rosen.

Still sitze ich einsam —
Nackt!
Und male mir Rosen auf den Leib
Mit rosiger Tusche!

Und dann versink' ich
In lila Träume:
Das ist mein Glück!

*

Beschaulichkeit.

Stille ringsum!
Ein Kadett mit breiten Gigerlhosen
Steht auf einer Brücke
Und spuckt.
Im Wasser bilden sich runde Kreise
Und streben zum Ufer,
Langsam,
Einer nach dem andern.

Und der Kadett spuckt wieder!
Neue Kreise
Bahnen sich ihren Weg durch die alten
Und streben zum Ufer
Langsam —
Lautlos!
Mich fröstelt!

Groß-Lichterfelde. Hermann Sieglerschmidt.

Digitized by Google

Liebesweisheit.

Ultima ratio.

Was wir tändeln, plaudern, kichern,
Uns die Liebe zu versichern:
Der Beweise letzter Grund,
. . Mund an Mund!

*

Liebe.

Ja, Liebe! — Es ist der alte Fall:
Ich kam vom Elend geschritten,
Sie fragten nach meinen Sünden all',
Du fragtest nur, was ich gelitten!

*

Die besorgte Gattin.

Daß er für seine Ehre streiten kann,
— Verleiht sie Hörner ihrem Mann!

*

Von den Grabsteinen unsrer Liebe sind unsere dauerhaftesten Häuser gezimmert.

Stuttgart. Fritz Lennar.

Aus dem Tagebuch einer Weltdame.

* Das Mädchen teilt die Menschheit in zwei Gruppen ein: in Wissende und Unwissende, d. h. in solche, die die Mysterien der Liebe kennen, und solche, die sie noch nicht kennen. Die Frau teilt die Menschheit auch in zwei Gruppen ein: d. h. in solche, die die Liebe noch kennen, und solche, die sie nicht mehr kennen.

* Der Mann wird naiv, wenn er liebt, das Weib — raffiniert.

* Niemand ist uns dankbarer als die Männer, wenn wir der Liebe einen idealen Hauch geben.

* Die Aristokratin läßt den eleganten Bürger gelten, dessen Frau nie. Der Aristokrat läßt die elegante Bürgerfrau gelten, ihren Mann nie.

* Bei den Männern macht man den Unterschied nicht zwischen verheiratet und ledig; sie sind in der Anrede kurzweg „Herren". Nicht so beim weiblichen Geschlecht. Hier wird ängstlich die Grenze zwischen „Fräulein" und „Frau" mar-

Digitized by Google

kiert, was bei aller Schamhaftigkeit der Frauen eigentlich unverschämt ist, weil damit ihr tiefstes Geheimnis den Ohren jedes Ladenschwengels preisgegeben wird.

* Es giebt Verbrecher, die nicht anders als morden können, weil ihr Gehirn das Zeichen des Raubtiers hat. Und es giebt Frauen, die betrügen müssen, weil ihr Herz das Zeichen der Hetäre hat.

* Meine Freundin, eine Komtesse aus Budapest, erzählte mir einmal: „Als ich zum Rendezvous ging, begegnete mir eine Bäuerin, die ein Schwein führte. Als ich zurückkehrte, führte sie es wieder heim." Ich lächelte.

* Der Salon einer galanten Frau ist wie das Wartezimmer eines Arztes. Wenn sie nur Geduld haben, alle die vorwärts drängen wollen, so kommt einer nach dem andern an die Reihe.

* Das Schlafzimmer der Kinder kann nicht weit genug von den Schlafzimmern der Eltern entfernt sein.

* Ich habe immer gemerkt, daß der Mann vorher, das Weib nachher stärker liebt. Der Mann ist Plebejer, der aufsteht, wenn er gegessen hat, das Weib ist Aristokrat, der noch bleibt, um Konversation zu machen.

Budapest. M.-H. von S.

Allerlei Tendenzen.

Tendenz der Dame: Die Natur vergessen zu machen.

Tendenz der Heilsarmee: Der liebe Gott muß wieder populär werden, und sollte er auf der Hintertreppe der Menschheit heraufgebracht werden. Kolportage-Ausgabe der Kirche.

Tendenz des Berliner Lokal-Anzeigers: Jeder Philister hat recht, der Berliner zweimal.

Tendenz des Zweirads: Der Pöbel muß sich mal auspöbeln.

*

Das Gleichnis von den Ochsen, die bei jeder neu entdeckten Wahrheit zittern, ist mittlerweile so populär geworden, daß man es schon im Munde der Ochsen selber findet, wo seine Bedeutung freilich ins Gegenteil umgeschlagen ist. Jeder neue Ochse, der nicht gleich anerkannt wird, gebraucht es für sich. Will er über seine Art täuschen? Oder will er seinerseits jetzt hundert Gelehrte oder hundert Wahrheiten schlachten? Aber der Ochse hat recht. Das Gleichnis paßt auch so. Denn auch der Ochse ist eine Wahrheit, so lange er brüllt. Und wenn er auftritt, dann zittern viele, alles, was feiner geartet, alles, was Nerven hat, alles, was nicht zum Geschlecht der Ochsen gehört. Ein gut gearteter Ochse braucht aber noch mehr als hundert Wahrheiten zu seiner Existenz.

Berlin. Leo Berg.

Digitized by Google

Karneval.

Karneval.

Verhängte Lampen und geſchminkte Weiber,
Ein Duft von Roſen und vergoſſ'nem Wein —
Wir feilſchen mit um junge Mädchenleiber,
He, ſchwarze Katze, komm', ich ſchenk' dir ein!
Au, Teufelsbeſtie, haſt du ſcharfe Krallen!
Muſik, Muſik, und Pfirſich in den Sekt!
Ich hab' dir alſo wirklich mal gefallen?
Auf unſer Glück, bis uns der Morgen weckt!
Wie, ſchönes Kind, du machſt noch ſau're Mienen?
Mir iſt dein Geiſt in jüngſter Nacht erſchienen,
Stoß an, auf dieſen geiſtlichen Beſuch
Ein volles Glas und einen derben Fluch.
Und nun zum Tanz. Hei, Mädel, wie das geht,
Als ſchwebten wir auf weichen Walzerklängen,
Komm', laß dich in den ſtillen Garten drängen,
Hörſt du der Liebe ſüßes Nachtgebet?
Sieh', deine Veilchen welken ſchon am Mieder,
O ſag', was ſoll das Zittern deiner Hand,
Sag', iſt auch dir das hohe Lied der Lieder,
Eh' du es ſangſt, im Herzen tief verbrannt?
Und mußt auch du, ein ewig-müder Gaſt
Von Rauſch zu Rauſch in nimmerſatter Haſt?
Du lächelſt, und dein Lächeln dünkt mich ſchier
Wie wahrer Schmerz, zur Hälfte nur verwunden,
Als trügſt du ſtumm, ein angſtgequältes Tier,
In dir den Glanz verfrühter Sonnenſtunden . . .
. . . Pfui Teufel auch! ſchon wieder ſitz' ich feſt
Mit meinen alten Jammermelodieen,
Ich will doch ſingen, trinken, tanzen, glühen,
Die ew'ge Zeterei, hol' ſie die Peſt!
Dir iſt's zu kühl! Wohlan, der Wagen harrt.
Du zögerſt — wie? Das ſoll ich dir erzählen!?
Ich will ja dich, ich ſuche keine Seelen,
Hat mich der Abend wieder mal genarrt?

Digitized by Google

Und doch, mir ist, ich hätt' dich einst gesehn,
So laß uns tiefer in das Dunkel gehn.
„Ich bin ein Künstler. Groß und wunderbar
Blieb all' mein Sinnen, wenn ich traurig war,
Lauscht' ich hinab, und was in tiefster Seele
Ganz unaussprechlich heiß die Sehnsucht sang,
Ich fing ihn auf, den fremden Wunderklang
Daß der Gedanke sich der Form vermähle.
Ich war so rein, daß, wenn in finst'rer Nacht
Die Sünde mich mit frechem Lächeln nannte
Und sah mich an, sie schnell die Schritte wandte,
So groß, so heiligend war meine Macht.
Da kam das Weib. In jedes Herz einmal
Lacht es hinab, daß voll von tiefster Qual
Bei jedem Puls die feinen Wände klingen.
Ach, einen Tempel hab' ich ihm gebaut
Von weißen Marmorsäulen — weh, mir graut,
In seine öde Leere einzudringen.
Sie war so schön, an ihrem warmen Leib
Formte ein Gott wohl einst zum Zeitvertreib,
Um seiner Künste Meisterschaft zu zeigen,
Ihr Lächeln war der Frühling, ihr Gesang
Noch heller, reiner, wie ein gold'ner Klang,
Vor dem selbst Taube ihre Kniee neigen.
Und doch sank sie dahin in Schmutz und Staub,
Vom Sturm hinweggefegt wie welkes Laub,
Vom Herbst verweht in stiller Waldeshalle.
Wohl ihr, wenn sie den Weg zur Heimat fand,
Ein schmales Kränzlein, eine Handvoll Sand,
— Das alte Lied — sie war nur, wie ihr alle!

. . . .

Ein heller Ton, der sich im Feld verirrt,
Ein bunter Falter, der vorüberschwirrt,
Ein Sonnenstrahl, so tief im See verglommen,
Wir lauschen, suchen, wandern fort und fort,
Bis uns der Tod mit sanftem Trösterwort
Für immer an sein kühles Herz genommen.

Berlin. Martin Boelitz.

Lied der Verfehmten.

Lustig, Leute, letzter Tag!
Lebens letzter Glockenschlag!
Wein her! Letzter Tag will Wein.
Leben will vergessen sein.

Morgen war's ein Lebenslauf,
Knüpft man uns am Galgen auf.
Unser trauriges Gesicht
stört des Henkers Freude nicht.

Digitized by Google

Hoch dem noch viel größeren Schuft,
den wir schufen in die Gruft.
War es schlecht, so war es schlecht,
Gold ist Gold und Knecht ist Knecht.

Blinkt so heiß der rote Wein,
unser Sonne Abendschein!
Morgen mit dem ersten Strahl
hat der Henker Bacchanal.

Wien-Mödling. Gustav Macasy.

Hoch dem Henker! — Schnell verdirbt,
wer nicht gerne langsam stirbt!
Klirr! Den Becher an die Wand —
seht Ihr dort die dunkle Hand?

Gräbt so sicher, gräbt so sacht
mit den Krallen durch die Nacht, —
was da! — Lustig! Neuer Wein!
Leben will vergessen sein.

Gustav Macasy.

Urfasching.

Die Sterne jagen, die Monde kreisen —
Sind's Walzerweisen,
Nach denen sie sich taumelnd drehn,
Mit Wahnsinnsschnelle,
Die jungen, die greisen,
Die Feuerbälle,
Die Schlacken, die keiner mehr gesehn?
Wer hetzt sie hinein? Wer schwingt die Knute
Über der grausigen Weltredoute?

Gleichen sie nicht den trunkenen Weibern . . . ?
Frucht reift in den umschleierten Leibern,
Durch die Finsternis zuckender Glanz,
Und sie gebären's in fliegendem Tanz,
Das himmlische Kind,
Und schleudern's hinaus in die Fernen,
Wo die andern sind . . .
Wer ist's, der liebend sich über sie beugt
Und ewig das Neue zeugt,
Sterne aus Sternen?

Da kraut euch die Tonsuren, ihr Pfaffen:
Wer hat's ersonnen? Wer hat's erschaffen —
Gerade das! gerade das!
Wir haben längst den Bescheid gefunden:
Die ihn gelästert, die ihn erhoben —
Eines können wir unumwunden
Alle loben:
Er verstand sich auf Faschingsspaß!

Leipzig. Ernst Gystrow.

Verantwortlicher Leiter: Dr. Ludwig Jacobowski in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 141.
Verlag und Druck der „Gesellschaft" von J. C. C. Bruns in Minden i. Westf.

Digitized by Google

Band I. * 1899. * Heft 5.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND TILDEN FOUNDATIONS.

Goethe im Reichstag.

Von Michael Georg Conrad.
(München.)

Antrag: Fünfzigtausend Mark Zuschuß aus Reichsmitteln zur Errichtung eines Standbildes für den jungen Goethe in Straßburg.

Der Abgeordnete Prinz Emil von Schönaich-Carolath begründet den Antrag.

Der Abgeordnete Dr. Schädler überdenkt sich die Rede, mit der er sich an der Diskussion beteiligen und im Namen der regierenden Zentrumspartei den Antrag verwerfen will.

Dabei kommen ihm allerlei Hinter-, Neben- und Untergedanken. Eine Unmasse. Trotzdem er so reichlich gefrühstückt und sich eine Extraflasche geleistet. Vielleicht auch — eben weil er das — — So ein bajuvarischer Domherrnmagen, der ist auf reichliche und feine Leistung dressiert. Und Goethe, das ist ein Thema zu gottseliger Verdauung, so ein heidenmäßiger Lebe- und Dichtungsmensch, der alle Sinne tanzen macht, der die heimlichsten Nerven kitzelt. Und auf Schädlers, des Domherrn Bauch, sehr fröhlichem Bauch, sitzt ein patenter Kopf. Schädlers Schädel. Eine Sehenswürdigkeit, selbst neben Goethes Schädel. Ein urfideler Domherrnschädel mit listig lachenden Augen, einer rosig grüßenden, fleischigen Nase, üppigen Lippen, gesund wie frische Blutwurst. Von einem Musenkuß im ganzen Gesicht freilich keine Spur, von sublimierter Geistigkeit noch weniger, von geistiger Askese am allerwenigsten. Kein Weltflüchtling, kein Lebens- und Genußverächter, dieser Domherr Franz Schädler. Eine Natur wie ein echter, gerechter, mittelalterlicher Landsknecht. Wie sich's für einen streitbaren Zentrumsmann von der robusten Observanz des deutschen Reichstags schickt. Geboren in Oggersheim.

Digitized by Google

Und Franz Schädler, der Oggersheimer, lehnt sich in seinem ledergepolsterten Deputiertensitz zurück, läßt die goldene Brille auf der dicken Nase gemütlich nach vorn rutschen, schließt die pfiffigen Zwinkeräuglein, faltet die Hände über dem gottselig wohlgenährten Bauch und macht in der Nabelgegend mit den Daumen die gemächlich spielende Miene.

Also der junge Goethe in Straßburg. Ein vollsaftiger Bursch. Die Musen — und die Herzliebste natürlich. Eine ketzerische Pfarrerstochter, die bekannte Skandal-Geschichte. In einem reinkatholischen Deutschland käme so was ja nicht vor. Die Sittengeschichte wäre um eine Pikanterie ärmer. Die Liebschaft mit Goethe hat nicht nur das Pfarrersmädel verunsterblicht, eine poetische Gloriole liegt seitdem auf allen protestantischen Pfarrhäusern, ob töchtergesegnet oder nicht. Meistens sind sie's. Prädestinierte Studentenliebchen. Fortgesetzte Reihe der Friederiken von Sesenheim. Die Gartenlaube schlachtet das noch hundert Jahre aus und hebt damit ihre kirchenfeindliche Auflagenzahl ins Ungeheuerliche. Auch der Erfolg des protestantischen Daheim ruht auf diesem Skandal und die ganze Schneidigkeit des evangelischen Bundes.

Der junge Goethe ist der klassische Typus des verfluchten sentimentalen Ketzertums der studierenden deutschen Jugend, mit und ohne Genie. Meistens ohne, natürlich. So wird die deutsche Weiblichkeit geködert und der Sehnsucht nach dem Beichtstuhl mit dem Ohr und dem Uebrigen des römischen Priesters abhold gemacht. Seit Luthers Zeiten ist dem Ultramontanismus kein gefährlicherer Widersacher erstanden, als dieser Flötenspieler in Straßburg-Sesenheim. „Röslein auf der Haiden." Das singt sich so fort, allen keuschen Marienliederdichtern zum Trotz. Kein Posaunenengel der echtkatholischen Belletristik kam bis jetzt dawider auf. Damit hub überhaupt Goethes Ruhm als Dichter an. „Knabe sprach: Ich breche dich, daß du ewig denkst an mich." Nun ist die Ketzerei und Ruhmerschleicherei nicht mehr aus der Litteratur hinauszubringen.

Wäre das alles ins Ultramontane hinein zu interpretieren — ein himmlisches Wunder wär's.

Kryptokatholische Keime im jungen Goethe zu entdecken — keine sichereren Staffeln wären in den Himmel zu bauen.

In dem späteren Goethe sind ja prachtvolle Tendenz-Ansätze. Ohne Lupe wahrnehmbar im Faust-Schluß. Unter diesem Gesichtspunkt steckt viel Sympathisches und für eine ferne Bekehrungs-Zukunft Erfolg

Digitized by Google

Verheißendes in Goethe. Aber heute schon ein Denkmal in Straßburg mit Reichszuschuß und Zentrumsgutheißung, wie, hieße das nicht freventlich einer besseren, reiferen Zeit vorgreifen? Unsere Herrschaft steht erst in den Anfängen. Die schwerste Arbeit bleibt noch zu thun. Heute roden wir und jäten aus und streuen guten Samen. In einem halben Jahrhundert werden wir Erntefest feiern. Dann kann der Oberklassiker deutscher Nation reif sein, für das glaubenseinig gewordene Reich eingeheimst zu werden. Dann soll er mit unserer Gutheißung sein Denkmal haben und einen Heiligenschein dazu. Ja, auch das. Damit wird unser Triumph erst vollständig sein. Der heilige Goethe.

Daß heute schon das Heidnische schärfer an ihm betont wird, als das Protestantische, ist günstig für den Uebergang: es hilft die Wasser seiner wahren Gesinnung und Neigung trüben.

Auch aus dem wissenschaftlichen Goethe, aus seinem naturforschenden Dilettantismus wird mit Hilfe der jesuitischen Wissenschaft, namentlich unserer römischen Psychologie, Wertvolles für seine Rekatholisierung zu gewinnen sein. Klug aber ist's, zur Stunde den Gelehrten in Goethe so niedrig als möglich zu taxieren. Wenn wir von seinen wissenschaftlichen Versuchen reden, muß der Reichstagsbericht Heiterkeit und Lachen verzeichnen.

Und erst der Patriot Goethe! Patriotismus ist allein echt und unverfälscht heute nur beim Zentrum. So lange Goethe nicht für uns gewonnen ist, wage niemand den Mann als guten Deutschen zu preisen. Die Herren vom Alldeutschen Verband selbst müssen betrübt die Köpfe hängen lassen, wenn ich ihnen heute den Patrioten Goethe in römischer Tunke mit heimatlichen Zentrumszwiebeln serviere — der alte Professor Hasse wird in seinen Bart weinen.

Und mit Zitaten will ich ihnen imponieren und mit Autoritäten. Die höchsteingeschätzten Gelehrtennamen will ich ihnen um die Ohren schlagen. Ich habe meine Disposition, ich bin in Stimmung. Ich fühle, wie mir neuer Lorbeer um die Rednerstirne sprießt. Ich heiße Schädler, und mein Schädel kann sich neben dem Schädel Goethes noch sehen lassen — — —

Der Abgeordnete Domherr Dr. Franz Schädler aus dem gemüsereichen Bamberg erhebt sich mit elastischem Schwung und schreitet lächelnd auf die Rednertribüne zu. Ein Ah der Bewunderung geht durch die Reihen des Zentrums.

Digitized by Google

Seiner Majestät Leib-Kürassier Graf Balleſtrem auf dem Präſidentenſtuhl des Reichstags mit Kommandoſtimme: „Der Herr Abgeordnete Dr. Schädler hat das Wort!“

Die Entwicklung der deutſchen Geſchichtswiſſenſchaft vornehmlich ſeit Herder.

Von Karl Lamprecht.
(Leipzig.)
(Schluß.)

Aber auch Ranke war, wie Niebuhr, kein Anfänger, ſondern ein Vollender. Die Stellung, die er in der Entwicklung der deutſchen Geſchichtswiſſenſchaft des 19. Jahrhunderts eingenommen hat, iſt einzig. Die ihr zugrunde liegende Kombination war nicht von der Breite, daß ſie mehreren Männern Platz gewährt hätte. Und ſo gilt für ihn, daß ſeine Schüler nicht über dem Meiſter waren.

Wir alle kennen den Verlauf der nach Ranke einſetzenden politiſch-hiſtoriſchen Schule, deren Hauptvertreter, zum großen Teil wenigſtens, von dem Denken und Forſchen Rankes ausgingen. Sie ſtand unter dem Einfluß der politiſchen Beſtrebungen der erſten drei Viertel dieſes Jahrhunderts: Einheit der Nation durch Proklamation idealer Ziele und, wenn nötig, durch Blut und Eiſen. So trat der Staat mit ſeinen Machtmitteln vor allem in den Geſichtskreis dieſer Schule; ſie hat die politiſche Lehre erzeugen können, daß nicht das Recht, ſondern die Macht das eigentliche Weſen des Staates kennzeichne: als wenn irgend eine hiſtoriſche Erſcheinung durch die Formen, in denen ſie ſich auswirkt, ſtatt durch die Tendenz, die ihr innewohnt, charakteriſiert werden könnte. Sie iſt dabei immer einſeitiger geworden; ſie hat ſchließlich in der Praxis faſt nur noch den Staat als hiſtoriſch wichtig anerkannt, ſo ſehr ſie theoretiſch die Bedeutung anderer hiſtoriſcher Erſcheinungen zulaſſen mochte. In der That hat bereits im Jahre 1856 v. Sybel, ihr vielleicht glänzendſter Vertreter, es ausgeſprochen, daß ihre charakteriſtiſchen Merkmale nicht in dem Kreiſe des wiſſenſchaftlichen und gelehrten

Digitized by Google

Apparates lägen. Die kritische Methode sei noch dieselbe, wie sie von Niebuhr und Ranke gelehrt worden; das Neue läge durchaus in der veränderten Stellung des Autors zum Staate. Und da erschien denn Sybel als wesentlich, daß fast alle Autoren, die auf wahre Bedeutung Anspruch machen konnten, dem liberal-konservativen Kreise angehörten: „Dieser Standpunkt ist rein und scharf in allen Schriften Mommsens und Dunckers, Waitz' und Giesebrechts, Droysens und Häussers bezeichnet."

Diese Wendung, wie sie freilich in der von Sybel gekennzeichneten Schroffheit von manchen bedeutenden Historikern der Zeit (z. B. von Giesebrecht oder von Georg Voigt) abgelehnt ward, führte nun praktisch zur rühmenswertesten Förderung der Einheitsidee der Nation, wissenschaftlich aber zu einer starken Verarmung an methodischer Fortentwicklung und überhaupt an allgemeinen historischen Gedanken. Selbstverständlich war, daß für die Geschichte der von Kant grundsätzlich eingeführte, bei Ranke schon wieder stärker hervortretende Begriff der Staatengeschichte nun ganz maßgebend werde; es trat ein, was man neuerdings wohl als Konzentration der Geschichtswissenschaft auf ihr „eigentliches" Arbeitsgebiet bezeichnet hat — als wenn es wissenschaftlich auch ein uneigentliches geben könne —, oder wie es ein Vertreter der Schule einmal schon in den fünfziger Jahren auszudrücken suchte: man fand wieder den Anschluß an Mascov und Schlözer.

Denn nicht bloß das Gebiet der historischen Interessen schrumpfte einseitig zusammen, auch die großen Beziehungen der alten Ideenlehre gab man auf: vor nicht allzu langer Zeit ist ausdrücklich erklärt worden, man wolle mit deren metaphysischem Charakter nichts mehr zu thun haben. So wäre es nötig gewesen, die Forderung einer höheren Verarbeitung des historischen Stoffes hinaus über die bloßen Motivenzusammenhänge erkenntnistheoretisch ernst zu nehmen und eine rein erfahrungsmäßige Ideenlehre auszubauen. In der That ist dies Bedürfnis auch eingesehen worden, so hat z. B. Ottokar Lorenz es wiederholt angedeutet. Aber befriedigt worden ist es nicht. Damit blieb denn als bester Ausweg der Weiterbildung nur die psychologische Vertiefung der einzelnen Motivenreihen: und historische Kabinettbilder feinster Zeichnung, nicht aber geschichtliche Werke fortschreitend größeren Verständnisses waren die Folge. Was aber die sonstige Weiterbildung der Methode angeht, so gilt noch heute Sybels Wort vom Jahre 1856: man ist über Niebuhr und Ranke nicht hinausgekommen. Gewährleistet nun aber die bloß quantitativ erweiterte Anwendung der alten Methode

Digitized by Google

mehr als gewaltige Anhäufungen von Stoff, gewährleistet sie auch wahrhaft wissenschaftlichen Fortschritt und tiefere Betrachtung? Eine jüngste, programmatische Aeußerung giebt die traurige Antwort: „Wir graben und graben, wie die Lemuren gruben, als sie auf Faustens Geheiß die Kanäle zogen, um ihm von neuem Land zu gewinnen: aber Mephisto war ihr Werkführer, und sie gruben dem Meister das Grab."

Die historisch-politische Schule, wie sie hier ausdrücklich durch Selbstkritiken charakterisiert worden ist, hat, um es zu wiederholen, gewiß die größten Verdienste um Kaiser und Reich. Außerordentliches hat sie auch in der Aufarbeitung des historisch-politischen Stoffes nach den für sie geltenden Methoden geleistet. Allein in der Hauptsache hat sie nicht gefördert. Indem sie sich zur pragmatischen Staatengeschichte der rationalistischen Zeit zurückwandte, entging ihr die Möglichkeit, die vergleichende Methode neben der quellenkritischen weiterzubilden. Die vergleichende Methode aber ist die fortschreitende Methode der neueren Zeit, die Methode unsres Jahrhunderts.

Ausführlich ist denn diese Methode auch, abseits von den Gängen der historisch-politischen Schule, seit den 30er Jahren unsres Jahrhunderts aufs lebendigste entwickelt worden.

Ganz im Anschluß an die erste, enthusiastische Periode der modernen Geschichtsforschung, an die Zeiten Winckelmanns und Herders und Heynes und Wolfs, geschah das ohne große Störungen, zunächst auf dem Boden der alten Geschichte. Denn an die Studien auf diesem Gebiete traten die politischen Forderungen des Tages mindestens nicht mit jenem Ungestüm heran, das die Historiker der neueren nationalen Zeiten fortriß. Großes wurde daher auf diesem Gebiete erreicht; Mommsens Römische Geschichte wird vielleicht dasjenige historische Werk unsres Jahrhunderts sein, das den dauerndsten Einfluß ausüben wird; und aus den antiken Studien sind die Männer hervorgegangen, die zuerst eine Regeneration der Methode der historisch-politischen Schule, wenn auch mit sehr verschiedenen Mitteln, versucht haben, Droysen und Nitzsch.

Grundsätzlich und allgemein wurde indes die vergleichende Methode, indem sie sich zur allgemeinen Methode der Geisteswissenschaften überhaupt ausgestaltete, auf anderem als geschichtswissenschaftlichem Wege durchgebildet.

Vor allem galt es da die logischen Grundlagen der formellen Ver-

Digitized by Google

gleichung klarzulegen. Es geschah in der Entwicklung der statistischen Methode. Ausgehend von den Forderungen Quetelets ist sie vor allem von den Erkenntnistheorikern und praktischen Statistikern gefördert worden; daneben hat die Mathematik einen großen, vielfach freilich schon vor Quetelet liegenden Anteil, insofern der logische Charakter des Gesetzes der großen Zahl am einfachsten aus der Umkehrung der Prinzipien der Wahrscheinlichkeitsrechnung entwickelt werden kann. Jetzt, nach den Forschungen von Drobisch und Windelband, von Wagner und Knapp und Lexis, kann man sagen, daß die Logik der Statistik der Hauptsache nach abgeschlossen vor uns liegt: und daß, wer das statistische Verfahren mißbraucht, sich nicht mehr mit den Schwierigkeiten einer noch in den Windeln liegenden Wissenschaft entschuldigen darf. In der That hat man das statistische Verfahren in der historischen Wissenschaft auch schon zu nutzen begonnen, die besondere Methode ist von Inama-Sternegg ausgebildet worden, praktische Anwendungen größeren Stils finden sich z. B. in den Arbeiten Karl Büchers, auch mein Wirtschaftsleben darf ich in diesem Zusammenhange nennen.

Von viel größerer Bedeutung als die statistische Zählungsmethode ist aber für die Geschichtswissenschaft die statistische Schätzungsmethode; und auf diesem Gebiete entbehren wir trotz einiger Anfänge noch der genaueren logischen Schulung, wie sie sich erst an der Hand einer ausgedehnten Erfahrung bilden kann.

Indem aber die vergleichenden Methoden immerhin seit den 30er Jahren an Umfang und Intensität der Anwendung außerordentlich zunahmen, wurde es möglich, sie nicht nur, wie Herder dies gethan hatte, auf den Vergleich ganzer Völkertypen untereinander zu beziehen, sondern schon auf den Vergleich einzelner, in den Schicksalen großer menschlicher Gesellschaften sich regelmäßig wiederholender Entwicklungsperioden. Und die neue Methode lohnte alsbald mit außerordentlichen Ergebnissen: was hat nicht allein die Einführung der Entwicklungsstufen: Urgeschichtliche Wirtschaft, Naturalwirtschaft, Geldwirtschaft, für eine Umwälzung im geschichtlichen Denken herbeigeführt!

Allein, die vergleichende Methode führte nicht nur im einzelnen und konkreten zu großen Ergebnissen; es lag in ihrem Wesen, daß sie auch auf den ganzen Charakter des geschichtlichen Denkens revolutionierend wirkte.

Alle ältere Geschichtsbetrachtung ist teleologischen Charakters; sie geht von Motiven aus und sucht Zwecke, und sie ordnet da, wo sie

Digitized by Google

konsequent zu Ende denkt, alle denkbaren oder gedachten Zwecksummen einem obersten Zwecke unter. Teleologisch im ausgesprochensten Sinne haben noch Lessing und Herder und Kant gedacht; unbewußt teleologisch verfährt noch Ranke.

Das ist sehr natürlich. Sie alle sehen in der Geschichte noch allein das Singuläre; ihnen allen gab es im Grunde doch noch nichts im historischen Verlaufe, was sich seinem tiefsten Wesen nach wiederholte. Aber nun kam die vergleichende Methode und wies solche Wiederholungen nach: Naturalwirtschaften bei den verschiedensten Völkern, epische Dispositionen in zahlreichen Zeitaltern bestimmter nationaler Kultur u. s. w. Und sie zeigte, daß diese Erscheinungen mit anderen in dem regelmäßigen Verhältnis der Aufeinanderfolge standen: daß bei ungestörter Entwicklung auf die Naturalwirtschaft Geldwirtschaft, auf die altepische Zeit eine Zeit des Sagelieds folgte u. s. w. Kurz: sie zeigte eine biologische Kausalität. Denn auf welchem Wege gelangen wir zur Anwendung der Begriffsformen von Ursache und Wirkung? Allein auf dem Wege, daß wir die Regelmäßigkeit der Aufeinanderfolge gewisser Erscheinungen beobachten. Dazu muß es aber selbstverständlich eine Mehrheit solcher Aufeinanderfolgen geben: und sie eben wurde auf historischem Gebiet grundsätzlich und allgemein erst durch die vergleichende Methode dargelegt.

Also die vergleichende Methode erst brachte in die Geschichtswissenschaft an Stelle der alten Teleologie die Kausalität, an Stelle der Zweckzusammenhänge ursächliche Zusammenhänge, an Stelle eines zu erreichenden, metaphysisch entwickelten Zieles einen empirisch zu erforschenden Keim der Entwicklung. Um es mit einem Worte zu sagen: erst sie brachte den neueren Begriff der Entwicklung. Denn mit diesem Begriff verbinden wir die Vorstellung des kausalen Fortschritts aus einer gegebenen Potenz zu deren höherer Entfaltung.

Das entwicklungsgeschichtliche Prinzip hat heute das geschichtliche Denken schon weithin durchdrungen, und selbst die eifrigsten Anhänger der historisch-politischen Schule vermögen sich seinem Einfluß nicht mehr zu entziehen. Allein, nicht auf eine unbewußte gelegentliche, sondern auf eine systematische Anwendung des neuen Prinzips und der ihm zugrunde liegenden Vergleichsmethode kam es an: Entwicklungsstufen der großen menschlichen Gemeinschaften, vor allem der Nationen, mußten festgestellt werden, und über sie hinaus galt es den Aufbau des weltgeschichtlichen Zusammenhangs von ihrem Dasein aus zu begreifen.

Die Versuche, der ungeheuren Aufgabe der Konstituirung solcher

Digitized by Google

Entwicklungszeitalter gerecht zu werden, haben in den 20er und 30er Jahren unseres Jahrhunderts begonnen. Sie sind lange Zeit hindurch, fast kann man sagen bis zur Gegenwart, noch unbefriedigend verlaufen.

Eins aber ist allen diesen Versuchen gemeinsam. Von vornherein ahnte man, daß es sich darum handeln werde, Entwicklungsstufen in dem seelischen Charakter der Nationen nachzuweisen; unbewußt schwebte von vornherein der psychologische Zusammenhang der Entwicklungsstufen vor. Und in der That: wenn das geschichtliche Leben nichts anderes ist, als das Seelenleben des Einzelnen und der Gesamtheit, wenn die Psychologie zu den Geisteswissenschaften etwa dieselbe Stellung grundlegenden Charakters einnimmt, wie die Mechanik zu den Naturwissenschaften: wie sollte es da anders sein? Aber man war weit davon entfernt, die großen psychischen Abwandlungen durch die einzelnen Zeitalter hin sofort in ihrer Totalität zu erfassen. Vielmehr verfolgte man sie anfangs nur nach einzelnen Seiten hin. Und da ergaben sich denn als die wichtigsten Seiten die des Verstandes und des Willens, die intellektualistische und die voluntaristische. Und demgemäß hat man die seelischen Entwicklungsstufen großer menschlicher Gemeinschaften anfangs einseitig unter dem Gesichtspunkt der Entwicklung des Verstandes, später unter dem der Entwicklung des Willens, des Triebes betrachtet.

Wie gern würde ich hier genauer von der intellektualistischen Reihe sprechen, die von Comtes Philosophie positive (1839) bis zu Du Bois-Reymonds unter den Historikern so berüchtigtem Vortrag über Kulturgeschichte und Naturwissenschaft vom Jahre 1877 läuft; die mit allgemeineren Erwägungen beginnt, in Buckles History of civilisation in England schon fast nur verstandesmäßig wird und bei Du Bois in der Behauptung endet, die Geschichte der Menschheit sei die Geschichte der Naturwissenschaften. Allein, diese Reihe ist neuerdings vorzüglich dargestellt worden, und so anregend ihre Auseinandersetzungen auf das geschichtliche Denken gewirkt haben und noch wirken: als Ganzes gehört sie bereits der Vergangenheit an.

Soeben in den Orcus zu versinken im Begriff ist aber auch die zweite einseitige, die voluntaristische Reihe. Man kann in ihr zwei Strömungen unterscheiden, eine realistische und eine idealistische. Der realistischen, die den historischen Verlauf vornehmlich, wenn nicht allein, aus der in bestimmten Entwicklungsstufen sich vollziehenden Einwirkung des Willens und des Triebes auf die wirtschaftlichen Verhältnisse und

Digitized by Google

die Lebensfürsorge zu erklären sucht, gehören die Sozialdemokraten und die Darwinisten an, dort Marx, hier v. Hellwald und im ganzen auch Julius Lippert. Viel interessanter jedoch ist die idealistische Richtung. Ihr hauptsächlichster theoretischer Vertreter ist Droysen in seiner Historik (1857—1858); nach Neigung und allgemeiner Geistesrichtung gehören ihr jedoch viele politische Historiker der 60er bis 80er Jahre und auch noch der Gegenwart an, so weit sie freieren Blickes um sich schauen.

Wie Comte oder Buckle in jeder historischen Erscheinung nur eine intellektualistische Regung sahen unter Mißkennen der sonst noch vorhandenen, sei es voluntaristischen, sei es ästhetischen oder sonstwie gearteten Beimischung, so sieht Droysen in ihr nur einen Akt des Willens. So ist z. B. bei ihm alle künstlerische Bethätigung nur ein Willensakt; das Moment der Phantasie, das eigentlich Entscheidende, bleibt unberücksichtigt. Indem nun so für Droysen die historische Welt die Welt des Willens ist, müßten nach seiner Lehre die geschichtlichen Stufen der menschlichen Gemeinschaften, deren allgemeine Bedeutung er ganz im Sinne der vergleichenden Methode faßt, durch Stufen der Willensentwicklung gebildet werden. Allein zu diesem reinen Schluß gelangt Droysen nicht. Vielmehr schiebt sich ihm hier, wie wohl der ganzen ihm zeitgenössischen Generation der politischen Historiker, ein teleologisches Moment unter. Der Wille, der Trieb erscheint ihm nämlich erst dann wirklich von historischer Bedeutung, wenn er gut ist: das Böse ist ihm eine, geschichtlich betrachtet, nicht vorhandene Kraft, es ist ihm noch, wie Ranke und auch Hegel, Nichtigkeit, „Schein“. Und so sind denn die Entwicklungsstufen menschlicher Gemeinschaften nicht Willensstufen schlechtweg, sondern Stufen der Entwicklung des guten Willens, der sogenannten sittlichen Mächte: und als Ziel der Weltgeschichte erscheint wie bei Hegel und Kant und auch Herder das Gute.

Es bedarf nicht des Nachweises, daß Droysens Theorie, auch abgesehen von dem teleologisch-metaphysischen Element, das ihr innewohnt, einseitig ist, ebenso einseitig wie die intellektualistischen Lehren eines Comte oder Buckle, die er bekämpft hat, und die voluntaristischen eines Marx oder Hellwald oder Lippert. Das geschichtliche Leben läßt sich nur als Eines fassen, und sein Inhalt wird durch das Seelenleben der menschlichen Gemeinschaften und der Individuen einer bestimmten Zeit als ein schlechthin Ganzes gebildet. Nicht Zeitalter des Verstandes oder der Willensentwicklung gilt es darum aufzufinden, sondern Zeitalter der Entwicklung des gesamten Seelenlebens überhaupt. Das ist

Digitized by Google

denn auch die Bahn, die langsam und leise die methodische und empirische Forschung gegangen ist, bis sie über Gustav Freytag und Riehl hinaus das erste entschiedenste dieser Zeitalter, das die gebundene Zeit der nationalen Mittelalter von den späteren Zeiten zu trennen pflegt, entdeckte und klar und deutlich zur Darstellung brachte, das Zeitalter des Individualismus. Wir alle wissen, daß auf diesem Gebiete das größte der vielen Verdienste Jakob Burckhards zu suchen ist. Allein die Forschung hat bei dieser Errungenschaft nicht stillgestanden, und die Auffindung einer empirisch stichhaltigen Abfolge typischer, psychologischer Entwickelungszeitalter bildet das größte historische Problem der Gegenwart.

Es ist das Moment des unmittelbar gegenwärtigen geschichtlichen Lebens, das ich mit den letzten Ausführungen berührt habe. Ich habe nicht die Absicht, die damit erreichte Grenze zu überschreiten. Sie wissen, diese Gegenwart ist auf dem Gebiete unsrer Wissenschaft kampferfüllt: historisch-politische Schule und kulturgeschichtliche Forschung streiten, wenn nicht um die Alleinherrschaft, so doch um gegenseitige Abgrenzung. Als Erkennungszeichen aber hat sich in diesem Kampfe anfangs das Feldgeschrei hie Staatengeschichte, hie Kulturgeschichte erhoben. Es bedeutet die klare Erkenntnis der auf dem Gebiete der geschichtswissenschaftlichen Entwicklung historisch gegebenen Gegensätze. Ich will nicht entscheiden, auf welche Seite der durch die Schlagwörter Staat und Kultur bezeichneten Parteien sich der Sieg geneigt hat, obwohl von vornherein klar ist, daß logisch der Staat ein Unterbegriff der Kultur ist, und entwicklungsgeschichtlich an zahlreichen Stellen Kultur nachweisbar ist, ehe der Staat sich bildet. Die methodologischen Erörterungen haben inzwischen tiefer gegriffen, und wir befinden uns mitten in Gährungen, deren endliches Ergebnis nicht schon im nächsten Augenblick zu erwarten steht.

Für den ferneren Verlauf dieser Gährungen aber können wir hier nur Eines wünschen: daß auch in diesem wogenden Kampfe der Streit der Vater des Fortschritts sein möge, und daß der Kampf geführt werde im lebhaften Gefühl der Idealität der Dinge, um die es sich handelt. Wir sind hier an geschichtlich denkwürdiger Stätte (im Nürnberger Rathhause) versammelt. Die Wände dieses Saales schmücken Gemälde aus der Schule Dürers, und den kostbarsten Schatz dieses Hauses bildeten einst die vier Gestalten der Evangelisten und Apostel, die der größte und ernsteste unserer Maler seiner Vaterstadt als ein Vermächtnis seines höchstens Könnens hinterließ. Wie die von Dürer verfaßte

Digitized by Google

Unterschrift dieser Gemälde seine Zeit einstmals beschwor, nicht menschliche Verführung für das göttliche Wort anzunehmen, so wollen wir dieser Mahnung des 16. Jahrhunderts für uns und unsre Zeit die unerschütterliche Ueberzeugung abgewinnen, daß auch bei den Kämpfen unsrer Tage nichts zum Siege führen wird, als eine nur der Sache dienende Wahrhaftigkeit.

Die Feindlichen.

Drama in vier Aufzügen von Johannes Schlaf.

(Magdeburg.)

(Schluß.)

Vierter Aufzug.

Dasselbe Zimmer. — Um dieselbe Tageszeit wie in den vorigen Aufzügen.

Asta (allein. — Sie sitzt am Fenster, das Gesicht aufgestützt, die Fingerspitzen zwischen den Lippen; starrt, den Kopf aufgereckt, vor sich hin. — Gerät bei jedem Geräusch in Unruhe. Fährt herum, erhebt sich halb, lauscht, seufzt, streicht sich über dei Stirn u. s. w. — Schließlich erhebt sie sich und geht in verhaltener Erregung im Zimmer auf und ab, nimmt da und dort etwas zur Hand, um es sogleich wieder beiseite zu legen. — Horcht wieder zur Thür hin. Wirft sich dann lang auf die Chaiselongue, das Gesicht in den Händen bergend. — Plötzlich schrillt die Flurglocke. — Asta fährt in die Höhe und lauscht mit weiten Augen, Hand an der Schläfe, in verhaltener Erregung. — Noch einen Augenblick und sie erhebt sich völlig, thut ein paar Schritte von der Chaiselongue weg. — Dann wartet sie, das Gesicht auf die Flügelthür gerichtet, starr, die Lippe eingekniffen, sich krampfhaft auf eine Sesselleine stützend).

Heinrich (klopft; tritt ins Zimmer. — Müde, nervöse Haltung. — Sieht abgespannt aus; sonst im Äußeren ganz wie in den vorigen Aufzügen).

Asta (verharrt in ihrer vorigen Stellung, ihn anstarrend).

Heinrich (sich nervös, mit bebender Hand über die Schläfen streichend): Hehe! — Hehe! —

(Schweigen.)

Asta (immer noch wie vorhin. — Ihre Brust wogt. — Sie hat die Faust auf die Sesselleine gestemmt).

Digitized by Google

Heinrich (wie vorhin, mit einem Lächeln, halb verlegen, müde, halb ironisch): Sie — hatten mir ... Ich ...

Asta (noch immer regungslos).

Heinrich: Ich vermute — hehe! — Sie wollten ...

Asta (wie vorhin).

Heinrich: Ich bin auf Ihren — Wunsch ... Hehe! — Ich vermute, Sie wollten über etwas - mit mir reden.

Asta: Hahaha! — O, will ich über etwas mit Ihnen reden?! — Vermuten Sie?! — Und über was will ich mit Ihnen reden?! — (Verzweifelt): O, befreien Sie mich von diesem Zustand!! — Befreien Sie mich von diesem Zustand!! — O, die Qual!! — O, die unerhörte — Pein!!

Heinrich (zuckt zusammen, die Hand gegen sie ausstreckend, ruft sie an): Asta!

Asta (an ihrem Sessel, taumelnd): Oh! —

Heinrich (mühsam): Von — welchem Zustand ...

Asta (ihn verzweifelt anstarrend): Von — welchem Zustand?! — Von welchem ... Ah!! — Sie — wollen leugnen?! — Sie wollen nicht — wissen?! — Sie — wollen ... Ah! — (Sie taumelt in halber Ohnmacht gegen den Sessel.)

Heinrich (auf sie zu): Asta! — Asta!

Asta (sich zusammenraffend, schreit): Gehen Sie!!

Heinrich (in etwas gedrückter Haltung zurück).

Asta: Kommen Sie mir nicht nah! — (Schweratmend): Sie wollen — nicht wissen! — Ah! Sie müssen mir eine Aufklärung geben!! — Sie werden mir eine Aufklärung geben!! — Ah, mein Gott!! —

Heinrich (mit einem verzerrten Lächeln): Eine — Aufklärung ... Hehe! —

Asta: Ah! Sie werden sich besinnen! — Der Abend! — Vor Weihnacht! — Als Sie zu uns kamen! — Als Sie mir den Grund erklärten, weshalb Sie so unerwartet gekommen! — Ich hatte Kopfweh! — Sie — hatten mich hypnotisiert! — Ich — erwachte! — Der Augenblick!! — Sie sahen mich an!! — So seltsam an!! — Was war ... Was bedeutete dieser — Blick?! — Oh!! — (Sie schwankt.)

Heinrich (macht eine Bewegung auf sie zu; hat sie fest im Auge).

Asta (rafft sich zusammen; beide Hände an den Schläfen, starrt ihn an, schreit): Was haben Sie mit mir — gemacht?!

Heinrich (hat bebend, in höchster Aufregung, dagestanden und sie fest im Auge

Digitized by Google

behalten; nun, einen Schritt auf sie zu, suggestiv, mit Geste): O, ich bitte Sie! beruhigen Sie sich! — O, beruhigen Sie sich! — Asta!

Asta (beruhigter, mit gesenktem Haupt und müderem Tonfall): Was haben Sie mit mir — gemacht . . .

Heinrich (sie nicht aus dem Auge lassend, sehr erregt, mühsam): Ich . . . Was ich — mit Ihnen gemacht habe?! — Hehe! — Eh — was — soll ich . . . Hehe! — Was soll ich mit Ihnen — gemacht — haben?! . . .

Asta: Ah, Sie hatten mich hypnotisiert!! — Nicht?!

Heinrich (wie vorhin): Hypnotisiert! — Ja! — Hehe! — Hypnotisiert! — Hehe!

Asta (wie vorhin): Sie hatten von — mentaler Suggestion gesprochen . . .

Heinrich (heiser, mühsam): Gesprochen . . . Von mentaler Suggestion gesprochen . . . Ja! . . . Hehe! —

Asta (gespannt): Und — ich wachte auf! — Und . . . (Verzweifelt): Ihr — Blick!! — Ihr — Blick!! — Was bedeutete dieser — Blick?!

Heinrich (mühsam): Der Blick! — hehe! — Sie meinen — der — Blick! —

Asta: O, was haben Sie mir mit diesem — Blick —!! —

Heinrich (rafft sich zusammen, ruft sie an, suggestiv, befehlend): Asta! —

Asta (läßt ihre Hände sinken, wird ruhig, sieht ihn mit großen Augen und einem mechanischen Lächeln an).

(Pause.)

Heinrich (wie vorhin): Merken Sie auf, was ich Ihnen sage?!

Asta (leise): Ja. —

Heinrich (wie vorhin): Sie sind — frei!

Asta (leise, mechanisch): Ich — bin — frei . . .

Heinrich (immer wie oben): Ich hatte Sie — hypnotisiert!

Asta (leise): Ja. —

Heinrich (wie oben): Hatte Ihnen den Kopfschmerz — weghypnotisiert!

Asta (leise): Ja. —

Heinrich (müder): Und — sonst nichts. — Hehe! —

Asta (mechanisch): Sonst — nichts . . .

Heinrich (in schlaffer Haltung, Asta aber nicht aus den Augen lassend).

Asta (kommt wieder in Bewegung, streicht über die Stirn, stöhnt; wieder beginnende Unruhe, ängstlich, nach ihren Gedanken suchend): Nein! — Nein! —

Digitized by Google

Aber ... H! — H! — Aber ... (Mechanisches Lächeln. — Plötzlich): Aber ... Ah! Sagen Sie!

Heinrich (in aufmerksamer Haltung, sie anblickend).

Asta (sehr erregt): Man pflegt — bei der Hypnose — einen bestimmten Befehl auszusprechen! — Eine Suggestion: — Wie — haben Sie mir den Kopfschmerz — vertrieben ...

Heinrich (wie oben): Hehe! — Ich, ich sprach von — mentaler Suggestion! — Hehe! —

Asta (verwirrt): Ja! — Nun ja! — (Wieder sicher): Ah gewiß! (Sich über die Stirn streichend): Also, es ist nicht nötig, hehe! — daß man die Suggestion — ausspricht! ...

Heinrich (wie oben): Nein! Hehe! — (Sie plötzlich anrufend): Asta! Ich habe Ihnen die Kopfschmerzen ja nur — gebüßt! —

Asta (verwirrt): Ja! — Nun ja! — (Seufzt): Also, es wäre möglich, daß ...

Heinrich (wie oben): Was? — Hehe!

Asta (nach Ausdruck ringend): O, es wäre möglich, daß ...

Heinrich (wie oben): Was, Asta?

Asta (laut; plötzlich): O, und die — Bilder!! — Und mein — Zustand!! — Die Bilder!! — Die Bilder!!

Heinrich (wie oben, aber mühsam, heiser): Ihr ... Hehe! — Hehe! — Zustand?! — Die Bilder!! — Hehe!

Asta: O mein Gott!! Mein Gott!!

Heinrich (rafft sich zusammen, wieder befehlend): Asta!

Asta: Ja! — Ja! — Ah, mein Gott! — (Sinkt in den Sessel.)

Heinrich (zu ihr hin, sich halb zu ihr beugend, flüstert suggestiv): Beruhigen Sie sich, Asta! — Beruhigen Sie sich! — So! — So! — Sie sind ruhig! — Nicht wahr?

Asta (leise): Ja.

Heinrich: Merken Sie auf! — Hören Sie! — Ich — sagte Ihnen — (Mit Betonung): Den Kopfschmerz hatt' ich Ihnen — gebüßt, Asta! — Sonst — nichts!

Asta (im Sessel liegend, mit einem mechanischen Lächeln): Sonst nichts ... Nein ...

Heinrich: Nicht wahr?

Asta (wie vorhin, leise): Ja. —

Heinrich (aufatmend): So! — Und nun — merken Sie auf, Asta! — Hören Sie mich! — Wollen Sie mir Ihre Aufmerksamkeit schenken?

Digitized by Google

Asta (rafft sich zusammen, streicht sich langsam über die Stirn, aufatmend): Ja.

Heinrich (rollt einen Sessel in ihre Nähe, läßt sich nieder; leicht zu ihr gebeugt, sie anblickend): Hören Sie! — Ich werde Ihnen sagen! —

Asta (blickt ihn an).

Heinrich: Wollen Sie mir beschreiben, wie Ihr Zustand ... Ne! Hehe! — Aber nein! Das ist ja nicht von nöten! — Hehe! — Ich weiß! — (Mit Betonung): Die Summe ist eben: Sie glauben sich an mich — gefesselt; glauben sich durch eine heimliche Suggestion an mich gefesselt. — Hehe! — (Mit schonendem Vorwurf): Soll Ich Ihnen hier noch ein Wort erwidern, Asta?! — Wie?! — Sagen Sie, Asta!

Asta (atmet tief auf, leise): Ah, nein! — Nein! —

Heinrich: Hehe! — (rückt ihr ein wenig näher, mit suggestiver Stimme): Asta! — Sie sprechen von — Pein, von — Qualen, Asta!, — (Bewegt): Halten Sie mich für im stande, Asta! Ihnen auf irgend eine heimliche Weise derartige Qualen aufzuerlegen? Wie? — Asta!

Asta (in ruhender, lauschender Stellung, mit einem Lächeln vor sich hinsehend, leise): Ah nein! — Nein! —

Heinrich (wie vorhin): Würde ich nicht ein — Schurke sein?! — Wie?! — Wollen Sie mich für einen Schurken halten, Asta?!

Asta (fängt an, leise zu weinen).

Heinrich (mit gedämpfter, vor Erregung tiefer und weicher Stimme): Hören Sie, Asta! — Es ist ja doch so einfach! — Ich werde Ihnen alles erklären! — Nicht wahr? — (Mit Betonung): Der Hauptgrund Ihres Zustandes ist der, daß ich Ihnen, wie soll ich sagen? — problematisch bin. Problematisch. — Sie sind eine Natur, Asta!, die viel zu fein ist, als daß sie nicht von irgend etwas Dunklem, Unklarem, das sich in Ihrer Nähe befindet, auf das Intimste beschäftigt würde. — Sie werden nun in solchen Fällen — natürlich! — ganz anders engagiert, als irgend ein beliebiger Durchschnittsmensch. — Es ergreift Ihr ganzes Wesen. — Immerhin hatten Sie ja nun bereits eine Art gefunden, mit mir auszukommen. — Leider aber, und hier setzt nun mein Fehler ein, da ich mich von Ihnen — hehe! — in einer gewissen Hinsicht mißverstanden fühlte, versuchte ich mich Ihnen als ein anderer zu geben, in der Hoffnung, Asta! als ein solcher, wie soll ich sagen? — fröhlicher mit Ihnen verkehren zu können. Dieser andere hat Sie aber — leider! — völlig an mir irre gemacht. Hielten Sie mich bisher so halb und halb für einen, nun! — (Gemütlich): einen — Dummkopf — hehe! —

Asta (zuckt zusammen): Oh! —

Digitized by Google

Heinrich (wie oben): Mein Gott! wer die Schrullen eines solchen Bücherwurms nicht gewohnt ist? — Hehe! — Nun also: so trauten Sie diesem anderen, der so viel weniger — konfuse war — hehe! — eben bei der plötzlichen und schroffen Kontrastempfindung, zumal nun gar diese unglückselige Kopfschmerzgeschichte hinzukam, wer weiß was zu. — Sehen Sie, das ist alles! alles! — Das Ganze! — Hehe! — Alles andere, Asta! ist Einbildung, Nervosität, ist — Thorheit, Asta! Ist Ihnen das klar und deutlich? — Wie?!

Asta (tief aufatmend, leise): Ja! — Ah ja! —

Heinrich: Nicht wahr! — Hehe! — Also, ich habe Ihnen nichts suggeriert, Asta! — Hören Sie? — Wollen Sie mein — Ehrenwort, Asta?

Asta (wie vorhin): Nein. — Nichts suggeriert. —

Heinrich: Nichts. — Sie werden diese thörichte Einbildung aufgeben. — Nicht wahr, Asta?

Asta (wie vorhin): Ja. —

(Kleine Pause.)

Heinrich (der sie nicht aus dem Auge gelassen, jetzt den Blick senkend, mit stockender, müderer Stimme): Und nun — hören Sie weiter. —

Asta (blickt ihn an).

Heinrich (wie oben): Ich habe Ihren Zustand auf seine Gründe zurückgeführt. Das nächste zu seiner Beseitigung ist damit — gethan. Wenn auch noch nicht alles. —

(Schweigt einen Augenblick.)

Eins bleibt noch übrig. — Wir sind zwei entgegengesetzte Naturen, Asta! — Sie sind ein klares, lebhaftes, fröhliches Temperament; ich bin eine verzwickte, trübe Natur. — Hehe! — Hm! Es hatte sich ja nun zwar so etwas wie ein Kompromiß zwischen uns ergeben: aber die letzte Zeit hat erwiesen, daß er — auf die Dauer — nicht möglich ist, trotz der Berührungspunkte, die . . . hehe! — (Schweigt.)

Asta (unruhig): Wie . . .

Heinrich (müde, unsicher): Ein weiterer Verkehr würde . . . Es wäre unfehlbar, daß solche Krisen, wie sie . . . hehe! — Es würde unverantwortlich von mir sein, wenn ich, auf Kosten Ihres seelischen — Gleichgewichts — noch länger — hier aus- und eingehen wollte . . . Hehe! — (Erhebt sich.)

Asta (wie vorhin): Wie! — Sie — wollen . . .

Heinrich (beiseite blickend, lasch, mit einem faden Lächeln, das halb und halb wie ironisch wirkt): Hehe! — Glauben Sie nicht, daß . . . Es wird,

Digitized by Google

wenn ich Ihnen gestehen soll, — hehe! — mir sehr schwer ... hehe! — Der Verkehr mit Ihnen und Ernst ist mir ja so viel gewesen, so viel: indessen ... hehe! — Sehen Sie: geradeheraus, Asta! — Hehe! — Sie haben immer einen viel zu intimen, viel zu — freundschaftlichen Anteil an mir genommen ... Ich fühle — hehe! — daß ich ihm auf die Dauer nicht gewachsen bin. — Es — (Plötzlich): Wenn nicht Ihretwegen, so müßte ich doch meinetwegen — hehe! — diesen Verkehr — abbrechen ... (Mit Empfindung): Ah! Wenn wir die guten Kameraden sein könnten, Asta! die wir wohl zuweilen zu sein glaubten und wohl auch — waren ... hehe! —

Asta (erhebt sich unruhig): Wie! — Sie — wollen gehen ...

Heinrich (wie oben): Hehe! — Hehe! — Ja! Ich bin mit mir ins klare gekommen! Unser Verkehr würde unmöglich auf die Dauer ein unbefangener bleiben können. — (Pause. — Lasch, schlapp, schleppend): Hehe! — Es ist das einzig Mögliche! — (Halb abgewandt, mit schiefem Blick und ironischem Lächeln.) Hehe! — Es würde Thorheit sein, zu hoffen ... Hehe! — Eh — Sie — eh verstehen jetzt sich und mich und ... Nicht wahr? — Hehe! — Hehe! —

Asta (die ihm mit gespannter Aufmerksamkeit in immer stärkerer Erregung zugehört hat, nun leidenschaftlich): Ah, Sie lügen!! — Sie lügen!! — Alles, was Sie sagen, ist Lüge!! — Alles ist Lüge!! —

Heinrich (in schlaffer Haltung, mit seinem müd-ironischen Lächeln sie anblickend): Wie ... Sie — sagen ... Hehe! —

Asta (außer sich): Ah, ich durchschaue ja Ihren ganzen Charakter!! — Hahahaha! — Ihre ganze niedrige Gemeinheit durchschau' ich ja!! — Ich will Ihnen alles sagen!! — Es ist ja so klar, so sonnenklar!! — Hahahaha!! — Nie haben Sie vertragen können, wie ich Sie behandelte!! — Ja, ich habe Sie behandelt wie einen Dummkopf!! — Weil Sie sich so gaben!! — Nie haben Sie das vertragen!! — Aber Sie waren zu feig, es sich merken zu lassen!! — Sie waren zu feig!! — Sie haben sich gerächt an mir!! — Sie haben sich auf eine heimtückische, erbärmliche Weise gerächt!! — (Mit gerungenen Händen auf ihn zu.) Ah, geben Sie mir meine Ruhe wieder!! — Geben Sie mir meine Ruhe wieder!! — Das müssen Sie!! — Das können Sie!!

Heinrich (sofort in Haltung, sie scharf ins Auge fassend, laut): Ah!! — Halt!! — Asta!!

Asta (starrt ihn an).

Heinrich (wie vorhin): Asta! — Hören Sie mich! — Um Gottes-

Digitized by Google

willen! Geben Sie diese unselige Einbildung auf! — Ich habe Ihnen nichts suggeriert! — Hören Sie?! — Geben Sie diese Einbildung auf!! — (Auf sie zu, ergreift ihre Hand, flüsternd): Asta! — Hören Sie?! — Asta! — (Sinkt vor ihr nieder.) Ich beschwöre Sie! — Ich habe Ihnen nichts suggeriert! — Hören Sie?! — Einzigste, teuerste Asta!!

Asta (die ihn unverwandt angesehen, bricht in ein konvulsivisches Schluchzen aus).

Heinrich: Sie dürfen sich das nicht einbilden!! — Um Gotteswillen!! — (Erhebt sich; preßt die Hand auf die Stirn; stöhnt; keucht, taumelt in halber Ohnmacht.) Sie — dürfen und sollen das nicht ... Hören Sie?! ....

Asta (schluchzt nur).

Heinrich (wieder auf sie zu, ergreift ihre Hand): O Asta!!

Asta (beruhigt sich).

(Pause.)

Heinrich (sie anblickend, immer ihre Hand haltend, mit tiefer, vibrierender Stimme): Asta! Hassen Sie mich — so sehr? — Wirklich?! — Ist Ihnen mein Wesen wirklich so — grundzuwider?! —

Asta (zuckt zusammen, sieht beiseite).

Heinrich: Denn was bedeutete das sonst wohl alles, Asta?! — Was könnte das sonst besagen? — Bin ich Ihnen so — grundzuwider? —

(Läßt plötzlich ihre Hand frei, tritt von ihr weg; steht finster da; plötzlich):

Haha! — Sie glauben mir nicht! — Sie nennen mich einen — Lügner! — Haha! — (Finster): Warum?! — Was war in dem Ton meiner Stimme, das Sie veranlaßte ... Weil ich müde war ... Müde bin ... Ach, wie müde, Asta! — Haha!

Asta (steht da in tiefer, innerer Erregung).

Heinrich: Weil etwas im Ton meiner Stimme war ... Etwas in meinem Wesen liegt ... Der Fluch dieser Müdigkeit und doch der Stolz, der sie beherrscht, beobachtet, bändigen kann ... Dieser — Fluch! — Das ist diese — Ironie, Asta! — Diese bewußte — Ironie! Diese böse Ironie! — Haha! — Das ist das Grundböse, dem man ja die schändlichste der Schurkereien zutrauen darf! — Haha! — Das ist der Bösewicht, dem man das abscheulichste, heimtückischste Verbrechen zutrauen darf! — Haha! — Nicht, Asta?! — Nicht?

Soll ich Ihnen mein innerstes Wesen eröffnen, Asta?! — Soll

Digitized by Google

ich Ihnen meine innerste Seele zeigen?! — Noch niemand hat sie sehen dürfen! — Ich war zu stolz und zu scheu! — Und es — taugt auch nicht, Asta!

Aber Sie sollen mich nicht Lügner nennen! — Sie sollen nicht, Asta! — Sie nicht!

Asta (wie oben).

Heinrich: He! — Mich wollen Sie für einen Schurken halten! — Mich! — Sie, Asta! — Haha! — Haha! — O wirklich, das ist das äußerste, was mir das Schicksal bieten kann! — Haha! — Was bin ich, Asta! — O, was bin ich denn?! — Haha! — Ein Unglücklicher! — Ein Unglücklicher! — Der nichts, nichts hatte als die Freundschaft zweier Menschen, nichts als diese persönliche Sympathie, die seinem Leben Licht und Sinn gab! — Und jetzt sind Sie im Begriff, mich für einen Schurken zu halten! — Haha!

Asta (macht eine Bewegung).

Heinrich: Wenn ich Ihnen sage, Asta! ich ruhte an ihrem Herd wie ein Ausgestoßener an einer Freistatt, dann ist es nicht zu viel gesagt! — Aber ja, ich mag ja wohl zu müd' und fertig sein, als daß ich dieser — Rast bei Ihnen beiden noch mal einen neuen Aufschwung verdanken sollte! — Haha! — Es ist der Fluch dieser Müdigkeit! Es ist eben Schicksal, Fatum! — Haha! — Ah! Ich bin ja so arm, so arm, so bettelarm! — So lächerlich arm! — Ein Mensch, bar an aller und jeder Illusion! So radikal, aber auch so radikal mit allem fertig! — Haha! — Und doch noch dieser lächerliche Instinkt zum Leben! — Wer, Asta! kann unglücklicher und allerdings lächerlicher sein! — Lächerlicher! — Freilich! — Haha! — wie hätten Sie mich anders behandeln sollen, als Sie mich behandelten! — O, nie kann ein Mann jemals in dieser Beziehung so folgerichtig sein wie ein Weib! — Hehe!

Asta (mit einer jähen Wendung zu ihm hin, mit thränender Stimme, bittend): O, sei'n Sie still! — O, sei'n Sie — still!

Heinrich: Und kein Mann versteht allerdings auch wieder damit alles, was in einem Manne, den das Leben an eine derartige Wende herangedrängt hat, alles, was letzte, instinktivste Männlichkeit in ihm ist, so zu wecken wie ein Weib! — Hehe! — Zu irgend einem letzten Entschluß, zu irgend einer Handlung, die, welche auch immer, männlich ist! — Hehe! — Verstehen Sie? Zu irgend einer, Asta! — Hehe! — Hehe! — O Asta! daß ich mich nicht töten kann! daß ich es nicht kann, Asta! — O, erklären Sie mir diesen Wider-

Digitized by Google

ſpruch, dieſen Nonſens, dieſen — Wahnſinn, Aſta! — Haha! — O Aſta! daß mich dieſe Kriſe, die ich Ihnen verdanke, Aſta! verdanke! — nicht zu dieſem einzig logiſchen Entſchluß weckt, mich zu töten, Aſta! — Hehe!

Aſta (die Hände ringend): O nein! — O nein! — O, das — ſollen Sie nicht ſagen . . .

Heinrich: Hehe! — Denn welche Möglichkeit hätte ich nun wohl noch, zu leben? — Wo iſt der Inhalt, den mir das Leben noch geben könnte?! — O, wiſſen Sie! dieſen großen Inhalt, der mächtig genug iſt, ein Mannesleben zu erfüllen, bis zum Ende zu erfüllen, Aſta?! — Wo wäre etwas, an das ich noch glauben könnte, das ich noch ernſt zu nehmen vermöchte?! — O, ich bin der tragikomiſchſte Grandſeigneur von der Welt — hehe! — Habe alles, ſpiele mit allem, und habe nichts zu eigen, nichts! nichts! — Haha! — Haha! — Da haben Sie mich! — Da bin ich, Aſta! — Haha! —

Aſta (wie vorhin, gegen ihn gewandt): O nein!

Heinrich (finſter): So! und nun — laſſen Sie mich — gehn!

Aſta (ihn anſtarrend): Wie?! — Sie — wollen . . .

Heinrich: Dem Unausweichlichen zutreiben, Aſta! —

Aſta: Heinrich!

Heinrich: Oder — was ſonſt? Aſta?! —

Aſta: Nein! O nein! — (Beiſeite blickend, mit ſich ringend.)

Heinrich (blickt ſie einen Augenblick an; dann feſt und entſchloſſen): Gut! — Thorheit! — Machen wir ein Ende! — Paß auf! —

Aſta (zuckt zuſammen, blickt ihn an).

Heinrich (wie vorhin): Wir ſtehen zueinander in dieſem Verhältnis! — Wir möchten uns von ſeinem Zwang befreien! — Es liegt nicht in Deiner Gewalt! — Es liegt nicht in meiner!

Aſta: O Gott!! —

Heinrich: Hahaha! — Oder doch?! — Nein! — Ja?! — Ja, mein Gott! Hehe! — Wir könnten uns ja töten! — Oder wollen wir noch warten?! — Probieren?! — Hehe! — Ob nicht vielleicht doch noch?! — Mit der Zeit?! — Hehe! — Vielleicht, was in den letzten vierzehn Tagen nicht möglich geweſen . . . Hehe! — Alſo, um dieſer — Suggeſtion, dieſem — hypnotiſchen Zuſtand — hehe! — ein Ende zu machen: töten wir uns! — Hahaha! — (Flüſtert): Ich bin bereit, Aſta! — Oder meinſt Du, daß es mir

Digitized by Google

möglich wäre, das alles nun noch zu tragen?! — Nun?! — Wie?! — Asta!

Asta: O nein, nein, nein! — — — Heinrich! — (Wirft sich schluchzend an seine Brust.)

Heinrich (sie bei den Armen fassend, ein Stück von sich weghaltend und ihr in die Augen blickend): Asta?!!

Asta (blickt ihm in die Augen).

Heinrich (zieht sie wieder an seine Brust): Hahahaha!! — Hahahaha!! — Mein!! — Mein!! —

Politische Lieder aus Österreich.

I.

Parlamentarisches aus Österreich.

„Nein, so kann's nicht weiter gehen,"
Schilt der Lehrer voller Grimm,
Schreibt den Tadel an den Vater,
Schickt ihn mit dem Jungen hin.

„Bitt're Klage muß ich führen
Über Ihren losen Sohn,
Ohne Zucht ist sein Betragen,
Ohne Achtung ist sein Ton!

Ochs und Esel — Schuft, Hallunke
Fliegt nur so aus seinem Mund,
Und fürwahr, trotz dem Verbote,
Rauft er in der Zwischenstund'."

Vater sieht mit ernsten Augen
Seinen strammen Jungen an,
Zieht die Stirn in finstre Falten,
Räuspert sich und spricht sodann:

„Unerhörtes bringt die Meldung,
Schwerer Sorgen bin ich voll,
Dieses Schimpfen, dieses Raufen,
Sag', wie das wohl enden soll!"

Doch der Sohn spricht ohne Zagen:
„That doch nur nach Mutters Wort:
Dir in allem gleich zu werden,
Sei mein Streben fort und fort.

Früher spielten wir Soldaten,
Aber das hat jetzt ein End'!
Wann wir freie Zeit jetzt finden,
Spielen wir stets — Parlament!

Lasen's heimlich in der Zeitung,
Wie ihr Großen es dort macht,
Pfeifen, schlagen auf die Pulte,
Daß es nur so dröhnt und kracht.

Merkten uns auch gut die Worte;
Hui! — Die sind nach unserm Sinn.
Und ich muß am ärgsten toben,
Weil ich doch Dein Junge bin!

Aber — uns will man's nicht dulden,
's ist doch wahrlich eine Plag!
Wir bekommen Schläg' und 5-er,
Ihr — zehn Gulden noch pro Tag!"

Digitized by Google

II.

Sternfall des Jahres 98.

Es fielen vom leuchtenden Himmelszelt
Gar viele Sterne nieder,
Doch — wie es so geht auf dieser Welt,
Sie trafen „Gewisse“ nur wieder.

Wohl schmückt manch wackere deutsche Brust
Ein Kreuz, eine bronc'ne Medaille,
Doch die Ordenssterne blieben aus.
„Das Kreuz gehört der ‚Kanaille‘!“

(Authentischer Ausspruch eines Ministerpräsidenten.)

*

III.

Der eiserne Mann in Wien.

Das Rathaus steht in stolzer Pracht,
Und hoch am Dach hält treue Wacht
Der „eiserne Mann“ bei Tag und Nacht.

„Als Sinnbild der Stärke, der Treue, der Kraft,
In der Einigkeit liegt des Reiches Macht.“
Ein Schusterbub', der hört's und lacht.

Pfeift vor sich, gar sacht und leis:
„Auf dem Dache sitzt ein Greis,
Der sich nicht zu helfen weiß!“

In Wien, in der schönen Kaiserstadt!

Gr.-U. Mähren. Erna Viereck.

Emerson.

Von Walt Whitman.

Innerhalb des Bereiches, das wir Natur nennen, seiner unermeßlichen Ausdehnung, seiner Höhen und Tiefen — innerhalb dieses Bereiches, dem der Mensch, der soziale und historische, samt seinen sittlich geschulten Gemütsäußerungen angehört — welch geringen Anteil (das fiel mir heute so ein) hat doch die Litteratur — auch wenn wir daraufhin jegliches ihrer Zeitalter prüfen — mit wirklich getreuen Zügen aufgezeichnet! Das beste davon gleicht einer winzigen Flotte, deren

Digitized by Google

Barken die Küsten eines uferlosen Meeres bestreichen, doch nimmer sich unterfangen, auf gut Glück in die Sphären des Unbekannten als Kolumbusfahrer auf Entdeckung neuer Welten auszusegeln, um so für den Rundblick ins All den Kreis vervollständigen zu helfen.

Emersons Schriften bewegen sich größtenteils in dieser Gedankenrichtung, und seine Bücher erzählen ein oder zwei Vorkommnisse aus eben diesem Luft- und Wasserreich und stehen in innigerer Beziehung zu dem Zeitalter, in dem wir leben, und zur amerikanischen Politik, als alle andern. Aber damit fange ich schon an, ihm zu huldigen — ein Beweis, das ich für die tiefsten seiner Lehren keineswegs unempfänglich bin. Ich werde seine Bücher von einem demokratischen, rein abendländischen Gesichtspunkte aus betrachten. Von diesen sonnig blendenden Flächen will ich die Schatten herauslösen. Irgend jemand sagte vom heroischen Charaktertypus, daß „da, wo die höchsten Gipfel emporragen, unbedingt auch die tiefsten Schluchten und Abgründe sein müßten". Mein sei die undankbare Aufgabe, (zur Beweisführung) beides, die sonnigen Flächen und himmelwärtssteigenden Gipfel unerwähnt zu lassen, um in den Öden dunkler Thäler zu verweilen.

Vor allem scheint mir der Inhalt dieser Bücher zu glatt im Stil, zu vollkommen abgerundet. (Köstlich sind im Moment des Bedarfs z. B. gute Butter, feine Süßigkeiten, Kuchen 2c. Wenn man aber nie anderes als Butter oder Süßigkeiten essen sollte, wär's vom besten bald zuviel!) Und ob auch der Verfasser über Unabhängigkeit, Tollheit, ungesuchtes Wesen und natürliche Eingebung allerlei zu sagen hat, stützt sich wohl kaum ein zweiter in seinen Werken auf so künstliche Voraussetzungen und solche Gelehrtenweisheit und umgiebt alles mit etwa drei bis viermal veränderter Ausschmückung. (Das nennt er vorgeschrittene Kultur.) Immer bleibt das Mache und ist kein Ergebnis von innen heraus entstandener Ideen. Porzellanstatuetten von Löwen, Hirschen, Indianerjägern sind's, und zwar Statuetten in sehr gesuchter Stellung, berechnet, auf Rosenholz- oder Marmorgesimsen in Empfangsräumen und Buchhandlungen zu prunken; im Leben sieht kein Tier, kein Indianerjäger so aus. Allerdings muß man fragen, ob für natürlich dargestellte Tiere oder Indianerjäger ein Bedürfnis vorhanden ist. Wie würde sich das zwischen Astrallampen, Bric à Brac und Tapisserieen ausnehmen, während Damen und Herren in gedämpfter Unterhaltung über Browning, Longfellow und sonstige Kunstsachen reden? Der geringste Verdacht, daß so ein realistisch aufgefaßtes Viehzeug oder Indianervolk oder irgend eine im natürlichen

Digitized by Google

Verlauf sich abspielende Begebenheit ihnen in den Weg treten könnte, würde alle diese guten Leute um ihre Ruhe bringen und schleunigst in die Flucht jagen.

Emerson ist, meiner Meinung nach, weder als Dichter noch als Künstler oder Erzieher hervorragend, wenngleich er in jedem dieser Fächer seine Verdienste hat. Am besten ist er als Kritiker oder Diagnostiker. Weder Leidenschaft, noch Einbildungskraft, noch Neigung oder Schwäche oder irgend ein ausgesprochener Hang zu etwas Besonderem hat ihn je beherrscht. (Ich erkenne am Seelenfeuer, Stimmungszauber, der verhaltenen Inbrunst und der Zähigkeit den Neu-Engländer; aber durchgebrochen ist bei ihm nichts davon — es schlummert alles im Verborgenen.) Er beschaut oder packt nichts von einer gewissen Seite, von welcher sich's vornehmlich dem Beschauer darstellt (wie alle Poeten oder sonst feiner besaiteten Schriftsteller), er beschaut sich jedes Ding erst von allen Seiten. Der Einfluß, den er auf seine Leser ausübt, zielt darauf hin, ihnen jede Art Ehrfurcht abzugewöhnen — namentlich ihnen abzugewöhnen, an irgend noch etwas Höheres, als an sich selbst zu glauben. Diese Bücher wollen uns eine bestimmte Strecke weit, über bestimmte Stufen unserer Geistesentwicklung hinweg, mit ihrem Inhalt füllen und ganz ausfüllen — sie sind (ebenso wie der Autor seine Lehrsätze und theologischen Ansichten in jungen Jahren vorbrachte) von unbestreitbarem Wert und sehr brauchbar in solchen Übergangszeiten. Aber in Stunden, in denen man die Last des Lebens, oder sich in reizbarer oder erhobener Stimmung oder — dem Sterben nahe fühlt, sodaß man der leise beschwichtigenden oder frisch anregenden Strömungen geheimnistiefer Naturlaute bedarf oder man ihren Einwirkungen auf Litteratur und Menschenverkehr nachspüren möchte, weil die Seele an der nüchternen, schneidigscharfen Verstandsklügelei sich wund reibt, in solchen Stunden geben diese Bücher einem nichts.

Als Philosoph hat Emerson eine merkwürdig scharfe Sittenlehre. Er scheint garnicht erwägen zu können, daß Sitten lediglich äußere Merkmale sind, Unterscheidungszeichen, an welchen auch Chemiker und Metallurgen ihr Metall erkennen. Dem tieferschauenden Forscher zeigen alle Metalle ihre tieferliegenden Eigenschaften, ihren wahren Wert. Wer kleinlichen Sinnes ist, wie alle konventionellen Leute, macht sich nur viel aus Gold und Silber. Wer aber im Abschätzen menschlichen Wertes ein rechter Künstler ist, findet oft das, was manche schlecht gesittet nennen, am interessantesten und voll innerer Bedeutung. Angenommen, diese Bücher erschöpften alles, was im allgemeinen und einzelnen

Digitized by Google

den Charakter des Vollblut-Amerikaners ausmacht, — welch eine saubergewaschene, schulmäßig gedrillte, aber auch blutlose, jeden Mutterwitzes entbehrende Rasse käme da zu Tage! Nein, nein, guter Freund; wenn's auch in diesen Staaten an ehrbaren Schulbesuchern und vielleicht auch an Damen und Gentlemen fehlt, die regelmäßiger baden und nicht gleich laut loslachen oder auch sich niemals unschicklich ausdrücken, so brauchen sie doch weder Schulbesucher, noch Damen und Gentlemen auf Kosten dessen, was sie haben. Es fehlt ihnen an tüchtigen Farmern, Schiffsleuten, Mechanikern, Handlungsgehülfen, Stadtbürgern — an geschäftlicher Sicherheit und sozialen Verbindungen — an trefflichen Vätern und Müttern. Wenn wir die nur erlangen oder soviel als möglich bei uns ansiedeln könnten — schöne, kräftige, gesunde, großherzige und vaterlandsliebende Nachkommen zu züchten, so mögen sie meinethalben immerhin in Zeitwortbildungen reden, die zur Grundform schlecht passen, und loslachen wie Musketensalven, wenn's ihnen Spaß macht. Gewiß fehlt's ja nicht überall in Amerika an solchen Elementen, doch für weite Gegenden wären sie dringendes Bedürfnis. Und das auch ist das Wesentliche, was diese Staaten mit oft schweren Irrtümern und Übereilungen, als ein ihnen vorschwebendes Ziel anzustreben scheinen. Das System einer sich hervorthuenden, veredelten Gattung (die von der Masse sich absondert), dieses System der Länder in den alten Weltteilen mit ihren Litteraturen, wäre an und für sich nicht gerade verwerflich, wenn's nicht unserer eigentlichen Richtung zuwider und somit für uns eine abgethane Sache wäre. Könnten doch die Vereinigten Staaten zur Befestigung einer derartigen Vorzugsgattung nichts mehr hervorbringen, was dem Ruhmgepränge, so wie's bei den ersten europäischen Nationen heute noch wie früher im Schwung steht, nur im entferntesten gleichkäme. Aber ein mächtig ausgesprochener, deutlich hervorragender Gemeinsinn, der all unsere sich weit ausdehnenden Landesgrenzen in West und Ost, Süd und Nord umfaßt — und sich bethätigt als erstes geschichtliches Moment — ein großes, einiggesinntes, wirkliches Volk, das diesen Namen verdient und abstammt von heroisch entwickelten Einzelmenschen beider Geschlechter, das ist Amerikas stärkste, vielleicht einzige Daseinsberechtigung. Wenn's je dahin kommt, wird es weit mehr (ich glaube schließlich, um das Doppelte mehr) die Frucht wohlangepaßter, demokratischer Wirtschaftsverhältnisse, Litteratur- und Kunstbestrebungen, als die Folge unserer demokratischen Politik sein.

Manchmal erschien es mir zweifelhaft, ob Emerson wirklich weiß

Digitized by Google

oder fühlt, was hohe Poesie, wie beispielsweise die der Bibel, Homers oder Shakespeares, eigentlich ist. Ich merke, daß er im stillen und ohne zu wissen, warum, nur die bestechenden Formspielereien — längst Bekanntes oder recht Seltsames — liebt, wie z. B. Wallers „Go, lovely rose“ oder Lovelaces „Strophen an Lucusta“, die schmucken Liederperlen altfranzösischer Barden und Ähnliches. Dem Erhabenen zollt er scheinbar, wie jeder anständige Mensch, Bewunderung — aber im innersten Herzen sind ihm die gewaltigsten Wesenszüge Gottes und der Poeten nicht soviel wert, wie Stanzen, Minnesänge, hübsche Kehrreime und Kunstkniffe.

Die Erinnerung daran, daß ich vor Jahren, wie fast alle jungen Burschen damals, für Emerson, den Gehirnmenschen, mich begeisterte (der Schwarm ergriff mich zwar spät genug und ging garnicht tief), sodaß ich seine Schriften mit Hingebung las und ihn gelegentlich einer gedruckten Veröffentlichung Meister nannte, auch vielleicht einen Monat als solchen bei mir gelten ließ — daran denke ich nicht nur sehr gefaßt, sondern geradezu mit Befriedigung. Ich habe beobachtet, daß die meisten jungen Leute mit hochfliegenden Ideen dieses Entwicklungsstadium durchmachen.

Das beste am Emersonianismus bleibt, daß er den Riesenvogel ausbrütet, der sich selbst zugrunde richtet. Wen gelüstet es, nur eines anderen Nachtreter zu sein? So lauert's hinter jeder Seite. Nirgends noch lehrte ein Belehrer, der so dafür gesorgt hätte, daß seine Schüler sich der Abhängigkeit von ihm entwöhnen — und nie noch ein Evolutionist, dessen Wort so zur Wahrheit wurde.

Berlin. Deutsch von Editha von Reitzenstein.

Digitized by Google

Jule.

Aus einem Roman.

Von Paul Remer.
(Berlin.)

I.

Der kleine Lappländer.

Ein einsamer Storch flog über Mecklenburg dahin. Schwer und müde regte er seine Flügel in der Mittagssonnenglut des heißen Junitages. Er hatte schon eine lange Reise hinter sich, und noch weit war sein Weg. Nach Lappland hinauf sollte er das Flickenbündel bringen, das er im Schnabel trug.

Es war Sonntag auf Erden. Weit und breit kein Mensch, alle Hände feierten. Die sonntägliche Ruhe war noch tiefer und stiller in der satten Regungslosigkeit der Mittagsstunde. Der einsame Storch äugte mit sehnsüchtigem Verlangen in die Tiefe. Unter ihm kam ein kleines Dorf in Sicht, wohl ein Dutzend Strohdächer, die inmitten grüner Obstbäume wie in einem Neste versteckt lagen. Hier und da stieg aus einem Schornstein feiner, bläulicher Rauch in die heiße, sonnendurchglühte Luft.

Immer langsamer wurde der Flügelschlag des einsamen Storches — immer tiefer senkte sich sein Flug der Erde zu. Es war noch soweit nach Lappland, und so schwer lag ihm das Flickenbündel im Schnabel! Er hatte es von vornherein gemerkt, er trug eins jener Menschenkinder, die sich wehren gegen das Geborenwerden, die nur widerwillig das Leben auf sich nehmen wie ein schweres Leid. Er wußte es, immer größer würde die Last werden, immer unerträglicher, je mehr er sich dem Bestimmungsorte näherte. Und er sah unter sich um das kleine Dorf herum weite wogende Kornfelder und lachende, grüne Wiesen und schilfumkränzte Teiche und Tümpel. Das war so recht ein Jagdgrund für einen alten, verständigen Storch, dem ein Froschschenkel noch schmeckt, und der seine Freude hat an den Herrlichkeiten dieser Welt. Ach, und auf einem breiten Wasserrosenblatt neben einer vollerblühten, weißen Wasserrose sah er einen dicken, feisten Frosch sitzen!

Digitized by Google

Ja, da war es plötzlich geschehen, der alte Storch wußte selbst nicht, wie? Das schwere Flickenbündel war ihm aus dem Schnabel geglitten und flog nun blitzschnell wie eine Sternschnuppe zur Erde, um in einem Schornstein des kleinen Dorfes zu verschwinden. Der alte Storch war im ersten Augenblick zu Tode erschrocken; er war ein ehrlicher Vogel, der bis dahin in seinem verantwortungsvollen Beruf sich nichts hatte zu Schulden kommen lassen. Aber dann fiel sein sehnsüchtiger Blick wieder auf die weiten, wogenden Kornfelder und die lachenden, grünen Wiesen und die schilfumkränzten Teiche und Tümpel, — und auch der dicke, feiste Frosch saß noch immer auf dem Wasserrosenblatt! Da brachte der alte Storch mit ein paar mächtigen Flügelschlägen sein Gewissen zur Ruhe und flog dem Flickenbündel nach — auf die Erde . . .

Bald darauf stolzierte der weiße Tugendvogel mit den roten Liebesbeinen über eine schöne, grüne Wiese. Und so seelenruhig schluckte er die zappelnden Frösche, als gäbe es nirgendwo in der Welt ein Lappland, wohin er ein Flickenbündel bringen sollte — ja, ja, die Störche!

* * *

War das plötzlich eine Aufregung in dem kleinen Dorfe, das eben noch so still in der satten Mittagsstunde geträumt hatte!

„In'n Schultenhus is wat Lütt's ankamen!" Diese große Neuigkeit flog von Haus zu Haus und brachte im Nu das ganze Dorf auf die Beine. Der Zauber der Mittagsstunde war gebrochen; klein und groß, jung und alt, alles strömte nach dem Schulzenhofe zusammen. Das war ein Hasten und Laufen, ein Reden und Schwatzen, ein Eifern und Handschlagen! In einem stillen, sonnenbeschienenen Ameisenhaufen wird so mit einem Male ein großes Gewimmel, wenn ein fremder, feindlicher Gegenstand in die friedliche Ordnung hineingefallen ist.

Völlig unerwartet war das Ereignis im Schulzenhause eingetreten — „twei Mond' vör bei Tied!" wie die Dorfzeitung, die alte Mutter Reisnersch, ganz genau zu berichten wußte. In der Küche war die junge Schulzenfrau davon überrascht worden, gerade als sie beim Kaffeekochen war und ahnungslos unter dem Schornstein stand. Ihr Mann, der Schulze, hatte noch in dem fliegendurchsummten Frieden der guten Stube Mittagsschlaf gehalten — da ging plötzlich ein geller Schrei durch das Haus, dem ein leises, feines Weinen folgte . . . .

Und nichts, rein gar nichts war für den Empfang des kleinen Lappländers vorbereitet. Außer der alten, blumenbemalten Wiege, in der das Schulzengeschlecht schon seit Jahrhunderten gelegen, fehlte auch

Digitized by Google

alles: Röckchen und Wickelbinden und die so hochnotwendigen Windeln. Die Mägde mußten gleich ins Dorf laufen und bei den Nachbarn um das Allernötigste fragen. Mit der Zeit kam ein ganzer Berg kleiner Kinderwäsche im Schulzenhause zusammen, Jedermann wollte in solcher Not aushelfen. Der Schulze aber jagte in rasendem Galopp vom Hofe, um aus dem benachbarten Kirchdorf Hebamme und Pastor zu holen. „Den Preister ok," erklärte Mutter Reisnersch, „dat Kind is man swack — twei Mond' vör dei Tied!"

Eine kleine Stunde mochte wohl vergangen sein — auf dem Schulzenhofe eine Stunde banger Erwartung und immer bunteren Wirrwarrs — da klabasterte in einer großen Staubwolke des Schulzen Fuhrwerk schon wieder den Weg zum Dorfe herauf. Auf dem hinteren Sitzsack saßen, innig umschlungen, das umfangreiche Wort Gottes im Talar und die nicht minder wohlbeleibte Hebamme. Das würdige Paar hielt sich fest aneinander geklammert, um nicht vom Wagen geschleudert zu werden. Alle Augenblicke prallten sie wie die Gummibälle in die Höhe, wenn die wilde Jagd über einen Stein ging. Ja, der Schulze, der sonst seine Pferde nicht genug schonen konnte, fuhr heute wie der leibhaftige Gottseibeiuns!

Einmal unterwegs hatte der Pastor in seiner Angst ihn ermahnt, doch wie ein Christenmensch zu fahren und Gott am heiligen Sonntag nicht zu versuchen. „Wat Gott, Herr Paster! Dat gellt Fru un Kind!" hatte der Schulze ingrimmig zwischen den Zähnen hervorgestoßen, und seine Peitsche war mit scharfem Knall auf die Pferde niedergesaust. Erst vor dem Schulzenhaus hatte die tolle Fahrt ein Ende. Mit festem Ruck brachte der Schulze die schaumbedeckten und am ganzen Leibe zitternden Pferde zum Stehen. So plötzlich hielt der Wagen, daß Pastor und Hebamme mit tiefer Verbeugung vornüber schossen. „Mein Gott, wat is't för'n höflichen Mann!" dachte Mutter Reisnersch geschmeichelt, während sie Seiner Ehrwürden vom Wagen steigen half.

Es war aber auch hohe Zeit, daß Pastor und Hebamme eintrafen. Das Durcheinander auf dem Schulzenhofe war mittlerweile zu einem fast unentwirrbaren Knäuel geworden. Die Schlafstube war bis auf den letzten Winkel mit schwatzenden Weibern gefüllt, von denen jede mit einem anderen Rat und einer anderen Erfahrung der Wöchnerin beistehen wollte. Die Männer hatten die gute Stube erobert und besprachen hier mit gewichtigem Ernst und bedächtiger Ueberlegung den ungewöhnlichen Fall. Draußen auf dem Hofe standen die Knechte und Mägde zusammen, unterdrücktes Lachen und verschämtes Kichern stieg

Digitized by Google

öfter aus dem Haufen auf. Die liebe Dorfjugend aber, des langen Wartens überdrüssig, tobte in lärmendem Spiel um das Haus. Ein langaufgeschossener, flachsköpfiger Bengel mit hellen, blauen Augen hatte den Einfall gehabt, sich die langen, roten Strümpfe seiner Mutter über die Stiefel und Hosen zu ziehen, — und machte nun den Storch, der die Kinder holt. Immer, wenn der rotstrümpfige „Adebar" einen greifen wollte, stob die ganze Schar mit fürchterlichem Gekreisch auseinander! . . . Es bedurfte der ganzen weltlichen Zungenfertigkeit der Hebamme und der ganzen geistlichen Machtvollkommenheit des Pastors, um hier Ruhe zu schaffen und Haus und Hof von allem überflüssigen Volk zu säubern — —

Und endlich hatte die Hebamme ihre geheimnisvolle Pflicht erfüllt. Die Fenster des Schulzenhauses erglühten schon in der Abendsonne, und feierlicher Friede war nach all der Unruhe und Aufregung wieder eingekehrt. Da wurde in der guten Stube an dem kleinen Lappländer die Nottaufe vollzogen. Die alten Eltern des Schulzen, sowie Mutter Reisnersch (sie hatte sich nicht verjagen lassen!) standen Gevatter. Der Pastor hielt eine schöne Taufrede, in der er darauf hinwies, daß das Kind ein Sonntagskind sei und mit Gottes Hilfe viel Glück auf Erden haben werde. Aber dann kam die Reihe an Mutter Reisnersch, den kleinen Täufling auf die Arme zu nehmen. Als sie das winzige, ungestalte Wesen vor sich im Steckkissen liegen sah, konnte sie ihr Erstaunen nicht zurückhalten, und mit dem lauten Ausruf: „Götting, as 'ne Pogg'!" platzte sie mitten in die heilige Handlung hinein. Und gleich darauf erhob sich draußen, hoch oben auf dem Scheunendach, ein mächtiges Geplapper: dort stand der alte Storch und klapperte und plapperte ein Langes und Breites, was für eine schöne Froschgegend doch Mecklenburg sei! Der Pastor, der darüber ganz den Faden verloren, hatte seine liebe Not, die Taufhandlung zu einem gedeihlichen Ende zu führen.

Der kleine Lappländer aber ging aus der heiligen Taufe mit dem stolzen Namen „Julius" hervor.

* * *

Alles war gut gegangen. Unter der sorgsamen Pflege der Hebamme hatten Mutter und Kind die Folgen des ungewöhnlichen Ereignisses glücklich überwunden. Die Schulzenfrau wirtschaftete schon wieder in ihrer stillen, geschäftigen Weise in Haus und Hof herum. Der kleine

Digitized by Google

Julius (oder „Jule“, wie sein Name bald mundgerecht abgekürzt wurde) gedieh trotz seiner voreiligen Geburt auf das erfreulichste.

Aber es war ein gar zu merkwürdiges Kind. Den ganzen Tag konnte er still, ohne einen Laut der Klage oder der Freude, in seiner blumenbemalten Wiege liegen. Seit der Geburtsstunde hatte man ihn nicht wieder weinen hören, und ebensowenig kannte er das Lachen. Umsonst hätschelte und tätschelte ihn die Mutter, um dem kleinen Munde ein Lächeln abzugewinnen. Die meiste Zeit schlief er, die Patschhände zu Fäustchen geballt und die Stirne in krause Falten gezogen. Und wenn er wach lag, regte sich das Leben um nichts lauter und lebendiger in ihm. Nur seine großen, dunkelblauen Augen waren dann weit geöffnet wie in stiller, ängstlicher Frage: wo bin ich? Es waren seltsam schöne und tiefe Augen, aus denen schon ein trauriger Ernst sprach ...

Jule wurde nur lebhafter, wenn die Mutter ihn aus der Wiege nahm und ihm die Brust geben wollte. Sobald sie an ihrem Kleide zu nesteln begann, kam Leben in ihn, und er langte mit seinen Ärmchen, ja, er strampelte wohl gar mit Händen und Füßen, bis er endlich seine Nase in den weißen, weichen Hügel drücken konnte und sein suchender Mund den Quell des Lebens gefunden hatte — dann aber sog er mit wahrer Inbrunst! Und auch der Lutschbeutel, diese Vorspiegelung falscher Thatsachen, besaß die Macht, ihn aus der Fassung zu bringen. Wenn die schöne Lüge in seinem Gesichtskreis auftauchte, wurde er unruhig, und in zitterndem Verlangen öffnete und schloß er wieder die Händchen, bis er glücklich den Gegenstand seiner Sehnsucht hielt und nun eiligst in den Mund pfropfte. Des Leibes Notdurft schien das einzige Band zu sein, das ihn mit Welt und Menschen verknüpfte!

Das absonderliche Wesen des kleinen Jule hatte sich natürlich bald im Dorfe herumgesprochen, und allmählich bildete sich um ihn ein ganzer Sagenkreis. Man begann zu munkeln, er sei gar kein richtiges Menschenkind, sondern ein Wechselbalg, von den „Ünnerirdschen“, von den Zwergen untergeschoben. Wenn man die langen Winterabende beim Spinnen und Besenbinden zusammensaß, so erzählte man sich die alten Geschichten: wie einst die Unterirdischen noch mit den Menschen verkehrt und ihnen manches Gute aber auch viel schlimmen Schabernack zugefügt hätten. Endlich jedoch wäre es dem Pastor gelungen, sie wegzubeten, und sie sollten alle fortgezogen sein. Eines Tages vor vielen Jahren war ein kleines, graues Männchen zu einem Fischer an der Müritz gekommen und hatte ihn gegen guten Lohn gedungen, den ganzen Tag über die Enge des Sees hin- und herzufahren. Das hatte der

Digitized by Google

Fischer auch gethan, und da war es ihm aufgefallen, daß sein Kahn auf der Fahrt nach dem andern Ufer immer so tief ging und bei der Rückfahrt immer so flach. Schließlich hatte er sich ein Herz gefaßt und seinen grauen Gefährten gefragt, woher das so seltsam mit seinem Kahne wäre. Da hatte das Männlein ihm die Augen aufgethan, und er hatte gesehen, wie in dichten, schwarzen Zügen ein ganzes Heer von Kobolden und Zwergen übers Feld fortgezogen war.

Doch im Hinblick auf Jule meinte man darauf, das könne ja auch bloß Erzählung sein, und die Unterirdischen seien noch im Lande. Von Zeit zu Zeit hatten sie ja früher den Menschen ein Kind weggenommen, damit irdische Schönheit in ihrem Reiche nicht ausstürbe, und dafür ein Zwergenkind untergeschoben. So mochte es ganz gut auch mit Jule zugegangen sein! . . . Wenn dem Schulzen solche Geschichten zu Ohren kamen, konnte er fuchsteufelswild werden. „Verdammtigen Dröhnsnack!“ wetterte er, „bei Jung' is 'ne Slapmütz, wider nix! Lat't em man ihrst gröter warden, denn will ick em woll upwecken!“

Doch als die Schulzenfrau von solchen Geschichten hörte, wurde sie ganz still und nachdenklich. Sie liebte ja ihren Jule, so wie er war, mit seinem stillen, scheuen Wesen; sie fühlte dunkel, daß er ein Stück Seele von ihrer Seele war. Aber es that ihr weh, daß ihr Mann sich immer mehr des Kindes entfremdete und schon jetzt sich eine Kluft zwischen Vater und Sohn aufthat. „Dat is jo gor kein Jung'!“ pflegte der Vater öfter geringschätzig zu sagen.

In ihrer Not wandte sie sich schließlich an Mutter Reisnersch, ob sie ihr nicht Rat und Hilfe wisse, und natürlich, Mutter Reisnersch wußte ganz genau Bescheid. In ihrer Verwandtschaft war ja einmal, zu Lebzeiten ihrer Urgroßmutter, ein ganz ähnlicher Fall vorgekommen. Da hatten auch die Unterirdischen ein Kind gestohlen und dafür ihr eigenes in die Wiege gelegt. Als aber die Mutter das gemerkt, war sie zu einer klugen Frau gegangen, und die hatte ihr den Rat gegeben: „börch 'n Ei to brugen.“ Das wurde aber so gemacht, wie Mutter Reisnersch mit geheimnisvollem Flüstern auseinandersetzte: man pustete ein Ei aus und goß darauf Wasser hinein und ließ es langsam durchtröpfeln. Die Mutter hatte damals so gethan, wie die kluge Frau ihr geraten, und da hatte plötzlich der Säugling in der Wiege, der bis dahin immer still gelegen, mit dünner, feiner Stimme ausgerufen:

„Ick bün so olt
As Böhmer Gold,
Doch son'n Brugen heww ick min Dag' nich seihn!“

Digitized by Google

Im selben Augenblick war da auch ein gewaltiger Lärm entstanden, der Wechselbalg war verschwunden, und das richtige Kind hatte wieder in der Wiege gelegen! . . .

„Je, Fru Schulten, dat helpt nu allens nich!“ schloß Mutter Reisnersch ihre Erzählung, „wie möten mal börch'n Ei brugen — denn kriegst du din richtig Kind wedder!“

Und wirklich, als der Schulze einmal zur Stadt gefahren war, ging unter dem Beistand von Mutter Reisnersch die große Beschwörung vor sich. Nur nach schwerem inneren Kampf hatte sich die Schulzenfrau dazu verstanden; sie konnte und konnte das Gefühl nicht los werden: sie war im Begriff, einen Frevel — eine Sünde an ihrem Kinde zu begehen. Das Herz klopfte ihr zum Zerspringen, und ihre Hand zitterte, als sie mit dem geheimnisvollen Brauen begann. Mit allen ihren Sinnen horchte sie nach der Wiege hinüber, in der Jule lag, wie immer still und nachdenklich, die großen Augen weit geöffnet und das Näschen von einer dicken Brummfliege umsummt.

Und jetzt sickerte das erste Wasser durch die Eischale und schwoll langsam zu einem großen Tropfen an, der wie eine Thräne unten am Ei hing. Unter der atemlosen Spannung der beiden Frauen löste sich die große Thräne von der Schale ab und klatschte mit dumpfem Aufprall auf den Fußboden. Da! im selben Augenblick regte sich Jule in seiner Wiege (der dicke Brummer hatte sich auf seine Nase gesetzt), und im selben Augenblick auch ein angstvoller Aufschrei! Die Schulzenfrau hatte das Ei in ihrer zitternden Hand zerdrückt, — und nun lag sie über der Wiege, schluchzend und schmeichelnd: „Ne, ne, Jule! Min leiw Jule! Du sallst nich furt! Ick will die jo behollen! Du büst jo min Jule — min leiw Jule!“

Das war ein unerwartetes Ende der großen Beschwörung. Mutter Reisnersch war auch aufs tiefste empört und machte der Schulzenfrau sehr ernstliche Vorstellungen, daß sie durch ihr gottloses Verhalten den Zauber gebrochen habe. Doch die Mutter hörte auf nichts — nur immer fester hielt sie die Wiege umklammert, und von Zeit zu Zeit schluchzte sie wieder, und das klang nun wie ein Jubel unter Thränen: „Jule, min leiw Jule!“

Am Ende schlurfte Mutter Reisnersch kopfschüttelnd zur Thür hinaus — nein, der Schulzenfrau war nicht zu helfen, mit dem besten Willen nicht! . . .

* * *

Digitized by Google

Es glückte dem Schulzen nicht, seinen Jungen aufzuwecken. Jule war nun schon aus den Windeln und im weiteren Verlauf seiner Entwicklung auch aus dem geschlechtslosen Röckchen herausgewachsen. Die stolze männliche Hose, im Verein mit schönen, glänzenden Stulpenstiefeln, schmückte bereits seine Beine. Ja, am letzten Heiligabend hatte Knecht Ruprecht aus seinem Wundersack ihm sogar ein Gängelpferd und eine Peitsche beschert — trotz alledem wollte sich keine Männlichkeit in ihm regen! Das Gängelpferd kam nicht wieder aus der Ecke heraus, nachdem es seinen Reiter ein paarmal schnöde abgeworfen hatte. Und ein noch tieferes Mißtrauen erfüllte Jule gegen die Peitsche — als er mit ihr zum erstenmal hatte knallen wollen, war sie ihm heimtückisch an die Ohren geflogen!

Jule, der Lappländer, war und blieb fremd in diesem Leben. Wie schwer war es ihm geworden, das Gehen zu lernen, und mit schweren, ungeschickten Füßen ging er auch ferner über die Erde. Er war an einer verkehrten Stelle zur Welt gekommen, und diese Welt erschreckte und ängstigte ihn. Sie war für ihn wie ein fremdes, unbekanntes Land, in das er sich verirrt hatte, und darinnen er nicht Weg noch Steg wußte. Von allen Seiten starrte es ihn an, dunkle, unheimliche Rätsel, für die er keine Lösung hatte. Die große, strahlende Sonne am Himmel, der schnelle, flüchtige Vogel in der Luft, die kleine, stille Blume im Garten — sie waren für ihn ebensoviel Wunder, die ihn mit heimlichem Grauen erfüllten. Vor der fremden Welt zog er sich schon frühe in sich selbst zurück, und sein Leben war ein dumpfes Hindämmern in gestaltlosen Träumen. Schon seine Knabenseele war voll Traum und Sehnsucht, voll unbestimmten Verlangens nach einem fernen — fernen Lande, das jenseits dieser Wirklichkeit lag. Er fühlte dunkel, daß er dort in der weiten Ferne zu Hause sein würde . . .

Am liebsten war Jule für sich und mit sich allein. Von seinen Altersgenossen und ihren lärmenden Spielen hielt er sich ängstlich fern. Seine vornehmste Beschäftigung war, Kuchen in Sand zu backen. Stunden und Stunden saß er in einem Winkel und formte mit einem alten Fingerhut die kleinen Sandkuchen. Ein stilles, zufriedenes Lächeln lag wohl um seinen Mund, wenn ihm sein Werk gelang, und die kleinen Kuchen glatt und schier, wie aus dem Ei gepellt, aus der Form glitten. Bis ihn dann ein Schrei, eine jähe Berührung der Außenwelt, aus seinen Träumen aufjagte: das Kikeriki eines Hahnes, das Wauwau eines Hundes oder auch die harte Kommandostimme des Vaters. Das traf ihn wie ein Peitschenhieb, und erschreckt zusammenfahrend sah er

Digitized by Google

mit weit offenen Angstaugen in die fremde Wirklichkeit. Wenn er dann die Mutter in der Nähe wußte, flüchtete er wohl zu ihr, so schnell ihn seine kleinen Beine tragen wollten. Wie vor etwas Furchtbarem versteckte er seinen Kopf in ihrem Schoß und brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus, für das niemand, am wenigsten er selbst, einen Grund hätte angeben können. Der Schoß der Mutter war die einzige Stelle, wo er sich inmitten der fremden, feindseligen Welt geborgen — zu Hause fühlte. Wenn ihre Hand ihm mit leiser Liebkosung über das Haar glitt, flossen seine Thränen allmählich stiller und langsamer, und am Ende hob er sein nasses Gesicht mit dankbarem Lächeln zu ihr auf.

Jule war das erste und blieb das einzige Kind. Der „Adebar" ließ sich, wohl infolge seines schlechten Gewissens, nicht wieder auf dem Schulzenhofe sehen. Um so mehr war Jule mit seinem weltfremden Wesen eine wachsende Sorge für den Vater: was sollte daraus werden, wenn „dei Slapmütz" einst den Hof bekam! Aber nein — und bei dem Gedanken ballte der Schulze die Faust — das mußte doch mit dem Teufel zugehen, wenn er den Jungen nicht zum Manne machte. Mit rauher Hand griff er in das Traumleben Jules ein und zerstörte ihm unerbittlich die Sandkuchen und andere kleine Freuden seiner Einsamkeit. Mit Gewalt trieb er ihn auf die Dorfstraße hinaus und zwang ihn, an den wilden Spielen der Dorfjugend teilzunehmen.

Ach, Jule wußte sich dort nicht die Stellung zu schaffen, wie sie ihm als dem Thronfolger im Regiment des Dorfes wohl zugekommen wäre! In der Achtung seiner Spielgenossen war er bald noch geringer als der ärmste und geringste Tagelöhnerjunge. Sie hatten es schnell herausgefunden, daß er ein geduldiges Opferlamm für ihre Streiche abgab, und mit der unbewußten Grausamkeit der Jugend narrten und tarrten sie ihn bis aufs Blut. Jule ließ alles widerstandslos mit sich geschehen — nur manchmal, wenn sie ihm allzu böse mitspielten, füllten sich seine großen, ängstlichen Augen mit schweren Thränen, und wie mit stillem Vorwurf schien er fragen zu wollen: was habe ich euch nur gethan? Dann konnte es wohl vorkommen, daß selbst die wilden Dorfrangen in einem Gefühl der Scheu und Scham von ihm abließen. „En Ünnerirdschen — en Ünnerirdschen!" flüsterten sie sich, gleichsam als Entschuldigung für ihre Schwäche, mit heimlicher Furcht ins Ohr . . .

Seit Jules Geburt hatte sich das Adebar-Spiel bei der Dorfjugend eingebürgert. Sämtliche roten Weiberstrümpfe im Dorfe waren sich nicht mehr ihres Lebens sicher und mußten ihren neuentdeckten Beruf als Storchbeine erfüllen. O, das gab ein großes Halloh, als Jule zum

Digitized by Google

erstenmal das Spiel mitspielte, dessen unschuldige Ursache er war! ... Ahnungslos stand er mit im Haufen und schaute verwundert dem Gebahren des Jungen zu, der, mit roten Strümpfen angethan, die hohe Würde des „Adebar" bekleidete. Der sonderbare Vogel stellte sich bald auf das eine rote Bein, bald auf das andere, dann wieder machte er mit Armen und Beinen plumpe Fliegversuche, dabei ahmte er mit einer Holzklapper unaufhörlich die schöne Storchsprache nach. Jule wußte nicht, was das alles bedeuten sollte! ... Mit einem Male aber kam das rotstrümpfige Ungetüm auf ihn losgestürzt, alles um ihn stob mit gellem Gekreisch auseinander — auch er versuchte im letzten Augenblick zu fliehen! ... Doch da hatte ihn das rotstrümpfige Ungetüm auch schon bei den Ohren — ein furchtbarer Schreck fuhr ihm in die Glieder, daß er zitternd in die Kniee brach.

„Ne, ne, ick will nich!" schrie er plötzlich in wildem Trotze auf — und mit verzweifelter Kraftanstrengung riß er sich von dem rotstrümpfigen Ungetüm los — und lief laut heulend unter dem Jubel der Dorfjugend davon! ... „Dei Adebor hat uns all' kregen, min leiw Jung!" sagte die Mutter mit einem leicht schmerzlichen Lächeln, als ihr Jule ganz in Thränen sein schweres Leid klagte ...

Und schlimmer noch sollte es Jule ein anderes Mal ergehen — beim großen Sperlingsfang! Als es zum Herbst ging, und die Tage kürzer wurden, war viel davon die Rede. Man erzählte Jule in tiefem Geheimnis: des Abends beim Dunkelwerden fliegen die Sperlinge alle in den großen Birnbaum hinter dem Schulzenhause. Und wenn man dann mit einer brennenden Laterne in den Baum steigt, werden die dummen Vögel von dem Licht so blind und blöde, daß man sie wie die reifen Birnen von den Zweigen schütteln kann. Unter dem Baume muß dann jemand mit einem Sieb auf dem Kopfe stehen und darin die herunterpurzelnden Sperlinge auffangen.

An einem trüben, naßkalten Herbstabend, als es schon frühe dunkel geworden, wurde der große Sperlingsfang ins Werk gesetzt. Jule genoß die ganz besondere Auszeichnung, das Sieb halten zu dürfen. Mit einem heimlichen Stolzgefühl stand er da, sein Sieb auf dem Kopfe, und harrte in banger Erwartung der Dinge, die von oben kommen sollten. Ach, er sah nichts davon, wie hinter seinem Rücken ein paar Buben mit einem großen Eimer voll Wasser in den Baum stiegen! ... Horch, nun gab es über ihm in den Blättern und Zweigen des alten Birnbaums ein mächtiges Rauschen! Jule zuckte zusammen, er dachte nichts anderes als: die Sperlinge kommen! Unwillkürlich packte er sein Sieb fester und

Digitized by Google

schloß die Augen in finsterer Entschlossenheit: die Sperlinge sollten ihn als Mann und Helden finden! . . . Doch plötzlich — brr! — da ward es ihm naß und kalt! . . . Armer Held, statt der Sperlinge kam ein kühler Wasserfall vom Baume gerauscht — und das Sieb war, Gott sei's geklagt, kein Regenschirm!

Pudelnaß kam Jule vom großen Sperlingsfang nach Hause. Der erste, dem er in den Weg lief, mußte zu seinem Unglück gerade der Vater sein. Und eine schallende Ohrfeige von väterlicher Hand bildete den Abschluß des großen Sperlingsfangs.

Der kleine Lappländer fühlte sich da fremder, denn je, in dieser Welt voller Ohrfeigen und kalter Sturzbäder . . . (Schluß folgt.)

Politische Verse.

I.

Licht!

An der Galgeneiche am untersten Knauf
hing sich der Schuster Ravengel auf,
und die Herren saßen im Kirchenrat
und besprachen die gräuliche Sünderthat.
Des Schusters Weib ist häßlich und krank,
sie sitzt vor den Herren auf der Küsterbank:
„Ach Gott, Ihr Herren, das thut mir nicht an,
nicht an der Mauer begrabt meinen Mann —
er führte ja immer ein christliches Haus,
und die Schand' für die Kinder — das hielt ich nicht aus!"
Doch der hochwürdige Kirchenrat spricht:
„Meine liebe Frau, das geht nun mal nicht;
kein Selbstmörder — da sei Gott dafür —
wird getragen durch die Friedhofsthür,
man reißt ein Stück von der Mauer ein,
dort muß der Sünder begraben sein.
Das ist ein alter, trefflicher Brauch,
und an Eurem Mann erfüllt sich der auch.
Und nun gläubig zum Himmel aufgeblickt
und tragt ohne Murren, was Er Euch schickt!"
Am selben Tage am Eichenknauf
hing sich das kranke Schusterweib auf.

*

Digitized by Google

II.

Der reiche Kaufherr Gildekirn
jagte sich eine Kugel durchs Hirn,
und die Herren saßen im Kirchenrat
und besprachen die unglückselige That;
vor ihnen im weichen Kreppgewand
die schöne Witwe des Toten stand:
„Mein Mann, das haben Sie wohl gehört,
war in letzter Zeit oft geistesgestört."
— Das wußten die Herren zwar noch nicht,
doch nickten sie alle mit Beileidgesicht.
Der Kaufherr ward mit gebührender Pracht
durch die Friedhofsthür zu Grabe gebracht,
und nach acht Monden in seinem Haus
gab's wieder einen Hochzeitsschmaus.

Karlsbad. Margarete Beutler.

Lasciate ogni speranza.

(Über Rednertribünen.)

Laßt alle Hoffnung, hier Vernunft zu finden:
Man überzeugt hier nicht, — man haut mit Gründen!

*

Ecrasez l'infame!

Der Lump, — mag er zur Hölle reiten!
Schlagt tot! Er glaubt an bessre Zeiten!

*

Auf Gipfeln giebt's keine „Fehltritte"; nur Umwege und — Stürze!

*

Was im Stall geboren ist, schreit immer wieder Muh!

*

Sonderbare Schwärmerei.

„Opfre ein jeder sein Glück, damit die Gesamtheit gedeihe!"
... Sind erst die Bäume gefällt, sicher — dann zeigt sich der Wald!

Heidelberg. Fritz Lennar.

Im Sommer.

Ein blauer See.
Ein nackter Mädchenleib
Im hohen Gras
Am grünen Ufer.

Und Sonnenschein
Und Stille ....
Wo ist die Polizei?!

Graz. Alfred Möller.

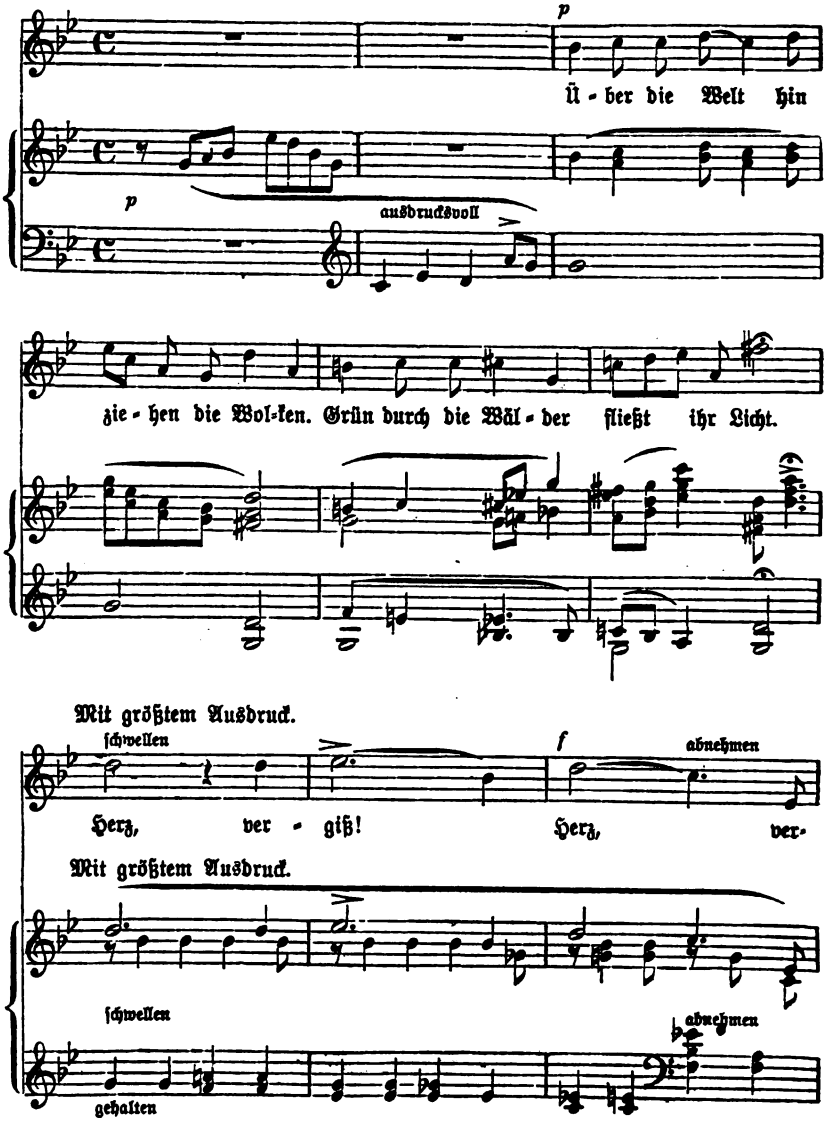
*

Digitized by Google

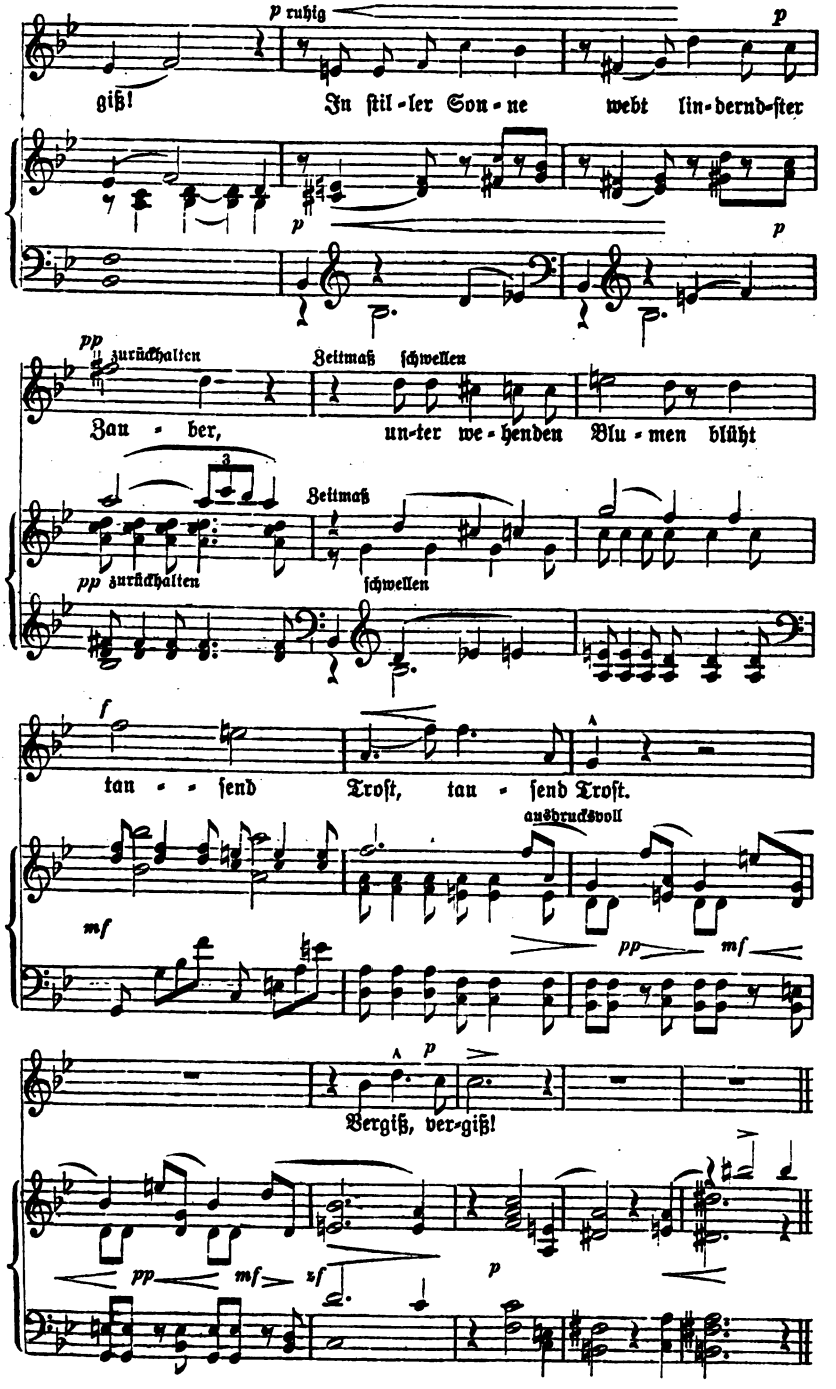
Über die Welt hin ziehen die Wolken.

(Arno Holz.)

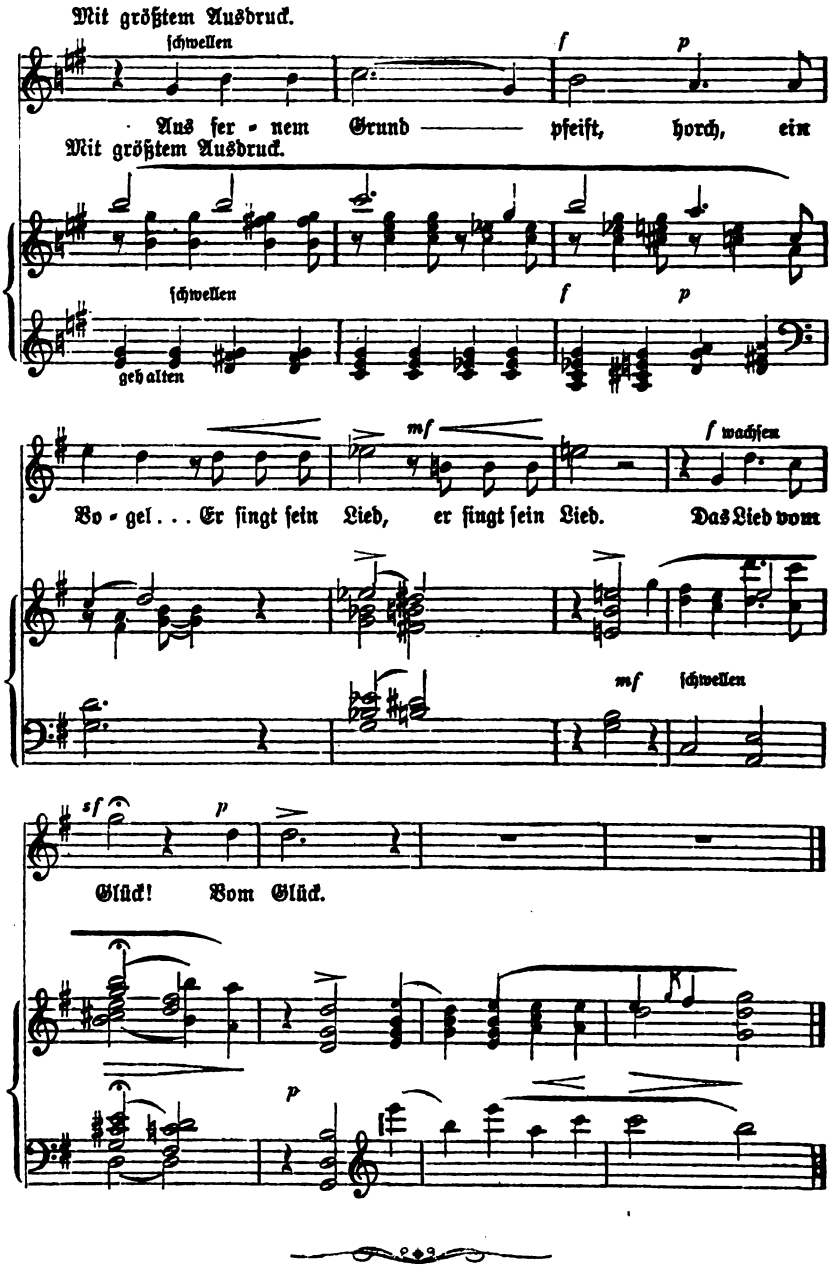
Ruhig, mit Empfindung. Georg Holzenberg.



Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google

Gustav Falke und Ernst Ziel.

Ein letztes Wort.

Sehr geehrte Redaktion!

Herr Ziel nannte mich in seiner Kritik in der Frankfurter Zeitung vom 29. September 1898 einen „Eklektiker". Das machte mich nicht böse. Ich hätte dann schon manchmal Gelegenheit gehabt, „zornig" zu werden. Etliche sind Ziels Meinung, etliche (die meisten in mir vorliegenden Kritiken) sind der gegenteiligen Ansicht. Wer hat recht? Aber angenommen, Ziel hat recht, so ist es ja keine Schande, Eklektiker zu sein, ebensowenig, wie Schultze zu heißen. Man ist es, ohne etwas dafür zu können. Man kann auch als „Eklektiker" immer noch ein ganz tüchtiger Kerl sein. Also das machte mich nicht böse.

Aber lustig war es, Herrn Ziel die Quellen nennen zu hören, die mich speisen: Loewenstein, Blüthgen, Trojan, Lohmeyer, Seidel, Möser u. a. Und Sie wissen, daß es auch andern sehr lustig war. Nun belehrt Herr Ziel uns, daß Loewenstein, Blüthgen, Trojan, Seidel, Lohmeyer und Möser sozusagen „in der Luft liegen", daß man auch von ihnen beeinflußt werden kann, ohne sie zu kennen. Das wußte ich nicht. Aber es wird wohl so sein, und es ist mein persönliches Pech, in einer Loewenstein-Möser-Zeit zu leben.

Daß Herr Ziel mich in seiner Frankf. Kritik „einen an Selbständigkeit garnicht armen Dichter" nennt, von meinem „liebenswürdigen, nicht uninteressanten, jedenfalls wirklichen und echten Künstlergesicht" spricht und zwei kleine Gedichte anführt, die „allein genügen würden", mich „als echten Poeten zu legitimieren", und daß Herr Ziel mich jetzt geringschätzig behandelt, mich ein Halbtalent und eine Halbnatur nennt, und sagt, er habe dieses harte Wort in der Frankfurter Kritik nur aus „Courtoisie" unterdrückt, das bedauere ich lediglich um Herrn Ziels willen. Sollte ihm seine Courtoisie vielleicht noch mal einen Streich gespielt haben und er jetzt erklären, ich wäre nicht mal ein Halbtalent, sondern nur ein leidlich begabter Dilettant?

Eigentlich müßte ich nach diesem Fechterstreich des Herrn Doktors meinen Degen einstecken. Gegen „Courtoisie" bin ich machtlos. Aber ich schreibe weniger gegen Ziel als für die Leser der Gesellschaft. Darum noch dies: Ziel schiebt mir allerlei unter. Ich habe nicht

Digitized by Google

bestritten, daß Eklektizismus sich mit einer gewissen Selbständigkeit verträgt.

Ich habe nicht in „mißverstehendem Zorn“ über den konkreten Ausdruck „Leisten“ den „Gedankenaufschwung“ ins Abstrakte nicht machen können. Ich habe nur in berechtigter Ulkstimmung dieses Bild sozusagen in Szene gesetzt. Nebenbei: Die Leser der Frankfurter Zeitung können sehr wohl durch Ziels Ausdruck „trotz dieses Arbeitens auf anderer Leute Leisten“ irre geführt worden sein.

Ziel sagt ferner: Falke schließt, wer so vielen gleicht, wird keinem gleichen. Wo thu ich das? Das kommt mir garnicht zu, mich darüber zu äußern. Es wäre geschmacklos zum mindesten, zu sagen, ich bin kein Eklektiker, sondern ein Original. Ich habe es nur mit Ziels „Köstlichkeiten“, nicht mit meiner Person zu thun, und da schließe ich denn für jeden, der lesen kann und nicht zu Ziels Gunsten lesen will, daß eine „garnicht geringe Selbständigkeit“ (so sagt Ziel aus „Courtoisie“) dazugehört, so viel Fremdes in sich so zu verarbeiten, daß selbst die klugen Zielgenossen nicht wissen, ist es nun eigentlich Heine oder C. F. Meyer oder Storm oder Blüthgen, was außerdem noch in dem Gedicht mitklingt, ist nun „Rische, rasche, rusche“ à la Loewenstein oder à la Richard Dehmel (so meinte auch jemand) gesungen. (Lustig, was?) Und daß ich nebenbei Augen und Ohren dieser klugen Herren und ihre Berufung zum kritischen Amt anzweifele, sie höchstens für Halbtalente auf diesem Gebiete halte, das alles ist aus meinen Ausführungen herauszulesen.

Und zum Schluß: Wie wundervoll macht es sich, wenn Herr Ziel durch die breite Hinterthür, die ich ihm offen ließ, siegesberauscht abgeht. Ja, es ist ein Lustspielschluß! Ziel und Ziele! Die gehen immer so ab, und wir armen zurückbleibenden „Besiegten“ sehen ihnen lächelnd nach, denn keine Wunde schmerzt in unserm Busen.

Hamburg, 23. Januar 1899. Ihr

Gustav Falke.

Nachwort. Die Hamburger Dichter halten zusammen. So hat denn Friedrich Gottlieb Klopstock aus der Unterwelt für seinen Kollegen Falke an die Redaktion der „Gesellschaft“ nachstehende Stelle aus seinen Werken geschickt:

Die Vergleichungssucht.

Untersuchest du deinen Gegenstand nur in Vergleichung mit andern, so wird es bald um dich von kleinen und großen Irrtümern wimmeln; untersuchest du ihn aber allein und für sich, so kannst du bisweilen dahin kommen, daß du ihn ganz

Digitized by Google

stehest, und du stehest dann, in Absicht auf die Erkenntnis, eine Stufe höher, als die Vergleicher.

Wer dieses noch nicht weiß, der buchstabiert noch, und gleichwohl ist's nicht überflüssig, es zu sagen. In unserm erleuchteten achtzehnten Jahrhundert (sic!) wird mehr verglichen, als jemals ist verglichen worden. Es versteht sich von selbst, daß dieses diejenigen am wenigsten glauben, die es am meisten angeht.

Die Richtigkeit der Worte bescheinigt und ihre Trefflichkeit unterschreibt Ludwig Jacobowski.

Siegfried Wagners „Bärenhäuter“.

Mit der größten Bayreuthwilligkeit hat am 22. Januar 1899 im Münchener Hoftheater ein Parkett von unentwegten Wagneriten Jung Siegfrieds dramatischen Erstling aus der Taufe gehoben. Die Aera Possart hat durch Cosimas Gnaden endlich ihr ersehntes Ereignis von mitteleuropäischer Bedeutung gehabt. Das System des Personenkultus hat eine Orgie gefeiert, wie sie in der Geschichte der neuern deutschen Oper einzig dasteht. Die kompakte Majorität derer um Wahnfried hat das anderslautende Urteil einer Anzahl Unbefangener deshalb noch lange nicht zur Obstruktionskritik à tout prix Gehöriger brutal niedergeklatscht. Cosima fa tutte. Und diesmal befahl sie Jung Siegfried: „Du bist der Sohn deines großen Vaters. Du sollst und mußt berühmt werden.“ Und der kleine Wagner wurde durch den Windatem einer künstlichen Begeisterung, einer gefügigen Reklame und Kritik, zu einem „Musikdramatiker von enormer Bedeutung“ aufgeblasen, an der denkwürdigen Stätte, da der „Tristan“ und die „Meistersinger“ seines Vaters ihre erste Aufführung erlebten. Man rief Hosiannah und wedelte mit Palmen, klopfte mit Säbeln Bravo, und aus den wogenden Busen dekolletierter Bayreuthhoffähiger flogen winkend die gestickten Fazinettli! Und Siegfried erschien dankend, 2 bis 17 mal, erst kindlich erfreut ob des ungeahnten Erfolges seines Häuters, dann mit der selbstbewußten Würde beginnender Berühmtheit. Ein Manifest Cosimas: „An meine Getreuen!“ in den nächsten Bayreuther Blättern wird den Dank vom Hause Wahnfried ausdrücken.

Und Arnold Mendelssohn*) in Darmstadt wird voll Gram die Partitur seines „Bärenhäuter“ an die Wand werfen und geloben, nie wieder einen künstlerischen Wettkampf mit Neu-Bayreuth aufzunehmen.

Ich verlasse jetzt das Gebiet des berechtigten Unmuts über den uniformierten Personenkultus der Cosimaclique und will in aller Kürze von der unpersönlichen Hochwarte rein künstlerischer Wertung den „Bärenhäuter“ betrachten. Siegfried Wagner hat den Stoff zum Bärenhäuter aus zwei Grimm'schen Märchen: „Des Teufels russiger Bruder“ und „Der Bärenhäuter“, die Episode des „Fremden“ aus Wilhelm Hertz' epischer Legende: „St. Petrus und der Spielmann“, die Episode der Planenburg aus alten bayrischen Chroniken zusammengestellt und dies Kompilitorium in oft nicht schlechte Reime umgedichtet. Nach dem Vorbild seines Vaters unterläßt auch der kleine

*) Man erinnert sich des Streites über die Priorität der Stoffwahl und der Bearbeitung des Librettos zum „Bärenhäuter“ zwischen Mendelssohn einerseits, Humperdinck und S. Wagner andrerseits.

Digitized by Google

Wagner jede nähere Stilbezeichnung seines Werkes und schreibt stolz auf die Partitur: „In drei Akten." Seine Freunde legen ihm dies als Bescheidenheit aus. Wollen wir die Lücke ausfüllen, so giebt es nur eine Benennung, wenn man das simple Wort: „Oper" nach berühmten Mustern nun einmal verschmähen will: „Fantastisch-romantische Burleske."

Seit Humperdinck im Verein mit Adelheid Wette seinen munteren Ritt ins Märchenland wagte, sich die erstbeste Märe einfing und sie in fröhlicher Laune für die Bühne dressierte, ist das bescheidene Kindermärchen plötzlich Mode geworden. Es hat Schule gemacht. Freibeuterei wurde im bunten Märchenwalde getrieben, manches „Freiwild" auf Holzwegen erlegt und uns mit eigenen Zuthaten fein garniert als wirklicher Kunstbraten vorgesetzt. Auch Siegfried kieste sich kühnlich einen Hans voller Kraft; aus dem Grimm'schen Waldrevier fing er sich freilich den Bärenhäuter-Hans. Aber der ist nicht mehr auf den einfachen, tiefsinnigen „Es war einmal-Ton" gestimmt. Nein, um jeden Preis mußte ihm eine transcendentale, symbolische Idee aufgepfropft werden. Ein Erlösungsmotiv nach Holländer-Muster, nur daß hier das Ewig-Weibliche wirklich hinanzieht.

Hans Kraft, der nach der Heimkehr aus dem 30jährigen Kriege in seinem Dorfe „im Bayreuthischen" erfährt, daß seine Mutter gestorben und er gänzlich verwaist ist, macht auf unerklärliche Weise die Bekanntschaft mit dem Teufel. Dieser, ein fideler Mosje Pferdefuß, der nach Goethe'schem Muster stets das Böse will und das Gute schafft, dingt ihn als Kesselheizer in der Hölle. Auf eben so unerklärliche Weise, wie vorher der Beelzebub erscheint jetzt in der Hölle „der Fremde", eine genau nach dem erhabenen Vorbilde des Wotan-Wanderes im Nibelungen-Siegfried von Jung-Siegfried inszenirte mystische Erscheinung, die dem Märchen die gewünschte höhere Folie verleihen helfen soll. Sie knobeln miteinander um geschmorte Seelen aus dem Höllenofen. Der übernatürliche Fremde, dessen Gottähnlichkeit nur durch sehr äußerliche Theatralik glaubhaft gemacht wird, gewinnt immer und übertrumpft den höchsten Wurf des dummen Hansen durch eine zauberhafte 13 à la Bellachini. Die Gottheit bedient sich also eines Menschen, um den Teufel zu überlisten, sie legt ihm eine Schlinge — nach menschlichem Gesetzbuch eine strafbare Handlung — sie läßt den Armen schuldig werden und überläßt ihn dann der Pein. Diese Pein besteht in der Verwünschung des betrogenen Teufels: „Teufelähnlich, schwarzberußt durch die Welt wandern du mußt; nie sollst Wasser du benutzen, waschen nie dein Angesicht, deine Nägel lasse wachsen, deine Ohren putze nicht." Aber der Teufel ist im Grunde ein gutmütiger Schalksnarr, mit den Worten: „doch findest du die treue Maid, die dich liebt mit Innigkeit, frei bist du dann und frei wieder waschen darfst du deine Glieder," mildert er seinen Bannspruch. Hans wird unter Höllengestank durch ein drachenmaulähnliches Loch an die Oberfläche gespieen, während der Teufel ihm nachhöhnt: „In diesen Flammen loderst du licht, findest du dein Weibchen dir nicht!" Mit Lautenschläger'schem Brimborium schließt der erste Akt. Zu Beginn des zweiten Aufzuges begegnet der Berußte sofort dem Engel, der ihn durch seine Treue erlösen und entzaubern wird. Der Engel heißt Luise, ist eine dralle Bauernmaid und die Tochter des chronisch besoffenen Bürgermeisters. Drei Jahre bewahrt sie seine Ringhälfte und just in dem Moment, da ihre Treue durch den Zuspruch ihres Vaters aufs ärgste bedrängt wird, kommt Hans reich beladen mit militärischen Ehren als Befreier der belagerten Plassenburg und *sauber gewaschen* zurück. Beide sinken sich unter Liebesgesäusel in die Arme. Darob große Rührung der umstehenden Bauern, Soldaten, Kinder und Obersten zu Pferde. Kniefall zum reglementsmäßigen

Digitized by Google

Opernabschluß: Hallelujah-Chor. Hans und Luise gehen so endlich nach Prüfungen, Teufelswäsche und göttlicher Unterstützung ein zur seligen Ehe, deren Keim diesmal nicht im Himmel, sondern in der Hölle emporwuchs.

Die technische Arbeit dieser trotz Wagnerscher Dämpfe, Teufelsballette, lebendiger Pferde und Bauernraufereien recht harmlosen, aber durch eine glückliche Mischung von burleskem Humor und sentimentaler Romantik sich auszeichnenden Librettos ist infolge der Bayreuther Bühnenroutine des Komponisten nicht ungeschickt geraten. Aber sein dramaturgisches Können reicht nicht aus, die im „musikalischen Lustspiel höhern Stils“ (wie Siegfried Wagner selbst sein Opus nach dem unerreichbaren Vorgang der „Meistersinger“ aufgefaßt wissen möchte) unerläßliche innere Einheit der in eine Menge Episoden und überflüssigen Genrebildchen im Stile der musikalischen Anekdote zersplitterten Handlung zu erzielen. Die Sprache des frei gereimten Textbuches erinnert in ihrer naturalistischen Wortwahl und drastischen Komik zeitweilig an die Rosmer-Humperdinck'schen „Königskinder“. Ausdrücke wie „verfluchter Hund“, „Dreckfink“, „herumstreunen“ sind in dem burlesken Teufelsmilieu wohl ebenso unbedenklich am Platze, wie in den urwüchsigen Bauernszenen, wenn auch der Musiker Wagner eine entsprechend drastische musikalische Illustrierung hier zu erreichen nicht vermochte. Wendungen, die erfüllt sind von gemütlichem Humor und zarter Empfindung, begegnet man nur in der ersten Szene zwischen Luise und Hans Kraft. Recht oberflächlich und uncharakteristisch ist die Gestalt des Titelhelden durchgeführt. Dieser Hans Kraft macht seinem Namen keine Ehre. Ein willenloses Spielzeug aller göttlichen, teuflischen und irdischen Mächte, kann diese aufgeblasene, tenorsingende Opernpuppe auch durch die Erzählung von seinen Heldenthaten auf der Plassenburg unsere Sympathie nicht erwerben.

Der Musiker Wagner jun. hat sich bei der Konzeption seines Werkes zweifelsohne vorgenommen, möglichst unauffällig zu „wagnern“. Spielen wir dafür den frischfröhlichen Naturburschen, der singt, wie ihm der Schnabel gewachsen, und nicht weiß, daß es einen „Tristan“, einen „Parsifal“ giebt, lehnen wir uns im lyrischen Ausdruck mehr an Abt, Kücken und Kalliwoda, im dramatischen Ausdruck mehr an Neßler und Langer an, schreiben wir Walzer für Teufel und solche für Bauern, Gebetschöre, Soldatenlieder, Fanfaren, sentimentale Schmachter, kurz ein tutti frutti von Stilarten. Mein Publikum, dessen Abneigung gegen alles Tiefe und Grüblerische ich kenne, wird mir's danken. Es wird sich über den Humor, Narreteien, das Volkstümliche, das Groteske oder das Patriottische, das Sentimentale freuen, und jeder wird sich aus dem musikalischen Pêle-mêle nach seinem Gusto was rauspicken. Aber die Bilanz stimmte nicht ganz mit dem Voranschlag. Der Komponist, der einmal zu oft das Volkstümliche mit dem Banalen verwechselt, vermochte ferner nicht „unauffällig zu wagnern“, von den Situationsreminiscenzen ganz zu schweigen. Und so wurde die Musik zum „Bärenhäuter“, wo sie eigen ist, kindisch und harmlos naiv, und wo sie geistreichelt, wagnert sie. Ich leugne nicht, daß einige künstlerisch wertvolle und von feinem musikalischen Instinkt zeugende Partien in der dickleibigen Partitur stecken. So das wirklich bedeutende Thatenmotiv Hansens, der effektvolle Abschied des „Fremden“ aus der Hölle, die Würfelszene, wo die Verse Wilhelm Hertz' allerdings an und für sich eine suggestive Wirkung ausüben, das feurige Orchesterintermezzo im III. Akt, das so lebendig malt, wie Hans „aus dem Wald fort, in die Welt hinein“ zieht.

Aber wie überwiegen die leeren Stellen! So das merkwürdig bekannt klingende Lied Luisens in As dur: „Eine Thräne fließt“, der geradezu ärmliche „Gewitterzauber“, der nach Kolophoniumblitzen und Theaterdonner riecht, die leere

Digitized by Google

Quinten-Protzerei und das nichtssagende chromatische Auf und Ab, wenn der Komponist die Greuel der Hölle und den grotesk-komischen „Mosje Pferdefuß" malt.

Aber wie überwiegen die nicht eigenen Stellen! Ich gehöre wahrlich nicht zur traurigen Gilde der Reminiszenzen-Kammerjäger, aber im „Bärenhäuter" drängen sich, getragen von den deutlichsten Situationsparallelen mit den betreffenden Opern des Vaters, eine ganze Reihe mehr oder minder wörtlich kopierte Motive und charakteristische Melismen unwillkürlich an unser Ohr. Wir begegnen Anleihen aus den „Meistersingern" (das 15 Minuten lange I. Vorspiel wäre ohne die Inspiration durch das Meistersingervorspiel nie zustande gekommen), aus dem „Holländer" (die Freude Dalands über die „An den Mann-Bringung" seiner Tochter, die Erlösungsszene), aus „Lohengrin" und der „Elsa-Verzückung" (das unerträglich monoton phrasierte Vorspiel zum III., der Schluß vom II. Aufzug), aus „Siegfried" (Anlage und musikalische Illustrierung der Szenen des „Fremden"), aus dem „Rheintöchtergesang" (Spottduett der beiden Schwestern Luisens) ꝛc.

Ich leugne im übrigen ferner nicht, daß Siegfried Wagner von seinem Lehrer Humperdinck viel gelernt hat. Er kann einen klangschönen Chor im strengen Satz schreiben, bringt es zu Zeiten zu einer respektablen Polyphonie, besitzt eine gewisse Begabung, eine dramatische Szene zu entwickeln und zum Höhepunkt zu steigern, versteht auch zu instrumentieren, ohne hier indessen über eigene Farben zu verfügen, und vermag ein Motiv plastisch zur geschlossenen Liedform umzuformen. Die Singstimmen dominieren fast immer über dem oft sehr bescheidenen Orchesterpart. Dankbar ist für sie geschrieben in der Liedform, weniger dankbar, wenn der kleine Wagner den Stil des Sprachgesangs nachahmt. Immerhin werden sich unsere Opernsänger freuen, solch' technisch leichte und dankbare Partien zu erhalten.

Die Aufführung war musterhaft vorbereitet. Herr Knote in der unappetitlichen Titelrolle leistete Hervorragendes, ebenso Herr Sieglitz in der dankbaren Baßbuffo-rolle des „Teufels", Frl. Hofmann als „Luise" war matt, wie die Limonade der Schiller'schen, Herr Bertram als „Wotan-Wanderer"-„Fremder" schwelgte im sonoren Pathos seiner schönsten Brusttöne. Die Herrschaften sangen freilich auch mit dem Blick in der Richtung auf Frau Cosima, die mit ihren Töchtern, umgeben von den Häuptlingen Mottl, Levi, Steward Chamberlain, Kniese, Wolzogen, dem Verwalter der Bayreuther Festspiele A. v. Groß, dem Siegfried die Partitur widmete, Glasenapp, E. Reuß, Opern-Intendanten und der Elite der Kritik, neben der Königsloge saß. Sie sangen unter den Augen der Frau, die sie zum Dank dafür, daß sie ihren Sohn berühmt machen halfen, mit der Antwartschaft auf Bayreuth belohnen kann.

Um einen kritischen Abschluß zu ziehen: ich halte, unbeeinflußt von dem Brimborium pro et contra, Siegfried Wagners „Bärenhäuter" für einen ehrlichen Versuch, dem Namen, den er ererbt von seinen Vätern, Ehre zu machen durch eine That. Dieser Versuch ist respektabel mehr durch die Umstände, unter denen das Werk zu stande kam, als durch die eigenschöpferische, rein musikalische Erfindungskraft, die sich in ihm manifestiert. Von einem hellen Kopf zeugt es, daß Siegfried nicht in die Nibelungenschwindsucht der offiziellen Epigonen des einzigen Wagner verfällt, sondern Heilung von dieser musikalischen Zeitkrankheit auf den gesunden Wiesen des Volksmärchens sucht.

Wilhelm Mauke.

Digitized by Google

Aus dem Berliner Kunstleben.

Es war eine bittere Enttäuschung, die der Abend des 21. Januar, an dem viele das große Ereignis der Theatersaison erwarteten, Herrn Sudermann, seinen Freunden und nicht an letzter Stelle dem verwöhnten Direktor des Deutschen Theaters brachte. Die Aufnahme, die „Die drei Reiherfedern“*) fanden, kann höchstens als ein Achtungserfolg gewertet werden; und das ist für einen Autor, von dem das Publikum Sensationsdramen, die Bühnenleiter Kassenstücke erhoffen, ein gar mageres und verstimmendes Resultat.

Und doch steckt echte Poesie in dem Märchenspiel von dem armen Prinzen Witte, der auf Geheiß der zauberkundigen Begräbnisfrau die Federn des weißen Reihers erbeutet hat, und nun, mit dem Talisman am Busen, in die Welt hinauszieht, um das Glück zu suchen. An seiner Seite verzehrt sich die schönste und begehrenswerteste der Frauen in heißer Liebe, und er achtet ihrer nicht. In die blauen, verschwimmenden Fernen schweift sein träumender Blick; einen leisen Ruf vermeint er zu hören, der sich an ihn, den Säumenden, anklagend wendet. Und weiter treibt es ihn, aus den Armen der stillen, jungen Königin, in die rauhe Welt, um das verheißene Glück zu erjagen. Fünfzehn Jahre lang narrt ihn der Zauber des weißen Reihers, bis er endlich, hoffnungsarm und schuldbeladen, zu der Stätte zurückkehrt, von der er ausgegangen war. Vor der Hütte der Begräbnisfrau, zwischen den Grabhügeln des samländischen Dünengestades, macht der Bettler Rast, um sich eine Suppe zu kochen. Und jetzt erst, am Ende seiner Tage, geht ihm des Rätsels Lösung auf. Das Glück, nach dem er in der blauen Ferne irrend suchte, er hat es in seinen Händen gehalten und nicht zu würdigen, nicht zu genießen verstanden. Denn niemand anderes, als die blonde Bernsteinkönigin, war das ihm vom Talisman verheißene Weib, in dem sich das Glücksideal des Verblendeten verkörperte. Zu spät erkennt der müde Don Quixote die Weisheit in den Worten seines treuen Sancho Pansa, der allem Zauberspuk von jeher abhold war: „Wer seiner Sehnsucht nachläuft, muß dran sterben.“

Die dem Märchenspiele zu Grunde liegende Idee, die in diesen Worten des Hans Lorbaß ausgesprochen ist, bot für die Erfindung der Fabel und für die detaillierte Ausgestaltung der Handlung der Phantasie des Verfassers den weitesten Spielraum. Und dies hat den klugen und sparsamen Sudermann einmal ausnahmsweise zu verhängnisvollen Ausschweifungen verführt. Die Fülle und Mannigfaltigkeit des Stoffes, den er in die fünf Akte zusammendrängte, war so groß, daß es selbst bei der Lektüre des Stückes schwer fällt, den Faden in der Hand zu behalten. Die Bühnenaufführung bietet ein so verworrenes und schlechterdings unverständliches Gesamtbild, daß der Zuschauer vor den Unklarheiten, mangelnden Motivierungen und scheinbaren Willkürlichkeiten schließlich nicht ein und aus weiß und ein Gefühl der Abgespanntheit und Unbefriedigung mit nach Hause nimmt. Man begreift nicht, weshalb der Prinz nach der wenig verheißungsvollen Belehrung der Alten so froh und siegesmutig in die Welt hinauszieht;

*) Soeben erschienen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, Stuttgart.

Digitized by Google

man begreift nicht, weshalb er Bedenken trägt, sich an dem verhaßten Räuber seiner Krone mit dem Schwerte zu rächen; man begreift nicht, welche Sehnsucht ihn noch in die Ferne lockte, nachdem auch der Zauber der zweiten Feder ihn, wie er annimmt, betrogen hat; man begreift nicht, weshalb er noch fünfzehn Jahre lang die dritte Feder mit sich herumträgt, die doch für ihn wertlos geworden ist, und deren Vernichtung ihn, wie er weiß, von dem quälenden Zauber erlösen würde; man begreift endlich nicht, weshalb das ganze Spiel sich gerade an der Bernsteinküste des Samlandes zutragen muß, da doch, mit Ausnahme des Wortes „Lorbaß", nirgends eine Spur von lokalen Beziehungen wahrzunehmen ist. Auch der buntscheckige und widerspruchsvolle, aus faustischen und hamletischen Zügen seltsam gemischte Charakter des Märchenprinzen und die tiefere Bedeutung der Begräbnisfrau müssen den Theaterbesuchern bis zuletzt schlechterdings ungelöste Rätsel bleiben. Ich verstehe daher vollkommen, daß gerade der Teil des Publikums und der Berliner Tageskritik, der mit dem Verfasser der „Ehre", der „Morituri" und des „Johannes" bisher flott und skrupellos durch Dick und Dünn gegangen ist, vor diesem Opus verzweifelt die Hände rang. Sudermann hat die Bühne, die er so lange als geistreicher und bequemer Unterhaltungslitterat und glänzender Regisseur beherrschte, einmal als Dichter erobern wollen. Der Versuch ist mißlungen, aber ich gestehe, daß das Werk des Dichters Sudermann für eine Anfängerarbeit doch mehr Achtung verdient, als ihm von seiten der Premièrenbesucher und der Alltagskritik entgegengebracht wurde. Ich bin weit entfernt, die drei Reiherfedern für ein reines Kunstwerk zu halten, das völlig frei wäre von dem — im geschäftlichen Sinne — krassen Realismus Sudermanns. Der große Bühnenhandwerker hat dem Dichter oft genug in den Nacken geschlagen. Aber ich halte dies traurige Liedlein von der Sehnsucht doch alles in allem für das künstlerisch ehrlichste Werk, das sein Autor bisher geschaffen hat. Es enthält im einzelnen Partien, die von einer echten und eigenartigen Poesie zeugen, von einer — man könnte sagen: echt theatralischen Poesie, die gerade im Bühnenlichte zur vollen Geltung kommt. Gerade der von den Kritikern so arg zerzauste dritte Akt zeigt in seinen ersten und in seiner letzten Szene solche Schönheiten; und ich stehe nicht an, diese Szenen für das beste zu halten, was Sudermann je geschaffen hat. Außerdem sind die Verse des Dramas, die bei der Lektüre sicherlich niemandem eine besondere Hochachtung abnötigen werden, von einer Art rhetorischer Plastik, die auf der Bühne außerordentlich eindrucksvoll ist und macht, daß die gesprochenen Verse auch wirklich als Verse wirken.

Das Deutsche Theater hat sich mit der Inszenierung des präsumtiven Zug- und Kassenstückes offenbar große Mühe gegeben. Die Dekorationen waren in denjenigen Akten, die auf der Königsburg spielen, vornehm und geschmackvoll; dagegen ließen die Landschaftsbilder im ersten und letzten Akte manches zu wünschen übrig. Daß beispielsweise der Prospekt Falten wirft, die sich in langen, grauen Schatten über den Himmel des Bühnenbildes ziehen, dürfte in einem erstklassigen Kunstinstitut nicht vorkommen. Die Rollenbesetzung war im allgemeinen gelungen, wenn sich auch die Königin von Samland, die nach einer Sorma verlangt, mit Frau Terestna Geßner begnügen mußte, deren bei aller überirdischen Süßlichkeit im Grunde mit recht groben Mitteln arbeitende Spielweise die grobe Rolle noch unerquicklicher machte. Auch der trockene Gouvernantenton des Frl. Luise Dumont paßte nicht zu den Orakelversen der Begräbnisfrau. Dagegen war Kainz als Prinz Witte vollständig in seinem Element und täuschte durch die Echtheit seines Feuers über manche Unechtheiten seiner Rolle hinweg. Auch Hermann Nissen in der dankbaren Rolle des Hans Lorbaß stand seinen Mann, und Hermann Müller glänzte als böser Widwolf durch eine prächtige Maske.

Digitized by Google

Das Lessingtheater hat im Laufe des Januar zwei Premièrenabende veranstaltet. Der erste brachte eine Novität des in Berlin schon mehrfach verkrachten Wiener Aristophanes C. Karlweis: „Das liebe Ich“. Der Autor beabsichtigte in diesem Werke die moralischen Wirkungen eines kurz vor dem Schlafengehen genossenen, reichlichen Abendbrotes dramatisch darzustellen und der sündigen Menschheit das Alpdrücken als sittliches Läuterungsmittel plausibel zu machen. Der Wiener Fabrikant Florian Heindl ist ein ruchloser Tyrann, der seine Frau arg pantoffelt, seinen Hausknecht fuchst, seinen solide veranlagten Sohn zum Bummler werden läßt, seinem ehebenötigten Töchterlein den Bräutigam vorenthält, einem in Not geratenen Freunde nichts pumpen will u. s. w. Er hat den Tag über eine erschreckliche Reihe von Missethaten begangen, ißt dann stark zu Abend und versinkt auf dem Sofa in Schlaf. Die genossenen Schnitzel werden zu Rachegöttern, ein schwerer Alp drückt auf die schwarze Seele des Bösewichts, und die sittliche Läuterung nach dem Rezept des Dichters Karlweis kann vor sich gehen. Ein Traum führt den bösen Florian an eine festliche Tafel in den Kreis seiner Familie und seiner Freunde. Aber es herrscht kein Frohsinn, schweigend sitzen sie alle da im Halbdunkel, von einem gespenstischen Wirte bedient. Und als Florian sie zur Unterhaltung animiert, da heben sie an, einer nach dem andern, und halten ihm sein Sündenregister vor, und damit auch etwas Musik dabei ist, erscheint die Braut von Florians Sohn im Kostüm einer Tingeltangeleuse und singt ein freches Lied auf ihren bösen Schwiegerpapa. Dann verläßt die Tafelrunde hohnlachend das Lokal; nur einer bleibt übrig und dieser ergreift den sich sträubenden Missethäter bei der Hand, um ihn an den Ort zu führen, wo er „das Weinen“ lernen soll. Ein Bettler, hungernd und frierend, irrt Florian durch die Welt, die muntere Jugend verhöhnt und beschimpft ihn, die Freunde wollen ihn nicht kennen. Vor dem Hause seines einstigen Bedienten, der durch einen Lotterietreffer reich geworden ist, gelingt es ihm, durch harte Arbeit ein Stückchen trockenes Brot zu verdienen. Er will es eben verzehren, als eine Bettlerin naht. Florian schenkt ihr das Brot, und über diese erste gute That seines Lebens ist er so gerührt, daß er „das Weinen lernt“. Damit hat der pädagogische Traum sein Ende erreicht; der Fabrikant erwacht und nimmt mit Erstaunen wahr, daß er in der That ein anderer geworden ist. Er versöhnt sich mit seiner Frau, beschenkt eine arme Familie, liebkost seinen Hausknecht, bewilligt seiner Tochter den beantragten Bräutigam, und unter Lachen und Weinen feiert man die Heimkehr des verlorenen Vaters. Den drei Akten des Stückes geht noch ein überflüssiges Vorspiel voran, in dem die „Fee Humanitas“ die „Wiener Fee“ anklagt, den Florian Heindl verdorben zu haben, und „Morpheus“ veranlaßt wird, die Bekehrung des Bösewichts durch einen Traum zu bewerkstelligen.

Der melodramatische Unsinn soll ursprünglich als Festvorstellung für ein Arbeitertheater bestimmt gewesen sein, das ein österreichischer Großindustrieller zur Feier des Kaiserjubiläums errichten ließ. Man hätte wohlgethan, die verunglückte Gelegenheitsarbeit nicht an die kritischer beanlagte Öffentlichkeit zu bringen.

Der zweite Premièrenabend des Lessingtheaters brachte eine Reihe von Einaktern, die eine sehr freundliche Aufnahme fanden und, wie es scheint, auch einen dauernden Kassenerfolg bedeuten. Das Fuldasche Schauspiel „Die Zeche“, das den Reigen eröffnete, ist eine kleine, theatralisch wirksame Plauderei zwischen einem physisch und moralisch stark ramponierten, alten Lebemann und dem weiblichen Wesen, das er vor einigen dreißig Jahren unglücklich gemacht hat. Während der gichtische Baron seufzend auf ein verfehltes Leben zurückblickt, ist der einstigen armen Gouvernante in

Digitized by Google

in ihrem Sohne, dem tüchtigen Badearzt, ein Gegenstand der Freude und des Stolzes herangewachsen, um den der alte Egoist sie beneiden muß. Sein Versuch, Mutter und Sohn noch jetzt durch eine Heirat zu „rehabilitieren", scheitert an dem Stolze der beiden. Der graue Sünder sieht sich von der einzigen Glücksmöglichkeit ausgeschlossen, die ihm seinen öden Lebensabend erträglich machen könnte, und muß so zum Schlusse doch noch die Zeche bezahlen, die er so lange schuldig geblieben war. Das kleine Komödiantenstück wurde von Adolf Klein und Rosa Bertens tadellos dargestellt. — Die folgende Komödie „Unter blonden Bestien" von Max Dreyer spielt auf einem Landgut im skandinavischen Norden und handelt von der ergötzlichen Abweisung, die einem italienischen Violinvirtuosen und Herzensknicker von seiten der blonden Herrin des Hauses zu teil wird. Der „rassige" Windhund, der noch eben so verächtlich von den temperamentlosen Nordländern zu reden wußte, nimmt in jämmerlicher Todesangst vor der urgermanischen Erscheinung des biederen Gutsbesitzers, in dessen ehelichen Besitz er einen frechen Einbruch versucht hat, Reißaus. — Die Rolle des welschen Krasinsky wurde von Ferdinand Bonn mit virtuoser Meisterschaft gegeben, und als blonde Inga war einmal ausnahmsweise das spröde Talent der Frau Elise Sauer am rechten Platze. — Das Fulda'sche Lustspiel „Ein Ehrenhandel" ist ein dürftiger Schwank altmodischen Genres, der besser auf eine Liebhaberbühne gehörte. Der Herr Regierungsrat hat in der Sektlaune die Frau Majorin geküßt, und um das drohende Duell zu verhüten, läßt sich die Frau Regierungsrätin von dem Herrn Major küssen. Darüber wird eine Art ehrengerichtliches Protokoll aufgenommen, und der Ehrenhandel ist damit nach Herrn Ludwig Fuldas Meinung erledigt. — Das Stück bietet keine schauspielerischen Aufgaben und wurde, wie es sich gehört, heruntergespielt. — Den stärksten Heiterkeitserfolg hatte der letzte Einakter „Liebesträume" von Max Dreyer. Herr Alex, der sich zum Besuch in dem Hause einer robusten mecklenburgischen Gutsbesitzerin aufhält, poussiert in recht ungenierten Formen das dralle Stubenmädchen, küßt dann im Mondschein die Nichte des Hauses, einen verliebten, kleinen Backfisch, ab, und macht schließlich unter tausend Liebesschwüren der jungfräulichen Hausherrin einen Heiratsantrag. Die gute Dame geht schon ernstlich mit ihrem Herzen zu Rate, als sie durch einen Zufall von der Vielseitigkeit ihres Freiers Kunde erhält. Kurz entschlossen jagt sie Herrn Alex mit der Reitpeitsche aus dem Hause. — Die Rolle des unglücklichen Bewerbers verkörperte Josef Jarno mit diskreter Komik ziemlich wirkungsvoll, als sentimentaler Backfisch glänzte Meta Jäger, und nur Elise Sauer erschien als „walkürenhafte" Schweinezüchterin wenig glaubhaft und rang vergebens mit dem plattdeutschen Dialekt.

„Der Sohn der Frau", eine Novität von Max Kretzer, gelangte im Neuen Theater zur ersten Aufführung. Der Dreiakter behandelt eine heikle Familiengeschichte, in deren Mittelpunkt die Gattin eines Berliner Albumfabrikanten steht. Die originelle Dame hat, bevor sie ihre Ehe mit dem biedern Friedrich Möbius schloß, einen unehelichen Sohn zur Welt gebracht, dessen Existenz sie dem Gatten verheimlichte. Siebzehn Jahre sind verflossen, die Ehe mit Möbius ist kinderlos geblieben, und Frau Agnes glaubt, ihre Sehnsucht nach dem inzwischen zu einem hochherzigen Jüngling und tüchtigen Kaufmann herangereiften Sohne nicht länger unterdrücken zu können. Sie bestimmt den alternden und kränkelnden Gatten, den jungen Mann, ihren angeblichen Neffen, als Prokurist in sein Geschäft aufzunehmen. Nun hat aber Herr Möbius noch zwei Söhne aus einer früheren Ehe, die ihm wegen ihrer leichtsinnigen Streiche vielen Kummer verursachen. Diesen jungen Herren ist der neue Vorgesetzte na-

Digitized by Google

türlich ein Dorn im Auge und sie passen auf eine Gelegenheit, seiner ledig zu werden. Diese bietet sich in unerwarteter Weise. Man hat beobachtet, daß der Verkehr zwischen Frau Möbius und dem neuen Prokuristen sich zuweilen in zärtlicheren Formen bewegt, als zwischen Tanten und Neffen gebräuchlich ist, und der älteste der Söhne hält es für seine Pflicht, dem Vater von dieser Beobachtung Mitteilung zu machen. In einer erregten Szene zwischen dem Ehepaar Möbius wird dann der wahre Sachverhalt aufgeklärt, und der herzensgute Albumfabrikant muß den mutmaßlichen Rivalen schließlich als natürlichen Stiefsohn willkommen heißen. Die Gattin erhält Verzeihung, und der tadellose junge Mann verbleibt fürderhin in seiner geschäftlichen Vertrauensstellung. Die beiden ungeratenen Söhne aber werden zur Besserung in ein Geschäft nach Hamburg gegeben.

Hahnebüchen, wie die Fabel des Dramas, ist auch die Technik des Verfassers. Alles ist auf den groben theatralischen Effekt, auf Spannung und Überraschung zugeschnitten. Von einer Vertiefung oder auch nur detaillierteren Individualisierung der Charaktere ist nichts zu spüren. Rohe, szenische Wirkungen sind ausschließlich Ziel und Zweck des Schauspiels. Und diesen Wirkungen vermochte sich denn auch das Gros des Publikums nicht zu entziehen: das litterarisch wertlose Stück hatte einen ziemlich starken äußeren Erfolg. Kretzer, dessen dichterischer Ehrgeiz einst höhere Ziele kannte, der einst zu den Begründern der „neuen Dichtung" in Deutschland gezählt wurde, den man etwas voreilig bereits den Berliner Zola nannte, wird auf diesen Erfolg kaum stolz sein.

Schließlich sei noch eine interessante Matinee erwähnt, die die „Neue freie Volksbühne" am 15. Januar im Ostendtheater veranstaltete. Sie brachte für ihre Mitglieder eine Aufführung des neuen Dramas „Paul Lange und Tora Parsberg" von Björnstjerne Björnson zu stande.

Im Mittelpunkt des Dramas steht „die Politik", jenes waghalsige Gewerbe, wie es von diplomatischen und staatsmännischen Spekulanten betrieben wird. „Nur halbe Menschen sind sie, diese Politiker, oder noch weniger! Die ganzen Menschen, die gehen voran, die stürmen drauf los, die erobern für die Menschheit. Aber diese mit dem schwachen Rücken, diese sentimentalen Leute, die sind nicht dazu im stande. Die humpeln hinterdrein, und dort bleiben sie bei den Schwächlingen, bei den Stümpern, den Verbrauchten — und bei den Weibsbildern, und tuscheln und pusteln mit denen herum! Und wollen uns alle dahin haben, damit wir es ebenso machen. Ihre Gedanken sind Krankenstuben-Gedanken, und ihr Programm lautet: Wann kommt die Zeit der Krüppel? Und solche Männer sollen in der Politik mit sein? Sollen dem Geschlecht den Kurs vorschreiben? — In der Politik, die vor gesunder Brunst brüllen sollte wie ein Stier! Zum Teufel mit der jämmerlichen Gesellschaft!" Solche Worte schleudert der alte Storm, ein Vertreter Urnorwegens, einer Gesellschaft von Ministern, Kammerherren und Storthingsabgeordneten entgegen. Die Politik ist der glatte Boden, auf dem die „Streber" ihre Geschäfte machen; auch „Freier" kann man sie nennen; denn „sie freien als Schulknaben um ihre Lehrer, als Studenten um den Professor, dann um reiche Mädchen, dann um Wähler und Gönner, dann um Orden und hohe Stellungen". Und sie verachten kein Mittel, wenn es nur ihrem Vorteil dient. Wenn sie von Redlichkeit, Freiheit, Vaterland und Treue reden, so bedeuten diese Worte nicht etwa das, was der einfache, gerade Sinn darunter versteht, sondern es sind Schachfiguren in einem Spiel, die nur dann herausgeholt werden, wenn etwas durch sie gewonnen werden soll, sonst aber ruhig im Kasten liegen. „Wenn ich die Macht hätte," ruft ein alter Seebär aus, „Frieden auf Erden zu schaffen, da nähm' ich einen langen Besen — so lang, daß er bis nach Konstantinopel reichte — und dann fegte ich sie, Tod und Teufel, ins Meer! Mit ihren Reden und Depeschen und

Digitized by Google

Orden und Weibsbildern und Diners und Feierlichkeiten. Ich denke so oft: Der liebe Gott muß doch wohl ein anderes Leben für uns in der Hinterhand haben — obgleich die Pfaffen es sagen. Denn dieses Leben hier haben die Politiker dermaßen eingeschmutzt, daß es hier bald nicht mehr zum Aushalten ist. Wir müssen uns nach etwas anderem umsehen." Wie nun ein hochbegabter und verhältnismäßig ehrlicher Staatsmann, Paul Lange, auf dem schlüpfrigen Boden der Politik, auf dem er sich so lange mit ungewöhnlichem Geschick bewegt hat, durch einen kleinen, kaum nennenswerten Fehltritt ausgleitet und sofort jählings in die Schande und Verachtung stürzt — das ist der äußere Inhalt des Dramas. Paul Lange zur Seite steht ein starkes und edles Weib, Tora Parsberg, seine Braut. Sie ist ein Gegenstück in vieler Hinsicht: eine Wahrheitsfanatikerin, die die Ehrlichkeit „ihres Lebens Luft" nennt. Sie bemüht sich mit allen Kräften, den Geliebten in ihr eigenes, gesundes Klima hinüberzuziehen, aber es gelingt ihr nicht. Paul Lange ist schon bis ins innerste Mark hinein von dem politischen Gifte zerfressen. An den Widersprüchen, die sein menschliches und staatsmännisches Fühlen und Denken in ihm erzeugen, geht er zu Grunde. Er verachtet die öffentliche Meinung, da er weiß, wie sie entsteht, und dennoch schmettert ihr Urteil ihn rettungslos zu Boden, so daß er, aller Selbstachtung bar, zur Pistole greifen muß. Der Fabel liegt bekanntlich ein thatsächliches Ereignis aus der neueren Geschichte Norwegens zu Grunde. Der Staatsmann, der durch Selbstmord endete, war ein Freund Björnsons, der trotzdem durch Veröffentlichung von Privatbriefen desselben zu seinem Sturze beitrug.

Das interessante Stück erwies sich als außerordentlich bühnenwirksam. Gerade der dritte Akt, der fast nur aus einem langen Dialoge zwischen den beiden Hauptpersonen besteht, und für den man nach der Lektüre des Stückes am meisten fürchten mußte, wirkte tief ergreifend. Es ist übrigens Aussicht vorhanden, daß das Drama demnächst auf einer unserer ständigen Berliner Bühnen erscheint.

Dr. John Schikowski.

Kritik.

Antike Lyrik.

Emil Ermatinger und Rudolf Hunziker: Antike Lyrik im modernen Gewande. Hubers Verlag, Frauenfeld. Geb. M. 1,60.

Welche Grundsätze soll man bei der Übersetzung altklassischer Dichtungen ins Deutsche befolgen? Das ist eine ästhetische Streitfrage, um derentwillen seit mehr denn hundert Jahren schon viel Tinte geflossen ist. Aber noch immer harrt sie der Lösung. Und so mischt sich denn auch der eine Herausgeber des vorliegenden Büchleins, der Privatdozent Dr. Rudolf Hunziker in Zürich, unter die Kämpen, indem er in einem mit dem Rüstzeug gelehrter Zitate reich ausgestatteten „Anhang" die Methode und „Kunst des Übersetzens fremdsprachlicher Dichtungen", namentlich lyrischer, mit geschickter Polemik erörtert. Zunächst verlangt er, daß der

Digitized by Google

Übertragende zwar „den antiken Inhalt mit modern-lyrischen Empfindungen durchsetze", aber doch „die eigene Weisheit nicht zu stark in den Vordergrund dränge" (S. 60.) Und was die Form betrifft, so fordert er nicht nur für die „komplizierten antiken Versmaße", z. B. für die sapphische Strophe (!), sondern sogar für den Hexameter „deutsche Äquivalente", d. h. moderne Maß- und Strophenformen, womöglich gereimter Art (S. 69). Ich gestehe offen, daß ich diesen Standpunkt nicht teile, wiewohl ich ihn zu würdigen weiß. Wenn „Inhalt und Form, beides in gleicher Weise Ausflüsse des Zeit- und Volkscharakters, in jedem Kunstwerk zu unlöslicher Harmonie verflochten sind", wie ja Hunziker selbst es zugiebt (S. 57), nun, so lasse der Übersetzer, soweit es nur irgend das Wesen der deutschen Sprache erlaubt, der antiken Poesie den ihr charakteristischen Ausdruck und Geist! Vor allem aber halte er an ihrem Originalmetrum fest, wenigstens, wenn dies in unserer Litteratur bereits sein Bürgerrecht erkämpft hat! Seien wir doch offen! An Gehalt und Inhalt, besonders an Gemüt, Humor und Naturstimmung, steht die antike Lyrik der modernen bedeutend nach, aber in der sinnlichen Schönheit der Sprache, des Klanges, des Rhythmus, des Metrums erringt sie den Preis. Hierin ist sie für spätere Geschlechter vorbildlich geworden, und wer ihr metrisches Kleid modernisiert, der nimmt ihr nicht nur die Fremdartigkeit, sondern auch die Eigenart der Erscheinung. Solche Nachdichtungen im modernen Gewande — was sind sie anders als Zwitter? Und für wen bestimmt? Etwa für den klassisch gebildeten Kenner? Der greift doch am liebsten zum Original, dessen exotischen Duft keine noch so vollendete Übertragung auszuströmen vermag. Oder für den Laien? Ich gebe zu, daß für ihn solche Nachdichtungen gefälliger und verdaulicher sind. Aber diese Annehmlichkeit, diesen Genuß erkauft er mit teilweise schiefen Vorstellungen von dem Wesen der alten Poesie und des klassischen Altertums, das man sich auch sonst gewöhnt hat, durch eine nicht überall passende oder gar schönfärberische Brille zu betrachten. Indessen, lassen wir diese Doktorfrage auf sich beruhen! die Hauptsache ist und bleibt ja doch, ob die beiden Übersetzer ihren für richtig befundenen Theorieen Ehre gemacht haben. Und ich kann sagen, daß ich den größten Teil dieser Gedichte mit vielem Genuß gelesen habe. Es ist den Verfassern in der überwiegenden Mehrzahl ihrer Übertragungen gelungen, Poesie mit Poesie wiederzugeben, den alten Vorbildern mit künstlerischem Verständnis nachzuempfinden und nachzuschaffen, den alten Wein in neuen und gefälligen Gefäßen zu reichen. Und wie der Freund des Altertums sich z. B. gern in Geibels „Klassisches Liederbuch", in Bacmeisters horazische Oden, in Th. Heyses Catull, in Mählys „Griechische und Römische Lyriker" vertieft, so wird er auch der „antiken Lyrik" von Ermatinger und Hunziker einen bevorzugten Platz einräumen. Es ist eine kleine, aber liebe Gabe, in stilgerechter Ausstattung.

Dr. H. Friedrich.

Kunstzeitschrift.

Das Dezemberheft der Wiener Zeitschrift „Ver sacrum" (Wien, Gerlach & Schenk) ist dem Schaffen Fernand Khnopffs gewidmet. Über den Mann selber erfährt man nichts, denn die $1^1/_2$ Spalten Phrasen Hermann Bahrs verwirren nur, anstatt zu orientieren. „Wir stimmen Khnopff zu, weil wir es wiedererkennen: Denn gerade das, was wir nicht aussprechen können, weil es sich nicht denken läßt, weiß jeder einmal geschaut zu haben." Dieselbe Düsterheit herrscht auch in dem Gedicht „Weltgeheimnis" des begabten, aber überschätzten Hugo von Hofmannsthal. Das ist ein Rebus, kein Gedicht. Zahlreiche Schöpfungen F. Khnopffs sind hier

Digitized by Google

nachgebildet, barock, von brünstiger Phantasie, tiefer Gedanken voll. Eine Übersetzung des Maeterlinck'schen Marionetten-Dramas „Tintagiles Tod" beschließt das ausgezeichnete Heft. L. J.

Lustspiele.

Walter Harlan: Im April. Lustspiel aus den vierziger Jahren. Berlin.

Es giebt wahrhaftig nichts Öderes, als die ewig schwatzende doktrinäre Demokratie, ohne Rasse, ohne Instinkte, ohne Wagemut. Der rote Philister mit dem großen Maul, starrend von Phrasenkehricht, unfähig einer frischen, fröhlichen That, aller vornehmen Geistigkeit abhold, ordinär von Gesinnung, schäbig von Charakter — wer nicht selbst Demokrat, ermißt gar nicht, wie lästig und gefährlich diese Demokratensorte einer besser gearteten, freien und selbstherrlichen Individualität zu werden vermag. Es ist einfach zum Davonlaufen. Und Bismarck ist ihr Anno dazumal davongelaufen. Und Corvin, der rote Lockvogel, hatte das Nachsehen. Er brachte den Bismarck nicht in den Frankfurter Redaktionskäfig. Auch die beliebte heiratslüsterne Lustspiel-Miß aus Dingsda hatte nicht das Zeug, den Bismarck, der sich auf Kniephof sträflich langweilte, für sich und ihre Teufeleien einzufangen. Die Miß ist übrigens echt und ihre Tändelei mit dem Demokraten-Junker nicht von Pappe. Alimente hat sie wohl in keinerlei Form herausgeschlagen. Ich sage das für mich, Walter Harlan sagt nichts davon. Er nimmt vom Weiblichen nicht mehr, als er für die Ökonomie seines historischen Lustspiels braucht. Die Puttkamerin ist ihm gut geraten. Der Zeitpunkt und die Zeitluft sind prächtig getroffen. Der junge Bismarck am Scheideweg erweist sich als ein famoses Motiv für eine heiter-ernste Bühnenarbeit moderner Faktur. Wie ich höre, hat dem alten Bismarck selbst noch das Harlan'sche Manuskript vorgelegen, und das Ding hat ihm Spaß gemacht. Vielleicht hätte der Dichter manches um eine Nüance derber auftragen dürfen, besonders in der sonst sehr gelungenen Charakterisierung des kraftgenialischen, nach Thaten lechzenden Gewaltmenschen Bismarck. Es gehört nicht zu seiner Verherrlichung, ihn geflissentlich ins feine zu malen. Wenn sich die rechten Darsteller finden, wird das Harlan'sche Bismarck-Lustspiel auf der Bühne köstlich wirken.

M. G. Conrad.

Schicksal. Komödie in 3 Akten von Hugo Öhler. Graz, Komm.-Verlag „Leykam". 1899.

Der Dichter Robert Olten, dessen Erstlingsdrama soeben einen durchschlagenden Erfolg gehabt, verliebt sich in die talent- und tugendvolle Darstellerin der weiblichen Hauptrolle, Hansi Glinner, und verspricht ihr, zwar nicht vor Zeugen, aber coram publico die Ehe. Sein Vater bringt ihn aber dazu, Hansi laufen zu lassen, wozu der Alte keiner weiteren Anstrengungen bedarf, als des von altersher bereits bekannten väterlichen Fluchs. Da im zweiten Akt, nach Regievorschrift, auf dem Tische des Dichters „Jugend", „Simplicissimus", „Zeit", „Wage" liegen sollen, die durchschnittlich erst auf ein vierjähriges Bestehen zurückblicken können, muß der dritte Akt, der erst acht Jahre später spielt, ungefähr im Jahre 1903 vor sich gehen, brauchte uns also augenblicklich eigentlich noch nicht zu beschäftigen. Da in diesem aber vom Abrüstungsvorschlag, von Prevosts Demi-vierges und „dem neuen Buch vom Turi: Die Frau des Weisen" die Rede ist, muß er doch wohl auf das Jahr 1898, in dem Arthur Schnitzlers so betiteltes Buch erschienen ist, zugeschnitten sein. Er enthält übrigens nichts, als die Mitteilung, daß Hansi eine berühmte und berüchtigte Schauspielerin geworden ist, die sich selbst mit feinem Humor „zum Paradies der Herren" nennt, und zeigt den Dichter Robert, der anläßlich der Première

Digitized by Google

seines neuesten, seine Beziehungen zu Hanfi behandelnden Stückes am Burgtheater nach Wien gekommen, wie er von Hanfi gehörig wegen seiner damaligen Schlechtigkeit abgekanzelt wird. Obgleich Hanfi ihn mit einem recht deutlichen „Hinaus, Sie Lump!“ vor die Thür setzt, ist er wohlerzogen genug, beim Abgehen „Auf Wiedersehen“ zu sagen.

Dem Dichter dieses traurigen Stückes, das merkwürdigerweise als Komödie bezeichnet ist und einen trostlos öden Dialog, diverse noch ödere Monologe und einige sehr abgebrauchte, alte Kalauer enthält, ein „Auf Wiedersehen“ zuzurufen, dürfte man sich schwer entschließen.

Fritz Carsten.

Der Stiefel. Schwank in 1 Aufzug von Johannes Cotta. Leipzig. Rob. Friese.

Ein harmloser, aber recht lustiger Einakter, der — ohne irgendwie Ansprüche zu erheben — sein Publikum gewiß jederzeit unterhalten wird. Am Herzogl. Hoftheater in Altenburg, dem der Verfasser als Regisseur und Schauspieler angehörte, hat das Stück einen netten Heiterkeitserfolg gehabt. Geschickte Ausnützung der komischen Situationen und ein sicherer Blick für Bühnenwirksamkeit sind Cotta nachzurühmen. Mag er uns gelegentlich mit einem anspruchsvolleren Erzeugnis seiner heiteren Muse erfreuen.

Friedrich Moest.

Anthologien.

Ludwig Gemmels „Perlenschnur“ ist eine Anthologie moderner Lyrik (Berlin, Schuster & Loeffler. 8°. 362 S. Geb. 6 M.), deren eigenartiges Gewand die ganze Originalität seines Verlages atmet. Wenn ich die Vorrede recht verstehe, wollte Gemmel eine Art Hausbuch schaffen, kein Kampf- und Programmbuch. Die moderne Lyrik hätte schon genug sichere Kunst, um sie der Allgemeinheit als ein Produkt ruhiger Litteraturentwicklung darbieten zu können. Im großen und ganzen wird man die Sammlung loben können, nur ermöglicht sie nicht einen Überblick über die moderne Produktion. Es macht den Eindruck, als ob die Autoren des Verlags zu sehr berücksichtigt sind. Wenn Schaukal mit 10, Th. von Scheffer mit 10 Gedichten vertreten sind, indes von Conradi nur 2 enthalten sind, wenn ganz unmoderne Begabungen wie Kamlah — sich breit machen, wenn Ernst Schur spricht, indeß Mombert schweigt, wenn neben Thekla Lingen die ganz unlyrisch-theatralische H. v. Preuschen prunkt, indeß Anna Ritter fehlt, wenn Fritz Stern überhaupt vertreten ist und Schönaich-Carolath (!), Rilke fehlen, so ist die Art der Verteilung sehr ungerecht. Es hätte ein gutes Buch werden können, ist aber auf dem Wege dazu stehen geblieben. -ki.

Grüße deutscher Dichter. Sammlung der schönsten Dichtungen. Hrsg. v. Margarethe v. Hochfeld. Berlin, W. Vobach & Co. 8°. 240 S., 3 M.

Eine Sammlung sinnig-minnig-innig, dilettantisch ausgewählt und vollgestopft mit Neulingen, die nichts können, als alten Quark breit treten. Von neueren Namen haben sich zwar hineinverirrt: Arent (1), Benzmann (1), Busse (1), Falke (1), Flaischlen (1), Jacobowski (4), Janitschek (1), Kirchbach (1), Liliencron (1), Mackay (1), Negri (1), Reder (1), Schönaich-Carolath (2), wo aber sind Dehmel, Bierbaum, Dauthendey, Henckell, H. und J. Hart u. s. f. Alles in allem eine Sammlung, die schlechter ist, als die berüchtigten „Ich grüße Dich“, „Mädchens Leid und Lust“ 2c.

-o-.

Litteratur- und Kunstgeschichte.

Arthur Moeller-Bruck: Die Moderne Litteratur in Gruppen- und Einzel-Darstellungen. Band I: Tschandala Nietzsche. Schuster & Loeff-

Digitized by Google

ler. Berlin, 1899. Ein Charakterbild in großen Strichen — ein Versuch, die ungeheure Erscheinung Nietzsches zu klassifizieren. Manches Geistreiche ist dem Autor gelungen. Aber schließlich ist die Pointe dieses Essays zu geistreich, d. h. nämlich schon lächerlich: Friedrich Nietzsche als einen Tschandala des heutigen Lebens, als den vollkommensten Typus von Dekadent hinzustellen. Der Irrtum des Herrn Moeller-Bruck besteht darin, Nietzsche dafür verantwortlich zu machen, daß das heutige moderne Leben ihm nicht genügen konnte, um das Idealbild, daß sein Genie in ihm erzeugte, in diesem Leben zu verwirklichen. Nein, umgekehrt, geistreicher Herr Moeller-Bruck! Die Zeit ist dekadent und Fr. Nietzsche war ihr einziger Gesunder, Starker. Seine Tragik war nicht die, für dieses moderne Leben nicht Kraft genug gefunden zu haben, mit dem sich die Snobs und die Dekadenten und verlogenes Gesindel so prächtig abfinden, seine Tragik war die, ein zu *spät* oder zu *früh* Geborener gewesen zu sein. In die große Zeit der Renaissance oder in die großen Zeiten der Zukunft, wenn diese je entstehen werden, gehörte Fr. Nietzsche, der *Unzeitgemäße*. Die Zeitgemäßen werden ihn nie verstehen. Sie verwechseln die Zeit mit dem Leben und glauben, Nietzsche habe das „Leben" nicht ertragen, weil er seine ekelhafte „Zeit" nicht ertrug!

Max Messer.

F. H. *Meißner*: *Das Künstlerbuch*. Band I: *Arnold Böcklin*. Umschlagzeichnung von *Hans Thoma*. (116 S., 3 M.) Schuster & Loeffler, Berlin.

Franz Herm. Meißner hat nach mehreren Künstlerbiographien und seinem imposanten Klingerwerk eine neue Monographie folgen lassen und zwar über Arnold Böcklin. Meißner giebt darin ein getreues Bild von der künstlerischen Bedeutung dieses großen Schweizers, sowie eine vollständige, chronologische Aufzählung aller seiner Werke. Mit liebevollem und feinfühligem Verständnis beschreibt er die Werke dieses Meisters und bringt über sein Leben und Schaffen manches Neue und Interessante. Die Abbildungen, welche nur teilweise gut sind, finde ich zu klein im Format, man hätte einigen eine volle Seite wohl geben können (wie z. B. der *Pietà* [Nationalgallerie] und dem *gefesselten Prometheus*). Der warme Stil Meißners, der ungemein sympathisch anmutet, hat zwei Stellen, welche besser weggeblieben wären: „Olle Grieche" (Seite 27) und „Alle Dage Leber" (Seite 93) entweihen fast dieses schöne Buch. **Hxl.**

Die skandinavische Litteratur und ihre Tendenzen. Nebst anderen Essays von *Marie Herzfeld*. Berlin, Schuster & Loeffler.

Der Sammelband ist nach dem längsten und in seinen Urteilen konfusesten Aufsatz betitelt. In dem Widmungsbrief an die Baronin Malvida v. Meysenburg, der das Buch „in ehrfurchtsvoller Empfindung zugeeignet" ist, spricht die Verfasserin übertrieben bescheiden von ihrer skandinavischen Spezialisten-Arbeit. Das pflegen alle Spezialisten zu thun und stets mit dem heimlichen Vermerk: Aber das werdet Ihr schon spüren müssen, daß mein Feld das auserlesenste ist, und seine Früchte an Reife, Süße und Gewicht mit keinen anderen vergleichbar. Marie Herzfeld sagt von ihrem Sammelwerk, daß es nichts enthalte, was den Leistungen der großen Geister ebenbürtig wäre, deren Namen mit dem der Verfasserin der „Memoiren einer Idealistin" unauflöslich verbunden sind. Man braucht dabei nur an Nietzsche und Wagner zu denken, um ohne übelangebrachte Galanterie Fräulein Herzfeld sofort beizustimmen. Aber wenn sie dann fortfährt, daß ihr Buch nichts enthalte als in Umrißlinien das, was sie in mehreren Büchern Skandinaviens zu finden vermeinte, so ist das nur bedingt richtig. Richtig hinsichtlich der paar Charakterköpfe, die sie flüchtig zeichnet, der paar feineren

Digitized by Google

Inhalts-Zergliederungen, die sie mit virtuoser Hand an mehr oder weniger bedeutenden skandinavischen Dichtungen vollbringt; nicht richtig hinsichtlich der temperamentsvollen Wucht, mit der sie mit überlegenen Größen, namentlich mit Ibsen und Björnson, ins Gericht geht und Urteile formelt und Verallgemeinerungen aufbaut und Zusammenhänge mit der allgemeinen Weltkultur und den modernen Menschheitsidealen dogmatisch festlegt, die samt und sonders sich höchst souverän geben und päpstlich unfehlbar, ohne freilich im Grunde mehr zu sein, als konfuse Meinungen und Stimmungen der Schreiberin, Empfindungen und Wallungen, die über die Wissenschaft, gar oft auch über die Logik hinwegvoltigieren. Mehr als angenehm aufreizenden feuilletonistischen Lesestoff bietet das Buch in Wahrheit nicht; für die Akten der Weltlitteratur ist es positiv belanglos. Wie sie sich abmüht, die gestrenge Richterin — die sich aber unversehens minutenlang in die phantastischste Lobpreiserin ihrer speziellen Lieblinge verwandelt (echt weiblich!) — an schwer zu zwingende Gegenstände, überragende Litteraturcharaktere nicht den Maßstab der Kunst, sondern den nach ihrer Meinung höheren Maßstab der Kultur anzulegen, um das Unbewältigbare niederzuringen und disparate Erscheinungen unter einen willkürlichen, gemeinsamen Gesichtspunkt zu pressen, das ist namentlich in dem Hauptaufsatze sehr ergötzlich zu beobachten. Ihre Sympathien und Antipathien durchbrechen in ihrer unbewußten Übergewalt alle Dämme, und der Strom der Gefühle spottet jeder konsequenten Beweisführung. Das zieht dann Kreise und Wirbel und Strudel, darin alle Logik versinkt. Als Schauspiel ist das sehr hübsch und fesselnd. Als Diskussionsthema jedoch einfach unmöglich. Mit Gefühlen ist nicht zu streiten. Marie Herzfeld hat viel Geist und Temperament, dialektische und rhetorische Gewandtheit. Es fehlt ihr nur eins: die Methode wissenschaftlicher Arbeit. Sie ist in ihrer Spezialität eine flinke Feuilletonistin, eine angenehme Dolmetscherin fremder Kunsterscheinungen, die ihr gerade liegen. Was ihr nicht liegt, wehe, wenn es vor ihrem Stuhle sein Recht suchen müßte. Ein interessanter Typus Weib, diese vielfach an die Marholm erinnernde Marie Herzfeld in der litterargeschichtlichen Tendenzschriftstellerei.

M. G. Conrad.

Detlev v. Liliencron. Ästhetische Studie von Franz Oppenheimer; mit dem Bilde des Dichters. (Berlin, Schuster & Loeffler. 1 Mk.)

Die Litteratur über die Litteratur ist im allgemeinen ja minder erfreulich. Wenn sie aber so knapp im Umfang ist und so unterhaltend zu lesen und dazu geeignet, einem noch zu wenig gewürdigten Großen den Weg zu bereiten, dann ist es etwas anderes. Leider hat auch der Deutsche solche Litteratur noch allzu nötig, schon um über das, was er nicht gelesen hat, schwätzen zu können; doch, was sage ich? so gut wird es einem Dichter selten bei Lebzeiten. Oppenheimer ist begeistert von Liliencron, das ist schön und nicht anders als billig; er kennt auch genau die Grenzen seiner Künstlerbegabung, das zeigt den besonnenen und reifen Kritiker.

Christaller.

„Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler Friedrich v. Müller“*) zu belauschen ist von intimstem Reiz. 24 Jahre lang, bis an Goethes Lebensende, war ihm der kluge, diskrete Mann nah, der die alte, griesgrämige und jähzornige Exzellenz so gut zu behandeln wußte. Müller hat gerade soviel Kenntnisse in allen Wissenschaften, um nicht ganz ohnmächtig-dumm dem Goethe'schen Geiste gegenüberzustehen, und soviel Takt, um das Mißtrauen des alten Herrn zu

*) Stuttgart, J. G. Cotta'sche Verlagsbuchhandlung.

Digitized by Google

besiegen und das freundliche Exzellenz-Wohlwollen auf sich zu ziehen. So ist es immerhin ein klarer, reiner Spiegel, der Goethes Geist zurückwirft, und seine Unterhaltungen haben daher sowohl die Stimmung des Ursprünglichen, als auch die Treue des Goethe-Kolorits. Ein einziger Geist in diesem alten Herrn. Zwischen Himmel, Hölle und Erde wandert sein rastloser Kopf hin und her; unzählige Fragen aller Wissenschaften werden eingehend besprochen; täglich muß ein Buch verschlungen werden; Fremde werden vorgelassen, Dichtungen besprochen, die zärtliche Lust am Weibe schwelgt noch immer in süßer Laune, das Enkelkind wird gestreichelt, der Weimarische Staat gerettet ... ein unendliches Leben gelebt in kleinem Raum, zwischen bescheidenen Wänden. Man ist förmlich bestürzt von der Größe dieses Mannes, gegen die sich oft in uns Jungen etwas wie abwehrende Kraft regt, bis wir wieder ganz und gar in seinen Bann geraten und vergessen, daß auch er sterblich ist.

Und er ist es wirklich. Wenn es einen Goethe-Hasser gäbe — Wolfgang Menzel hat keinen Nachfolger gefunden — und er würde ein Brevier Goethe-Dummheiten veröffentlichen, so dürften Goethes Urteile über den Humor und die deutsche Geschichte nicht fehlen. Die 75jährige Exzellenz prägt Thorheiten wie diese: „Nur wer kein Gewissen oder keine Verantwortung hat, kann humoristisch sein.“ Und der Schöpfer des „Götz“ bekommt es fertig, lang und breit auseinanderzusetzen, Scotts Zauber beruhe auf der unerschöpflichen Mannigfaltigkeit der britischen Geschichte, „während in Deutschland sich nirgends zwischen dem Thüringer Wald und Mecklenburgs Sandwüsten ein fruchtbares Feld für den Romanschreiber findet“. Goethe besaß wie Richard Wagner die Eigenheit, Mängel seiner Begabung zu Tugenden zu stempeln, auf Kosten aller historischen Beweise. Das ist seinste Schwäche und daher wohl echteste Menschlichkeit. L. J.

Kritik der Kritik.

Rechte und Pflichten der Kritik. Philosophische Laien-Predigten für das Volk der Denker von C. E. Rasius, Leipzig, W. Engelmann. 170 S., Preis 2 Mark.

Der gute Herr Cerastus hat sich mit seinen Predigten doch wohl in der Adresse vergriffen. Mit seinen glaubensstarken Lehren und Meinungen würde er bei einem Volke von Denkern zweifellos kaum mehr als eine gelinde Heiterkeit erwecken. Ein solcher Vollblutgläubiger, wie er — er ist ein unbedingter Gottgläubiger, Bibelgläubiger, Monarchiegläubiger, Deutschgläubiger — kann nur auf ein orthodox gedrilltes Volk ernsthaft wirken. Seine Predigten sind ein seltsames Gemisch von Wahrem und Falschem, Schiefem und Geradem. Seine ganze Art erinnert etwas an den klassischen Bildungsphilister D. Fr. Strauß letzter Periode („der alte und der neue Glaube“). Nur ist er nicht so diskret und gemütlich, wie der biedere schwäbische Exztheologe, sondern — viel norddeutscher, viel orthodoxer, viel chauvinistischer. Es lohnt nicht, hier das ganze, recht nüchtern und pedantisch im scholastischen Exerzierplatzstil durchkomponierte Buch zu analysieren. Wir beschränken uns auf die Kennzeichnung seines Geistes durch Stichproben:

S. 75 ... „Es ist klar, daß der Entwickelung des Gesamtwohls die günstigsten Bedingungen gestellt sind, wenn der Beste, d. i. der Wahrhaftigste, Fähigste, Thatkräftigste und Edelste des Herrscheramtes waltet. Nun ist es aber absurd und unmöglich, daß die Minderwertigen den Besten bestimmen. Daher muß die Bestimmung zum Herrscher, zum Oberhaupt eines Volkes durch eine höhere Macht geschehen. Es ist somit die erbliche Monarchie die beste Staatsform, und es hat der Monarch in anderem Sinne als irgend ein anderer Mensch sein Amt von ‚Gottes Gnaden‘.“

Digitized by Google

Der gute Cerasius hat in der Wonne seiner satten Gläubigkeit wohl keine Ahnung davon, welchen Rattenkönig von Trugschlüssen er hier in wenigen Sätzen dem „Volk der Denker“ zur Bewunderung vorgesetzt hat. König Milan von Serbien sollte sich diesen Cerasius als Hofphilosophen leisten. Auch der Prinz von Wales, künftiger König von Großbritannien und Kaiser von Indien durch Gottes Gnaden, nicht durch die Bestimmung der „Minderwertigen“, dürfte sich diesen königlichen Logiker für irgend ein lustiges Hofamt vormerken. Auch in Rußland, wo die auserwählten Gottesgnadentümlichen so energisch sich selbst mit Gift und Dolch und Strang zu Leibe gegangen sind, dürfte diese Theorie der erblichen „Besten“ mit dankbarem Augurenlächeln aufgenommen werden. Nicht zu gedenken der Befriedigung der „Minderwertigen“ im Königreiche Bayern, das seit dem Jahre 1886 einen notorisch unheilbar gehirnkranken, durchaus regierungsunfähigen Monarchen im Glanz der Krone und des Purpurs, d. h. nicht wirklich, sondern in der konstitutionellen Fiktion der erblich herrschenden Majestät auf dem Throne sieht!

Einen besonderen Schleim hat unser Laienprediger auf die Amerikaner. An einigen Stellen ist sein Haß gegen das Amerikanertum so gewaltig, daß er ihn sogar blind gegen die Gesetze und den Geist der deutschen Sprache macht. Seite 76 versteigt sich Cerasius in seinem Zorn zu dem Vergleich, daß gegen die schlechten amerikanischen Zustände „die gleichartigen Übelstände in dem vielgeschmähten Rußland oder in der Türkei wahre Waisenknaben sind“.

S. 90: „Wenn man auf dem Gebiete der Malerei „Technik“ sehen will, dann braucht man in München nur in die Sezession zu gehen.“ Seine Meinung ist, daß auch die unfähigsten Leute es fertig brächten, ähnlich wie die Sezessionisten, „ein Stück Leinwand grün oder blau oder gelb anzustreichen, ein paar Flecken darauf zu schmieren und darunter zu schreiben: „Abendstille“, „Wiesenidylle“ u. s. w.“

Die Tiefe seiner sozialen Einsicht offenbart sich S. 131: . . . „Warum ist denn die Mildthätigkeit überhaupt notwendig? Doch nur, weil die Menschen ihre Pflicht und Schuldigkeit nicht thun. Sie wollen meist nur genießen, aber nicht arbeiten. Daraus geht denn sowohl der vergoldete, wie der in Lumpen gehüllte Müßiggang hervor, freilich aber auch der unfreiwillige, und dieser leidet natürlich am meisten.“

Gewiß enthält die Schrift manchen gesunden Gedanken über Charakter, fahrlässige und bewußte Lüge, Todesstrafe u. s. w. Allein, es dürfte dem Herrn Cerasius selbst in seiner glänzendsten Stunde der Gottähnlichkeit schwer werden, das „Volk der Denker“ zu überzeugen, daß er mit seinen Predigten eine wesentliche Lücke in der nationalen Bildung, dieser ohnehin allerfürtrefflichsten auf Erden, ausgefüllt habe. M. G. Conrad.

Biographie.

Heinrich von Stephan. Ein Lebensbild von E. Krickeberg. (Dresden und Leipzig, C. Reißner.) 320 S.

Friedrich Nietzsche. Ein Lebensbild von Hans Gallwitz. (Ebenda.) 274 S.

Friedrich Nietzsche. Sein Leben und seine Lehre von Georg Friedrich Fuchs. (Stuttgart, Chr. Belser.) 41 S.

Max Stirner. Sein Leben und sein Werk. Von John Henry Mackay. (Berlin, Schuster & Loeffler.) 260 S.

Die ersten beiden Werken gehören zu der von Dr. Gustav Diercks herausgegebenen Serie „Männer der Zeit“, deren I. und IV. Band sie bilden. Diercks hat sich in der Wahl seiner Mitarbeiter als ein richtiger Abwäger der Fähigkeiten und ihrer sympathischen Eigenweise bewährt. Krickeberg schreibt uns einen ganz vortrefflichen Stephan, und der

Digitized by Google

Nietzsche von Gallwitz ist eine anziehende und geistvolle Leistung. Schriftstellerisch haben beide sogar eine weit bessere Prosa zu bieten vermocht, als der geschätzte Dichter Mackay in seinem Max Stirner. Diese Biographie erfüllt nur zum geringen Teile die Hoffnungen, die einst die Ankündigung Mackays in allen höheren litterarischen Kreisen zu erregen wußte. Aber die verhältnismäßig geringe Ausbeute an Lebensthatsachen hätte Mackay wenigstens durch eine glänzende stilistische Darstellung zu möglichst hohem, künstlerischem Werte treiben und den Mangel an Belehrung durch Schönheit und Großartigkeit des Zeit- und Geistesbildes wettmachen sollen. Hoffentlich wird bald eine zweite Auflage nötig und Mackay läßt sich die Mühe nicht verdrießen, seine ganze Arbeit noch einmal von vorne zu beginnen. Die auszugsweise Darstellung der Weltanschauung Stirners ist in der jetzt von Mackay gebotenen Form einfach ungenießbar. Die Seitenhiebe auf Feuerbach und Nietzsche bleiben besser weg, denn wenn sie sich auch mit Mackays persönlichem Geschmacke decken, mit der Vornehmheit Stirner'scher Kritik decken sie sich absolut nicht. Alles Kleinliche, Peinliche, Nörgelnde sollte in einer Biographie Stirners keinen Platz finden. Wir kommen auf Mackays Buch später bei Besprechung von Stirners kleineren Schriften zurück.

Gallwitz hat die bis jetzt erschienenen Teile der großen Nietzsche-Biographie von Frau Elisabeth Förster-Nietzsche gehörig ausgeschlachtet. Seine persönliche Auffassung und Wertung des außergewöhnlichen Menschen hat einen stark theologischen Beigeschmack, ist aber glücklicherweise frei von widerlichen pfäffischen Elementen. Was Gallwitz zur Rettung seines biblischen Christes im Gegensatz zu Nietzsches Antichrist mit großem Eifer und ziemlicher dialektischer Sicherheit beibringt, wird wahrhaft moderne Geister wenig interessieren. Es stört auch nicht sehr im Genuß des Buches. Die Analyse Nietzsches des Künstlers hätte mehr in die Tiefe gehen sollen. Immerhin hat Gallwitz in einer Reihe von Hinweisen den Problemkomplex „Nietzsche" zwar nicht wesentlich erhellt, aber doch auch nicht für einen größeren und berufeneren Rätsellöser, der nach ihm kommen wird, entweiht und verekelt. Gallwitz ist zweifellos ein Mann von großen Gaben und ernsthafter schriftstellerischer Befähigung.

Diese Anerkennung können wir dem Herrn Fuchs auf Grund seiner kleinen oberflächlichen Nietzsche-Schrift, die in den „Zeitfragen des christlichen Volkslebens" erschienen, nicht erteilen.

M. G. Conrad.

Polnische Litteratur.

Das zwölfte Heft der Krakauer Wochenschrift für Litteratur, Kunst und Wissenschaft „Zycie" (Leben) ist Henrik Ibsen gewidmet. Ein kurzer, doch verständnistiefer und würdiger Artikel von Artur Górski bietet in schwungvollen Worten ein markiges Bild von dem Wirken und Wesen des großen Norwegers, der voll Kraft und Beruf, seinen Ahnen, den Wikingern gleich, die da ein kleines Volk hinausfuhren in ihren schwankenden Schiffen, hinaus in alle Lande, ganz Europa mit dem Ruhm ihres Heldentumes zu erfüllen, „hinausgesegelt ist in seinem kleinen, skandinavischen Kahne in das Meer der europäischen Kultur"; er, aus dessen Geschöpfen die urgewaltige Nordlandnatur uns allenthalben entgegenragt, „auf granitnem Boden schreitet der Fuß, Tiefen und Abgründe bei jedem Tritte, silbrige Gipfel in Nebelgewölk sich verlierend, Adler kreisen krächzend dem Wandrer zu Häupten"; ja, „sein Geist ist jenem verwandt, dem da verheißen wurde: Von nun an sollst Du Menschen fischen!" Der Verfasser schließt mit der Mahnung an die junge polnische Poetenwelt, sich aufzuraffen aus dem dumpfen Banne der

Digitized by Google

französischen Repertoirstücke, in freiem Fluge diesem nordischen Adler zu folgen. Einige recht interessante Daten über die Verbreitung Ibsen'scher Werke in polnischen Landen hat der Redakteur und Herausgeber der Wochenschrift, der bekannte moderne polnische Dichter Ludwik Szczepanski, zusammengestellt. Als erstes seiner Dramen gelangte hier „Nora" auf die Bühne, und zwar in Warschau im Jahre 1884, später auch in Posen und Krakau; weiterhin kamen der „Volksfeind" (aus diesem wird im selben Hefte die Volksversammlungsszene des 4. Aktes in polnischer Übertragung wiedergegeben), „Die Wildente" und „Hedda Gabler" hinzu, im allgemeinen aber ist Ibsen dem polnischen Publikum noch ziemlich fremd geblieben, und erst kaum die Hälfte seiner Dramen ihm in Übersetzungen zugänglich. Aus dem übrigen Inhalt des Heftes seien noch hervorgehoben: eine Würdigung der Werke des im vorigen Jahre verstorbenen, berühmten polnischen Dichters Kornel Ujejski von M. Janik, ferner poetische Beiträge von Kazimierz Przerwa-Tetmajer, Waclaw Wolski u. a. Das Feuilleton bringt einen Roman von Gabryela Zapolska, die Chronik Krakauer Theater- und Bücherbesprechungen 2c. Außerdem bietet diese Zeitschrift, welche durchaus auf modernem Boden steht und ein frisches Bild von der litterarischen Bewegung in Polen, mit besonderer Berücksichtigung Galiziens, sowie im übrigen Europa gewährt, Übersetzungen und Essays über markante litterarische Erscheinungen des Auslandes; in den bisherigen Heften gelangten Octave Mirbeau, Hermann Bahr, Arthur Schnitzler, Peter Altenberg zu eingehender Erörterung. Nach dem, was sie geleistet, hat die Wochenschrift „Życie" sich ihres Namens würdig gezeigt, denn wirklich herrscht Leben in ihr, junges, regsames Leben.

Gleichfalls, wenn auch nicht in gleicher Weise, Litteratur, Wissenschaft und Kunst gewidmet ist die alte Warschauer Monatsschrift „Bibliotheka Warszawska", welche mit diesem Jahre in ihren 58. Jahrgang tritt. Hier ist der wissenschaftlichen Forschung, besonders auf dem Gebiete der Nationalgeschichte, Philosophie, sozialen Ökonomie 2c. weiter Raum geboten. So finden wir in dem inhaltreichen ersten Hefte einen wertvollen und interessanten Artikel über die alten Littauer und ihre religiösen Vorstellungen von A. Brückner, eine wissenschaftliche Studie über „Physiologie und Hygiene der geistigen Arbeit" unter Hervorhebung der pädagogischen Bedeutung dieser Frage, ferner eine längere Besprechung der Thätigkeit des Kabinetts Badeni, dann eine Skizze („Sylwetka jubilenszowa") von Stef. Popowski über Arnold Böcklin, eine Darstellung des Lebens und Schaffens der polnischen Schriftstellerin Seweryna Duchinska, welche in diesem Jahre in Paris ihr fünfzigjähriges Jubiläum begeht. Den belletristischen Teil bildet eine anziehende Novolle von Józef Weyssenhoff, eine Erzählung von Zofia Kowerska, „Brüder der Wahl", und Gedichte von Selim und M. Tatarkiewicz. Georg Adam.

Digitized by Google

Die Denunziation in der Litteratur.

Vor zwei Jahren, am 7. Februar 1897, erschien in der ‚Frankf. Ztg.' ein Aufsatz „Ueber das Denunzieren" von Otto Julius Bierbaum, der großes Aufsehen erregte. Der Artikel hatte folgende Vorgeschichte: Ein junger Schriftsteller, Börries Freiherr v. Münchhausen, damals in Göttingen, hatte eine Gedichtsammlung Richard Dehmels bei der Staatsanwaltschaft als „unsittlich" denunziert, und auf Grund dieses Vorganges veranstalteten O. J. Bierbaum und J. Meyer-Gräfe bei den deutschen Autoren eine Umfrage dahingehend, ob die Denunziation ein berechtigtes litterarisches Kampfmittel sei. Die Ergebnisse dieser Enquete, die begreiflicherweise für den Herrn in Göttingen nicht sehr schmeichelhaft waren, wurden in dem obenerwähnten Artikel der ‚Frankf. Ztg.' veröffentlicht. Herr v. Münchhausen strengte gegen O. J. Bierbaum und Meyer-Gräfe die Beleidigungsklage an, aber die Sache zog sich hin, bis endlich jetzt vom Berliner Amtsgericht die nachstehende Entscheidung gefällt wurde, mit der das Denunziantentum in der Litteratur gerichtet erscheint:

Beschluß.

In der Privatklagesache von Münchhausen gegen Bierbaum und Gen., 147 B. 191/98, wird unter Ablehnung der Eröffnung des Hauptverfahrens der Privatkläger mit seiner Klage kostenpflichtig zurückgewiesen.

Dadurch, daß die Beschuldigten aus Anlaß der vom Privatkläger gegen den Schriftsteller Dehmel erstatteten Denunziation eine Umfrage unter den Standesgenossen über eine derartige Handlungsweise hielten und diese Umfrage demnächst veröffentlichten, haben sie lediglich im Standesinteresse gehandelt und gegenüber dem Vorgehen eines Einzelnen ein generelles Urteil darüber herbeiführen und bekannt geben wollen. Aus dem inkriminierten Artikel geht in keiner Weise hervor, daß sie etwa aus Wut über die einem Freunde widerfahrene Denunziation, wie Privatkläger es darstellt, die Person des letzteren nun ihrerseits beleidigen und verunglimpfen wollten. Sie wollten vielmehr lediglich in sachlicher Weise gegen die Ansicht, daß im Schriftstellerstande ein derartiges Kampfesmittel als erlaubt angesehen würde, Verwahrung einlegen. Jedenfalls steht den Angeklagten der Schutz des §. 193 St.-G.-B. durchaus zur Seite.

Berlin, den 8. Januar 1899.

Königliches Amtsgericht I. Abt.
gez. Karsten.

Abonnementspreis pro Quartal (6 Hefte, jedes im Umfange von 4 bis 5 Bogen, nebst drei Porträts im Quartal) 4 Mark.
Der Einzelpreis des Heftes ist 75 Pf. Eleg. Quartals-Einbanddecken à 1 Mk. 50 Pf.
Insertionspreis für die einmal gespaltene Petitzeile oder deren Raum 30 Pf.
Beilagen nach Übereinkommen.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen.

Alle Rechte bezüglich des Inhalts dieser Zeitschrift ausdrücklich vorbehalten.

Zur Beachtung! Alle Manuskripte, Bücher ꝛc. sind an die Redaktion, Berlin SW. 48, Wilhelmstraße 141, zu schicken. Rücksendung unverlangt eingelaufener Manuskripte erfolgt nur, wenn Porto beigelegt ist! Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt weder die Redaktion noch der Verlag irgendwelche Verbindlichkeit. Honorarforderungen müssen bei Einsendung von Manuskripten genau genannt werden.

Verantwortlicher Leiter: Dr. Ludwig Jacobowski in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 141.
Verlag und Druck der „Gesellschaft" von J. C. C. Bruns in Minden i. Westf.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Digitized by Google

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX
ILDEN FOUNDA

Band I. * 1899. * Heft 6.

Die Frau und die Politik.

Von Elisabeth Gnauck-Kühne.
(Berlin.)

Die Frage nach dem politischen Rechte des weiblichen Geschlechts, dem Wahlrechte und der Wählbarkeit, lag von Anfang an im latenten Zustande in der Frauenbewegung; früher oder später muß dieser Punkt zur Sprache kommen und zur Stellungnahme nötigen. Möge man die Sache n sympathisch oder abstoßend finden, eine eingehende Erwägung der ge nach dem politischen Rechte der Frau erscheint unter allen Umden als eine Forderung der Klugheit, Billigkeit und Gerechtigkeit geboten.

Unter den Gegnern der politischen Mündigsprechung machen es diejenigen am leichtesten, welche sich hinter das Dogma von der igen Inferiorität des weiblichen Geschlechts verschanzen und kurzer d erklären, die ganze Sache sei eine Lächerlichkeit, die Frau sei ein allemal politisch unfähig, eben weil sie Frau sei, es gebräche ihr em nötigen Intellekt. Diese Behauptung zeugt nun freilich neben wahrhaft erfrischenden Reflexionslosigkeit von einer bedenklichen ichtsunkenntnis, denn wenn wir auch nur eine einzige tüchtige tikerin gehabt haben — und die Geschichte kennt ihrer mehr als — so würde damit der Beweis erbracht sein, daß das Geschlecht absolutes Hindernis für politisches Verständnis bildet. Ferner e die Behauptung, das Weib sei politisch unfähig, weil es Weib ie andere bedingen: der Mann ist politisch fähig, weil er Mann ine Behauptung, deren Unhaltbarkeit vor Augen tritt, wenn wir ie verschiedenen Schichten der Wähler vorstellen. Es kann doch nd im Ernste behaupten wollen, daß die Ackerknechte auf einem nen Landsitze in Hinterpommern oder Ostpreußen mehr Verständ-

Digitized by Google

nis für ihre Aufgabe bei der Wahl hätten, als etwa gebildete Großstädterinnen, oder daß die Analphabeten auf einem junkerlichen Gutshofe in Mecklenburg mehr verstünden von Schutzzöllen und Freihandel, Flottenvorlage oder Kolonisation, als ihre Gutsherrin, auch selbst wenn wir die Bildung der letzteren nicht hoch einschätzten! Wenn aber nicht das Geschlecht an sich die Ursache für die Seltenheit politischer Anteilnahme unter Frauen ist, so fällt die Beweisführung derjenigen Gegner in sich zusammen, welche die Verweigerung der politischen Rechte mit dem Hinweise auf die Geschlechtszugehörigkeit begründen wollen.

Nicht minder unhaltbar erscheint ein anderer Grund, mit dem die Abweisung der Frauen gestützt wird. Der Mann wählt, so heißt es, als Belohnung dafür, daß er bei der Verteidigung des Vaterlandes sein Leben in die Schanze schlägt. Hier ist aber zu bedenken, daß der Mann, ehe er sein Vaterland verteidigen kann, geboren werden muß. Mit anderen Worten: seine Mutter muß ihr Leben für das Vaterland in die Schanze schlagen, damit ihm ein Verteidiger geboren werde, so daß jeder Mann, der sein Vaterland verteidigt, mit mathematischer Gewißheit eine Frau voraussetzt, die vor ihm ihr Leben in die Schanze geschlagen hat. Des Weibes Mutterschaft ermöglicht erst des Mannes Ritterschaft. Zu einer der beiden Aufgaben hat die Natur ihre Geschöpfe zweckentsprechend ausgerüstet; beide erfüllen ja ihre Aufgabe, indem das Weib die Mutterschaft, der Mann die Ritterschaft auf sich nimmt; wird nun aber der eine Teil für die Erfüllung seiner Aufgabe belohnt, weshalb nicht der andere? Und wollte man hier einwenden, daß auf diese Weise die kinderlosen Frauen von der Politik ausgeschlossen blieben, so wäre zu entgegnen, daß dazu kein Grund vorläge, da Gesetze nur für den Durchschnitt gemacht werden, wie denn ja auch alle für den Militärdienst Untauglichen dennoch wählen.

Wir sehen, auch der Hinweis auf die Dienstpflicht des Mannes rechtfertigt den Ausschluß der Frau von der Politik nicht, denn pocht er auf seine Ritterschaft, so betont sie ihre Mutterschaft.

Wie steht es nun mit den Gründen, welche *für* die politische Mündigsprechung ins Feld geführt werden? Die Leistung der Frau in der Mutterschaft begründet wohl am ehesten den Anspruch auf politische Rechte, während der beliebte Hinweis auf das Vorgehen kleiner außereuropäischer Staaten nur dann vorbildlich für uns sein könnte, wenn wir voraussetzen dürften, daß in jenen Staaten dieselben wirtschaftlichen, rechtlichen und bevölkerungsnumerischen Verhältnisse herrschen, wie bei uns. Nicht weniger unzulänglich erscheint der wieder-

Digitized by Google

holte Versuch seitens der Frauen, die Zeit des Mutterrechts als historische Begründung ihrer politischen Forderungen heranzuziehen. Bei eingehender Beschäftigung mit den Werken über die Urgeschichte der Familie würde dies Argument aus den Reden und Schriften der Frauen verschwinden. Selbst wenn wir auf diesem Gebiete die Hypothesen der Forscher für beglaubigte Thatsachen ansehen, kann uns nicht die Lust anwandeln, als ein Ideal Zustände hinzustellen, welche die niedrigste Entwicklungsstufe zur Voraussetzung haben. Das Mutterrecht verschwand, sobald die Geschlechter in geordnetere Beziehungen zueinander traten und durch geschärfte Beobachtung im stande waren, den ursächlichen Zusammenhang zwischen zeitlich getrennten Vorgängen zu erkennen. Kurz, so wenig, wie man die Verweigerung des Wahlrechtes mit dem Militärdienst oder der vorgeblichen Inferiorität der Frau erklären kann, so wenig kann man die Forderung des Wahlrechts mit dem Hinweise auf überseeische kleine Staaten oder die Zeit des Mutterrechts begründen. Dagegen, scheint mir — neben der in erster Linie stehenden Mutterschaft — würde ein Anspruch auf politisches Recht für die Frauen aus der Thatsache herzuleiten sein, daß die wirtschaftliche Entwicklung die Frau mit dem Angebote ihrer Arbeit auf den Markt geworfen hat und in wachsendem Prozentsatze zu berufsmäßiger Erwerbsarbeit nötigt. Es ist schlechterdings nicht einzusehen, warum die Frauen, welche gemeinsam mit den Männern an der Maschine, am Schalter oder im Laden stehen, gleich ihnen Kontor- oder Schul-Angestellte sind, nicht auch mit den männlichen Berufs- und Arbeits-Genossen stimmen sollen? Der einzig denkbare Beweggrund der Verweigerung würde der sein, daß man diesen Zustand, sowie die Zunahme gewerblicher Frauenarbeit seitens der Regierung nur als eine Phase ansieht und auf eine solche nicht Gesetze von weittragender Bedeutung zuschneiden will, viemehr das Ziel anstrebt, die Frau der Familienaufgabe mehr und mehr zurückgegeben zu sehen, eine Argumentation, welche allerdings die Entgegnung hervorruft, daß dies Ziel noch viel sicherer erreicht werden würde, wenn die Frau selbst bei der Gesetzgebung mitzusprechen hätte, da schließlich doch kein Mann so gut wissen könne, wie die Frau selbst, wo sie der Schuh drückt.

Der Wunsch der Frauen, auf die Maßnahmen, welche die Lebensbedingungen ihres Geschlechts betreffen, Einfluß zu haben, ist in der That ein ebenso berechtigter wie natürlicher und dürfte ihr Streben nach politischem Recht wesentlich bewirken.

Der heutige staatliche Zuschnitt des weiblichen Unterrichtswesens

Digitized by Google

z. B. trägt thatsächlich weder dem vergrößerten Bildungsbedürfnisse, noch auch den veränderten wirtschaftlichen Verhältnissen Rechnung, befriedigt daher niemanden.

Die Schülerin lernt zwar allerlei, ja sogar vielerlei, aber die Summe kann nichts als eine grundlegende Vorbereitung auf weitere Studien für die höhere Tochter gelten, noch auch lernt der auf Erwerbsarbeit angewiesene Prozentsatz etwas, worauf er fußen könnte, und die Ausbildung zu dem gepriesenen heiligen, höchsten und würdigsten Berufe — dem der Hausmutter — hängt für alle Schichten der Bevölkerung rein vom Zufalle ab! Es ist anzunehmen, daß schnellere Abhilfe geschaffen würde, wenn gereifte und genügend geschulte Frauen mitzusprechen haben, wenn sie stimmen dürften; das politische Recht würde ihnen Einfluß geben.

Aber da drängt sich gleich wieder ein ernstes Bedenken auf. Einzelnen Frauen das Stimmrecht zu geben, wäre weder angängig noch ausgiebig, die Masse jedoch darf man nicht nach den Führerinnen beurteilen, die insgesamt, welcher Richtung sie auch angehören, gearbeitet haben, während auf die Masse auch des weiblichen Geschlechts das Wort Anwendung findet: Wo viel Menschen sind, da ist viel Unverstand. Wenn diese letzte Behauptung auf keinen Widerspruch stößt, so gehen doch von hier aus wieder die Meinungen auseinander, indem die einen sagen: Ohne daß man die Frauen politisch frei macht, kommen sie nicht vorwärts, wer schwimmen lernen soll, muß ins Wasser, während die andern sagen: Nein, man muß sich erst freischwimmen; so lange man lernt, liegt man an der Leine. So scheint sich mir denn schließlich die Frage in die zwei Punkte zuzuspitzen: Werden die Frauen schwimmen lernen, und wird die Regierung die Leine loslassen?

Es handelt sich bei der ersten Frage nicht um die nötigen Fähigkeiten und Kräfte, sondern um die Gelegenheit zu schwimmen, um die nötige Schulung und Ausbildung. Um die Schwierigkeiten zu würdigen, die sich dem weiblichen Geschlechte da entgegenstellen, vergegenwärtige man sich nur die Ungunst der Verhältnisse für unsre schulentlassenen Mädchen! In den unteren Klassen hört die Gelegenheit, zu lernen, mit dem Schulaustritte auf, Fortbildungsschulen für weibliche Lehrlinge giebt es nicht, und in den begünstigten Klassen wird die Zeit in gewissenloser Weise totgeschlagen, und das Mädchen vielfach zur Eitelkeit, Gefallsucht und Vergnügungssucht dressiert. Um die ganze Hohlheit solches Daseins zu fassen, muß man das Leben der jungen Männer daneben halten. Der Lehrling wird veranlaßt, die Fortbildungsschulen zu besuchen, der Jüngling höherer Klassen hat sich längst für einen Beruf ent-

Digitized by Google

und bereitet sich darauf vor, und alle unterliegen insgesamt der
n des Militärjahres, welche auch den zerfahrenen, flatterhaftesten
)ingt, sehen, hören, aufpassen und gehorchen zu lernen, während
)chenerziehung danach angethan ist, auch den straffen, begabten,
ziplin empfänglichen Sinn zu zerstreuen, zu erschlaffen und zu
ln. Nichts fehlt in unserer Mädchenerziehung mehr, als Dis-
nd nichts ist für irgendwelche erfolgreiche Arbeit nötiger. Sicher
chon Mittel und Wege gefunden, um die Entwicklung des weib-
eschlechts in zeitgemäßer Weise zu fördern, wenn an leitender
er Einfluß der veränderten wirtschaftlichen Verhältnisse auf die
e Menschheitshälfte recht erkannt würde. So lange dies nicht der
erscheint es als die Hauptaufgabe der Frauen, unermüdlich auf
n aus der veränderten Wirtschaftsform erwachsenden Nachteile
isen und erweiterte Arbeitsbedingungen zu verlangen, d. h. in
inie nach neuen Bethätigungsgebieten zu rufen und laut und
den Grundsatz zu betonen, den der Allgemeine Deutsche Frauen-
uf seine Fahne geschrieben hat: „Arbeit ist eine Ehre für die
So lange Frauen noch der Anschauung huldigen, daß es feiner
hlanständiger ist, trotz guter Gesundheit sich von männlichen An-
)ten ohne jede Gegenleistung — also durch Almosen — erhalten
n, statt auf eigenen Füßen zu stehen, und so lange diese Tage-
en (dieser Ballast des Staatsschiffes) hochmütig auf die Arbeits-
herabsehen dürfen, so lange haben die Frauen unter sich noch die
Vorarbeit für die Erreichung und Ausübung politischer Rechte
en. Der Staat hat dem Manne gegenüber, gleichviel welcher
er angehöre, die Gewißheit, daß er gearbeitet hat und Arbeit
wer will behaupten, daß auch die Frau diese Gewähr giebt?
n die Frauen danach, diese Gewähr zu geben, bringen sie unter
häusliche wie die berufliche Arbeit zu vollen Ehren, entwickeln sie
ı innen heraus, dann wird auch der Tag kommen, wo sie im
n Prozentsatze als heute für volle politische Rechte reif sind. Es
einzelne wie für die Gesamtheit zu hoffen, daß sie dahin kommen,
ist wohl denkbar, daß der Staat dann die Frau in die politische
einläßt. Es ist ethisch denkbar, denn ein in disziplinierter Arbeit
es Frauengeschlecht müßte unfehlbar erhöhte Anforderungen an
hik des männlichen Geschlechts *auch in der Politik* stellen,
mit wäre die Einbuße an sittlichem Feingefühl vermieden, welche
ntritt in die Politik jetzt auferlegt.

Die Mündigsprechung der Frau scheint aber auch vom Standpunkt

Digitized by Google

der Staatskunst aus denkbar. Je weiter wir zurückblicken, desto einfacher erscheint die Arbeit, um so ähnlicher sind sich auch die Menschen. Mit der Verfeinerung der Arbeit wuchs die Unterschiedlichkeit der Geschlechter, und diese wiederum wirkte günstig auf die Arbeit zurück und ermöglichte eine immer weiter gehende Teilung. Zu der Arbeitsteilung trat im Laufe der Zeit (man denke nur an einzelne Zweige unserer Industrie) eine weitgehende Arbeitszerlegung, so daß der einzelne nur einen und denselben Teil verfertigt und in dieser Verrichtung die größte Übung erreicht. Aber diese Zerlegung der Arbeit führt nicht zur planlosen Auflösung, nicht zur Zersplitterung der Kräfte, sondern vielmehr zu einer neuen Vereinigung auf höherer Stufe. Je mehr die Arbeit zerlegt wird, um so umsichtiger und umfassender muß der Geist sein, welcher die Teile wieder zusammenfaßt und vereint, um so kunstvoller wird das Ganze. So kann auch, während die Gegenwart ganz im Zeichen der Arbeitsteilung und der fortschreitenden Differenzierung steht, die Zeit einst kommen, wo die verfeinerten und individualisierten Leistungen der beiden Geschlechter von einem genialen Staatskünstler in einer politischen, gesetzgebenden Körperschaft zusammengefaßt würden und als gleichwertiges Material bei dem kunstreichen Bau eines Staatsganzen dienten.

Elisabeth Knauck-Kühne.

Von Charlotte Broicher.

(Berlin.)

Früh schon hatte sich in dem Kinde die Welt nicht nur voller, auch greller und in schärferen Umrissen gespiegelt, als in andern Kindern. Aber das Leben war ihm von Sang und Klang erfüllt und wurde durcheilt im Tanzschritt. Wenn das Mädchen nicht auf beiden Füßen hüpfte, dann doch auf einem, den andern in die Hand nehmend, daß die schwarzen Zöpfchen flogen.

In einer kleinen Stadt am Harz ist sie aufgewachsen, umgeben von Berg und Wald. Die Liebe zur Natur hat in der Kindesseele

Digitized by Google

eigentlich nie einen Anfang genommen, sie war immer darin lebendig. Rehe und Hasen waren ihre Freunde im Walde, Hunde und Katzen in Haus und Hof; in den Bäumen baute sie sich Nester und lauschte neugierig auf das Rauschen in den Zweigen.

Der Vater, ein weltabgekehrter, erdenfremder Mann, dem es am wohlsten war, wenn er die Tagesarbeit am staubigen Aktentisch vergessen und sein Fernrohr nachts am Himmel spazieren führen konnte. Die Mutter schön, reich an Geist und Gemüt, ohne je Gelegenheit zu finden, ihre Gaben voll zu entfalten, verstand es wohl, die stürmische Natur der Tochter sanft zu leiten. Es war vor dreißig Jahren noch nicht das Gewöhnliche, daß ein halbwachsenes Mädchen sich vornahm, etwas in der Welt zu leisten, zu lernen, was sie irgend bewältigen könne, um ihr Wissen dann weiter zu geben. Es gab damals dafür keine andere Möglichkeit, als Lehrerin zu werden. Vierzehnjährig ging das junge Mädchen nach Kallenberg, und die Lust an der Erkenntnis, am Lernen war so groß, daß sie sich in diesen Jahren keine Stunde der Rast, keine Bewegung in frischer Luft gönnte. Als das Examen beendet war, suchte sie im Auslande neuen Bildungsstoff. Nach Blankenburg zurückgekehrt, gründete sie eine Erziehungsanstalt für Mädchen, die schnell an Ausdehnung zunahm und bald zu den blühendsten Instituten der Art zählte. Sie konnte Ländereien kaufen, ihr Haus in einen schönen Park verlegen und die Zahl ihrer Schülerinnen wachsen sehen.

Sie hatte nie ein anderes Leben kennen gelernt, als das der Lernenden und Lehrenden. Keine ihrer Kräfte und Gefühle hatte sich auf einem andern Gebiet verausgabt, als dem der Pflicht und der angestrengtesten Arbeit. Wie es draußen in der Welt zuging, blieb ihr unbekannt. Eine Nonne konnte nicht unberührter und weltfremder in ihrem Klostergarten wallen, als sie unter den jungen ihr anvertrauten Seelen waltete, die mit schwärmerischer Liebe an ihr hingen. Mit voller Intensität lebte sie in und mit den Kindern ihr Leben nach dem Glockenschlag. Das äußere Dasein war peinlich geregelt, das Hauswesen musterhaft organisiert. Was sie that, immer that sie es ganz. Sie lehrte die Kinder, was sie aus Büchern gelernt hatte. Wie es im Leben wirklich zuging, darauf zu horchen hatte sie keine Zeit. Nur zuweilen hatte ihr Überschuß an Lebensdrang einen andern Ausweg gesucht. Da hatte sie Erzählungen geschrieben*) aus der Braunschweigischen Geschichte, die

*) Williram (Julius Zwißler, Wolfenbüttel). — Eckbert von Braunschweig, ein Drama (Schulze'sche Hofbuchhandlung in Oldenburg).

Digitized by Google

ihr großes Lob von der Kritik eintrugen. Aber obwohl Sprache und Form von Talent zeugte, das eigene Leben pulsierte nicht darin. Noch war sie nicht zu sich selbst gekommen.

Sie war nicht mehr jung, als das Schicksal an ihre Pforten klopfte. Aber sie wußte immer noch nichts von den Grundbedingungen des Daseins. Nun glaubte sie, in der Ehe würde das Glück der Liebe kommen, es sei die Ehe wie ein mathematisches Exempel, das stimmen müsse. Sie gehörte zu denen, die ihren ganzen Einsatz immer in der Hand tragen. Solche Frauen können niemals Kompromisse schließen. Wo sie später darin ihrer Natur Gewalt anzuthun versucht, hat es allemal ihre Kraft und Wirksamkeit gelähmt, um dann nur um so unwiderstehlicher, elementarer an einem andern Punkte aus der Ganzheit ihrer Natur hervorzubrechen.

Dieser Einsatz brachte ihr ärgeres als eine Niete . . . . . Nach viermonatlicher Ehe wurde eine Gemeinschaft geschieden, die nie hätte geschlossen werden dürfen, und ein Weib blickte verstört in eine zerstörte Welt. Ein grausiges Erwachen. Wie nun sich wiederfinden? Aufs neue die Arbeit, Arbeit auf ein Ziel hin. Sie wollte es sich und der Welt beweisen, daß das Weib nicht dazu da ist, um dem Manne als Spielzeug zu dienen, das er aufnehmen und fortwerfen kann nach Belieben. Daß ein Frauenleben an sich wertvoll sein kann; daß es Kräfte birgt, die nicht notwendig mit dem persönlichen Glück begraben werden müssen. Denn eine grade, stolze Natur wird sich auch in der Berührung mit Frivolität behaupten. Sie hat diesen Beweis erbracht.

Im Anfang hatten ihre eigenen Erfahrungen sie nicht nur bitter, sondern männerfeindlich gestimmt. Als aber ihr Wissen und ihre Weltanschauung sich in ernster Arbeit vertieften, machte sie eine Häutung nach der andern durch. Ihr Eifer wandte sich damals den Sozialwissenschaften zu, und ein staatswissenschaftlicher Gelehrter in Berlin war es, der ihr, nach ihren eigenen Worten, „das Rettungsseil zuwarf“. Eine Frucht dieser Arbeitsjahre ist die Studie über „die Lage der Arbeiterinnen in der Berliner Papierwarenindustrie“ in Schmollers Jahrbuch. Der Einblick in die Lebensbedingungen der unteren Klassen, zusammen mit den eigenen Erfahrungen, hat sie damals zur Frauenrechtlerin gemacht. Sie begriff, daß es notwendig sei, den Frauen andere Erwerbsmöglichkeiten und Arbeitsgebiete als bisher zu eröffnen, um sie im häuslichen wie im öffentlichen Leben zu schützen. Aber gerade hier zeigten sich die Wirkungen ihrer ernsten wissenschaftlichen Arbeit in der Beschränkung ihrer Forderungen. Sie war die erste Frauen-

Digitized by Google

rechtlerin, die sich gegen die schrankenlose Konkurrenz zwischen Frauen und Männern aussprach.

Mit geschärftem Blick erkannte sie, daß die Frauenbewegung in Deutschland, jünger als die anderer Länder, bisher so wenig erreicht, weil sie sich isoliert und die Teilnahme der Männer erst wenig zu gewinnen gewußt hatte. Sie kannte die Bestrebungen des evangelisch-sozialen Kongresses. Sie sammelte eine größere Zahl Frauen um sich, denen sie soziale Interessen nahezubringen suchte. Sie organisierte eine Frauengruppe, die dem evangelisch-sozialen Kongresse angegliedert wurde. Bei seinen Verhandlungen in Erfurt um Pfingsten 1895 wurde sie beauftragt, über die soziale Stellung der Frau zu reden. Es war außerhalb der Sozialdemokratie das erste Mal in Deutschland, daß eine Frau in einer von Männern veranstalteten und zum größten Teil von Männern besuchten Versammlung das Wort erhielt und nahm. Wer bei diesem Ereignis anwesend war, wird den Eindruck dieses Tages nie vergessen. Wie die blasse Frau mit fester, melodischer Stimme begann, wie die Versammlung ihr lauschte, und zwar eine Versammlung, die zum größten Teil aus Pastoren bestand, die mehr oder minder bewußt unter dem Einfluß von Paulus' Wort standen: „Das Weib schweige in der Gemeinde." Zuweilen unterdrückte Beifallsrufe, die sich kaum hervorwagten, um den mächtigen Eindruck nicht zu unterbrechen. Und am Schluß ein durchschlagender Erfolg, der die beredte Frau nur still und immer stiller machte. Die Rede ging damals durch alle Blätter. Ihr Inhalt ist bekannt. Wer sie gehört hat, weiß, daß sie mit Herzblut getränkt war.

Der Staatsrechtslehrer Gustav Cohn hat in der „Deutschen Rundschau" zuerst vom fachmännischen Gesichtspunkt aus auf die Bedeutung dieser Rede hingewiesen. Sein Aufsatz ist dann als Buch erschienen.*) Er hebt darin hervor: „Wenn man sich durch eine beträchtliche Masse dieser Agitationslitteratur hindurchgelesen und neben dem geringen Genuß, den eine derartige Lektüre dem Leser immer bereitet, vielfach gerade die negativen Eigentümlichkeiten einer weiblichen Litteratur dieser Gattung empfunden hat, so besitzt man ein Gefühl desto lebhafterer Anerkennung, freilich auch einen dankbaren Hintergrund für eine Leistung wie jenen Vortrag . . . . . Es ist das Eigenartige solcher neuen Bewegungen, daß abstrakte Erörterungen mühsam zum Ziele gelangen . . . .

*) Die deutsche Frauenbewegung, Entwicklung und Ziele. Gustav Cohn. — Berlin, Paetel. 1896.

Digitized by Google

Bis dann eine Thatsache kommt und mit ihrer zwingenden Gewalt die Überzeugungskraft entfaltet, die allen vernünftigen Gründen so lange gefehlt hat. Die Thatsache in diesem Falle war das Auftreten einer deutschen Frau mit so viel Sachkenntnis, Scharfsinn, Begeisterung und doch zugleich mit so viel Geschmack, Feinheit und Anmut der Rede, daß dieses Ereignis für sich allein überzeugte . . . ."

Diesen Vortrag hätte kein Mann halten können. Denn er bildete eine Ergänzung zu der männlichen Beurteilung des Lebens und seiner Verhältnisse. Darin lag seine größte Bedeutung. Er war der Niederschlag der Erfahrungen einer zu Selbständigkeit erwachten wissenschaftlich geschulten Frau; und alle Gedanken wuchsen aus dem Nährboden weiblichen Empfindens heraus. Sie exemplifizierte ihre Bestrebungen an sich selbst. Es bildet deren Grundgedanken, daß die Frauenbildung das Ziel verfolgen müsse, die Frau immer weiblicher, immer differenzierter vom Manne zu entwickeln, um ihre eigentliche Naturanlage, die Mütterlichkeit, zu voller Entfaltung und Bewährung zu bringen. Die Erziehung soll vor allem die Ausbildung dieses Grundzugs ihres Wesens berücksichtigen. Die ganze Bewegung würde eine Verarmung des Lebens herbeiführen, wenn sie in den Frauen einseitig den Intellekt ausbilden würde und sie zu verblaßten männlichen Wesen heranziehen. Sie soll sie nur zu Persönlichkeiten entwickeln, die selbständig für sich und ihren Erwerb einstehen können; die, einerlei ob sie verheiratet ihre eigenen Kinder erziehen, oder unverheiratet die Mütterlichkeit weiblichen Empfindens auf weitere Gebiete übertragen, eine bewußte Ergänzung männlicher Eigenart bilden.

Im Sommer 1897 hielt sie einen Vortrag, von Studenten aufgefordert, über die Lage der Konfektionsarbeiterinnen. Vielleicht war sie hier noch mehr auf ihrer Höhe als in Erfurt. Der elektrische Strom, der sich zwischen ihr und den Zuhörern bildete, war ungewöhnlich stark und fühlbar. Ihre Beredsamkeit trug sie über die Schranken hinaus, die die Sitte aufgerichtet hat, die es den Frauen verbietet, vor Männern auf die Eiterbeulen unserer gesellschaftlichen Zustände hinzuweisen. Die Begeisterung, die sie trotzdem in den jungen Leuten entfachte, zeigte, daß die Bewertung und Bestimmung dessen, was sich ziemt, am sichersten in die Hand einer feinfühlenden Frau gelegt wird. Sie schilderte das Dasein und oft fruchtlose Ringen der Frauen, deren Leidensweg sie streckenweise mitgepilgert war. Sie entrollte ein Bild des sozialen und moralischen Jammers, den diese Nöte im Gefolge haben. „Wenn solche unter Ihnen sind, meine Herren, die vielleicht berufen sind, später in

Digitized by Google

einer hohen Stellung dieses Elend mindern zu helfen; oder wenn der unter uns ist, der berufen ist, soziale Reformen heraufzuführen: die Kraft, ein Prophet zu werden, erlangen Sie nicht in einem Leben des Genusses, sondern in einem Leben der Entsagung und der Askese."

Der Beifall, der den Saal durchbrauste, trug den Charakter einer inneren Ergriffenheit, die nicht der Glanz der Rede ausgelöst hatte. Es war, als sei dieser Jugend fühlbar geworden, wie eine edle Frau die Schmach ihrer entehrten Schwestern wie eine eigene Schmach empfindet. Die jungen Leute huldigten ihr wie einer Prophetin ....

Ihre Beziehungen zum evangelisch-sozialen Kongreß hatten sie Anknüpfung suchen lassen an die Arbeiterwelt. Es war ihr in der Seele haften geblieben, daß man ihr einmal erwidert hatte, als sie über die Arbeiterverhältnisse obenhin abgeurteilt, sie wisse ja garnichts darüber.

Es ist noch in der Erinnerung, wie sie im Sommer 1894 unerkannt als gewöhnliche Arbeiterin in einer Kartonfabrik gearbeitet hat. Sie hat seiner Zeit in der „Hilfe" davon erzählt.

Ihr eigenes Leid, die Bitternisse ihres Lebens hatte sie zu vergessen gesucht im Mittragen der Not anderer. Aber sie war noch lange danach wie geknickt durch das, was sie bei denen gesehen und gelernt hatte, deren Arbeit das Leben ermöglicht, das wir führen. Sie faßt noch die Illusion der Idealisten und meinte, es genüge, nur die Uebelstände aufzudecken, damit alle Welt sich freudig beeifere, ihnen eiligst abzuhelfen. Sie kannte weder das Leben noch die Menschen und ermaß nicht die Schwierigkeiten, die sich zwischen Erkennen und Thun aufrichten. Ach, wie bittere Enttäuschungen sollten ihrem stürmischen Herzen auch hier erwachsen! Man brandmarkte sie als gefährlich, als Demagogin. Man verdachte es ihr, daß sie das Vertrauen der Arbeiter gewann, daß sie Mitglied von einem „Fachverein" geworden. In unseren von Parteiungen durchwühlten Verhältnissen übersah man, was man in England längst erkannt hätte, was es bedeutete, daß eine Dame aus ihrer Gesellschaftsschicht den feindseligen Ring durchbrochen hatte, der künstlich festgeschmiedet, verhindert, daß Leute aus verschiedenen Gesellschaftsschichten einmal wie Menschen miteinander verkehren. In diesen Jahren hat sie hierin Unerhörtes an Kraftaufwand geleistet. Sie brachte sie mehrmals in der Woche halbe Nächte in den Versammlungen zu, um das Leben und Kämpfen, die Leiden und Hoffnungen der Ringenden und Darbenden mitzuerleben. Unermüdlich wieder alles oder nichts. Kompromisse gab es auch hier nicht für sie. Sie hat in diesen Jahren weder Konzerte und Theater noch Gesellschaften be-

Digitized by Google

sucht. Doch reiste sie von Stadt zu Stadt, um dem allgemeinen Verlangen nach ihren Vorträgen nachzukommen.

Als im Februar 1896 der Streik der Konfektionsarbeiter ausbrach, berief sie die Frauengruppe des evangelisch-sozialen Kongresses, und in ihrer Gemeinschaft und durch das mannhafte Eintreten hochstehender Beamten und Gelehrten für diesen Gedanken wurde die Resolution gefaßt, durch Aufrufe Hilfe für die Streikenden und das Eintreten der öffentlichen Meinung zu deren Gunsten, gegenüber den Arbeitgebern, zu veranlassen. Dies war das erste Mal, daß in Deutschland ein solches Vorgehen stattfand. Es erfolgten darauf heftige Angriffe in der Presse, die verstummten, als einige Tage später, unabhängig von diesem Vorgehen, die nationalliberale Partei aus eigenem Antriebe die Regierung interpellierte, was sie zum Schutze der Heimarbeiter zu thun gedenke.

Dies als Beispiel, was Frau Gnauck unter Ausbildung und Bethätigung der „Mütterlichkeit" in den Frauen versteht und auf wie weite Gebiete sie es ausdehnen möchte.

Es gingen damals nicht unerhebliche Gelder zur Unterstützung der Streikenden ein. Im Stadtbahnbogen am Alexanderplatz entwickelte sich eine praktisch organisierte Verteilung an die Bedürftigsten unter den streikenden Arbeiterinnen. Das Komitee hatte sich der Einfachheit wegen mit dem Streikkomitee in Verbindung gesetzt. Es war ein ebenso interessantes wie wohlthuendes Bewußtsein, einmal mit Vertreterinnen der Sozialdemokratie sich in der Linderung momentaner Notstände zusammenzufinden, einmal gemeinschaftlich unser Vorrecht als Frauen auszuüben: nicht mit zu hassen, sondern mit zu lieben.

Die Szenen, die sich dort in dem weiten, öden Raum abspielten, verdienten künstlerisch ausgestaltet zu werden. Ob Frau Gnauck sie nicht einmal verwerten wird?

Denn es kam ein Tag, da versagten ihre Kräfte. Angespannt, ohne Ruhe und Rast, in Anspruch genommen von äußerlich oder innerlich Bedrängten von früh bis spät, war eine Rückströmung bei ihr eingetreten, deren Wellen sich noch nicht verlaufen haben. Leib und Seele verlangten nach anderen Eindrücken und Ausblicken. Sie verließ Berlin und ging in den Süden. Da befruchteten Sonne und Wärme ihre Phantasie. Die ursprünglich dichterische Neigung ihrer Jugend kam wieder zum Durchbruch. Ihre Seele tauchte sich in Glanz und Schönheit. Es entstanden die Märchen, die wir im letzten Jahrgang der „Zukunft" gelesen haben. Kryſtallklar in der Sprache, leise flutend im

Digitized by Google

Fluß der Gedanken, gemahnen sie zuweilen an Andersen. Alle sind getragen von einem feinen, überaus lebendigen Naturgefühl, mit dem sich irgend ein persönliches Moment verbindet. Das Erlebnis einer neuen Wahrheit, einer neuen Erkenntnis, die ihr aufgegangen und die sie mit versonnenen Augen angestaunt, bis sie sie eingefangen hatte.

Wenn Hebbel sagt, daß bedeutende Menschen zu den gewöhnlichsten Dingen oder Erkenntnissen meist auf ungewöhnliche Weise kommen, so gilt dies in besondrer Weise von den bedeutenden Frauen unsrer Tage.

So lange war ihr das Leben verschlossen geblieben. Sie kannte es nur aus der Schulstube und dem kurzen, schaurigen Blick in seine Abgründe. Was sie wußte, wußte sie fast nur theoretisch. Daher ist ihr das Leben jetzt noch so neu, so reich an unermeßlichen Möglichkeiten. Daher ist sie innerlich noch so jung und unverbraucht; ihre Begeisterungsfähigkeit noch ungebrochen. Die Hoffnung auf die zukünftige Entwicklung ihres Geschlechts verleiht ihr Schwingen. Sie glaubt einen Blick in das gelobte Land gethan zu haben, wenn sie selbst es auch nie betreten sollte. Und ihr Zug durch die Wüste ist nicht vergeblich gewesen, wenn sie hoffen darf, anderen, die nach ihr kommen werden, den Weg geebnet zu haben zu gesunderen, gedeihlicheren Lebensmöglichkeiten.

Aber was sie in den Abgründen des Lebens geschaut, was sie an sich und andern erfahren, das hat Bilder in ihrer Seele hinterlassen, voller, greller und schärfer umrissen als in andern Seelen, und die drängen nun herauf ans Tageslicht. Sie suchen nach Formen und Gestaltungen. In welcher Art werden sie sich hervorringen? Wird es ihr gewährt sein, was sie geschaut, von sich loszulösen und zu einem Bilde des Lebens zu gestalten, wie es sich in ihr gespiegelt hat? In ihr, in der alles heftig, gewaltsam, feurig und eruptiv auf den Augenblick wartet, der ihr und andern offenbaren soll: Seht, ich mußte diese Wege gehen, um euch an den Abgründen vorüber die Gipfel zu weisen!

Digitized by Google

Ein Weg in den Himmel.

Von Elisabeth Gnauck-Kühne.

(Berlin.)

Es war ein herrlicher Frühlingstag, so strahlend und so warm, wie er nur dem Lande der Sonne lacht. Der Himmel war tief blau und unendlich hoch, man sah kein Wölkchen, und die liebe Sonne strahlte, daß es eine Lust war. Da reckte auch eine kleine Geraniumpflanze ihr Köpfchen empor. Sie stand dicht an der Mauer in einem großen Garten; dieser Garten gehörte einem reichen Manne, der alle Tage herrlich und in Freuden lebte. Jenseits der Mauer war ein breiter, staubiger Weg, den zogen Tag für Tag im Sommer wie im Winter mühselige und beladene Menschen, Männer und Frauen und Kinder; die einen trugen schwere Lasten auf den Köpfen, die anderen auf dem Rücken, wieder andere schoben schwere, mit Säcken beladene Handkarren vor sich her. Einige waren auch darunter, die gingen gebückt und wie gebrochen, aber man sah die Last nicht, denn der schwere Stein, den sie tragen mußten, lag unter dem Rocke auf dem Herzen. Heiß und staubig war's auf der Straße; die weiße Mauer blendete, und der Staub legte sich auf Haar und Antlitz, knirschte zwischen den Zähnen und brannte in den Augen. Aber in den geschützten Garten drang er nicht hinein, da war's lieblich und duftig. Alle Bäume, Büsche, Sträuche und Blumen reckten sich ungehindert zur Sonne empor, tranken die laue Luft und wiegten sich anmutig hin und her. Hohe Palmen streckten in stolzer, selbstbewußter Schönheit ihre Wedel ringsum aus, und ernste Cypressen standen in würdevoller Haltung gemessen da und blickten unverwandt in den strahlenden Himmel hinein. Die Rosen wollten auch in die Höhe kommen, kletterten an den kahlen Stämmen der Palmen und Eukalyptusbäume in die Höhe und blühten dort in voller Pracht.

Das kleine Geranium stand dicht an der Mauer. Es war so klein, daß die vornehme Palme in der Nähe ihren untersten Zweig tief

Digitized by Google

hinunterbeugen mußte, um es überhaupt zu sehen. Das Geranium erschrak über diese Herablassung so sehr, daß sich ein blutroter Streifen zeigte. „Sieh, sieh," sagte die Palme, „Du willst schon blühen? Das verrät viel Streben, Du kannst es weit bringen." Sie besah sich das Pflänzchen näher und fand, daß es einen kräftigen Ansatz habe, und daß die Zeichnung der Blätter schön zu werden verspreche. „Du bist ein hoffnungsvolles Pflänzchen, Du," — damit schloß sie ihr Examen. Das Geranium aber wuchs und entfaltete Blätter von so schöner Färbung, daß die Bäume umher aufmerksam wurden und das strebsame, vielversprechende Pflänzchen mit Vergnügen betrachteten. „Aus Dir kann etwas Großes werden, wenn Du in die richtigen Hände kommst," sagte die Palme. „Fasse mich fest ins Auge. Bist Du erst länger, so rankst Du Dich an mir empor, dann kommst Du mit in die Höhe."

„Wohin soll ich kommen?" fragte schüchtern das Geranium.

„Nun, wohin wir alle kommen wollen," erklärte die Palme. „Wir alle hier im Garten sind edle Gewächse und wir wachsen geradeaus in den Himmel hinein. Sieh nur, wie vornehm ich aussehe und wie stolz die Cypresse dort sich hält."

Das Geranium schwieg, aber es strengte sich Tag für Tag an, zu wachsen, um auch in den Himmel zu kommen. In den lauen Nächten träumte es von dem Paradiese. Alles Gute kam dorther. Im Himmel wohnte der Engel, der abends das große Mondlicht anzündete und die kleinen Sterne und morgens mit rosigem Finger die hellen Streifen zog und die Sonne weckte. Im Himmel wohnte auch der Engel, der seine Flügel ins Meer tauchte und sie hoch über der Erde schüttelte, daß die Tautropfen herabfielen; wenn aber das Land schier verdursten wollte, dann rief er viele Engel zu Hülfe, daß sie alle in ihren Krüglein Wasser schöpften und die Erde mit Regen tränkten. Ach, — in den Himmel kommen! Das ist alles! dachte sehnsüchtig das Geranium.

Es wuchs und wuchs und eines Tages war es so groß, daß es über die Mauer sehen konnte. Oft hatte es an der steinernen Wand in die Höhe geblickt und gedacht: Was werde ich wohl jenseits der Mauer sehen? Einmal hatte es auch den Mut gefunden, die Palme danach zu fragen, diese aber hatte, halb unwillig, halb verächtlich, die Zweige geschüttelt und geantwortet: „Nichts Schönes, nur Staub und Schmutz und Roheit." Aber nun war das Geranium so groß geworden, daß es selbst über die Mauer blicken konnte, und so sah es denn hinab

Digitized by Google

in das staubige Gewirr und es sah die Männer keuchend die Karren schieben und die Frauen Lasten auf dem Kopfe tragen. Es sah auch halbnackte Kinder mit wirrem Haar am Wege spielen und hungrige Hunde nach einem Knochen suchen. Am meisten aber wunderte es sich über einen alten Mann, der hart an der Mauer lag und sich nur selten rührte, denn er hatte nur ein Bein. Das war der arme Lazarus. So oft das Geranium über die Mauer sah, kam ihm ein häßlicher Dunst entgegen, so daß es glaubte, ersticken zu müssen, und sich schnell zurückzog; aber wenn es sich danach erholt hatte, ließ ihm der Gedanke an die keuchenden Männer und Lasten tragenden Frauen und die verwahrlosten Kinder keine Ruhe, — und so lugte es schließlich doch wieder über die Mauer. Das ging so eine ganze Zeit lang, bis eines schönen Tages die Palme sagte: „Was siehst Du über die Mauer? Richte auf mich Deinen Blick, durch mich kannst Du emporsteigen.“ „Ach,“ erwiderte das Geranium, „ich muß an die Menschen da unten in dem Staube denken. Unser Garten ist weit und schön, wir haben viel mehr Luft und Platz als wir brauchen, ... warum können die Armen nicht hier hineinkommen?“ „Hier hinein,“ rief entrüstet die Palme, „hier, wo ich mit meinesgleichen stehe? Fühlst Du keinen Unterschied zwischen mir und ihnen? Ich kann nicht im Staube atmen und sie passen nicht auf diesen Boden. Jeder soll bleiben, wohin er gehört.“

Das Geranium schwieg, aber es gelang ihm nicht, seine Gedanken von der Straße abzulenken, und am 'anderen Tage fragte es die Cypresse: „Warum kommen Die von der staubigen Straße nicht in unseren Garten? Du siehst so ernst und nachdenklich aus, Du kannst es mir gewiß sagen, warum die Mauer zwischen ihnen und uns ist?“ Die Cypresse sann ein Weilchen nach, dann entgegnete sie mit steifem Ernste: „Du bist noch so klein, daß ich Dir eigentlich nicht antworten sollte, aber ich will es doch thun, weil Deine Frage zeigt, daß Du ein gutes Herz hast. Sieh, es hat Gott gefallen, uns hierher, andere Wesen aber in den Staub zu setzen. Wir wachsen in lauer, reiner Luft in den Himmel hinein, ein Beispiel für alle, die auf dem staubigen Wege sind, daß auch sie, wie wir, den Blick nach oben richten und den Himmel suchen sollen.“

„Die Männer, die Karren schieben, und die Frauen, die Lasten tragen, müssen aber doch vor ihre Füße sehen,“ wagte das Geranium einzuwenden.

Die Cypresse würdigte es keiner Antwort. Das Geranium ließ das Köpfchen hängen und dachte nach; da es aber selbst keine Antwort

Digitized by Google

fand, wandte es sich mit der Frage an die herrliche Rose. „Man sieht, daß Du von schlechter Herkunft bist," sagte diese, „pfui! wie kann man sich so verirren! Du machst Dich einfach gemein und wirst hier im Garten unmöglich werden. Gleich und gleich gesellt sich gern, — fühlst Du Dich im Staube wohl, so ist's ein Zeichen, daß Du dahin gehörst."

Gegen Abend setzte sich ein gaukelnder Schmetterling auf das Geranium. „Lieber, bunter Schmetterling," sagte es leise, „Du hast viel von der Welt gesehen, sage mir doch, warum die Mauer da ist und warum Die da unten nicht in den Garten kommen?" Der bunte, geflügelte Gast flüsterte mit feinem Silberstimmchen: „Thörin, wer fragt nach solchen Dingen! Du bist jung und reizend, freue Dich Deines schönen Lebens. Das Nachdenken macht vor der Zeit alt. Genieße den Augenblick!" Damit war er auf und davon.

Von allen Seiten hatte das Geranium nun gehört, daß es auf falschem Wege sei. Die ganze Nacht dachte es nach und sann und sann, als aber am anderen Tage die heiße Mittagssonne schien und der trockene Sand aufwirbelte, da lugte es doch wieder über die Mauer. Und als es sah, wie die Männer den Schubkarren stehen ließen und sich keuchend den Schweiß von der Stirn wischten, die Frauen die Jacken ausgezogen hatten, und der Krüppel sich dicht an die Mauer drückte, um Schatten zu haben, da überlegte es nicht mehr: mit einem Ruck hatte es den einen grünen Arm über die Mauer hinübergestreckt und klammerte sich draußen fest, bald folgte der andere Zweig nach, und nun wuchs es und streckte sich nach Leibeskräften, um hinunterzukommen. Was es dort eigentlich wollte und warum es überhaupt diesen Weg nahm, wußte es selbst nicht, hatte auch keine Zeit mehr, darüber nachzudenken, denn Tag und Nacht beseelte es nur ein Gefühl, ein Wunsch: hinzukommen zu den Bedrängten, die im Staube arbeiteten. So zart das Geranium noch war, so fest war doch sein Wille; und so kletterte es schnell die Mauer hinunter, — die Wurzeln mußten arbeiten, ob sie wollten oder nicht. Bald fingen die Vorübergehenden an, es zu bemerken. Die Männer und Frauen, die ausruhten und sich Zeit gönnten, einmal um sich zu sehen, warfen einen freundlich erstaunten Blick auf das mutige Pflänzchen, die Kinder sprangen an der Mauer in die Höhe, um zu sehen, ob sie es haschen könnten, und lachten, wenn sie es berührten, und der arme Krüppel, den sein Nachbar jeden Tag auf den Weg trug, labte seine kranken, blinzelnden Augen an dem saftigen Grün. Er sah es länger und länger werden. Nun hatte er etwas

Digitized by Google

Schönes, das zu ihm kommen wollte, das sich nicht vor seiner Häßlichkeit und seiner Krankheit fürchtete! Er sah es jeden Morgen und jeden Abend mit Liebe und Freude an, wie einen freundlichen Gefährten.

Die Bäume im Garten aber wollten von dem Geranium nichts mehr wissen. „Es macht sich gemein," sagten sie untereinander und kannten es nicht mehr. „Es hat den rechten Weg verlassen," bemerkte mißbilligend die Palme, und die Cypresse bedauerte, ihre Teilnahme an die unwürdige Standesgenossin verschwendet zu haben; „durch mich hätte das Geranium den Weg in den Himmel gefunden," sagte sie, „nun geht es im Staube unter." „Pfui, schlechter Geschmack!" rief die Rose.

Das Geranium hörte nicht alle diese herben Worte, aber es fühlte wohl die Verachtung und sie that ihm weh. Ja, es kamen Tage, wo es ganz matt wurde und sich fragte: „Ach, ach, ... hat die Cypresse nicht recht, gehe ich nicht im Staube unter?" Das war, wenn die Sonne auf das Gemäuer brannte, als sollten die Pflanzen lebendig verbrannt werden, und der Staub sich so dick auf seine Blätter legte, daß es zu ersticken fürchtete und zum Sterben müde und traurig wurde. Aber auch solche Tage gingen zu Ende, und am Abend flog dann ein milder Engel vorüber und wehte mit lauen Lüften den Staub von den Blättern, und der Tau fiel vom Himmel und labte die dürstende Pflanze. Dann kam auch der Mut zurück und es wuchs weiter, nur freilich bedächtiger. Einmal kam ihm auch der Gedanke an den Garten und es fühlte eine brennende Sehnsucht nach der Schönheit, die es hinter sich gelassen hatte. Alles war häßlich, was vor ihm lag, und eigentlich gehörte es doch der Schönheit, — sollte es umkehren? Aber da sah es die arbeitenden Männer und Frauen, die schmutzigen Kinder und den freudlosen Krüppel, und da wußte es mit einem Male, daß es diese Armen nicht mehr verlassen könnte, — selbst um der Schönheit willen nicht. Nein, es wollte lieber für diese Bedrängten schön sein, als selber genießen, lieber mit ihnen tragen, als beschaulich von dem geschützten Garten aus auf sie hinabsehen. Als das Geranium das erkannt hatte, da hatte sich auch die erste volle, rote Blüte leuchtend erschlossen, als wäre sie mit Herzblut getränkt. Der arme Lazarus freute sich den ganzen Tag darüber und gab wohl acht, daß die Kinder die Blüte nicht abrissen. Am Abend aber, als ihn der Nachbar heimholte, brach dieser gute Mann die Blume für ihn ab, und Lazarus nahm sie wie ein Kleinod in die Hand und ließ sie auch nicht wieder los, als er auf sein Strohlager gelegt wurde.

Digitized by Google

In der Nacht starb er, und die Engel trugen ihn in Abrahams Schoß, die Blüte aber ließen sie in seiner Hand. So kam das Geranium in das Paradies, wo es so schön ist, daß auch der gelehrteste Mann keine Worte dafür hat. Hier blüht es nun immer und ewig. Als es sich von seiner Himmelfahrt erholt und an den Glanz und die Wonne ein bischen gewöhnt hatte, blickte es forschend um sich, ob die Bäume aus dem Garten schon in den Himmel gewachsen wären. Aber es war nichts von ihnen zu sehen.

Neue Verse von Karl Maria.

(Köln a. Rh.)

Mein Skizzchen.

Strand. Sonne. Ihr Spaten
Blitzt. Das Knie
Gebogen, gräbt abseits
Um Strandkorb sie.

Ihr Hutband weht. Jetzt — schnell
Die Stifte! — gebückt
Sitz' ich emsig — die See rauscht —
Mein Skizzchen glückt.

In ein Stammbuch.

Willst du, daß ich den Leib dir schmücke?
Selig breche mein Herz ich in Stücke.

Soll es zu deiner Pracht sich verbluten
Und als Stirnband im Haare dir gluten?

Oder ich will's wie Granaten dir bringen,
Um den prachtvollen Schoß sie zu schlingen.

Soll es als sterbende Fackel die weißen
Liebespfühle dir purpurn begleißen?

Selig breche mein Herz ich in Stücke.
Willst du, daß ich den Leib dir schmücke?

Digitized by Google

O sträube nicht den schönen Leib . . .

O sträube nicht den schönen Leib . . .
Ich will das Bett voll Rosen pflücken.
Es schlägt mein Herz! Die Mitternacht
Möcht' sich mit Honigstunden schmücken.
Die Vollmondstille lauscht, wie rings
Sich tausend Liebespfühle biegen . . .
O laß mit glüh'nden Manneskni'n
Auch dich jetzt süß von mir umschmiegen!

Die Sonne.

Ich brach durch die Büsche; meine Fingerspitzen
Rieseln — an meinen Strümpfen blitzen
Tropfen Tau's;
Maihimmel überblaut
Meine nachtschwüle Haut . . .
Noch schläft die Frühe;
Nur am Sauerampfer lag schon ein Kiebitzei.
Nun den Mantel auf, daß es mich überglühe! . .
Schon brennen die Pappeln — ich zittre — ein Schrei —:
Die Sonne — die Sonne! —

Die Meilen stauben . . .

Die Meilen stauben, — doch ein ferner Mund
Lockt süß . . . ich wandre gern mich knöchelwund.

Nur Pappelbäume — Rüben — ab und zu
Ein Feldstein — sonst nur glüh'nde Mittagsruh'.

Die Meilen stauben, — doch ein ferner Mund
Lockt süß . . . ich wandre gern mich knöchelwund.

Sein Kuß.

Sein prachtvoller Kuß! — Er brannte
Und wühlte so tief . . .
Ein Schauer, den nie ich kannte,
Hüftabwärts lief.
Der Mond scheint in mein Zimmer, —
Ich liege und muß
An ihn denken, betäubt noch immer
Von dem prachtvollen Kuß.

Digitized by Google

Zukunft.

Ich arbeite nicht wie ein Sonntagskind, —
Meine Hände voll Schweiß und Schwielen sind.
Zukunft!

Ich ringe Tage und Nächte lang, —
Bisher nur Stückwerk mir gelang.
Zukunft!

Ich had're nicht, meine Brust keucht gern, —
Ich glaube ja jubelnd an meinen Stern!
Zukunft!

Er.

Er schwenkte den Hut. Sie sah ihm nach,
Am Meilenstein war's. Sie weinte und brach
Vom Strauch, wo zuletzt er gesessen,
Ein Büschelchen Nüsse, sie hat's noch verwahrt
Im Nähtisch. — Grau ist längst sein Bart, —
Sie hat ihn noch nicht vergessen.

Weißt du noch?

Weißt du noch, abends, als plötzlich ich kam —?
Du hattest die Erbsen begossen
Und saßest am Brunnen, — das Haar hing wirr
Dir über die Sommersprossen.

So rote Hände hattest du
Von der Gartenhacke bekommen, —
Du standest beschämt — doch ich hab' dich entzückt
In meine Arme genommen.

Wie einst.

. . . Gieb mir den Nacken, daß in deinen Flechten
Ich wieder wühle,
Wie einst in den reifenden Sommernächten . . .
Öffne die Fenster, daß Birnduft und Ähren
Und Wachteln bis an unser Lager wir hören,
Hochsommermondluft
Uns wieder umschwüle,
Wie einst, wenn jetzt in deinen Flechten
Ich wieder wühle . . .

Digitized by Google

Ob . . .

Ob ich am Ufer der goldnen Vollendung
Sieghaft einſt lande, —
Oder ſtatt glühender Werke in Unkraft
Als Stümper verſande? . . . .
Gebt, Sonn' und Sterne, daß das Stück Erde,
Draus ich geformt bin, ein Vollpoet werde!

Roggenruhe.

Roggenruhe!
Ein Stück abſeits vom Wege
Lieg ich im Kornfeld, —
So ſtill iſt's! — Nur wenn ein Knie ich rege,
Seh ich die gelben Getreideſpitzen
In der Juliluft flitzen.
Ein Mohnſtengel quillt mir grünrot am Kragen.
Sommerkäferchen nagen . . .
Die Sonne glüht über meine ſchwarzen Schuhe.
Eine Wachtel — vorbei! —
Roggenruhe . . . .

Warum?

Von Heinrich von Schullern.
(Salzburg.)

— — — — — — —

„Oder das Ährenfeld, das goldige!"
„Das goldige?"

— — — — —

Was konnte ich dafür! Das ſimple Ährenfeld war mir bisher immer ganz gewöhnlich gelb vorgekommen.

— — — Ungeduldig wandte ſie ihr ernſtes Geſichtchen ab von mir, dem einfältigen Knaben. —

Digitized by Google

Meine blonde Gouvernante!

„Siehst Du den Himmel denn da über uns? Ist der nicht schön?"

„Schön? — Warum — schön? Ich sehe nur, daß er blau ist, wie das Vergißmeinnicht."

„Und die tausend Blüten an den Bäumen und in den Wiesen? — Ist das Vergißmeinnicht selbst, dies zarte, kleine Blümchen, nicht wunderschön?"

— — — — — — — — — — — — — — —

Herbes Zucken um den gestrengen Mund. Harte, verächtliche Linien:

„Armes Kind, Deine Augen haben das Sehen noch nicht gelernt."

Auch gut, dachte ich und lächelte ein wenig blöde und ein wenig — boshaft zugleich.

Ein Prangen der bunten Pflänzchen in der Wiese. Jedes einzelne lachte behaglich. Satter Grünglanz der Blättchen. Käfer liefen in eiligen Geschäften. Ihre Flügeldecken schlugen blendend den Sonnenstrahl zurück. Die Minzenblumen dufteten wie besessen. — Drüben, weit über dem See, die Berge. Ein süßer Hauch, wie Vorahnung unbekannter Wonne.

Fräulein Clotilde spähte regungslos in die Natur hinaus.

Ein leises Seufzen der Bewunderung.

Die keuschen Züge, wie in Andacht schwimmend. —

Meine blonde Gouvernante!

„O Natur, wie schön, ach, wie wunderschön!"

„Was ist schön, Fräulein Clotilde?"

„Alles, was wir sehen, Oskar, alles. Die ganze Natur!"

„Aber warum, Fräulein Clotilde, warum ist das alles schön?!"

Hm, da rückten die zarten Brauen düster zusammen.

Sie schwieg. — Eine beklemmende Pause.

„Dieses alberne Wort ‚warum'! Wie kann man nur so ungeschickt sein, immer ‚warum, warum, warum' zu fragen?!"

Dabei äffte sie sogar ein ganz klein wenig meine Stimme nach.

Ja, warum, um Gottes Willen, warum, wenn sie es mir nur erklären wollte!

Ich streckte mich etwas trotzig ins hohe Gras und guckte in die Luft. Der ganze blaue Himmel fiel mir ins Auge.

Nun wollte ich einmal mit Muße ergründen, warum der eigentlich so ganz besonders schön sei. Aber die Augen wurden müde vom vielen Schauen und Ergründen.

Digitized by Google

Im Halbschlummer glitten mählich die Lider herab.

Leise krabbelte etwas neben mir. Es strich über die Gräser hin und zupfte an den Stengeln. Jäh schrak ich empor.

Ein großer Käfer, eine Eidechse, ein Heupferd?

Schwups! Da hielt ich ihn fest, den Ruhestörer.

Es war — ihr Händchen.

Während all die Bewunderung der Natur diesen Blondkopf gefangen gehalten, war das Händchen liebkosend über die grünen Lebewesen der Pflanzenwelt hingestrichen. Die kleinen, runden, spitz zulaufenden Finger. Ich ließ sie nicht mehr los und betrachtete die rosaroten Nägel mit den weißen Monden entzückt.

„Hat das auch die Natur gemacht, Fräulein Clotilde?"

„Allerdings — ja, ja — gewiß," lächelte sie verlegen und ein wenig mißtrauisch. Während das kleine, fünfgliedrige Ding in meiner Hand zappelte und zu entfliehen drohte schob ich kühn den weißen Battistärmel empor. Wie wundersam die Linien um den vollen Ellenbogen! Der Oberarm gleich Schwanenflaum.

„Wie zart, wie süß!"

Einen Augenblick vergruben sich meine Kinderlippen dort, wo die blauen Äderchen durch die Ellenbeuge ziehen. Wie es nur möglich war?! Aller Respekt vergessen! Mit einem Ruck befreite sich die winzige Hand und flog strafend, schmerzhaft strafend, auf die meine nieder. Arme, kleine, strafende Hand! Sie ward so erbärmlich rot von dem schrecklichen Schlag. Viel röter als — die meine.

„Oskar, Du bist ein ungezogener Junge!!"

Hu, nun stießen die lieben Brauen so dicht zusammen, daß sie zu einer einzigen Unheilslinie wurden. Dieses unselige Wort „warum". Es war an allem Schuld. Sie hätte meine Keckheit nicht so ernst genommen. Ja — nun war ihre Laune dahin. Und Papa? — — — Der Hofmeister würde nun angerückt kommen, der längst angedrohte „eiserne Mann" . . . Und doch, ich hielt meinen Mut fest. Nicht umsonst stand ich an der Eingangspforte der Flegeljahre. Hartnäckig lächelnd ließ ich ihren Mund nicht aus den Augen. Das Lippenpärchen konnte nicht lange so entsetzlich finster bleiben.

Sie war ja so gut. — So gut.

Im Grunde genommen recht zum Lachen aufgelegt, trotz ihrer Würde, trotz der wichtig ernsten Miene. —

Meine blonde Gouvernante!

Wie es kämpfte, das Mündchen. Wie die Augen aus ihrer stra-

Digitized by Google

fenden Rolle fielen und heimlich die niedliche Hand musterten, ob sie wirklich, wirklich so schön sei.

Da, endlich zog es unwiderstehlich in beiden Mundwinkeln. Ein Lächeln flog rosig über das Gesicht, und das Händchen, das eben so grob zugeschlagen, bot sich ganz zahm zur nächsten Ansicht dar.

„Ist denn das wirklich schön, verstehst Du — ‚schön'?"

„Ach, wie himmlisch schön!" rief ich begeistert. Es klingt mir heute noch in den Ohren, wie sie damals unbändig lachte. Ich habe sie niemals so lachen gehört:

„Das also ist endlich einmal ‚schön'? — Hahahahahaha — a-a-a-a-a."

— — — — — — — — — — — — — — — —

Mit offenem Munde mag ich sie angeglotzt haben. Sie zog mein Ohr zu sich und lachte die Worte hinein:

„Aber — ‚warum'?!!"

Jule.

Aus einem Roman von Paul Remer.

(Berlin.)

(Schluß.)

In Schmerzen und Träumen wuchs Jule langsam auf. Allmählich nahte die Zeit heran, da er als Abc-Schütze, mit Fibel und Schiefertafel ausgerüstet, in das benachbarte Kirchdorf zur Schule wandern mußte. Auch dort wuchsen keine Lorbeeren für ihn; so schwer ihm das Gehen geworden war, so hart und mühsam kam ihn nun auch das erste Lernen an. Die Weidenrute und Haselstaude und andere schlanke Damen, von der gestrengen Hand des Herrn Dorfschulmeisters geführt, tanzten oft recht schmerzhafte Tänze auf dem Rücken des kleinen Abc-Schützen.

Und dabei hatte Jule den allerbesten Willen. Lange, böse Stunden saß er zu Hause über seiner Fibel, und eifrig wanderte der tintenbeklexte Zeigefinger von Buchstabe zu Buchstabe, während die Lippen

Digitized by Google

schwerfällig die Laute nachlallten. Doch nichts wollte in seinen armen Lappländer-Dickkopf hinein; die schwarzen Buchstaben blieben für ihn ohne Sinn und Bedeutung, ein finster drohendes Geheimnis gleichwie diese ganze Wirklichkeit.

Oft sank der arme Dickkopf, schwer und müde vom aussichtslosen Kampfe, auf das Buch nieder, und unruhiger, traumreicher Halbschlaf umfing die Sinne. Aber die schwarzen Buchstaben verfolgten Jule selbst bis in den Traum hinein. Dort wurden sie gar lebendig und reckten und streckten sich wie nach langem Schlafe und standen endlich mit breitgespreizten Beinen als grinsende Kobolde vor ihm da. O, höhnische Gesichter schnitten sie ihm zu und drehten ihm lange Nasen und griffen nach ihm mit dünnen, gierigen Spinnenarmen! . . . Von Furcht und Grauen gepackt, fuhr Jule dann aus seinem Traume auf und floh vor den schwarzen Buchstaben — floh weit hinaus aufs freie Feld, bis er hoch aufatmend die starre, steinerne Wirklichkeit leise in weicher, verschwimmender Ferne sich verlieren sah. Der träumerische Geist des kleinen Lappländers, gewohnt in grauer Weite seine Heimat zu suchen, wehrte sich gegen die Gefangenschaft im engen menschlichen Wissen . . .

Um diese Zeit geschah es, daß sich die alte Bekanntschaft zwischen Jule und Mutter Reisnersch neu anknüpfte. Eines Tages war es beim Adebar-Spiel, da flüchtete sich Jule vor der Verfolgung des rotstrümpfigen Ungetüms in einen kleinen, verfallenen Kathen, der abseits, wie verfehmt, ganz am Ende des Dorfes lag. Mit klopfendem Herzen stand er hinter der Hausthür, tief in das Dunkel gedrückt, — als plötzlich hinter ihm die Thür zur Wohnstube ging!

Heraus trat ein graues, gebücktes Mütterchen mit einem tausendfaltigen Runzelgesicht, aus dem zwei scharfe, graue Augen mißtrauisch forschend in alle Ecken und Winkel drangen. Jule erschrak zu Tode, da er Mutter Reisnersch erkannte. Er hatte so mancherlei von ihr munkeln hören, daß sie Blut stillen und wahrsagen könne und die schwarze Kunst verstehe. Sein Knabentraum hatte sie ganz im stillen zur Hexe erhoben . . . Aber auch Mutter Reisnersch stand bestürzt da, als sie in dem zitternden Jungen, den sie aus dem Dunkel hervorzog, ihr Pathenkind, den Sohn des Schulzen erkannte. Seit der mißglückten großen Beschwörung sah sie noch immer in ihm den Wechselbalg, den „Ünnerirdschen", und lebte in der Erwartung, daß eines Tages etwas Wunderbares, ganz Gruseliges mit ihm geschehen müsse. Sie grauten sich beide voreinander, die alte Frau und der kleine Junge — eins sah im andern ein Wunderwesen aus einer fremden, geheimnisvollen Welt.

Digitized by Google

Dann aber brach der Bann. Mutter Reisnersch sah in die großen, dunkelblauen Augen des Knaben, die mit ängstlicher Bitte zu ihr aufgeschlagen waren. Da schwand ihr Mißtrauen, und ihr altes Herz wurde warm. „Ick dauh di nix, min Jung!“ sagte sie weich, und ihre harte, knöcherne Hand streichelte mit ungeschickter Liebkosung sein Haar. Und auch Jule faßte Vertrauen, als Mutter Reisnersch ihm ein großes Stück Kuchen in die Hand steckte. Einen Augenblick zögerte er zwar und dachte an einen Zauberkuchen, der ihn in einen Raben oder ein Schwein verwandeln würde. Dann jedoch siegte sein Knabenhunger: tapfer biß er ein und als er merkte, daß keine Verwandlung mit ihm geschah, daß er wirklich und wahrhaftig der kleine Jule blieb, ward es ihm allmählich sicher und wohlig in der Gesellschaft von Mutter Reisnersch.

Es war aber auch so traulich und heimlich bei ihr in der Stube, so gar nicht wie bei einer Hexe! Fast die Hälfte des Raums nahm ein großes Himmelbett ein mit schneeweißen Vorhängen, und schneeweiße Vorhänge schmückten auch die Fenster. Auf den roten Steinen des Fußbodens lag weißer Sand gestreut, und an der Wand hing ein Christus am Kreuze, umzogen von einem Kranze alter, vergilbter Photographien. Mutter Reisnersch hatte sich ans Fenster vor ihr Spinnrad gesetzt, und Jule kauerte auf einem Schemel zu ihren Füßen. Zum Surren des Spinnrades erzählte sie Geschichten, o, so schöne Geschichten, die ihn in eine ganz neue Welt versetzten. Mit großen, horchenden Augen saß er da und hörte ihr zu. Sie erzählte vom wilden Jäger, der in lauten Sturmnächten durch die Lüfte fährt. Sie erzählte von Mutter Holle, die an stillen Wintertagen ihre Betten ausklopft, daß die weißen Federn durch die ganze Welt fliegen. Sie erzählte von bangen Johannistagen, da verzauberte Prinzessinnen von glücklichen Sonntagskindern erlöst werden ... Jule saß und hörte zu; er vergaß alles, selbst sein Stück Kuchen aufzuessen. Sein Herz erbebte in stillen Schauern, und es war ihm, als ob die fremde Welt da draußen Sprache und Leben bekäme.

So oft Jule nun den schwarzen Buchstaben entfliehen konnte, schlich er sich zu Mutter Reisnersch und ihren schönen Geschichten. Er wurde nicht müde, ihr zuzuhören, und auch sie fand kein Ende mit ihren Erzählungen. Der kleine Junge, der mit glänzenden Augen vor ihr saß, weckte alles in ihr, was sie während eines langen Lebens an Sagen und Geschichten in sich aufgenommen hatte.

Das alte, graue Heidentum lebte in ihr, ohne daß sie es wußte, und mit dem alten, grauen Heidentum erfüllte sich jetzt Jules Knabenseele. So kalt und fremd ihn die schwarzen Buchstaben anstarrten, so

Digitized by Google

altbekannt und heimlich-vertraut erklangen in ihm die Erzählungen von Mutter Reisnersch. Wie ein Schleier sank es ihm von den Augen: die Welt um ihn wurde lebendig, und er wußte plötzlich, was die Stürme brausten und die Quellen rauschten und die Blumen blühten. Wenn nun des Nachts der Sturm durch die Lüfte fuhr, dann sah er den alten Wodan und seine wilde Jagd ziehen, mit Halli und Hallo, mit Gekliff und Geklaff. Wenn nun die weißen Flocken durch den lautlosen Wintertag wirbelten, dann sah er auf einem fernen Berge eine alte, weißhaarige Frau stehen, die fein sorgsam ihre Betten ausklopfte. Wenn nun an einem schwülen Johannistage die Sonne herniederbrannte und Bäume und Blumen reglos, wie gestorben waren, dann hörte er durch die Stille ein Seufzen gehen, die Sehnsuchtsklage des verwunschenen Königskindes, das nach seinem Befreier rief. Die Welt um ihn war lebendig geworden: überall raunte und rauschte und flüsterte es — so altbekannt, so heimlich-vertraut . . .

Doch von allen Erzählungen beschäftigte Jule am meisten die Geschichte vom Kiebitzberg. Immer wieder mußte Mutter Reisnersch sie ihm erzählen. Der Kiebitzberg war ein einsamer, verrufener Hügel, nicht weit vom Dorfe mitten in Wiese und Moor gelegen und dicht mit Gestrüpp und Schlingpflanzen überwachsen. Keines Menschen Fuß hatte ihn je betreten; Mutter Reisnersch aber wußte es ganz genau: dort auf dem Kiebitzberg hatte vor langen, langen Zeiten ein Schloß gestanden. Ein großer, stolzer König, der König der Riesen, hatte mit seiner wunderschönen Tochter in dem Schlosse gewohnt und weithin über alles Land geherrscht.

Dann aber waren fremde Männer mit langen, schwarzen Röcken und einem neuen, fremden Gott ins Land gekommen, und die hatten angefangen, im Dorfe die Kirche zu bauen. Der König der Riesen hatte den fremden, schwarzen Männern und ihrem eifrigen Werke mit scheelen Augen zugesehen, und als eines Tages die Kirche fertig stand, und der Turmhahn in der Sonne blitzte, da war er gewaltig in seinem Herzen ergrimmt und hatte einen mächtigen Felsblock genommen und ihn nach der Kirche geschleudert. Der Felsblock hatte auch dem Hahn auf dem Turm einen Flügel abgerissen — noch heute hatte der Hahn nur einen Flügel! — sonst aber war die Kirche ganz unversehrt geblieben. Das Schloß des Riesenkönigs jedoch war im selben Augenblick mit einem furchtbaren Donnerschlag in die Erde versunken!

Am Johannistage in der Mittagsstunde war es nun nicht geheuer auf dem Kiebitzberg. Dann hockte dort auf moosbewachsenem Stein

Digitized by Google

eine häßliche Kröte mit roten Augen und mit einer güldenen Krone auf dem Kopf, und die häßliche Kröte war, wie Mutter Reisnersch versicherte, niemand anders als die wunderschöne Tochter des Riesenkönigs selbst. Wer aber die Kröte dreimal küßte und war dabei ein Sonntagskind, in der Mittagsstunde geboren, der konnte die Krötenprinzeß erlösen. Mit einem Male würde die häßliche Kröte wieder ein schönes Mädchen sein, das Schloß würde mit furchtbarem Donnerschlag aus der Erde heraufsteigen, und der kühne Befreier würde Herr und König über das alte, große Reich der Riesen werden! . . . Wenn Mutter Reisnersch diese Geschichte erzählte, versäumte sie niemals, mit tiefem Ernst hinzuzufügen: „Äwerst, Jule, du büst jo an'n Sünndag Middag geboren — ick weit dat noch as hüt — du künnst eigentlich bei oll Kollhür erlösen!"

Und der kleine Lappländer beschloß da in seinem Herzen, die Krötenprinzeß zu erlösen und Herr und König über das alte, große Reich der Riesen zu werden . . .

* * *

Jule lebte in einem hohen, herrlichen Traum. Mit einem sieghaften Lächeln ging er herum, ein stiller, heimlicher Held. Selbst die wilden Dorfrangen wagten sich nicht mehr wie früher an ihn heran — ahnten sie in ihm schon den künftigen König der Riesen?

Ja, ja, die würden alle Augen machen, wenn er eines Tages mit Szepter und Krone heimkehrte! Aber, so gelobte er sich, er wollte ein großmütiger König sein und ihnen nicht ihre Schandthaten vergelten — nein, sie sollten alle seine Ritter werden! Und was wohl der Vater sagen würde, wenn er vor ihn hinträte: „Ick bün König von dei Riesen worrn!" Seine gute Mutter (ja, das wußte er), die würde ihn still in ihre Arme nehmen und vor Stolz und Freude weinen! Und auch Mutter Reisnersch und überhaupt das ganze Dorf — alle mußten sie sich ja freuen über sein großes Glück! Und alle sollten es auch gut haben und mit ihm auf seinem Schloß wohnen und herrlich und in Freuden leben! Mit einem sieghaften Lächeln ging Jule herum, ein stiller, heimlicher Held . . .

Und Johannistag kam, ein banger, märchenstiller Johannistag. Ein Holzschwert an der Seiten, einen Papierhelm mit kühngebogener Hahnenfeder auf dem Kopf, so zog der kleine Lappländer in der Mittagsstunde aus, die Krötenprinzeß zu erlösen und Herr und König über das alte, große Reich der Riesen zu werden.

Wie ihm das Herz klopfte! Ihm war so angst vor Furcht und

Digitized by Google

Hoffnung! Nun, da das Abenteuer so nahe war, entsank ihm sein hoher Mut! . . . Gleich einem Alpdruck lag draußen die dumpfe Mittagsschwüle auf der Welt und erstickte alles Leben. Nicht das leiseste Lüftchen regte sich, wie durch einen Zauber erstarrt standen Baum und Strauch, die Blumen hatten die Köpfe gesenkt und wagten nicht zu duften. Kein Grillenzirpen, kein Käfersummen, kein Vogelrufen. Uferlos bis in die schmerzlich flimmernde Ferne breitete sich das Meer der Stille. Die Sonne stand hinter einem Flor weißer, unbewegter Wolken und hatte das fahlgelbe Antlitz einer Leiche . . .

„Ung — klung!“ Unheilkündend unterbrach ein Unkenruf mit dunklem Glockenton die Stille. Von einer Gänsehaut überschauert, stand Jule still und horchte in den bangen Mittag hinaus. Die eine Hand preßte er unwillkürlich auf sein klopfendes Herz, während die andere mit festem Druck den Griff des Holzschwertes umspannte. Dort in der Ferne sah er bereits die buschbewachsene, schwärzliche Masse des Kiebitzberges aus dem flimmerigen Mittagsdunst aufsteigen. Er mußte, er mußte ja vorwärts! Mit aller Willenskraft riß er seine Füße vom Erdboden los, die wie zwei Bäume darin Wurzel gefaßt hatten. Von neuem machte er sich auf den Weg, jetzt geradeaus auf den Kiebitzberg los, querfeldein über Äcker und Wiesen. Er fing an zu laufen — schneller, immer schneller — die eigene Angst war ihm auf den Fersen! Seine Füße verstrickten sich in einem Gewirr von Brombeerranken, daß er langhin auf die Nase purzelte. Er achtete es kaum — in wirrer Hast sprang er wieder auf und stürzte weiter — er mußte, er mußte ja vorwärts! Und die eigene Angst war ihm auf den Fersen und jagte ihn durch den Johannistag — querfeldein über Äcker und Wiesen — dem gefürchteten Ziele zu!

Ganz außer Atem kam Jule am Kiebitzberge an. Aufs neue machte er halt, plötzlich bis ins innerste erkältet — so unheimlich nahe war ihm jetzt sein Abenteuer! Für Augenblicke beherrschte ihn fast unwiderstehlich der Wunsch, wieder umzukehren und davonzulaufen. Er kämpfte einen schweren Kampf, doch am Ende siegte sein Heldentum. Er dachte an die Krötenprinzeß, die er erlösen sollte, und er dachte an das alte, große Reich der Riesen, das er mit ihr gewinnen würde. Nein, nein, er wollte — er mußte! Mit verzweifeltem Mut faßte er sein Holzschwert, rückte er seinen Papierhelm mit der kühngebogenen Hahnenfeder zurecht und begann emporzuklettern . . .

Es war ein schlimmer Aufstieg, bei dem sein Heldentum alle Schauer und Schrecken der Märchenwelt zu bestehen hatte. Durch Ge-

Digitized by Google

strüpp und Gebüsch, durch Disteln und Dornen ging es aufwärts, und die spitzigen Disteln um seine Beine wurden ihm zu zischelnden, stechenden Schlangen, und das Gestrüpp ringsumher verwandelte sich in scheußliche Ungetüme. Doch mit seinem guten Holzschwert schlug der kleine Held um sich, wild und blind, daß die geknickten Zweige flogen, und die Distelköpfe in den Sand rollten — sein Weg war mit Blumen- und Pflanzenleichen besät! Einmal geriet er sogar in ein wüstes Handgemenge mit einem Dornbusch, aus dem er nur mit zerkratzten Händen und zerstochenem Gesicht und zerrissenen Hosen hervorging. — Es war ein schlimmer Aufstieg, bei dem sein Heldentum alle Schauer und Schrecken der Märchenwelt zu bestehen hatte!

Nach furchtbaren Kämpfen mit Schlangen und sonstigen Ungetümen erreichte der kleine Held endlich den Gipfel. Er hieb die letzten Distelköpfe in den Sand, er schlug die letzten Zweige zu Boden, — und nun stand er hochaufatmend auf einer kleinen Lichtung.

In der Mitte lag wirklich ein moosbewachsener Stein, und auf dem Steine hockte eine dicke, häßliche Kröte. Mit blöden, blutunterlaufenen Augen glotzte sie zu ihm hinüber; Sonnenstrahlen, die durch das Gezweig spielten, woben ihr eine güldene Krone um das Haupt. Jule erzitterte in einem Frostgefühl des Unbehagens, des Ekels — doch er mußte, er mußte ja! Bald würde er die schöne Prinzessin im Arme halten und bald würde er Herr und König über das alte, große Reich der Riesen sein! Mit wild hämmerndem Herzen kniete er vor dem Steine hin und näherte die zum Kusse gerundeten Lippen der dicken, häßlichen Kröte . . .

In die träge, leblose Masse der Kröte kam Leben und Unruhe ob solcher unerwarteten Zärtlichkeit. Ihre blöden Glotzaugen wurden größer und größer, die Flanken flogen ihr in zitternder Angst. Und schließlich, als sie kein Entrinnen mehr sah, wuchtete sie sich schwerfällig auf — und eine feuchtkalte, schleimige Masse platschte dem kleinen Helden ins Gesicht! Mit gellem Aufschrei sank er hintenüber — eine tiefe, wohlthätige Ohnmacht hob ihn von der Erde auf und entrückte ihn der märchenfeindlichen Wirklichkeit . . .

Mit entsetzten Sprüngen war die Kröte davongehüpft und im nahen Dickicht verschwunden. Jule aber lag totenblaß, wie gestorben, da. Seine Rechte umspannte noch immer das Holzschwert, während der Papierhelm mit der kühngebogenen Hahnenfeder zerknüllt und zerdrückt unter seinem Kopfe lag.

Und der Tag floß weiter, und allmählich wich der Bann der

Digitized by Google

Mittagsschwüle von der starren Welt. Die Blumen hoben die Köpfe wieder, durch Baum und Strauch ging ein Rauschen, die Vögel fingen an zu singen. Da kehrte auch in Jules blasses Gesicht die Röte des Lebens wieder, seine Brust hob und senkte sich in regelmäßigen Atemzügen, um den halboffenen Mund des Schläfers leuchtete ein stilles, stolzes Lächeln auf. Hielt nun im Traume der kleine Held die schöne Prinzessin im Arm — war er im Traume Herr und König über das alte, große Reich der Riesen geworden? . . .

Und so fanden ihn am Abend der Vater und Männer vom Dorfe, die auf die Suche nach ihm ausgezogen waren. „Ick bün König von dei Riesen worrn!" stammelte der kleine Held noch traumbefangen, als er die Augen aufschlug. „Wat büst du?" klang die harte Stimme des Vaters in seinen Traum — „König von dei Riesen!" stotterte er noch einmal hervor — „En Döskopp büst du!" schrie der Schulze wütend auf. — Und im selben Augenblick ging auf den kleinen Helden ein gewaltiger Prügelregen nieder, in dem sich die Angst des Vaters um seinen verloren geglaubten Jungen Luft machte —

Jule, der Lappländer, mußte da erkennen, daß das alte, große Reich der Riesen für immer versunken war . . .

Ein „sozialistischer" Ästheliker.

Von Karl Bleibtreu.
(Berlin-Wilmersdorf.)

Der Verlag Fontane in Berlin beschenkt uns mit einem umfangreichen Werke über das moderne Drama. Herr Edgar Steiger ist ein überzeugungstüchtiger Mann. So schreibt er denn eine Art sozialistischer Ästhetik und sieht sein Ideal der „großen Kunst" im antisozialistischen „Hannele" und dem Nietzsche-Anarchismus des Übermenschentums der „Versunkenen Glocke" Hauptmanns. Denn der Glaubenssatz, zu dessen Bekenntnis die ganze Arbeit unternommen scheint, lautet offenbar: es ist nur ein Gott und Hauptmann, keine andere Götter neben ihm, nur Gemeine und Unteroffiziere. Böswillige könnten ja auf den Verdacht geraten, daß Steiger, wie viele andere, Anlehnung an jene mächtige Clique suche und nach den Fleischtöpfen ihres Einflusses schiele. Hiervon weit entfernt glauben wir ja gerne an die

Digitized by Google

ehrliche Begeisterung Steigers. Nur schade, daß dieser neue „Kampf um die neue Dichtung" sich oft in Widerspruch zu dem älteren Buche setzt, das Steiger unter obigem Titel vor Jahren bei W. Friedrich veröffentlichte. Der „Bienenfleiß", den er höhnisch mir zuschreibt, gehört ja grade nicht zu seinen Eigentümlichkeiten; um so ersprießlicher die unfreiwillige Muße im Zwickauer Gefängnis, wo ihm die Vergünstigung ward, mit Büchern, Feder und Tinte uneingeschränkt hantieren und zwei dicke Bände verfassen zu können.

Ungerecht wäre es, zu verkennen, daß sich viel Geistvolles und sogar Bedeutendes in dem Werke ausspricht. Die philosophische Einleitung verrät selbständiges Denken, obschon beispielsweise die abfällige Äußerung über Giordano Brunos Weltanschauung mangelhafter Kenntnis entsprungen scheint. Der Standpunkt aber, von welchem Herr Steiger seine diktatorischen Verdammungen und Lobsprüche erläßt, bleibt durchweg ein subjektiver. Unbedeutende Erscheinungen werden liebevoll behandelt, originelle, wie Wedekind, als „verschroben" abgethan. Daß er Wildenbruch in begreiflicher und richtiger Ablehnung seiner chauvinistisch-royalistischen Tendenzen künstlerisch zu gering wertet, wäre gewiß entschuldbar. Unentschuldbar aber ist die brutale Art, mit der Monsieur Steiger über seine einstigen litterarischen Genossen, die sogenannten Jüngstdeutschen, herfällt. Hier hat er sich besonders eine Blöße gegeben, die zu beleuchten einfach die Gerechtigkeit erfordert. In seinem Buche „Kampf um die neue Dichtung" hat er zwar manches objektiv getadelt, aber Bleibtreu ohne weiteres ein „Genie" genannt und dessen dramatische Formen, wenn auch mit Einschränkung, als gewaltig gepriesen. Ja, er hat sich sogar bewogen gefühlt, nach Lektüre des Revolutionsdramas „Weltgericht" eine schriftliche Huldigung im Verein mit dem Schweizer Genossen Merian an den Dichter zu richten. Nun kann ja das Urteil im Lauf der Jahre sich ändern und es ist eine thörichte Unterstellung, die besonders in politischen Fragen oft erhoben wird, wenn man in Änderung des Standpunkts eine charakterlose Inkonsequenz erkennen will. Denn oft bedeutet derlei eben ein Reifen zu besserer Erkenntnis, und Wechsel der Partei in politischen wie litterarischen Dingen ist nur dann ekelhaft und verdammenswert, wenn materielle Gründe dazu verlockten. Unfein aber muß man es nennen, wenn ein Abfall von früherer Parteinahme sich in echter Renegatenmanier damit ankündigt, daß man nicht nur alles früher Gesagte verleugnet, sondern dem einst Gefeierten pöbelhaft ins Gesicht schlägt.

Digitized by Google

Während Steiger einst von ihm über alles Gepriesene wie M. G. Conrad und andere gänzlich totschweigt, obschon er Raum genug für Nennung gar nicht zum „Drama“ gehöriger Lyriker findet, muß er sich wohl oder übel mit Bleibtreu wenigstens als Dramatiker beschäftigen. Er thut dies in einer gehässigen, böswilligen Manier, die allen Hauptmannianern aus dem Herzen gesprochen, deren Dank er sich damit verdient hat, als ob er darauf spekuliert habe. Obschon er einen großen Teil der betreffenden Schöpfungen nachweislich gar nicht kennt, speit er über alle meine Werke in Bausch und Bogen jene allgemeinen Phrasen aus, die aus unbefangener Unkenntnis geboren. Er kennt manches nicht, aber mißbilligt alles. Darauf einzugehen, wäre müßig. Aber wenn er schwatzt, Bleibtreu habe in allerlei seltsamen Verrenkungen seine Geschichtsphilosophie auf die Bühne bringen wollen, so ist das falsch, da ein Unkundiger natürlich daraus entnehmen muß, es handle sich um jeder Regel spottende Ungetüme, wie die von Grabbe, Lenz und andern Stürmern und Drängern, während umgekehrt die strengste Bühnentechnik in jenen Dramen gewahrt ist. Wenn er meint, dies „gewaltige Wollen“ sei nie zum Können gereift, so widerspricht er nicht nur dem Urteil anderer, ihm nahestehender Genossen, sondern auch seinem eigenen früheren. Wenn er meint, mit der bloßen Begeisterung für Geschichtshelden und mit großen Gedanken sei es nicht gethan, sonst hätten Bleibtreus Napoleon, Cromwell und Robespierre längst die Welt erobert, so weiß er einerseits nur zu wohl, daß unser elendes Bourgeoistheater ernstliche Erprobung dieser revolutionären Dramen auf ihre Bühnenfähigkeit gar nicht zuläßt, andrerseits aber verschweigt er, daß jenes Drama „Weltgericht“, das die ganze französische Revolution in fünf knappen Bildern ohne Szenenwechsel umfaßt, zum „Heldendrama“ sich in absichtlichen Gegensatz stellt und ausdrücklich als „Drama ohne Helden“, als Drama der unpersönlichen Mächte der Massendemokratie gedacht ist, was Hauptmann später in den „Webern“ erfolgreich und im „Florian Geyer“ erfolglos anstrebte. Wenn er behauptet, den späteren Dramen Bleibtreus fehle sogar „der geniale Schwung der geschichtsphilosophischen Idee, wie er schon im phrasenschwulstigen „Harold Bleibtreus aufblitzt“, so kennt er weder „Zorndorf“ noch „Karma“, meine jüngsten Dramen, sollte sich aber dann kein abschließend apodiktisches Urteil erlauben. Wenn er als Beweis dafür das Schweizer Drama „Die Weltbefreier“ zitiert, das noch matter sei als sonstige Epigonenstücke, so geschieht dies wohl absichtlich, weil sein persönlicher Todfeind, der

Digitized by Google

Dramatiker und Litterarhistoriker Dr. Kummer, dies Stück Bleibtreus reifstes und abgeklärtestes nannte, „von der Weihe tiefen seelischen Leids verklärt". Wenn Steiger aber gehässig zusetzt, am nüchternen Züricher Publikum sei Bleibtreus national-chauvinistischer „Bestechungsversuch" abgeprallt, so weiß er einerseits aus längerer Ausführung in der ihm einst nahestehenden Monatsschrift „Gesellschaft", welche banausischen Philistergründe das Züricher Bourgeoispublikum zur Ablehnung bewogen; andrerseits ist die Insinuierung, eine aus ehrlichster Begeisterung für die Schweizer Demokratie entsprossene Dichtung sei ein „Bestechungsversuch", eine solche Roheit, daß sie den ganzen „Ästhetiker" in seiner unästhetischen Seele enthüllt.

Man mag frühere Idole später belächeln. Aber nachträglich gegen einen schwer ringenden, von litterarischem Unglück verfolgten Dramatiker, der doch mindestens nach Steigers eigenem Geständnis neue Bahnen beschritt und obendrein seiner politischen Weltanschauung sympathisch sein sollte, ohne jede persönliche Reizung, persönliche Gehässigkeiten in die Welt zu schleudern, um nur ja für Hauptmanns dichterischen Cäsarenwahn sich wohlverdient zu machen, ist das Herrn Steigers würdig? „Maßlos ehrgeizig" soll ich gewesen sein, weil ich jeden anerkannte und förderte? „Eigensinnig", weil ich nicht nach alter Pfeife tanze? Doch ereifern wir uns nicht! Manches will mit stillem Humor gewürdigt sein. „Geistvoll" also doch! Ei, ei, was wird Schlenther dazu sagen, der mich den „Grotesken" schimpfte? Da hat sich Steiger arg verstiegen.

Im „Litterarischen Echo", das gleichfalls in F. Fontanes Verlag erscheint, äußert sich der alte Gottschall folgendermaßen über die Gepflogenheiten der Kritik: „Gunst und Ungunst wird nach persönlichen Beziehungen verteilt, Bedeutendes totgeschwiegen, Unbedeutendes aufgedonnert." Dieser treffenden Brandmarkung braucht man nichts hinzuzufügen. Doch wäre irrig, immer unlautere Beweggründe anzunehmen, selbst dann, wenn frühere Urteile späteren widersprechen. Der Sehwinkel verschiebt sich eben manchmal, und jedes Kunsturteil bleibt im Grunde nur subjektiv. Wo der eine Größe sieht, wendet der andere sich achselzuckend ab; wo der eine hohnlächelt, fühlt sich der andere begeistert. Über kühle Verneinung von Schöpfungen, die dem landläufigen Geschmack nicht zusagen, möchten wir nicht rechten. Drollig wirkt nur das Betonen der „Reife", wie es heute der Berliner Naturalismus oder richtiger Hauptmannismus beliebt. Sancta simplicitas! Was für ein Ding ist das, die Reife? Mindestens nur sehr

Digitized by Google

einseitige Erkenntnis innerhalb der Sphäre des banausischen „L'Art pour l'Art“. Die Kunst als solche — abgesehen von der groben Verwechslung der „Dichtung“ oder „Poesie“ („Schöpfung“ schlechtweg) mit der sogenannten „Dichtkunst“, die sich allemal meldet, wo die wahre Dichtung zum Teufel ging — ist gar nichts Abstrakt-Erhabenes. Vielmehr steckt in Tolstoys Verdammung des bloßen Künstlertums bei aller Übertreibung viel Wahres. Wer ins tiftelnde Künstlertum verfällt, vor jedem glattciselierten Nippsächelchen andächtig in die Kniee sinkt, dem verdorrt zuletzt jede Empfänglichkeit für Inhalt und Geist in Anbetung der Form-Materie.

Einst kommt vielleicht die Zeit, wo man aus dem Rausch der „neuen Ästhetik“ erwacht und wieder instinktiv begreift, daß es auf etwas „Kunst“ mehr oder weniger gar nicht ankommt, und daß obendrein viele Bestrebungen solcher Art auf reinen Humbug hinauslaufen. Ganz gewiß können „große Gedanken“ ohne jede Gestaltungsgabe nichts nützen und „Wollen“ allein „kann“ noch nichts. Doch solche Unterscheidung ist ja leere Phantasmagorie, erfunden, um für vorgefaßt einseitige Richtung einen Deckmantel zu bilden. Denn einen Dichter, der eben nicht dichtet, d. h. gestaltet, giebt es doch gar nicht: hat also ein Dichter ein großes Wollen, so muß es selbstverständlich irgendwie zur Gestaltung, also zum „Können“ kommen. Vielmehr handelt es sich höchstens um ein Nicht-Genug-Können, d. h. Mißverhältnis der Ausführung zur Conception. Je größer also die innere Conception, desto tiefere Fehler-Schatten wirft sie meist für den äußeren Eindruck. Aber es ist unsäglich albern, die „lebenswahre“ (auch so'n Begriff!) Porträtierung eines Droschkenkutschers für hohe Knnst, die mehrfach mißlungene Darstellung einer großen Weltgeschichtsbegebenheit für „unausgegohren, flüchtig, unkünstlerisch“ auszugeben, bloß weil erstere relativ unsere Vorstellung, wie ein Droschkenkutscher aussieht, befriedigend deckt, letztere dahinter zurückbleibt. Und trifft dies sogar immer zu? Sind denn alle Diejenigen Hansnarren, die meinen „Cromwell, Napoleon, Robespierre“, um mit Steiger zu reden, für große Charakterbilder hielten? Sind denn wirklich die ersten Akte des Napoleonsdramas, und so manches in den anderen Stücken — deren sonstige Fehler dem subjektiven Empfinden überlassen bleiben mögen — ohne echte Dramatik? Und sind der Trottel Bockerath, der Phrasenglöckner Heinrich, der Schemen Florian so viel „realistischere“ Typen oder das handlungslose Stimmungsgerede solcher Wunderwerke eine so viel reichere und originalere Offenbarung,

Digitized by Google

als meine Verſuche des politiſchen Weltgeſchichtsdramas?! Meinethalben, ich beuge mich dem Tiefſinn der „neuen“ Äſthetik, der ich Armer es ebenſowenig recht machen konnte wie der „alten“. Seltſam nur, daß Steiger und viele andere früher ſo ganz anders empfanden! Noch ſeltſamer, daß ich ihren Standpunkt völlig klar überſchaue, ihre Leiſtungen objektiv würdige, indes ſie wüſt nach Schemen kläffen, die ſie für mein wahres Weſen halten! Kommt das vielleicht daher, daß ſie unten ſtehen und ich oben auf höherer Weltanſchauung? Sie ſehen mich nicht mehr und leugnen daher, daß ich exiſtiere!

Der Katholizismus und die neue Dichtung.*)

Von Ernſt Gyſtrow.
(Leipzig.)

I.

Schell und Veremundus.

Hermann Schell, Profeſſor der Apologetik und für 1897 Rektor der Univerſität Würzburg, hatte bereits bei den Würzburger Jubiläumsfeierlichkeiten über das Verhältnis der katholiſchen Theologie zur freien Forſchung mit ſolchem Freimut geſprochen, daß die liberale Preſſe ihm ihren Beifall ſpendete, bis die unentwegte Garde des Evangeliſchen Bundes und des Proteſtantenvereins ſeinen Worten Amphibolie und reservatio mentalis unterſchob und ihn als doppelt gefährlichen, weil verkappten Jeſuiten zeichnete. Die wirkliche Proklamierung und Begründung des Inferioritätsvorwurfes aber enthielt erſt die Broſchüre „Der Katholizismus als Prinzip des Fortſchritts“.

Es wäre nicht ganz richtig, zu ſagen, daß hier überhaupt zum erſten Male über die katholiſche Rückſtändigkeit Klage geführt wurde. Bereits im Jahrgange 1889 der „Stimmen aus Maria-Laach“, der offiziellen deutſchen Revue der Geſellſchaft Jeſu, hatte der ſtändige Kunſtkritiker des

*) Vergl. meine Einleitung in Heft 3 der „Geſellſchaft“ 1899.

Digitized by Google

Organs, P. Wilhelm Kreiten S. J., von einer ſteigenden Intereſſeloſigkeit der Katholiken an der litterariſchen Produktion geſprochen, ohne freilich der Urſache dieſer Erſcheinung näher nachzuſpüren. Eine viel bedeutſamere Kundgebung aber, ja, eine geradezu ſenſationelle, hatte freilich nur ſehr engen Kreiſen im Jahre 1896 das Erſcheinen des „Life of Cardinal Manning“ von E. Sh. Purcell gebracht, indem der zweite Band des fleißigen und intereſſanten Werkes die letzte Schrift des großen Kirchenfürſten von Weſtminſter: „Neun Hinderniſſe für den Fortſchritt des Katholizismus in England“ enthielt. Manning, ein Seitenſtück zu Ketteler, dem er auch in der Erfaſſung der ſozialen Ideen vorangegangen war und den er wohl überhaupt an Schärfe des Geiſtes und Größe der Perſönlichkeit überragt, gleichzeitig ohne Beiſpiel durch ſeine proteſtantiſche Vergangenheit, die 40 Jahre ſeines 80jährigen Lebens ausfüllt, findet die Schäden des Katholizismus in dem Mangel des Klerus an wiſſenſchaftlicher und bürgerlicher Vollbildung, der Seichtheit der katholiſchen Predigt, der Unkenntnis der Bibel, dem Phariſäismus allen Außenſtehenden gegenüber, dem Meßprieſtertum ſamt der Sakramentskrämerei, der Neigung des Prieſtertums zu amtlicher Poſe, der ſcharfen Betonung des Trennenden in der Debatte mit den Schismatikern und Häretikern, und endlich im — Jeſuitenorden, den er während ſeiner Amtsdauer aus ſeinem eigenen Sprengel ausſchloß.

Dieſe Deutlichkeiten des engliſchen Kardinals, der durch ſeine Würde und ſein begeiſtertes Bekenntnis zum Infallibilitätsdogma hinreichend vor der billigen Verdächtigung proteſtantiſcher Reminiszenzen geſchützt war, empfand man als ſo unbequem, daß Totſchweigen das geeignetſte Mittel ſchien, ſich mit ihnen abzufinden, zumal Purcell ſelber ſich geſcheut hatte, dem antijeſuitiſchen Satze die Begründung beizufügen. Die bewährte Methode funktionierte bei dem naturgemäß begrenzten Leſerkreiſe vorzüglich, und erſt Schell zog die gefährlichen Theſen vor ein weiteres Forum, indem er ſie am Schluſſe ſeiner Schrift reſümierte. Er ſieht in ihnen die Auflehnung des germaniſchen Geiſtes gegen romaniſche Stumpfheit, und nicht viel anders will er auch ſeine eigenen Darlegungen gedeutet wiſſen. Uns intereſſiert hier die Schell'ſche Kritik wenig; ſoweit ſie poſitive katholiſche Wahrheiten ſtreift, wird ſich weiterhin Gelegenheit bieten, auf ſie zurückzukommen. An Schärfe ſteht ſie hinter Mannings Angriffen ebenſo zurück, wie an Klarheit der Anſchauungen und der Vorſchläge. Aber das Ungewohnte, einen katholiſchen Theologen auch ſchon ſo ſprechen zu hören, verſchaffte ihr die

Digitized by Google

erregteste Beachtung, und damit wurde sie der eigentliche Ausgangspunkt der deutschen Inferioritätsbewegung.

In einem Vortrage auf der Versammlung der Görres-Gesellschaft in Konstanz nahm dann der Münchener Professor der Philosophie Freiherr v. Hertling das Thema auf und suchte Schells Vorwürfe abzuschwächen, indem er dem Worte „Inferiorität" die von Schell nicht beabsichtigte Deutung der „ungünstigen erblichen Belastung", der „Rückständigkeit von vornherein" gab. Dieselben Betrachtungen legte er auch in den Jörg-Binder'schen „Historisch-politischen Blättern" nieder. Die Mäßigung und Sachlichkeit des klerikalen Gelehrten stach sympathisch ab von dem unbeschreiblichen Wutgeheul, mit der die meisten „schreibenden" Vorkämpfer des Klerus über Schell herfielen, wenn sie sich nicht nur mit widerlichen Denunziationen, die nach Rom gerichtet waren, begnügten. Nur wenige Zeitungen, unter ihnen die „Kölnische Volkszeitung", bewahrten eine gewisse Würde bei aller Schärfe der Zurechtweisung. Lange tobte der Streit, bis es auf der Katholikenversammlung zur offiziellen Aussprache kam. Man wird keineswegs sagen dürfen, daß Schell hier schließlich gesiegt habe; aber die Berechtigung seiner Kritik wurde im großen und ganzen doch, wenngleich gewunden, zugegeben. Damit, hoffte man wohl, würde die unliebsame Sache im Sande verlaufen, nachdem man sein Interesse für die Kulturfragen noch durch eine geharnischte Resolution über die Kunst und ihre Freiheit dargethan hatte; als kurz nach der Versammlung, im August 1898, in dem durch Bolandens und Laicus' finstere Produktion bekannten Verlage von Kirchheim in Mainz eine Broschüre erschien, in der ein Anonymus „Veremundus" gegen den Katholizismus den Vorwurf der litterarischen Inferiorität erhob.

Ich weiß nicht, wer Veremundus ist — ich dachte anfangs an ein neues Pseudonym für das ältere „Gerhart Wahrmut", unter dem ein Katholik die eben erörterte Schrift Mannings übersetzte und damit weiten Kreisen zugänglich machte; es ist aber auch gleichgültig. Die Besorgnis, eine anonyme Schrift könne leicht dem Schicksal völliger Nichtbeachtung verfallen, zum mindesten im Vergleich zu den Erörterungen eines angesehenen Gelehrten stark in den Schatten treten, hat naturgemäß in diesen Fragen weniger Berechtigung als auf irgend welchen anderen Gebieten; denn innerhalb der auf das autoritative Lehramt der Kirche gegründeten Gemeinschaft des Katholizismus muß jede Auflehnung gegen irgendwelche Auswüchse oder Defekte, sofern sie nicht auf den schismatischen oder gar häretischen Standpunkt rückt, sondern auf dem

Digitized by Google

Boden des Katechismus romanus ſtehen bleibt, ein gewiſſes Aufſehen hervorrufen, ſie mag von einer Seite ſtammen, von welcher ſie will. Man könnte dieſe theoretiſche, aber durch die Praxis genugſam beſtätigte Erwägung auch durch den Fall Veremundus um einen weiteren Beleg zu bereichern verſucht ſein, wenn nicht das Verhalten der Preſſe und der Revuen, die gar nicht erſt die Frage nach dem Orthonym des Angreifers aufwarfen, darauf hindeutete, daß der Anonymus den klerikalen Kreiſen, wenn auch nicht mit Sicherheit, ſo doch mit Wahrſcheinlichkeit in ſeiner bürgerlichen Perſönlichkeit bekannt iſt. Sollte ich mich darin irren, ſo wäre hier ein neuer Beweis gegeben, wie demokratiſch Rom in der Wertung und Behandlung von oppoſitionellen Geiſtern in ſeinen Reihen verfährt. Man hat durch die Reformation eben doch gelernt, daß es ratſam iſt, mit jeder auch nur leiſe proteſtierenden Stimme ſich unverzüglich und auch mit Gründen — und wo wäre Rom je um Gründe verlegen? — auseinanderzuſetzen.

Wenden wir uns nun einer kurzen Betrachtung des Gedankenganges der Broſchüre zu!

Nach einer kurzen, rückblickenden Einleitung geht Veremundus ſofort an die Frage, ob der katholiſche Roman (Novelle, Erzählung natürlich eingerechnet) an ſich ſchon Tendenzpoeſie darſtellen müſſe. Er verneint ſie aufs energiſcheſte und er beklagt die im Volke übliche Verwechslung beider Gattungen. Er zitiert den einflußreichſten katholiſchen Litteraten, Heinrich Keiter, er zitiert ihn freilich aus einer Periode, die der jüngſt verſtorbene Leiter des „Hausſchatz“ ſpäter ſelbſt als unkatholiſch gerichtet hat, während Veremundus gerade dieſe nachmalige Wandlung ſehr abfällig ſtreift. Veremundus ſieht als katholiſchen Roman eine ſolche Schöpfung an, in der nicht religiöſe Reflexionen, ſondern religiöſe Menſchen uns entgegentreten, in die der Dichter unabſichtlich und wie von ſelbſt ſein religiöſes (sc. katholiſches) Empfinden hineingegoſſen hat, ohne es zu Theſen zuſammenzukochen. Das Auguſtiniſche „anima est naturaliter christiana“ gilt auch für die chriſtliche Kunſt, und in der That deutet der Verfaſſer mit dieſem Zitat wohl am richtigſten an, was präzis zu formulieren ihm leider nicht gelingt.

Der recht erfreuliche Eindruck dieſes erſten Kapitels muß aber ſchon auf den einleitenden Seiten des folgenden dem höchſten Unbehagen weichen. Veremundus verſucht hier die epiſche Proſadichtung in großen Zügen zu charakteriſieren. Dabei ſtellt er ſich auf den Boden einer vagen Phraſe Emil Mauerhofs, daß jedes dichteriſche Kunſtwerk den Genießenden ſeeliſch zu befreien angelegt ſein müſſe, worauf die noch viel vagere

Digitized by Google

Definition folgt, der Roman habe eine zielbewußte Handlung mit vollkommener Objektivität zu Gehör zu bringen. Beide Thesen werden etwas breitgetreten, worauf wir staunend erfahren, daß alle bisherigen sogenannten Meisterwerke der Romandichtung auf eigentlichen Kunstwert keinen Anspruch erheben dürfen, da sie diesen Thesen nicht entsprechen! Nur Kleists „Kohlhaas" und C. F. Meyers „Richterin" können als reingestimmte Kunstwerke gelten. Von da ab gerät alles ins Durcheinander: von „hochvollendeten dichterischen Schöpfungen", die den „Forderungen absoluter Kunst widersprechen", müssen wir hören, und die halbe katholische Ästhetik muß heran, um immer wieder das „Reinigende, Befreiende" zu betonen. Nicht ein einziges Mal der Versuch, auch nur flüchtig die psychologische Analyse oder wenigstens die ethische Syntheſe der seelischen Befreiung darzulegen; die Behauptungen genügen. Von ihnen aus wird dem Zeit- und Kulturroman gesagt, er besitze nicht „eigentlichen", wird dem „naturalistischen Anklage(!)roman" und dem „psychologisch-experimentellen" (!) Roman der Franzosen (!) versichert, er besitze gar keinen Kunstwert. Einer der bedauerlichsten Aussprüche G. Freytags aus seiner letzten Zeit muß zur Sekundierung herhalten. Die Vernichtung des akademischen Lehr- sowie des bloßen Tendenzromans könnte man sich gefallen lassen, wenn sie nur nicht auch ausschließlich auf jene oben angegebenen Prämissen sich gründete. Erst am Schlusse dieses Abschnittes begegnen wir endlich einigen Sätzen, die wir an den Anfang verlegt wünschten, weil in ihnen eine klare und phrasenfreie Grundlage für die Entwicklung alles Weiteren gegeben gewesen wäre.

Desto besser gefällt uns aber Veremundus in den zwei nächsten Kapiteln, wo er erst die katholische Produktion und dann die katholische Kunstkritik unter die Lupe nimmt. Es ist eine Freude, zu sehen, wie alle diese Durchschnittsroutinièren — denn die Frauen beherrschen die katholische Belletristik —, deren Erzählungskunst keinesfalls an die der Marlitt in ihren besseren Tagen heranreicht, die Herbert, die Brackel, die Goldegg, des Nimbus entkleidet werden, mit dem die katholische „Kritik" sie umgeben hatte. Und nun diese Kritik selber! Herr P. Kreiten S. J. wird zuerst vorgeladen, und seine Art zu urteilen beleuchtet. Ich muß freilich gestehen, daß hier Veremundus der zweifellos hohen Begabung des Kritikers der „Stimmen aus Maria-Laach" nicht gerecht wird. Vielleicht wollte er es gar nicht: vielleicht wollte er nur einmal eklatant zeigen, wohin moralisierende Kritik geraten kann. Leider schweift er nun gleich wieder ab und verliert sich in allgemeinen Ergüssen über das „absolut Unsittliche" und „praktisch Erziehungswidrige"; und nur der scharfe Ton,

Digitized by Google

den er gegen die „inquisitorische Jesuitenkritik“ findet, entschädigt uns für die sachliche Unbestimmtheit, die er selbst leider für „große, klare Gesichtspunkte“ hält. Gegen den Schluß wird noch ein sehr wunder Punkt gestreift: die Unfähigkeit oder doch Befangenheit des Priesters im Urteil über erotische Poesie. Dann rät V., z. T. im Hinblick hierauf, die Kritik nicht den Geistlichen ganz zu überlassen, und bedauert den Mangel eines periodischen kritischen Organs.

Weiterhin zählt nun V. die Ursachen der litterarischen Inferiorität auf. Er beklagt als solche den Mangel an künstlerischem Interesse, das Stehenbleiben auf überwundenen Entwickelungsstufen der Dichtung, die pädagogisch-teleologische Ängstlichkeit, die den Roman auf das Niveau der Jugendlitteratur herabdrückt und zur Prüderie ausartet. Dabei besonders verweilt V. sehr lange, und wir gestehen ihm gern zu, daß er einen erfreulich aufgeklärten Standpunkt einnimmt, wenn es auch hier wie überall an Einschränkungen und Ausfällen gegen die „Gegner“ nicht fehlt. Den Schluß bilden langatmige Wiederholungen von früher bereits Gesagtem. Daran reiht sich eine ebenfalls sehr langgezogene Einzelkritik der periodischen Litteratur des Katholizismus, die kaum etwas Neues enthält.

Am Schlusse hält V. den Katholiken ihre Pflicht vor: Sie haben es versäumt, das moderne Leben mitzuerleben; das sollen sie nachholen, sie sollen versuchen, auch feindlichen Erscheinungen und gerade diesen kritisch, nicht mit Anathemen, näherzutreten: hier werden Nietzsche und Ibsen genannt. Die Überschätzung der Vergangenheit ist das Hauptübel der Katholiken; sie heißt es abwerfen, um die Inferiorität zu überwinden.

So stellt sich im ganzen die Schrift als mutiges Wagnis eines Mannes dar, der unterm Katholizismus leidet. Positiv Neues enthält sie fast gar nicht, die Negativität ist ihre starke Seite; das Positive ist nirgends originell, meist aus allerhand Ästhetiken und herausgerissenen Urteilen zusammengelesen, und aufs ermüdendste breitgetreten. In der Neigung dazu liegt überhaupt eine große Schwäche des Verfassers. Ist es Zufall, daß die Broschüre Schells an demselben Übel litt? Ich glaube kaum. Vielleicht liegt in dieser Erscheinung, daß die Kritiker des Katholizismus die selbstverständlichsten Dinge in solcher Breite erörtern, ein neuer Hinweis auf die zurückgebliebene Bildung des Leserkreises, für den die Broschüren bestimmt sind. Wie aber nahm dieser Leserkreis sie auf?

Nun, die Wirkung war überraschend stark. Daß sie mit dem Effekte der Schell'schen Schrift nicht verglichen werden kann, bedarf keiner Er-

Digitized by Google

örterung; immerhin hat die gesamte Presse, sofern sie überhaupt litterarischen Interessen sich zuwendet, dem Anonymus eine Beachtung geschenkt, die eben nur katholischen Publikationen zuteil wird. Die nichtkatholischen Blätter begnügten sich mit Referaten und fügten wohl noch das Bedauern hinzu, daß Leute wie Schell und Veremundus „weiße Raben" seien; die ultramontane Journalistik aber mußte natürlich Stellung nehmen. In wirklich der Beachtung werten Ausführungen haben dies wohl nur die „Stimmen aus Maria-Laach" und die „Köln. Volkszeitung" gethan. Hier wurde Veremundus' Kritik als zum Teil nicht unberechtigt, seine positiven Forderungen aber als völlig unkatholisch und durch moderne Irrtümer vergiftet dargestellt. Dort entgegnete der von V. am stärksten Angegriffene, W. Kreiten S. J., in einem Aufsatze von großer Länge und unglaublicher Mattigkeit, der mir thatsächlich die Spuren der vorangegangenen körperlichen Erkrankung des Verfassers zu tragen scheint. Was der Jesuiten-Litterat hier im besonderen und im allgemeinen vorbringt, ist so banal und verschwommen, daß fast jeder es unterschreiben kann, ohne seinen Standpunkt aufzugeben. „Die Kunst," sagt P. Kreiten, „läßt sich nicht loslösen von der übernatürlichen Bestimmung des Menschen, sie soll und muß ihm zur Erlangung dieser Bestimmung behilflich sein; aber sie kann und soll es nur thun in ihrer Sonderart, indem sie sich auswächst nach ihren inneren Gesetzen. In sich kennt sie nur ihr Gesetz; als menschliche Thätigkeit aber untersteht sie wesentlich dem großen Gesetze, das alle Kreaturen beherrscht, Mittel zum ewigen Ziel des Menschen, Gottesverehrung zu sein." Verehrter Herr Pater von der Gesellschaft Jesu, das heißt sich um etwas herumdrücken; milder kann man es nicht bezeichnen. Und doch steht diese Erwiderung noch hoch über den meisten anderen. Der Prüderie-Vorwurf, den V. so stark betonte, wird mit der Bemerkung erledigt, daß eine Litteratur, die sich nicht in diesem Gleise bewege, von vornherein das „sittsame katholische Haus" verschließe. Wenn man diese Knäuel von Phrasen und Banalitäten durchmusterte, fand man auch nicht einen Faden, der zu einigermaßen brauchbaren Ideen hinüberleitete. Der einzige Mann, der die wichtige Frage in der rechten Weise fortzuspinnen befähigt und zweifellos auch willens gewesen wäre, Heinrich Keiter, war gerade in den Wochen des Erscheinens der Broschüre gestorben. Und wenn man sieht, wie die „Kölnische Volkszeitung" — die sich nach einem „deutschen Dickens" sehnt — wenige Monate nachher in einer von unglaublicher Frechheit strotzenden Inquisition der deutschen Schulbibliotheken praktisch Litteratur treibt, dann möchte man sagen, Vs.' Kritik habe gewirkt, wie

Digitized by Google

ein Funke, der in — einen Sumpf fällt: ein paar Gasblaſen entzünden ſich, leuchten auf und verpuffen — und dann iſt wieder alles ſchwarz und regungslos wie vordem.

Für den Proteſtanten, oder überhaupt den Nichtkatholiken, iſt trotz aller poſitiven Selbſtverſtändlichkeiten die anonyme Schrift von tieferem Intereſſe. Es iſt, ſeitdem man die maßloſe Borniertheit des Kulturkampfes eingeſehen hat, faſt Modeſache geworden, zwiſchen Katholizismus und Ultramontanismus zu unterſcheiden. Die dieſe Trennung befürworten, mögen leicht geneigt ſein, in Schell und Veremundus Vertreter des „antijeſuitiſchen“ Katholizismus zu ſehen. Darin liegt eine große Gefahr. Wer die Realpolitik zu beſorgen hat, mag getroſt nach derartigen Äußerlichkeiten teilen und regieren. Wer die modernen Ideen gegen alles Rückſtändige und Hemmende durchſetzen will, wird tiefer blicken müſſen. Er wird erkennen, daß der Jeſuitismus nur die rückſichtsloſeſte Form iſt, in der das Katholiſche auftreten kann; ihn wird aber dieſe Form verhältnismäßig wenig intereſſieren. Denn die eigentliche, die innere Macht liegt im Katholizismus ſelber, auch wenn er von jener deſpotiſchen Form losgelöſt wird. Dieſe, die Maſſen umklammert haltende Macht aber iſt das gigantiſche Hemmnis des Fortſchrittes — nicht eine handvoll Jeſuiten oder Hetzkaplane. Und ſie kann man nicht bekämpfen nach dem Rezepte des Evangeliſchen Bundes, mit Brandreden oder Witzeleien, ſondern nur, indem man ſie in ihren Wurzeln bloßlegt und aufzeigt. Die katholiſche Auffaſſung vom Menſchen iſt der Brennpunkt aller nach Rom konvergierenden und der Zerſtreuungspunkt aller von Rom zurückſtrahlenden Kulturwidrigkeiten. Der Katholizismus iſt nicht zufällig, ſondern mit Notwendigkeit litterariſch rückſtändig. Die neue Weltanſchauung erwuchs, wie jede Weltanſchauung, im Ringen um ein neues Menſchenideal, das in einer neuen Kunſt ſeine Geſtaltung finden mußte. Der moderne Menſch iſt freilich aus dem alten herausentwickelt, er iſt ſein Erbe. Darum wird auch das moderne Ideal mit dem katholiſchen noch mancherlei gemeinſam haben, und dieſes mag danach in engen Grenzen auch in der neuen Dichtung fortleben. Wo dieſe Grenzen liegen, und daß es über ſie hinaus für den Katholizismus keine Möglichkeit giebt, an der modernen Dichtung mitzuwirken — das darzulegen, wird die Hauptaufgabe der folgenden Ausführungen ſein. Im Gegenſatz zu Veremundus' Hoffnungen und Forderungen werde ich zu zeigen haben, daß mehr und mehr das neue Menſchenideal, die moderne Perſönlichkeit ihre katholiſchen Überlebniſſe abſtreift, und daß damit die Kluft zwiſchen

Digitized by Google

moderner und katholischer Gestaltung in der Dichtung sich stets vergrößert. Weil die litterarische Inferiorität des Katholizismus nicht in allerhand überwuchernden Accidentien, wie Veremundus sich vorstellt, sondern im innersten Wesen der katholischen Lehre ihren Grund hat, muß ihr die Tendenz zu unaufhörlicher Verschlimmerung innewohnen. Die Menschen, die der katholische Künstler gestalten kann, sind uns fremd und werden uns täglich fremder: darum ist eine moderne katholische Dichtung schlechthin unmöglich.

Um uns davon zu überzeugen, mag es zunächst geboten sein, uns zu erinnern, wie aus der modernen Weltanschauung ein neues Menschentum und eine neue Kunst hervorwuchs.

Von Leipziger Kunst.

„Hannele Himmelfahrt" ist aus der Hauptmann-Serie jetzt im Stadttheater dem „Biberpelz" gefolgt. Dieses nicht größte, aber eigenartigste der naturalistischen Dramen Hauptmanns bereitet ja schon der rein technischen Inszenierung Schwierigkeiten, zu denen der Dialekt noch solche der Darstellung hinzufügt. Man kann nicht sagen, daß sie eben glücklich überwunden worden wären. Vor allem aber war die Besetzung der Hauptrolle die allerunglücklichste. Frl. Ebba Laue, die bisher nur ihre Schwester kopiert, schuf ein unwahres, unausstehliches Backfisch-Hannele, das man eher für hysterisch, als für sterbend halten mochte. Die vielen anderen Rollen waren leidlich verteilt. Einen wunderbaren Genuß aber bereitete uns Frl. Rudolfi als Engel. Die herbe Schönheit, mit der sie die Strophen des Armutliedes sprach, dieser köstlichen Gabe Hauptmann'scher Dichtung, übte tiefen und lange nachwirkenden Eindruck. Am Schlusse des Dramas mußte der szenische Kontrast viel präziser herausgearbeitet sein. Das Publikum blieb ziemlich kühl. Jetzt sehen wir den „Einsamen Menschen" und dem „Fuhrmann Henschel" entgegen. Hoffentlich verwendet man darauf mehr intime Sorgfalt; das ist bei Hauptmann nun einmal die Grundbedingung.

Über die Premièren der „Großmama" von Max Dreyer und des „Erbe" von F. Philippi kann ich kurz hinweggehen. Ich hoffe, daß Dreyer sich nur vorübergehend der Bühnenmache in die Arme geworfen hat, denn ein völliges Sichaufgeben ist bei dem Verfasser von „In Behandlung" doch zu unwahrscheinlich. Über Philippi ist nichts zu sagen; höchstens zu bedauern, daß es Leute giebt, die es verlernt haben, sich zu genieren, und daß diese Leute als deutsche Bühnendichter herumlaufen.

Digitized by Google

Einen recht betrübenden Abfall bedeutet eine Première der „Litterarisch-dramatischen Abteilung der Finkenschaft". Ein Mitglied der Vereinigung, Herr stud. phil. Ludwig Weber, setzte für ein Kind seiner Muse die Aufführung durch. „Kain", eine biblische Tragödie in 5 Aufzügen — Epigonie von der ersten Zeile bis zur letzten: im Stoff von Byron, in der Sprache von — Körner, in den Gemeinplätzen von Nietzsche oder besser von Nietzscheanern. Die Technik ist dilettantenhaft, die Gestalten sind ohne Fleisch und Blut; der Ideengehalt ist gar nicht zu entwirren, einem aus philosophischen Kollegheften zusammengerührten Brei gleichend. Ich glaube nicht, daß in Weber ein Talent steckt. Kein junges Talent tritt so banal auf und zugleich so anspruchsvoll. Die Darstellung entzieht sich jeder Kritik; die Finkenschaft sorgte für stürmischen Beifall. Hat aber die „Litterar.-dram. Abteilung" wirklich nichts Notwendigeres zu thun, als der Impotenz in den eigenen Reihen die Befriedigung der Eitelkeit zu ermöglichen?

Ein anderes Unternehmen, das wenig verheißungsvoll begann, sind die „Vorträge über moderne Lyrik" von F. A. Köhler-Haußen, dem Herausgeber der hiesigen „Hochschulzeitung". Der erste Abend behandelte Theodor Fontane. In einer Einleitung wußte der Vortragende, dessen breite Sprache sehr ermüdend wirkt, über die Genesis der modernen Lyrik nur Banalitäten vorzubringen. Und die Charakterisierung Fontanes schien in der Eile aus ein paar Zeitungsnekrologen zusammengelesen.

Die Fluten des Konzertlebens gehen jetzt sehr hoch, aber die rein künstlerische Ausbeute ist doch nicht allzugroß. Im Gewandhause freilich verrichtet Nikisch eine hohe, erzieherische That, indem er fast in jedes Konzert einem modernen Werke Eintritt erzwingt. So brachte er uns Richard Strauß' herrlichen „Don Juan". Eingeschworene Bayreuthianer stehen dem Berliner Kapellmeister meist sehr kühl gegenüber; er kann die Schönheit nicht größer gestalten als Wagner, äußern sie wohl. Gewiß nicht — aber einfach anders, auch groß. Vielleicht kleiner, intimer, realistischer. Man sollte den „Don Juan" nicht mit der Liebesmusik in der „Walküre" vergleichen. Beide Schöpfungen sind so eminent verschieden, jede will für sich empfunden sein. Und wenn man sich auch manchmal gegen die Art, wie Strauß sein Orchester bändigt, wehren möchte — die Überlegenheit des Genius reißt den Hörer immer wieder fort. Nur im Leipziger Gewandhause nicht. Hier rümpft man vorläufig noch die Nase über die Ketzereien der Jungen und Jüngsten und begnügt sich mit Ovationen für Reinecke, dessen „Suite für Streichorchester" wohl übermäßig bebeifallt wurde. Es ist ein sauberes, niedliches Stück mit wunderhübscher Melodik, aber mehr auch nicht. Wie ganz anders packte da die symphonische Schöpfung „Vltava" (Moldau) von Smetana. Es ist, als hätte der geniale Czeche sein ganzes, heißes Vaterlandsempfinden in dieses Werk gegossen, dessen Tonmalerei nie aufdringlich und doch so mächtig eindringlich wirkt. Die „Tragische Symphonie" von Felix Dräseke, die ebenfalls hier das erste Mal zu Gehör kam, bot weniger Interessantes, wenngleich einzelne Stellen darin in ihrer Schlichtheit von machtvoller Wirkung sind. Von den Solisten seien Pablo de Sarasate, der immer Weiche und immer Weichliche, und die Sängerin Blanche Marchesi aus London, die durch ihre belegte, unreine Stimme arg enttäuschte, hervorgehoben. — Im Liszтverein brachten Halir und Genossen das Weingartner'sche Streichquartett zur ersten Vorführung. Trotz des meisterhaften Zusammenspiels wirkte die Komposition fast erkaltend. Es ist eigentlich kein einziger origineller Gedanke darin; der erste Satz in der Verflechtung der zwei Motive ist durchaus epigonisch, der zweite beginnt vielverheißend, um dann in die wohlfeile Musette überzugehen. Der dritte und letzte langweilen einfach. Im nächsten Konzert hörten wir Herrn Possart den „Enoch Arden" mit der melo-

Digitized by Google

dramatischen Begleitung von Rich. Strauß rezitieren. Das unwahre, sentimentale Gedicht wurde durch Possarts schlichten Vortrag, der nur am Ende süßlich abfiel, ziemlich erträglich. Bewundernswert ist die Diskretion, mit der Strauß sich begnügt hat, nur einige Stellen durch Motive zu begleiten. Dann entzückte uns Steinbach mit der Meininger Kapelle, die er in der Tradition Bülows leitet, ja, über diese Tradition hinaus zu immer wunderbareren Leistungen erzieht, und im letzten Konzert vor Weihnachten dirigierte Felix Mottl Liszts „Hunnenschlacht", mit starker, leider vergebens ausgegebener Begeisterung — denn man hatte dem genialen Kapellmeister wieder einmal nichts als die Kapelle des 134. Regiments anzubieten. Der Lisztverein sollte doch selber einsehen, daß eine solche Zumutung einfach unschicklich ist!

Von den einzelnen Solisten- oder Quartettabenden seien nur die genußreichen Darbietungen des Joachimquartetts und die Sillori-Abende hervorgehoben. Recht verdienstlich ist der Versuch der Herren Berber und Schumann, sämtliche Sonaten Beethovens für Violine und Klavier zu Gehör zu bringen. Herr Berber spielt zwar auch den Beethoven noch lange nicht so stilrein wie sein Partner, aber er ist doch ein Violinist, auf den man große Hoffnungen setzen darf, wenn auch seine Technik sich nicht mit der Arno Hilfs vergleichen läßt, der uns zum ersten Male seine verblüffende Kunst zeigte. Der Liederabend von Frl. Adrienne Osborne, einer sehr schönen, aber nur mäßig stimmbegabten Opernsängerin, der unserer englischen Kolonie Gelegenheit gab, sich in Beifallsstürmen auszutoben, kann auf kunstkritische Würdigung keinen Anspruch erheben.

Im Kunstverein ist es recht still; man steckt in einer Periode bedenklicher Mittelmäßigkeiten, für die uns nur die Sonderausstellung von ein paar hundert Originalbeiträgen für die „Jugend" entschädigen soll. Ich brauche auf die bekannten Sachen nicht näher einzugehen; es ist aber recht interessant, einmal nebeneinander zu sehen, was das Münchener Blatt im Laufe kurzer Zeit geleistet hat. Vorher sahen wir eine kleine Ausstellung des Schleswig-Holsteiners Fedderſen, der seine Landschaftsmotive alle dem heimatlichen Boden entnimmt. Fedderſen hat noch nicht überall das rechte, sichere Gefühl für die Stimmungseinheit; hier stört etwas Überflüssiges, dort klafft eine empfindliche Lücke. Einzelne Sachen aber sind von wundervoller Wirkung, und unter ihnen möchte ich ein einsames Gehöft im Winterschmuck an erste Stelle setzen. Von den sonst ausgestellten Gemälden ist noch Bachmanns farbenglühende, von feinster Wasserbeobachtung zeugende Meerlandschaft zu nennen; außerdem drei prächtige Bilder Schultze-Naumburgs „Aus dem Saalethal", die in ihren breiten, saftgrünen Flächen und der feinen Stilisierung außerordentlich wirksam sind und doch auch zu stiller Versenkung in den Gottesfrieden dieser lieblichen Landschaft auffordern.

Schließlich bleibt mir noch übrig, von einem Organ zu berichten, das die Leipziger Kunst unter eben diesem Titel erhalten hat. Es scheint unter lauter innern Widersprüchen gezeugt zu sein. Neben feinsinnigen Arbeiten Hans Merians stehen Lobhudeleien des Stadttheaters, und am liebsten scheint man sich an der Mitbürgerschaft Gottschalls zu berauschen. Jedenfalls ist es erfreulich, daß die Leipziger Kunst ihre Vertretung nicht nur durch die „Redenden Künste" findet, deren unqualifizierbare Tonart jeden einigermaßen ästhetisch fühlenden Menschen geradezu widerlich anmuten muß.

Ernst Eyſtrow.

Digitized by Google

Prager Kunst.

Hermann Bahr ist der Typus der urwiener Gemütlichkeit mit einem Stich ins Geniale. „So ein bisserl das Publikum foppen", das versteht er wie kein Zweiter. — Er sprach natürlich über Jung-Wien und sagte da zum Teil Dinge, an die er wohl im tiefen Innersten selbst kaum glauben mochte. So behauptete er steif und fest, den Jung-Wienern falle es gar nicht ein, sich für Dichter zu halten; ob nun Schnitzler, Loris, Peter Altenberg und all' die andern gleicher Meinung sind, das ließe sich wohl bestreiten! Im Laufe des Vortrags erfuhren wir auch, wer eigentlich der Begründer der jung-österreichischen Dichterschule sei. Man höre und staune: Ein kleines, liebes Frauchen war's; die ging mit dem 16jährigen Bahr an Frühlingsabenden spazieren und wenn sie ihm gerade nicht die Hand drückte, so flüsterte sie Heine'sche Verse. Einmal meinte sie ernsthaft: Es war doch ganz nett, dieses Dichten; schade nur, daß es aus der Mode gekommen ist. Und Hermann ging hin und brachte das Dichten wieder in Mode. — Wer's nicht glauben will, dem ist überhaupt nicht zu helfen!

Interessant war die Vorsicht, mit der Bahr über Hauptmann urteilte. Da kam wiederum der alte Gegensatz zwischen Nord und Süd deutlich zum Vorschein. Man wirft uns vor, sagte Bahr, daß wir Gerhart Hauptmann nicht genügend zu würdigen wissen. Hauptmann ist ein sehr großer und reiner Dichter; aber was er geschaffen, kann nur in seiner Heimat Geltung haben. Sich ein Rautendelein im Wiener Walde vorzustellen, ist einfach unmöglich, und deshalb hat die „Versunkene Glocke" bei uns kein Verständnis gefunden. Ein dramatisches Werk kann, einer Handschrift gleich, von zwei Gesichtspunkten beurteilt werden: der Kalligraph und der Psychologe, der Reichsdeutsche und der Österreicher, sie werden sich in litterarischen Dingen nie verstehen. Als Beweis führte Bahr die „Athenerin" an, dieses Ebermann'sche Stück, das in Berlin so ausgelacht, in Wien aber mit so großem Beifall aufgenommen wurde. Der Wiener hat eben in den Gestalten dieses Dramas Fleisch von seinem Fleische erkannt, und wenn auch die Griechen der „Athenerin" eigentlich gar keine Griechen sind, was liegt daran? Sehr viel liegt daran, verehrter Herr Bahr, moderne Wiener in antikem Faltengewande sind schlechterdings undenkbar. Da ist uns Ihr „Tschaperl", das die Berliner am hiesigen Volkstheater so echt wienerisch spielten, entschieden lieber. — — —

Die Prager sind kampflustige Leute, auch in der Kunst; das bedingen schon die rosigen Verhältnisse, in denen sie leben: Unlängst gerieten sogar die beiden Landestheater in Streit. Es besteht nämlich seit Jahren zwischen der deutschen und böhmischen Bühnenleitung ein Übereinkommen, welches den Erwerb musikalisch-dramatischer Werke von ihrem nationalen Ursprung abhängig macht. Der Landesausschuß, dem in strittigen Fällen das Schiedsrichteramt übertragen ist, hat diesmal zu Gunsten des „Neuen deutschen Theaters" entschieden. Der Zankapfel war das lyrische Drama „Armor" von Sylvio Lazzari. Der Komponist ist trotz seines welschen Namens ein guter Deutschtiroler, und sein Werk die Arbeit eines temperamentvollen Wagnerianers — temperamentvoll auch im Dirigieren, denn Lazzari renkte sich bei der Erstaufführung

Digitized by Google

im Überschwange edler Begeisterung den Arm aus, so daß ärztliche Hülfe in Anspruch genommen werden mußte.

Die neue Oper hat den bretonischen Ritter Armor zum Helden; nach der Krone, der heiligen Artuskrone, ist sein Streben, und er will sie trotz Sturm und Gefahr erringen. Ked, die Königin der kriegerischen Feen (Korriganen), bewacht das Kleinod. Ein Recke soll kommen und er wird ein goldenes Siegel auf der Stirne tragen und wird siegen und herrschen. Armor ist der Sieger; doch er kann die Krone nicht tragen, denn Ked, die vergebens seine Liebe erfleht, schleudert den Goldreif ins Meer. — Da erscheint König Artus; aus den Fluten der brandenden See steigt er auf und krönt seinen Ritter. Dann geleitet er ihn nach der Bretagne; dort darf Armor herrschen, wenn er sein Keuschheitsgelübde hält. Doch Armor unterliegt den Versuchungskünsten Keds, die ihm gefolgt ist, und die ganze Pracht und Herrlichkeit seines Herrschertums versinkt nun unter Donner und Blitz in Meerestiefen. Armor und Ked werden auf eine Insel verschlagen. König Artus erscheint und will ihnen fluchen, doch die göttliche Barmherzigkeit, „die einer Maria Magdalena verzieh", sie öffnet auch ihnen die Pforten des Himmels.

Das Musikdrama Lazzaris hinterließ hier einen tiefen Eindruck. Es besitzt viele Vorzüge, so auch prachtvolle Tonplastik und farbenfrohe Instrumentation. Der in Paris lebende Komponist hat als Jünger Richard Wagners versucht, der französischen Tondichtereiche ein neudeutsches Reislein aufzupfropfen. Ob ihm dies gelungen ist, mag die Zukunft entscheiden. — — —

— — In der Familie der Weltenbummler sind sie eine der harmlosesten Gestalten, diese böhmischen Musici, die mit ihren verstaubten Instrumenten von Land zu Land ziehen. Gerne lauscht man ihren schwermütigen Weisen, die sie aus der Heimat mitgebracht. Meist sind es tschechische Volkslieder, welche sie zum besten geben; ihr Stolz bleibt aber Smetanas „Prodaná neresta" (die verkaufte Braut), die durch diese Wandermusikanten im Auslande fast ebenso volkstümlich geworden ist, wie bei uns. Smetana und Dvořák, Dvořák und Smetana — darüber kommt man in böhmischen Musikkreisen nicht hinaus. Wie ein Verhängnis ist es! Die beiden Meister sind und bleiben die Götter, denen auch die junge Generation anbetend und nachbetend zu Füßen liegt. So will es die verehrliche Kritik, so will es die Opernleitung des „národní divadlo", und dem Tondichter bleibt, falls er zu Worte kommen soll, nichts anderes übrig, als sich in Demut zu fügen. Nach wie vor verlangt das tschechische Publikum nationale Musik; vergißt aber, daß nationale Tonkunst nur dann gedeihen kann, wenn sie ein Produkt des Fortschritts ist. Zwei Werke jungböhmischer Komponisten, der Einakter „Na vecer Bilè soboty" von A. V. Horák und J. R. Rozkosnys „Satanella" sind wieder ein Beweis, daß die freie Entwicklung der tschechischen Oper ins Stocken geraten ist. Der Anfänger A. V. Horák wird sich von seinen Vorbildern befreien müssen, um etwas zu erreichen; da er aber echte Begabung zeigt, so wird ihm dies hoffentlich gelingen. Ein viel traurigeres Prognostikon muß man jedoch Rozkosny stellen: Sein Halbtalent tritt immer deutlicher zu Tage, und er hat es schon längst verwirkt, ernst genommen zu werden. Die neueste seiner Arbeiten ist unselbständig, besitzt nicht eine Spur von Originalität und erinnert in ihren einzelnen Teilen an die altmodische Romantik eines Meyerbeer und Halevy.

— — — Eine Menschenseele, schillernd in den Farben eines bunten Glasscherben, zog durch die Lüfte. „Wie schön ich bin!" rief sie bewundernd und brannte zu Füßen des göttlichen Thrones ein Feuerwerk zuckender Glutstrahlen ab. — „Weib," dachte der

Digitized by Google

liebe Herrgott. Aber er hatte sich geirrt, denn es war nur die Seele eines Dichters — wenigstens hielt sie sich dafür. —

Richard Baer, der Held des Lothar'schen Schauspiels „Die Gönnerin", hält sich auch für einen Dichter von Gottes Gnaden; aber ihm ist es nicht darum zu thun, trotz aller Hemmnisse des Alltags siegreich in den Tempel hehrer Kunst einzuziehen: Genießen will er; einen leichten, müheloſen Erfolg will er erringen. So verkauft er sich einer vornehmen Dirne, die ihm Förderung verspricht. Welche Satire! Sein Stück wettert gegen Protektion und Gönnerschaft und kann nur mit Hilfe einer Gönnerin beim Schauspieldirektor Aufnahme finden. Baer ist ein talentloſer Mensch, das Drama fällt, trotzdem ein Aufführungsverbot vorgearbeitet hat, und so erschießt er sich im Vorzimmer seiner Maitresse. Noch eine Figur des Stückes darf nicht vergessen werden. Es ist dies die rührende Gestalt der kleinen Schauspielerin Anna, die ihrem Dichter alle Opfer eines liebenden Herzens bringt.

Rudolf Lothar, der bekannte Wiener Publizist („Wage"!), hat sich bei uns mit seinem Bühnenerstling recht vorteilhaft eingeführt. Allerdings ist es nicht zu leugnen, daß sich seine dramatische Stimme gar häufig überschlägt, aber manch lebensechter Zug im Stücke spricht eine beredte Sprache zu Gunsten des Autors. —

Otto Erich Hartleben! Seine „Erziehung zur Ehe" (Deutsches Volkstheater) ist kein Meisterwerk, aber man merkt es gleich, daß der Dichter nicht nur unterhalten will. Mit ehrlichem Zorn wird das im Kern angefaulte Bürgertum geschildert und die falsche Moral von heute wird erbarmungslos gegeißelt. Ein kräftiges Wort spricht Hartleben in dieser Komödie gegen die Scheinheiligkeit unseres Mittelstandes; er hält der sogenannten „guten Gesellschaft" einen Spiegel vor das cynisch lächelnde Antlitz. —

Dann genossen wir Philippis „Wohlthäter der Menschheit", und bald darauf hatten die Theaterbesucher das zweifelhafte Vergnügen, sich bei Philippi wiederzusehen. „Das Erbe" wurde gegeben, und es war recht possierlich, den Eindruck zu beobachten, den dieses mit politischen Anspielungen gefüllte Stück auf die sensationslüsterne Zuhörerschaft machte. Jeder Satz wurde kommentiert, überall nach versteckten Andeutungen gesucht; kurz und gut: man amüsierte sich königlich! Philippi ist ein spekulativer Kopf; er kennt sein Publikum, fürchtet aber auch den bösen Staatsanwalt. So hat er mit geschickter Hand ein Mäntelchen zurechtgeschneidert und es den Gestalten, die er eigentlich vorführen wollte, umgehängt. Er hatte den Kanzlerkonflikt von anno 90 mit vielem Geschmack in das Bureau einer Waffenfabrik verlegt.

— Die Tschechen sind mit ihrem Nationaltheater unzufrieden und sie haben auch allen Grund dazu. Einer dürren Sandsteppe gleicht der Spielplan dieser Bühne, die doch ein Brennpunkt des gesamten tschecho-slavischen Kunstlebens sein will. Viel, sehr viel wird geschehen müssen, um den guten Ruf des „národni divadlo" zu erhalten. Die Deutschen Prags sind ja in Theaterdingen nicht gerade verwöhnt, aber es kann ihnen zum Troste gereichen, daß das böhmische Publikum ins deutsche Theater geht, um sich den Genuß einer Wagner- oder Shakespeare-Aufführung zu vergönnen. Und so war auch in diesem Sinne die treffliche Veranstaltung einer Reihe Shakespeare'scher Lustspiele auf der deutschen Landesbühne und im neuen deutschen Theater ein dankenswertes Unternehmen.

Das wären so ziemlich alle hervorragenden Ereignisse dieser Spielsaison — vom „weißen Röſſ'l" abgesehen. Man erlasse mir gnädigst die Besprechung dieses Mach-

Digitized by Google

werks, und ich will zum Lohne dafür eine kleine tragikomische Geschichte erzählen, die einen „berühmten“ deutschen Autor zum Helden hat und in Prag spielt.

Kennen Sie Karl May, den Volksschriftsteller Karl May, dessen „Werke“ wie warme Semmeln abgehen, und der von diesen seinen Werken sagt, daß sie „die höchsten sittlichen und religiösen Ziele“ verfolgen?

Besagter Karl May (sein Künstlername lautet Kara Ben Nemsi) unternimmt eine Studienreise ins gelobte Böhmerland, denn er will wieder mal ein neues Indianerbuch (voll hoher sittlicher und religiöser Ziele) schreiben: ein Buch, das alle Knabenherzen lauter schlagen macht. Wozu in die Ferne schweifen, denkt der treffliche May und wartet nun am Prager Graben geduldig der Dinge, die da kommen sollen. Und in der That, es ereignet sich etwas! Allerdings kein schrecklicher Tschechenüberfall, denn Herr May wandelt ungestraft zwischen slavischen Podebradky und deutschen Kouleurkappen, aber von anderer Seite droht ihm Gefahr. Sein Autorenrecht, sein geheiligtes Autorenrecht soll vergewaltigt werden! —

„Dobroduzné Cesty“ — von allen Seiten starrt es ihn an, „Dobroduzné Cesty“ — in allen Buchhandlungen kann er's lesen! Ein hiesiger Verlag veranstaltet von den May'schen Reise-Romanen eine böhmische Ausgabe, und der unglückliche Verfasser hat keine Ahnung davon. —

Nun, die beiden Herren haben sich seitdem geeinigt, die Sache aber soll hier festgenagelt werden zu Nutz und Frommen deutscher Autoren.

Oskar Wiener.

Kritik.

Lyrik.

„Lieder des Lebens.“ Von Theodor Souchay. Leipzig. G. H. Meyer.

„Souchay ist Epigone.“ In diese drei Worte faßte vor einer Reihe von Jahren ein Kritiker der „Litterarischen Blätter“ (1890/91) seine Ansicht über die dichterische Thätigkeit von Theodor Souchay zusammen. Ich kenne die früheren Werke des 1833 geborenen Schriftstellers nicht, aber seine soeben erschienenen „Lieder des Lebens“ habe ich sämtlich durchgeprüft. Zwar enthält seine Sammlung vielleicht ein halbes Dutzend poetischer Nippessachen, die etwas Formtalent und Geschmack bekunden. Aber ist man gleich ein „Dichter“, „weil ein Vers dir gelingt in einer gebildeten Sprache, die für dich dichtet und denkt“? Und jedenfalls rechne ich die überwiegende Mehrzahl dieser Musengaben zu der lyrischen Dutzendware, wie sie tagtäglich auf den litterarischen Markt geworfen wird. Sie nennen sich prunkend „Lieder des Lebens“, aber was ihnen fehlt, das ist gerade das Leben, das poetische wie das wirkliche. Sie wärmen uns nicht die Seele, sie beschwingen uns nicht die Phantasie, sie messen dem Geist nur kärg-

Digitized by Google

liche Gedankennahrung zu, oft sogar in einem ganz unverdaulichen Sprachragout. Oder entdeckt vielleicht ein gutherziger Leser, ein anspruchsloser Kunstrichter den Dichter und Denker in folgender Probe? (S. 56):

„Wenn der Verstand oft der Begeistrung wehret
„Und sie wie Schaumwein kühlt im kalten Eise,
„Da klärt sie sich, da kommt sie ins Geleise,
„Nachdem der Ballast fiel, der sie beschweret."

Oder in dem „Dichterspruch"? (S. 44):

„Goldner Schild für Geistesthat,
„Künstlerhort und Wissensrat
„Liegt geheim in jedem Wort,
„Stell's nur an den rechten Ort." —

„Tönender Worte Erguß!" Noch tiefer aber als diese „lyrischen Dichtungen" steht die „episch-dramatische Bearbeitung" des Nibelungenliedes „für Gesang oder Deklamation", die den Reigen der „Lieder des Lebens" schließt. Es ist eine Verballhornung unserer großartigsten Nationalsage, wie ich sie nicht für möglich gehalten habe, und die für nötig befundene Warnung: „Nachdruck verboten", gab mir mehrfach zu denken. Doch wozu tant de bruit pour une omelette?

Dr. H. Friedrich.

Göttermoral. Ein Cyclus Gedichte von *. E. Piersons Verlag. Dresden und Leipzig. 1898. 135 S. M. 1,50.

Ein Buch, aus unserer Zeit herausgeboren, das nicht verborgen bleiben kann. Ein Buch des trostlosesten Nihilismus, aus dem das soziale Elend zum Himmel schreit. Der Stoff ist zeitgemäß, aber es sind „Unzeitgemäße Betrachtungen", die der ungenannte Verfasser giebt. Damit wären wir bei Nietzsche angelangt, ohne den das Buch nicht denkbar wäre. Es ist kein sozialistisches Evangelium, das da gepredigt wird; keine Erlösung wird verkündigt, sondern die alte Göttermoral der Schiller'schen „Resignation": Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.

Wir durchleben das Leben der Enterbten, den Jammer des unbefriedigten Denkers, die Qual des Hungernden, das Elend des gefallenen Weibes. Das unabwendbare, gigantische Schicksal stampft sie alle unter seine Füße. Wir denken an die Bilder Sascha Schneiders mit ihrer zermalmenden Wucht. Einige wenige schlürfen vom Becher des Glücks, nicht weil sie besser wären, als jene anderen, sondern weil sie das eigenwillige Schicksal schon im Mutterleibe geadelt hat. Wohl erhebt sich dagegen die geknechtete Menschheit. Sie betet das Ungeborene an, das da kommen soll, den Zukunftsstaat der Gleichheit. Der Dichter lacht darüber — doch nein, lachen kann er nicht; er schüttelt droben auf seiner eisigen Höhe das tiefernste Haupt. Die Welt wird nicht anders werden, denn die Götter wollen eine bunte, farbensprühende Welt, eine Welt der Kontraste, die ihnen die göttliche Langeweile vertreibt. Das ist die „Göttermoral". So spricht kein Goethescher Prometheus, sondern ein moderner Übermensch. Nur durch das Gedicht „Was menschlich ist" geht ein menschlicher Zug, doch kein erwärmender; ein Zug von Byron und Heine.

Eine Zarathustrakraft erfordert dieser gewaltige Stoff. Oft ist es dem Dichter ergreifend gelungen, das Neue in die neuen Formen zu bannen; „Die drei Gaben" sind innerlich und äußerlich von schöner Harmonie. Zu unserem Erstaunen begegnen uns dann wieder vereinzelt ganz elementare Fehler gegen Sprache und Rhythmus. Die Form muß die Haut der Dichtung sein, hier ist sie doch bisweilen nur übergeworfene Hülle, eine Rüstung, die auf zu kleinem Körper klappert.

Aber alles in allem doch ein bedeutendes Buch, das man nicht wieder vergißt.

Harry Mayne.

Rudolf Knuffert: Frauengestalten. Dresden und Leipzig. E. Piersons Verlag. 1899.

Ein beachtenswertes Talent! In diesen Frauengestalten wogt eine schwüle Hamerling'sche Leidenschaft, oft so modern und

Digitized by Google

vollblütig, daß uns einige dieser Weiber auf der Berliner Friedrichstraße begegnen könnten. Die Frauen des grauen Altertums sind dem Dichter am besten gelungen: „Kleopatra" bedeutet den Höhepunkt des Buches. In ihr vereinigen sich alle Vorzüge Knufferts zu einem leuchtenden Juwel. Die Form kostbar rein geschliffen, groß und durchsichtig. Kleopatras Tod durch die häßliche Schlange ist fast das Schönste im Buche:

. . . . . Langsam rauscht der Tod herbei . . .
Gespenstige Rappen hört sie näher traben,
Sie schaut ein endlos Feld mit rotem Mohn
Von Wolken überschattet schwarzer Raben.
Aus weiter Ferne hört sie einen Ton
Wie Stiergebrüll aus Nacht und Moor; wie Grüße
Der Todesküste sieht sie Sterne loh'n . . . .

Die „Witwe" ist ein feines, peinlich ausgeführtes Gemälde, mit wundervollen Details, „Danae" dagegen ist langweilig und breit — Wortgeklingel, bei dem man nichts fühlt. Von den andern Frauengestalten erreicht nicht eine annähernd die Höhe der Kleopatra. Der Dichter gefällt sich in blendenden Bildern, die sich kaleidoskopartig überschlagen, man vergißt dabei die Hauptsache: was er eigentlich hat sagen wollen. Es sind mitunter schöne Bilder, die Knuffert bringt, wie: „Wellenschaum im Hauch des Winds gehn des Busens Wogen," und „Ein Lotoskelch mit Zauberdüften entsteigt die Brust den wuchtgen Hüften" u. a. m. Einen sehr bösen Reim gebraucht der Dichter einmal:

. . . Und für die Lippe, die von Küssen feuchte,
Und all den Reiz, der auf- und niederwallt
Und daß sich Venus nicht zu schämen brauchte.

Dann „Der Raum war matt erhellt von einer Lampe Dochte". — Was man nicht alles des lieben Reimes wegen macht!

Aber trotzdem, Knuffert ist ein Dichter!

Fritz Stöber.

Romane.

Otto Julius Bierbaum, Der bunte Vogel von 1899. Ein Kalenderbuch. Mit Buchschmuck von Peter Behrens. Berlin, Schuster & Loeffler. 8°. 198 S.

In einer originellen, der Wesensart Bierbaums angepaßten Ausstattung ist ein neuer „bunter Vogel" in die Welt hinausgeflogen. Er führt vieles mit: Gedichte, Kritiken, kunsthistorische Essays, Aphorismen, Satiren u. a. m. Eine Art bunte Schwedische Schüssel, mit der gute Diners eingeleitet werden. Bierbaum macht eine langsame, aber sichere Entwickelung durch. Er findet als Lyriker jetzt manchmal einen eigenen, warmen, rotblütigen Ton; von der blinkenden Sonne hat er jetzt etwas in seine Verse gegossen, und sie bekommen leichte Füße und lichte, freudige Flügel. Seine alte Manier legt er jetzt mehr und mehr ab, und rein und klar fließt die Quelle seiner Empfindung. Verse voll prachtvoller Farbe und schlichtestem Wohlklang erfreuen auch den, der in den Bierbaum-Jubel bisher nicht einzustimmen vermocht hat. In seinen Auseinandersetzungen über den Begriff „National", über das Wesen des modernen Menschen finden sich kluge und richtige Worte; die Erkenntnis vom Werte des Könnens älterer Dichter begegnet meiner ganzen Sympathie, die Ablehnung des greisenhaften Jungentums in der Poesie nicht minder. Gewiß unterschreibe ich nicht alle seine Bemerkungen. Für mich bleibt Bierbaums „Pankrazius Graunzer" ein schlechtes Buch, manche Verse Richard Dehmels, die er bewundernd zitiert, halte ich für ungenießbar — so fällt „Am Ufer" ganz ab gegen das wunderbar erhabene Gedicht „Mit heiligem Geist" — aber welcher Kalendermacher wird es allen zu Dank machen können! Jedenfalls ist es das bunte Buch durch den Reiz seines Gehalts und die Fülle seiner Gaben wert, daß man sich mit ihm beschäftigt, — ich meine nach ernster Art, die aus Beschäftigung schöne Bescherung der Seele macht.

Ludwig Jacobowski.

Digitized by Google

Ars amandi. Bd. II. Liaisons dangereuses von Choderlos de Laclos. Herausgegeben von Richard Nordhausen. Berlin, Fischer & Franke. 8°. 750 S. Dem ersten Bande dieser in ihrer Ausstattung bewunderungswerten Sammlung habe ich das Wort „philisterhaft" anheften müssen. Beim zweiten hat der galante Herausgeber einen so glücklichen Griff in das Gebiet der pikanten Herren-Lektüre gemacht, daß selbst ein grand Viveur mit ihm zufrieden sein wird. Diese ewige Schilderung von Liebesnächten steht freilich außerhalb der Litteratur. Auch unser Beruf hat seine Berufsehre. Ein Kerl, der was auf sich hält, giebt so was nicht heraus. Ich verstehe ein Werk wie unseres toten Conradis „Brutalitäten" sehr gut, diese sexuelle Explosion, die die Seele auslüftet und reinigt, aber ein Werk, das sich Männer gegenseitig zeigen werden, wie schamlose Photographieen, darf ein Mann von litterarischem Takt nicht herausgeben. Nordhausen gesteht selbst ein, daß diese „Liaisons" toll genug seien, er schreibt auch ein par freilich dilettantisch anmutende Sätze, um die Frechheit dieser Szenen aus dem Milieu der Zeit zu erklären, aber er stattet sie mit unverdientem Lob aus, um seine galante Herausgeberschaft zu bemänteln.

Und doch möchte ich dieses kleine Musterwerk der Illustrationskunst empfehlen. Die Zeichner Franz Stassen und Hans Mütze l haben ihr Talent geradezu verschwenderisch über den Band ausgeschüttet, und ihre feine Manier entspricht ganz dem französischen Esprit dieser „gefährlichen Liaisons". L. J.

Peter Rosegger.

Peter Rosegger: Idyllen aus einer untergehenden Welt. Leipzig, L. Staackmann. 459 S. 4 M.

Wer Roseggers Eigenart kennt, weiß, was der Dichter mit der „untergehenden Welt" meint. Ist er doch selbst ein Stück aus jener Welt, deren Untergang wir beklagen, aber nicht zu hindern vermögen. Was noch vor wenig Generationen Fleisch und Blut war, wird wenig später nur noch der Geschichte angehören und aus Büchern zu den Menschen sprechen. Unter diesen Büchern wird dem vorliegenden ein Ehrenplatz eingeräumt werden müssen, weil es eine Perlen-Sammlung aus dem Schachte versinkenden, alten Volks- und Bauerntums enthält, wie sie eben nur ein so begnadeter Schriftsteller zu geben vermag, wie Peter Rosegger, der immer junge und frische. Wie natürlich und packend weiß er auch das einfachste vorzutragen, und wie meisterhaft wirkt er oft durch eine kurze Bemerkung, wie: „So nahe ist mancher Mensch seinem vollkommenen Glücke; aber er stößt das Brett nicht durch," oder wenn er das Geld „den großen Unruhstifter und Herzvergifter" nennt. „Schlichte Denkmale einer harmloseren, glücklicheren Zeit und Dichtung, dazu bestimmt, dem Leser mehr Behagen als Unlust zu bereiten," wollen die Idyllen sein. Aber manche sind doch noch mehr, wie „das Bußjoch", „die Löwenwirtin", „Als wir den Albert suchten", „Remi der Räuber"; sie greifen dem Leser direkt ans Herz. Die Müllersfrau, die dem Mörder ihres Gatten und Sohnes das Bahrlicht anzündet, oder der Jäger Anton, der dem Zerstörer seines Glückes verzeiht, das sind Beispiele erhabener Charaktergröße. Daneben fehlen aber auch die düsteren Bilder nicht: das Bauerndirndl, das „sich nicht mit dem Lippengebet der Liebe, auch nicht mit dem bewußten ‚ganzen Herzen' begnügt, sondern ihr Blutopfer haben will", der Bauernbursch, der sein armes Dirndl sitzen läßt und eine alte, reiche Witwe ihres Hofes wegen freit, die herzlosen Bauern, die einen Toten wieder aus geweihter Erde ausscharren, weil sie „da keinen Selbstmörder brauchen können"; sie gehören dazu, soll das Gesamtbild der Wahrheit entsprechen. Die „Idyllen" dürfen unbe-

Digitized by Google

dingt den besten Schriften des Dichters als ebenbürtig angereiht werden.

Peter Rosegger: Mein Weltleben oder Wie es dem Waldbauernbuben bei den Stadtleuten erging. Mit dem Bildnis des Verfassers. Leipzig, L. Staackmann. 456 S. 4 M.

Es ist ganz selbstverständlich, daß mit zunehmender Verbreitung und Popularität eines Schriftstellers auch das Interesse an seiner Person und seinem Leben wächst. Wer vermöchte dasselbe aber besser und zuverlässiger zu befriedigen, als der Autor selber? Zudem gewähren selbstbiographische Mitteilungen einen so eigenen Reiz, wie keine andere Schriftgattung sonst, vorausgesetzt, daß aller Selbstkultus und alle Selbstberäucherung mit feinem Takte dabei vermieden wird. Das ist nun in dem vorliegenden herzgewinnenden Büchlein durchweg geschehen, ja, der liebenswürdige Verfasser ist vielleicht allzu streng mit sich selbst verfahren. Gleichwohl dient auch diese ehrliche Offenheit nur dazu, die leuchtenden Züge der Herzensgüte und Dankbarkeit im Wesen des Dichters zu verstärken, welcher uns in seinem „Weltleben" ein Buch geschenkt hat, das sich seinen früheren Gaben nicht nur ebenbürtig anschließt, sondern auch als eine wertvolle Ergänzung. Schildert es doch in einer Anzahl in sich abgeschlossener Kapitel, wie es dem Verfasser seit dem Verlassen des Vaterhauses in Krieglach-Alpel bis auf den heutigen Tag, wo er teils in Graz, teils in seinem Heimatdorfe wohnt, als Menschen und Dichter ergangen ist, und das in einer Sprache, mit einer Treuherzigkeit und Wärme der Empfindung, wie sie eben nur einem so begnadeten Dichter eigen sind, wie Peter Rosegger einer ist. Schlicht, natürlich, edel und herzlich, wie der Verfasser selbst, ist auch sein Buch, dessen aus bitterem Ernst und heiterem Humor gemischter Inhalt alle Saiten des Empfindungslebens stark und nachhaltig bewegt. Paul Grosse.

Adine Gemberg.

Das neue Buch Adine Gembergs: Der dritte Bruder! (Berlin, Schuster & Loeffler) ist ein Werk feinster Seelenanalyse und von stärkstem Wert! Für den Psychiater sowohl wie für Psychologen sind diese Aufzeichnungen, die man als Fortsetzung der ersten Bücher der seltsam begabten Verfasserin betrachten kann, und die mit der scharfen Beobachtungsgabe und Assimilations-Fähigkeit einer sensiblen Natur die verschlungensten Pfade, die krankhaftesten Verirrungen der menschlichen Psyche nachzubilden und bloßzulegen versuchen, nicht nur interessant, sondern von wissenschaftlicher Bedeutung.

Ob Adine Gemberg selbst darauf Anspruch macht, litterarisch durch die Eigenart ihrer Stoffe von sich reden zu machen, weiß ich nicht. Jedenfalls kommt bei aller Begabung der rein formale, künstlerische Wert dieser Skizzen, gegen den psychologischen gehalten, erst in zweiter Stelle in Betracht. Der litterarische Wert ist freilich ungemein ungleich. Bei aller Feinheit der Sprache, bei anscheinend strengster Komposition stören zuweilen Stillosigkeiten, die bei straffer Selbstkritik wohl hätten vermieden werden können. Seltsam ist, daß neben unerbittlicher, nacktester Realistik, neben brutalen Wirklichkeitschilderungen, die uns oft vergessen lassen, daß ein Weib zu uns spricht, sich Sentimentalitäten und altjungferliche Moralanschauungen einschleichen. Wo dies der Fall ist, werden auch zumeist die seelischen Vorgänge unwahr. Am auffallendsten macht sich diese Schwäche in „Gedankensünde" bemerkbar. Hier spricht Adine Gemberg von einer Stallmagd, die ein uneheliches Kind geboren und sich, bevor sie es umbringt einmal in reiner Mutterliebe an dem kleinen Wesen erfreut. „Sie war unschuldigselig in ihrer tiefsten Schuld!" Ist ihre „Schuld" wirklich so tief?

Fingerdicke Sentimentalität und psycho-

Digitized by Google

logische Unwahrheiten finden sich noch mehr. Die Stallmagd hat das Kind in den Fluß geworfen. „Ein Rauschen, Brausen, Brüllen und Sturmestosen umtobt sie plötzlich. Ein Menschenleben, ein Mannesleben, das sie vernichtet, jagt in wilder, wahnsinniger Hast vor ihren Blicken vorbei! Sie sieht ihr Kind im seligen Spiel sie anlächeln, dann sieht sie den Knaben als Schüler, als besten aller Schüler. Sie sieht ihn sterben als hochgeachteten Mann, beweint von ihr, seiner Mutter, von einem Weibe, von seinen Kindern!“ (Eine Stallmagd!)

Litterarisch am wertvollsten und von bewundernswerter Schärfe in der Zeichnung der einzelnen Phasen des sich langsam entwickelnden Wahnsinns eines Münzbeamten, der täglich im Golde wühlt und zu Hause mit seiner Familie in Not verkommt, ist die Skizze: „Gold“, die ergreifendste und in ihrer Art schlichteste der ganzen Sammlung. Ihr reihen sich die folgenden „Kranke Liebe“ und „Schweigen“ fast würdig an, namentlich die letzte ist von einem feinen lyrischen Zauber umwoben. Um so minderwertiger ist wiederum „Die Wette“, welche flott und klar einsetzt, um dann ziemlich verschwommen und banal zu enden. Zwischen all dieser düsteren Schilderung, wirkt die Erzählung „Ein Engel“, welche die religiöse Schwärmerei eines jungen Mädchens zum Vorwurf hat, beinahe lieblich und versöhnend. Das abschließende Gedicht „Der Irrenfriedhof“ ist gutgemeinte Prosa und hätte fortfallen können.

Kurt Holm.

Moderne Dramen.

Besprochen von E. Hanns von Weber.

Artur Schnitzler, Das Vermächtnis. Schauspiel. (Berlin, S. Fischer.)

W. v. Polenz, Andreas Bockholdt, Tragödie. (Dresden, E. Pierson.)

Leo Hirschfeld, Die Lumpen, Komödie. (Berlin, S. Fischer.)

Ludwig Bauer, Der Heilige, Drama. (Dramaturg. Inst., Abt. III, herausgeg. von Otto Plöcker-Eckardt.)

Martin Pfeiffer, Der Patriot, Volksstück. (Ebendas.)

Hugo Steiner, Versorgung, Drama.

Max Dreyer, Großmama, Junggesellenschwank, und Liebesträume, Komödie in 1 Akt. (Beide bei Georg H. Meyer, Leipzig.) —

Auf meinem Tische liegen acht Dramen, zu denen ich noch das neulich von mir besprochene Björnson'sche „Paul Lange und Tora Parsberg“ *) lege. Der Zufall des gleichzeitigen Erscheinens brachte sie zusammen. Trotzdem suche ich an ihnen nach Gemeinsamem, da ich glaube, daß solch eine Stichprobe geeignet ist, Winke für die litterar- und kulturhistorische Betrachtung unserer Zeit zu geben. Wenn ich dabei die drei litterarisch wertlosen und Dreyers harmlosen Einakter ausscheide, so bleiben fünf dichterisch hervorragende, voneinander vollständig unabhängige Dramen, die nicht nur eine mehr oder minder selbstverständlich erscheinende Sicherheit in der Beherrschung der modernen Technik verraten, sondern auch merkwürdigerweise dasselbe tragische Motiv behandeln: die Unterdrückung einer freien, neuen Denkungsweise und ihres Trägers, des mit neuen Werten messenden Menschen, durch die Böswilligkeit und den plumpen Unverstand der „Philister“. Da handelt es sich bei Schnitzler um die freie Liebe, bei Hirschfeld um die Kunst, bei Polenz und Bauer um die Entrechteten im Staate und bei Björnson um die hohe Politik, bei keinem von diesen Dichtern dürfte ein Einfluß des einen auf den anderen nachzuweisen sein: und doch ertönt in ihren Werken derselbe Notschrei nach demselben Ideal einer ganz bestimmten Art von Freiheit. — Die Dichter sind die Stimmen ihrer Zeit! Da dürfte dieser Notschrei doch zu denken geben! — „Das Ver-

*) München, Albert Langen.

Digitized by Google

mächtnis" ist wohl das beste Drama, das Schnitzler bis jetzt geschrieben hat. Es ist anders, wie die früheren, ernster. Nichts ist darin von dem jugendlichen Elan der „Liebelei", wo Freud und Leid jagende Accorde schufen, nichts von dem heroisch-moralischen Pathos der Duellfeinde in „Freiwild", schwer und langsam ist sein Rhythmus, eine trübe, fast resignierte Klage über die Kluft, die zwei Welten trennt, und doch eine wuchtige Anklage gegen das Pharisäertum, das nur Gnade üben kann, wo es einfach „gut sein" müßte. Die Handlung ist kurz erzählt; Professor Losatti und die Seinen versprechen ihrem sterbenden Sohn und Bruder, nach seinem Tode seine Geliebte mit ihrem Kinde in die Familie aufnehmen zu wollen, glauben sich aber nach dem Tode des Kindes von der unbequem gewordenen Anwesenheit des Mädchens mit Geld loskaufen zu können. Sie aber, die gerade jetzt liebevollen Trostes bedarf, geht, weil sie sich von allen verlassen sieht, ins Wasser. — Ein fein charakteristischer Zug ist es, daß die Verantwortung für die schlechte Erfüllung des Vermächtnisses am Schluß den männlichen Mitgliedern der Familie zur Last gelegt erscheint. Wo Frauen empfinden, schwinden die Vorurteile — sie sind dem „Gutsein" näher. — Daß die Figur des Vaters karikiert ist, während alle andern realistisch getreu gezeichnet sind, schwächt die Kraft des Stückes. Er wirkt als Kuriosität, nicht als Typus. Der üblichste „Bourgeois" mit liberaler Schattierung (die allerdings die Satire lustig verschärft) wäre hier besser am Platze gewesen, nicht aus didaktischen Gründen (um die Tendenz zu verallgemeinern), sondern der dramatischen Wirkung halber. — Was ich über den Rhythmus des Vermächtnis sagte, gilt in verstärktem Maße von der Tragödie „Andreas Bockholdt" von Wilhelm von Polenz. Es ist fleißig durchdacht, mit deutscher Forschergründlichkeit und psychologischem Scharfblick geschrieben, die Figuren sind plastisch und lebensvoll herausgearbeitet, aber, so interessant seine Lektüre ist, auf der Bühne wird es grotesk wirken! Utopieen, in solcher Breite vorgeführt, vertragen wir heutzutage im Theater nicht mehr. Das Publikum kommt zu früh zur Besinnung; sobald es aber den Helden als unheilbaren Narren zu empfinden beginnt, geht es nicht mehr mit, und — die Grenze, die das Tragische vom Lächerlichen scheidet, wird überschritten. — Der Titelheld ist ein hyperhumaner Arzt, dessen Lebensaufgabe, Verbrechern nach verbüßter Strafe liebevolle Aufnahme in der menschlichen Gesellschaft zu verschaffen, ihn zuletzt, nach verschiedenen anderen Experimenten, dazu führt, einen Zuhälter, der wegen Ermordung einer Dirne 10 Jahre im Zuchthaus gesessen hat, zu seinem Hausgenossen und „Bruder" zu machen, trotz des sehr begreiflichen Entsetzens seiner Frau und Tochter. Erst als das ablehnende und unflätige Benehmen des Kerls seine „Hebung" endgültig als unmöglich erscheinen läßt, sieht Bockholdt seine Narrheit ein. Auf diese Einsicht wartet das Publikum schon drei Akte lang. Es ist jammerschade um das große Können, welches in diesem — Buchdrama steckt. — Den Gegner, dem Polenz mit dem Zweifäusteschwert des festen deutschen Grolls zu Leibe zieht, bekämpft Leo Hirschfeld mit dem graziösen Florett Wiener Humors. Seine Komödie „Lumpen" spielt in dem zu einer gewissen Berühmtheit gelangten Café Griensteidl, wo die jungen Wiener in Schlipsverirrungen, Blumenperversitäten und Kaffeehausgesprächen nach einer neuen Kunst suchten, die, als sie endlich gefunden war, sich als eine wunderfeine Blume erwies und wahrhaftig weniger an Kneipendunst, als an das phantastische Parfüm märchenhafter Gärten erinnerte. — Gewiß ein interessanter Hintergrund für das Drama eines Wiener Dichters, zumal

Digitized by Google

wenn das Motiv der „Sünde wider die Überzeugung“ in das buntschillernde Milieu dramatisches Leben bringt. Freilich hat der Dichter, der solch einen Kreis, in dem er offenbar selbst gelebt und gekämpft hat, litterarisch schildern will, auch die Aufgabe, sich darüber hinauszuheben und Freund und Feind gegenüber zu objektivieren. Hirschfeld hat dies nicht genügend gethan. Zwar ist seine Charakteristik treffend und scharf, die Szenenführung flott und gewandt, ein feiner Humor und ein junges Herz geben seinem Werk Licht und Wärme, aber die Satire, die beabsichtigt ist, leidet durch Pathos und Ungerechtigkeiten, zuweilen sogar durch Phrasen. Die großen Tiraden über die Herrlichkeit von „Kunst“ und „Künstlern“ und die „Bande“ der Spießer verfehlen von der Bühne herab ihren Eindruck auch auf den, der ihren Sinn unterschreibt. — Das hindert nicht, daß das Ganze, als solches, eine schöne, frische Dichtung ist.

Und nun zu dem vierten Kämpfer: Ludwig Bauer. Das ist kein geregeltes Fechten mehr, das ist der helle, lustige Aufruhr! — Die Menschen verschwinden ihm, weil er nur die Ideen sieht. Mit jugendlicher Begeisterung schafft er — und die Schöpfung adelt ihn zum Künstler! — einen Wundermenschen, sein Ideal: den absoluten Altruisten, den „Heiligen“, der dem Wohl der Menschheit sich selbst opfert und die, die ihn liebt. In dem Drama ist ein Draufgehen und eine Liebe und eine gewisse kindliche Größe, daß man mit fortgerissen wird, man mag wollen oder nicht. Ordentlich verschwenderisch geht er mit seinem Herzblut um, dieser junge, wilde Dichter, sodaß er im letzten Akt gar keins mehr zur Verfügung hat und sich durch Konstruktionen zu helfen sucht. Und da merken wir erst, was für Übertreibungen wir mit in Kauf genommen haben, sogar eine unglaubliche Liebesszene, die gar nicht in das Stück gehört. Naiv hat er sie am Ende des zweiten Aktes eingefügt, wahrscheinlich, um die Spannung zu erhöhen. — Ich bin fast um die Frische dieses jugendlichen Werkes besorgt, wenn ich dem Autor den Rat einer energischen — Umarbeitung gebe.

Martin Pfeiffers Volksstück „Der Patriot“, das die Nöte einer Lyoner Familie in der Zeit von Robespierres Sturz schildert, ist ein historisches Schauspiel wie tausend andere. Die traditionellen Anschauungen, die heute über jene Zeit herrschen, ersparen ihm die Charakteristik: die Jakobiner sind schlechte, ihre Gegner edle Menschen, die anständigsten sind natürlich ein paar Deutsche. Die „haben so viel Gemüt“ (Citat). Einiges Geschick und Talent offenbart sich an manchen Stellen wohl. Aber im ganzen ist dieses „Volksstück“ langweilig. — Hugo Steiner behandelt in seinem 54 Seiten langen „Drama“ „Versorgung“ die — sagen wir anstandshalber: — Leidenschaft einer Ehefrau, welche ihren nach langer Abwesenheit zurückgekehrten Jugendgeliebten dauernd mit Liebesanträgen verfolgt. Schließlich erschießt sie sich. Psychologische Vertiefung der Charaktere fehlt, die sich überstürzenden Handlungen sind nicht genügend vorbereitet, Geschmacklosigkeiten und triviale Sprache verraten den Dilettantismus des Verfassers. — Von Max Dreyer liegen diesmal eine Komödie und ein Junggesellenschwank vor. Der letztere hat den Titel „Großmama“. Ich erspare es mir, darauf einzugehen. Litterarisch ist an dem ganzen Opus nur der Name des Verfassers, dem ich sogar das Kompliment machen kann, daß er wenig Anlagen zu derartigen Moseriaden hat. Ganz anders die Komödie „Liebesträume“. Dies Einakterchen ist ein prächtiges Gegenstück zu dem — „Schwank“. Knapp, kernig, getränkt mit feinem, strahlendem Humor — ein Kabinettstück von echt deutscher Art. Der Vorwurf ist folgender: Eine jener Frauen, wie sie auf norddeutschen Gütern aufwachsen, stark-

Digitized by Google

knochig wie Hünen und im Herzen zart wie Kinder, wird umworben von einem Schwerenöter, der in der Großstadt ausgewirtschaftet hat und innerhalb der 30 Minuten, die die Komödie dauert, drei Frauen die Köpfe verdreht. Gelenkig, wie ein Taschenspieler, jongliert der Dichter mit diesen vier Menschenherzen, zu denen er noch den Mond als Komiker gesellt; im Nu sind wir in den Trubel mit hineingerissen und, ehe wir's uns versehen, sausen schon zwei echt mecklenburgische Peitschenhiebe um die Ohren des vielseitigen Liebhabers, der Vorhang rasselt herunter, und mit der Genugthuung, die man nach einem durchaus harmonischen, künstlerischen Genusse zu haben pflegt, stimmen wir in das fröhliche Lachen des Dichters ein. — Und von demselben sind die breitgetretenen, verlogenen Unwahrscheinlichkeiten geschrieben, die, gesalzen mit dem forcierten Witz gezierter Backfische, sein neuestes Werk zu einem „Junggesellenschwank" für alte Damen aus guter Familie machen!

Gustav Macasy.

„Die Unbekannten", Schauspiel in drei Aufzügen, 1895; „Der Prophet", Schauspiel in drei Aufzügen, 1894; „Zwischenwelt", Novellen und Skizzen, 1896, von G. Macasy. — Die Werke dieses Dichters verbergen ein seltsames Phänomen. Hermann Bahr war der erste, dem es auffiel. Ein zweiter Ibsen? Nein! Aber eine Verwandtschaft oder Ähnlichkeit, die als leere Nachahmung, sowie als Ebenbürtigkeit zu bezeichnen, gleich ungerecht wäre. In seinen Stücken weht der Atem Ibsens, seine Sprache und seine Probleme sind die Ibsens. Er bringt wie Ibsen Menschen der Zukunft, also Visionen seiner dichterisch-denkerischen Phantasie in Kontakt, in Lebens-Berührungen mit leibhaftigen Menschen der Gegenwart. Dies scheint mir das Geheimnis Ibsens zu sein. Und indem auch Macasy (ob intuitiv oder bewußt — können wir nicht entscheiden) in seinen Stücken dieses Prinzip anwendet, erreicht er jene geheimnisvolle Ähnlichkeit mit Ibsen, die eben kein ehrlicher Leser als leere Nachahmung abthun kann. Wie Ibsen giebt auch Macasy seinen Personen und Erlebnissen der Wirklichkeit erst eine dramatische Bedeutung durch das Hereinspielen von Phantasiegestalten, die eben nur äußerlich als wirkliche Menschen im Drama mitspielen und nur dem oberflächlichen Betrachter als leibhaftige Wesen, dem tieferen aber als Schemen, als Marionetten, die den Zweck haben, das Sprachrohr der Zukunftsvisionen und -wünsche des Dichters selbst zu sein, erscheinen. Was aber bei dem großen Ibsen verhüllt ist, durch die feinste und raffinierteste Kunst verborgen bleibt, sodaß ihm fast immer gelingt, auch seine Schemen als leibhaftige Menschen auf uns wirken zu lassen — das fällt bei dem gröberen Macasy leicht auf. Er setzt es sogar in den Titel und nennt eines seiner Stücke „Die Unbekannten". Wie bei Ibsen dreht sich die Theaterhandlung um die Folgen eines längst geschehenen Ereignisses, das aber so mächtig und alleinherrscherisch die Ereignisse der im Stück geschilderten Gegenwart beherrscht, daß man es als die eigentliche Handlung bezeichnen kann. Katharina Christensen hat ihren Gatten mit dem Dr. Stefan Brage, seinem Freunde, betrogen. Der Gatte, eine allzu schwächliche und passivsensible Natur, vollzog die Rache nicht an den Schuldigen, sondern an sich selbst — er tötete sich. Damit ist wie beinahe in allen Stücken Ibsens ein merkwürdiges Stück Vergangenheit, ein ungerächtes Verbrechen, eine Schuld als Basis des Dramas gegeben, das nun zeigt, wie die Fäden des Schicksals sich zusammenspinnen, um, wenn auch nicht als endliche Sühne, so doch als mit jenem Vergangenheitsereignis unmittelbar zusammenhängende Folge die Überlebenden zu be-

Digitized by Google

drohen, ja zu vernichten. Man denke z. B. an Nora; da ist das Vergangenheitsereignis, welches sich im Laufe des Stückes immer mehr zum eigentlich lebendigen Kern der Handlung neubelebt: die alte Schuld Noras, ihre Fälschung. Ein anderes Beispiel: Baumeister Solneß. Hier ist es keine Schuld, die auferstehend aus ihrem scheinbaren Vergessenheitsgrabe ein Drama, eine tragische Handlung erzeugt, sondern jenes hysterisch-mystische Verhältnis, das zwischen dem Baumeister und dem Mädchen-Kind vor vielen Jahren gesäet wurde, ohne daß es beiden bewußt geworden war, und das jetzt, wiedererwachend, ein ganzes Stück scheinbar unzerstörbarer Wirklichkeit, Solneß' Familie und Leben niederwirft. Hier ist dieses hysterisch-somnambule Kind die unwirkliche, nur von Dichters Gnaden lebende, mit dem Schein von Leben verkleidete Person. Und so könnten wir in Ibsens sämtlichen Dramen (besonders auch in der „Wildente", „Frau vom Meere", „Klein Eyolf") nachweisen, daß überall ein Vergangenes das eigentliche Leben der Handlung und schemenhafte Personen, vom Dichter zu lebendigen genial maskiert, den zauberhaften, seltsam-unerklärlichen Reiz seines Dramas erzeugen.

Aber nun zurück zu unserem kleinen Ibsen! Er macht uns das De maskieren leichter. Er versucht es garnicht wie Ibsen, seinem Schemen Fleisch und Blut zu geben, ihn in die Maske eines leibhaftigen Menschen zu kleiden, und die Prestidigitateur-Täuschung dadurch vollkommen zu machen, daß er das Scheinwesen im langen und vertrauten Verkehr mit den wirklichen Menschen, als zu ihnen gehörig darstellt. Ja, er legt ihm nicht einmal einen Namen bei. Er nennt es nur den „Unbekannten". Aha, jetzt ist der Taschenspieler entlarvt. Also Frau Christensen, ein leibhaftiges Weib, betrügt ihren Gatten, einen leibhaftigen Schwächling, mit Dr. Stefan Brage, einem leibhaftigen Unmenschen. Der Mann ist tot. Die Ehebrecher haben leichtes Spiel. Bisher Vorfabel. Nun beginnt die Handlung. Walter Christensen, der Sohn Katharinas und des Gatten, kehrt nach langjähriger Abwesenheit in das väterliche Heim zurück, dem nun der Vater fehlt. (Die Rückkehr erinnert wieder an den Ibsen so geläufigen Kniff z. B. in „Stützen der Gesellschaft", wo auch der Entlarver nach langer Abwesenheit zurückkehren muß, um das Nest der Lüge anzustochern.) Nun braucht Macasy jemanden, der das Schuldgeheimnis dem heimgekehrten Sohne enthülle, damit die tragische Lösung und Sühne erfolgen könne. Wie Ibsen nimmt er dazu kein leibhaftiges Wesen, sondern stellt da ein Schemen her, „den Unbekannten", welcher dem Sohne das Geheimnis enthüllt. Wer ist der „Unbekannte"? Niemand ahnt es von den Personen des Dramas. Man erfährt nur, daß der verstorbene Gatte auf einer seiner Reisen diesen „Unbekannten" angetroffen und ihm das Werk der Rache in die Hand gelegt habe. Warum konnte er selbst die Rache nicht vollziehen? Warum übernahm der „Unbekannte" diese so heikle und schwierige und ihn doch gar nichts angehende Vermittlung? Warum erscheint er im rechten Augenblick? Auf diese Fragen erhalten wir keine Antwort. Was aber der Schemen symbolisieren soll, das sagt uns Macasy selbst im Nachwort zu seinem Drama: „Die Unbekannten — — das sind Gesichte der Zukunft, an die heute niemand glaubt — — Was die Unbekannten verrät, — das ist ein anderer, fremder Glaube, ein anderes, fremdes Weltbild, das sie in sich tragen, und ein Gewirr von noch ungelösten Problemen, über deren Wert und Möglichkeit man vorsichtig abwägen sollte, statt sie blindlings zu leugnen oder eigensinnig zu verdammen — — —" Wir wollen über den Wert dieser zu Menschen verkleideten Probleme, welche das Eigenartige in den

Digitized by Google

Dramen des großen Ibsen und seines kleinen, aber ehrlichen und oft tief denkenden Doppelgängers aus Mödling bei Wien bilden, nicht streiten. Uns genügte es für diesmal, das Wesen ihrer Technik und ihrer Eigenart erkannt zu haben.

Max Messer.

Ästhetik.

Dr. C. H. Stratz: Die Schönheit des weiblichen Körpers. 2. Aufl. Mit 69 Abb. und 8 Tafeln. Stuttgart. Ferd. Enke. 1899. 195 S. 7 Mk.

Endlich einmal ein brauchbares Buch, das gründlich, sachlich und zuverlässig der Ästhetik des weiblichen Körpers in jeder Beziehung gerecht wird und alles, was bereits auf diesem Gebiete vorhanden ist, weit hinter sich läßt, ein Buch, für das es nur eine zutreffende Bezeichnung giebt: klassisch. Während seine Vorgänger sich nicht mit dem schönen Körper an und für sich, sondern nur in Beziehung zu den Nachbildungen desselben durch die Kunst beschäftigen oder wohl sehr sorgfältig alle anatomischen Thatsachen behandeln, die pathologischen jedoch nur sehr flüchtig streifen, sieht der Verfasser, ein feingebildeter, vielbeschäftigter Frauenarzt, den weiblichen Körper nicht allein vom Standpunkte des Anatomen und des Künstlers, sondern auch noch mit dem scharfen Auge des Arztes an. Im Gegensatze zu seinen Vorläufern hat er infolgedessen auch seine Beobachtungen statt an Leichen und Bildern, wie es z. B. in dem irreführenden Buche von R. v. Larisch: „Der Schönheitsfehler des Weibes" geschehen ist, so viel wie möglich am lebenden Körper gemacht. Dadurch kommt er der Wahrheit so nahe, wie es überhaupt möglich ist, und deshalb sind die Ergebnisse seiner Untersuchungen als feststehende Thatsachen anzusehen, mit denen man in Zukunft zu rechnen haben wird. Zum ersten Male erhält man aus dem Buche befriedigenden Aufschluß über die Frage, warum die klassische Kunst der Alten von den Epigonen niemals übertroffen wurde und übertroffen werden kann. Man erfährt auch, daß es wirklich eine Normalgestalt, ein Schönheitsideal giebt, das allerdings individuell sehr verschieden sein kann, aber doch stets denselben Gesetzen unterworfen ist, da vollendete Schönheit und vollkommene Gesundheit sich decken. Welchen Gefahren ein Künstler sich aussetzt, wenn er dies nicht weiß, erhellt aus dem Beispiele von Klein, der ein „Urteil des Paris" gemalt hat, indem alle drei Göttinnen Spuren von überstandener Rachitis zeigen. Aphrodite erhält offenbar den Preis, weil sie diese Symptome am deutlichsten aufweist. Auch die bekannte „Eva" von F. Stuck hat in ihrer Jugend eine nicht unbedeutende Rachitis durchgemacht, während die u. a. von Steinmann (Künstlermonographien 24) durch einen geschmacklosen Hymnus auf den Thron erhobene Venus von Botticelli der ausgeprägte Typus einer Schwindsüchtigen ist. Zur Vermeidung solcher Fehler giebt es nur zwei Wege: entweder tadellose Modelle — und die sind bekanntlich eine sehr seltene Ausnahme! — oder sachverständige Verbesserung und Verdeckung der Fehler, wozu die Kenntnis der in dem Stratz'schen Buche vorgetragenen Thatsachen unerläßlich ist. So unentbehrlich daher das Buch für den Künstler und Kritiker ist, so wichtig ist es andererseits für die Frauenwelt. Denn der Verfasser beweist ihr klar und einwandsfrei, wie viel sie zur Entwicklung eines schönen Körpers beitragen kann, wie sie aber gerade durch die Mittel, durch welche sie dies Ziel zu erreichen hofft, das gerade Gegenteil erzielt und die Schönheit ihres Körpers dauernd vernichtet. Namentlich Müttern kann das vornehm und dezent gehaltene Buch nicht dringend genug im Interesse ihrer Töchter empfohlen werden. Aber auch jedem Gebildeten ist es eine Quelle reinsten ästhetischen Genusses

Digitized by Google

und wohlgemeinter Belehrung. Die bildnerischen Beigaben sind vorzüglich.

Dr. Paul Grosse.

Vermischtes.

Emil Thomas, der Herausgeber der „Internat. Litt.-Berichte", hat soeben einen ungemein tüchtigen „Schriftsteller-Kalender" (Leipzig, Walther Fiedler) herausgegeben, der jedem vom „Federvieh" nachdrücklich zu empfehlen ist. Was ein Schriftsteller wissen muß, praktisch und theoretisch, die Redaktionsverhältnisse, die Honorarbedingungen, die juristische Seite seines Berufs, Verlagsverträge, Urheberrecht u. a. m., alles ist hier zierlich geordnet und sauber zusammengetragen zu finden. Wenn auch die Liste der „Dichter"-Geburtstage etwas willkürlich zusammengestellt ist, so will das angesichts der wirklich bedeutenden Vorzüge dieses Buches nichts besagen. w.

Französische Litteratur.

Merklich trat zuletzt das Nachlassen seiner Schöpferkraft bei Alphonse Daudet in die Erscheinung, dessen letzte Arbeit „Soutien de Famille" im Verlage Fasquelle (Paris) erschienen ist. Relativ ist der vorliegende Sittenroman gewiß ein treffliches Unterhaltungsbuch, dem alle die subtilen Anziehungsreize Daudet'scher Art zu eigen sind und an dem man seine rechte Freude haben könnte, wenn uns nicht der Autor des „Fromonts" in seinen Meisterromanen Maßstäbe an die Hand gegeben hätte, die bei dem nachgeborenen Sprößling ein bedenkliches Mindermaß konstatieren lassen. An dem Buche hat die gewandte Routine des liebenswürdigen Erzählkünstlers mehr Teil als die selbstschöpferische Eigenmacht, die neue Kunstwerte münzt. So wenig die feine Zeichnung über die verblaßten Farben und das Schablonenhafte der Komposition zu täuschen vermag, so wenig kann auch die gewählte Form die dürftige Magerkeit des Inhalts vergessen machen. Ein echter Daudet ist die „Soutien de Famille" wohl, aber ein Daudet aus der Periode des Niederganges, und den künstlerischen Großthaten des Meisters ist das Werk, das seine litterarische Lebensarbeit abschließt, gewiß nicht beizuzählen.

Albert Cims Sittenroman aus dem Leben der Provinzbourgeoisie „Jeunes Amours" (Paris, Flammarion) hätte ein recht ergötzliches Buch werden können, wenn der Autor den humoristischen Ton, den er im Anfange anschlägt, beibehalten und nicht ganz plötzlich und unvermittelt in das seichte Fahrwasser der Ehebruchs- und Sensationsgeschichte eingelenkt hätte. Die Unfähigkeit, dem abgedroschenen Thema eine halbwegs neue Seite abzugewinnen, läßt Cim überaus weitschweifig und langweilig werden, ein Vorwurf, den man dem Humoristen sonst am wenigsten machen kann.

Jules Dois beschäftigt sich mit Vorliebe mit feministischer Rätselraterei und psychologisiert in seinem „La femme inquiète" (Paris, Ollendorff) betitelten neuen Buch nach Herzenslust an einer Anzahl mehr oder minder seltsamer Frauenzimmer herum, deren vertracktes Seelenleben er nach allen Regeln symbolistischer Deutungskunst zu analysieren trachtet. Das ist alles sehr geistreich gemacht, aber eine plaisirliche Lektüre gewähren die Novellen, die der Band enthält, in keinem Fall.

Welch ungeheuerliche Verwirrung der in jüngster Zeit in Frankreich grassierende Fremden- und Judenhaß auch in sonst ganz soliden Köpfen anrichtet, erkennt man schaudernd beim Durchblättern des giftgeschwollenen Machwerks, das sich die Vielschreiberin Gyp unter dem Titel „Israël" (Paris, Flammarion) zur größeren Ehre des völkerbefreienden Antisemitismus geleistet hat. Es verlohnte sich wahrlich nicht der Mühe, die geist- und witzlose Albernheit, die auf dem niedrigsten

Digitized by Google

Niveau antisemitischer Radaulitteratur steht, mit einem Worte zu erwähnen, wenn nicht das Büchlein für die Beurteilung der neuesten französischen Zeitkrankheit von symptomatischer Bedeutung wäre.

Unter den Neuerscheinungen auf dem Gebiete der anspruchslosen Unterhaltungsbelletristik, deren Pflege sich der Verlag von Plon, Nourrit u. Co. mit allzu rührigem Eifer angelegen sein läßt, nenne ich der Vollständigkeit halber Henry Maisonneuves, „Scrupules de Paule", René Faths, „Mariage americain" und „L'amour qui passe", den neuesten Roman des Maler-Schriftstellers Moreau-Vauthier.

Über ein gar trauriges Kapitel aus der internationalen Theatergeschichte der Gegenwart berichtet Henry Lyonnet in seiner bei Ollendorff erschienenen „Théâtre en Espagne". Wir sind so wenig gerade über spanische Theaterverhältnisse orientiert, daß man das anziehend geschriebene und mit hübschen Bildern geschmückte Buch, das eine Sammlung von Studien über das Theater des Auslandes eröffnet, aufrichtig willkommen heißen darf.

Zu Lob und Preis des zu neuem Leben erwachten Pariser Karnevals veröffentlichte Louis Morin in der „Librairie illustrée" ein liebenswürdiges Büchlein „Carnevals parisiens", das in Bild und Wort die herzgewinnende Fröhlichkeit echter Karnevalsstimmung zu prächtigem Ausdruck bringt. Vor allem gilt das für die reizenden, zum Teil in mehrfarbigem Druck ausgeführten Illustrationen, in denen sich kecker Übermut und launige Pikanterie in reizvollster Weise bethätigen. A. Götze.

Büchertisch.

Armoises, Olivier des, Schuld und Sühne. Roman. Deutsch v. L. Wechsler. Leipzig, F. E. Neuperts Nfl. 8°. 296 S. M. 2,—.

Arnold, Robert F., Europäische Lyrik. Übersetzungen. Leipzig, Georg Heinrich Meyer. 8°. 147 S.

Brausewetter, Ernst, Meisternovellen deutscher Frauen. Bd. II. 446 S. 8°.

Breitner, Anton, Litteraturbilder fin de siècle. Bd. III. (M. Greif, R. Voß, D. Weibliche im Liter. Wien.) Leipzig-Reudnitz, Robert Baum. 8°. 141 S.

David, J. J., Vier Geschichten. Leipzig, Georg Heinrich Meyer. 8°. 133 S.

Ernst, Otto, Hamburger Schippergeschichten. Mit Autorisation d. Verfassers Holger Drachmann in plattdeutsche Art und Sprache übertragen. Hamburg, M. Glogau jr. 8°. 156 S.

Forbydes, M., Die Leere. Roman. Leipzig, W. Friedrich. 8°. 100 S.

Gaudeamus. Lieder von R. Baumbach, J. V. Scheffel und J. Wolff. Ins Polnische übersetzt von C. Jankowski, J. Letavski, W. Nawrocki, A. Niemgewski und Wl. Zagorski. Warschau 1888. 8°. 111 S.

Gilly, Alfred, Aquarelle von Norderney. Novelletten. Norden, Dietrich Soltau. 8°. 135 S. M. 1,—.

Halter, Eduard, Die Straßburger litterarische „Besegard". Eine Satire. Illstadt. 1899. 8°. 20 S.

Digitized by Google

Haugwitz, Marie v., Die Belagerung Wiens. Hist. Schausp. in 5 A. Dresden, E. Pierson. 8°. 140 S. M. 2,50.

Hauschner, A., Die Unterseele. Berlin W. 50, Vita. Dtsch. Verlagshaus. 8°. 110 S. Geb. M. 1,50.

Henckell, Karl, Gedichte. Bildschmuck von Fidus. Zürich und Leipzig, Karl Henckell & Co. 8°. 519 S. Geb. M. 8,—.

Hindersin, Friedrich v., Wuotans Ende. Schauspiel in 5 Akten. Leipzig, E. G. Naumann. 8°. 88 S.

Huysmans, J. K., Ein Dilemma. 3 Nov. Berlin, Schuster & Loeffler. 8°. 259 S.

Jahresbericht des Ausschusses für Kunst im Handwerk. 1898. München (Dr. Rolfs). 8°. 73 S.

Krüger, Hermann Anders, Der junge Eichendorff. Ein Beitrag zur Geschichte der Romantik. Oppeln, Georg Maske. 8°. 172 S. M. 3,—.

Kuhlenbeck, Dr. Ludwig, Giordano Brunos Eroici furori oder Zwiegespräche von Helden und Schwärmern. Übersetzt und erläutert. Leipzig, W. Friedrich. 8°. 256 S. M. 6,—.

Langenscheidts Litterarischer Abreiß-Kalender für 1899. Mit 305 Porträts. Berlin, Prof. G. Langenscheidt. 8°. M. —,75.

Lauff, Josef, Advent. Zwei Weihnachtsgeschichten. Köln, Albert Ahn. 8°. 86 S.

Lesehradu, Em. Sl. Z., Sneutué Kraje (Gedichte), Praga, Nákladem Vlastním. 8°. 31 S.

Lichtenberger, Henri, Richard, Wagner, poète et penseur. 2 ème. éd. Paris, Felix Alcan. 8°. 506 S. fr. 7,50.

Ludwig, August, Gigerlette. Couplet (Text von O. J. Bierbaum). Leipzig, Fr. Hofmeister. M. 1,—.

Derselbe. Auf dem Maskenball. Walzerlied. (Text von Gustav Falke.) Ebenda. M. 1,—.

Meyer, Dr. Hans, Das deutsche Volkstum. Unter Mitarbeit von Dr. Hans Helmolt, Prof. Dr. Alfred Kirchhoff, Prof. Dr. H. A. Köstlin, Landrichter Dr. Adolf Lobe, Prof. Dr. Eugen Mogk, Prof. Dr. Karl Sell, Prof. Dr. Henry Thode, Prof. Dr. Oskar Weise, Prof. Dr. Jakob Wychgram, herausgegeben von Dr. Hans Meyer. Mit 30 Tafeln in Farbendruck, Holzschnitt und Kupferätzung. — 13 Lfg. zu je M. 1,— oder in Halbleder geb. M. 15,—.

Meysenburg, Malvida von, Der Lebensabend einer Idealistin. Nachtrag zu d. Memoiren einer Idealistin. Berlin, Schuster & Loeffler. 8°. 475 S.

Müller-Irminger, Hans, Gedichte. Berlin, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt. 8°. 68 S.

Popper, W., Sonderlinge. Novelletten. Dresden, E. Pierson. 8°. 264 S. M. 3,—.

Schäfer, Theo, Sehnen und Sterben. Gedichte. Bern, Steiger & Cie. 8°. 64 S. M. 1,—.

Schäfer, Wilhelm (Frankfurt a. M.), Faustine, der weibliche Faust. Trg. in 6 A. nebst Vorspiel und Prolog. Zürich, Emil Cottis Wwe. 8°. 132 S.

Scherl, August, Berlin hat kein Theaterpublikum. Berlin, August Scherl. 4°. 56 S.

Schmitz, Oskar A. H., Orpheus. Lieder des Fahrenden ꝛc. Berlin W., Hermann Lazarus. 8°. 127 S.

Scholz, Wilhelm von, Der Besiegte. Mystisches Drama in 1 Aufzuge. Mit Zeichnung von Hans Heise. München, Caesar Fritsch (H. Plach). 8°. 61 S.

Schroeder, H. R. Paul, Geschichte des Lebensmagnetismus und des Hypnotismus. 1. Lief. 8°. 64 S. M. 1,—.

Verantwortlicher Leiter: Dr. Ludwig Jacobowski in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 141.
Verlag und Druck der „Gesellschaft" von J. C. C. Bruns in Minden i. Westf.

Digitized by Google

Die Gesellschaft.

Halbmonatsschrift

für

Litteratur, Kunst und Sozialpolitik.

Herausgegeben

von

M. G. Conrad und **L. Jacobowski.**

XV. Jahrgang. — 1899.

Band II.

Minden i. W. und Leipzig.

Verlag der „Gesellschaft"

F. C. C. Bruns.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
R 1899 L

Gedruckt bei J. C. C. Bruns, Minden in Westf.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

d'Aurévilly, J. Barbey, Ein Atheistendiner 41, 127, 168, 221
Biedenkapp, Georg, Unsere Schulpfaffen 217
Bierbaum, Otto Julius, Die rote Sphinx 370
Bleibtreu, Karl, Die Lehre der englischen Puritaner-Revolution 149, 234, 289
Bonus, Arthur, Paul Goehre 12
Büchertisch 215, 283, 351, 420
Cohn, Heinrich, Der ambulante Gerichtsstand der Presse 77
Conrad, Mich. Georg, Münchener Atelierbesuche, I. II. 25, 183
Déry, Juliane, Letzter Brief an M. G. Conrad 341
Deutsche Lyrik (m. Beitr. v. Baum, Bodman, Conrad, Déry, Holzamer, Jacobowski, Kafka, v. Krane, Mann, Meyer-Förster, Messer, Morgenstern, Perzynski, Piper, v. Puttkamer, Reuter, Roman, Salus, Schmitz, Sieglerschmidt, Stolzenberg, Uhlmann-Bixterheide, Witkop) 61, 99, 180, 240, 321, 390
Etzel, Theodor, Das Hohelied 376
Gystrow, Ernst, Der Katholizismus und die neue Dichtung 88, 161
Haefker, Hermann, „Es wird schon spät . . ." 111
Hart, Julius, Christian Wagner 297
Holitscher, Arthur, Die Fremden im Musée Wiertz 311
Holm, Kurt, Weiteres aus der Holz-Zunft 379
Holzamer, Wilhelm, Otto Julius Bierbaum 361
Jacobowski, Ludwig, Neue Lieder fürs Volk 36
Klein, Emil, Sie haben Augen und sie sehen nicht 197
Klein, Rudolf, Jan Toorop 106
Kritik: Ästhetik: 144; Altphilologisches: 74; Chamberlain: 280; Dramen: 212, 279; Ein neuer Denunziant: 276; Essays: 348; Lichtenberger: 413; Litteraturgeschichte: 213, 347; Lyrik: 67, 277, 342; Lyrische Vortragsabende: 208; Nietzsche-Litteratur: 73; Novellen: 278, 345, 412; Romane: 70, 142, 278, 412; Sozialismus: 349; Volkswirtschaft: 347; — Französische Litteratur: 76, 417; Kroatische Kunst: 145; Österreichische Litteratur: 416; Tschechische Litteratur: 418

Digitized by Google

Seite

Kunstbriefe (Berlin, Dresden, Düsseldorf, Frankfurt a. M., München, Wien) 63, 139, 208, 270, 274, 324, 326, 408

Lyrik des Auslandes (m. Beitr. v. Blind, Brezina, Dierx, de Musset, Stecchetti) 39, 117, 196, 332, 407

Maier, Gustav, Eduard Bernstein und die neueste Bewegung innerhalb der Sozialdemokratie 353

Marschner, Franz, Die moderne Seele 81

Möller-Bruck, Arthur, Frank Wedekind 244

Moll, Albert, Die widernatürliche Unzucht im Strafgesetzbuch 1

Mont, Paul de, Vom Sterben 52

Oppeln-Bronikowski, Friedrich von, Der neue Maeterlinck . . . 119

Ruhemann, Alfred, Das junge Belgien 30

Scheerbart, Paul, Kurze Geschichten 115

Spaun, Paul Ritter von, Zum Fall Diefenbach 261

Starkenburg, Heinz, Zur Genesis der agrarischen Ideen 285

Steiger, Edgar, Wie ich früher über Bleibtreu urteilte 103

Wagner, Christian, Gedichte 307

Wille, Bruno, Die Waldseelen 189, 252, 323, 392

Zuschriften an die Redaktion 146

Porträts:

Paul Goehre.
Christian Wagner.
Otto Julius Bierbaum.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Digitized by Google

Digitized by Google

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND TILDEN FOUNDATIONS.

Band II. * 1899. * Heft 1.

Die widernatürliche Unzucht im Strafgesetzbuch.

Von Dr. Albert Moll.
(Berlin.)

Daß sich Sitten und Gesetze im Laufe der Zeiten bei verschiedenen Völkern ändern, ist bekannt. Handlungen, die zu bestimmten Zeiten bei bestimmten Völkern verboten waren, sind zu anderen Zeiten geduldet, ja, sie finden sogar noch Lob und Anerkennung. Den Muselmanen ist der Weingenuß verboten; bei anderen Völkern hingegen wird dieses Getränk in den verschiedensten Formen gepriesen. Der Genuß des Schweins galt bei den Juden des Altertums und gilt noch bei manchen der Neuzeit als verwerflich, während er den meisten modernen Kulturvölkern erlaubt ist. Zu den Vorgängen, die im Laufe der Jahrtausende eine ganz verschiedene Beurteilung gefunden haben, gehört ein großer Teil jener Handlungen, die mit dem Geschlechtsleben des Menschen in Zusammenhang stehen. Die Abtreibung war bei den alten Griechen vielfach gestattet; sie war hingegen strafbar bei den alten Juden und ist es auch heute noch bei den verschiedenen Kulturvölkern. Die Polygamie, die noch im alten Testament mehrfach als erlaubt dargestellt wird, ist bei den christlichen Völkern der Neuzeit verworfen. Die Vermischung des Menschen mit Tieren war bei einzelnen Völkern des Altertums ein besonderer, den Göttern wohlgefälliger Akt und spielte bei manchen Mysterien des Altertums eine Rolle. In Bezug auf diese Handlungen folgt aber das Christentum den Anschauungen des alten Testaments und vertritt den Grundsatz, daß solche Akte verwerflich seien. Dieser Anschauung folgend, hat die Gesetzgebung vieler moderner Staaten die Vermischung des Menschen mit Tieren unter Strafe gestellt.

Digitized by Google

Ebenso liegt es auch mit jenen Geschlechtsakten, die zwischen Personen des gleichen Geschlechts stattfinden. Das Gesetz Moses bedrohte mit dem Tode den Mann, der bei einem Knaben schlief. Wie verschieden diese Auffassung von der des alten Griechentums ist, braucht nur angedeutet zu werden. Die geschlechtliche Liebe des Mannes zu einem Individuum desselben Geschlechts galt bei den alten Griechen nicht nur nicht als verwerflich, sondern sie wurde in jeder nur denkbaren Weise, in Dichtungen, in Reden und in Thaten gepriesen. Mögen philologische Spitzfindigkeiten die alten Klassiker anders zu deuten suchen, es kann ihnen nicht gelingen. Wer vorurteilslos Werke wie Platos Gastmahl oder des Aeschines Rede gegen Timarch liest und die Wahrheit bekennt, kann über die Ausbreitung und über das Erlaubte und sozial Anerkannte der gleichgeschlechtlichen Liebe bei den alten Griechen nicht im Zweifel sein. Aber, wie gesagt, es drang bei den christlichen Völkern des Abendlandes im wesentlichen die Anschauung des alten Testaments durch, wenn auch nicht mehr die Todesstrafe auf Geschlechtsakte zwischen männlichen Personen besteht. Das neue Testament zeigt uns im ersten Kapitel des Römerbriefes von St. Paulus die Verurteilung des homosexuellen Geschlechtsverkehrs. Es werden hier in gleicher Weise homosexuelle Akte von Männern und Frauen gebrandmarkt. „Darum gab sie auch Gott dahin, in den Gelüsten ihrer Herzen, in die Unreinigkeit, ihre Leiber untereinander zu schänden, sie, welche die Wahrheit Gottes mit der Lüge vertauschten und den Geschöpfen Ehre und Dienst erwiesen, mehr als dem Schöpfer .... Darum gab sie Gott dahin in schändliche Gelüste; denn ihre Weiber verwandelten den natürlichen Gebrauch in den unnatürlichen. Gleicher Weise auch die Männer verließen den natürlichen Gebrauch der Weiber und entbrannten in ihrer Begierde gegeneinander, also daß Männer mit Männern Schande trieben und den verdienten Lohn ihrer Verirrung an sich selbst empfingen." Bemerkt sei noch, daß sich diese Stelle gerade auf die Heiden bezieht.

Es dürfte vorteilhaft sein, zunächst einige in der neuen Zeit eingeführte Worte zu erklären, um das Folgende verständlicher werden zu lassen. Es wird der Geschlechtsverkehr zwischen Mann und Weib heterosexuell genannt (von dem griechischen ἕτερος und dem lateinischen sexus), weil hier die Beziehungen auf das andere Geschlecht gerichtet sind. Im Gegensatz hierzu bezeichnet man jeden Verkehr, der zwischen Personen des gleichen Geschlechts stattfindet, als homosexuell (von ὁμοῖος). Die halb griechische und halb lateinische Wortbildung findet sich leider öfter in wissenschaftlichen Ausdrücken vor; die Bezeichnungen

Digitized by Google

sind aber jetzt so allgemein eingeführt, daß wir gut thun, dabei zu bleiben. Dieser Verkehr zwischen Angehörigen gleichen Geschlechts kann nun stattfinden zwischen männlichen Personen und zwischen weiblichen Personen. Es kann ferner vorkommen, daß der Mann, der in solcher Weise mit einem anderen Mann verkehrt, zu diesem sich genau ebenso hingezogen fühlt wie der normale Mann zu dem normalen Weib. Wir sagen dann, daß auch der Geschlechtstrieb homosexuell ist, ebenso wie der normale Geschlechtstrieb heterosexuell genannt wird. Es giebt aber auch Fälle, wo ein Mann mit einem Manne geschlechtlich verkehrt, lediglich in der Absicht, Geld zu verdienen, ohne daß er homosexuell fühlt. Dies ist bei vielen Mitgliedern der männlichen Prostitution der Fall. In solchem Falle ist bei dem ersteren nur ein homosexueller Verkehr, aber kein homosexuelles Empfinden vorhanden.

Die auf den homosexuellen Verkehr gesetzten Strafen wurden im Laufe der Jahrhunderte dauernd milder. Aber es bestehen auch heute noch zum Teil sehr schwere Strafbestimmungen, und besonders sind es in Europa noch England und Rußland, die die widernatürliche Unzucht zwischen Männern mit den schwersten Strafen bedrohen, und selbst diejenigen Kulturländer, in denen eine besondere Strafbestimmung nicht besteht, erkennen nicht an, daß die gleichgeschlechtliche Liebe der gewöhnlichen Liebe, das heißt der zwischen Mann und Weib, gleichberechtigt ist oder sittlich gar noch höher steht, wie thatsächlich einzelne Homosexuelle behaupten. In Frankreich können sich Männer lieben und sich Geschlechtsakten untereinander hingeben; Geschlechtsakte zwischen Männern sind dort nur unter denselben Bedingungen strafbar, wie die zwischen Mann und Weib, das heißt, wenn ein Mann den andern mit Gewalt zum Geschlechtsverkehr bringt oder wenn er ein öffentliches Ärgernis erregt, oder auch wenn das eine Individuum ein bestimmtes Alter noch nicht überschritten hat. Obwohl das Strafgesetzbuch den homosexuellen Verkehr zwischen Männern an sich nicht anders beurteilt, als den zwischen Mann und Weib, ist doch von einer sozialen Gleichstellung der homosexuellen Liebe in Frankreich nicht die Rede. Gesellschaftlich ist fast stets auch heute noch in Frankreich der Mann unmöglich, von dem es bekannt wird, daß er geschlechtlich mit Männern verkehrt, und gestützt auf die Furcht mancher Homosexuellen, daß ihr Verkehr bekannt wird, kommen auch in Frankreich zahlreiche Erpressungen (chantage) gegen Homosexuelle vor. Die gesellschaftliche Brandmarkung des gleichgeschlechtlichen Verkehrs hängt also nicht absolut von der Strafbarkeit des Verkehrs ab; denn mögen auch gleichgeschlechtlich liebende

Digitized by Google

Männer — die sogenannten Homosexuellen — dies behaupten, die Erfahrungen mancher Länder zeigen auf das deutlichste, daß Strafbarkeit der gleichgeschlechtlichen Liebe und die soziale Stellung derselben nicht unmittelbar voneinander abhängen. Es kann die gleichgeschlechtliche Liebe verachtet sein, ohne daß sie bestraft wird; andererseits kommt es ja vor, daß manche Handlungen bestraft werden, ohne daß das Volksbewußtsein sie so verurteilt wie das Strafgesetzbuch. Ich brauche gar nicht an die oft zitierte Duellfrage zu erinnern; ich erwähne die Abtreibung, die ja zweifellos nicht in derselben Weise gesellschaftlich geächtet ist, wie im Strafgesetzbuch.

Manche Staaten gehen aber in Bezug auf die gleichgeschlechtliche Liebe viel weiter als Frankreich. Sie brandmarken sie nicht nur gesellschaftlich, sondern sie bedrohen sie mit Strafe auch unter Verhältnissen, unter denen der Verkehr des Mannes mit dem Weibe straflos bliebe. Zu diesen gehört u. a. Deutschland, wo der §. 175 des Reichsstrafgesetzbuches folgenden Wortlaut hat:

„Die widernatürliche Unzucht, welche zwischen Personen männlichen Geschlechts oder von Menschen mit Tieren begangen wird, ist mit Gefängnis zu bestrafen. Auch kann auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte erkannt werden."

Der Paragraph ist wesentlich nach dem §. 143 des früheren preußischen Strafgesetzbuches gebildet. In einzelnen Staaten, die jetzt zum Deutschen Reich gehören, z. B. in Bayern und im Königreich Hannover, war vor Begründung des Reichs Straffreiheit für geschlechtliche Akte zwischen Männern vorhanden.

Scheinbar sprechen manche Gründe für die grundsätzliche Berechtigung des §. 175. Aber kein ernster Grund kann angeführt werden, weshalb diesem §. 175 die unglückseligste, unlogischste Fassung gegeben wurde, die überhaupt in einem Gesetz möglich ist. Man sehe sich den Wortlaut des Gesetzes an. Es spricht nur von der widernatürlichen Unzucht zwischen Personen männlichen Geschlechts und von der widernatürlichen Unzucht von Menschen mit Tieren. Warum, so fragt man sich, fehlen Strafbestimmungen für die Unzucht zwischen Personen weiblichen Geschlechts? In dem noch geltenden österreichischen Strafgesetzbuch ist auch die Unzucht zwischen Personen weiblichen Geschlechts strafbar. Ebenso, wie man aber in Österreich nicht nur Vorzüge, sondern auch Fehler des Deutschen Reiches nachzuäffen sucht, so liegt es auch hier: der Entwurf für das neue österreichische Strafgesetzbuch will gleichfalls die Unzucht zwischen Personen weiblichen Geschlechts freigeben.

Digitized by Google

Fragen wir nun, ob wir die Bestrafung des homosexuellen Geschlechtsverkehrs von Männern heute überhaupt für berechtigt halten dürfen, so komme ich, wenn ich alles pro und contra erwäge, d. h. sowohl die medizinischen und juristischen wie die sozialen Motive in Betracht ziehe, zu dem Schluß, daß unbedingt den homosexuellen Männern dasselbe gestattet werden muß, was man den Frauen erlaubt. Eine Abänderung des Paragraphen etwa in der Weise zu treffen, daß auch der widernatürliche Geschlechtsverkehr zwischen Frauen bestraft werde, würde der Billigkeit gleichfalls nicht entsprechen, wie ich in den folgenden Darlegungen zeigen will. Ich würde es für das richtigste halten, daß, wenn zwei erwachsene Männer in ihren vier Wänden etwas thun wollen und jeder seinem freien Willen hierbei folgt, der Staat sich möglichst wenig darum kümmern soll.

Es dürfte zunächst die Frage interessieren: worauf ist zurückzuführen, daß jemand homosexuell empfindet? Die Frage dürfte aber nicht leichter zu entscheiden sein, als die: woher kommt es, daß der normale Mann heterosexuell empfindet; woher kommt es, daß der Mann Liebesempfindungen für das Weib, das Weib Liebesempfindungen für den Mann hat und daß besonders beim Manne diese Liebesempfindungen zu einer geschlechtlichen körperlichen Vereinigung drängen? Wir sind es gewöhnt, Tag für Tag Geschlechtsempfindungen des Mannes für das Weib zu sehen und davon zu hören. Infolgedessen erscheint uns dies natürlich, aber erklärt ist damit die Sache ebensowenig, wie das tägliche Herunterfallen von Gegenständen auf die Erde vor Newton erklärt war. Auf Theorien über das Entstehen und die Entwickelung der heterosexuellen Liebe will ich hier nun nicht eingehen; es würde uns viel zu weit führen. Was aber die Homosexualität, das heißt das geschlechtliche Empfinden für das gleiche Geschlecht betrifft, so stehen sich hier mehrere Anschauungen anscheinend unversöhnlich gegenüber. Die einen legen mehr Wert auf das Angeborene, oder, wie wir es hier lieber nennen wollen, auf das Eingeborene, andere auf das Erworbene. Ganz absehen will ich natürlich von solchen Geschlechtsakten, die überhaupt nicht auf eine Abnormität des Empfindens hinweisen. Wenn ein Mitglied der männlichen Halbwelt mit einem Manne geschlechtlich verkehrt, nur um Geld zu verdienen, während ihn selbst der Geschlechtstrieb zum Weibe weist, so ist hier nicht von einem homosexuellen Akte die Rede. In den Fällen, die uns interessieren, liegt ein Geschlechtstrieb vor, der den Betreffenden ebenso zum Manne zieht, wie der normale Geschlechtstrieb den normalen Mann zum Weibe. Die Frage, woher

Digitized by Google

ein solches homosexuelles Empfinden kommt, ob es eingeboren oder erworben ist, die Frage unterliegt, wie erwähnt ist, in wissenschaftlichen Kreisen noch vielfachen Erörterungen. Ich stehe auf dem Standpunkt, daß die Disposition zur Homosexualität in einer Reihe von Fällen den betreffenden Individuen ebenso eingeboren ist, wie dem normalen Manne die Disposition zum Geschlechtstrieb mit dem Weibe. Unter keinen Umständen läßt sich die Behauptung rechtfertigen, daß etwa in der überwiegenden Zahl der Fälle lediglich sexuelle Ausschweifungen zur Homosexualität geführt hätten. Denn selbst diejenigen Forscher, die annehmen, daß die Homosexualität erworben und nicht eingeboren sei, nehmen im allgemeinen nicht an, daß dauernde Exzesse hierzu geführt hätten. Sie stehen vielmehr auf dem Standpunkt, daß zufällige Geschehnisse in der Kindheit, z. B. das Zusammentreffen einer geschlechtlichen Erregung mit der körperlichen Nähe eines Mannes, den Anstoß zur Homosexualität geben könnten. Es ist die Betonung dieses Umstandes sehr wesentlich, weil dadurch der Begriff der Verschuldung für die Homosexualität fortfällt. Ich will auch kurz darauf hinweisen, daß selbst wenn sexuelle Exzesse zur Homosexualität führen würden, die strenge juristische Verurteilung der Homosexualität nicht berechtigt wäre. Wir hätten uns dann immer noch den konkreten Fall vom psychologischen Standpunkt aus zu betrachten. Wird doch auch niemand eine Gehirnerweichung, weil sie nach Ansicht vieler die Folge einer alten Geschlechtskrankheit ist, dem Kranken zur Last legen.

Es hat in neuerer Zeit eine Petition zirkuliert, die auf Abschaffung des §. 175 hinzielte, mit der Beschränkung jedoch, daß der homosexuelle Verkehr in ähnlicher Weise, wie der heterosexuelle bestraft werden soll, wenn Kinder dazu benutzt werden, öffentliches Ärgernis erregt oder Gewalt angewendet wird. Die Voraussetzungen dieser Petition wurden mehrfach angegriffen, und es haben eine Reihe Ärzte, weil sie die wissenschaftlichen theoretischen Voraussetzungen der Petition nicht vollständig billigen, ihre Unterschrift verweigert. Entsprechend einer noch angefochtenen Theorie geht nämlich die Petition davon aus, daß die bisexuelle Veranlagung des Menschen schuld an der Homosexualität mancher trage. Es ist ja eine Thatsache, daß bis zu einer bestimmten Zeit beim Embryo männliches und weibliches Geschlecht nicht unterschieden werden können, und daß sich ein Teil der weiblichen Geschlechtsorgane rudimentär beim Manne, ein Teil der männlichen rudimentär beim Weibe entwickeln. Auf bestimmte Umstände bei der Entwickelung des Embryo wurde nun in der Petition die Homosexualität

Digitized by Google

zurückgeführt. Vielleicht war es unklug, in der Petition diesen Punkt zu betonen, weil er in der That doch noch zu vielen Anfechtungen unterliegt.

Vielfach ist der homosexuelle Verkehr in neuerer Zeit mit den Symptomen der Entartung in Beziehung gebracht worden, und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß man in einer verhältnismäßig großen Zahl von Fällen bei Homosexuellen Zeichen von Entartung feststellen kann. Bald zeigen sich in der Familie allerlei andere Nervenkrankheiten, Epilepsie, Hysterie, Zwangsvorstellungen, Geisteskrankheiten, auch andere Fälle von Homosexualität; bald bietet das Individuum selbst noch andere Anzeichen eines abnormen Nervensystems dar. Eine überaus große Zahl der Homosexuellen ist neurasthenisch. Allerlei Exzentrizitäten finden sich oft mit der Homosexualität vergesellschaftet. Andererseits giebt es Fälle von Homosexualität, in denen man auch bei genauer Nachforschung und Untersuchung andere Krankheitssymptome nicht feststellen kann. Jedenfalls aber betrachte ich die Homosexualität beim geschlechtreifen Mann und beim geschlechtreifen Weibe nicht nur als etwas Abnormes, sondern als etwas Krankhaftes, und es ist in neuerer Zeit mehrfach mit Erfolg versucht worden, homosexuelles Empfinden ärztlich zu bekämpfen. Es gelingt zweifellos in einer Reihe von Fällen, das geschlechtliche Fühlen in ein normales zu verwandeln, wenn der Arzt nur das nötige Verständnis für das Leiden hat und dementsprechend verständige Ratschläge erteilt, und besonders auch der Patient mit dem ernsten Willen in die Behandlung tritt, sich in ein normales Individuum umwandeln zu lassen. Die Auffassung der Homosexualität als ein krankhaftes Symptom kann aber nicht genügen, Straffreiheit auf Grund der bestehenden Gesetze herbeizuführen, und deshalb ist der Versuch, auf dem Wege der Petition den §. 175 abzufassen oder zu ändern, nicht unberechtigt.

Bei der Anführung der Gründe, die man so oft zu Gunsten der Bestrafung homosexuellen Geschlechtsverkehrs geltend macht, spielen Worte wie Abscheu im Volke, ekelhaft, Unsittlichkeit eine hervorragende Rolle. Was den Abscheu im Volke betrifft, so besteht er zweifellos, und wie wir schon sahen, ist die Hoffnung vieler Homosexuellen, daß gleichzeitig mit der Aufhebung der Strafbarkeit der Abscheu schwinden werde, unbegründet. Haben wir aber das Recht, etwas, was im Volke Abscheu verursacht, deshalb zu bestrafen? Hat nicht früher der Aussatz gleichfalls Abscheu im Volke verursacht und wurden nicht die Aussätzigen als von Gott Gestrafte angesehen? Es

Digitized by Google

ist doch gerade in der neueren Gesetzgebung immer mehr und mehr der Gedanke zum Ausbruch gekommen, daß die eigene Verschuldung etwas Maßgebendes bei einer Bestrafung sein soll. Ist aber das Verschulden eines Mannes, der sich dem homosexuellen Verkehr überläßt, weil er einen starken Drang zum Manne hat, größer als die Verschuldung eines Mannes, der, weil er einen starken heterosexuellen Geschlechtstrieb hat, zu irgend einem Weibe geht? Es sollte Sache der Gebildeten und wahrheitliebenden Männer sein, hier aufklärend einzuwirken, anstatt sich mit Redensarten zu begnügen, wie etwa: das Blut steigt einem in den Kopf, wenn man etwas Derartiges hört. Man sagt, daß der homosexuelle Geschlechtsverkehr die Unsittlichkeit fördere. Ein Staat, der es gestattet, daß unter bestimmten Umständen Mädchen, die das 14. Jahr eben überschritten haben, von irgend einem Manne zum Geschlechtsverkehr gebraucht werden, ein Staat, der es gestattet, daß 16jährige Mädchen, die mit der notwendigen Dummheit in das Leben hinaustreten, von irgend einem wohlhabenden Wüstling um Unschuld und Lebensglück betrogen werden, ein solcher Staat sollte nicht plötzlich etwas herausgreifen und bestrafen, weil es das Sittlichkeitsgefühl verletze. Man sagt, der homosexuelle Geschlechtsverkehr sei ekelerregend. Dies sei zugegeben. Es ist aber schließlich vielleicht der heterosexuelle Geschlechtsverkehr gleichfalls ein ekelhafter Akt. Und wenn wir bedenken, daß alle unnatürlichen Arten der geschlechtlichen Befriedigung zwischen Mann und Weib straflos sind und daß sie gegenwärtig immer mehr, gerade in den „feinen" Kreisen zunehmen, dann können wir in der Entrüstung gegen den homosexuellen Geschlechtsverkehr ein gut Teil Heuchelei vermuten.

Freilich sind viele Homosexuelle von einem solchen Charakter und einem Verhalten, daß es mitunter schwer fällt, ihnen Sympathieen entgegen zu bringen. Es zeigen aber manche Epileptiker gleichfalls einen unangenehmen Charakter, der sie uns im Leben ungenießbar macht. Und doch kann kein billig denkender Mensch ihnen einen Vorwurf aus Charaktereigenschaften machen, die aus einer krankhaften Veranlagung hervorgehen. Man findet unter den Homosexuellen die verlogensten, die schwatzhaftesten und unsympathischsten Menschen, die man sich denken kann. Aber es giebt auch solche unter ihnen, bei denen hiervon nicht die Rede ist, solche, die mindestens dieselben Vorzüge des Charakters besitzen wie die durchschnittlichen Heterosexuellen.

Von dem Standpunkt der verschiedenen Strafrechtstheorieen ist die Bestrafung des homosexuellen Verkehrs schwer zu rechtfertigen. Die Besserungstheorie, die den Zweck der Strafe in der Besserung des

Digitized by Google

Bestraften sieht, wird selbstverständlich versagen, da ein krankhafter Geschlechtstrieb durch irgend eine Freiheitsstrafe nicht geheilt wird. Die Abschreckungstheorie will durch die Strafe von der Begehung der That abschrecken. In einer Reihe von Fällen wird wohl beim homosexuellen Verkehr dieser Zweck erreicht werden. Daß aber in einem Teil der Fälle der homosexuelle Verkehr durch andere nicht weniger unsittliche Handlungen ersetzt werden würde, kann keinem Zweifel unterliegen. Endlich kommt in Betracht die Sühnetheorie. Diese würde hier vollständig versagen; denn die Strafe soll nach der Sühnetheorie gewissermaßen eine Kompensation für das ergangene Unrecht darstellen. Für den normalfühlenden Mann geht der Geschlechtsverkehr mit dem Weibe aus denselben Motiven, aus demselben Drange hervor, wie für den Homosexuellen der homosexuelle Verkehr; mithin könnte die Bestrafung des homosexuellen Verkehrs beim Homosexuellen nur dann als eine Sühne angesehen werden, wenn auch für den heterosexuellen Verkehr eine Strafe als Sühne festgesetzt ist.

Ein Umstand aber ist mit keiner Theorie und mit keinem der Gründe, die man für die Notwendigkeit der Bestrafung angeführt hat, zu vereinen, nämlich das absolut Unlogische in dem §. 175. Stets muß darauf hingewiesen werden, daß die Inkonsequenz das verwerflichste ist, was es für einen Gesetzgeber geben kann, weil jede erzieherische und sittliche Wirkung eines Gesetzes dadurch in Frage gestellt ist. Es sind aber wesentlich zwei Momente, die hier beim §. 175 in Betracht kommen. Erstens haben wir gesehen, daß hier nur der homosexuelle Verkehr von Männern mit Strafe bedroht wird. Alle Gründe aber, die man für die Notwendigkeit einer Bestrafung desselben anführen kann, haben auch Geltung für den homosexuellen Verkehr zwischen Weibern, ja, diese Gründe haben durch das neue Bürgerliche Gesetzbuch noch zugenommen. Dieses giebt der Ehefrau das Recht zur Ehescheidung, wenn der Ehemann auf Grund des §. 175 bestraft wurde. Es gilt dieser Verkehr eben als ein Ehebruch. Wenn aber eine Frau den gleichen Verkehr ausübt, so kann sie auf Grund des §. 175 nicht bestraft werden, und ein ähnlicher Paragraph fehlt im ganzen Reichsstrafgesetzbuch. Das Recht des Mannes zur Ehescheidung würde also wesentlich geringer sein, weil eben die Bestrafung des homosexuellen Verkehrs von Frauen fortfällt. Freilich kann eventuell der Ehemann auf Grund eines andern Paragraphen die Scheidung beantragen, z. B. wegen unsittlichen Lebenswandels, aber dieser Paragraph ist so dehnbar, daß bei den Schwierigkeiten, die in Zukunft die

Digitized by Google

Gerichte bei Ehescheidungen machen werden, der Erfolg häufig versagen wird.

Zu dieser einen Inkonsequenz kommt aber noch eine andere. Es ist dies der Begriff der widernatürlichen Unzucht im §. 175. Ich will in einer nichtmedizinischen und nichtjuristischen Zeitschrift auf Einzelheiten nicht eingehen. Nur das bemerke ich, daß der Standpunkt, den der Gesetzgeber einnahm, indem er in §. 175 nicht die unzüchtigen Handlungen, sondern widernatürliche Unzucht mit Strafe bedrohte, gleichfalls eine schwere Inkonsequenz ist; denn alle Gründe, die für die Bestrafung der widernatürlichen Unzucht zwischen Männern sprechen, sprechen auch für eine Bestrafung der unzüchtigen Handlungen zwischen Frauen. Wer sich ernstlich einmal klar gemacht hat, welche tragikomischen Konsequenzen aus dem Umstande hervorgehen, daß die Untersuchungsbehörde beziehungsweise das erkennende Gericht nachforschen müssen, ob widernatürliche Unzucht oder eine unzüchtige Handlung vorliegt, bei dem werden sich die schweren Bedenken gegen den ganzen Paragraphen noch steigern.

Ich will gar nicht auf die Thatsache eingehen, daß der Paragraph einen gemeinen Erwerbszweig züchtet, der in neuerer Zeit bei uns immer mehr Anhänger findet. Ich meine das Erpressertum. Es ist geradezu ungeheuerlich, was an Erpressungen auf Grund des §. 175 geleistet wird. Der Homosexuelle, der sich durch die Sinnlichkeit hat verleiten lassen, mit einem Manne zu verkehren, ist unter Umständen diesem schutzlos preisgegeben. Der betreffende Erpresser wendet dann gewöhnlich den Kniff an, daß er dem Manne, der mit ihm verkehrt hat, andeutet, er würde ihn, wenn er ihm nicht so und so viel Geld gebe, ins Gefängnis bringen, da er den §. 175 verletzt hätte. Daß er selbst eventuell mitschuldig ist, stört ihn nicht, denn im Notfalle macht er sich aus einigen Wochen Gefängnis nichts; in Wirklichkeit weiß er ja auch, daß der andere es zu einer Verurteilung nicht kommen läßt, sondern ihm Geld giebt. Die Geldsummen werden später zu einer förmlichen Rente für den Erpresser und steigen schließlich derartig, daß der andere Jahre lang, ja, vielleicht während seines ganzen Lebens nicht mehr aus den Klauen des Erpressers loskommt. — Freilich wird das Erpressertum nicht ausschließlich durch den §. 175 begünstigt. Die soziale Brandmarkung des homosexuellen Verkehrs an sich würde manchem Erpresser das Gewerbe auch dann möglich machen, wenn die Bestrafung nicht mehr besteht. Thatsächlich aber ist doch die Bestrafung und die Gerichtsverhandlung für die Homosexuellen das allerschlimmste, was

Digitized by Google

sie fürchten, und es würde zweifellos eine wesentliche Verminderung des Erpressertums stattfinden, wenn die Bestrafung aufgehoben würde.

Wir haben gesehen, daß das heutige Strafgesetzbuch, abgesehen von anderen Willkürlichkeiten, in dem §. 175 die allerbedenklichsten Inkonsequenzen begeht. Wenn man sich für eine Einschränkung der individuellen Freiheit ausspricht, halte ich die Frage, ob man nicht zahlreiche widernatürliche Geschlechtsakte bestrafen soll, durchaus für diskussionsfähig. Das kanonische Gesetz hatte den Grundsatz ausgesprochen, daß überhaupt nur der normale Geschlechtsverkehr zwischen Mann und Weib gestattet sein soll. Die Selbstbefleckung war hier nicht nur moralisch, sondern auch gesetzlich verboten, und es waren alle die unnatürlichen Akte zwischen Mann und Weib, wie sie heute tausendfach ausgeübt werden, durch Gesetz verpönt. Hätte unser Strafgesetzbuch konsequent den Standpunkt, daß man nur die normale Befriedigungsart gestatten darf, so würde ich dies zwar für einen schweren Eingriff in das individuelle Recht betrachten, aber man würde sich sagen müssen, daß das Gesetz oft genug die individuelle Freiheit durch Strafandrohungen beschränken muß, und man würde zugeben müssen, daß unser Gesetz wenigstens konsequent ist. Wenn aber, wie es heute der Fall ist, unser Strafgesetz die ekelhaftesten Akte zwischen Mann und Weib zuläßt und auch allerlei unzüchtige Handlungen zwischen Männern sowie Unzucht zwischen Männern, so fragt man sich doch erstaunt, warum es gerade bestimmte Handlungen bestrafen will, die unter den Begriff der widernatürlichen Unzucht zwischen Männern fallen. Es ist der §. 175 ganz willkürlich gefaßt und unlogisch. Es kann daher nur gewünscht werden, daß er entweder in logischer Weise abgeändert und erweitert oder aufgehoben werde. Entweder bestrafe man durch eine Abänderung des Paragraphen auch homosexuelle Akte zwischen Weibern, desgleichen allerlei unzüchtige Handlungen zwischen Männern, die heute nicht unter den Begriff der widernatürlichen Unzucht fallen, und auch alle unnatürlichen Befriedigungsarten zwischen Mann und Weib, oder man gestatte erwachsenen Männern, in ihren vier Wänden geschlechtlich miteinander zu thun, was sie wollen, so lange sie nicht die Rechte dritter Personen verletzen.

Digitized by Google

Paul Goehre.

Von Arthur Bonus.

(Groß-Munkrow.)

Im Herbst des Jahres 1890 machte ich eine Erholungsreise in die Sächsische Schweiz. Ich mietete mich in Blasewitz in einem kleinen, bescheidenen Gartenhäuschen zu ebener Erde billig ein und machte, wenn irgend der strömende Regen nachzulassen versprach, Ausflüge auf so viel Tage, wie der Reiseanzug einigermaßen trocken hielt. War er vom vielen Regen so vollgesogen, daß eine Nacht am warmen Ofen nicht mehr zureichen wollte, so kehrte ich morgens in dem steifen, feuchten Harnisch fröstelnd zurück, um mich und den Rock erst wieder in Ordnung zu bringen. So brachte ich damals meine Zeit einsam in meiner Höhle zu oder in den Bergen, über der damals breit wie eine Seeenkette zwischen den beiden Bergwurzelreihen sich hinwälzende Elbe, in den Kunstsammlungen Dresdens, unter den von der Weinernte trunkenen Weinbauern um Meißen und in allerlei schweifenden Gedanken. Ich hatte etwas von dem Gefühl, das uns in den Jahren anzuhängen pflegt, in denen wir die Romantiker, den „Taugenichts“ und den „Peter Schlemihl“ zu genießen pflegen. Und es waren denn auch Gedanken der seligen, träumenden Schulzeit, die mich wiedergrüßten, jene Gedanken, in denen ich vormals die ausgeführten Pläne entworfen hatte, einst, wenn die goldene Freiheit da wäre, hinauszuziehen, unerkannt, wie ein Märchenprinz — Student sein kam mir damals durchaus wie Prinz sein vor — „ins Volk“, auf das Land, in noch unberührte Thäler, alte, verschollene Sagen und Märchen sammeln, alte, wunderbare Volksweisen entdecken, überhaupt etwas von den „unergründlichen Schätzen in der Tiefe der Volksseele“ heben. — — — Wie das alles nachmals so anders geworden war! — jetzt stand ich im letzten Examen. — —

Plötzlich — ich besuchte einen Kommilitonen in Meißen — schienen die Träume eine Gestalt außer mir anzunehmen. „Wenn Du

Digitized by Google

einen Tag früher hergekommen wärest, hättest Du Paul Goehre kennen gelernt." — „Wer ist Paul Goehre?" „Ja, das ist einer, den Du nun öfter wirst nennen hören — das ist einer, der eben von einer Reise ins Volk zurückkommt, er ist vor Monaten ausgezogen und ist in einer Fabrik als Arbeiter gewesen." — —

Ich ging wieder in meine regennassen Berge und dachte, wenn ich die wunderbaren Ausblicke hatte, die der nicht kennt, der nur an Sonnentagen reist, jene Blicke, wo die Regenschleier vor den Bergen hängen und alles ins Riesengroße wachsen lassen, weil er soviel ferner und darum soviel größer und mächtiger erscheint als bei Sonnenschein — dachte nach über die Poesie des Lebens im Nebel, in Wolken, in Sorgen, wo das Nahe und Gewohnte fern, fremd, groß wird.

Es war damals diese Stimmung über uns ausgegossen — wir erinnern uns ihrer ja noch alle, und in manchem lebt sie wohl noch — diese Stimmung, die plötzlich das Alltagsleben so unerhört interessant zu machen versprach: wir lebten unter fremden Völkern; und in ganz naher Zeit sollte sich enthüllen, was für Kräfte, Schätze, Schicksale dort schlummerten. Die müden Leute, die mit der Flasche in der Hand zur Fabrik gingen, waren die verkleideten Hauptrollenspieler der Dramen der Zukunft. Wer sie recht kennen lernte, ihre Bedürfnisse, Wünsche, Nöte, Hoffnungen, der wurde der Regisseur der Zukunft. Unsere Dichter krochen in die kleinen Hinterzimmer, unsere Maler malten die Poesie des Sandwegs und der Pfütze. Vom Throne selbst waren wunderbare Worte erklungen. Mit der Entlassung Bismarcks schien die alte Heldenzeit nur deshalb abgethan, damit eine neue, überschwänglich große Zeit der inneren Reformation anbräche.

Dazu auf kirchlichem Gebiet — das wir zum Verständnis des „Kandidaten der Theologie Paul Goehre" nicht unbeachtet lassen dürfen — eine neue Stimmung und Sehnsucht.

Die materialistische Weltanschauung hatte der Kirche in früheren Zeiten nie besondere Sorge gemacht. Sie war auch nicht dazu angethan. Es ist wahr, daß die kirchliche Verkündigung nicht gerade einen Überfluß von dem, was Geist und Kraft heißt, ans Licht brachte. Es ist aber auch wahr, daß der ihr entgegentretende Materialismus deren nicht mehr besaß, oder — zeigte. Und die Zeit ist vielleicht nicht mehr ferne, wo vorurteilsfreie Leute den Kopf schütteln werden über die Genügsamkeit von Menschen, die von den bombastischen Phrasen etwa des Häckelschen Monismus satt wurden. Diese ganze Anschauungswelt, in ihren erkenntnis-theoretischen Wurzeln schon dürr und trocken, war

Digitized by Google

wirklich ein Feind, den man meinen konnte nicht ernst nehmen zu brauchen.

Anders stand sofort die Sache, als eine ganze Volksschicht in ihrem Aufdrängen sich dieser Weltanschauung als eines Kampfmittels gegen die pekuniär und geistig Besitzenden zu bemächtigen begann. Sicherlich, sie wandte sich dieser Weltanschauung nicht als einer besseren zu, sondern einfach als der Opposition. Aber sie that es, und die Glut des Hasses legte in die klapperdürren Formeln Gemütswerte, die alles reichlich ersetzten, was den Formeln an eigenem Leben und eigener Lebensfähigkeit abging.

Diese Bewegung griff ihrer Natur nach soweit um sich, daß die Kirche vor einem allgemeinen Bankerott auf der ganzen Linie zu stehen schien. Sie war, ohne es recht zu merken, Standeskirche der Vornehmen oder doch Besitzenden geworden. Es mit Bewußtsein bleiben — dagegen stemmte sich alles in ihr, was noch lebendig war. Man mag über Stöcker denken wie man will, die geschichtliche Rolle, die er nun einmal gespielt hat, kann man nicht wegleitartikeln: er war der erste, der die Sachlage für Deutschland nicht nur erkannt, sondern mit einer bewunderungswürdigen agitatorischen Kraft, Fähigkeit und Zähigkeit die von seinem Standpunkt aus gegebenen Konsequenzen zog. Die „Berliner Bewegung" ist begraben, das ist richtig, aber in dem, was begraben ist, lag nicht ihr Wert. Sie hat der Kirche die ungeheure Aufgabe, die sich, noch in Dunkel, in Werdenebeln verhüllt, vor ihr aufgereckt hatte, en plein air gezeigt. Das ist unverlierbar geworden.

Stöcker versuchte, von der orthodox-pietistischen Grundstellung der Kirche aus das Volk wiederzuerobern. Er war, mit allen möglichen, fast möchte man sagen, unmöglichen Atavismen beschwert, in den Kampf gezogen. Er focht gleichzeitig für soziale Reformen und für konservative Strebungen, orthodoxe Theorien, kirchliche Liebhabereien, mittelalterliche Theologismen, eine veraltete Naturwissenschaft und wer weiß was alles. Aber innerhalb der Kirche gab er reformatorische Richtungen, die alle Vorliebe dieser Art abgestreift hatten, die von innen her vorbereitet waren, mit allen Errungenschaften der Wissenschaft und der modernen Kultur überhaupt eine starke, freie, tiefe Frömmigkeit zu verbinden.

Und in diesen Lagern war man gefaßt, den Kampf um das Volk auf breiterer, sicherer Grundlage aufzunehmen.

Wir hatten mit Freude und Aufmerksamkeit auf alle die Neubewegungen gelauscht, die in Künsten und Wissenschaften, nicht zum

Digitized by Google

wenigsten in Politik und wirtschaftlicher Bewegung sich anbahnten. Wir waren von unsern Lehrern auf die breite Kulturbewegung hingewiesen als auf das Gebiet, auf dem wir zu arbeiten haben würden. Wir glaubten in dem entschlossenen Vorwärts- und Aufwärtsdrängen, das wir in den Arbeiterschichten wußten, und das sich gerade in dem großen Bergarbeiterstreik des Jahres 1889 frisch bewiesen hatte, etwas dem eigenen Vorwärtsdrängen Verwandtes erblicken zu dürfen. Wir horchten gespannt darauf. Wir fingen an zu lernen, daß es eine eigene Wissenschaft der sozialen Verhältnisse gebe, und daß ihr Studium fruchtbar für die sein müsse, die einmal in der Mitte dieser Welt und ihrer sozialen Ordnungen wirklich eingreifend leben, — nicht nur als geistliches Öl besänftigend über ihren Wogen lagern wollten.

Als Antwort auf die bekannten kaiserlichen Erlasse vom Frühjahr 1890 hatte sich, einem weitherzigen Aufrufe Stöckers folgend, aus allen verschiedensten Lagern her der sogenannte evangelisch-soziale Kongreß zusammengethan und im Mai des Jahres eine erste, große Zusammenkunft veranstaltet.

Noch Bismarck selbst hatte die Parole vom „praktischen Christentum“ ausgegeben. Sollte er damit das auf ihn folgende Zeitalter vorhergesagt haben? Das von außen gesehen weniger gewaltige, innerlich größere? Und wenn sich überall — auch auf allen profanen Gebieten — die Stimmung vom Glänzenden ab dem von außen gesehen Kleinen, Dürftigen: dem Innerlichen zuwandte, weshalb konnte dabei nicht eine Wiederentdeckung und Wiedergeburt des Christentums, eine neue Reformation herauskommen können? eben das „praktische“, das soziale: das Thatchristentum?

Schon einmal hatte doch ein neuer Stand, mit seiner neuen Anschauungsart das Christentum durchdringend, es erneuert! wenigstens konnte man die Luthersche Reformation gar wohl so auffassen. Und daß trotz der scheinbar unerbittlichen Feindschaft Elemente vorhanden waren, welche in den Augen scharfsinnigerer Geister — und besonders der Haß macht ja sehr scharfsichtig — Christentum und Sozialismus ganz enge verwandt erscheinen ließen, fast wie Mutter und Tochter, beweist zum mindesten Friedrich Nietzsche, der gemeinsame Feind beider „Sklavenaufstände“.

Man muß sich diese Stimmungen besonderer und allgemeinerer Art gegenwärtig halten, romantische Stimmungen, wie sie jedem Deutschen ohne weiteres im Blute liegen, Stimmungen der unbestimmten Hoffnung, wie jene jugendfrische, zukunftfrohe Zeit sie auch unseren

Digitized by Google

Alten neu einflößen zu wollen schien, dazu die Stimmungen der bestimmteren Kreise, aus welchen der Fabrikarbeiter der drei Monate hervorging und die das nächste natürlichste Publikum seines Buches bilden mußten, das alles — um zu verstehen, wie stark die Wirkung des Buches sein mußte.

Etwas Romantik lag doch in dem Abenteuer und wenigstens löste es eine romantische Stimmung aus. Wie etwa einer sich unkenntlich macht, fremde Sprachen lernt, fremde Sitten sorgfältig studiert, um sich nicht zu verraten, sondern gänzlich unerkannt in das Heiligtum der Moslim einzudringen und zu berichten, was nun recht eigentlich dahinter sei, so zog hier einer aus, nur um recht eigentlich dahinter zu kommen, wie es stünde mit den Heiligtümern, mit den innersten, eigensten, heiligsten Überzeugungen dieser interessanten fremden Welt der Zukunft.

Es war wirklich ein Stück lebendig gewordene Romantik. Daß sie aber lebendig geworden war, das dankte sie dem neuen Anstoß aus der sozialen Entwicklung und dem Ernst, der von daher ausging.

Es bedurfte nicht der mancherlei wunderbaren Gerüchte, die damals in unseren Kreisen umgingen, und von denen heute wohl keiner — auch Goehre selbst nicht — weiß, was wahr gewesen ist: daß die ersten Berichte Goehres, die in der „Christlichen Welt" erschienen waren, und später das Buch selbst, an höchster Stelle vorgelegen und interessirt hätten, und daß der Verfasser, wenn er wollte, ein schnelles Avancement erhoffen dürfte. Er hat das jedenfalls nie gewollt. Wir rechnen ihm das hoch an. Aber alle diese Gerüchte suchten damals mitzuwirken an der Wirkung des Buches, das sich auch ohne sie seinen Weg suchte.

Es ist nicht zu verwundern, daß das spätere, inhaltlich vielleicht nach manchen Seiten noch tüchtigere Buch Goehres mit dem schlichten Titel „Die evangelisch-soziale Bewegung" den Erfolg seines Erstlingswerkes nicht erreichen konnte. Die „Drei Monate Fabrikarbeiter" trafen die Stimmung.

* * *

Ich weiß nicht, ob ich meinen Lesern einen Gefallen damit thue, wenn ich ihnen einen Blick in die besondere Entwicklung öffne, aus der der Theologe Goehre hervorgegangen ist; es ist das natürlich eine theologische, und mir kommt vor, als ob der Gebildete unserer Zeit über diese Allotria glücklich hinaus ist, und als ob er von Entwick-

Digitized by Google

lungen in dieser Himmelsgegend mit demselben Interesse Kenntnis oder nicht Kenntnis nimmt, wie von Veränderungen im Hofzeremoniell. Er weiß, daß es Leute giebt, die „sowas“ sehr ernst nehmen; — es giebt eben mancherlei Leute!

Vor einem Jahrzehnt etwa war in den Kreisen, aus denen Goehre hervorgegangen ist — im Unterschiede übrigens zu Naumann! — also in den Kreisen, die man je nachdem als Moderne Theologie, Ritschl'sche Richtung, oder, nach ihrem populären Organ, Freunde der „Christlichen Welt“ nannte, die Parole ausgegeben, daß man die Laien interessieren, „sich mit ihnen auseinandersetzen“ und sich dazu der Presse bedienen müsse. Es wurden also Stimmen aus unserem Lager laut, die den Laien klar zu machen versuchten, daß es sich in diesen kirchlichen Kämpfen um ihre Sache handle. Ein ziemlich lautes Schweigen der deutschen Bildung war die Antwort, ein Schweigen, das gelegentlich dahin erläutert wurde: Ihr thut uns von Herzen leid, Euer Kampf hat unsere ästhetische Sympathie, aber Ihr seid ein verlorener Posten, Euer Kampf ist ein tragischer: denn wir können Euch nicht helfen. Die Kirche stirbt an unsrer Gleichgültigkeit. Diese Antwort barg für unsere Stimmung eine starke, unfreiwillige Komik in sich. Wir glaubten, die inneren Kräfteverhältnisse sehr anders schätzen zu müssen, und wir sahen uns auf eine beleidigende Art mißverstanden. Die Sache lag so: Seit den letzten vierziger Jahren etwa war die beginnende Entfremdung vom Christentum den Kirchenleuten bemerkbar geworden, und in einem sehr berechtigten Gefühl von Schwäche fingen diese Kreise an, sich auf lauter Bußethun zu verlegen. Dem gegenüber entstand mit Notwendigkeit in Laienkreisen die Stimmung, die Shakespeare mit unerbittlicher Logik zu Anfang des 4. Aktes von Antonius und Kleopatra laut werden läßt, ein ärgerlicher Unwille über die rührseligen Szenen. In diese Stimmung also war unser Aufruf an die Laien hineinverstanden!

Und dabei hatte unsere Richtung die Riesenarbeit von Leuten wie Ritschl, Wellhausen, Harnack hinter sich und um sich, und unzählbare jugendfrische Kräfte arbeiteten an den Problemen unsrer Wissenschaft mit einer Vorurteilsfreiheit, einer Schärfe und einem Fleiß, wie nur je an einer Wissenschaft zur Zeit ihres Aufschwungs gearbeitet worden ist. Ein Stolz, ein Selbstbewußtsein und ein unbeugsamer Trotz war all diesen Männern gemeinsam, von der tapferen Persönlichkeit Ritschls in sie übergegangen und von dem Gefühl bestärkt, für die unvermeidlich vor uns liegenden Entscheidungskämpfe um die Weltanschauung bis an die Zähne gerüstet zu sein mit allen modernen Erkenntnissen

Digitized by Google

und dazu den Schätzen einer reichen, tiefen, ernsten Vergangenheit, — ein so ausgeprägter Stolz, daß unsre Gegner von der nervösen Orthodoxie bis zum altersschwachen theologischen Liberalismus und dem mit ihm verbündeten philiströsen Rationalismus hin nicht müde wurden, über unsere Anmaßung und Selbstüberhebung zu zetern. Und uns versuchte man mit Mitleid zu regalieren!

Und was wollte man uns denn entgegensetzen? Einige schnellfertig zusammengeraffte patriotische Phrasen? oder gar das abgestandene Gebräu des echauffierten Materialismus? oder irgend eine angebliche historische Erkenntnis über das Wesen des Urchristentums? während uns doch die Stimmung, in welche unsre Religion in einem unterdrückten Volk und in einer untergehenden Welt geriet, höchst kalt ließ: wir knüpften mit vollem Bewußtsein an die Wendung an, die das Christentum in Martin Luthers Germanisierung gewonnen hatte, eine Stimmung, deren Trotz und Kraftfülle zu atmen man nur einige Seiten Luther zu lesen braucht. Oder die Schopenhauersche Dekadenz? Die war in der That immer noch der ernsteste Gegner, eben weil sie überhaupt ernst war, weil sie alles das überhaupt sah, alle die verborgenen Untiefen und Klippen des Lebens, an denen jede nicht religiöse Weltanschauung immer und ewig scheitern wird.

Schopenhauer war vielleicht der erste, der völlig begriffen hatte, was für eine wundervolle Freiheit und Reichtumsmöglichkeit dem menschlichen Geiste durch die Kantische Philosophie geschenkt war. Kant, nach Gemüt und Denkart Rationalist, hatte das geistige Neuland, das er entdeckt hatte, mit seinen pedantischen Imperativen und philiströsen Postulaten besät. Schopenhauer zuerst erweckte dort eine wirklich urwüchsige, d. h. religiöse Kraft, nämlich den ursprünglichen Religionsansatz des Buddhismus, den mythologischen Willen zum Ja, der sich schließlich in Mitleid und Wissen zur Selbstverneinung wendet, läutert und erlöst.

In dieser Anschauung lag Ernst, sie war geeignet, Wille und Kraft auszulösen, aber nur den Willen dessen, der weiß, daß er sterben muß und der nur noch den Wunsch hat, schön zu sterben. Es war — etwas nuanciert — die Stimmung des alten Pietismus, die hier wieder aufwachte. Aber wollte man sich wirklich einreden, diese Stimmung, diese Sorte Ernst einem jugendfrischen, in allen Muskeln sich dehnenden Volke einimpfen zu können! Nur „reife“, überreife, mürbe, siechе Schichten werden sich zu ihr wenden. — Wir andern werden nicht begreifen, weshalb an jener Stelle nun durchaus nur ein

Digitized by Google

greifenhafter Wille herrschberechtigt ist. Wir werden ja anerkennen müssen, daß in den Kategorien der Erscheinungswelt freilich das Alter und das Sterben Recht behält. Daß das nun auch in der Welt der Werte, in der „Ewigkeit", durchaus der Fall sein müßte, erscheint uns nicht als ausgemacht. Wir nehmen uns das Recht, über das Leben anders zu denken. Wir nehmen uns die Freiheit, als Ertrag, Sinn und Tendenz des Lebens eine Position anzusetzen; der buddhistischen Lehre des Todes eine tief und ernst einsetzende Lehre des Lebens entgegenzustellen; als die religiöse Grundfrage nicht die aufzuwerfen: wie werde ich den Jammer los, sondern die tapfere, meines Ermessens auch ernstere: Wie überwinde ich ihn, wie setze ich mich gegen ihn durch, so daß er mir dienstbar werden muß, wie erringe ich innere Freiheit über die Dinge?

Nun, jedenfalls diese von dem Göttinger Theologen Ritschl aufgeworfene und in einer vom Rost der alten Doktrinen knarrenden Sprache beantwortete Frage hatte damals angefangen, die Gemüter zu beschäftigen, neue Probleme, neue Aufgaben zu entrollen, mit neuer Freiheit und neuem Ernst zu winken, vor allem: diejenige Zuversicht zu wecken, welche entsteht, wo man sich bewußt ist, an die tiefsten Probleme der Zeit nicht nur herangekommen zu sein, sondern auch ein Stück der nächsten Richtung des Weges zu sehen. Denn Kundige werden sofort bemerken, daß hier die in Nietzsche vollzogene Wendung der Schopenhauerschen Philosophie vom Nein zum Ja nicht nur vorweggenommen, sondern zugleich in fester geschichtlicher Anknüpfung und Form geboten war.

Ich habe diese Ausführungen bringen müssen, um das Milieu zu zeichnen, aus dem meine Leser sich Goehre und sein starkes Selbstbewußtsein hervorragend denken müssen, soweit er theologisch bestimmt ist, wobei ich nicht des näheren entscheiden will, ob eine von Haus aus tapfere Natur sich der tapfersten Richtung zuwandte, oder ob diese Richtung, in die der Zufall den jungen Theologen brachte, seiner trotzigen Art erst das gute Gewissen gab — oder wie sonst beides zusammenhing.

Etwas thun, nicht immer nur reden, das war eine Haupttriebfeder seines Abenteuers. Sollen alle unsre Hoffnungen Gestalt gewinnen im Volksganzen — und diese ganze theologische Richtung sah es durchaus auf eine Volkskirche statt auf eine Gemeindekirche ab — so muß unter allen Umständen erst Vertrauen zu uns gewonnen werden! Vertrauen vor allem auf unsern guten und ehrlichen Willen, und ein

Digitized by Google

klein bischen auch auf unsern Verstand. Beides erfordert persönliche Beziehungen — und nicht zu allerletzt etwas, das durch seine Außerordentlichkeit die hypnotisierte Aufmerksamkeit der Arbeiterwelt von ihrer „neuen" Weltanschauung frei machte, frei zu einer erneuten Prüfung der „alten".

Goehres Plan war in seinem ersten Entwurf ein viel weiter reichender. — Goehre kam zu stande mit dem Entschluß, Arbeiter zu werden fürs Leben.

Martin Rade, damals Landpfarrer in Schönbach in Sachsen und zugleich durch seine „Christliche Welt" Mittelpunkt der Kreise, über die ich berichtet habe, selbst noch jugendlich und auch darüber hinaus damals wie jetzt noch geneigt, alles zu ermuntern, was kraftvoll, eigenlebig, eigenwillig war, aber immerhin etwa zehn Jahre älter als Goehre, war gerade die richtige Atmosphäre für die Vorbereitung und Ausreifung des Goehreschen Planes. Unter seinem Einfluß erhielt der Plan die Gestalt, in der er annähernd ausgeführt worden ist, die Gestalt einer Studienfahrt.

Goehre hat mit gutem Geschmack diesen Endentschluß ihm allein mitgeteilt. Es ist vielleicht heute nicht unangezeigt, die ursprünglichen Motive zu nennen. Sicher ist, daß in dem Thaten- und Wirkensdurstigen die Erkenntnis siegte, er könne der Arbeiterklasse besser im Zusammenhang der Sphäre dienen, in die er nun einmal hineingezogen war, als in den schmalen und müden Freistunden des noch dazu unter ungewohnter Arbeitart Überanstrengten. Und sicher ist auch, daß der moderne und nüchterne Mensch in ihm sich dafür entschied, nicht für ihn unnütze asketische Scherze zu treiben, oder die Befriedigung eines abenteuernden Ehrgeizes in einer möglichst langen Ausdehnung des Opfers zu suchen, sondern aufzuhören, als er müde war, und der Eindruck, den er gewinnen wollte, feststand.

Zu den mannigfachen und nicht geringen Erfolgen, die Goehres That gehabt hat, darf man wohl auch den zählen, daß ihre Verarbeitung in der Phantasie den höchst wichtigen und — vielleicht! — sehr folgereichen Gedanken eines protestantischen Mönchtums, wo nicht erzeugt, so doch diskutabel gemacht hat. Vom Standpunkt dieses Gedankens aus hat man das Goehre'sche Unternehmen einer höchst ungerechten und z. T. kindischen Kritik unterworfen. Mögen nur die Scharen der protestantischen Mönche auftreten und aus den drei Monaten drei Jahre, besser ein lebelang freiwilliger Arbeiterschaft machen. Sofern sie „protestantische" Mönche bleiben, werden sie nicht vergessen,

Digitized by Google

daß dies eine unter vielen Formen, aber nicht ein Maßstab der Sittlichkeit ist. Sie werden vielleicht eine große Aufgabe erfüllen oder einleiten, aber sie werden ihren Ruhm nicht dadurch beflecken, daß sie anderes gewandtes, tüchtiges Thun, als minderwertig verdächtigen.

Als Goehre aus der Fabrik zurückkam, litt er Monate lang nicht nur unter körperlichen Schmerzen, die sich von der Überanstrengung besonders nachts einstellten, sondern auch an einem gewissen Wahn, als sei er unsauber, er litt an der Manulavomanie, wie er scherzte, der Händewaschsucht; er litt aber auch an einem vervielfachten Bedürfnis nach Komfort. Das ist weder lobens- noch tadelnswert, aber charakteristisch. Ihm fehlt sicherlich alles zum Asketen und zum Mönch. Er wird jederzeit Opfer bringen, wenn sie auf dem Wege zu seinem besonderen und persönlich bestimmten Ziele nötig werden; aber nicht darüber hinaus.

* * *

Paul Goehre ist am 18. April 1864 zu Wurzen im Königreich Sachsen geboren als Sohn eines Gerichtsexpedienten aus Handwerker- und Arbeiterfamilie. Auf der Fürstenschule Meißen galt er für einen strebsamen und ehrgeizigen Schüler, der es einmal zu etwas bringen wolle. Wenn am Ende der Ferien der Vater ihn zurückbegleitete und ihm den Koffer tragen half, während seine Mitschüler im Wagen vorüberfuhren oder wenigstens einen Dienstmann hinter sich gehen ließen, so ballte der Knabe die Fäuste: quos ego! oder wenn er an den reichen Villen vorüberging, dachte er bei sich: da trete ich auch eines Tages ein, aber ohne den Stolz meines Standes aufzugeben.

Goehre hat sich — im Gegensatz zu seinem Freunde Naumann — stets als Proletarier gefühlt.

Naumann, aus altem Pastorengeschlecht stammend, in dem die orthodox-pietistische Kompromißstellung der nachrationalistischen Kirche die Bildung eines höchst originellen Geistes nicht gehindert hatte, kam durchaus von dem pietistischen Gedankenkreis aus zu seiner sozialen Stellung. Aus Liebe zu den Armen, Gedrückten: hinunter zu ihnen. Aus Liebe zu ihnen ließ er die atavistischen Liebhabereien seiner orthodox-pietistischen Ausgangsstellung, von der er — wenigstens ausdrücklich — nie gewichen ist, doch ganz beiseite und suchte auf das Volksdenken einzugehen. Noch im Jahre 1890 — vielleicht auch später noch? — bekam er es fertig, die rechte soziale Gesinnung in das biblische Wort: „Es jammerte ihn des Volkes" einzuspannen. Sein

Digitized by Google

privates Leben ist voll von persönlicher Opferwilligkeit. Sein Haushalt nähert sich mit Absichtlichkeit dem schlichtproletarischen an. Erst durch eine Vertiefung dieser Barmherzigkeitsgedanken, nicht zum mindesten durch Einwirkung des vaterländischen Elementes, kam er zu einem anders gewendeten Urteil. Er lernte das Bejammernswerte der Lage der Arbeiter nicht am wenigsten darin zu sehen, daß sie vielfach darauf angewiesen sind und im Sinne der heute Herrschenden es sein sollen, sich als Gegenstand eines christlichen Erbarmens zu fühlen und womöglich wohl zu fühlen. Er lernte den proletarischen Stolz als gutes Zeichen noch ungebrochener Kräfte einschätzen, und faßt seine eigene Arbeit heute kaum noch unter dem Gesichtspunkt einer Hilfe aus Erbarmen auf, sondern als gesunde Förderung gesunder Strebungen zur Gesundung des Volksganzen.

Goehre, obwohl, wie jeder Deutsche, sentimentalen Anwandlungen nicht fremd oder abgeneigt, hat sich doch diesem pastoralen Standpunkt, von dem Naumann ausging, nur ganz vorübergehend und mit inneren Kautelen genähert. Seine Lebensarbeit ist im Kern von Anfang an ideeller proletarischer Egoismus, eine aufgedrungene Opposition, ein gesundes Hinaufwollen gewesen.

Auch als Student war er seiner Zeit aus der Notlage innerer Opposition nicht herausgekommen. Die Universität Leipzig, die für den nicht sehr bemittelten Sachsen die natürliche Hochschule war, ist — für Sachsen etwas Selbstverständliches — in ihrer theologischen Fakultät durchaus altgebunden. Der große Gesetzgeber Luthardt läßt von dort aus allwöchentlich unter dem Titel „Evangelisch-Lutherische Kirchenzeitung" eine Meßschnur ziehen über kurz und lang, und alles wird gemessen an den heiligen Zahlen, die in seinem Kompendium verzeichnet sind als die Maße der geistlichen Arche Noah, die da rettet alle, die in sie flüchten, über die Sündflut der Modernität hinweg: der allein seligmachenden, „gesunden" Lehre. Wer im Leipzig dieses Kirchenvaters leidlich vernünftig bleiben will, ist von selbst darauf angewiesen, mit Hülfe fleißigen Kollegschwänzens und angestrengter häuslicher Arbeit eine gesunde Opposition gegen die Fakultät in sich zu pflegen.

Unter solchen Erfahrungen hat er innerhalb der bekannten, auch bei ihm sehr erfreulich entwickelten sächsischen Höflichkeit eine nicht geringe Fähigkeit zur Grobheit und Schroffheit ausgebildet. Und er kann — ein untersetzter, überaus kräftig gebauter Mann, mit ausgeprägt sächsisch-germanischem Typus, rotblond und blauäugig und mit der wohlthätigen Gabe einer Stentorstimme — im Wahlkampf Gegnern,

Digitized by Google

die zu unehrlichen, unvornehmen Mitteln schreiten, den Kopf heiß machen.

Trotzdem ist Goehre nicht Agitator, obwohl gut dafür veranlagt. Es geht ihm völlig die Fähigkeit ab, Schliche zu machen, oder auch nur um der Situation willen dieses zu verbergen, jenes vorzuwenden. Er liebt es, eher den Gegensatz als das etwa Gemeinsame hervorzukehren. Es ist das ein gewisser Reinlichkeitstrieb, — auch eine Art Manulavomanie. So ist er weniger als irgend einer seiner Freunde geneigt, Kompromisse zu machen, die nicht in der Sache liegen. Er weiß dabei ganz wohl, daß der Kompromiß zum Wesen jeder Politik gehört, und er hat es einmal in einem geistreichen Artikel über „Kuhhandel" ausgeführt, er weiß auch, daß Kompromisse Kraft voraussetzen, aber eben deshalb hat er nichts übrig für Kompromisse, die auf Vertuschung von Gegensätzen oder auf Vorspiegelung von nicht oder nicht so, wie vorgegeben wird, vorhandenen Gemeinsamkeiten beruhen. Erst, wo man sich gegenseitig bewußt ist, was man will und was man nicht will, ist ein wirklicher und zweckvoller Kompromiß möglich. Kompromiß ist so wenig wie Handel verwerflich, aber Unehrlichkeit ist es freilich überall, auch im politischen Leben, wenigstens ist diese Überzeugung ein Charakteristikum alles bisherigen Auftreten Goehres.

Und daran scheitert das Prognostikon, das seine intimen Freunde unter den Saarabiern und Puttkamerunern mit mehr Behagen als Witz immer wieder ausmalen, daß nämlich sein Übertritt zur Sozialdemokratie nur eine Frage der Zeit sei. Da müßte die Sozialdemokratie doch erst die objektive Verlogenheit ihrer Politik aufgeben, die auch sonst zwar nicht ihr Wachstum an Massenstimmen, wohl aber an führenden Geistern, mindestens ehrlichen, mehr und mehr unterbindet.

Es ist eine eigene Ironie der Geschichte, für die Freunde unfreiwilliger Komik sehr amüsant anzusehen, daß gerade die Partei, innerhalb deren am meisten und zwar am meisten von Partei wegen die Kirche damit aufgezogen und verhöhnt worden ist, daß unter ihren Dogmen mehr Sätze sind, die sie nur aus Pietät, als solche, die sie aus wirklichem Glauben festhält — daß gerade diese Partei nach kaum einigen Menschenaltern gezwungen ist, einen ganz ungeheuren Ballast an Prinzipien mit sich herumzuschleppen, die sie lediglich um des geschichtlichen Zusammenhangs und der Liebhaberei stumpfer Massen willen wiederkäut. Die Kirche kann doch wenigstens ein Alter von Jahrtausenden für sich geltend machen und außerdem den Umstand, daß ihre Dogmen nie den Charak-

Digitized by Google

ter von wirklichen und direkten Aussagen, sondern stets nur von annähernden Gleichnissen gehabt haben.

Oder ist es, um von anderem, deutlicherem abzusehen, auch nur glaublich, daß diese von Ehrgeiz zitternden Tribunen mit irgend einer Art wirklicher, objektiv ehrlicher Überzeugung die demokratischen Phrasen gegen den Autokratismus wiederholen, den sie selbst in sich pflegen? Oder gar das kommunistische Kindergeschwätz von allgemeiner Gleichheit in der Zeit des Darwinismus? „Demokratie" ist ein Unsinn in sich, es giebt nur Adelsrevisionen: Bildung und Heraufkommen von neuem Adel. Solche Gedanken spricht Goehre gelegentlich mit allergrößter Unbefangenheit aus. Das scheint mir erquickender.

Aber abgesehen von dieser Seite der Sozialdemokratie als einer objektiv unehrlichen Partei: Goehre ist durch und durch überzeugter Christ — wenn ich auch nicht entscheiden will, ob dieses Element mit der Wucht und Ausschließlichkeit in ihm herrschend ist, wie etwa in Naumann — und auch Anhänger einer vaterländischen und zwar großdeutschen Machtpolitik. Es müßte also die Sozialdemokratie vorher nicht nur die atavistische Dogmatik fahren gelassen, sondern auch mit dem Grundsatz religiöser Neutralität Ernst gemacht haben und auf dem Wege zu einer nationalen Politik sein, ehe ein Geist von der Zähigkeit und Ehrlichkeit Goehres um der sozialen Verdienste der Partei willen — die er stets bei ihr anerkennen wird — sich ihr anschließen könnte. In solch einem Falle aber könnte man mit demselben Recht sagen, daß die Sozialdemokratie Goehrisch, wie daß Goehre Sozialdemokrat geworden sei.

Nun, beides wird nicht geschehen. Wohl aber erhoffen wir von Goehre — es dürfte keiner so geschickt und eingeweiht dafür sein — eine gerechte und eindringende Kritik dieser Bewegung auf die „Modernität" bezw. etwa Rückständigkeit ihrer Prinzipien hin. Eine solche Arbeit müßte nicht notwendig den Charakter eines Angriffs haben; wohl aber wäre sie eine Frage an die weitere Entwicklung der Sozialdemokratie.

Was aber Goehres Stellung innerhalb der Naumannschen Gruppe angeht, so machen die geschilderten Eigenschaften des Mannes ihn zwar nicht — wie man hier und da glaubt sagen zu dürfen — zum natürlichen Führer eines linken Flügels, wohl aber zum geborenen Kritiker auch dieser seiner eigenen Partei, und zwar der Gesamtpartei. Führer ist Naumann, Kritiker ist Goehre. Seine Selbständigkeit in der Beurteilung der Lage intra et extra muros, die er mit charaktervollem

Digitized by Google

Eigensinn festhält, befähigt ihn dazu. Er wird nicht immer sehr bequem sein; aber er wird stets beachtet werden müssen. Schon in seinem Werke über die evangelisch-soziale Bewegung bewies er eine Vorurteilslosigkeit und Nüchternheit in der Beurteilung der in Betracht kommenden Fragen, die bei vielen seiner Parteifreunde Mißtrauen hervorrief, während schon die nächste Zukunft ihm fast überall Recht gab.

Man wird sich gewöhnen müssen, ihn, welcher Gruppe er auch angehört, als selbständigen Politiker anzusehen.

Münchener Atelierbesuche.

Von Michael Georg Conrad.

(München.)

I.

Kunstgeschichte ist gut, Kunst ist besser. Soll doch einmal Kunstgeschichte gemacht werden, handelt man klug, sich dahin zu wenden, wo man sie aus erster Hand haben kann. Man geht an die Quelle, wo die Kunst selbst ihre Offenbarung vollzieht. Je weiter weg von der Quelle, desto mehr wird auch die Kunstgeschichte zur fable convenue der Schulen und Cliquen der menschlichen Bosheit und herrschsüchtigen Schwäche.

Ich wette, daß die löblichen Herren von der „Ausschmückungs-Kommission des Reichstagsgebäudes", die soeben in Berlin mit so heiterer Einstimmigkeit das Deckengemälde von Franz Stuck und die Wahlurne von Adolf Hildebrand abgelehnt haben, ihre Kunsteinsicht und ihr kritisches Verständnis sehr weit weg von den reinen, ursprünglichen Quellen gewonnen haben. Was vom Verhältnis zur Dichtung gilt: „Willst den Dichter du verstehn, mußt in Dichters Lande gehn!" gilt auch von dem Verhältnis zu jeder andern Kunst — nur durch die intime Kenntnis des lebendigen Dichters und Künstlers vermag eine vor-

Digitized by Google

nehme, herzliche und fruchtbare Beziehung des Kunstgenießenden zur Schöpferwelt der Schönheit gestaltet zu werden.

An dem Benehmen der reichstäglichen Volksvertreter und Kunstverwalter erleben wir aufs neue und nicht gerade in einer für das deutsche Kulturvolk schmeichelhaften Weise die Bestätigung dieses uralten Erfahrungssatzes. O über diese Ausschmückungs-Kommissäre mit ihren Brillen und Maßstäben und Richtscheiten! Hätten sie doch, bevor sie reglementieren und mäkeln wollten, sich die Walter Stolzing-Frage vorgelegt: „Wer war es, der die Regeln schuf?“ und in ihrem kunstunschuldigen Gemüte die tiefsinnige Antwort erwogen, die Hans Sachs erteilt:

„Das waren hochbedürftige Meister,
von Lebensmüh' bedrängte Geister —“

Ähnlich wie neulich im Reichstag zu Berlin erlebten wir im vorigen Jahre hier in München in unserer löblichen Abgeordnetenkammer eine lehrreiche Kunstdebatte. Wie dort die Ausschmückungs-Kommission, so lehnte hier die staatliche Ankaufs-Kommission ein meisterliches Kunstwerk ab und verbrämte die Ablehnung mit allerlei erhabener Weisheit und kunstkritischer Orakelei.

Das veranlaßte mich, meine lange unterbrochenen Atelierbesuche gerade bei jenem Meister wieder aufzunehmen, dem der bayerische Landtag die Auszeichnung einer breiten Kunstdebatte angethan hatte — bei dem Bildhauer Professor Christof Roth, meinem edlen fränkischen Landsmann.

Ich traf ihn in der Werkstatt, mitten in frischer, emsiger Arbeit. Seit zehn Jahren wohl hatte ich ihn nicht gesehen. Haar und Bart waren ihm inzwischen weiß geworden, aber seine kraftvolle, elastische Gestalt schien von Alter und harter Arbeit nur wenig angegriffen, das Feuer seiner Augen hatte nichts von der sprühenden Blitzeskraft, seine Rede nichts von ihrer Schlagfertigkeit und Schalkhaftigkeit verloren.

Und wie er so vor mir stand im Arbeitskittel, die Hemdärmel aufgekrempelt, in der Hand den bildsamen Thon, den „Erdenkloß“, Menschenbilder daraus zu formen, da strich mir das obenzitierte Hans Sachs-Sprüchlein auch durch den Sinn:

„Das waren hochbedürftige Meister,
von Lebensmüh' bedrängte Geister:
in ihrer Nöten Wildnis,
da schufen sie ein Bildnis,

Digitized by Google

daß ihnen bliebe
der Jugendliebe
ein Angedenken klar und fest,
dran sich der Lenz erkennen läßt —"

Der Lenz ewig junger, sprossender und blühender Kunst, der heiligen Liebe zur Schönheit nimmerverwelkendes Symbol und Zeugnis.

Vor zehn Jahren war es seine herrliche Bismarck-Büste, die mich in Meister Roths Atelier lockte. Roth kam damals mit Entwürfen und Skizzen heim, die er dem lebendigen Kanzler vom Leibe heruntergearbeitet hatte. Bei beiden Ohren durfte er den Gewaltigen fassen und mit sensiblen Künstlerfingern den eisernen Schädel nach allen Geheimnissen der Maße, der Flächen, der Senkungen und Hebungen abtasten. Und hatte er die Teile in seiner Hand, so fehlte dem Meister, faustisch gesprochen, auch nicht das geistige Band. Sein Bismarck ist eins der zuverlässigsten und belehrsamsten Abbilder des merkwürdigen Staatsmanns geworden.

Freilich, von der Pfiffigkeit, Verschlagenheit und Rücksichtslosigkeit des genialen Realpolitikers hatte der schlichte Künstler nichts zu profitieren vermocht. Sonst hätte er sich von damals bis heute eine andere Position in der Kunststadt München aufgebaut — und dem bayerischen Landtag wäre die tolle Kunstdebatte erspart geblieben, und die Glyptothek am Königsplatz wäre um ein großes, modernes Kunstwerk reicher.

Es handelte sich bekanntlich um die mächtige, plastisch so genial erfaßte Gruppe „Im Sterben", die auf der vorjährigen Ausstellung im Glaspalast hart vor dem Lenbach-Saal zu sehen war.

Lenbach lärmte: „Das ist ja eine Straßenszene, die kann ich nicht da brauchen! die muß überhaupt aus dem Glaspalast hinaus. Wir haben an dem Meunier genug!"

Aber die Rothsche Gruppe blieb doch an ihrer Stelle, zur Freude und Bewunderung aller ruhigen Kenner und Liebhaber moderner Plastik. In einem hatte Lenbach vollkommen recht: in seinem Hinweis auf den großen belgischen Meister Meunier. Auch in Roth lebte das Zeug zu einem Meunier. Und wenn es nicht voll und schlagend in einer imponierenden Reihe von Werken zur Entfaltung kam, so trug eben das Milieu in seinen fatalen Unterschieden zwischen einer Brüsseler und einer Münchener Bildhauer-Existenz die Hauptschuld.

Nachdem ich unter der Führung des Meisters sein großes Atelier durchstöbert und seine älteren und neueren Werke und Skizzen (das

Digitized by Google

prächtige Relief zeitungslesender und debattierender Arbeiter in Kittel und Schurzfell, die Brunnenfigur Faun mit Nymphe, die wundervolle Germanenwacht, den Prometheus und das köstlich satirische Kunstgigerl, den Bismarckschild und vieles andere) freudig bewundert hatte, kam unser Gespräch auf die vielbefehdete Gruppe „Im Sterben".

„Die habe ich nicht mehr hier, die kommt in die nächste große Berliner Ausstellung," belehrte mich der Meister.

„Ich habe sie gut im Gedächtnis," sagte ich. „Wissen Sie, lieber Professor, was mir an Ihrem Kunstwerk mißfiel? Die Aufschrift. Die ging mir auf die Nerven. Warum etwas so unendlich Aufwühlendes und das Gemüt Belastendes in diese traurigen Worte fassen? Einen Hoffnungsschimmer will der Mensch noch im verzweifeltsten Augenblick haben. Warum gaben Sie nicht als Aufschrift etwa ‚Auf Tod und Leben' oder so ähnlich? Hätte das nicht auch den Sinn Ihres Werkes ausgedrückt?"

Der Künstler reckte seine hohe Gestalt und lächelte: „Ich weiß, das ist oft eine böse Sache, den rechten Titel finden —"

„Worte sind Symbole, Gleichnisse, jede Lautgruppe hat ihre eigene suggestive Kraft. Die Bezeichnung eines Kunstwerkes ist wichtig, sie beeinflußt unsere Anschauung. Gewiß ist sie in den meisten Fällen nicht erschöpfend und trifft selten den tiefgeheimen Sinn einer künstlerischen Schöpfung. Fatal ist's aber, wenn sie Begleitgefühle erregt, die dem Beschauer die ruhige Unbefangenheit rauben. Lieber Professor, Ihre Wahl ‚Im Sterben' empfand ich nicht als besonders günstig, man erschrickt förmlich und sucht sich dem Bann des Kunstwerkes zu entziehen. Ein blühendes Kind im Sterben — es ist zu entsetzlich. Wer mag da zuschauen? Wer kann da minutenlang still halten und ästhetischen Reizen nachspüren? Warum wählten Sie einen so grausamen Titel?"

Er lächelte nachdrücklich. Dann begann er in seiner schlichten, stark fränkisch gefärbten Sprechweise, in der soviel Liebe, Wärme und Klarheit klingt: „Also keinen Hinweis auf den Vorgang des Sterbens, des wirklichen Todeskampfes — hm. Wenn aber das Kind nicht stürbe, so wäre manches in den Linien der Gruppe wie in der Herausarbeitung des tragischen Wendepunktes wohl doch nicht ganz richtig. Ich habe mir folgendes dabei gedacht: Der auf der Truhe sitzende Schmied, ein kräftiger Mann, von der Arbeit herbeigeholt, frisch vom Amboß weg, hat die schweren Holzschuhe abgelegt, die Mütze abgenommen, wie in heiliger Scheu vor dem sterbenden Kinde. Das Kind

Digitized by Google

— ich dachte mir einen vierjährigen Knaben (ach, ich hab's in der eignen Familie erlebt) — hat er mitsamt dem Kissen nun auf dem Arm, wie um dem armen, verröchelnden Geschöpf mehr Luft zu geben. Den Oberkörper neigt er etwas zur Seite — sehen Sie hier die Photographie! — gleichsam um der knieenden Mutter zu ermöglichen, den letzten Blick ihres sterbenden Lieblings zu erhaschen. Mit stummer Resignation schaut der von Kampf und harter Arbeit gestählte Schmied auf sein Söhnchen, seine einzige Freude, die ihm der nächste Augenblick für immer rauben wird. Die knieende Mutter, aufgelöst, der Verzweiflung nahe, blickt mit unsagbarem Jammer ihrem Kinde ins brechende Auge. Sehen Sie, lieber Doktor, diesen Elternschmerz wollte ich in der Gruppe zum Ausdruck bringen, die Tragödie des jungen Todes, ohne Sentimentalität, aber menschlich echt und tief erschütternd. Wie ich es selbst empfunden, so mußte es aus mir heraus. Der Gipfelpunkt des Dramas, die Katastrophe, das ist der Moment des Sterbens, eine weitere Steigerung ist nicht mehr möglich. In dem furchtbaren Kampfe eine Sekunde der Ruhe, das war mein plastisch gewählter psychologischer Moment. Bei der knieenden Mutter — die es in dieser Stellung nicht lange aushalten kann, sie sucht das Kind noch einmal an sich zu ziehen, mit dem Blick dem unerbittlichen Tode die Beute zu entreißen — mußte ich den Ausdruck vor der Entladung des höchsten seelischen Schmerzes erfassen, den Höhepunkt der äußersten psychischen und physischen Spannung. Sehen Sie einmal her, stürbe das Kind nicht, müßten diese Linien ganz anders gehen, die Mutter müßte ruhiger knieen u. s. w. — so aber klappt alles zusammen, alle Kontraste in Ausdruck und Form geben die überwältigende plastische Harmonie. Beachten Sie noch die Einzelheiten am Kinde: das gebrochene Auge, den geöffneten Mund, das vom Todesschweiß nasse, anliegende Haar, die schon halberstarrten Füßchen — — Mein Gott ja, es ist furchtbar echt alles, ich hab's erlebt, ich hab's durchempfunden. Warum sollen die Menschen es besser haben wollen, statt mit dem Künstler das schwere Mysterium des Elternschmerzes sich durch die eigene Seele ziehen zu lassen?"

In tiefer Bewegung hörte ich dem Bildhauer zu, aus dem in Ernst und Kraft nicht nur die stolze Begabung des Künstlers, sondern auch die gemütvolle Innigkeit des Menschen und Vaters so ergreifend zu mir sprach. —

Gewiß, Professor Roth hat für seine tüchtigen Leistungen manche ehrenvolle Anerkennung gefunden. An verschiedenen Orten des Reiches

Digitized by Google

stehen seine Werke als Zeugen seines hohen Strebens und Könnens. Auch als Lehrer ist er mit seinen Unterrichtswerken durchgedrungen, seine anatomischen Tafeln sind im In- und Auslande geschätzt. Auf den verschiedensten Gebieten der Kunst hat er als Autodidakt seine hervorragenden Fähigkeiten bewährt und sich Kenntnisse gesammelt, wie sie nicht vielen Bildhauern eigen sein dürften. Seit Jahrzehnten hat er sich des Besuchs des jetzigen Prinzregenten von Bayern in seinen Ateliers zu erfreuen gehabt und als Obmann der Bildhauerjury hat er von der modernen Ausstellungspraxis wertvolle Anschauungen gewonnen — auch manchen Blick hinter die Kulissen gethan, der seine Künstlerseele mit Empörung und Scham erfüllte.

Und nun erlebte er mit seinem größten und feinsten Werke, mit seiner künstlerisch und menschlich reifsten Leistung schließlich doch auch das noch, was eine ästhetisch teils versumpfte, teils verwilderte Zeitgenossenschaft von neidischen Kollegen und beschränkten Bureaukraten immer wieder auf die Schöpfungen des Genius als Siegel der eigenen Unzulänglichkeit zu drücken pflegt: die Abweisung.

Nach meiner Erörterung des Falles, der mich verschiedene Münchener Kunstgrößen als Charaktertypen in merkwürdiger Beleuchtung kennen lehrte, sagte Professor Roth ruhig: „Wissen Sie, ich bin als freier Mensch erzogen, stehe als Künstler allein — aber ich fürchte nichts und niemand. Eins wünsche ich nur, daß meine Kraft reichte, der Kunst und dem Vaterlande noch besser und glänzender zu dienen, als seither — treuer vermag's kein Mensch, das Bewußtsein hab' ich. Man kann meine Arbeiten herunterſetzen, mein Rechtsgefühl kränken, das ist aber auch alles — entmutigen kann man mich nicht."

Das junge Belgien.

Von Alfred Ruhemann.
(Brüssel.)

Die Überschrift dieses zum Zwecke der allgemeinen Orientierung geschriebenen Aufsatzes erscheint mir selbst etwas gewagt. Das junge Belgien? Giebt es überhaupt ein solches? Im politischen Sinne

Digitized by Google

zweifellos. Belgien ist ein junger und sicherlich glücklicher Staat. Er hat sich so geschickt in die Machtsphären der großen Nachbarstaaten eingeklemmt, daß jeder derselben es notgedrungen wie ein rohes Ei behandeln muß, während es selbst sich protzenhaft mit seiner Unberührbarkeit brüsten kann. Es resultiert aus diesem Umstande, daß es eine ziemlich kecke Sprache reden darf, doch man gönnt die Rede- und Schreibfreiheit dem kleinen Gernegroß von Herzen. Belgien ist infolge seiner Betriebsamkeit, seiner von Jahr zu Jahr sich ausdehnenden Industrie ein zivilisatorischer und handelspolitischer Faktor von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Es fließt in seinen Adern Blut von unserm Blut, und trotz aller frankophilen Verführungskünste nimmt Belgien von Jahr zu Jahr unter eines einsichtsvollen Königs Leitung immer mehr Fühlung mit dem deutschen Osten. Daß es mit seiner inneren Politik weniger gut beschaffen ist, daß das Volk noch immer nicht zu Worte kommen darf, daran ist wohl nur Belgiens große Jugend schuld, denn erst mit den Jahren reift die Erfahrung. In dieser Beziehung also giebt es unbedingt ein junges Belgien.

Wie aber sieht es mit den Künsten, der Litteratur und den Wissenschaften aus? Hat man hier, zum Beispiel, eine Richtung, kennt man hier ein Bestreben, welches man füglich dem Begriffe des „jüngsten Deutschland" gegenüberstellen könnte? Die Antwort hierauf ist nicht leicht. Ein junges Belgien im Sinne des jüngsten Deutschland giebt es entschieden nicht. Die politische Unabhängigkeit hat, was die Litteratur und die Wissenschaften anbelangt, keine Unabhängigkeit dieser Disziplinen gezeitigt. Gemäß der inneren politischen Lage, welche zunächst noch nicht die scharfen Gegensätze zwischen einer klerikal-reaktionären Richtung und einem sozialen Kollektivismus beseitigen wird, arbeiten die Wissenschaften namentlich auf dem Felde der sozialen Fragen und Errungenschaften, jedoch kommt es auch hier noch nicht zu einem befreienden Gedanken. An der Wurzel des fortschrittlichen Baumes der modernen Aufklärung nagt noch stark der Wurm der klerikalen Hintanhaltung, der vor allem die Schule nicht aus seinen erstickenden Fangarmen läßt. Unter diesen Umständen widmet sich die belgische Wissenschaft vor allem dem materiellen Wohlergehen der Nation und ihrer Faktoren, dem einzigen Felde also, auf welchem eine ziemliche Übereinstimmung der extremen Bestrebungen der Parteien notgedrungen zu finden und zu erzielen ist. Hier giebt eben der eminent praktische Sinn der Belgier ausschließlich den Ton an.

Die Litteratur dagegen hat einen noch viel schwierigeren

Digitized by Google

Standpunkt. Vor allem sieht sich diese der chinesischen Mauer des unglücklichen Sprachenverhältnisses gegenüber, welches es richtig dahin gebracht hat, daß von einer nationalen belgischen Litteratur noch nicht die Rede sein kann und vielleicht auch nie die Rede sein wird. In diesen Augenblicken gerade tobt der Kampf um die Rangerhöhung der vlämischen Sprache mehr denn je. Wird aber mit einer gewissen „Verstaatlichung" derselben auch deren Litteratur eine Steigerung ihrer Erzeugnisse erfahren? Entschieden nein, denn man darf nicht vergessen, daß der belgische Vläme zu neun Zehntel ein Mann des Volkes ist. Und dessen geistige Nahrung wird völlig befriedigt durch den Romantizismus, der in vaterländischen Helden- und Schauergeschichten seinen Ausdruck findet. Gesteht man der vlämischen Dichtkunst noch etwas Poesie und die Übersetzungen der klassischen Romane der romantischen Zeit neben großen, modern amerikanischen und älteren Sensations- und Rührstücken auf der Bühne zu, so ist die Peripetie der gegenwärtigen vlämischen Litteratur gegeben. Sie steht mit einem Worte noch immer im Zeichen von Hendrik Conscience, ohne indessen Schriftsteller von dessen packender Gewalt zu zeitigen. Die reinen Vlämen aber haben ersichtlich aus der Verbindung mit den Wallonen und reinen Franzosen für ihre Litteratur nichts gewonnen. Was die „lettres belges d'expression française" anbelangt, so verdienen diese allerdings eine gewisse Beachtung und eine besondere kritische Würdigung, die mich hier zu weit führen würde. Im allgemeinen darf ich wohl sagen, daß die belgische Litteratur in französischer Sprache in Deutschland so gut wie völlig unbekannt ist. Entweder hat man sie für zu geringfügig erachtet, oder man wirft sie, weil ihr Nährboden vor allem in Frankreich wurzelt, unbewußt mit der französischen Litteratur in einen Topf. Beides verdient sie entschieden nicht, denn die belgischen Schriftsteller französischen Ausdruckes haben seit dem Beginne der Selbständigkeit ihres Vaterlandes eine eigne vaterländische Litteratur geschaffen, die ihr Bestes aus dem heimischen Boden Flanderns gesogen hat. Und zwar möchte ich als charakteristisches Merkmal für das Aufblühen und Entstehen der belgischen Litteratur hier die Thatsache wenigstens nicht unerwähnt lassen, daß die Begründung der litterarischen Zeitschriften unendlich viel für die Litteratur gethan hat. Lange, lange haben diese die Schriftsteller gefördert und zum Siege geführt, und das beste Zeichen dafür, daß es in der belgischen Litteratur gegenwärtig mit einem ebenbürtigen jungen Nachwuchs schlecht bestellt, ist das Eingehen der verdienstvollsten Zeitschrift „Le jeune Belgique".

Digitized by Google

So lange Lemonnier, Rodenbach (†), Eekhoud, Vemolder, Verhaeren, Vanzype auf vaterländischem Boden blieben, hatten sie Rasse, waren sie eine litterarische Sondergemeinde. Sobald sie die moderne Art und Unart der Franzosen pflegen, gehören sie zu diesen und sie müssen wie diese und mit diesen beurteilt werden. Das wenigste, was obige und andere geschrieben haben, ist in Deutschland bisher bekannt geworden. Ihr gesunder, aus der kräftigen flandrischen Ackerscholle und von der scharfen Meeresbrise hergeholter Realismus, der sich so folgerichtig aus dem Romantizismus de Kosters entwickelt hat, ist eine treffliche Wiedergabe des Charakters einer zähen, ja, ungezähmten und doch auch so tief gemütvollen Volksart, die ihren deutschen Ursprung nie verlieren wird. Und diese erst in Angriff genommene Beackerung eines so jungfräulichen Feldes hat man den schönen Augen und Mätzchen der Nachbarn zu Liebe fast völlig aufgegeben. Man giebt sich mit Gesellschaftsproblemen ab und folgt Maeterlinck'schem Mystizismus, ohne indessen das Genie dieses großen Dichters und poetischen Philosophen zu besitzen. Kurzum, wir warten ängstlich auf eine baldige Rückkehr der belgischen Litteratur zu ihrer nationalen Aufgabe, die, gerade so wie in der Politik, eine glorreiche Unabhängigkeit zu bedeuten und sich zu verdienen hat.

Wenn die belgischen Litteraten Augen hätten, würden sie sicher bald über den einzuschlagenden Weg sich klar sein; sie würden es um so eher sein, als, wie ich gefunden habe, die Lemonnier, de Rosny, Rodenbach, Eekhoud, Vanzype, Verhaeren und so fort in ihren Ansichten und ihren besten Schriften durchdrungen sind von der malerischen und plastischen Elastizität des jungen künstlerischen Belgiens.

Das junge Belgien ... wir finden es ausschließlich in der Kunst. Es sind keine Jünglinge unter den Vertretern dieses jungen Belgiens zu verstehen, sondern ausgereifte Männer, die über einen harten und entsagungsvollen Weg zum Tempel einer neuen Renaissance der alten vlämischen Kunst durchgedrungen sind. Noch keine fünfzehn Jahre sind es her, seit diese neue Bewegung begonnen hat, und noch immer wird ihr der Pfad schwer gemacht durch die zäh am Ererbten festhaltenden Akademiker. Aber der Sieg der Jungen läßt sich nicht mehr fortleugnen, und Deutschland gerade ist das erste Land, welches das junge Belgien der Kunst erkannt und ermuntert hat. Man halte heute eine Umfrage bei den belgischen Künstlern, und man wird dieses durch eine gleichlautende Antwort bestätigt hören. Deutschland hat vor allem die belgische Plastik schätzen gelernt, und in der That ist es

Digitized by Google

die belgische Skulptur, welche die Auferstehung der vlämischen Kunst inszeniert hat und noch leitet. Auch hier läßt sich eine gewisse Abstufung wahrnehmen; sie erbringt wieder einmal den Beweis, daß die Unnatur in der Kunst eine Verirrung des guten und gesunden Geschmacks bedeutet und deshalb nicht lebensfähig ist. Wenn es nämlich auch noch einen sogenannten Klassizismus in der belgischen Skulptur giebt, so ist darunter nicht etwa eine rein akademische Nachäffung der antiken Formen und Linienharmonieen zu verstehen. Die Klassiker Belgiens waren selbst die ersten, welche der modernsten Richtung Bahn brachen, indem sie unter Beobachtung der harmonischen Schönheitslehren der Alten der Natur zu ihrem Siege verhalfen. Als das geschehen war, traten die Männer auf, welche in die Wagschale der beginnenden Realistik ihr Temperament und ihre nationalen Charaktere hineinwarfen. Auf diese Weise entstand die neue, von allen Fesseln des Vorurteils und der akademischen Lehren befreite vlämische Kunst reinster Realistik, von der über einen völlig leeren Abgrund gähnendster Trostlosigkeit eine goldene Brücke hinüberführt zu den alten Niederländern. Alles, was einen Rubens zierte: den großen Ideengang, die Glut der Farbe, die Plastik in der Malerei und die Malerei in der Plastik, die unverkümmerte Wiedergabe und die Freude an einer kraftschwellenden Natürlichkeit, die genußsüchtige Freude am Dasein, die Harmonie der Bewegung, — wir sehen es auferstanden und auch verstanden in der glücklichen Verquickung der Wirklichkeit mit einem idealen Empfinden derselben. Aus diesem Grunde haben sich die modernen Klassiker der belgischen Kunst, die Paul de Vigne und Charles Wanderstappen, und nach ihnen Thomas Vinçotte, de Lalaing, die ihrerseits auf Geefs, Simonis, de Bay fußten, ein großes Verdienst erworben, indem sie über der Huldigung des Schönen die Individualität nicht vergaßen. Deren Schüler, wie Charlier, Samuels, Lagae wurden bereits realistischer, oder richtiger gesagt, nationaler und vlämischer als ihre Lehrer und Meister. Nur vermochten sie sich noch nicht zum reinen Ausdruck der kraftvollen und wahren vlämischen Kunst aufzuschwingen, wie wir ihn bei den Werken von Dillens vorfinden, vor allem aber bei dem volkstümlichsten Künstler Belgiens, Jef Lambeaux, der mit einem Rubens und Jordaens nicht unähnlichen Feuer und Temperament es verstanden hat, der vlämischen Kunst der Neuzeit die ausdrucksvollste Sprache zu geben. Und Jef Lambeaux wird dem erhabenen, gewaltigen Fluge seiner Kunst in seinen vielen Schülern noch für lange Zeiten seinen Stempel aufdrücken, während der große Meister

Digitized by Google

Vanderstappen seinerseits, durchdrungen von den erhabenen Aufgaben der modernen Kunst, den schönen klassischen Realismus seiner Werke auch auf die Renaissance des Kunstgewerbes einwirken läßt, um so diese neuen und rein künstlerischen Adepten zu gewinnen. Beide predigen das große Evangelium der Natur in der Kunst; während aber Vanderstappen seine Natur in gewisse konventionelle Formen zwingt, läßt Lambeaux ihrem Ungestüm mit der ganzen zügellosen Lebendigkeit seines Kraftgenies freien Lauf. Beide jedoch sind erfüllt von ihrer Schönheit, beide verschmähen den Realismus, der gleichbedeutend ist mit Häßlichkeit. Und nun stehen wir wieder vor der alten, noch immer ungelösten Streitfrage: ist das Elend etwas Häßliches? In den Werken von Constantin Meunier entschieden nicht. Dieser bedeutendste aller belgischen Künstler paßt in keine Schablone hinein, weil seine Kunst ein Realismus ist, durchgeistigt von einem Symbolismus des Erbarmens. Er hat sich das menschliche Lasttier zum Studium ausgesucht und stellt es, losgelöst von seinen Beziehungen zur Mitwelt, als ein Prototyp der menschlichen Ausbeutung dar, ohne jedoch zu übertreiben, ohne die besseren Gesellschaftsklassen damit zu verletzen. Man vergesse nämlich nie, daß Meunier auch, wie vielleicht kein zweiter lebender Meister, das Leiden und das Erbarmen des Erlösers zu schildern vermag. Seine ganze Kunst also bewegt sich im Kreise dieses einen Gedankenganges, des christlichen und menschlichen Erbarmens. Er will nicht das Los des Proletariers, indem er ihn schildert, verbessern, sondern er will nur daran erinnern, daß das Elend in der Welt auch verstanden und vor allem nicht vergessen sein will, daß die hohlbäckige Arbeit und der sieche Arbeiter ebenso ein Monument verdient wie das göttergleiche Weib als Ausdruck der höchsten menschlichen Formenvollendung.

Die belgische Skulptur nimmt soviel Kolorit für sich in Anspruch, daß für die Malerei keine prägnante Note übrig bleibt, möchte man fast sagen. Es ist trotzdem, seit Boulanger und Artan als Neuerer auftraten, auch mit der belgischen Malkunst namentlich da eine Wendung zum Charakteristischen eingetreten, wo es sich um die Erfassung der unendlichen landschaftlichen Reize Flanderns im Freilichte realistischer Wirkungen handelt. Hier begegnen wir einer ganzen Reihe siegreicher Erscheinungen, an deren Spitze Courtens, Victor Gilsoul, Isidor Verheyden, Emile Claus, R. Wytman, Alfred Verhaeren, Baertsoen, Marcette marschieren. Diesen namentlich, und auch manchen anderen noch, die es mir verzeihen mögen, daß ich sie in diesem lediglich

Digitized by Google

tastenden Aufsatze nicht bei Namen nenne, ist es, und auch erst nach mancherlei Fehlgriffen, geglückt, die richtige Stimme der niederländischen Natur zu erlauschen, die so eigne Töne im Nebelgrauen und so wunderbar helle Accente im Sonnenschein hat, die so durchsichtig klar, so paradiesisch ruhig und verklärt und wiederum so schwermütig düster und bang sich uns giebt. Und es wird immer so bleiben: Flanderns künstlerische Größe beruht auf dem Einklange dieser wahrhaft einzigen, nordischen Natur und ihres wilden Elementes, des Meeres, während Hollands malerische Reize immer zur Hervorkehrung der Genremalerei herausfordern werden. Es tritt deshalb in Belgien selbst das Genre auffallend zurück, und die Figurenmalerei tastet noch suchend nach dem richtigen Schlüssel der Offenbarung. Sie ist entweder zu dekorativ, wie bei Frédéric, oder sie sucht es den Nachbarn jenseits und diesseits des Kanals in grellen Farbenwirkungen gleichzuthun. Ebenso spärlich ist Symbolismus und Präraphaelismus gesäet, und ich meine, es ist gut so. Belgien besitzt in seinen Landschaften eine so ungeheure Kunstdomäne, daß es sich mit der Ausbeutung dieser, unter Anwendung aller neuzeitigen Errungenschaften der Malkunst, bescheiden könnte. Die oben genannten Künstler haben den richtigen Ton getroffen, und es wird nicht lange dauern, bis auch die junge belgische Malkunst sich einen festbegründeten Ruf ihrer Spezialität, den der Landschaftsmalerei in modernster Technik und Naturtreue, im Auslande erworben hat. Dann werden auch die jungen Belgier den alten Niederländern in nichts mehr nachstehen.

Neue Lieder fürs Volk.

Von Dr. Ludwig Jacobowski.
(Berlin.)

Unter diesem Titel habe ich soeben ein kleines Büchlein herausgegeben, dem ich ein paar Worte auf den Weg geben möchte, Worte, die den Zweck des in seiner Art vollständig neuen Unternehmens

Digitized by Google

erläutern sollen. Es handelt sich, kurz und schlicht gesprochen, um den ersten Versuch, einen Bruchteil Kunstpoesie dem Volke zuzuführen, das in seiner großen Masse bisher vom Genuß der Litteratur vollständig ausgeschlossen war.

Man glaube doch nicht, daß unsere Nationallitteratur wirklich eine Litteratur für die Nation sei. Vor etwa zwei Jahren prüften ein paar Offiziere ihre Soldaten, ob und was sie von Bismarck wüßten, diesem zur Zeit populärsten Namen deutscher Geschichte. Das Resultat war tief betrübend. Wenn heute ein Grubendirektor seine Arbeiter, ein Industrieller die seinigen, ein Großgrundbesitzer seine Bauersknechte fragen würde, wer Schiller und Goethe waren, was sie waren, was sie von ihnen gelesen oder gehört hätten, das Ergebnis wäre so vernichtend, daß wir endlich einsehen sollten: Unsere gesamte Litteratur hat bis auf den heutigen Tag die Tiefe des Volkes noch gar nicht berührt; nur ein paar Hunderttausende, vielleicht eine Million, wissen von ihr; die flehentliche Bitte Gottfried August Bürgers: „Steigt herab von den Gipfeln eurer wolkigen Hochgelehrtheit und verlangt nicht, daß wir vielen, die wir auf Erden wohnen, zu euch wenigen hinaufklimmen sollen," sie ist ungehört verhallt; unsere Poeten haben fortgefahren, „wolkig" zu bleiben, und so stehen wir nach einer scheinbar glänzenden Litteraturentwicklung von 150 Jahren vor dem schändlichen Ergebnis, daß das Volk die realen Segnungen der Eisenbahn, das politische Stimmrecht ꝛc. erfahren hat, die idealen der Künste nie und nirgends.

Und — wer das Volk kennt, der weiß, wie es nach Kunst hungert. Freilich nach klarer, schlichter, volkstümlicher Kunst. Warum ihm nicht geben, wonach es verlangt! Es langt nach allem Schund, den der Kolporteur ihm ins Haus trägt, und gern opfert der Bauer, Handwerker und Arbeiter ein Nickelstück. Vor mir liegt eine reiche Sammlung fliegender Blätter, „gedruckt in diesem Jahr", und in diesem Jahr für mich in schlesischen Bauernhütten gesammelt. Diese 4 bis 8 Seiten kosten je 10 Pfennige. Und welch ein Schund neben hübschen Liedern! Dumme Couplets („Der Mensch ohne Geld", „Das Wiener Früchtl"), großstädtische Straßenlieder („Margarete, Mädchen ohnegleichen"), Morithaten („Das neue Lied von der Wiener Weltausstellung und dem großen Börsenkrach"), wirkliche und gute Volkslieder, dann ein Uhlandsches Gedicht („Ich hatt' einen Kameraden"), ein Gedicht von Th. Körner, das Goethe'sche „Kleine Blumen, kleine Blätter", freilich arg umgedichtet, eins von Chamisso, ohne Namen, fürchterliche Soldatenlieder u. a. m. sind der begehrte Inhalt dieser zumeist gelesenen Lieder ein-

Digitized by Google

facher Bauersknechte und Mägde. Der ganze Unrat großstädtischer Gassenhauer macht sich breit, verlogenste Sentimentalität erstickt wirkliches Gefühl („Dein liebes Bild wohnt in mein Herz") und ordinäres Zeug aus Tingeltangeln jagt frech und unwürdig alle naive Freude an Lied, Sang und Kunst in die Flucht.

All das brachte mich zu dem Entschluß, für das Volk ein Bändchen Lieder zusammenzustellen, um einen Versuch großen Stils zu machen, 1) jene Schundlyrik zu vernichten, 2) gute Kunstlyrik zu popularisieren, 3) den Hunger des Volkes nach schlichter Poesie zu befriedigen. Und zwar lag mir in erster Linie daran, die zeitgenössische Poesie zu berücksichtigen. Nicht aus Furcht vor der übergroßen Gewalt der Lyrik von Goethe bis Storm, (denn ich bin der Meinung, daß die Lyrik der Gegenwart es mit jener so ziemlich aufnehmen kann), sondern weil unsere Lyrik mehr den Atem unserer Zeit trägt als die Goethes und Heines. Und dieses Zeitkolorit mußte mir helfen, die Brücken schlagen von den Dichtern zum Volk. Und so ist die gesamte Dichtergeneration der Gegenwart berücksichtigt von den fünf großen Toten: J. G. Fischer, Fontane, Keller, K. F. Meyer, Storm bis auf das jüngste B-Quintett: Benzmann, Bethge, Bodman, Boelitz, Bruns.

Meine Erfahrungen mit Berliner Kolporteuren waren nicht ermutigend. Der eine freilich hat mir vielen Spaß gemacht. Er gestand mir, daß er sich jedes Lied, z. B. „Fischerin, du kleine", „umdichten" lasse, „damit's keener merkt und ick nich rinfalle!", und daß er von manchem Liede über 300 000 Exemplare abgesetzt habe. Dann erzählte er mir voll Bewunderung von seinem Sohn, der „'n schrecklichen Kopp" hat, weil er jeden Brief selbst schreiben könne, und schließlich wünschte er von mir ein Lied — auf Picquart. „Det zieht jetzt!" Man merkt: das war nicht mein Mann.

Es gelang mir, die Kolportagefirma M. Liemann, Berlin, zu veranlassen, diesen großen Versuch zu wagen. Und so erscheint jetzt ein Büchlein: „Neue Lieder fürs Volk", 160 S. stark, kleines Format, in einer Erstauflage von 100 000 Stück zum Preise von — 10 Pfennigen. Das Büchlein wird fast nur auf dem Wege der Kolportage in ganz Deutschland vertrieben und gelangt so in die Hände der Kreise, für die es bestimmt ist. Sowohl volkstümliche Strophen und Rhythmen als auch kunstmäßige Lyrik ist aufgenommen, wenn ihre Ausdrucksmittel leicht verständlich und einfach waren. Über hundert Dichter mit über 300 Gedichten steuerten bei. „Das Volk will Masse haben," dekretierte der geschäftskluge Kolporteur, und so mußte ich meine Lieb-

Digitized by Google

lingsidee, etwa 50 Gedichte feinster Auswahl zu bieten, fallen lassen. Um das Büchlein auch künstlerisch gefällig zu gestalten, hat sich der bekannte Maler-Radierer Hermann R. C. Hirzel, dessen Goldschmiedearbeiten diesem Kunstgewerbe neue Bahnen gewiesen haben, entschlossen, seine Kunst gleich mir in den Dienst dieser idealen Sache zu stellen. Seine 4 Zeichnungen sind in ihrer feinen Stimmung und schlichten Form ein wirklicher Schmuck für das Heftchen geworden.

Wie wird dieser erste Versuch wirken? Wird meine Hoffnung, eine Million dieser Büchlein ins Volk zu werfen, in Erfüllung gehen? Werde ich ihm andere folgen lassen können?

Wer weiß! Seine Wirkungen sind nicht von heute auf morgen zu spüren. Sie sind nicht mit Hebeln und Schrauben festzustellen. Aber ich habe schöne Hoffnung zur innern Kraft und zur Seele unseres Volkes. Wer in seinen Kreisen für die Verbreitung Sorge trägt, hilft meine Hoffnung erfüllen und mit an diesem Werke. Ich möchte mir wohl viele Helfer wünschen!

Gedichte von Leon Dierx.*)

Verdeutscht von Josef Kugler.
(Graz.)

Ein neuer Mond.

Das ist die Stunde, wo die Rose leise senkt
Zu sanftem Kuß das Haupt, der Abend zagt und bebt
In Liebesschauern und im Dämmerdunkel lebt
Ein Träumen, dessen unsre Seele nun gedenkt.

Ein unbestimmtes, stilles Sehnen alles füllt,
Und alles löst in einen Dunst sich weich und lind,
Und duft'ge Worte wiegen sich im sanften Wind!
Welch tiefes, stummes Schweigen unsre Herzen füllt?

*) Aus „Les Amants" dieses von der jungen Pariser Dichtergeneration zum Nachfolger Mallarmés ernannten Dichterkönigs. D. Red.

Digitized by Google

Dort drüben in dem Golf der Wellen zarter Schaum,
Des Meeres leises Murmeln sich zur Ruhe schweigt
Und in den Nebeln sich zu uns die Palme neigt!
So weilt dein Blick wohl unter dem Orangenbaum?

Um uns schlingt sich die Nacht, und unser Sinnen scheint
Die gold'ne Blume zu sein, die auf zum Himmel sprießt!
Und brennend heiß sich Hand um Hand im Dunkel schließt;
Welch' Goldschrein ist uns das Geheimnis, das uns eint. —

Und deine Lieb' in mir, in dir mein Hoffen lebt,
In bangem, zagem Zittern mischt sich jedes Sein,
Ein Kuß für eine and're Welt! Welch' Strahlenschein,
Der heute Abend sich um unsre Sinne webt?

Der Balkon.

Vergangen ferne Zeiten kann ich wohl beschwören.
Was ist auch Zeit, was sind Abwesenheit und Raum?
Ein Wink, ein Dämmern und ein Tag, ein Blick,
Vergangen ferne Zeiten kann ich wohl beschwören.
Im reinen Spiegel der Erinnerung — ein Traum —
Kehrt oft ein flüchtig Strahlenbild zu mir zurück.
Vergangen ferne Zeiten kann ich wohl beschwören,
Was ist auch Zeit, was sind Abwesenheit und Raum?

Es war auf dem Balkon, vorüber zog die Nacht,
Da wiegten unsere Seelen sich in Träume leis.
Mit unseren schwarzen Haaren spielt ein Windeshauch.
Im Frühling war es, und die Liebe war erwacht.
Im Traum warst du bei ihm, vielleicht, wer weiß?
Entblättert eine Blume in deiner Hand verdarb;
Es war auf dem Balkon, vorüber zog die Nacht;
Da ward im Traum die Lieb' geboren und sie starb.

Im Garten.

Die Blumenwellen wiegen sich im Abendwind
Um Frauen, die im Grase hingelagert sind,
Und die Gewänder blinken, großen Blumen gleich,
In milden Farben auf dem Rasen hell und klar,
Und um sie spielt ein unbestimmter Schatten weich;
Auf ihrem Schmuck, um ihren Hals, in ihrem Haar,
Auf ihren Armen, ihren Fingern, ihrer Brust,
Auf all' dem Prunk, der früher'n Zeiten eigen war,
Entflammt der Stern, der von dem reinen Himmel strahlt,
Viel tausend and'rer Sterne prächt'gen Funkelschein.

Digitized by Google

Im Brunnen steigt das Wasser, fällt mit leichtem Schall
In feinen, zarten Nebeln auf den Rand von Stein;
Und an der Blätterwand der Bäume dämpft sich matt
Ein leiser Lärm, der herzieht von der nahen Stadt,
Beruhigt schweigt des fernen Meeres Widerhall
Dort drüben in dem Golf, der einst ein Hafen war,
Und müde wie ihr Leib, so müd' ist auch ihr Blick
Inmitten dieser Götterruh', die sie verwebt
Mit all' den Dingen, und ihr Busen leise bebt
Von einem zarten, keuschen Schauern leicht bewegt.
Und jede läßt im Atmen sanft und leicht
Der Nächte Unschuldstraum sich senken in ihr Herz.
Sie atmen in der stillen, reinen Himmelsluft
Der Blume junge Seele, die der ihren gleicht,
Und ihre Seele hauchen sie dann in den Duft,
In dem der toten Blume zarte Seele lebt.

Ein Atheisten-Diner.

Von J. Barbey d'Aurévilly.

(Paris.)

„Dieses ist der Gottlosen würdig."

Langsam senkte sich die Abenddämmerung auf die Straßen von ***, doch in der Kirche des kleinen, lebhaften Ortes herrschte schon tiefe Nacht. Es wird in den Kirchen ja immer früher dunkel als draußen und schneller als sonst irgendwo sinkt die Finsternis von dem Gewölbe nieder und mischt sich mit den dunklen Reflexen der gemalten Scheiben und den Schatten der Säulen und Pfeiler. Aber diese Kirchennacht, die Vorgängerin des großen, allabendlichen Lichttodes, schließt die Pforten des Gotteshauses nicht, die immer bis nach dem Angelus geöffnet bleiben und an den Vorabenden der großen Feste sogar bis spät in die Nacht, da zahlreiche Gläubige zur Beichte gehen, um sich auf die Kommunion am folgenden Morgen vorzubereiten. Zu keiner Stunde

Digitized by Google

des Tages strömen die Frommen reichlicher durch die Kirchthür, als zur Vesperstunde, wenn des Tages Arbeit vollbracht ist, das Licht langsam dahinstirbt, und die Seele sich zur Nacht bereitet, zur Nacht, die dem Tode gleicht und den Tod in ihrem Schoße bergen kann. Und die, die noch an das Gebet glauben, lieben es auch besonders zu dieser Tageszeit, sich in der geheimnisvollen Nacht des leeren Kirchenschiffes, die so recht für das Mitteilungsbedürfnis des menschlichen Herzens geschaffen scheint, niederzuknieen, das Angesicht in den Händen verborgen. Wenn uns, den leidenschaftlichen Kindern der Welt, ein geheimes Zusammensein mit der Geliebten in der verbergenden Dunkelheit süßer und qualvoller erscheint, sollte es nicht etwas Ähnliches sein, das die Kinder Gottes bewegt, sich in der Finsternis vor sein Tabernakel hinzuwerfen und so verborgen, alles, was sein Herz verlangt, ihm ins Ohr zu flüstern?

So wenigstens schienen sich an diesem Abend die frommen Seelen, die jene hereinbrechende Nacht in der Kirche erwarteten, mit ihm zu unterhalten. Obgleich man in der Stadt, die nun ganz von dem feuchten Herbstabendnebel verschleiert war, die Straßenlaternen noch nicht angezündet hatte — und auch noch nicht die kleine, drahtumsponnene Lampe vor dem Muttergottesbilde an der Façade des Frauenklosters —, war die Vesperandacht schon seit zwei Stunden beendet, und die Weihrauchwolke, die lange wie ein blauschimmernder Baldachin unter dem Gewölbe auf- und niedergewogt hatte, war verweht. Die Nacht breitete ihre großen, schwarzen Tücher aus, die wie Segel vom Maste von den Wölbungen niederzuwallen schienen. Zwei dünne Kerzen, die an zwei hervorspringenden Pfeilern des Mittelschiffes angebracht waren, und die ewige Lampe, die wie ein kleiner, unbeweglicher Stern in der Dunkelheit des Chores schwebte, die undurchdringlicher schien, als all das Schwarz in der Runde, warfen auf den breiten Strom der Finsternis, der das Hauptschiff und die Seitengänge durchflutete, ein phantomhaftes Licht, bei dessen ungewisser Helle man die Gestalten unbestimmt erblicken, doch nicht erkennen konnte . . . Man bemerkte hier und da Gruppen, die sich vage wie schwärzere Flecken von dem schwarzen Hintergrunde abhoben, undeutlich erblickte man einen gebeugten Rücken, ein paar weiße Hauben, wie sie die Frauen aus dem Volke tragen, — zwei oder drei Mantelets mit heruntergelassenen Kapuzen — aber das war auch alles. Man hörte mehr, als daß man sah. Alle diese Andächtigen beteten mit leiser Stimme und brachten in dem schweigenden, widerhallenden, weiten Raume ein Summen hervor, wie das Geräusch eines

Digitized by Google

Gott allein sichtbaren Ameisenhaufens von Seelen. Dieses fortwährende Summen, hin und wieder von einem Seufzer durchzogen, dieses Murmeln, das in der Finsternis einer sonst schweigsamen Kirche einen so seltsamen Eindruck macht, wurde durch nichts unterbrochen, höchstens dann und wann für einen Augenblick übertönt durch das Geräusch einer Thür in den Seitengängen, die in den Angeln knarrte und mit leisem, dumpfem Schlag hinter der eingetretenen Person wieder zufiel, oder durch das Geklapper eines Holzschuhes, oder einen respektvoll leise zurückgehaltenen Husten. Nichts vermochte die andachtglühenden Seelen der Beter zu stören und die Kette ihrer Gebete und das unendliche Summen zu unterbrechen.

Daher kam es auch, daß aus der Gruppe der Andächtigen niemand einen Mann bemerkte, dessen Gegenwart mehr als einen der Anwesenden in höchstes Erstaunen versetzt hätte, wenn es eben hell genug gewesen wäre, ihn zu erkennen. Es war kein Kirchgänger. Man sah ihn niemals dort. Noch keinen Fuß hatte er, seit er nach langer Abwesenheit in die Vaterstadt zurückgekehrt war, in das Gotteshaus gesetzt. Weshalb kam er heute Abend? Welches Gefühl, welcher Gedanke, welcher Plan hatte ihn bewogen, heute die Schwelle zu überschreiten, an der er sonst, als sähe er sie nicht, mehrmals des Tages gleichgültig vorüberschritt? . . . Es war ein hochgewachsener Mann, der wohl wie sein Haupt auch seinen Stolz hatte beugen müssen, um die kleine Thür, die von dem feuchten, regnerischen Klima des Ostens ganz grün angelaufen war, passieren zu können. Übrigens fehlte es seinem feurigen Kopfe nicht an Ausdruck. Als er den heiligen Ort betreten hatte, war er ganz betroffen von dem fast grabähnlichen Anblick der Kirche, deren Bauart an eine Krypta erinnert, denn sie lag niedriger als das Pflaster des Platzes, auf dem sie stand, und ihr Portal, zu dem von innen ein paar Stufen hinaufführten, lag höher als der Hauptaltar. Er hatte die Schriften der heiligen Brigitte nicht gelesen, sonst hätte er beim Eintritt in dies nächtliche Dunkel, aus dem das geheimnisvolle Summen hervorquoll, an ihre Vision aus dem Fegefeuer denken müssen, an jenen trostlosen, schrecklichen Saal, in dem man niemanden sieht, in dem man aber leise Stimmen und Seufzer vernimmt, die aus den Mauern dringen. . . Welcher Art aber auch immer sein Eindruck gewesen sein mag, jedenfalls blieb er in dem Seitengang, in den er eingetreten, stehen, und jedem Beobachter wäre es klar geworden, daß er irgend etwas suchte, was er in dieser Dunkelheit nicht gleich fand. . . Doch als sich seine Augen an sie gewöhnt hatten, bemerkte er am äußersten Ende der Armenbank eine

Digitized by Google

alte Bettlerin, mehr hingekauert als knieend, die ihren Rosenkranz betete. Er tupfte ihr auf die Schulter und fragte sie nach dem Eingang der Kapelle der heiligen Jungfrau und dem Beichtstuhl eines Priesters des Kirchspiels, den er ihr nannte. Die Alte, die seit vielleicht fünfzig Jahren zum Mobiliar der Kirche gehörte wie die Altarbank, auf der sie kniete, wies ihn zurecht, und ohne weiteren Unfall tastete er sich durch die umherstehenden Stühle und Kniebänkchen, gelangte in die Kapelle und stellte sich gerade vor dem Beichtstuhle auf. Er kreuzte die Arme, wie es die Männer gewöhnlich thun, die nicht in die Kirche gehen, um dort zu beten und doch eine geziemende, ernste Haltung einnehmen wollen. Gewöhnlich brannte an dem Altar der Jungfrau eine gelbe Wachskerze, aber da es schien, als wolle niemand mehr zur Beichte kommen, hatte sie der Priester, der in dem Beichtstuhl der geistigen Betrachtung oblag, verlöscht, und seine Andachtsübungen in der Dunkelheit, die jede Zerstreuung verhinderte und die Sammlung befruchtete, wieder aufgenommen. War die einfache Handlung des Geistlichen wirklich aus diesem Grunde geschehen, oder aus Zufall? aus Laune? aus Sparsamkeit? Jedenfalls behütete dieser Umstand das Incognito des Mannes, der übrigens nur wenig Augenblicke in der Kapelle verharrte . . . . . Der Priester hatte ihn durch die Gitterthür des Beichtstuhls, die er nun weit öffnete, bemerkt, und der Mann reichte ihm einen nicht erkennbaren Gegenstand hin, den er aus der Brusttasche gezogen.

„Nehmen Sie, ehrwürdiger Vater," sagte er leise, aber deutlich, „ich trage ‚es' nun lange genug mit mir herum."

Weiter wurde nichts gesprochen. Ruhig, als wisse er, um was es sich handele, nahm der Priester den Gegenstand an und schloß die Thür des Beichtstuhles. Einige Damen von der Kongregation des heiligen Rosenkranzes, die in der Kapelle ihre Andacht verrichteten, glaubten, daß der Mann, der mit dem Priester gesprochen, nun niederknieen und beichten werde, und waren äußerst erstaunt, ihn elastischen Schrittes die Kapelle verlassen und wieder den Seitengang betreten zu sehen, aus dem er gekommen.

Aber wenn *sie* schon erstaunt waren, war *er* es noch viel mehr, als er sich ungefähr in der Hälfte des Seitenganges von zwei starken Armen angefaßt fühlte, und eine Handbreit vor seinem Gesicht ein an solchem Orte doppelt lästerliches Lachen erscholl. Zum Glück für den Lacher erkannte er ihn noch zu rechter Zeit.

„Donnerwetter," rief dieser mit halblauter Stimme, doch so, daß ihn jeder leicht hätte hören können, dies unehrerbietige Wort sowohl, als

Digitized by Google

auch sein freventliches Lachen, — „was treibst Du denn, Mesuil, zu dieser Stunde in einer Kirche? Wir sind doch nicht mehr in Spanien, wie zur Zeit, da wir die Busenschleier der Nonnen von Avila so famos zerknittern konnten!“

Der Mann, der eben mit „Mesuil“ angeredet worden war, machte eine zornige Bewegung.

„Schweig,“ antwortete er und bändigte seine Stimme zum Flüstern, „bist Du betrunken? Du fluchst hier in der Kirche wie vor dem corps-de-garde. Vorwärts! Mach keine Dummheiten. Laß uns beide anständig hier hinausgehen.“

Er verdoppelte seine Schritte und trat, von dem anderen gefolgt, aus der niedrigen Thür. Als sie auf der Straße waren und wieder mit voller Stimme reden konnten, brauste sein Gefährte ganz wütend auf:

„Hol Dich ein Donnerwetter, Mesuil! Willst Du etwa Kapuziner werden? Willst Du Hostien schlucken? Du, Mesuilgrand, Du, der Kapitän von Chamboran, wie ein Pfaffe in einer Kirche!“

„Du warst ja auch da“ — sagte Mesuil mit großer Gelassenheit.

„Gewiß, weil ich Dir gefolgt bin! Ich sah Dich eintreten und war darüber, auf mein Ehrenwort, sehr erstaunt. Ich fragte mich: ‚Was mag er nur in dem Pfaffenhaus wollen?‘ Dann fiel mir ein, daß irgend etwas ganz verfluchtes dahinter stecken müßte, und ich wollte sehen, welcher Dame halber Du da hinunterstiegest!“

„Nur meinethalben! Ganz allein meinethalben, mein Lieber,“ gab ihm Mesuil mit der kältesten Anmaßung vollkommener Verachtung zurück.

„Nun, dann setzest Du mich aber ganz hölliſch in Erstaunen.“

„Mein Lieber,“ begann Mesuil wieder und blieb stehen, „Menschen wie ich sind auch von Ewigkeit her dazu bestimmt, Menschen wie Dich in Erstaunen zu setzen.“

Dann wandte er sich um und ging eiligst weiter, wie jemand, der nicht erwartet, daß man ihm folgt. Er schritt die Gisorstraße hinauf bis zum Thurinerplatz, auf dem er wohnte.

* * *

Er lebte bei seinem Vater, dem „alten Herrn von Mesuilgrand“, wie man ihn in der Stadt nannte, einem alten, reichen Geizhals (so behauptete man wenigstens), der seit langen Jahren von jeder Gesellschaft abgeschlossen und zurückgezogen lebte, die drei Monate ausgenommen, die sein Sohn, der sich gewöhnlich in Paris aufhielt, bei

Digitized by Google

ihm zubrachte. Dann empfing der alte Herr von Mesuilgrand, der sonst zumeist keine Katze sah, alte Freunde und Regimentskameraden seines Sohnes und delektierte sich mit ihnen an seinen üppigen „Geizhalsmahlzeiten". So drückten sich wenigstens die Rabelais des Städtchens aus, und zwar sehr mit Unrecht, denn, wie schon das Sprichwort rühmt, speiste man im Hause der Bösewichter vorzüglich.

Um eine Vorstellung davon zu geben, muß ich erzählen, daß zu gleicher Zeit ein Steuerempfänger in dem Städtchen lebte, der, als er zuerst dort erschien, solch Aufsehen erregte, wie eine sechsspännige Karosse, die plötzlich in eine Kirchenthür hineinfährt. Dieser dicke Mann war ein unbedeutender Finanzier, aber der Natur hatte es Spaß gemacht, ihm alle Talente eines großen Kochs zu verleihen. Man erzählte sich, daß er im Jahre 1814 Louis XVIII. bei seinem Einzug in Gent in der einen Hand die Stadtkasse entgegengebracht habe und in der anderen — eine Trüffelpastete, die alle sieben Teufel der sieben Hauptsünden gebacken zu haben schienen, so köstlich war sie. Louis XVIII. hatte, als sei es sein gutes Recht, die Kasse genommen, ohne ein Wort des Dankes, aber aus Anerkennung für die Pastete hatte er den Magen dieses genialen Meisterkochs mit seinem großen „Cordon noir de Saint-Michel" geschmückt, der gewöhnlich nur Gelehrten und Künstlern verliehen wurde. Mit diesem schwarzen Ordensband, das er immer auf seiner weißen Weste trug, und der goldenen Medaille, die seinen Wanst feierlichst beleuchtete, erschien dieser ehemalige Geldeinnehmer Herr Deltocq, der am Tage des heiligen Ludwig immer Degen und Samtrock anlegte und sich hochmütiger und unverschämter geberdete, als sechsunddreißig englische Kutscher, und der glaubte, daß alles dem Kaiserreich seiner Saucen weichen müßte, der kleinen Stadt als eine Persönlichkeit von fast sonnenhafter Erhabenheit. Und dieser hohen Persönlichkeit, die sich rühmte, neunundvierzig verschiedene Fastensuppen machen zu können, und deren übrigen Suppenrezepte überhaupt unzählbar waren, — dieser Persönlichkeit machte die Köchin des alten Herrn von Mesuilgrand den Rang streitig, wenigstens während der Anwesenheit des jungen Herrn von Mesuilgrand!!

Der Alte war stolz auf seinen Sohn — und auch traurig seinetwegen. Das Lebensschiff des „jungen" Mannes (so nannte er ihn, obwohl er die vierzig schon überschritten) war an demselben Riff zerschellt, an dem sich auch das Kaiserreich und die Macht des Mannes zerschlagen hatte, der jetzt nur noch der „Kaiser" hieß, als habe er mit seinem Ruhm und seiner Würde auch seinen Namen verloren. Mit achtzehn

Digitized by Google

Jahren war der junge Mesuil in ein Infanterieregiment eingetreten, den Marschallstab, wie er hoffte, in seinem Tornister, und hatte alle Kriege des Kaiserreichs mitgemacht. Aber der Donnerschlag von Waterloo hatte seinen Ehrgeiz und seine Hoffnungen bis in die Wurzeln zerstört. Er war unter denen, die die Restauration nicht wieder zum Dienst berief, da sie der Bezauberung des von Elba Zurückkehrenden nicht zu widerstehen vermochten, sondern alle Eide, die sie den Mächtigen geleistet, vergaßen, als seien sie nicht mehr Herr ihrer Entschließungen. Der Eskadronchef Mesuilgrand, von dem die Offiziere von Chamboran, dieses romantischen und tapferen Regimentes, sagten: „Man kann gerade so tapfer sein, wie Mesuilgrand, aber tapferer — das ist unmöglich!“ — sah seine ehemaligen Regimentskameraden, die nicht im entferntesten seine Dienste geleistet hatten, Obersten der schönsten Regimenter der Königlichen Garde werden, und obwohl er nicht eifersüchtig war, verspürte er doch etwas wie eine geheime Angst .... Er war eine Natur von furchtbarer Leidenschaftlichkeit ... die militärische, fast römisch strenge Disziplin war allein im stande gewesen, seine ganz außerordentlich wilden Passionen einzudämmen, die vor achtzehn Jahren seine ganze Vaterstadt in Aufruhr gebracht hatten, und an denen er beinahe gestorben wäre. Durch die unsinnigsten Ausschweifungen hatte er sich damals eine Nervenkrankheit zugezogen, die Anfänge einer Art Rückenmarkschwindsucht, zu deren Heilung er sich einer gräßlichen Kur vermittelst Brennkegel unterziehen mußte. Diese erschreckende Behandlung, die die Stadt ebenso entsetzte, wie die Excesse des Kranken vorher, war eine Art Exempel geworden, dessen sich die Familienväter bei den Strafpredigten gegen ihre Söhne gerne bedienten, wie man oft versucht, das Volk durch den Schrecken auf den rechten Weg zu bringen. Der junge Mesuilgrand war, wie die Mediziner sagten, nur Dank seiner ganz „höllischen“ Konstitution verhältnismäßig so gut aus dieser Feuerkur erstanden, er ertrug die anstrengendsten Strapazen, Verwundungen, kurz alle Plagen, die dem Kriegsmann nur blühen können, und stand jetzt in vollster Reife und Kraft müßig da; die große militärische Zukunft, von der er geträumt hatte, war in nichts zerronnen, der Degen stak in der Scheide, zu seinem geheimen, quälendsten Ingrimm. Wenn man, um Mesuilgrand besser zu verstehen, in der Geschichte nach einer ähnlichen Persönlichkeit suchen wollte, würde wohl Karl der Kühne, der Herzog von Burgund, am besten für den Vergleich passen. Ein geistvoller Moralist, der von dem Un-Sinn unseres Daseins ganz überzeugt war, hat einmal behauptet, daß die Menschen mit Porträts zu ver-

Digitized by Google

gleichen wären, deren Kopf oder Bruſt mit Rückſicht auf den Rahmen verkleinert worden ſeien, ohne Proportion mit der natürlichen Größe, — oder mit ſolchen, deren Gliedmaßen im Verhältnis zu dem großen Kopf ganz zwergenhaft erſcheinen. Meſuilgrand, der Sohn eines einfachen Krautjunkers, der dazu verurteilt ſchien, in der Dunkelheit des Privatlebens zu ſterben, da ihm der große hiſtoriſche Ruhm, für den er geboren war, verſagt blieb, bemerkte plötzlich bei ſich jenen erſchreckenden, machtvollen Zorn, jene Wut, die wie ein freſſendes Geſchwür den ganzen Organismus vergiftet, und wie man ſie nur noch bei jenem „Kühnen", den die Geſchichte auch noch den „Schrecklichen" nennt, angetroffen hat. Die Schlacht bei Waterloo, die ihn auf das Pflaſter geworfen hatte, war für ihn, was Granſon und Murten für dieſen menſchgewordenen Blitz, der im Schnee von Nancy erloſch, geweſen war. Nun gab es für Meſuilgrand keinen Schnee von Nancy. Man glaubte damals, er werde ſich töten oder verrückt werden. Aber er tötete ſich nicht, und ſein Kopf hielt noch aus. „Er wird nicht verrückt, weil er es ſchon iſt," ſagten die Spötter, deren es ja überall giebt. Und wenn er ſich nicht tötete, ſo war er doch nicht der Mann darnach, ſich von einem Geier das Herz ausfreſſen zu laſſen, ohne zu verſuchen, den Schnabel des Tieres zu zertrümmern. Wie Alfieri, der unglaubliche Alfieri, der nichts konnte als Pferde bändigen, noch im vierzigſten Jahre anfing, Griechiſch zu lernen und ſpäter ſogar griechiſche Verſe machte, ſo wandte ſich, oder vielmehr ſtürzte ſich Meſuilgrand auf die Malerei, das heißt auf das Gebiet, das ihm am fernſten lag, wie man auf die ſiebente Etage ſteigt, wenn man ſich, um ſich zu töten, zum Fenſter hinauswerfen will. Er hatte keine Idee vom Zeichnen, aber er arbeitete „mit der Beſeſſenheit, mit der man vor dem Feinde flieht", wie er ſelbſt mit bitterem Lächeln zugab, er ſtellte aus, erregte Aufſehen, ſtellte nicht mehr aus, ſondern zerriß die Leinwand, nachdem die Bilder fertig waren, und fing mit unermüdlichem Eifer von neuem zu arbeiten an. Dieſer Offizier, der bis dato nur mit dem Krummſäbel in der Hand gelebt und zu Pferde ganz Europa durchſtreift hatte, ſtand jetzt tagelang vor der Staffelei, ſäbelte mit dem Pinſel auf der Leinwand auf und nieder und verabſcheute den Krieger, — mit dem bekannten „Abſcheu" derer, die das Verhaßte am liebſten anbeten möchten — indem er faſt nur Landſchaften malte, die, wie er es ſo oft mitgethan, durch den Krieg verwüſtet worden waren. Und während er malte, kaute er irgend ein Opium, das er auch unter den Tabak miſchte, den er Tag und Nacht rauchte, denn er hatte ſich nach eigener Angabe einen ganz ſeltſamen Rauchapparat bauen laſſen,

Digitized by Google

mittelst dessen er selbst während des Schlafens rauchen konnte. Aber weder die Narcotica noch irgend eins der Mittel, durch die der Mensch sich beruhigt, sich ablenkt, sich nach und nach zu Grunde richtet, konnte das Ungeheuer, die Wut in ihm, die er das Krokodil seiner Quelle — ein phosphoreszierendes Krokodil an einer Feuerquelle — nannte, zum Schweigen bringen. Manche, die ihn schlecht kannten, hielten ihn lange Zeit für einen Karbonaro. Aber die ihn besser kannten, wußten, daß in dem Karbonarismus zuviel Redeschwulst und zuviel dummer Liberalismus steckte, als daß ein so selbstherrlicher Mann sich mit diesen Albernheiten hätte abgeben können. In der That hatte Mesuilgrand, seine Leidenschaften, die kein Maß noch Ziel kannten, ausgenommen, ein präzises Gefühl für das Wirkliche, Mögliche, das ja im allgemeinen alle Menschen normannischer Rasse auszeichnet. Er gab sich nie der Illusion von Verschwörungen hin, hatte er doch dem General Berton sein Schicksal vorhergesagt. Die demokratischen Ideen, hinter die sich die Kaiserlichen während der Restauration verschanzten, um ungestört an ihren Plänen arbeiten zu können, wies er instinktiv zurück. Er war aus tiefster Seele Aristokrat. Er war es nicht von Geburt, von Rang, er war es von Natur, wie er „er" war und nicht ein anderer, und es auch als der geringste Schuhflicker der Stadt gewesen wäre. Er war es wie Heine sagt: „durch seine große Art zu fühlen" und nicht nach Art der Parvenüs durch äußerliche Abzeichen. Nie trug er eine seiner Auszeichnungen. Sein Vater hatte ihm ein Majorat, das ihn zu dem Titel Baron berechtigte, gekauft, aber auf seinen Karten wie für jedermann war er einfach „der Chevalier von Mesuilgrand." Die Titel hatten für ihn, nachdem ihnen ihre früheren politischen Vorrechte genommen, nur noch den Wert von Orangeschalen, aus denen die Frucht schon herausgeschält ist, und er machte sich oft auch in Gegenwart solcher, denen sie noch etwas galten, darüber lustig. Eines Tages gab er seiner Mißachtung ganz besonders gelungenen Ausdruck. In der kleinen Stadt wohnten eine Menge durch die Revolution ruinierter und verarmter Adeliger, die, um sich zu trösten, die Manie hatten, sich gegenseitig ihre Grafen- oder Marquistitel, die die Familien wer weiß wie lange nicht mehr getragen hatten, fortwährend beizulegen. Mesuilgrand, dem dies sehr lächerlich vorkam, wagte ein kühnes Mittel, um dem zu steuern. Bei einer Soiree in einem der aristokratischen Häuser der Stadt befahl er dem Diener: „Melden Sie den Herzog von Mesuilgrand" und der erstaunte Domestik rief mit Stentorstimme in den Saal: „Der Herzog von Mesuilgrand." Es gab ein allgemeines Verwundern.

Digitized by Google

„Nun," sagte er und freute sich über den Effekt, den er gemacht hatte, — „da sich doch jeder Mensch hier einen Titel giebt, habe ich mir gleich einen ordentlichen gewählt!" Man schwieg, ja ein paar Gutgelaunte lachten in den Ecken, jedenfalls hörte das Unwesen von da ab auf. Es giebt noch immer fahrende Ritter auf der Welt, und wenn sie auch jetzt nicht mehr das Unrecht mit dem Schwerte bekämpfen, so kämpfen sie doch mit dem Spott gegen die Lächerlichkeit. Zu diesen Rittern gehörte Mesuilgrand.

Er hatte die Gabe des Sarkasmus, doch war das nicht das einzige Geschenk, das ihm der Gott der Kraft in die Wiege gelegt hatte, obgleich er in seiner Sparsamkeit wie bei allen Männern der That mehr Gewicht auf die Ausgestaltung des Charakters gelegt und den Geist erst in zweiter Linie berücksichtigt hatte. Wäre der Chevalier von Mesuilgrand ein glücklicher Mensch, so wäre er nicht geistvoll gewesen; aber da er unglücklich war, hatte er die Ansichten der Verzweifelten; war er heiter, was selten vorkam, so war es die Heiterkeit des Verzweifelnden. Doch bewegt nichts besser als die fixe Idee des Unglücks das Kaleidoskop des Geistes und entringt ihm seine strahlendsten Lichter. Außerdem besaß er eine ganz außergewöhnliche Beredsamkeit, und das Wort, das man von Mirabeau sagte und von allen Rednern sagen kann: „Wenn Sie ihn gehört hätten . . ." galt ganz besonders von ihm. Man mußte ihn bei der kleinsten Diskussion beobachtet haben, — die Brust, die ein erregter Vulkan schien, man mußte sehen, wie er blaß und blasser wurde, wie seine Stirn sich furchte gleich dem Meer im Sturm, wie die Pupillen sich erweiterten, als wollten sie wie zwei Feuerkugeln den Angeredeten treffen! Man mußte ihn sehen, keuchend, zitternd, wie die Ironie den Schaum auf seinen Lippen beben ließ, die noch lange, nachdem er gesprochen, vibrierten! Erhabener in seiner Erschöpfung erschien er, wie Talma als Orest, viel wunderbarer getötet und doch nicht an seiner Erregung sterbend, die ihn am folgenden Tage, in der nächsten Stunde, ja, in der nächsten Minute wieder packen konnte, ihn — den Phönix seiner Leidenschaften, der immer von neuem aus seiner Asche erstand! Es war in der That ganz gleich, zu welcher Zeit oder Stunde man eine von den Saiten, die in ihm aufgespannt waren, berührte, immer dröhnten sie wieder, als donnerten sie über dem, der die Verwegenheit hatte, sie anzutasten. „Er war gestern Abend bei uns zur Gesellschaft," sagte ein junges Mädchen zu einer Freundin, „ich sage Dir, meine Liebe, er hat den ganzen Abend gebrüllt. Man wird ihn schließlich garnicht

Digitized by Google

mehr bei sich empfangen können, den Herrn Mesuilgrand! Ohne dies „Brüllen“, das freilich nicht in die Salons paßt, noch zu den Seelen, die sie bewohnen, hätten die jungen Mädchen, die mit soviel spöttischer Strenge von ihm sprachen, sich vielleicht für ihn interessiert. Lord Byron kam damals gerade stark in Mode, und wenn Mesuilgrand still und zurückgezogen war, hatte er viel von den Byronschen Helden. Er besaß nicht jene regelmäßige Schönheit, die die jungen Damen mit den kalten Herzen so lieben. Er war eigentlich ausgesprochen häßlich; aber sein bleiches, verwüstetes Gesicht, die Stirn, die wie die Laras oder des Korsaren allzufrüh gerunzelt schien, seine Leopardennase und seine hellblauen Augen, die, wie bei den Pferden hitziger Rasse, von einem kleinen Blutstreifen umgeben waren, alles dies hatte einen Ausdruck, der die größten Spötterinnen beunruhigte. Wenn er da war, verging ihnen die Luft zu spotten. Groß, stark und von guter Haltung, obgleich er ein ganz klein wenig gebeugt ging, als ob das Leben wie eine allzuschwere Rüstung auf ihm lastete, hatte er trotz seines modernen Kostüms etwas an sich, das an gewisse majestätische Ahnenbilder erinnert. „Er ist ein wandelndes Porträt,“ sagte einmal ein junges Mädchen, als es ihn zum erstenmal sah. Überdies krönte Mesuilgrand alle seine Vorzüge noch durch einen, der selbst in den Augen der jungen Mädchen einer war: Er war immer ausgezeichnet gekleidet. War dies eine letzte Koketterie mit seinem Leben als „Frauenheld“, die allein aus diesem beendeten, begrabenen Dasein übriggeblieben war, wie die untergegangene Sonne noch einen letzten Strahl auf die Wolken wirft, die sie uns entziehen? War es der Rest des satrapenhaften Luxus, den der ehemalige Offizier zur Schau trug, dessen alter, geiziger Vater nach der Auflösung des Regiments allein zwanzigtausend Francs für Tigerfelle bezahlt hatte, aus denen der Sohn sich seine Schabracken hatte machen lassen? Thatsache ist, daß kein junger Mann aus London oder Paris es an Eleganz mit diesem Misanthropen hätte aufnehmen können, der nicht mehr zur Gesellschaft gehörte und während seines dreimonatlichen Aufenthaltes in *** höchstens ein paar Besuche machte, — später auch das nicht einmal mehr.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Vom Sterben.

Von Pol de Mont.

(Antwerpen.)

Wie Bienengesumme am Abend eines heißen Sommertages, wie Mückengeschwirr über dem Wasser eines schlafenden Teiches, so summt es mir durch die Ohren; so zuckt es mir durch die Nervenspitzen und das kleine Hirn, wie ein jäh aufsteigender Schmerz, wie der unerwartete Stich eines scharfen Messers . . . .

Morgen muß ich sterben . . . . morgen! Ach, wäre es schon morgen . . . .

Dann wie sonderbar . . . ich hab' heut' Nacht von roten Rosen geträumt! . . . .

Von roten, flammendroten, kußroten, blutroten Rosen . . . .

Und so war mein Traum: Ich stand vor einem Fenster, vor dem kleinen Fenster des Zimmerleins, in dem ich einst als Kind geschlafen. — Und ich fühlte es in meinem Traum, obgleich ich nicht so alt war wie heute, obgleich ich mich noch so ganz als junges Mädchen fühlte, ich wußte es doch, tief, tief in meinem Innersten, — ich fühlte es in meinem Traum — daß ich morgen sterben muß . . .!

Und ich sah die Sonne aufgehen über das kleine Gärtchen vor unserem Haus, und ich sah den Himmel voll roter Rosen, roter, flammendroter, blutroter Rosen . . .

Und nicht nur im Himmel blühten sie — auch auf Erden blühten sie, die roten Rosen meines Traumes, aber die himmlischen, dort oben, leicht und wollig wie kleine Sommerwölkchen beim Sonnenuntergang, waren ja doch die aller—allerschönsten . . .

Und da geschah es! — In ihrem Purpurmantel von lauter Rosen entstieg die Sonne ihrem Bette von lauter Gold, wo sie die Nacht über geruht hatte . . . Und sie küßte inbrünstig die grüne Erde, die sich nach ihr gesehnt, die ganze, lange Nacht . . .

Und im Traum sah ich auch die irdischen Rosen immer voller, immer schöner erblühen; ich sah sie emporwachsen, immer, immer höher, und sie streckten ihre Blumen der Sonne entgegen, die ihren eigenen Rosenmantel über sie ausbreitete . . .

Und so wurde alles zu Rosen, Himmel und Erde; mein ganzer

Digitized by Google

Traum und meine ganze Seele waren Rosen, flammendrote, blutrote Rosen . . . . .

Wer aber von Rosen träumt, der muß sterben . . . . . .

Ach, ich bedurfte wohl des Traums, des wunderschönen Rosentraums nicht. — Damit ich es wußte, daß ich sterben soll . . . morgen früh, denn ich Ärmste, nein, wie nannte man mich dort im großen Saale des Gerichts? . . . ich Gräßliche, ich habe meine Mutter getötet!

Darum muß ich morgen sterben. — — —

* * *

Vorgestern, im Gerichtssaal, während der langen, langen Rede meines Verteidigers, da haben die Leute mich angeschaut mit großen, bösen, gierigen Augen. . . . . Und als der Richter die schwarze Kappe aufsetzte und das Todesurteil aussprach, da haben sie sich gefreut und fast in die Hände geklatscht; . . . so freuten sie sich, daß ich sterben soll!

Ich habe ja meine Mutter getötet.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Und keiner hat mir geglaubt, nicht der Richter, nicht der alte Pastor mit dem weißen Haar, nicht einmal der Anwalt selber, dem ich doch alles erzählte . . .

Das sind die einzigen, denen ich es erzählt habe, warum ich meine Mutter getötet habe! . . . Und sie haben's mir nicht geglaubt!

Der Anwalt hatte wohl Mitleid mit mir, weil ich so jung bin und so schön, und er hat eine lange und sehr zierliche und gelehrte Rede darüber gehalten, der Richter sogar hatte Thränen in den Augen . . . und er hat es versucht, den Beweis zu liefern, daß ich unzurechnungsfähig und eigentlich, im Grunde, — wahnsinnig sei . . . wie es sich besonders zeigte aus den grausigen und vollkommen unwahrscheinlichen Geschichten, die ich ihm erzählt hätte und die er, der Decenz wegen, nicht wiederholen könne . . .

Der Anwalt ist wohl ein kluger Mann, aber geglaubt hat er mir nicht, als ich ihm gesagt, daß ich das Recht hatte . . . das Recht, meine Mutter zu töten . . . .

Denn ich hatte das Recht! . . . .

Ich hatte es! — —

Steht es nicht geschrieben: „Wer des Nächsten Blut vergießt, dessen Blut wird von den Menschen vergossen werden?"

Digitized by Google

Und meine Mutter hat mein Herzblut vergossen; meine Mutter hat meine Jugend ermordet! . . .

Ich hatte das Recht, sie zu töten.

Und gelassen, in vollem Seelenfrieden will ich sterben, morgen, — ganz ruhig, wenn die Angst vor dem häßlich — unschönen Apparat des Todes, vor dem Beil des Henkers, sich nur etwas gelegt hat . . . .

Denn eine Tote — eine Tote bin ich doch schon längst!

* * *

Jetzt sehe ich wieder die roten Rosen meines Traums und ich rieche den süßen Duft . . . Die Himmelsrosen, die Erdenrosen . . . die flammendroten, kußroten, blutroten Rosen . . . .

Als vierzehnjähriges Mädchen war ich aus einem berühmten Mädchen-Pensionat nach Hause gekommen und nun wohnte ich mit meiner Mutter zusammen in einem kleinen Häuschen hinter dem alten Sandthor zu Br . . . . . .

Es wohnte sich dort so lieblich unter den hohen Linden.

Das Häuschen lag ganz versteckt zwischen den hohen Bäumen.

Niedrig war es und klein, aber blitzsauber, mit seinem hellroten Dache und seinen weißgetünchten Mauern, woran die Rosen emporkletterten, rote, weiße und hellgelbe Rosen . . .

Auch im Gärtchen blühten die schönsten Blumen — Vergißmeinnicht, blau wie Kinderaugen, blutige Nelken, wie Blutstropfen zwischen dem kurzgeschnittenen Grase, und stille, andächtige Lilien, rein, fromm und weiß wie die Seelen der Engel, und Rosen und abermals Rosen, blutrote, flammendrote, kußrote Rosen . . . .

Meine Mutter, die sich sehr früh verheiratet hatte, war eine bildhübsche Frau; sanft spielten die rötlichbraunen Löckchen um ihre weiße Stirn, und die Augen waren grün und tief wie das Meer . . .

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Jetzt rieche ich wieder den süßen Rosenduft, aber ich sehe die Rosen nicht.

Meine Mutter war zweiunddreißig Jahre alt, als ich vierzehn wurde; sie war eine schöne, üppig-blonde Frau.

Ich war damals ein kleines, schwächliches Ding, mit großen, schwarzen Samtaugen und hellblonden Haaren; die Haare hatte ich von ihr, die schwarzen Augen von meinem toten Vater.

Er war schon vor sechs Jahren gestorben.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Digitized by Google

Meine Mutter hatte einen Liebhaber. Das wußte ich aber damals noch nicht!

Er war ein schöner, junger Mann, jünger als sie.

Er kam abends spät und morgens früh; er ging den ganzen Tag bei uns aus und ein und oft blieb er auch nachts; das wußte ich aber nicht.

So verging ein Jahr, ungefähr ein Jahr.

Da fing Fried an, — sie nannte ihn Fried, — seltener als sonst zu uns zu kommen, — er kam später, ging früher von dannen und schrieb nicht mehr an den Tagen, an denen er nicht kam, die kleinen, weißen, süßduftenden Briefchen. —

Meine Mutter war außer sich!

Sie weinte nicht, sie sprach beinah' nicht, aber mit totbleichem Gesicht schlich sie durch das Haus, wie ein Schatten . . . und ich kannte ihn wohl, den kalten, stechenden Blick in den großen, meerestiefen Augen!

Fried wollte nicht wiederkommen; er wollte sich verheiraten!

Da schrieb sie ihm einen kurzgefaßten Brief und sie bat ihn, noch einmal zu ihr zu kommen, sie habe ihm noch etwas zu sagen . . . Dann würde sie ihn gehen lassen.

Das hat sie mir nachher selbst erzählt . . . .

Ich sehe wieder den süßen, mondlosen Juniabend und ich rieche den Duft der Lindenblüten und der schönen Flammenblutrosen . . .

Sie schweben hin und her im Abendwind. —

Ich war kein Kind mehr in der letzten Zeit; ich war ein schönes Mädchen geworden, mit nachtschwarzen Augen, — die hellblonden Locken glänzten im Licht wie glühendes, lebendiges Gold.

Und er kam, aber er kam nicht früh . . . .

Es war schon gegen neun. Die Rosen dufteten wollüstiger in die Nacht, und die Bäume standen so still, o so ganz still, der Wind hatte sich gelegt.

Schwarz und groß standen sie, die stillen, andächtigen Bäume: schwarze Schatten in der dunklen, blauen Nacht.

Mit meiner Mutter saß ich draußen vor dem Fenster in der Geisblattlaube; — ich wollte weggehen, als er endlich kam, aber meine Mutter gab mir einen Wink, und auch er schien zu wünschen, daß ich bleiben sollte.

Schwer dufteten die Rosen in der Nacht . . . Es war still und schwül . . . . Fried fühlte sich unbehaglich.

Digitized by Google

Wohl wußte ich nicht genau, was geſchehen würde . . . nur verſtand ich dies eine . . ., daß der junge Mann ſich unbehaglich fühlte.

Später hat er mir dies ſelbſt geſtanden. —

Er wußte es wohl, daß eine Erklärung unvermeidlich ſei — und darum fürchtete er ſich vor ihr mit einer gräßlichen Angſt.

Und dann hoffte er wieder, daß ſie den Anfang machen würde.

Nervös biß er auf die Zigarre, ohne ſie zu rauchen. —

Sie ſchaute ihn von der Seite an, lauernd mit ihren ſchönen, grünſchimmernden Augen, wie eine Katze — ſprach aber kein Wort.

Wie blaſſe, tote Blumen waren ihre Wangen.

Und ich erinnere mich, daß ihre Augen jenen Abend leuchteten wie von Phosphorglut. — Da ruhte ihr Blick eine Zeit lang auf mir — daß es mir faſt unheimlich ward . . . Dann ſtand ſie auf und holte eine Flaſche Wein.

Sie ſtellte ſie vor ihn auf den Tiſch.

Das habe ich mir ſehr genau gemerkt . . . die Flaſche war ſchon aufgezogen!

Mit großen, leeren Augen, in die Ferne ſchauend, trank, nein goß er, wie im Fieber, mehrere Gläſer hintereinander hinunter.

Und auch mir gab ſie ein Glas; ſie ſelbſt trank aber nichts. „Es iſt ein ſonderbarer Geſchmack in dem Wein," ſagte er.

Hatte er wirklich Fieber?

Aber er trank die Flaſche leer.

Da ſtand ſie auf und holte eine andere Flaſche.

Ich ſelbſt hatte nur ein Glas getrunken. Als ſie mir wieder einſchenken wollte, zog ich das Glas weg . . .

Denn ich ſpürte ein gräßliches Gefühl in meinem ganzen Körper; wie feurige Blitzſtrahlen zog es mir durch das Rückenmark . . .

Ich ſchaute ſie an . . . meine ſchöne, blaſſe Mutter . . . Und ich ahnte es damals ſchon . . . ſie hatte den Wein vergiftet!

„Trink nicht mehr," ſagte ich leiſe zu dem jungen Manne.

Aber er hatte bereits zu viel getrunken, und er trank noch immer mehr. Das Gift zerrte ſchon an ſeinen Nerven . . .

Seine Augen ſtanden ſtarr, blutrot zwiſchen den Lidern . . . . .

Es war wie Feuer. —

Da geſchah etwas Sonderbares . . . meine Mutter ſtand auf und ließ mich allein mit ihm, allein . . . ſie hatte noch beinah' kein Wort mit ihm geſprochen. —

Digitized by Google

Warum that sie das? Das hatte sie früher noch nie gethan! Mich beschlich eine fremdartige Furcht.

„Mutter," schrie ich ihr nach.

Sie hörte es nicht.

Ich sah sie verschwinden zwischen den weißen Rosen, die wie kleine, leuchtende Sterne ihre Köpfchen emporhoben nach dem großen, stillen Mond. Sie dufteten mit demselben, scharf durchdringenden, berauschenden Geruch, wie früher die Rosen am Grabe meines Vaters — damals — vor Jahren — — als sie die einsamen Kirchhofsblumen noch pflegte — —

Ich blieb mit ihm allein.

Ich konnte mich nicht bewegen.

Er starrte mich an, mit gierigen, wilden Augen, — er verschlang mich mit seinen heißen Augen. —

Und eine Stimme — o! Ganz anders als die Stimme, mit der er meiner Mutter zugesprochen, eine sanfte, schmelzend tiefe Stimme, sprach zu mir, als hätte die Nacht gesprochen: „Wie schön Du bist!"

Noch hätte ich fortgehen können . . . er hielt mich nicht fest!

Aber ich kam nicht vom Fleck . . . . Seine Blicke hielten mich gebannt. — —

Ich wollte nur seinen Willen, — ich fühlte nur seine Gedanken zittern auf meine Gehirnnerven . . .

Ich rührte mich nicht.

Der Vollmond war aufgegangen und stand hoch über dem Samthor . . . als er den Arm sanft um meine Hüften legte. — -

Wie ein kleines, weißes Schifflein segelte der Mond durch den Äther — wie der verklärte Geist der Nacht.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Und wieder die wundersüße, bezaubernde Stimme . . .

„Herzchen," sagte er leise und legte den Arm um mich.

Da schaute ich mich um und sah meine Mutter, wie sie in der Hausthür verschwand . . . unheimlich leuchtete ihr blasses Gesicht im Mondenschein.

Er legte beide Arme um mich und küßte mich . . . Ich ließ es geschehen. — Ich hatte keinen eigenen Willen mehr . . .

Da zog er mich mit . . . mit sich auf die Moosbank.

* * *

Digitized by Google

Seitdem kam er wieder, wie sonst, alle Tage . . .

Von der Heirat mit dem reichen Fräulein war nicht mehr die Rede.

Wie er während jener Zeit mit meiner Mutter stand, hab' ich nie gewußt.

Einmal aber zankten sie sich ganz laut, ohne daß sie wußten, daß ich im benachbarten Zimmer war .... und da hörte ich, daß sie ihm drohte mit dem Gericht — wegen Verführung eines unmündigen und kaum mannbaren Kindes . . .

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich verstand damals noch nicht, was sie damit meinte, und lebte mit ihm wie mit meinem Mann.

So oft er das Verhältnis lösen wollte, drohte sie mit der Justiz.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich haßte ihn nicht — ich liebte ihn nicht . . . nur hatte ich keinen Willen gegen seinen und ihren Willen.

Nach zwei Jahren starb er.

* * *

Und ich lebte wieder mit meiner Mutter, in dem kleinen Häuschen vor dem Stadtthor.

Ich hatte es bis jetzt noch nie verstanden, was es war, das sie mir genommen hatten . . .

Darum haßte ich sie auch noch nicht.

Und obgleich ich zwei Jahre lang wie eine verheiratete Frau gelebt hatte, war mein Geist noch der eines Kindes . . . mit meinen langfließenden, blonden Locken und meinen weitgeöffneten Samtaugen sah ich auch noch aus wie ein Kind . . .

Ich war sehr schön. — —

Da war mal an einem heißen Juniabend, als der Wind Nachtlieder sang in den blühenden Linden, Besuch bei unserem Nachbar.

Sie saßen, wie ich, im Garten . . .

Ich konnte den Fremden sehen; ein großer, stattlicher Mann, mit dunklem Vollbart und hellbraunen Augen in einem schönen, blassen Gesicht.

Er hatte dieselben Augen wie ich.

Ich schaute ihn groß an mit weitgeöffneten Kinderaugen.

Mir war es, als blickte er mir bis in die tiefste Seele.

„Wer ist das?" sagte er auf einmal zu unserem Nachbar, dem alten Pfarrer mit dem silbergrauen Haar, der mich neulich auch im Gefängnis besucht hat . . .

Digitized by Google

„Das ist unsere kleine Nachbarin Lili," sagte der gute, alte Mann, und sich mir zuwendend, rief er:

„Komm' mal her, liebe Lili, daß ich Dir meinen Freund vorstelle."

„Nein," dachte ich, „laß ihn zu mir kommen, wenn er mich sehen will." — Da öffneten sie das Gartenthor und sie kamen herein.

Die Mutter war ausgegangen.

Sie sprachen von meinen Blumen; von den leuchtenden Lilien und den roten Rosen . . .

O wunderschöne Rosen aus dem Garten, dort weit beim Thor! . . .

Der Wind durch das Gitter bringt Rosenduft mit.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Und er bat mich um eine Rose.

„Darf ich noch 'mal wiederkommen, Fräulein Lili?" fragte er beim Abschiednehmen.

Ich nickte stumm, denn kaum konnte ich sprechen . . .

Ich habe ihn geliebt beim ersten Anblick!

Und er kam wieder; — auch der Mutter gefiel er.

Und immer brachte er mir Blumen mit — blaue Iris, weiße Wassernelken . . . und rote, feurigrote Rosen, rot wie Blut . . .

Wir liebten uns in der ersten Stunde, und bald hatten wir uns verlobt; ein glückliches, glückliches Paar! . . .

Aber als er mir so sanft und vorsichtig die Lippen küßte und flüsterte: „Meine Rosenblättchen" . . . .

Dann mußte ich weinen.

Zum erstenmale hatte ich gedacht an den andern — der mich zuerst geküßt hatte, geküßt, heiß und inbrünstig geküßt . . . aber ohne Liebe! —

Seit wir verlobt waren, haßte mich meine Mutter; wie wir diejenigen hassen, an denen wir Böses verübt haben . . .

Sie hatte mich eigentlich, seit ich erwachsen war, immer gehaßt, gewiß — weil ich schöner war als sie!

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich habe geschlummert — eine Stunde nur . . .

Wieder war mir im Traum der Himmel voll roter Rosen . . . .

Sie blühten in einem Meer von Blut.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Im Frühling wollte er heiraten. Er war so lange allein gewesen. Er war nicht ganz jung mehr.

Digitized by Google

Da war es Winter, und wir saßen eines Abends beim traulichen Herdfeuer . . .

Die Mutter war ausgegangen. Sie ließ mich so oft mit ihm allein.

Ich lag in seinen lieben Armen.

So ganz ohne Gefahr . . . wie ein Kind in der Wiege.

Die Flammen kletterten empor an den Wänden und spielten mit roten Zungen über die weißen Gardinen — —

„Hast Du mich lieb?“ flüsterte er leise.

Ich nickte stumm. Mit meinem Kopf an seiner Brust hatte ich alles Andere vergessen.

„Hast Du nie zuvor einen Mann geliebt?“

„Nie,“ sagte ich.

Es war die Wahrheit.

„Hat nie ein anderer Mann mein Rosenblättchen geküßt?“

Er lächelte. Er war der Antwort so sicher!

Ich wurde kalt. Bleich wie eine Leiche. Er fühlte die Kälte meines jungen Körpers in seinen armen Armen.

„Lili,“ fing er an, starr vor Entsetzen. „Es hat Dich doch nie ein anderer Mann so geküßt wie ich?“

Aber dann, schnell, gab er sich selbst die Antwort. — „Wie ich ein Narr bin — Du bist ein Kind . . . meine blasse Rosenknospe.“

Ich habe niemals lügen können . . . wie ein jäher Schmerz füllte es meine ganze Seele . . .

Da schlug ich die Arme um seinen Hals und gestand ihm alles.

Ich war damals noch so jung . . . . Ich wußte nicht, was ich that, und er war so gut, so edel . . . durfte ich nicht hoffen, er würde es mir verzeihen? . . .

Aber er verzieh es mir nicht . . . Und nie sah ich ihn wieder!

* * *

Da wußte ich endlich . . . Da sah ich es ein, was sie mir gethan hatten, was sie mir geraubt hatten, er, Fried, und meine eigene Mutter . . .

Und da habe ich sie getötet!

Nachts — als sie schlief — mit den schönen, goldglänzenden Haaren auf dem Kissen, die weichen, nackten Arme hoch über den Kopf, darinnen, durch die halbgeöffneten Lider, die wunderbaren Augen glänzten.

Digitized by Google

Da bin ich zu ihr gegangen; und mit beiden Händen hab' ich sie um den Hals gefaßt . . . den weißen Marmorhals . . .

Und erstickt hab' ich sie, ich, ihr Kind . . . ihre eigene Tochter . . .

Und ich hatte das Recht dazu . . . ich hatte es, denn sie hatte meine Seele und meine Liebe ermordet.

Morgen! Ach, wäre es schon morgen! wäre es doch morgen, — denn morgen muß ich sterben. —

Wie Bienengesumme am Abend eines heißen Sommertages, wie Mückengeschwirr über dem Wasser eines schlafenden Teiches, — so summt es mir durch die Ohren, so zuckt es mir durch die Nervenspitzen . . .

Ich habe heute Nacht von roten Rosen geträumt . . .

Von roten, flammenbroten, kußroten, blutroten Rosen . . .

Deutsche Lyrik.

I.

Vier Gesänge von Georg Stolzenberg.

(Berlin.)

Du hältst mir dein Söhnchen entgegen.

Aus dem gelben Gesichtchen
quellen die wasserblauen Augen
zwischen den kleinen Löffelohren.

Plötzlich thut es mir so leid.

Ich drücke sein welkes Köpfchen gegen meine Backe
und habe es aufrichtig lieb.

Im weißen Kleidchen,
wie in einem Sterbehemdchen,
haben sie das kranke Kind mitten auf die Wiese gesetzt.

Da starrt es in das maigrüne Gras,
in die Pustblumen mit den jungen Greisenköpfchen.

Digitized by Google

Von seinem Schoß
gleitet die Puppe mit den Glasaugen,
schließt die Lider.

Onkel, wir wollen in den Wald geh'n
und eine schöne weiße Blume pflücken!

Aber deine Füßchen trugen dich nicht mehr . . .

Heute
liege ich, allein, unter den Tannen.

Meine Hand
streichelt eine Sternblume.

Ja, ja, ich bin ein alter, nichtsnutziger Dornstrunk.

Aber im Frühling
treibe ich meine tausend Blumensträuße.

In mein Herz
baut ein Vogel sein Nest.
Der singt so süß.

II.

Vier Lieder von Ludwig Jacobowski.

(Berlin.)

Stille.

O Schlaf, o Traum, o Heimlichkeit und Stille!
Der Lärm des Lebens läuft am Thor vorbei.
Nie fühlt' ich voller meiner Seele Fülle
Und nie den Atemzug so tief und frei.

Doch ach, das Leben zerrt mich aus den Kissen,
Nun steh' ich in der armen Welt herum
So wie ein Kind, das aus dem Schlaf gerissen,
Zu weinen anfängt und nicht weiß warum.

Mandelblüte.

Vom Mandelbaum nur eine einz'ge Blüte,
Dazu ein Brieflein dunkelblau Papier
Mit hundert Wünschen, daß mich Gott behüte . . .
Von wem ist's anders als von Dir?
Das ganze Zimmer öffnet sich der Blüte,
Dem holden Gruß mein innigstes Gemüte . . .
O weh, wie schmacht' ich jetzt nach Dir!

Digitized by Google

Indische Weisheit — meine Weisheit.

„Es ist ja nichts! Geh' an der Welt vorüber!"
. . . . . .
Dies fremde Wort, es macht mein Herz nicht frei. —
Wie gerne ging ich an der Welt vorüber,
Doch ach, die Welt geht nicht an mir vorbei!

Denn steh' ich auch gleich Kindern im Verstecke,
Dem Tanz der Tage angstvoll abgewandt, —
Sie reißen mich gewaltsam aus der Ecke
Und jeder drückt mir Schmerzen in die Hand.

Ein Wort.

Ich wüßt' es gern:

Wir fürchten beide uns vor einem Wort,
Das ich wohl einmal sprechen werde.
Es jagt uns aus dem Himmelsgarten fort
Und treibt uns auf die schön're Erde.

Zur Dämmerstunde find' ich wohl den Mut,
Wenn scheu die Blicke sich bedrängen,
Dann wird mein Wort mit atemloser Glut
Sich herrisch an den Hals dir hängen.

Ob sie dann ihre Arme von mir reißt?
Aus Furcht vorm Schmeichelgriff der meinen?
Ob sie erblassend mir die Thüre weist,
Um bitterlich dann loszuweinen?

Ich wüßt' es gern . . .

Musikleben in Frankfurt am Main.

Nachdem Anton Urspruchs komische Oper „Das Unmöglichste von Allem" in Karlsruhe, Darmstadt und Köln erfolgreich die Runde gemacht hat, ist dem Autor nun auch die Genugthuung geworden, sein Werk auf der Bühne seiner Vaterstadt erscheinen zu sehen. Man begegnet in dieser Oper einem Versuche, das von der zeitgenössischen Produktion quasi ausgeschlossene Genre der komischen Spieloper wieder neu zu beleben. Ob dieser Weg mit dauerndem Erfolge begleitet ist, bleibt abzuwarten.

Digitized by Google

Urspruch hat sein Textbuch frei nach Lope de Vegas Komödie „El major imposible“ selbst gedichtet und sich so die seinen Absichten am meisten entsprechende Unterlage für die musikalische Bearbeitung geschaffen. Die Behandlung des heiteren Stoffes ist recht lebendig, die Diktion, wiewohl manches nicht ganz Unanfechtbare dabei mitunterläuft, eine gute, an poetischen Wendungen reiche. „Ein liebbegehrend Weib zu behüten, bleibt ewig das Unmöglichste von allem“; diese von der spanischen Königin aufgestellte Behauptung bildet den Gegenstand einer Wette zwischen ihr und dem Edelmann Roberto, der es denn auch trotz der strengsten Bewachung nicht verhindern kann, daß seine Schwester Drana und deren Kammermädchen Celia sich von ihren Anbetern entführen lassen, womit für ihn die Wette verloren geht. Die Handlung ist reich an komischen Situationen, doch im allgemeinen etwas zu durchsichtig, da man das, was kommen wird, so ziemlich vorausseht und sich eigentlich dadurch in keine rechte Spannung versetzt fühlt.

Was die musikalische Illustration betrifft, die Anton Urspruch seinem Textbuch hat zu teil werden lassen, so ist sie eine recht wertvolle und — zumal für den Fachkundigen — interessant. Der Komponist greift auf den Stil zurück, wie ihn etwa Mozart in seinem „Figaro“ zur Anwendung gebracht hat, an den sogar manches, wie z. B. gleich der Anfangsgesang Fulgencios, geradezu erinnert, ohne daß damit eine direkte Entlehnung konstatiert sein soll. Die Orchesterpartie mit ihrem feinen Motivenspiel ist denn auch eine musikalische Filigranarbeit in gediegenstem Stile zu nennen, die uns große Achtung vor dem ansehnlichen Können Anton Urspruchs einflößt. Auf der Grundlage dieses lebensvoll ausgestalteten Begleitungsapparates schreiten die Singstimmen in leichter, ansprechender Führung, den musikalischen Konversationston trefflich innehaltend, daher. Die zahlreichen Ensemblesätze sind wirksam gestaltet; ein ausgedehnter Tummelplatz ist der polyphonen Schreibweise angewiesen, und Urspruch verschmäht es sogar nicht, Fuge und Kanon auf der Bildfläche erscheinen zu lassen. In der charakteristischen Zeichnung der einzelnen Figuren hat der Komponist eine recht glückliche Hand bewiesen, die musikalische Komik ist treffend und nur mitunter — freilich durch die bezüglichen Situationen bedingt — ein wenig in die Sphäre des Possenhaften geratend. Ein wohlgetroffenes Lokalkolorit zeigt das frische, ansprechende Lied der Sänger im zweiten Akt.

Die Aufführung unter Dr. Rottenbergs Leitung war eine sehr gelungene. Mit der freundlichen Aufnahme, die sein Werk hier gefunden, darf Anton Urspruch, dem bei der Première reiche Ehrungen zu teil wurden, sehr wohl zufrieden sein. Es wäre dem ernsten Künstler aufrichtig zu wünschen, daß dieses sein neuestes Opus sich dauernd auf dem Repertoir erhalten möchte, was vielleicht angesichts des Umstandes, daß die mehr intimen Vorzüge der Partitur weniger von dem großen Publikum als von dem Kenner recht gewürdigt zu werden vermögen, einigermaßen fraglich erscheint.

Auch die mit Spannung erwartete Aufführung des Oratoriums „Die Auferweckung des Lazarus“ von Perosi hat nun in unserem Opernhause stattgefunden. Man erinnert sich noch der Vorgänge in Rom, der Begeisterung, mit der vor einigen Monaten dort der junge Kleriker (gelegentlich der Aufführung seiner „Auferstehung Christi“) von der ihm ergebenen Partei auf den Schild erhoben und als Trumpf gegen den weltlichen Mascagni ausgespielt wurde. Jetzt haben wir seine „Auferstehung des Lazarus“ gehört und dürfen mit Mephisto fragen: „Wozu der Lärm?“ Denn die in ihrem textlichen Teile dem Evangelium des Johannes entnommene Schöpfung des jugendlichen Abbate macht einen etwas dürftigen und befremdlichen Ein-

Digitized by Google

druck, der die hohen Erwartungen, die man nach all der vorausgegangenen Reklame hegen mochte, weit hinter sich zurücklässt. So vermißt man vor allem eine organische Gliederung, eine rechte künstlerische Form des Ganzen: Zwischen die Gesänge sind fortwährend längere Orchestersätze in ganz unmotivierter Weise eingeschoben, der Chor hingegen setzt erst spät und fast nur am Ende einer jeden der beiden Abteilungen ein. Perosi zeigt sich in seiner „Auferweckung des Lazarus" offenbar als ein Künstler von bemerkenswerter Begabung, der umfassende kontrapunktische und musikgeschichtliche Studien gemacht hat, deren Ergebnisse sich in dem fraglichen Werke niedergelegt finden. So verraten die größtenteils in Fugenform gehaltenen Orchestersätze viele Gewandtheit in der Beherrschung der polyphonen Schreibweise. In den fast durchgängig a capella auftretenden Chören greift Perosi auf den Stil der alten Meister des Kirchengesanges, namentlich Palästrina, zurück. Vermögen diese instrumentalen und choralen Abschnitte das Interesse noch teilweise in Anspruch zu nehmen, so fallen dagegen die aus den Partien des Storico (unseres deutschen Evangelisten), des Christo, Servo, der Maria und Martha bestehenden Sologesänge doch ganz bedeutend ab. Sie schleichen, nur von vereinzelten Momenten dramatischeren Aufschwungs belebt, in abspannender Monotonie einher und drücken so, da sie den überwiegenden Raum einnehmen, dem ganzen Werke diesen Stempel auf. Zu kirchlichem Gebrauche dürfte sich die Komposition des jungen Priesters schon durch ihren Stimmungsgehalt eher eignen; zu einer Konzertaufführung indes gebricht es ihr an sehr wesentlichen künstlerischen Erfordernissen; namentlich der Mangel an eigentlich bedeutsamer musikalischer Erfindung ist nicht unbedenklich. — Unserer Theaterleitung gereicht es immerhin zum Verdienst, dem Frankfurter Publikum die Gelegenheit verschafft zu haben, sich über den Wert oder Unwert der Tonschöpfung dieses neuesten Sternes am italienischen Kunsthimmel aus eigener Wahrnehmung ein Urteil zu bilden. Konstatieren will ich noch, daß die Aufführung eine recht sorgfältige und die Aufnahme eine — beifällige war.

Von hervorragenden Gästen, die in dieser Saison unserer Opernbühne einen vorübergehenden Besuch abstatteten, wäre zunächst die Bellincioni zu nennen, die uns in ihrer Mignon und Carmen zwei Figuren von ebenso charakteristischer wie temperamentvoller Gestaltung bot. Schade nur, daß ihre gesangliche Kunst nicht immer gleichen Schritt hält mit ihrer dramatischen, sonst hätte man es geradezu mit vollendeten Leistungen zu thun. So aber begegnet man allzuhäufig, und zwar vorwiegend in den unteren Stimmregionen Klängen, und Gesangsmanieren, die den ästhetischen Geschmack geradezu verletzen. Es mag solches — wie ich schon früher einmal erwähnte — vielleicht eine Folge allzu häufiger Beschäftigung mit den Werken der neuitalienischen Schule der Mascagni und Genossen sein.

Eine weit unfehlbarere Gesangstechnik weist Frau Sigrid Arnoldsen auf, die mit ihrer Rosine und Margarete zwei in dieser Richtung überaus virtuose Leistungen bot. Dem Ausdrucksvermögen freilich sind engere Grenzen angewiesen als dies bei der Bellincioni der Fall ist; es gravitiert mehr nach der anmutigen, gefälligen Seite und verirrt sich nur selten (wie z. B. in der Kirchenszene) in die gewaltigeren Tiefen menschlichen Seelenlebens. So war die „Rosine" der Frau Sigrid Arnoldsen recht munter und liebenswürdig, ließ aber das schalkhafte, resolute Wesen dieser Gestalt nicht genügend in die Erscheinung treten. Ihre Margarete war kein deutsches Gretchen, sondern mehr eine Verkörperung der französischen Nachbildung des Goetheschen Originals, in welchem Idiom die Rolle auch gesungen wurde.

Als Dritter im Bunde kehrte der Baritonist Lassalle von der Pariser

Digitized by Google

Großen Oper auch wieder einmal bei uns ein. Er ist fürwahr kein Jüngling mehr, aber doch noch immer ein Künstler, der sich hören lassen und einem wirkliche Freude gewähren kann. Seine Stimme, hat sie auch ihren Höhepunkt überschritten, erzielt — und nicht zum mindesten durch ihre gute Schulung — eine eindringliche Wirkung. Es thut ordentlich wohl, den bestimmten, urgesunden Tonstrahl auf das Ohr fluten zu lassen. Lassalle ist unter allen Umständen ein nobler Künstler, stets vollendeter Kavalier, und wo dieses Wesen mit dem Charakter der darzustellenden Rolle harmoniert, da ist er naturgemäß am besten. So bildete denn auch sein Don Giovanni eine hochgelungene Darbietung, während sein Mephisto zwar ein recht feiner, ritterlicher Geselle war, aber doch des trocknen Tons zu selten satt wurde und den Teufel nur in vereinzelten Momenten spielen ließ.

In Lassalles Don Giovanni dagegen vereinigten sich alle die hervorragenden Qualitäten des Künstlers zu einer ungemein charakteristischen und anziehenden Repräsentation dieser Gestalt, wobei es ganz besonders wohlthat, die Partie in dem herrlichen italienischen Original zu hören und nicht in der, dasselbe bis zur Unkenntlichkeit entstellenden, miserablen deutschen Textübersetzung, wie sie neben so vielen anderen Unzuträglichkeiten — die genialste Offenbarung unseres Mozart verunglimpfend — auf fast allen unseren vaterländischen Bühnen leider noch immer im Schwunge ist. Ihr Bitter, Viol, Wolzogen, Grandaur, Epstein 2c., Ihr wackern Streiter für die gute Sache, Ihr habt vergebens die Wege gewiesen, wie die große Schuld gegen den erhabenen Meister zu tilgen ist. Der Schlendrian und die Gleichgültigkeit haben über euch den Sieg davongetragen; es bleibt nach wie vor alles beim alten.

Eine höchst bedauerliche, rückschrittliche Maßnahme hat unsere Opernleitung bei den Don Juan-Aufführungen neuerdings insofern beliebt, als sie nämlich die seit 40 Jahren hier übliche Begleitung der sogn. Seccorecitative mit Streichorchester beseitigte und an die Stelle des letzteren das Klavier setzte, das schon an sich in dem großen Opernhause lächerlich dürftig klingt und, was die Hauptsache ist, der Oper ihre einheitliche Gestalt benimmt und sie in einzelne Fetzen zerreißt. Bei Figaro ist man sogar weiter gegangen und hat gleich das Kind mit dem Bade ausgeschüttet, indem man die seit 20 Jahren hier glücklich wieder eingeführten Seccorecitative ganz entfernte und durch gesprochenen Dialog ersetzte. — Mit derartigen unglücklichen Reformen erweist man den Manen Mozarts wahrlich keinen guten Dienst. — Wilhelm Mayer.

Digitized by Google

Kritik.

Neue Lyrik.

Leben im Leben. Gedichte von Wilhelm Graf. Worms 1898. Julius Stern.

Aus Nächten. Gedichte und Sprüche von Wilhelm Lentrodt. München-Leipzig. August Schupp.

Neue Gedichte von Friedrich Adler. Leipzig 1899. Georg Heinrich Meyer.

Mit roten Kressen. Ein Gedichtbuch von Clara Müller. Großenhain 1899. Baumert & Ronge.

Mosaik. Gedichte von Otto Hausmann. Elberfeld 1897 (mit Tinte in 98 korrigiert!).

Gedichte von Hans Müller-Irminger. Berlin 1899. Concordia.

Neue Gedichte v. Arthur Pfungst. II. Aufl. Berlin 1898. Ferdinand Dümmler.

Achmed, der Heiland. Epische Dichtung von Adalbert von Hanstein. Berlin 1899. Concordia.

Der Zufall hat hier acht Lyrikbände zusammengeführt, deren Wert und Wesen nichts weniger als charakteristisch ist für unser zu Ende gehendes Jahrhundert, für die starken Lebensströme, die durch unsere Zeit führen. Nichts, nichts von alledem, was aus den unbewußten Seelentiefen emporträumt, durch die diese Lebensströme wegessicher dahinziehen. Solche Bücher berühren wie Briefe, die, vor irgend einer entscheidenden Wendung unseres Lebens abgefaßt, uns antreffen, wenn alles sich gewandelt hat; so fremd, so leer, so phrasenhaft berühren solche Bücher.

Allerdings muß ich eins dieser Bücher davon ausnehmen. Dessen Verfasser ist auf dem Wege nach jenen Strömen, er ahnt sie, sie beunruhigen ihn innerlich, ja, sie scheinen ihm wohl schon das Ziel seines inneren Sehnens: er sehnt sich hinaus in seine Zeit. Und ich denke, diese Sehnsucht wird sich erfüllen. Das Buch „Leben im Leben" des Posthülfsboten Wilhelm Graf ist ein vielversprechender Anfang, trotzdem es darin noch wimmelt von Geschmacklosigkeiten und allerhand Dilettantismus. Ich bemerke im voraus, daß ich die für den Volkserforscher immerhin interessante Thatsache, daß eine Bäuerin — wie Weiß-Schrattenthal jährlich mit zweien auf dem Büchermarkt zu erscheinen pflegt — veritable Gartenlaubengedichte machen kann und auch wirklich macht, nicht für eine Bereicherung unserer Litteratur halte. Wilhelm Graf gehört nicht zu diesen Erscheinungen. Er ist seiner inneren, von ihm selber noch nicht verstandenen Anlage nach ein moderner Mensch. Er hat — ich weiß das aus seinem Buche — rastlos daran gearbeitet, sich eine Seelenbildung anzueignen, die ihm die Verhältnisse, denen er entstammt, nicht bieten konnten.

Seine Form ist, abgesehen von einigen Unbeholfenheiten, rein, schön und tief:

In der Nacht.

In meiner Kammer steh' ich noch und sinne,
Und draußen webt und waltet tiefe Nacht.
Durchs offene Fenster hör' ich tönen sacht
Stillsanften Regens Plätschern und Gerinne.

Die Rosen duften süß, die scharlachroten,
Die Luft weht kühl, es fällt kein Regen mehr.
Ein Friede schwebt so ruhetief, so hehr —
Da denk ich an die Lebenden und Toten.

Seine Stimmungen sind duftig, sind voll feiner Impressionen; eine Strophe aus „Der alte Turm":

Umwogt von Zweigen steht ein alter Turm
Mit schmaler Thür und Fenstern bunt und blind. —
Stein fällt auf Stein, im Holzwerk haust der Wurm,
An Thür und Fenstern rüttelt rauh der Wind.

Digitized by Google

Charakteristisch für den Dichter sind große, phantastische, gelegentlich pathetische Empfindungen („Nacht ist's . . .", „Vorm Schlummer"), Menschheitsgefühle („Märtyrertod", „Christus am Kreuz"). Die Schauer moderner Mystik sind ihm nicht fremd („Der Harfner"). Doch ist auch manches von dem vielen Volksliedartigen, das er gedichtet und worin eigentlich nicht seine Stärke liegt, gelungen; so das Lied: „Weißt du?", das sich mit seinen einfachen Tönen tief in die Seele singt. — Nicht auf den ersten Blick in das Buch gewann ich den Eindruck, daß ich es mit einem Dichter zu thun hatte; und ich fürchte, mancher Kritiker wird das Buch achtlos beiseite legen . . .

Nicht uninteressant ist Wilhelm Lentrodt. Er erstickt aber sein Talent vor unseren Augen in Pose, Schwulst, Bombast. Seine Modernität ist nicht ganz echt. Dehmels mächtige Persönlichkeit hat ihn in Seelengebiete verlockt, in denen nur der große Künstler über den Stoff siegt, der kleine ihm erliegt. Von reifem Künstlersinn nirgends gezügelt herrscht in diesem Bande eine fast pathologische Sinnlichkeit, ohne irgend einen Beweis für ihre Echtheit zu erbringen. Brunst kennt keine Vernunft! Für seinen Stil sind Worte wie: blutnackt, glückheiser, rotauszitternd, blutwund, Fleischtanz, blutrunstfahl, die sich nur so jagen, charakteristisch. Ein paar Stilproben:

Und da waren wir beisammen,
Er und ich vor ihr.
Und wir sah'n die irren Flammen
In den Blicken funkeln
Und im Schmerze dunkeln.
Ach, es war nicht bloß das Tier,
Das todwund in uns im Blute schrie! (S. 71.)

Das liest sich wie eine Parodie auf Dehmel. — Oder:

Im Grunde dunkelnd
Dumpfe Glut,
Durch Nacht hinfunkelnd
Strahl wie Blut.

Es wäre schade, wenn dies Talent in solchem Schwulst unterginge und nie den Weg zur Einfachheit fände, ohne die es immer bedeutungslos bleiben wird. —

Friedrich Adler erfüllt mit seinen „Neuen Gedichten" die Hoffnungen keineswegs, die manche Kritiker nach der Herausgabe seiner 1893 erschienenen Gedichte aussprachen. Das Buch leidet an innerer Leere. Neben drei, vier schönen Gedichten, zu denen ich besonders „Dämmerstunde" rechne, stehen die wertlosesten Gelegenheitsverse. Trockene, nüchterne Reflexion überwiegt und verscheucht die Stimmung überall, wo sie sich schüchtern hervorwagt. Das Buch ist eine ziemlich wahllose Zusammenstellung von Gedichten, die zufällig ein und derselbe Autor verfaßt, aber zu keiner inneren Einheit zusammenzuschließen gewußt hat. —

Clara Müller hätte statt der 162 Seiten des Gedichtbuches „Mit roten Kressen" in weiser Mäßigung nur 62 oder noch weniger herausgeben sollen, und man hätte die Umrisse zu einer menschlichen Persönlichkeit vor Augen gehabt, die jetzt in dem Wust des mitgeteilten Wertlosen völlig verloren gehen. Überall der echt weibliche Fehler ungeheuerster Redseligkeit und unprägnanten Ausdrucks. — Eigenart ist in dem bescheidenen Sinne vorhanden, daß nicht mehrere fremde Muster nachgeahmt wurden; ein gewisser, gleichmäßiger Stil herrscht vor. Aber er ist nüchtern, hat keine ihm besonderen Höhen und Tiefen. — Wohlthuend berührt an dem Buche eine gewisse Frische und ihrer selbst frohe Leidenschaftlichkeit, die auch die besten Gedichte des Bandes entstehen ließ. —

„Mosaik" von Otto Hausmann ist mit seinen Festprologen, patriotischen Chorgesängen, Rhein- und Wein-Liedern zur Anschaffung für Liedertafeln, Männergesangvereine, Veteranenbünde geeignet. Privatpersonen widerrate ich den Ankauf. Das Gedicht „Ein welker Strauß" erinnerte mich lebhaft an Annette von Droste; der Schlußvers:

Digitized by Google

„Mein Blut und die brennende Liebe“

ist wohl nicht ganz unabhängig von dem Droste'schen Verse:

„Sein Blut und meine brennende Lieb'.“ —

Weder Lob noch Tadel verdient Müller-Irminger. Allerdings ist die Indifferenz der Physiognomie, die zu diesem Urteil führen muß, auch nicht gerade ein beneidenswerter Besitz. —

Arthur Pfungst hat seine „Neuen Gedichte“ in zweiter Auflage herausgegeben. Sie sind von einer gewissenlosen oder blöden Kritik leider allzusehr beweihräuchert worden, als daß ihnen hier widerfahren könnte, was ihnen gebührt: Stillschweigen. Um das wenige Gute vorweg zu sagen: Pfungst kann reimen und hat im alleräußerlichsten Sinne ein gewisses Formgeschick. Daß er von Form nicht einmal etwas ahnt, möge eine Strophe beweisen, wie etwa diese:

O Jahrhundert, eb'ne nicht so eilig!
Was die Zeit erschuf, gefeit ist;
Stürz' in Trümmer nicht, was alt und heilig,
Und durch die Vergangenheit geweiht ist!

Mit solchem schönen Deutsch verbindet Herr Pfungst einen schalen und banalen, für Tertianeraufsatzprosa und nicht für Verse geeigneten Inhalt, der sich gelegentlich zum unfreiwilligen Witz verdichtet. Ein Beispiel! Herr Pfungst geht in einem fin de siècle überschriebenen Gedicht abends am Meer spazieren und grübelt nutzloser Weise darüber nach, ob die decadence Ende oder nur Wende sei. Endlich kommt er auf einen Gedanken:

Gieb, ewige Natur, ein Zeichen mir,
Daß ich das Rätsel lösen kann, das schwere,
Am weiten Meer such' ich die Wahrheit hier;
Warum verbirgt sich meinem Blick die hehre?

Die Sonne sank, ich ging dahin im Dunkeln,
Es bebte durch mein Herz ein düst'res Grauen
— Da sah ich plötzlich auf der Erde funkeln
Ein mattes Leuchten — seltsam anzuschauen.

Es lag ein toter Fisch vor meinen Füßen,
Verwesend glühte er in bunten Farben,
Als wollte er die lichte Welt noch grüßen,
Die Fluten auch, die tosend ihn verdarben.

Welch' düst'rer Anblick meinem Blick sich beut!
Bist du das Zeichen, das ich heiß erfleht?
Bist du das Sinnbild, das der Menschheit dräut,
Derweil von hinnen das Jahrhundert geht?

Verwesende Kultur! in Regenbogenpracht
Phosphoreszierst du rings um uns im Tod!
Die Weisen flüstern: Das ist Grabesnacht.
Die Menge jubelt: Das ist Morgenrot!

Wer eine recht lebhafte Phantasie hat, hört die Menge dem faulen Fisch „Morgenrot“ förmlich zubrüllen. Ob das wohl Berliner gewesen sind, die Herren Pfungst uzen wollten? — — Ja! Etwas mehr verlangt denn unsere Zeit doch, wenn man sie verstehen will, als daß man faule Fische findet!! — Daß man bei klassischem Citieren sich einer gewissen Genauigkeit und eines gewissen Verständnisses zu bedienen habe, pflegte Lessing gelegentlich zu betonen und würde es Herrn Pfungst, der auch einer seiner Gegner gewesen wäre, gegenüber auch gethan haben: das höchsten Respekt vor der wenn auch einseitigen Tiefgründigkeit ausdrückende „timeo lectorem unius libri“ übersetzt Herr Pfungst munter:

„Zu meiden ist, wer nur ein einz'ges Buch
Gelesen hat“ so hieß es bei den Alten.

und fährt dann fort:

Sie hatten recht, ein Buch ist nicht genug
Für diese Welt voll wechselnder Gestalten.

Ich bin der Ansicht, ein Buch ist, falls es von Herrn Pfungsts Muse stammt, schon zu viel „für diese Welt voll wechselnder Gestalten“.

Noch sei der schönste Vers des Bandes angeführt:

„Die Kunst für alle ist kein leerer Wahn“. (S. 94.)

Die Bruckmann'sche Verlagsanstalt wird es dem Dichter Dank wissen.

Er sagt von sich:

Ach, ich fürchte nicht die Totenrichter,
Die einst meine Thaten wägen werden;
Doch die Denker fürcht ich und die Dichter,
Welche nach mir wandeln auf der Erden.

Ich kannte eine alte Dame, die in einem kleinen Provinzblättchen ein schlechtes Ge-

Digitized by Google

dicht gegen Lucchesi veröffentlicht hatte, und nun in der beständigen Angst lebte, man werde sie in die Luft sprengen. Wer wird Herrn Pfungst denn kennen?! —

Die epische Dichtung — es ist ja jetzt Sitte, das Epos wenigstens auf dem Büchertisch zu den Lyrikbänden zu legen — „Achmed, der Heiland" von Adalbert von Hanstein erzählt uns die Geschichte des Mahdi, die, als sie vor mehreren Jahren die Zeitungsspalten füllte, dem Leser psychologisch klarer wurde als hier, wo aus so vereinfachten Motiven alles sich entwickelt, daß jeder, der nur einmal das wirr Verschlungene aller Lebensmotive empfunden hat, ungläubig lächeln muß. Zudem ist es Hanstein nicht im mindesten gelungen, etwas von gewaltiger, geschichtlicher Stimmung in sein Buch zu bringen, die seinem Vorwurf gewiß nicht ermangelte. Seine Charaktere sind Schablone; Abdalla z. B. erinnert verzweifelt an den bekannten Bühnenintriguanten des XVIII. Jahrhunderts. — Sprache und Vers ist stellenweise schön. Aber man legt diesen Spätling einer längst toten Dichtungsgattung ohne Genuß aus der Hand. Das zukünftige Epos sieht wesentlich anders aus als Hansteins „Achmed". —

Wilhelm von Scholz.

Historische Romane.

Sophie Junghans, Lore Fay. Dresden, H. Minden. 8°.

Ernst Muellenbach, Von heißem Stein. Stuttgart, J. G. Cotta. 8°.

Früher war der historische Roman der Tummelplatz für Dilettanten. Unmögliche Handlungen wurden in ferne Jahrhunderte verlegt und damit dem nachspürenden und kontrolierenden Wissen entrückt. Aber der Realismus unserer Litteratur hat auch hier Wandlung geschaffen. Er verlangte Treue im Kolorit der Zeit. Nicht nur die Gewänder, die Schränke, die Schwerter u. s. f. sollten „echt" sein, sondern auch die Ideen der Zeit, das Milieu, die Gestalten. Nur die Sprache ließ und läßt sich nicht in alter Treue heraufzaubern. Hauptmanns Fleiß hat es im „Florian Geyer" versucht, und ein genauer Kenner jener Zeit, Dr. M. Hermann, hat bestätigt, daß er die Sprache sehr geschickt hat wiedererstehen lassen. Und doch hat das gelungene Experiment nicht den Geist der Zeit völlig aufleben lassen. Der „Götz" Goethes mit seiner nur andeutenden Dialektfärbung wirkt unvergleichlich echter als Hauptmanns mikrologische Methode.

Sophie Junghans' historische Novelle „Lore Fay" spielt in Hannover im Jahre 1708. Die Beziehungen zwischen dem englischen und hannoverschen Hofe bilden den politischen Hintergrund der Liebesgeschichte, die sich zwischen der Tochter einer Geköpften, Lore Fay, und dem jungen Lord Herbert abspielt. Ein heimtückischer Kriegsrat will das schöne Mädchen seinem Willen gefügig machen; sie aber übernachtet vor den Thoren, um ins Spinnhaus gesperrt zu werden. Zu Halseisen verurteilt, rettet sie der tapfere Lord in dem gefährlichsten Augenblick und geht mit ihr davon.

Diese romantische Handlung ist mit geschickter Mache erzählt, so daß die Spannung sich nirgends löst. Freilich ist sie nur so stark, um ahnen zu lassen, daß alles ein gutes Ende nimmt. In diesem Punkte unterscheidet sich Sophie Junghans nicht von anderen vielschreibenden Frauen. Ist sie entzückt, so meint sie, die Sprache sei ein „zu armes Werkzeug der Mitteilung" (S. 84). Das ist eine sehr billige Ausrede für Unfähigkeit. Obschon sie die Figuren doch selbst geschaffen hat, wägt sie drollig ab, ob sie gute oder schlechte Menschen sind. Wenn einer nicht feindselig spricht, rechnet sie es ihm zur Ehre an (S. 121); im Fluge erzählt sie noch am Schluß, wie es dem jungen Ehepaar gegangen ist, wie märchenschön die Heldin im langen Mantel ausgesehen, wie ihre Ehe vollkommen war, und knapp vor Thoresschluß muß der Lord

Digitized by Google

noch sterben, und sie, „die Mutter hochsinniger Söhne und schöner Töchter", folgt ihm bald.

Diese Manier ist der Junghansschen Begabung durchaus unwürdig. Um so mehr, als sie kunstvoll verstanden hat, Gestalten zu zeichnen, die den Geist ihrer Zeit treu wiedergeben. Es steckt viel echtes historisches Talent in dem Buche. Aber die Mischung von historischer Novelle höheren Stils und gewöhnlichster Handlungsfimpelei drückt seinen Wert stark hernieder.

Ernst Muellenbach ist eine Entdeckung des Cottaschen Verlags, mit der er nicht viel Ehre einlegt. Das Verhältnis dieses Verlags zur modernen Produktion verdient eines Tages eine eigene Behandlung. Soviel steht fest, daß dieser klassische Name für die Produktion unserer Zeit qualitativ insofern nichts bedeutet, als er keinen einzigen jener Namen eingeführt hat, die die Litteratur unserer Zeit fördern.

E. Muellenbachs neuer „historischer" Roman ist einfach Leihbibliotheksware, mehr nicht. Ein gewandter Stil, eine Rücksichtnahme, die geschmeidig selbst in einer historisch intoleranten Zeit es Katholiken und Protestanten recht macht, ja, sogar den Juden ein paar nette Worte sagt, eine Handlung, deren „befriedigenden" Verlauf man schon nach zehn Seiten fühlt, die Paarung des ärmsten und schönsten Mannes mit der schönsten und reichsten Erbin, die Erhebung des armen Erben zum gefeierten Oberst ... wen das nicht rührt, der hat kein Herz! Und doch sind das nur die Bestandteile jener unseligen Familienblatt-Romantechnik, die Jahrzehntelang den Geschmack unseres gebildeten Publikums verdorben hat.

Anno 1660 beginnt der Roman vor sich zu gehen. Schon die Einleitung charakterisiert den Bildungsphilister. Anno 1616 seien Cervantes und Shakespeare gestorben, „zwei Gewaltige des Geistes, die zu gleicher Zeit Unsterbliches schufen ..." u. s. f. Wenn sie sich jetzt in einem „höheren Dasein" gesehen hätten, so würde der Spanier gesagt haben: „Sennor, da unten in der rheinischen Reichsstadt ist ein deutscher Maler, der gefällt mir!" Und Shakespeare erwidert: „Sir Michael, dieser Deutsche gefällt mir." Das ist nämlich Meister Balthasar, ein Maler, der gute Kerl der Muellenbach-Tragödie. Jetzt beginnt die Geschichte. Allerhand Hexenglaube spukt, in der guten Reichsstadt befehden sich die Parteien, vom holländischen Handel wird erzählt und Religionshaß u. a. m. Das Ganze ausgetuscht in Bilderbogenmanier, ohne daß eine Spur jener Zeit auflebt, ohne daß eine Gestalt Leben hat. Nach Schreibtisch und Fleiß riecht alles, nach Bildung und Wissen, aber nie nach Poesie und Geschichte. Wie in einer Abhandlung wird das kulturhistorische Kolorit wiedergegeben, nichts in Handlung und Anschauung umgesetzt. „Allmählich aber hatte sich auf dem Boden dieser Verfassung doch wieder die schönste Aristokratie entwickelt, in dem die führenden Männer und Familien des „Volks", sobald sie erst zur Teilnahme an der Macht gelangt waren, die Gesellschaft ihrer früheren adeligen Gegner weit angenehmer fanden und sich gleich ihnen von der Menge hoffärtig abschlossen." (S. 26.) Zwei Seiten hinterher eine lange Abhandlung über den Hexenglauben mit dem hübschen Satz: „Uns fehlt in einer milden und alles in allem christlicher gesinnten Zeit die Kraft des Erzählens wie des Hörens angesichts der Greuel jenes Verfahrens, das ... u. s. w." „Kenner der Akten und Listen haben die Zahl seiner gerichtlichen Opfer bis auf neun Millionen Seelen berechnet." Ein dummer Junker hat einmal gehört (!), daß man zwei Mädchen aufeinander eifersüchtig machen müsse, weil dies „die Neigung der Mädchen schüre". Das heißt doch, für Mädchen von zehn Jahren erzählen! Die Bildungsfimpelei des Verfassers schreibt angesichts eines Be-

Digitized by Google

richts über einen mysteriösen Vorfall, „einen Dichter oder Gemütsarzt“ hätte es weniger überrascht. Wo bleibt da die epische Stimmung, wenn sie der Verfasser selbst durch moderne Ideen und Worte vernichtet! Wenn ein Malerlein über den Hexenglauben à la Posa sagt: „Spätere Zeiten werden darüber ungläubig lachen!“ — Damit genug. Das Buch ist in jeder Hinsicht verfehlt. Herr Muellenbach muß noch fast alles lernen, ehe er das ihm gespendete Lob verdient. L. J.

Pater Maternus. Roman aus dem 16. Jahrhundert von Adolf Hausrath (George Taylor). Leipzig, S. Hirzel. 1898. 6 M.

Zwei Augustinermönche wandern in Sachen des bekannten Streites zwischen ihren beiden Ordenszweigen nach Rom. Der eine ein behaglicher Realist, der sich mit allem Irdischen gut abzufinden weiß. Der andere ein Asket, der doch in allen Kasteiungen keinen Frieden findet. Ergo — wird dieser sich von Rom losringen. Das wissen wir eigentlich schon im 1. Kapitel. Dieser Prozeß spielt sich in der Befreiung eines vom Kloster geraubten, neophytischen Judenmädchens ab. Am Ende ziehen die beiden Patres wieder heim, der Realist froh, von der Malaria genesen zu sein, der andere, P. Maternus, im Herzen losgerungen vom Katholizismus.

Der Schluß ist sicherlich das vollendetste am ganzen Buche. Das kurze Auftreten Luthers als Bruder Martinus, der Heimzug der beiden Mönche nach dem kalten, grauen Norden, wo Maternus ein neues Licht aufflutet sieht — das ist knapp und doch vollendet geschildert. Im ganzen aber wird man dieses Buch keine bedeutende Schöpfung nennen dürfen. Die Versinnlichung und Entartung des Christentums im vorreformatorischen Katholizismus muß eigenartig gezeichnet, innerlich bereichert werden, wenn ihre Darstellung uns noch interessieren soll. Davon ist hier keine Rede. Es sind alles die alten Sachen, die wir schon in der Schule gelernt haben: Der Ablaß, die Heiligenverehrung, der Reliquienhandel. Und die Personen dieses Milieus sind vollends schematisch: der skeptisch-frivole Humanist, der gierige Dekan, der satte Kardinal und alle die andern. Kein neuer Zug, nicht einmal das Alte hat besonders Fleisch und Blut. Raffael Santi z. B. ist der reinste Schatten. Am besten, freilich auch nach der Schablone und am Ende ganz unglaubhaft, ist der neophytische Jude gelungen; seine Tochter ist ganz schemenhaft. Viele Stellen des Romans sind geradezu ermüdend; namentlich in den Naturschilderungen und Massenszenen herrscht ein Einerlei, das bei der häufigen Wiederholung fast lähmend wirkt.

Auf den Titel eines historischen Romans hat ein solches Buch kaum Anspruch. Nur auf der modernen Geschichtsauffassung, wie sie etwa Lamprecht vertritt, kann der historische Roman zu neuer Kraft sich erheben. Wer erst einmal die Wahrheit von Basis und Überbau erschaut hat, kann an Intriguengeschichten, die mit etwas „Milieu“ herausstaffiert sind, nicht mehr Genüge finden. Mir scheint, wir werden auch hier auf Freytag zurückgehen müssen, der im historischen Roman so gut wie im realistischen der Prophet der Moderne ist. Das geschieht aber noch nicht, wenn man wie Hausrath den herrlichen individuellen Geschichtsstil Freytags zu kopieren sucht. Im ganzen hat sich mein früherer Eindruck von Hausrath nur befestigt; er ist ein trefflicher Kenner der religiösen Bewegungen. Aber er betrachtet sie zu isoliert, die noch von der Gesamtlage der Zeit abhängen sogut wie alle geistigen Mächte. Und um sie gar künstlerisch zu gestalten, fehlt es ihm an individueller Kraft; er bleibt im Konventionellen stecken, das auch der Dilettant sich schließlich anlernt, und nicht einmal auf der höchsten Sprosse. Der historische Roman ist von ihm eher verflacht, keinesfalls bereichert worden; und

Digitized by Google

er war zuletzt ohnedies schon so arm geworden! Ernst Gystrow.

Moderne Romane.

Hans von Kahlenberg: „Die Familie von Barchwitz." S. Fischer. 1899. Berlin. M. 2,50.

Diesmal ein Roman schweren Kalibers — aber das beste an ihm ist doch wieder jene heitere, ironische und sehr aufrichtige Art, mit der die Verfasserin sexuelle Probleme und Erlebnisse zu schildern versteht. Wenn sie darüber hinausgeht und sich auf anderen Gebieten novellistischer Darstellung versucht, gelingt ihr nur Mittelmäßiges, fremden Mustern Abgelerntes, und sie beginnt zu langweilen. In „der Familie von Barchwitz" wird die Ehe eines Mannschwächlings mit einem lebensvollen, ja, fast brutal-genußsüchtigen Weibe geschildert. Die Psychologie dieses Weibes, ja, auch zum Teil die des Gatten, ist in ihrer Art meisterhaft. Hier wird mit feiner Ironie gezeigt, wie grundfalsch das Idealphantom des Mannes vom Weibe in den meisten Fälle der Liebe ist, wie blind und täppisch der Mann in der Kunst des Genusses und des instinktiven Erkennens im Vergleiche zu der Raffiniertheit, Zielbewußtheit und Energie des weiblichen Willens ist. Das Grundthema der Verfasserin scheint zu sein: die Ideale, welche der Mann sich vom Weibe bildet, mit scharfer Ironie zu zerstören, insbesondere seinen Hang zur Monogamie lächerlich zu machen und andererseits auf Grund einer tieferen Erkenntnis der weiblichen Natur, die polygamischen Instinkte des Weibes zu schildern und aus dieser Erkenntnis heraus zu entschuldigen. Auch nach Hans von Kahlenberg bleibt noch genug des Verführerischen und des zu neuen (aber ästhetischen, nicht moralischen) Idealen Verlockenden am Weibe — aber sie will den Mann von Irrtümern über das Wesen der Frau befreien, die doch schließlich nur ihn selbst mit Leid und Enttäuschung bedrohen.

Max Messer.

Felix Hollaender: „Das letzte Glück." Berlin. S. Fischer. 1899. M. 3,50.

Jeder neue Roman dieses Autors begegnet einer besorgten Frage: wird er endlich alle Erwartungen erfüllen, zu denen der Dichter der „Magdalene Dornis" und der „Frau Ellin Röte" Anlaß gab? Wird es endlich wieder ein Werk sein, das jene innere, tiefe Notwendigkeit in sich trägt, welche die Größe seiner früheren Werke ausmachte? wird es nicht nur ein fein komponiertes, elegant und geistreich geschriebenes Buch sein, sondern auch in allen Poren ein Kunstwerk, d. h. etwas Organisches, Lebendes, wie das Leben selbst? Wenn wir mit diesem hohen Maßstab das neue Buch Hollaenders messen — und einen hohen Maßstab daran zu setzen, ist man dem Dichter Hollaender schuldig —, so werden wir leider nicht zu ungetrübter Freude und Anerkennung kommen. „Das letzte Glück" ist, artistisch betrachtet, vielleicht eine seiner besten Arbeiten. Wie fein und geschickt sind die Fäden eines einfachen Themas: ein in der Ehe unglücklicher Künstler erlebt an der Liebe eines jungen, treuen und naiven Mädchen sein „letztes Glück" — zu einem psychologisch spannenden und dramatisch erschütternden Ganzen vereinigt. Aber das stoffliche und artistische Interesse, das während der Lektüre hinreißt, erlischt bald. Es bleibt nicht wie bei einem großen Werk etwas in uns zurück, von dem wir empfinden, daß es ein organischer, nun nie verlierbarer Teil unserer selbst geworden ist. Geben wir die Hoffnung nicht auf, daß ein solches Werk Felix Hollaender wieder gelingen wird.

Max Messer.

Nietzsche-Litteratur.

Arthur Moeller-Bruck: Die moderne Litteratur in Gruppen

Digitized by Google

und Einzeldarstellungen. Band I: Tschandala Nietzsche. 54 S. Berlin, Schuster & Loeffler. Preis 50 Pf.

Dr. Eugen Heinrich Schmitt: Friedrich Nietzsche an der Grenzscheide zweier Weltalter. Leipzig, Alfred Janssen. 151 S. Preis 2 M.

Tschandala Nietzsche — gut, thun wir Arthur Moeller-Bruck den Willen. Wenigstens so lange wir das Bändchen in der Hand halten. Tschandal ist eine der niedrigsten Hindukasten, zugleich, im modernen Gebrauch, die Bezeichnung für Henker, Totengräber und andere, die ein sogenanntes unreines Gewerbe treiben. Paßt also, nach der Meinung und dem Geschmack Moellers, vortrefflich zu Nietzsche. Wie sich doch manchmal die Welt mit ihren herrlichsten Geistern im Kopfe eines zwanzigjährigen Mannes spiegelt! Aber ich glaube, Arthur Moeller hat wirklich Talent, Eifer und Ehrlichkeit. Seine Einsichten werden mit der Zeit in die Breite und in die Tiefe gehen, und nach einigen Jahren wird er seine erste Schrift über Nietzsche umschreiben oder wenigstens öffentlich das Bedauern ausdrücken, sie in dieser Form publiziert zu haben. Wenn nicht, dann eben nicht. Nietzsche wird auch das aushalten. Wenn Moeller meint (S. 46): „Nietzsche konnte sich in seiner Gegenwart nie zurechtfinden, als Denker und auch als Dichter nicht, als Mensch nicht!“ so erbosen wir uns nicht allzu sehr darüber. Wenn er findet (S. 48): „Nietzsches geistige Physiognomie zeigt alle Merkmale einer Tschandalanatur unserer Zeit schmerzhaft und deutlich ausgeprägt,“ so rührt uns das kaum. Wenn er aber mit der nämlichen, seine Art auszeichnenden Sicherheit hinschreibt: „Der Wahnsinn, in den die Genialität seiner Natur zum Schlusse ausartete: das war die rechte, die einzig mögliche Antwort auf jene Frage, die seine Schöpfungen der Menschheit stellten,“ so möchten wir ihn doch bitten, es einstweilen zu unterlassen, im Namen der Menschheit Antwort auf Nietzsche-Fragen zu erteilen und dafür in aller Bescheidenheit erst einmal an der Hand eines „gelernten“ Arztes und Physiologen die Krankheitsgeschichte Nietzsches zu studieren. Und wenn er im stande ist, in Nietzsches Zarathustra-Buch irgendwo „die Nuance einer ganz bewußten, schönen Selbstlüge“ herauszuhören (S. 34), so laden wir ihn dringend ein, sich im Interesse seiner eigenen Gesundheit von einem vertrauenswürdigen Nervenarzt untersuchen und sich einmal recht scharf aufs Korn nehmen zu lassen. Nietzsche — und ganz bewußte schöne Selbstlüge! Armer Tschandala!

Wie Moeller-Bruck, so ist auch Dr. Eugen Heinrich Schmitt ein bedenklicher Superlativist und Drauflosbehaupter. Und als Nietzsche-Schriftsteller in der Sprache so unlitterarisch, dilettantisch und geschraubt wie möglich. Eine grausame Bilderwut, ein greuliches Pastorenpathos, eine haarsträubend hegelische Terminologie machen die Lektüre seines Buches zur Qual. Schmitts krampfhaftes Bemühen läuft darauf hinaus, um jeden Preis zu versöhnen, was für einen reinlichen, klaren Kopf getrennt bleiben muß. Sein Versuch, Nietzsche zu christianisieren, ist leider noch nicht das albernste, was wir in der Nietzsche-Litteratur erleben.

M. G. Conrad.

Alt-Philologisches.

Motto:

Wenn Du Dich lebenslang beschäftigest mit Wörtern,
Verachten Dich mit Recht, die lieber Ding' erörtern.
(Rückert.)

Daß in einem Zeitalter der exakten Wissenschaften, der technischen Fortschritte minutiöse Sprachforschungen mehr und mehr in der Achtung der Welt zurücktreten, ist ohnehin klar. Abgesehen von den weitere

Digitized by Google

Kreise interessierenden Studien vergleichender Sprachforschung hat die gebildete Welt heutzutage den Geschmack an den Tifteleien in der homerischen Frage, an der Geschichte des Infinitivs bei Griechen und Römern, über die Partikel ὡς bei den griechischen Tragikern u. dergl. Quisquilien gänzlich verloren. Die jüngere Generation, die unter dem Sturmeswehen politischer Umwälzungen, unter den Ahndungen neuer ästhetischer und moralischer Werte die „klassische" Schulzeit absaß, hat, derselben entwachsen, mit seltener Einstimmigkeit und Überzahl alsbald allen Hohn und Spott über die „klassische" Philologenerziehung auf den Gymnasien ergossen, die Deutschlands Dichter und Denker, die Naturwissenschaften, kurz das Zeitgemäße der Antike zulieb zurücksetzt. Und all der Ingrimm richtete sich auch gegen die Schulmänner selbst — meist unverdient: denn auferzogen in den Isolierzellen alexandrinischer Gelehrsamkeit, versenken sich die einzelnen zu tief in das Denken und Fühlen der antiken Völker, verbrauchen den größten Scharfsinn in Ergründung subtilster Kleinigkeiten, und verlieren in der engen Begrenzung den Sinn für das Weite, Neue, Moderne. Sicherlich regt sich auch in dem jüngeren Philologengeschlechte eine fortschrittliche Strömung, die vor allem darauf sieht, die Antike durch Vergleichung der Moderne interessanter zu gestalten, der Neuzeit Konzessionen zu machen, die Reformbedürftigkeit unserer Gymnasien in vielen Punkten anzuerkennen. Aber der alte Zopf, in Prüfungsordnungen und Schulgesetzen fossil erstarrt, zwingt auch sie, mit den mageren Halmen, die eine überproduktive Blütezeit der klassischen Philologie noch stehen ließ, mühsam einen Studienstrauß zusammenzupfen und tausendmal Gesagtes und Geschriebenes wiederzukäuen, in Dissertationen, Zeitschriften und Programmen von dem regen Wachstum und der Unerschöpflichkeit der klassischen Philologie Zeugnis abzulegen — um dann nach Jahren vielleicht über den „Quark" selber zu spotten. „Aber nun ja," wendet jemand ein, „das sind eben Schülerarbeiten, Versuche ... Erfahrene Gelehrte liefern nur Gutes." — So? Nun, was sagen Sie zu J. La-Roche? „La-Roche? 1832 geboren? Der berühmte Homerforscher? Eine Autorität!" — Gut, ich acceptiere und lege Ihnen dessen neueste Arbeit vor in den Wiener Studien Bd. XX (1898). — Der Gelehrte beschäftigt sich mit der geistreichen Arbeit, die Zahl der Daktylen und Spondeen in jedem der 27 803 Verse der Ilias und Odyssee zu suchen und auf S. 10—69 (!) samt und sonders mit Benennung der einzelnen Verse zusammenzuschreiben, Gesang für Gesang, Zeile für Zeile. 60 Druckseiten nichts als öde, öde Zahlen!

„Nun ja, mag sein; aber jedenfalls ergeben sich aus dieser — wenn auch trockenen Zusammenstellung wichtige Resultate!" — Gut, hören Sie! Es beträgt also die Gesamtzahl der Daktylen in der Ilias:

5 (d. h. je 5 Daktylen in ? Versen) × 3011 + 4 × 6680 + 3 × 4661 + 2 × 1248 + 1 × 91 = 58 345 D.

In der Odyssee: 5 × 2255 + 4 × 4918 + 3 × 3860 + 2 × 1011 + 1 × 62 = 44 611 D.

Die Spondeen betragen in der Ilias: 1 × 6680 + 2 × 4661 + 3 × 1248 + 4 × 91 + 5 × 2 = 20 121 D.

In der Odyssee: 1 × 4918 + 2 × 3860 + 3 × 1011 + 4 × 62 + 5 × 4 = 15 939 D.

Nicht wahr, ein geradezu verblüffend wichtiges Ergebnis? Meinen Sie etwa, ich übertreibe? Bitte, lesen Sie selbst, was der Verfasser selber als Resultat bezeichnet: „In der Hauptsache handelt es sich bei der ganzen Untersuchung um das Verhältnis des Daktylus zum Spondeus

Digitized by Google

und um die Vorziehung eines der beiden an einzelnen Stellen des Verses." Und dazu verwandte der Mann soviel teure Zeit, verdarb sich die alten Augen, legte seinem unsterblichen Geiste Handlangerdienste auf? Glaubt er denn, Homer habe seine Verse an den Fingern scandiert oder ängstlich nachrevidiert, daß die Spondeen und Daktylen in musterhafter Ordnung aufmarschierten, daß keins der beiden das rhythmische Gleichgewicht störe? Armer Homer! Und wer garantiert denn dem homerischen Adam Riese, daß die Verse alle echt und nicht schon von den alexandrinischen Schulmeistern „kunstgerecht" zugeschustert worden sind? —

Nicht genug der Qual! Diese Zählmaschinenbeschäftigung gefiel dem Gelehrten so sehr, daß er auf S. 71—90 zwanzig Seiten lang durch die gleiche „Untersuchung" den Hesiod Vers für Vers sezierte. Nächstens kommt wohl Vergil, Lucian, Ovid u. s. w. an die Reihe. Was treibt denn unser Homeromastix außerdem? Nach Kürschner soll er Gymnasialdirektor in Linz sein, „Beobachtungen über Lypo bei Homer", „Elision und Hiatus bei Homer", u. a. dgl. geschrieben haben. Arme Gymnasiasten!

Dr. Lucilius.

Französische Litteratur.

Die Frage, wer nach dem Tode Stephane Mallarmés der Fürst der französischen Dichter sei, ist diesmal nicht vom „Mercure de France" noch von der „Plume", den beiden Organen der jüngsten Schulen, sondern vom „Temps" angeregt worden. Diese ernsthafteste Tageszeitung hat nun ebenfalls den Weg der litterarischen Enqueten beschritten und einer beschränkten Anzahl mehr oder minder berühmter Dichter die Frage vorgelegt, wer nach ihrer Ansicht der verdienstlichste der lebenden französischen Dichter sei. Die Umfrage zeigte, daß drei Namen im Vordergrund stehen. Der Streit bewegte sich zwischen dem Akademiker José de Heredia*), der einen Band Sonette veröffentlicht hat, die als Muster der Gattung gelten, seinem Schwiegersohn Henri de Régnier und Léon Dierx, dessen Werke sich trotz eines Lebens von sechzig Jahren auf zwei kleine Bände beschränken, die sich von der Dunkelheit Mallarmés auffallend unterscheiden. Dierx hat aber vor seinen beiden Nebenbuhlern seine bescheidene kleinbürgerliche Existenz als Ministerialbeamter voraus. Er ist auch der Nachfolger Mallarmés geworden. — Man rühmte, gerade wie bei Mallarmé, vor allem die Würdigkeit seines Lebens. C. Mendès, dessen Stimme großes Gewicht hat, eröffnete die Umfrage des „Temps" mit einem Votum, worin er Dierx empfahl, „dessen Leben ebenfalls bewundernswert wie ein vollkommenes Gedicht, ist". Gabriel Trarieux zog Henri de Régnier vor, weil er die stärkste Fruchtbarkeit und die größte Zukunft besitze. Der eben verstorbene Rodenbach setzt Sully-Prudhomme, Heredia und Dierx auf die gleiche Stufe. Saint-Pol-Roux, der sich in jüngeren Jahren den Beinamen „Le Magnifique" zulegte, nannte Dierx und Heredia. Die auch vor der Umfrage des „Temps" unzertrennlichen Brüder Margueritte traten für Régnier ein, weil er „am besten die biegsame Grazie der neuen Prosodie mit der soliden klassischen Schönheit zu vereinigen wisse." So lauten einige der Urteile, die der „Temps" über diese interessante Frage gesammelt hat.

N. Z.

*) Er wird demnächst in der „Gesellschaft" ausführlich gewürdigt. D. Red.

Verantwortlicher Leiter: Dr. Ludwig Jacobowski in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 141.
Verlag und Druck der „Gesellschaft" von J. C. C. Bruns in Minden i. Westf.

Digitized by Google

Band II. * 1899. * Heft 2.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND TILDEN FOUNDATIONS

Der ambulante Gerichtsstand der Presse.

Von Dr. Heinrich Cohn.
(Berlin.)

Der ambulante Gerichtsstand der Presse — die Thatsache, daß der Herausgeber eines Druckwerks gelegentlich nicht an seinem Wohnort oder am Erscheinungsort dieses Werkes zur strafrechtlichen Verantwortung herangezogen wird, sondern da, wo das Werk verbreitet wurde, hat die Presse stark beschäftigt.

Die Betrachtungen der Zeitungen, denen man nicht verübeln darf, daß sie pro domo ein lebhafteres Rechtsgefühl und ein größeres Interesse für Rechtsfragen bekundeten als sonst, waren insofern etwas einseitig, als sie fast ausschließlich politische Delikte im Auge hatten, bei welchen ihnen als Verteidiger der freien Meinungsäußerung die Sympathieen der Bevölkerung zur Seite stehen. Diese Fälle bilden der Zahl nach indessen nur den weitaus kleineren Teil der in Frage stehenden Delikte, in der Mehrzahl der Fälle steht den Zeitungen nicht die Staatsanwaltschaft, sondern der verletzte Privatmann mit der Privatklage gegenüber — die Interessen des Publikums sind daher mit denen der Presse nicht überall identisch, und hierauf hinzuweisen erscheint umsomehr geboten, als die Frage des ambulanten Gerichtsstandes der Presse einer gesetzlichen Regelung zugeführt werden soll. —

Nach §. 7 der Strafprozeßordnung ist der Gerichtsstand bei demjenigen Gerichte begründet, in dessen Bezirk die strafbare Handlung

Digitized by Google

begangen ist. — Wo aber ist eine strafbare Handlung begangen, wenn sie vermittelst eines Druckwerks vollbracht ist? Die eine Partei behauptet, Ort der That sei lediglich der Ort, wo das Druckwerk erscheint. Mit dem Drucken und Expedieren habe der Thäter gethan, was in seiner Macht liegt. Er wisse nicht einmal, wohin die verschiedenen Exemplare seines Druckwerks gehen würden. Es sei unbillig, daß er überall solle verfolgt werden können, wohin sich ein Exemplar seines Druckwerks zufällig verirre. Nach der entgegengesetzten Meinung, die unter anderem vom Reichsgericht vertreten wird, kann eine Verfolgung stattfinden, wo eine Verbreitung stattgefunden hat. Denn die That sei erst mit der Kenntnisnahme durch dritte Personen vollendet.

Beide Anschauungen gehen also von der (seitens des Reichsgerichts stets festgehaltenen) Ansicht aus, daß dieselbe strafbare Handlung an verschiedenen Orten begangen sein kann, und somit mehrere Orte für den Gerichtsstand der begangenen That in Frage kommen können. Beide sehen indessen die That nicht in demselben Augenblick als vollendet an.

Nach der einen Meinung ist sie vollendet mit der Versendung der Druckschrift, nach der anderen mit der Kenntnisnahme ihres Inhalts durch dritte Personen*). Daher kommt nach der einen Meinung als Ort der That und daher als Gerichtsstand nur der Ort in Frage, von wo die Druckschrift versendet ist, nach der anderen auch der Ort, wo Kenntnis von ihrem Inhalt genommen ist. Bei manchen Delikten mag man streiten, welche dieser Anschauungen begründet ist, bei einigen Delikten gehört indessen die Kenntnisnahme des Druckwerks und sogar eine bestimmte Wirkung auf den Leser nach dem Wortlaut des Gesetzes zweifellos zum Thatbestand. — So verlangt zum Beispiel §. 166 des Reichsstrafgesetzbuchs — der bekannte Paragraph, welcher die Beschimpfung einer Religionsgesellschaft unter Strafe stellt, — daß ein Ärgernis gegeben sei. — Erklärt also zum Beispiel ein Denunziant in der Verhandlung als Zeuge, daß er nur aus Feindschaft gegen den Angeklagten zur Anzeige geschritten sei, sich aber nicht verletzt gefühlt habe, und hat auch sonst niemand ein Ärgernis genommen, so sind die Voraussetzungen des §. 166 nicht gegeben, als Ort der That wäre

*) Wen diese Seite der Frage interessiert, der findet eine interessante Darlegung in einem Artikel des Reichsgerichtsrats Stenglein, der in der Deutschen Juristenzeitung S. 500 ff. den ambulanten Gerichtsstand bekämpft.

Digitized by Google

also neben dem Ort der Versendung jeder Ort zu betrachten, an welchem jemand ein Ärgernis genommen hat, und in jedem Orte wäre die Zuständigkeit des Gerichts begründet.

Es mag dahingestellt bleiben, ob analog die Beleidigung einer Privatperson erst mit der Kenntnisnahme durch den Beleidigten als vollendet zu betrachten ist, denn der Wohnort des Beleidigten kommt regelmäßig als Ort der Verbreitung in Frage. Man mag es als Ungerechtigkeit empfinden, daß der Herausgeber an einem jeden Ort verfolgt werden könnte, in welchen sich ein Exemplar des Druckwerks verirrt hat. Indessen darf man wohl schwerlich den Wohnort des Beleidigten als einen solchen Ort ansehen, hier soll die Beleidigung ja wirken, die Verbreitung an diesem Ort mußte gewollt oder wenigstens vorhergesehen sein.

Der Erscheinungsort eines Druckwerks ist mit dem Ort der Verbreitung nicht immer identisch. Der Erscheinungsort wird häufig mit Rücksicht auf Nebenumstände gewählt, zum Beispiel die niedrigeren Druckerlöhne in einer kleineren Stadt, während die Kreise, in welche die Druckschrift dringen soll, mehr von ihrem Inhalt abhängen. Flugblätter und politische Schriften „erscheinen" häufig am Sitze der Centralwahlleitung, während sie in dem Kreise Verbreitung finden, in welchem gerade eine Wahl vor sich geht. Das Flugblatt wird beispielsweise in Berlin gedruckt, es geht in Ballen nach Liegnitz, wo eine Wahl stattfindet, und wird von der Hauptstadt Liegnitz im Kreise verbreitet. Hier ist sicher Liegnitz der Ort der Verbreitung, und deshalb wäre in diesem Fall selbst nach der Rechtsanschauung der Gegner des ambulanten Gerichtsstandes die Zuständigkeit des Liegnitzer Gerichts begründet. Der Herausgeber hat sich nicht darauf beschränkt, das Flugblatt zu drucken und nun zu warten, was damit geschieht, er hat ihm die Direktion gegeben, die Verbreitung im Liegnitzer Kreise ist eine direkte Folge seines Thuns. Für manche Druckschrift, die anderwärts Verbreitung finden sollte und fand, ist ein Ort als Erscheinungsort nur deshalb gewählt worden, weil der Herausgeber dort auf größeres Wohlwollen zum mindesten bei der Staatsanwaltschaft rechnen konnte. Entstehen zum Beispiel zwischen zwei Universitäten oder zwei deutschen Bundesregierungen Streitigkeiten, so soll augenscheinlich, was am Sitze der einen gedruckt wird, zum mindesten auch am Sitze der anderen wirken. —

In solchen Fällen wird vielleicht — entgegen der von den Gegnern des ambulanten Gerichtsstandes geltend gemachten Ansicht —

Digitized by Google

durch die meist identischen Gerichtsstände des Wohnorts der verantwortlichen Person und des Druckorts die Möglichkeit der Verfolgung nicht genügend gesichert.

Es wird dem Richter nicht schwierig sein, zwischen einem Ort zu unterscheiden, in welchen ein Druckwerk sich nur zufällig verirrt hat, und einem Ort, an welchem ein Druckwerk verbreitet wurde und zu wirken bestimmt war. Regelmäßig wird man den Ort, an welchem der Verletzte wohnt, als einen solchen Ort betrachten dürfen, und praktische Erwägungen lassen es äußerst wünschenswert erscheinen, an diesem Ort eine gerichtliche Verfolgung zuzulassen. Wenn ein Stettiner in einem Münchener Blatt verleumdet wird, so bietet die Verhandlung vor dem Münchener Gericht dem Verleumdeten keine Genugthuung. Die Publizierung des Tenors in einer Stettiner Zeitung würde keinen Ersatz schaffen, von Fällen ganz abgesehen, in welchen zwar eine Verleumdung vorliegen würde, der Angeklagte aber aus formellen Gründen freizusprechen wäre. Denn gegenüber seinen Freunden und Angehörigen liegt dem Verleumdeten naturgemäß mehr an der Verhandlung, als am Tenor des Urteils, mehr an der Klarstellung des Sachverhalts, als an der Bestrafung des verantwortlichen Redakteurs, der ihm persönlich in den meisten Fällen sehr gleichgültig ist.

Soweit es sich nicht um Verletzung eines Individuums, sondern um politische Vergehen handelt und um Verletzung von Gemeinschaften, deren Mitglieder an verschiedenen Orten getrennt wohnen, kann man einer chikanösen Anwendung des ambulanten Gerichtsstandes de lege ferenda dadurch entgegentreten, daß man neben Wohnort des Anzuklagenden und Druckort eine Verfolgung da zuläßt, wo die gesetzliche Vertretung dieser Gemeinschaft ihren Sitz hat.

Die Presse genießt das große Privileg, daß ihr gegenüber eine kurze Verjährung läuft, trotzdem die Wirkungen des gedruckten Worts sich stets erneuern und weit dauernder und nachhaltiger sind, als die des gesprochenen. Da heute Zeitungen und Verlagsunternehmungen überwiegend sehr kapitalskräftige Betriebe sind, ist die Belästigung einer Strafverfolgung am anderen Ort nicht gerade groß, in den meisten Fällen jedenfalls geringer, als die Mühe für den ökonomisch meist schwächeren Gegner, sein Recht außerhalb seines Wohnorts zu suchen.

Gründe der Billigkeit sprechen daher dafür, die Interessen des Publikums, welche mit denen der Presse nicht überall identisch sind, dieser gegenüber zu sichern. Die politische Wirksamkeit der Presse wird

Digitized by Google

dadurch nicht behindert, denn hier handelt es sich nicht um den tapferen Kämpen gegen den Racker von Staat, sondern um den klugen Geschäftsmann, der seine Falstaff'sche Tapferkeit unter „Vermischtes" und „Lokalnachrichten" bethätigt. —

Die moderne Seele.

Von Prof. Dr. Franz Marschner.
(Wien.)

Nachdem Nietzsche seit einem Dezennium durch die Genialität seiner philosophischen Lyrik dem realistischen Individualismus soviel Nahrung zugeführt, daß dadurch auch der strenge Systematiker Stirner zu neuem Leben erweckt worden, scheint nun die entgegengesetzte, idealistisch-pantheistische Richtung, deren wirkungsreichster Vertreter unter den Lebenden Tolstoi ist, deutsche Vorkämpfer zu finden.

Max Messers Werk „Die moderne Seele" (Leipzig, H. Haacke) bedeutet auf dem Wege des Autors, zur richtigen Mitte zwischen jenen Extremen vorzudringen, wohl nur eine vorläufige Rast. Unter dem farbenprächtigen Gewande des modernen Naturalismus schlägt ein edles, reines Herz, das für den christlichen Pantheismus in höchster Begeisterung erglüht. Tiefe und Reichtum des Gedankeninhalts verbinden sich mit außerordentlicher Gestaltungskraft und verbürgen eine starke Begabung, die allerdings noch nicht ausgereift ist, ihrer Widersprüche und Irrtümer aber voraussichtlich bald Herr werden wird.

Die ersten vier Kapitel des Werkes: „Modern" — „Die moderne Seele" — „Vom Künstler" — „Liebe", bilden das Vorspiel zur Hauptdarstellung, die in den letzten drei Kapiteln gipfelt.

Freiheit ist das Gepräge der modernen Seele. Für die Wahrheiten des Baumeister Solneß, der Nora, der Hedda Gabler, des Tolstoi'schen Christentumes tritt sie ein. „Wir ziehen die Brücken des Verstandes ein und empfangen von Seele zu Seele unsere Weisheit." Die modernen Künstler, ein Richard Wagner, ein Burne-Jones, prophezeien das kommende Reich der modernen Seele. Vermögen Auserwählte

Digitized by Google

durch Philosophie oder Kunst das Wesen der Dinge zu erkennen, so hat die ausgleichende Natur allen Menschen die Fähigkeit gegeben, es vermittels der Liebe zu erfassen. Die physische Liebe allerdings schweigt bei den höheren Menschen. Der Liebende erweitert sich durch seine Liebe zu Gott. Daher der Haß des Liebenden gegen das gemeine äußere Leben, gegen den Tag, wie dies in Tristan und Isolde (II. Akt, 2. Sz.) zur Darstellung gelangt.

Im 5. Kap.: „Judentum und Christentum", werden die Vertreter des Materialismus, Skeptizismus und Idealismus: das Judentum, Pilatus und Christus einander gegenübergestellt. Vom Verstande sind die jüdischen Gesetze begründet, in jedem ist der Vorteil nachgewiesen, den seine Befolgung ergiebt. Der Übergang des Judentums zum Christentume gehört zu den tiefsten Problemen der Menschheit. Die Erlösung des jüdischen Geistes (Kundry) von sich selbst, die nur im liebenden Untergehen erfolgen kann, ist der Inhalt des „Parsifal". Aber es war schon der geheime Inhalt der Tetralogie: Wotan ist wie Jehova das Symbol des Willens zur Macht, er wird befreit und gestürzt von Siegfried-Christus, dem Freien, Unbewußten, dem die Macht des Ringes nichts gilt, der weder Herrschaft begehrt, noch den Tod fürchtet. Siegfried-Christus stirbt, vom Prinzip des Bösen, Selbstsüchtigen, Judas-Hagen, gemordet. Das körperliche Symbol für die Selbstüberwindung der alten Welt, des jüdisch-heidnischen Geistes, ist die Brünhilde, die nach dem Opfertode Siegfrieds die Zeit der Liebe und Freiheit, die Zeit der Selbstlosigkeit verkündet.

Das 6. Kap.: „Die Unbewußten", feiert die Frauen als die Repräsentanten des Unbewußten, der Schönheit, des grundlos Seienden. Gerade, weil nur die Größe des Mannes in dem Bewußtsein liegt, ist es der Frau nicht beschieden, zum Wissen über ihr eigenes Wesen vorzudringen. Nur in einer Kunst kann das Weib Vollkommenes schaffen: die Verkörperung des modernen Weibes auf dem Gebiete der Schauspielkunst ist Eleonore Duse. Die Größe und das Wesen der Frau wie des Kindes liegen im tieferen Zusammenhang mit der Allseele. Der einzige Weg aber zu höherer Entwicklung der Menschheit geht durch das Gehirn des Mannes, durch die Bewußtheit hindurch zur Unbewußtheit. Diesen Leidensweg wandelt jedes Genie, vor allen wanderte ihn Jesus Christus. Durch die Predigt Johannis des Täufers vollzog sich in ihm die heilige Wandlung vom Bewußten zum Unbewußten, vom Denkenden zum Seienden; er ist der vollkommenste Repräsentant, der Gottmensch. Allen Menschen diesen Leidensweg zu zeigen, ist die Absicht Christi ge-

Digitized by Google

wesen und derer, die da vom Übermenschen predigen. Max Stirner ahnte es, indem er ausrief: „Das Wissen selbst muß sterben, um im Tode wieder aufzublühen als Wille."

Wundervolle Feinheit der Empfindung zeichnet das mittlere (7.) Kapitel: „Von der schweigenden Musik", aus. Für die Musik der Dinge, die ihnen selbst eingeprägt ist, die nicht erst durch die nachschaffende Seele des Tonkünstlers neu ersteht, ist das Ohr ein zu grobes Organ.

Die Weltenseele selbst ertönt nur in erhabenem Schweigen. Die gemeine Stille erzeugt nichts in deiner Seele. Aber wo die Stille in schweigender Musik anhebt, da beginnt deine Seele zu lauschen, es vollzieht sich die unio mystica zwischen ihr und der Allseele. Grazie ist schweigende Musik des Körpers. Die schweigende Musik ist die Musik des Seienden, des Unbewußten. Dem Bewußten ertönt sie nicht. Sie wird vom Herzen gehört, nicht vom Verstande.

Nähert sich das folgende Kapitel: „Über das Leiden", Schopenhauer, wenn es das Leiden als das unbefriedigte Bedürfnis identifiziert mit dem Beherrschtwerden vom Wollen, so überwindet es im Kernpunkt Nietzsches Auffassung vom Leiden Christi: Leidend und seiner Leiden bewußt, lebte er bis zum 30. Jahre. Johannis Predigt hörend überwand er den Menschen Christus und wurde der Gottmensch Christus. Unbewußt lebte er nun, ohne Sorge, ohne Angst, ohne Bedürfnis, nur liebend; er litt nicht mehr; denn der Unbewußte kann nicht leiden.

Das 9. Kapitel: „Geistige Erziehung", stellt unseren großen, einsamen Künstlern und Philosophen den selbstlosen, unbewußt gewordenen, großen Verschenker Tolstoi gegenüber. Nachdem dieser den Litteraten Tolstoi überwunden, wirkte er das neue Christentum und durch ein beschenktes Jünglingsherz die Hoffnung des Weltfriedens.

Mit Nietzsches ersten Schriften Hand in Hand geht die Verurteilung unserer Erziehungsmethoden und der Hinweis auf die Schüler-Freiheit und Lehrer-Selbstlosigkeit vor 2500 Jahren in Athen als ewig aufmunterndes Beispiel für die Menschheit. Die Großen unserer Zeit müssen wie Tolstoi außer an ihren eigenen Werken daran schaffen, daß der „Mensch, der da kommen soll", zu Hunderten und zu Tausenden komme, in Jünglingen und Mädchen: in den Jüngern. Wahrheit und Vernunft sind allen gemein. Der Schluß dieses Abschnittes baut eine Brücke von Montaigne zu Emerson, deren goldene Worte er uns vorhält.

Das 10. Kapitel: „Der Übermensch", weist den Gedanken Nietzsches ab, die Bedingungen dieses Ideales in der vergänglichen und vergange-

Digitized by Google

nen Kultur der Antike zu suchen, statt mit Richard Wagner in der zeitlosen Idee des Christentumes. Nietzsche geriet auf seine gräßlichen Irrwege dadurch, daß er es unternahm, das Ideal des Herzens durch das des Verstandes zu ersetzen. Logisch beweisbar ist allerdings der Egoismus, wie das Beispiel Stirners lehrt. Nehmen wir nicht den Ikarusflug Nietzsches, denn das Renaissance-Ideal ist ein überwundenes; nehmen wir die Bedingungen des Übermenschen auch nicht aus einer allzu fernen Zukunft, sondern aus der heutigen Menschheit. Was die moderne Seele von der Seele der Rückständigen unterscheidet, ist der Beginn der Entwicklung zum Übermenschen. Jesus Christus ist der erste und bis jetzt einzige Übermensch geworden. Einfach, wahrhaft, einsam steht der Übermensch da „durch Mitleid wissend, der reine Thor". Der zweite Christ wird der Übermensch sein, ihn erwarten wir alle.

Das 11. Kapitel: „Christlicher Pantheismus", erklärt als höchstes Besitztum der Menschen die Erkenntnis, daß ihre Seele unverlierbar sei, ein entlehnter Funke der Allseele. Liebe und Erkenntnis verschwistern sich im Menschen zum Glauben. Aber wer das Dasein der Allseele nur erkennt, ist noch nicht Christ. Christus ist Heiland, weil er im Leben gemäß dieser Erkenntnis lebte, sie in Liebe umsetzte. Dadurch steht das Christentum im Gegensatz zum doktrinären Buddhismus. Das Ideal des griechischen Volkes war der durch vollkommene Bewußtheit zur höchsten äußern Harmonie gelangte Mann. In der religiös-mystischen Zeit des Mittelalters aber entwickelte sich zuerst, erzeugt durch die unbewußte Erkenntnis des Wesens Christi, die Liebe zur Frau als dem irdischen Träger unbewußten Seins. „Lasset die Kindlein zu mir kommen!" rief der Heiland und zeigte — durch die göttliche Wandlung zum unbewußten kindlichen Genie — der zukünftigen Menschheit den Leitstern: vom bewußten Wissen zum unbewußten Willen, zum Übermenschen sich zu entwickeln.

Das Wesen des Christentums (12. Kap.) ist demgemäß der Übergang vom Bewußten zum Unbewußten, vom Denkenden (Kranken) zum Seienden (Gesunden), vom Sichbewegen zum Ruhen. Christentum ist die Centripetalbewegung des Menschen zum Herzen der Natur, die Rückkehr und Einkehr in die göttliche Allseele! Christus wurde Christ. Er erkannte die Einheit und Gleichheit alles Seienden. Christi Worte sind keine Religions- und Morallehren, sondern unbewußte Emanationen eines über den Drachen: Bewußtheit Sieger gewordenen Mannes. Im Leben Auferstehen, im Leben die schützende Hornhaut der Unbewußtheit erfliegen, heißt Christ sein. Christus ist der Leidlose; ihn

Digitized by Google

als den Helden-Heiland zu malen, verlangt Messer von den modernen Malern; denn Christus ist Sieg und Friede. Er ist das erste und vollkommenste Genie des Herzens, der vollkommenste Gegensatz zum Judentum als der Religion und Nation der Bewußtheit, des Verstandes als Selbstzweck. Der christliche Mensch, als der gewordene Unbewußte, Seiende, unterscheidet sich vom ursprünglich Unbewußten und ist eine höhere Stufe des Menschen. Auf welchen Wegen aber finden wir Modernen unser Christentum, unsere Abkehr vom Bewußten? Die schweigende Musik kann unser Herz öffnen; in diesem Sinne sind „modern" und „christlich" identisch. Die moderne Seele ist die christliche, die unbewußte Seele. Alle Nihilisten und Skeptiker und Antichristen und die „Bewußten" sind Dekadenten, Ausläufer greisenhafter Zeit und Kulturen, Ausläufer des Ahasver: Judentum. Das Christentum ist die Jugend, die Kraft, das Gesunde, Seiende, Unbewußte.

Das Schlußkapitel: „Allseele," tritt auf gegen den atheistischen Materialismus, welcher den Geist als Funktion des Körpers faßt, und tritt ein für den Spiritualismus, indem es lehrt, die Materie sei von der Allseele erschaffen worden. Im Menschen wird die Allseele sich ihrer selbst bewußt. Wie nichts von der Materie, so kann auch nichts von der Seele verloren gehen. Die ganze Weltgeschichte zerfällt in die zwei Epochen bis zur Geburt des Heilandes und von ihr ab. Die zweite Epoche ist die der Rückkehr von den eisigen Gipfeln der Bewußtheit in die friedlichen, göttlichen Thäler der Unbewußtheit, des unbewußten Seins, dessen Verkünder Christus ist. Wie der Instinkt die unbewußten Naturgeschöpfe vor dem Untergang bewahrt, so hat Christus durch sein Erscheinen den Menschen die fortschreitende Entwicklung für ewig gesichert.

Ist es auch nicht möglich, durch die vorliegenden Hauptsätze des Messer'schen Werkes die originelle Persönlichkeit des Autors hinreichend zu charakterisieren — um sie zu erfassen, muß man eben das Buch in einem Zuge lesen —, so ist doch in ihnen die Grundlage gegeben, unbefangener Überlegung und Prüfung zu ihrem Rechte zu verhelfen. Vom philosophischen Standpunkt betrachtet besteht das Hauptgebrechen Messers darin, daß sein Blick nicht ein modern geschulter ist, daß er dort Einfaches, Unbedingtes, Absolutes sieht, wo die moderne Wissenschaft Mehrfaches, Bedingtes, Relatives erblickt. Keiner der Fundamentalbegriffe, auf denen Messer seine Lehre aufbaut, ist absolut giltig, noch sind es ihre Gegensätze. Dies muß sowohl vom systematischen wie historischen Gesichtspunkt aus behauptet werden. Da ich hier nicht Detailausführungen, sondern nur Andeutungen zu geben vermag, ver-

Digitized by Google

weise ich zunächst auf die Begriffe des Seins, des Bewußtseins und des Unbewußten.

Die erkenntnis-theoretischen Forschungen Wilhelm Schuppes und Richard v. Schubert-Solderns führen den Beweis, daß es Arten des Seins wie des Bewußtseins giebt. Die Abhandlung Schuberts: „Über das Unbewußte im Bewußtsein" (in der Vierteljahrschrift für wissenschaftliche Philosophie) zeigt, daß der Begriff des Unbewußten, wie der des Bewußten nur relative Geltung habe, und weist nach, daß jener wenigstens in vier verschiedenen Bedeutungen Verwendung finde. Als Analogie hierzu seien meine erkenntnis-theoretischen Abhandlungen, sowie die eben erscheinenden „Grundfragen der Ästhetik" (in der Zeitschrift für immanente Philosophie) angeführt, in welch letzterem Aufsatze die Begriffe Natur und Freiheit in je einem halben Dutzend ganz verschiedener Bedeutungen betrachtet werden. Die Messer'sche Formel: das Denken sei durch das Sein zu überwinden, ist durchaus unzureichend; sie beruht auf einer unrichtigen Fassung dieser beiden Momente und ihres gegenseitigen Verhältnisses. Thatsächlich gegeben und allein denkbar ist immer nur die Verbindung von Denken und Sein, Subjekt und Objekt. Die Gleichsetzung von Denken und Bewußtsein läuft auf den oben betonten Hauptfehler hinaus: selbst wenn man das Denken mit dem Bewußtsein im engen Sinne identifizieren wollte, so sähe man sich doch immer noch gezwungen, diesem mindestens noch das Bewußtsein im weiteren Sinne gegenüberzustellen, als die Synthese von Wahrnehmen, Denken, Fühlen und Wollen. In Wahrheit ist nie eine dieser Geistesäußerungen ohne die andere gegeben, immer kann es sich nur um das Vorherrschen der einen oder anderen, genauer gesagt: um ihr Eintreten in den Blickpunkt handeln. Bezeichnend ist es, daß Ferdinand v. Feldegg, der sich wie in vielen andern Punkten, so vor allem in der Grundrichtung auf „das Gefühl als das Fundament der Weltordnung" mit dem jüngeren Mystiker Messer berührt, denn doch in Bezug auf die Fassung des Bewußtseins und dessen Verhältnisses zum Gefühl die eben skizzierte Grundansicht errungen und erhalten hat. Allerdings findet v. Feldegg die unmittelbare Vereinigung von Subjekt und Objekt im Gefühle gegeben; wie immer man sich aber dazu stellen möge, wird man doch anerkennen müssen, daß diese Auffassung dem oben dargestellten Sachverhalt in ganz anderer Weise entspricht als die Messer'sche Identifikation von Seiendem und Unbewußtem. Infolge der Starrheit seiner Grundbegriffe kann Messer, so sehr seine Lehre eine Entwicklung in sich zu schließen scheint, gerade doch eine solche in Wirk-

Digitized by Google

lichkeit nicht bieten; an ihre Stelle tritt vielmehr der Sprung, und dies stellt seine Denkerarbeit in Parallele zu der des hochbedeutenden Dänen Sören Kierkegaard. So verlockend es wäre, diesen Parallelismus bei allen unverkennbaren Gegensätzen aufzuzeigen, muß ich mich hier doch mit der mageren Bemerkung begnügen, daß Messer infolge dieser Geistesverwandtschaft auch in Bezug auf die historische Auffassung, insbesondere des Verhältnisses von Judentum und Christentum, den Anforderungen wissenschaftlicher Kritik nicht standzuhalten vermag. Ich will hier gar nicht eingehen auf den gelehrten Apparat, wie ihn etwa die Schriften Moritz Friedländers darbieten, sondern nur auf die leicht zugängliche Stelle Moses III, 19, 18 verweisen, aus der sich ergiebt, daß jener fundamentale Gegensatz der geschichtlichen Wirklichkeit nicht entspricht. Wenngleich der Wille zur Macht in allen Entwicklungsphasen des Judentumes als ein Moment desselben gelten kann, so hat sich doch nicht minder selbstlose Hingabe, theoretisch wie praktisch als ein Gegengewicht bewährt. Unhistorisch ist es selbstverständlich nicht minder, das Christentum, im wörtlichen Sinne absehend von dessen wirklicher Entwickelung, nur als unzeitliche Idee zu fassen. Ich kann hier nicht eingehen auf die zahlreichen Widersprüche, die aus jenen Grundirrtümern hervorwachsen. Zwei Beispiele für viele. Wozu bedarf es einer Erziehung zum Willen, wenn ja doch das Nichtwollen das Endziel ist? Ist das Altertum wirklich tot, wenn es doch für die Erziehung als unentbehrlich bezeichnet wird? Zu den erkenntnis-theoretischen und psychologischen Irrtümern gesellen sich ästhetische Unhaltbarkeiten. Eine solche ist es, wenn Beethoven als der Johannes R. Wagners dargestellt wird. So überraschend geistvoll die Ausdeutung der Siegfried-Tragödie ist, auf so schwere Bedenken muß sie doch stoßen, wenn man sich die Gestalt Siegfrieds, sowie das Ende der Trilogie vergegenwärtigt. Wo bleibt da der positive Gehalt des Christentumes?

Trotz all dieser prinzipiellen Ausstellungen muß doch anerkannt werden, daß das Buch Messers, rein gedanklich betrachtet, eine außerordentliche Tiefe und Kraft bekundet. Doppelt bedeutungsvoll erscheint es, wenn aus dem Lager Nietzsches, des Verächters christlicher Anschauung, ein so begeisterter Verkündiger der Grundlehren Tolstois erstehen kann. Rein künstlerisch betrachtet, ist das Buch von einer geradezu hinreißenden Kraft, es entzückt und bezaubert, etwa wie die eine oder andere erzählende Darstellung von Ricarda Huch.

Digitized by Google

Der Katholizismus und die neue Dichtung.

Von Ernst Gystrow.

(Leipzig.)

II.

Der alte Mensch und seine Kunst.

Im Anfang war die Horde. Der Geschlechtstrieb, der Fortpflanzungsanstoß und Lustbefriedigung zugleich in sich schließt, lebte sich für den primitiven Menschen in dieser Urform aus. In der Horde aber entstanden die einfachsten Gewohnheiten des Beieinanderlebens — die Anfänge der Sitte, vornehmlich aus dem generellen Faktor des Sexualbedürfnisses heraus. Es lag nicht allzufern, in den individuellen Genuß, der das Erleben des höchsten sinnlichen darstellt, die Wurzeln des ästhetischen Gefühles und der Kunst zu verlegen. Darwin und viele Darwinisten haben es gethan, und doch war es ein Irrtum. So sonderbar es erscheint: nicht aus der Lust, sondern aus der Unlust, nicht aus den genußvollsten, sondern aus den genußärmsten Stunden des Lebens ist die Kunst hervorgegangen. Unmittelbar die redende, Dichtung und Musik; mittelbar die bildende, Plastik und Malerei. Jene entstand bei der Arbeit, der unangenehmsten Bethätigung, die der Naturmensch kennt; sie war Rhythmisierung der Arbeit — Arbeitsgesang. Diese entwickelte sich an den durch Arbeit geschaffenen Werten, die man durch feindliche Wesen bedroht glaubte und darum mit vielerlei Dingen schmückte — Tieren und Pflanzen; sie ging also Hand in Hand mit dem Wachsen der ersten religiösen Vorstellungen. In dem ökonomischen Urgesetz: die Arbeit mit möglichst wenig merklicher Anstrengung zu verrichten und ihren Werten möglichste Dauer zu sichern — das bis heute das Prinzip aller Arbeit geblieben ist, liegt demnach die Wurzel des

Digitized by Google

Kunstschaffens. Es ist gut, sich diese dürre Thatsache gegenwärtig zu halten: die Kunst diente dazu, Affekte der Unlust zu betäuben und zu verhüten.

Bei dem schleiernden Dunkel, das immer noch über die weiter zurückliegenden Entwickelungsphasen der Menschheit gebreitet ist, läßt sich nur unsicher vermuten, wie die Kunstübung allmählich jenen rein negativen Zweck zwar behielt, dazu aber Momente ganz anderer Natur in sich aufnahm, indem sie neben der Arbeit auch das Spiel begleitete. Die Spiele sind eigenartige Beigaben der Geschlechtsfunktion; sie stellen in ihren Anfängen wesentlich Vorübungen zum Geschlechtsakt in der noch nicht geschlechtsreifen Lebenszeit dar. Indem das Spiel sich rhythmisiert, wird es zum Tanz; da es den Rhythmus aber der Arbeit entnimmt, tritt es mit dieser in eine merkwürdige Verbindung, die durch das Hereinreichen religiöser Zwecke noch dunkler wird. In dieser Vereinigung von Tanz und Arbeitsgesang in religiöser Feier liegt die älteste Form der Tragödie. Wir müssen heute eingestehen, daß es mit dem Alterspräsidium der epischen Dichtung nichts war; die epische Poesie ist gerade die jüngste, wie es auch Karl Büchers glänzende Darlegungen in seiner Studie „Arbeit und Rhythmus“ bestätigen. Das Drama ist die Urform der von der Arbeit losgelösten Kunst, während die älteste Lyrik, das Volkslied, Arbeitsgesang war und noch sehr lange geblieben ist. Sie ist freilich keine reine sensitive oder gar reflektierende Lyrik; sie ist erzählend, wie alle echten Volkslieder bis auf den heutigen Tag es sind. Bücher hat in der oben erwähnten Studie eine Anzahl von Arbeitsgesängen verschiedener Völker wiedergegeben; ihr Inhalt berührt die mannigfachsten Geschehnisse: Gefahren, Liebesabenteuer, Legenden und vieles andere.

Die großen Züge dieses Werdens im Auge zu behalten, gebietet vor allem ein Grund. Immer wieder wird die Neigung sich geltend machen, der Dichtkunst bestimmte Zwecke unterzuschieben, die in ihrem Stoffe begründet sind. Die geschilderte Entwickelung lehrt uns, daß diese Zwecke, wenn wir sie von irgend einem Zeitpunkte an in den poetischen Erzeugnissen finden, sekundär erworben sind. Der primäre Zweck der Dichtung ist der Rhythmus gewesen; der Stoff war nur sein Substrat, dem — das dürfen wir ziemlich sicher annehmen — nicht einmal große Beachtung von seiten der Teilnehmer geschenkt ward. Bei den religiösen Festen mag dem Zuhörerkreise der Inhalt der die Reigen begleitenden Gesänge gar oft ebenso unverständlich geblieben sein, wie unseren Theaterbesuchern ein neuer Operntext. Die unmittelbare

Digitized by Google

Empfindung des Rhythmus, und die mittelbare, d. h. der Anblick der Tanzbewegungen einschließlich der Mimik, beherrscht die Gesamtwirkung. Die Menschen waren unkompliziert genug, um im sinnlichen Genuß des Rhythmus aufzugehen, der auch den durch den Charakter der Feier bedingten Andachtsstimmungen durchaus die Klangfarbe gab. Es würde uns viel zu weit führen, nun auch die weiteren Stufen der Kunstentwickelung zu verfolgen. Nur soviel noch: beim griechischen Drama fängt der Stoff erst da an, Hauptzweck zu werden, wo er politische Färbung annimmt. Das beginnt bei Sophokles, steigert sich bei Euripides und gipfelt bei Aristophanes — wobei ich das Wort „politisch" nicht im Sinne der reinen Tagespolitik, sondern in dem viel weiteren der Stellungnahme zur Zeitkultur gefaßt sehen möchte. Was aber unterschiedlos die Dichter jener Entwickelungsstufe verbindet: ihre Gestalten sind typisch, nicht charakteristisch. Allgemein-menschlich wird der Bewunderer sagen. Warum? Weil das, was wir charakteristisch nennen, damals noch nicht existieren konnte. Selbst in dem komplizierten Athen war das Milieu ein für uns unbegreiflich einfaches; und einfach dementsprechend die innere Persönlichkeit. Der Eudämonismus war die hellenische Ethik; die Sexualmoral trug ein Demosthenes auf der Tribüne als selbstverständliche Thatsache vor, und in jener Verfallszeit, wo sie konträr entartete, schuf man zur Verklärung der nie verhüllten Erscheinung den Mythus von Ganymed. Gedenke, daß du leben sollst, und glücklich leben — ist das griechische Axiom der Lebensführung. Wie der einzelne ihm genügte, ob in der Form des Epikur, des Diogenes oder des Alkibiades, ändert an der Unkompliziertheit des Axiomes nichts. Der Liebesgenuß nötigte keinem Geschlechte innere Kämpfe auf; man folgte der Begierde, auch wenn sie ganymedisch oder sapphisch war. Die Religion ebensowenig; ob man an Götter glaubte, die mit dem Gemütsbedürfnisse nicht viel zu schaffen hatten, oder sie ablehnte, war schließlich eine Doktorfrage. Daß man Sklaven für sich arbeiten ließ, war so selbstverständlich, wie daß man sie verachtete. Keine sexualethischen, keine religiösen, keine humanitären Zweifelanfälle: jeder ordnet das Leben, das frische, heiße Leben, nach seinen Stimmungen und Leidenschaften. In dieser protagoräischen Lebenskunst fand man die Erfüllung der Menschenwürde, in der Wirklichkeit wie in der Dichtung. Daß Sokrates diese Kreise störte, war sein Untergang; Platon wußte des Lehrers Ideen mit der hellenischen Natur zu versöhnen. Allein nun hat die Zersetzung schon begonnen. Ihre philosophischen Reflexe sind die epikuräische und die skeptische Lehre, jene mit der privaten

Digitized by Google

Glückseligkeit, diese mit ihrem Majoritäts-Positivismus, und am allerstärksten die Stoa, in der die Apathie zum Ideale wird, die Persönlichkeit sich auflöst — der treueste Spiegel der sozialen Zerrüttung, die politisch schließlich im Siege des makedonischen Barbaren-Weltreichs über die griechische Kleinstaatskultur gipfelt. Damit vollzieht sich aber ein weltgeschichtlicher Schritt: das Zusammentreffen der hellenischen Welt mit der morgenländischen, aus der eben in Gestalt des Christentums das orientalisch-jüdische Welt-, Lebens- und Menschenideal emporsteigt.

Rückschauende Betrachtung wird der Entwickelung des jüdischen Volkes die höchste Bewunderung nicht vorenthalten dürfen: wie es inmitten der in mystische Theurgie und stumpfen Aberglauben zerfallenden morgenländischen Naturreligionen sich auf die Anbetung seines Stammesgottes Elohim zurückzieht und diesen Kultus zu einem großartigen theokratischen System ausweitet, in dem Religion, Sitte und wirtschaftliche Organisation untrennbar verbunden wurden; wie es dem Zerreißen der Volkseinheit in Klassen vorbeugt, indem es jeder persönlichen Beziehung zu Gott im 1. Gebot den Boden entzieht und dadurch einen vergeistigten Gottesbegriff schafft. Es ist völlig verkehrt, in der altjüdischen Überlieferung die Arbeitsscheu finden zu wollen; im Gegenteil, die Juden sind von vornherein das Volk der Arbeit, die sie freilich — wie alle Völker in ihren primitiven Lebensaltern — als einen Fluch betrachten; aber als einen von den Menschen verschuldeten, von Jahve verhängten Fluch, dem sie sich gehorsam beugen, um die daran geknüpfte messianische Verheißung sich zu verdienen. Daher die Allgemeinheit der Arbeit, das Fehlen der Sklavenwirtschaft, ja, überhaupt einer Klassengliederung. Daß dies keine Bedingung für die Entfaltung eigenartiger Persönlichkeiten war, liegt auf der Hand; dazu gehören eben die komplizierten Lebensbedingungen, der allgemeine Konkurrenzkampf, kurz, das labile Gleichgewicht des griechischen Staatswesens, nicht das stabile des altjüdischen Agrarstaates, in dem kein Ehrgeiz, kein Wettstreit Angriffspunkte fanden. Wie sehr hier alles auf der agrarisch-theokratischen Basis ruhte, zeigt die Wirkung des unter König Salomo vollzogenen Übergangs zum Merkantilsystem — eine geradezu verheerende in Glaube, Sitte und Lebensführung. Solche Verhältnisse konnten ihren künstlerischen Reflex naturgemäß nur in einer religiösen Lyrik finden, da die dramatische Epik anderer Völker, die zunächst auf Göttergestaltung sich aufbaut, absolut ausgeschlossen war; und diese Lyrik sehen wir für die altväterliche, agrarische Zeit in

Digitized by Google

den Pſalmen einen bilderreichen, durch den Gliederparallelismus auch im Aufbau eigenartigen Ausdruck finden, während die Decadenceperiode mir vornehmlich im Kohelet ein Buch hinterlaſſen zu haben ſcheint, in dem die Wirkungen der ſalomoniſchen Lebensverfeinerung und der aus ihr keimenden, zerſetzenden Skepſis ſich zu einer ſelbſt für das moderne Empfinden intereſſanten, tiefen und zarten Dichtung formten. Für eine erotiſche Poeſie fehlte jede Baſis; die Familiengründung war ein rein wirtſchaftlicher Akt, in ſtreng feſtgelegten Formen ſich vollziehend, deren Durchbrechung unerhörte Opfer koſtete (Jakob und Rahel). Die Familie war durchs vierte, ſechſte und zehnte Gebot aufs feſteſte fundiert, ein Liebeswerben nur aus Neigung unmöglich — dazu kommt der allen morgenländiſchen Völkern eigene Zug zu erotiſchen Extremen: Askeſe oder Ausſchweifung, der auch die jüdiſche Verfallzeit kennzeichnet — genug Momente, um uns nach der in der Antike überhaupt nicht beſonders hervortretenden Liebeslyrik bei den Juden vergeblich ſuchen zu laſſen.

Wie Jeſus von Nazareth aus dieſem Volke hervorging, wie ſeine Lehre heranreifte, was überhaupt ſeine Lehre war — wir wiſſen es nur allzu wenig und werden uns dabei beſcheiden müſſen. Den neuteſtamentlichen Legendenknäuel je zu entwirren, iſt keine Hoffnung. Und Renans geiſtvolle Emanation der chriſtlichen Lehre aus der galiläiſchen Natur reicht ſo wenig, vielleicht noch weniger aus, als Nietzſches Auffaſſung, die den Nazarener zum überfeinerten Vollender des Kohelet machen würde. Die Evangelien laſſen ſich dualiſtiſch und moniſtiſch, asketiſch und eudämoniſtiſch auslegen — wie man will. Es kommt auch wenig darauf an. Der Jeſus der bibliſchen Legende iſt in ſeiner Sündenreinheit eine der unintereſſanteſten Geſtalten der Geſchichte; der intereſſanteſte Jeſus aber, den Renan und Nietzſche geſchaffen haben, iſt ſicher nicht der echte. Jeſus' unmittelbare Wirkung auf die Zeit iſt höchſt gering; ſie wäre trotz der Jünger der ſchnellen Wiederauflöſung im Judentume verfallen, wenn nicht Paulus von Tarſus kam ſie zu retten. Der Mann, der helleniſch aufgewachſen und jüdiſch-talmudiſch gelehrt war, ergriff aus der nazareniſchen Lehre einen Gedanken: das Einsſein des Menſchen mit Gott. Und damit ſchuf er das hiſtoriſche Chriſtentum. Allein, der Boden war dafür nicht bereitet. Die Verweſung der antiken Welt aſſimilierte ſich mit ihren Fermenten die neue Lehre in der juden-chriſtlichen, asketiſchen Form, die auch durch die Suggeſtion der mündlichen Überlieferung ſeitens der andern Apoſtel im Vorteile war. Das Ergebnis dieſer Aſſimilation

Digitized by Google

war die katholische Lehre, der nach einem Entwickelungsjahrtausend Thomas von Aquino die philosophischen Formeln und das systematische Gerüst gab, dessen sie seit des größten christlichen Denkers, Augustins, Lehramt mit Bestimmtheit harrte.

Thomas ist von seiner Kirche heilig gesprochen und von Leo XIII. als der Philosoph des Katholizismus bezeichnet worden. Wenn an der thomistischen Philosophie etwas Bewunderung verdient, so ist es die Kunst, mit der sie von dem christlichen Dogmensystem zu einem geradezu pantheistischen Gottesbegriff die Brücke zu schlagen weiß. Freilich, es ist eine unheimlich schmale Brücke, und wer nicht in den Balancierkünsten der kirchlichen Beweisführung geübt ist, wird den dauernden Aufenthalt auf ihr nicht sehr verlockend finden. Schell glaubt zwar (Dogmatik Bd. 2, S. 148) den Thomismus in diametralen Gegensatz zum Pantheismus stellen zu dürfen, weil jener alles Wirkliche aus Gottes Denken und Wollen, nicht aber aus Gottes Wesen, wie dieser, ableite. Das ist zutreffend für die christliche Gottesidee, in der Denken und Wollen nur zwei von vielen Attributen Gottes sind, jedoch keineswegs für den Pantheismus, der in seinen verschiedensten Gestaltungen Gottes Wesen in Denken und Wollen (wenn nicht gar in einem von beiden) erschöpft sieht. Die thomistische Lehre vollzieht nun den Sprung vom Pantheismus zum christlichen Dogma, indem sie neben die absolute und primäre Ursächlichkeit Gottes im Hinblick auf die Welt eine partielle und sekundäre setzt, neben dem unbedingten Weltzweck einen bedingten proklamiert. Jene bezog sich aufs Universum, diese auf den Menschen; jener ist Selbstverherrlichung, dieser hingegen selige Vollendung der Geschöpfe. In Schöpfung, Erhaltung und Regierung stellt sich die absolute, in Wunder, Offenbarung, Fügung und all ihren Modifikationen die partielle Ursächlichkeit dar. Was aber sind dann Erschaffung, Verfluchung, Erlösung, Heiligung und jenseitige Vollendung des endlichen Geistes (d. h. des Menschen) mehr, als eine Laune Gottes — da die Allweisheit die Annahme eines Experimentes ausschließt? Das ist nicht Blasphemie, sondern Konsequenz des Thomismus; es giebt den ersten Begriff vom katholischen Menschenideal. Wie aber konnte dieser von Gott doppelt verursachte endliche Geist „sündigen“? Nun, vor ihm hatten einige der Geister gesündigt, die Gott am Anfang als Engelwelt erschaffen hatte; die ließen den Menschen versuchen, und er — fiel. Ich gestehe, ich bin außer stande, das zu begreifen. Ich weiß dann nicht mehr, was absolute Ursächlichkeit bedeutet, wenn der endliche Geist Wahlfreiheit und noch dazu zur Abkehr von Gott besitzt.

Digitized by Google

Oder wurde das Ganze inſzeniert, damit die zweite göttliche Perſon, der „Sohn“, etwas zu thun bekäme, nämlich die Erlöſung? Das iſt wiederum keine Blasphemie, ſondern Konſequenz des Thomismus. Es folgt dann die Verdammung: Einſetzung des Todes und der Erblichkeit der Sünde; die Erwählung der Nachkommen Sems, eine ungezählte Reihe von Offenbarungen, endlich die Menſchwerdung der zweiten göttlichen Perſon in Chriſtus, deſſen Opfertod und die damit vollzogene, durch die Auferſtehung beſiegelte Erlöſung. Der Tod und die Erbſünde ſind zwar damit nicht aufgehoben, aber entkräftet. Der Menſch tritt unmittelbar nach ſeiner Geburt durch die Taufe in die Gemeinſchaft der Erlöſten. Allein, nun gilt es, ihn in der rechten Vorbereitung aufs Jenſeits zu erziehen, damit er ſich nicht der Sünde wider den hl. Geiſt ſchuldig mache. So projiziert ſich die Erlöſung jetzt in einer fortgeſetzten Aufhebung der Sünde: der Heiligung. Zu dieſer ſchafft ſich Gott eine beſondere Gruppe von Menſchen, die Prieſter, denen die Binde- und Löſegewalt gegeben iſt. So ſtellt ſich der von Weltanfang her beſtehenden Hierarchie der Engel eine Hierarchie der Menſchen zur Seite. Überhaupt iſt ſeit der Erlöſung alles ſehr kompliziert, wie vor allem die Sakramente zeigen. Der Menſch wird in ſeinen religiöſen Pflichten unterwieſen; trotzdem kann er nicht anders, als immer wieder Todſünden begehen. Die muß er dem Prieſter beichten, der dadurch die Buße einleitet, womit der Stand der Rechtfertigung beginnt. Die Rechtfertigung wird beſtimmt durch den Bekenntnisglauben und die guten Werke. Alles das aber iſt nur Vorbereitung fürs Jenſeits. Die durchs Sterbeſakrament „gelöſte“ Seele geht nach dem Tode zunächſt in eine feurige Läuterung, auf deren Verlauf die irdiſche Kirche immer noch Einfluß üben kann. Danach findet die Seele ihre ſelige Vollendung in Gott. War ihre Vorbereitung im Diesſeits beſonders gottgefällig, ſo erhält die Seele eine höhere Rangſtufe der Gemeinſchaft mit Gott durch Heiligſprechung ſeitens der irdiſchen Kirche. Die Seele aber, die mit der Sünde wider den hl. Geiſt behaftet iſt, geht nicht ins Läuterungsfeuer, ſondern unmittelbar an den Ort der Qual, wo ſie für alle Ewigkeit verbleibt. Mit dieſer erfreulichen Perſpektive endet der katholiſche Glaube. Für das Begreifen der letzten Konſequenz, der ewigen Höllenſtrafe, reicht freilich keine apologetiſche Weisheit mehr aus. Hier ſtammeln die Dogmatiker alle ein paar Worte kläglicher Ausflucht. Denn man muß es nur recht bedenken: Gott ſchließt eine Anzahl der Geſchöpfe, deren abſolute, raſtloſe und immer währende Urſache er iſt, von einem beſtimmten Zeitpunkte an

Digitized by Google

für ewig — von sich aus! Gott scheint also — nein, ich schweige. Die fürchterlichste Lästerung wäre zu schwach, für diese That die rechte Wertung zu finden. Das tollste Hohnlachen ist zu zahm, diesen Schlußeffekt der thomistischen „Philosophie" würdig zu begleiten. Das Menschenideal, das auf der letzten Seite entworfen ward, fand Thomas als Dogma vor, daran konnte er nichts ändern. Daß er aber meinte, dieses Menschen- und Lebensideal in die Entwickelung einer großen, pantheistischen Gottesidee einfügen zu können, das beleuchtet seine philosophischen Qualitäten seltsam; und nicht nur die seinen, ebenso die aller Thomisten bis auf Leo XIII. herunter, die jenen Irrtum als Großthat priesen, um den viel konsequenteren Molina mit seiner zu allem brauchbaren halb-deistischen Gottesidee von sich zu weisen. Doch das nur nebenher. Uns interessiert jetzt vor allem, wie das katholische Lebens- und Menschenideal seine praktische, historische Darstellung fand, was für eine Kultur aus ihm emporkeimte; oder, um mich streng im Sinne der kollektivistischen Geschichtsauffassung auszudrücken: welche Wechselwirkung zwischen diesem philosophisch-religiösen und den ethisch-ästhetischen Symptomen der wirtschaftlich-sozialen Gestaltungen des Mittelalters stattfand.

Der katholische Glaube wies über das Diesseits hinaus. Darin liegt noch nicht eine lebensfeindliche Tendenz begründet. Es wäre durchaus nicht undenkbar, mit einer hedonistischen Ethik den Unsterblichkeitsglauben zu verbinden; mit einer eudämonistischen hätte es gar keine Schwierigkeiten. Gott hatte ja sogar den Menschen die irdische Hedone zugedacht. Die bösen Geister vereitelten die Verwirklichung. Es ist der Dualismus der parsischen Lichtreligion, der hier, abgeblaßt zwar, hereinleuchtet, der in der manichäischen Häresis noch einmal in christlicher Färbung hell aufblitzen sollte. Die Sünde lebte im Jenseits, im Reich der gefallenen Geister, und kam ins Diesseits, über die Menschen, die seitdem erblich mit ihr behaftet bleiben. Mit der irdischen Hedone ist es da ein für allemal aus. Die Erlösung aber bringt das Gnadengeschenk der himmlischen Seligkeit, das nur der Sünde wider den hl. Geist versagt bleibt. Das Diesseits bleibt also die Domäne der Todsünde, und alles Trachten muß nur darauf gerichtet sein, die Sünde wider den hl. Geist zu meiden. Aber auch die Todsünde wird nur ihres Fluches entkleidet, wenn sie im Sakrament der Buße ihre Sühnung findet: Beichte, priesterliche Lösung, Bekenntnisglauben samt guten Werken sind deren Stufen. In diesem katholischen Schuld- und Reinigungsbegriff — der für die späteren Darlegungen von grundlegender Be-

Digitized by Google

deutung iſt — liegt nun nicht der Keim zur Askeſe, wie man oft fälſchlich ſagt; ſondern vielmehr die — nun, ich darf es nennen: Gewißheit einer Differenzierung in Weltflucht und Weltſucht. Die hat ſich denn auch vom zehnten Jahrhundert an immer offenkundiger vollzogen, zunächſt als Symptom wirtſchaftlicher Vorgänge, als notwendig gewordene Thatſache, die dann als von Gott gefordertes, oder wenigſtens Gott wohlgefälliges Verhalten gedeutet ward. Die Angſt, die Sünde wider den heiligen Geiſt zu begehen oder die Todſünden nicht recht zu büßen, mußte jede Thätigkeit lähmen und den Blick mit hypnotiſcher Starre auf die Vorbereitung fürs Jenſeits richten; die Gewißheit, die Todſünden überhaupt und noch dazu ziemlich bequem büßen zu können, und die Vermutung, bei aller Kaſteiung der Sünde wider den hl. Geiſt womöglich doch noch zu verfallen, führten auf der andern Seite dazu, ſich ſorgenlos und in dem tröſtenden Bewußtſein, daß dem Genuß doch unfehlbar der Katzenjammer, alſo auch der Sünde die Reue folge, der Freudigkeit des irdiſchen Lebens hinzugeben. Jene Anſchauung, die jedes äſthetiſche Wohlbehagen von vornherein ausſchloß, lokaliſierte ſich vornehmlich in den Mönchsorden; dieſe fand ihren höchſten und umfaſſendſten Ausdruck in der Renaiſſance.

Es zeugt von einer oberflächlichen Auffaſſung der Dinge, wenn man in der Renaiſſance einfach das Wiedererwachen der heidniſchen Welt- und Lebensauffaſſung erblickt. Die Weltanſchauung bleibt durchaus katholiſch; nur verſucht man, den katholiſchen Inhalt in eine neue helleniſche Form zu gießen. Hatte die Scholaſtik das Chriſtentum mit der ariſtoteliſchen Philoſophie zu einem unſagbar dürren Syſtem zuſammengeſchweißt, ſo erfolgte jetzt der Rückſchlag der Phantaſie gegen die Logik, die Kürung Platons zum „heidniſchen Vorläufer Chriſti“ an Stelle des Stagiriten. Es ſind vornehmlich die myſtiſchen Ideen des platoniſchen Lehrgebäudes, wie die Unſterblichkeit, ferner die neuplatoniſchen Ausläufer, denen die italieniſchen Gelehrten und Künſtler ihre Sympathie zuwenden. Die Katholizität der Weltanſchauung wird dadurch gar nicht berührt. In Florenz entſteht die platoniſche Akademie unterm Schutze des Hauſes Medici; und ihre Koryphäen, die Marſa, Contarini u. a. ſind es, die aufs eifrigſte den Laterankonzil-Beſchluß von 1512 verteidigen, durch den der in Padua und Venedig herrſchende Averroismus und Alexandrinismus verdammt wurden. Der ſcholaſtiſche Ariſtoteliker Dante ſteht der Kirche viel ſkeptiſcher gegenüber, als der Platoniker und Liebesſänger Petrarca, der den ungläubigen Averroes grimmig haßte; und Boccacio konnte den Dekameron ſchreiben und doch

Digitized by Google

den Kirchenglauben bekennen. Die wirtschaftliche Blüte der italienischen Staatswesen war es, die reichem Kunstschaffen den Boden gab; sie war es aber auch allein, die zu einer sinnlichen, hedonischen Lebenspraxis führte, die alle Stände umfaßte, auch die, die von Platon kaum den Namen kannten. Man kann diese Ethik heidnisch nennen, weil sie der im heidnischen Athen der goldenen Zeit stark ähnelte — innerlich haben beide mit dem Heidentum wenig zu schaffen. Der Reichtum führte den Genuß als Lebensinhalt ein an Stelle des Glaubens; der sank zum bloßen Bekenntnis herab. Und da das auf die jakobische Rechtfertigungslehre gegründete Bußsakrament Bekenntnis und gute Werke forderte, und zu guten Werken genug Mittel da waren, pekuniäre sowohl wie ideelle, d. h. im Tesaurus operum abundantium, dieser hoch verzinsenden kirchlichen Bank, aufgespeicherte, so fiel es nicht schwer, ein guter Katholik zu bleiben und doch im Strome der hedonischen Lebenspraxis munter mitzuschwimmen; ja, so einfach war es, daß die Kirche zum größten Teil und vornehmlich in ihren höchsten Dienern selber mitschwamm. Mit Pracht zu herrschen, ward ihr Ideal. Das war ein Ideal, dessen künstlerischer Verherrlichung auch hedonische Bildner, Maler und Dichter sich widmen konnten. Wer wollte es bestreiten, daß in der Renaissance die Kirche mächtig fördernd auf die Künste gewirkt hat? Und doch gebar jene Zeit kein Kunstwerk, kein bildnerisches und poetisches, das als eine ästhetische Verklärung des früher entwickelten katholischen Gedankensystems gelten könnte; weil dieses System eben weder den Lebensinhalt der Kirche noch den des Einzelnen mehr bildete, weil es hier halbvergessen neben der individuellen, dort verzerrt im Dienste der politischen Lebenspraxis ein einflußloses Dasein fristete. Die „sekundäre" Ursächlichkeit und Zweckbethätigung Gottes hatte sich so schön in dieser Richtung entwickeln lassen, daß man samt der primären den Verursacher und Zwecksetzer selbst so ziemlich vergaß.

Ein ganz anderes Bild bietet um dieselbe Zeit das Verhältnis zwischen Leben und Kunst in Deutschland. Der katholische Glaube war ja durch Karl den Großen der Mehrheit niederdeutscher Stämme nicht eben sanft aufgedrängt, im weiteren aber doch unter Schonung altheidnischer Gewohnheiten und Ideen eingebürgert worden. Im Volke lebte eigentlich das Heidentum, etwas in den Hintergrund gedrängt und verblaßt, aber doch unaustilgbar, fort. In den Kreisen der an den Höfen sich aufhaltenden Gelehrten aber entwickelte sich der Katholizismus unter der Erinnerung an heidnische und dem Einflusse morgenländischer Anschauungen (letztere kamen vor allem aus dem maurischen

Digitized by Google

Spanien) zu einer verworrenen Mystik, die in den Geheimwissenschaften ihre gelehrte Gestaltung fand, während in der Dichtung die Artusromane zum Mittelpunkt eines tiefsinnigen religiösen Mystizismus wurden. In Wales am Anfang des 7. Jahrhunderts entstanden, kam die Artussage dann nach Frankreich, wo sie zuerst von Guiot, am umfassendsten aber von Crestien de Troyas gestaltet ward, an den sich die deutsche Artuspoesie eng anschloß. Das höfische Leben hatte die deutschen Heldengedichte verdrängt oder versüßlicht; so griff man begierig zu dem ganz neuen Stoffkreise, der zunächst wesentlich nach der Seite des Ritterlichen, Abenteuerlichen hin ausgearbeitet wurde, bis der größte Dichter des deutschen Mittelalters, der die Gestalt der „Frau Aventiure" als Fortsetzung der eddischen Saga geschaffen: bis Wolfram von Eschenbach, jene äußeren Begebenheiten zum Hintergrunde nehmend, einem Hintergrunde von bewundernswerter Vielgestaltigkeit und Lebenspracht, im „Parzival" das religiöse Ringen, Zweifeln und Siegen mit unvergleichlicher Kunst zum Ausdruck brachte. Bis auf unsere Tage herab giebt es keine deutsche Dichtung, die — trotz aller morgenländischen Farbenpracht, trotz alles heidnischen Spukes — so warm vom christlichen, katholischen Glaubensideal durchströmt würde. Gleiches aber wie vom größten Epiker, gilt vom einzig großen Lyriker jener Zeit, Walther von der Vogelweide. Mit welchem Zorne er sich gegen die Verweltlichung der Kirche auflehnt; mit welch tiefer Seelenfreude er die Kreuzzüge und das heilige Land preist; mit welch innniger Gläubigkeit er in seinen letzten Gedichten vor seinem Heimgang zu Gott mit Christus Zwiesprache hält — das alles sind die Äußerungen einer ganz im Christentum lebenden und webenden Menschenseele, die bei allem Auskosten irdischen Glückes doch nie vergißt, wo ihr Glaube ihr die wahre Heimat weist. Wolfram und Walther sind die beiden Dichter des Katholizismus im wahren Sinne; freilich nicht der machtlüsternen Kirche, sondern jenes katholischen Glaubens, der aus der Gottes- und Menschenidee eines Augustin leuchtete und Thomas von Aquino seinen alles verursachenden, alles erhaltenden, alles in sich schließenden, pantheistischen Gott schaffen ließ; der aber der römischen Kirche selber verloren gegangen war.

Zwar gab es auch, abgesehen von der trockenen Poesie der Geistlichen, im deutschen Mittelalter eine üppig blühende Marienditchtung. Sie hat neben vielem Wertlosen manches Schöne gezeitigt; allein sie hängt mit dem übrigen Glaubensinhalt so wenig zusammen, sie bildet so sehr eine Gattung für sich, daß wir ihrer in einem beson-

Digitized by Google

deren Abschnitte gedenken werden, der der Lyrik des Marienkults gewidmet sein soll.

In Walthers religiöser Lyrik lag eins ausgesprochen: daß der nordische Geist, zur Einheit des Glaubens und des Lebens strebend, das romanische Auseinanderfallen beider, die Erniedrigung der Religion zu weltlichem Herrsch- und Prunkmittel, unmutsvoll ablehnte. Die Ethik des deutschen Minnesangs war sicherlich im großen Ganzen nicht viel besser als die der florentinischen Renaissance; allein hier schieden sich auch die vornehmsten Geister nicht vom gedankenlosen Dahinleben der Menge, gerade weil für die Last eines äußerlichen Zugehörigkeitsglaubens die herrschende, weltliche Kirche sie entschädigte; dort erwuchs eine machtvolle Dichtung des echten Gemütsglaubens, die ihr Sehnen nach der Tiefe durch die Verflachung der Kirchenlehre bedroht, beleidigt sah. Darin liegt die große Kluft zwischen deutscher und italienischer Poesie gekennzeichnet; aber auch die noch viel größere zwischen der romanischen und der germanischen Auffassung des Christentums. Daß es sich dabei nicht um zeitweilige und begrenzte Differenzen, sondern um einen diametralen Gegensatz des innersten Wesens handele: diesen Nachweis bewußt und ein für allemal zu vollziehen, war die weltgeschichtliche That der deutschen Reformation. (Schluß folgt.)

Deutsche Lyrik.

Lied.

Da waren zwei Kinder, jung und gut,
aber ihr Blut
floß gar schnelle.
Sie lachten sich zu,
da warf ihre Ruh
die erste harmlose Welle.

Doch jeden Tag warf sie eine mehr,
bis gar wild hin und her
Wogen wallten.
Da ging es zum Sterben
gradaus ins Verderben —
sie konnten ihr Herz nicht halten.

Christiania. Christian Morgenstern.

CANCELLED
Digitized by Google

Im Liliengarten.

Sommerstürmisch ist die Stunde —
Regsam fährt ein starkes Weh'n
Durch die stille Gartenrunde,
Wo die ernsten Lilien steh'n . . .
Drunten geht der Strom in Wellen,
Wie im Herzen uns die Quellen,
Die verschütteten, erwachen
Und mit neuen Wogen lachen.

Knospend flechten sich die Reben
Und verstohlen wie zum Kranz;
Und auf Abendwolken heben
Gold'ne Lichter sich zum Tanz,
Und es stimmt der Wind die Leier . . .
— Wie zu einer zarten Feier
Bieten Duft in Silberbechern
Lilien den verträumten Zechern —
— — — — — — — —

Nur noch süßer Lebenswille
Über allem Elend wacht —
Ringsher legt sich große Stille
Wie zu einer sel'gen Nacht —
— Selbst des Sturmes wilder Flügel
Flattert nur noch zart am Hügel, —
Und er faltet im Verklingen
Leise sich wie Engelsschwingen . . .

Siegend aus den ersten Sternen
Wandelt schon das scheue Glück;
Lilien atmen aus den Fernen,
Alle Schatten flieh'n zurück —
Und aus deinen freudenfeuchten
Blicken zuckt empor ein Leuchten —
Und du trinkst von meinem Munde
Eine unvergeß'ne Stunde.

Und mir ist, als ob indessen
Alle Sterne ihren Lauf
In Mitseligkeit vergessen,
Und ihr Funkeln hörte auf.
Weil sich alle Flammen stahlen
Ganz in uns'rer Augen Strahlen . . .
. . . . . .

Und auf solchen gold'nen Brücken
Wandelt wieder das Entzücken.

Straßburg i. E. Alberta von Puttkamer.

Federzeichnungen.

I.

Sie hing an meinem Arm,
Als wir im Walde gingen,
Und schaute auf die Blumen,
Umgaukelt von Schmetterlingen.

Sie hing an meinem Mund,
Als Turteltauben girrten,
Und wir uns nimmermehr
Ins Laubgebüsch verirrten.

Sie hängt an meiner Wand,
Im Bild sehr gut getroffen,
Und schaut mich fragend an,
Ob Wiedersehn zu hoffen.

München.

II.

In dem Hofe vor dem Wirtshaus
An der alten Ulme Schaft
War geheftet eine Tafel,
Bunt mit Lettern, riesenhaft.

„Heute Ball mit freiem Eintritt."
Von dem Herbstwind war gefegt
Schon das Laub von allen Zweigen
Und am Boden festgelegt.

Wirbelnd drehten sich die Paare
In dem grünbekränzten Saal,
Dachten lustig nicht der Blätter
Auf dem Hof, verwelkt und fahl.

Heinrich von Reder.

Digitized by Google

Serpentine.

Die Winde schlafen,
Ich habe weit das Fenster aufgemacht,
Und deine Arme
Besprengt mit ihrem blauen Silber die Nacht.
Fang' hier den Schleier,
Den schillernden, und tanz' mir den Tanz der Tänze!
Winde ihn, winde,
Daß er in allen seinen Farben glänze!

O deine Linien,
Wenn deine Füße sich im Tanze dreh'n!
O deine Brüste,
Wie jung sie in das schimmernde Dunkel steh'n!
Es ist mir, Mädchen,
Als ob du so dein eigenstes Wesen lebst.
Es ist mir, Mädchen,
Als ob du über Schmerzen und Lüsten schwebst.

Ich in der Ecke,
Ich laß' meine lichten Seifenblasen sprüh'n.
Sie sollen neckisch
Wie kleine Weltenkugeln dich umglüh'n.
Spürst du im Zimmer
Ein Hauchen wie aus den frühesten Menschheitstagen?
Das soll uns beide
Vereint in die blaue Grotte der Liebe tragen.

Zürich. Emanuel von Bodman.

Leben und Poesie.

Ein traurig Land! Die fahle Heide!
So breit und flach auf brachem Strand;
Am düstern Moore hebt die Weide
Die kahlen Zweige übers Land;
Einförmig ziehen sich die Föhren
Am Horizont, und nah und weit
Kein Laut: nur Krähenflüge stören
Mit heiserm Ruf gleich Unheilschören
Die frostige Alltäglichkeit.

Doch sieh! Es naht die Abendstunde,
Und durch der Wolken trüben Wall
Bricht siegesfroh auf dunklem Grunde
Der Erde mächtiger Vasall!
Der wachen Träume Gottheit sendet
Die weißen Farbentöne aus;
Das Auge hängt, vom Glück geblendet,
Am Schimmer, den die Lache spendet,
Am tiefen Samt des Himmelsblaus.

Nun wird aus dürrem Haidelande
Ein weitgedehntes Zauberreich;
Die Sage ruht am Waldesrande,
Ein Lied erklingt am Elfenteich!
So neigt sich über unser Leben
Der holde Schein der Poesie,
Und in des Alltags Einschlag weben,
Von lichtem Märchenglück umgeben,
Die Träume ihre Melodie.

Gr.-Lichterfelde. Hermann Sieglerschmidt.

Digitized by Google

Die Ungetreue.

I.

Ich bin ja nur ein Kind im Wald,
Und hat die Liebe sich versteckt,
Dann flieh' ich weinend durch den Wald,
Bis meine Stimme and're weckt.

Und stieß mich müd' die Liebe fort,
Dann flieh' ich wie ein Kind im Wald,
Bis mir ein Trostesruf, ein Wort,
In mein verirrtes Herze schallt.

Das halt' ich fest, den Ruf, das Wort,
Und hauch' es an und küß' es rot —
Und küß' den fremden Mann im Wald
Und wünsche mir, ich wäre tot. —

II.

Wenn der fremde Mann im Wald
Hat gestillt des Kindes Jammern,
Bricht der rote Morgen an.
Tausend grüne Ranken klammern
Sich ans himmelweiße Kleid.
Mit entsetztem Händetasten
Streift das Kind die Ranken ab. —
Springt davon in wildem Hasten.

Herrlich geht der Morgen auf!
Nur das Kind vergißt zu lauschen.
Nieder sinkt es in die Knie — —
Heimatglockenklänge rauschen,
Lachend blüht empor der Tag.
Quellen rieseln, Blätter fallen,
Rings ein Wogen, rings ein Wallen,
— Nur das Kind bleibt stumm und kalt.

Wie ein weißer Winterreif
Liegt's auf seinen blonden Locken.
In den Augen glüht die Angst.
Still, o still, ihr Kirchenglocken!
Wie die Bettlerin der Nacht,
Abgehetzt, umhergetrieben,
Bebt das Kind vor eurem Klang —
Nie mehr kann es betend lieben.

In die Wirrnis tief und bunt
Schaut es mit verwirrten Blicken,
Zuckt vor jedem kühlen Hauch.
Und ein altes, müdes Nicken
Beugt das junge Menschenhaupt.
Abgehetzt, umhergetrieben,
Sänk es gerne, gern' zur Ruh.
Müd' vom Hassen. Müd' vom Lieben. —

Berlin. Elsbeth Meyer-Förster.

Walzer.

(Kirchweih auf dem Dorf.)

Es mögen die gelehrten Äfflein klagen,
ich sei ein Thor, den Liebesgrillen plagen,
wohlan, so will ich meine Thorheit tragen
und nichts nach aller Äfflein Weisheit fragen.
Fiedeldibum.

Es mögen fromme Weiblein flennen
ob meiner Sünden, zahllos, nicht zu nennen
vor keuschen Ohren, so vor Tugend brennen:
Niemals seht ihr mich in den Beichtstuhl rennen.
Wär mir zu dumm.

Digitized by Google

In unbußfertiger Thorheit will ich leben
und lachend aller Reue mich begeben:
Nur du allein sollst mich gen Himmel heben
und um den Sünder Gnadenschleier weben
in seligem Liebestanz.
Mädele, kumm! Fiedeldibum.

München. Michael Georg Conrad.

Wie ich früher über Karl Bleibtreu urteilte.

Eine Antwort von Edgar Steiger.

(München.)

Im zweiten Märzheft der „Gesellschaft" veröffentlicht Karl Bleibtreu unter dem Titel „Ein ‚sozialistischer' Ästhetiker" eine seiner genugsam bekannten Antikritiken, in der er mich des Renegatentums, d. h. in Bleibtreu'scher Sprache: des Abfalls von dem alleinseligmachenden Glauben an seine messianische Sendung bezichtigt und rundweg behauptet, ich hätte in meinem Werke „Werden des neuen Dramas" alles, was ich früher, d. h. in meinem „Kampf um die neue Dichtung", über ihn geschrieben, öffentlich verleugnet und dem einst Gefeierten pöbelhaft ins Gesicht geschlagen. Ich will nun gar nicht bestreiten, daß sich meine Ansichten über Karl Bleibtreus Dichten im Verlauf der letzten zehn Jahre sehr zu seinen Ungunsten verändert haben — nicht nur, weil sich mein kritisches Urteilsvermögen naturgemäß von Jahr zu Jahr verschärfte und klärte, sondern vor allem, weil Bleibtreu die großen Hoffnungen, die wir Jungen damals in ihn gesetzt hatten, so ganz und gar nicht erfüllt hat. Aber wie klar ich schon im Oktober 1888 das künstlerische Manko in Bleibtreus ganzem Schaffen erkannte, wie wenig ich trotz aller jugendlichen Begeisterung an seiner Messias-Selbstreklame und seinem Cäsarenwahn (bezeichnender Weise überträgt

Digitized by Google

Bleibtreu in seiner Antikritik diese Eigenschaft von sich auf Gerhart Hauptmann!) Gefallen fand, mögen im Interesse der geschichtlichen Wahrheit folgende Citate aus dem „Kampf um die neue Dichtung“ beweisen:

Seite 93: „Bleibtreus Dichten und Denken ist ganz Wille, und wer diese bedeutsame Erscheinung der neuesten Litteratur richtig würdigen will, muß sich zuvörderst an die Persönlichkeit selbst, an dieses energische Ich halten, dessen Kraft, Tiefe und Vielseitigkeit auch dem Gegner Bewunderung abringen werden. Es ist kein Zufall, daß gerade Byron Bleibtreus Lieblingsdichter, gerade Napoleon sein Lieblingsheld ist. Mit beiden teilt er jenes bis zur Selbstvergötterung gesteigerte Ich-Bewußtsein, das den Gegnern so oft die Zielscheibe wohlfeilen Spottes wurde. Und mag man zur Entschuldigung anführen, was man will, die fortwährende Verkündigung des eigenen Messiastums, in der ihn leider einige strebsame Jünglinge nach Kräften unterstützen, hat immerhin etwas Mißliches, solange die große, dichterische Messiasthat noch auf sich warten läßt. Wir bewundern Bleibtreus seelische Kraft, Gedankenfülle und unermüdliche Schaffenskraft, aber wir vermögen beim besten Willen nicht in so zerfahrenen Werken wie „Schlechte Gesellschaft“ oder „Größenwahn“ etwas anderes als hastig hingeworfene, geniale Selbstbekenntnisse und Liebesskizzen eines jungen Stürmers zu erkennen, der die persönliche Erfahrung nicht überall zur selbständigen Individualität umarbeitet, sondern Charakteristisches und Zufälliges ganz unvermittelt nebeneinander stellt.“

Seite 94: „Man schlage das Verzeichnis seiner Werke nach und bestaune die Schaffenskraft und den Fleiß dieses Menschen, der die Bücher nur so gleichsam aus dem Ärmel schüttelt! Er ist Lyriker, Novellist, Romanschreiber, Dramatiker, Historiker und Kritiker in einer Person. Eine fieberhafte Arbeitswut treibt ihn beständig vorwärts und läßt ihn kaum zu Atem kommen. Zur Beschaulichkeit, zur selbstzufriedenen Betrachtung des Geschaffenen, zur kritischen Prüfung der eigenen Werke bleibt ihm keine Zeit.“

Seite 104: „Überall drängt sich jenes energische Ich, von dem wir oben sprachen, in den Vordergrund. Zuerst suchte es sich in der Lyrik von den trübgährenden Gedanken zu befreien; aber er vermochte nur selten den Gedanken in ein reines Bild umzusetzen und noch viel weniger jene einheitliche Stimmung zu erreichen, die zum Liede wie zur Ode unentbehrlich ist. Die Bilder hasten wie eine von der Meute der Gedanken gehetzte Schar in wilder Flucht vorüber, und die Gedanken jagen sich so toll, daß selten einer in seiner ganzen Fülle harmonisch ausklingt..... Alles ist zerrissen, stürmisch, leidenschaftlich, packend, aber selten befriedigend.“

Seite 105: „Kaum hatte er in seinen ersten Novellen ‚Aus Norwegens Hochlanden‘ und ‚Kraftkuren‘ die genialsten Zeugnisse einer gewaltigen, plastischen Gestaltungskraft gegeben, so packte ihn wieder der Dämon seines Ich und

Digitized by Google

triebihn auf die gefährliche Bahn der lyrischen Novelle und des symbolischen Romans, in denen sein Subjektivismus sich mit einer — man weiß nicht, ob beneidenswerten, ob bedauerlichen — Verwegenheit über alle sonst üblichen künstlerischen Schranken hinwegsetzte..... Ich bewundere die psychologische Tiefe, mit der gewisse Grundprobleme des Lebens in all ihren Verzweigungen analysiert und in ihr geheimstes Zellgewebe zerfasert werden. Aber ich hätte lieber weniger Figuren und diese wenigen durch alle Lebensphasen durchgeführt, lieber weniger Gerede über die Sache und mehr Handlung, mit einem Wort: weniger Lyrik und mehr Epik, weniger Psychologie in Worten und mehr Psychologie der That gesehen. Denn so, wie die beiden Werke (gemeint sind ‚Die schlechte Gesellschaft' und ‚Größenwahn') jetzt beschaffen sind, können uns die tiefsten Gedanken, die entzückendsten Naturschilderungen für die völlige Zerfahrenheit des Ganzen nicht entschädigen."

Seite 106: „Was ich von dem Lyriker und Novellisten Bleibtreu sagte, gilt im wesentlichen auch von seiner dramatischen Thätigkeit. Er ist hier wie dort Stürmer und Bahnbrecher, ohne bis jetzt die künstlerische Geschlossenheit, die Ruhe in der Bewegung und die Einheit im Wechsel je erreicht zu haben. **Seine Dichtung ist trüber Most, und die Zukunft muß erst lehren, ob er sich zum herzerquickenden Wein abklären wird.**"

Seite 107: „Seine Dramen — es sind bis jetzt davon sechs erschienen: ‚Byrons letzte Liebe', ‚Seine Tochter', ‚Harold', ‚Der Dämon', ‚Volk und Vaterland', ‚Schicksal' — verraten alle das energische Bestreben, jener höheren Auffassung des Tragischen, die wir oben entwickelten, gerecht zu werden. Aber es bleibt beim bloßen Versuch."

Seite 118: „Aber der Dämon seines Ich hinderte ihn auch hier, zur Vollendung durchzudringen. Als ob er keine Geduld hätte, die Selbstentwickelung seiner Welt ruhig abzuwarten, betritt er, während die Geschöpfe seiner Phantasie den heißen Weltkampf bestehen, plötzlich selbst die Bühne, bedient sich einer seiner Figuren als Schallrohr und verkündet dem verblüfften Zuschauer, was der tiefere Sinn des Ganzen, was die Idee der Dichtung sei."

Seite 120: „Bleibtreu aber verletzt sowohl das Grundgesetz aller realistischen wie aller dramatischen Dichtung, wenn er in das Drama, das als Ganzes Weltsymbol sein soll, jene subjektiv-lyrische Symbolik hineinträgt, die das dramatische Gefüge zerreißt und die künstlerische Täuschung vernichtet. Ob es ihm je gelingen wird, den Egoismus im Kunstwerk zu ertöten und den tragischen Lorbeer zu erhaschen, wer könnte das heute schon bejahen oder verneinen?"

So die Citate aus meinem „Kampf um die neue Dichtung", der im Jahre 1888 erschienen ist. Sie zeigen jedem, der lesen kann, was es mit dem angeblichen Widerspruch zwischen diesem, meinem kritischen Erstlingswerke und dem zehn Jahre darauf erschienenen „Werden des neuen Dramas" für eine Bewandtnis hat. Im übrigen fällt es mir gar nicht ein, mich gegen Karl Bleibtreus sonstige Vor-

Digitized by Google

würfe und Unterstellungen*), die ja doch niemand ernst nimmt, auch nur mit einem Worte zu verteidigen. Möge er ruhig fortfahren, von der Warte seiner höheren Weltanschauung auf mich armen Erdenwurm herabzusehen! Ich bin nicht grausam genug, ihn in diesem unschuldigen Vergnügen, das mir nicht wehe thut, zu stören.

Jan Toorop.

Von Rudolf Klein.

(Berlin.)

Unser Jahrhundert, das während fast zweier Drittel keine eigene Kunst gehabt (die Länge dieser Dauer variiert in den verschiedenen Nationen), während welcher Zeit die Kunst alles, geradezu Mädchen für alles war, nur nicht reine Kunst, hat in seinem letzten Drittel heftige und nachhaltige Wandlungen erlebt, deren erste, nachhaltigste und einflußreichste, die Rückkehr zur Natur, der Naturalismus war. Diese Wandlung ging parallel mit dem naturwissenschaftlichen Geist in den Wissenschaften, dem naturwissenschaftlichen Roman, der naturwissenschaftlichen Kritik. Nie wohl war eine Kunstjüngerschar so begeistert wie in den Tagen, da die ersten, heißen Kämpfe um die ersten naturalistischen Wagemutstücke tobten, Hunger und Durst schienen diese Leute nicht zu fühlen, sie schienen rein keusch der Begeisterung zu leben. Und dennoch kam der Rückschlag. Man wurde der Kunst überdrüssig, die nichts als Kunst war, d. h. nichts als malerische, technische Qualität, man wollte wieder Gedanken in das Werk hineingeheimnissen. Der Künstler, der vorher mit offenen Augen in die Welt geschaut, richtete

*) Als Kuriosum sei hier nur ein Beispiel Bleibtreu'scher Bescheidenheit angeführt. Bleibtreu schreibt in seiner Antikritik u. a.: „Ja, er (Steiger) hat sich sogar bewogen gefühlt, nach Lektüre des Revolutionsdramas ‚Weltgericht' eine schriftliche Huldigung im Verein mit dem Schweizer Genossen Merian an den Dichter zu richten." Diese Huldigung, von der Bleibtreu hier so viel Aufhebens macht, bestand in einer — Bierkarte, die Merian und ich in später Nachtstunde aus der Selow'schen Klosterschenke vom Stapel ließen. Der Anfang lautete, wenn nicht irre, ungefähr so: „Allah ist Allah, und Bleibtreu sein Prophet. Wir neigen uns gen Norden ꝛc. ꝛc."

Digitized by Google

den Blick gegen sich selbst, er begann seine Gefühle, seine Träume zu beobachten. Nicht nur inhaltlich, sondern auch technisch war hiermit eine ganz neue Phase eröffnet, da die Seele es ist, der Inhalt, der sich die Form, den Körper baut. Hatte die vorhergehende Schule ihren Gipfelpunkt erreicht bei denen, die von den Gegenständen nichts mehr als Luft und Licht sahen, diese wissenschaftlich zerlegend, sich die Prismatiker nannten, in ihren Bildern alles in eine vibrierende, oscillierende Farbenmasse auflösend, so mußte nun, um die Gedanken zu gestalten, an Stelle dieser Technik die Linie, der Contur, kurzum der Stil treten, bei dem die Farbe mehr und mehr nebensächlich behandelt wurde. Der Künstler, der sich so dem Leben abwandte, verlernte es nicht nur zu gestalten, sondern auch zu genießen, und floh in fremde, die frühen, primitiven Kulturen, deren Kunsttechnik nicht nur der seinen verwandt (da diese Künste ja ebenfalls aus einem Innenleben, dem Klosterleben, hervorgegangen), sondern deren ihm fremde, wirklich naive Innerlichkeit, in einen Tropfen berauschender Essenz herausdestilliert, ihm auf den allzu feinen Nerven und allzu raffinierten Bewußtsein köstlich zerschmolz, die Anregung gebend, die das banale Außenleben versagte. So schoß üppig wie Pilze hervor ein Archaismus, der nur ein Zeichen der Ohnmacht war, und die Künstler spazierten wieder in ihren Werken, genau wie in den Schwächeperioden unseres Jahrhunderts, nur mit mehr Innerlichkeit, in Kostümen und Allüren fremder Völker und Zeiten. Wenn auch das Zeitempfinden in dieser Kunst vibrierte, eine Kunst, die der Erde, dem Volksempfinden entsprossen, hatten wir wieder nicht, bis, in ihren letzten Konsequenz, diese Richtung in rein dekorativen Wirkungen, in der Tapete und dem Gobelin endigte. Einer dieser Generation, der nicht in diese Unbill verfiel, sondern versuchte, das Innerste, das Urwesen des Menschen zu gestalten, ist Jan Toorop.

Als Jan Toorop vor einer Reihe von Jahren an die Öffentlichkeit trat, mochte das schallende Gelächter, das ihn empfing, größer sein als die Entrüstung, die der Kunstbonze sonst ausstößt, wenn er, seiner Meinung nach, auf Verirrungen trifft. Einige praktische Ärzte glaubten zwar, Toorop mit Sicherheit das Irrenhaus prophezeien zu können, während andere, tolerantere, Tooropś Kunst aus seiner Abstammung erklären wollten, was mich jedoch absolut unzutreffend dünkt, indem mir seine Kunst durchaus germanisch scheint, wie auch nicht nur in seiner Abstammung das germanische Blut vorwiegt — er stammt aus norwegisch-englisch-javanischem Blute —, sondern er sich auch im Herzen germanischer Kultur, in Holland, zu dauerndem

Digitized by Google

Schaffen niedergelassen hat. Als Künstler machte Toorop die oben geschilderten Phasen, vom Naturalismus an, mit durch, bis er seine Eigenart fand, in der er bis auf den heutigen Tag weiter schafft, während manche, denen diese Kunst nur Modesache war, längst dies Feld verlassen. — Das erste Bild, mit dem Jan Toorop von sich reden machte und das ihn auch in Deutschland einführte, waren die „Drei Bräute". Es zeigt den Künstler sogleich in seiner ganzen Eigenart und völlig abgeschlossen. Er gab nicht Menschen — noch weniger wie die freiesten Florentiner, die Zeitgenossen der van Eyks, und die Meister der Kölner Schule, die doch auch infolge ihres asketischen Innenlebens, im Gegensatz zu der aus reger Volksmacht entsprungenen Kunst der Hochrenaissance, nur die Seele zart auf Goldgrund, statt des äußeren Menschen gaben — er gab noch weniger wie diese den Menschen, er gab nur sein Wesen als psychologische Formel, in eine geschlossene Linie gebracht. Die irdische, die himmlische und die Sündenbraut, ihr Wesen war so vollendet erfaßt, daß es der beigefügten Erklärung Toorops garnicht bedurfte für den Seelenkenner, der den Inhalt dieses komplizierten Bildes sofort entzifferte, dessen drei Hauptgestalten dann noch von beständig variierenden, das Wesen der einzelnen Figuren symbolisierenden Gegenständen und Figuren umgeben waren, während im Hintergrunde das Bild abgeschlossen wurde vom Meer, dem ewigen, allumrauschenden Meer, dem zeugenden Urschoß alles Seins. Seitdem hat Toorop so weiter geschaffen, sich mit jedem Bilde von einer neuen, aber immer derselben Grundseite gezeigt, so daß man das Wesen seiner Kunst in das eine Wort zusammenfassen könnte: er giebt das transcendentale Ich des Menschen. War der Naturalismus die Parallele des wissenschaftlichen Materialismus, so ist Toorops Kunst die des neubeginnenden Spiritualismus, sie ist Philosophie, Religion. Es giebt zwei Arten, Welt und Dinge zu begreifen: die eine ist die des Gehirns, das die Dinge auf ihre molekulare Zusammensetzung prüft und den Geist aus dem jeweiligen Zusammenrinnen der Stoffe erklärt, die andere ist das visionäre Schauen des transcendentalen Ich, der Sonnengeflechtseele, die Welt und Dinge in ihrem Urwesen und Zusammenhange begreift, jener Erleuchtungszustand, den der Mensch kennt, wenn das Gehirn im Somnambulismus einschläft, sodaß er mit der Seele, dem Kosmischen, Ewigen, für das die Begriffe von Zeit und Raum fehlen, zu fühlen beginnt. Dieses Fremdwesen im Menschen, sein transcendentales Ich, das, wie die Spiritisten behaupten, sich materialisieren könne und als geschlossene Einheit weiter lebe, das transcendentale Ich, das, wie die asiatische Urweisheit der

Digitized by Google

Leben behauptet, lange Wandlungen durch Tier, Mensch und Welten durchmacht, bevor es ins Nirwana hinüberschlummere, diesen Teil, das Göttliche, weil Ewige im Menschen, sucht Toorop zu gestalten, in eine geschlossene Linie konzentriert. Schief und bizarr daher, wie im visionären Traume entstellt — an die apokalyptischen Allegorien des William Blake erinnernd — sehen wir Gestalten und Gesichter durcheinander schwirren, Greise, Leichname, Dirnen und Jungfrauen um eine kalt lächelnde „Sphinx", die ihre Krallen ihren Opfern in den Rücken gräbt, mit kaltem, von allzu vielem Leiden entstelltem Gesicht, ein beängstigendes Symbol des Lebensrätsels; schief und bizarr, wie im Traume verzogen, der Denkkraft beraubt, aber mit dem visionären Weltfühlen des blinden Auguren, der hysterischen Prophetin, sieht eine Jungfrau — „panis angelicus" — den Himmel offen, da zwei Gestalten schweben, von allem Schmerz und Leid der Welt entbunden, die Einigkeit verträumend, in rhythmisch geisterhaftem Flug; während in dem Bilde „Sehnsucht und Genügen" die irre Seele emporschreit wie die schmerzaufjauchzenden Choräle entfleischter Extatiker am Auferstehungsmorgen. In dem Bilde „Unsere Zeit" sehen wir die schweren Kämpfe des Daseins durch finstere Frauen verkörpert, während die buhlerische Dirne üppig gedeiht mit neun Brüsten. — Ich sagte zu Eingang dieser Besprechung, Toorop sei durch und durch germanisch in seinem Empfinden, und er ist dies nicht allein, er ist auch durch und durch katholisch. Wie im früheren Mittelalter der katholische Asket germanischer Abstammung in seinem nach Innen gekehrten Seelenleben in hysterischen Krämpfen die tiefsten Visionen hatte und sich dem Weib als Urrätsel, so sehr er es wegen seiner verführerischen, buhlerischen Künste als Teufelsbündlerin hinstellte, doch immer wieder zuwandte, als dem Urrätsel, dem Urschoß alles Entstehenden, der Inkarnation von gut und böse, dem Weib als Astarte, Isis Messalina, Maria — so auch Toorop. Das Weib ist seine stete Symbolisierungsfigur. Wir sehen die reine Erdenbraut verkörpert, die in ihrer spröden Keuschheit das Mysterium der Schwängerung erwartet, wir sehen die Himmelsbraut, die unter nächtelangem Geißeln sich die heißen Satanslüste aus dem Blut gepeitscht, wir sehen die Hure, die gierig das Blut der Männer saugt, einmal teuflisch-kalt wie das Symbol des Bösen, dessen Atem tötlich ist, ein andermal brünstig und geil mit neun Brüsten, und wir sehen das Weib als das ewig dunkle Rätsel, eine bleiche, entnervte Masse mit einer Mischung von Schmerz, Unerbittlichkeit und hoheitvoller Reinheit. Seine Männertypen haben etwas fakirhaftes, etwas vom asketischen Wüstenprediger

Digitized by Google

(das einzige, wo er orientalisch wird) an sich, sie sind Magier, gefühllos und unverletzlich durch Fasten und Beten. Alles in allem: Toorop giebt nur die Welt der Seele. In seinen Bildern thut sich nur das Seelenleben in seiner Urform auf, seinen Urleidenschaften in transcendentaler Jenseitsform, es ist das Reich, da unsere Gefühlswerte aufgehoben, ihre schärfsten Gegensätze aufgelöst ineinander überfließen, das Reich, da tausend Jahre währen wie ein Tag und ein Tag wie tausend Jahre, das Reich, da der Inceſt reiner als die keuscheste Jungfrauenliebe und die unbefleckte Empfängnis nicht nur ein Dogma!

In manchen seiner Entwürfe sehen wir diese Figuren vollends in unsymmetrische Linien eingeflochten, deren grenzenlose Willkür dann wieder organisch ins Dekorativ-Ornamentale einwächst. Während das Gehirn geregelt denkt und konstruiert, sehen wir in dieser bizarren, damit organisch verschmolzenen Disharmonie wieder den Ausfluß und die Kondensation einer rein mechanischen Seelenfunktion, deren Fühlen stets aus dem nächsten ein zweites bildet, nach kristallinisch-organischen Gesetzen — ein Zustand, der mich, um einen Vergleich aus der modernen Litteratur zu wählen, an den abnormen Seelenzustand des Nils Nagel aus Knut Hamsuns Roman „Mysterien“ erinnert. Andere Bilder wieder sind nicht so ausschließlich in Linien komponiert, so z. B. die „Nirwana“ betitelte Frauenfigur, die an della Francescas herbe Profile erinnert, desgleichen die Mädchenköpfe auf dem Bilde „Beim Säemann“, die das Weib als den ewig fruchtbringenden Mutterschoß zu verkörpern scheinen. Der eigentümlichen Technik entsprechend zeichnen sich Toorops Figuren durch eine auffallende Magerkeit aus, selbst die satanische Perversität der sich in heißer Brunst verzehrenden Dirne charakterisiert er nicht, wie dies Rops stets thut, durch eine verführerische Üppigkeit, er muß dies verschmähen, da seinen Figuren ja jede Erdenschwere fehlt, und er weiß nur zu sicher ihr Wesen in die psychologisch-synthetische Linie zu schließen. Toorop hat viele Entwürfe für Fresco-Technik bestimmt, ein von großer Berechnung und Konsequenz zeugendes Vorhaben, da die meisten primitiven Epochen, deren Kunst auf einer verwandten Wesensart beruht, ebenfalls dieses Verfahren vorzogen. Alsdann verfolgt Toorop auch, wie die ganze Richtung, der er entsprungen, rein dekorative Absichten. Ich hatte zu Eingang erwähnt, wie die neue Kunst, die den Naturalismus ablöste, ihrem Wesen nach schließlich aus Gefühlsdürre in rein dekorative Wirkungen, in der Tapete und dem Gobelin endigte — welchem Kunstniedergang wir seltsamerweise ein neues Aufblühen des Kunstgewerbes verdanken — ein

Digitized by Google

höchst charakteristisches Merkzeichen dieser neuen Kunst, die die Primitiven verehrte und ihrem Wesen nach mit ihnen verwandt war, da auch in den primitiven Epochen das Dekorativ-Ornamentale stets mit der Kunst und sich gleich entwickelnd Hand in Hand ging — nur daß in jenen primitiven Epochen nicht, wie heute es manche möchten, und wie die traurige Lage eines Teils dieses Kunstzweigs es mit sich zu bringen scheint, das Dekorative die Tiefe der Kunst, die tiefe Kunst überhaupt ablösen sollte. In diesen Fehler verfällt nun Toorop nicht. Könnte man sich z. B. etwas vollendeteres für ein Kirchenfenster denken, wie seinen Entwurf „Sehnsucht und Genügen", der nicht nur dürre Dekoration, sondern von einem tieffühlenden Künstler verkörperte menschliche Gefühle enthält, die gerade an ihrem Bestimmungsort, einem Fenster, oder noch besser Kirchenfenster, eine nicht zu überblickende Wirkung ausüben würden. — So ist Jan Toorop, gleich vollendet in seinen Bestrebungen wie seltsam und eigen in seinem Inhalt, ein markanter Typus des zur Neige gehenden Jahrhunderts, das, das heraufdämmernde Arbeiterregime fürchtend, noch einmal zurückflieht in die späte Romantik der traumhaften Neubelebung mittelalterlicher Gefühlstiefe.

„Es wird schon spät . . ."

Von Hermann Häfker.
(Berlin.)

Ich hatte aufgehört zu antworten.

Die Dame vor mir, eine dicke, große, sagte mit einem Augenblitzen: „Es wird schon spät. Gehen Sie noch tanzen." Sie hatte ein Kleid von matt-himbeerroter Seide und trug einen großen, hellgoldigen Haarauffatz. Ihr Gesicht, das voller Falten war, ihr Nacken, ihre Arme, und selbst die große Tafel ihres Busens, alles sah aus wie gepudert.

Ich verbeugte mich wie abwesend und trat linkisch hinter eine Gruppe ganz junger Herren. Ich fühlte, daß sie mir verstohlen nach-

Digitized by Google

sah. Ich schlängelte mich weiter in eine Ecke des Zimmers und von da in die offenstehende Thür eines Kabinetts, das im Dunkel lag.

In der rechten Ecke auf einem Divan regte sich bei meinem Eintritt etwas und näselte undeutlich: „Gnädige Frau . . .“ Es war ein weißes Vorhemd und ein dunkler schimmerndes Gesicht. Als er merkte, daß ich nur ein Gast war, wurde es wieder still.

Ich trat mit schnellen, gleichen Schritten in die Nähe des Fensters, wo ein Damenschreibtisch stand. Meine Brust wogte . . .

Langsam erst, dann mit plötzlicher Schnelligkeit, übermannte mich eine Art Hitze, die mich gleichsam durchwogte vom Kopf bis in die Zehen. Meine Muskeln spannten sich, mein Atem beengte mich einen Augenblick . . . Dann glitt ein leises Zittern und eine wohlige Frische über meinen Leib . . .

Ich trat wieder an die Thüre, wo ich einen Augenblick zögernd stand. Durch das hellerleuchtete Zimmer, in dem die Gesellschaft summte, durcheinander wogte, lachte, klangen die Walzertakte aus dem gegenüberliegenden Salon . . .

Schnell ging ich hindurch. Etwas hatte mich durchzuckt, nicht ein Gedanke, nicht ein Gefühl, — etwas wie Überzeugung; wie der Gedanke eines andern, der mich getroffen hat . . .

Ich war im Tanz. Meine Dame war ziemlich klein, beinahe schmächtig, und die Linien ihres Gesichtes von unvergleichlicher Schönheit. Ich sah unaufhörlich auf die mildzarte, rosige Farbe ihrer Schultern und ihres Busens, dessen zart abgetönte Schatten sich hinter einer feuerrot glänzenden Kleidung verloren . . . Ihr Haar war schwarz, und sie hatte einen goldenen Pfeil darin. An dem Pfeil hing ein goldenes Herz, mit einer Zeichnung von dunkelpurpurnen Rubinen.

Ich drängte sie an mich, und sie gab sich hin . . .

Plötzlich ergoß sich in meine Glut etwas wie ein Strom von milder Zärtlichkeit, eine Sucht zu spielen und zu schmeicheln, und gab mir eine heitere Leichtigkeit. Wie ein Schmetterling flatterten meine Gedanken über den Blumen der Erinnerung . . .

Es war eine Sommernacht, da sangen die Lüfte süße, summende Lieder, und die Luft koste um alles Lebende. Darin hörte ich eine Stimme klingen und plaudern wie einen Silberton, und sah ein Gesicht wieder mit einer feinen Linie um den lächelnden Mund, und ringsum glitten die wollüstigen Schatten der Nacht . . .

Ich trat zurück. Und plötzlich empfand ich eine so ergreifende,

Digitized by Google

übergewaltige Sehnsucht nach dieser Stimme und dieser Linie, daß meine Augen brannten.

Gleich fand ich sie wieder, meine alte Liebe. Ich erblickte sie in einer der Frauen, die allein saßen. Sie fächelte sich. In ihrem Gesicht lag ein Ausdruck glücklichen Gewissens. Und mich rührten ihre Augen, in denen ein feuchter Glanz schimmerte.

Als ich mich vor ihr verbeugte, folgte sie mir gleich. Ich umfaßte sie behutsam wie ein Kind und sah sie mit versonnenem Lächeln an. Da fühlte ich, wie sie plötzlich leise zuckte; dann rötete sich langsam ihr Gesicht und nahm wieder den Ausdruck glücklichen Frauenlächelns an . . .

Alte Liebe! . . . Sie hielt ich im Arm . . . Und die Sommernacht summte in den Walzerklängen . . .

Ich sah nur auf die Linie um ihren Mund, den Fetisch meiner Anbetung. Und dann fühlte ich ihren schweren Körper in meinem Arm . . .

Da sagte sie, während ihr Busen wogte, mit einer wohlklingenden, dunklen Stimme: „Es wird schon spät. Ich werde aufbrechen. Begleiten Sie mich, wenn es nicht ein zu großes Opfer für Sie ist . . ."

In der Garderobe holte ihr Mann sie ein. Ich hörte vom Herrenzimmer aus, als ich mich über meine Gummischuhe beugte, seine Stimme: „. . . Du gehst schon? — Unmöglich! — Was, Migräne? — Zu heiß? — Du träumst! Deine Launen. Unmöglich. Ich bleibe . . ." Dann ging er hinaus, an der offenen Thür vorbei, in die Gesellschaftszimmer zurück, ohne zu sehen, daß ich ihm ein höhnisches Gesicht schnitt. Ich trat vor die Thüre und sah ihm nach. Er hatte einen kahlen Schädel, bis auf ein paar große Haarflocken in der Nähe der Ohren. Wie ein Esel . . . wie ein Esel. —

Wir gingen. Draußen wehten die ersten Frühlingslüfte durch die Nacht . . .

Sie war groß und von guter Gestalt; ihre Formen vollerblüht, dem Übergange nahe, wo sie die Binden der Schönheit sprengen, wo sie sich verzerren und verquellen, wo sie nicht mehr zusammen das Bild eines zarten, feinen, sprießenden Wesens bieten, in dem eine Seele herrscht, sondern das Bild eines alten Hauses, an dem so viele Leidenschaften gebaut haben.

Als wir vor ihrem Hause standen, lud sie mich zu einer Tasse Thee ein, weil ich hustete. Ihre Stimme klang rein und mild wie eine

Digitized by Google

Glocke, voll harmloser Zärtlichkeit . . . Da wandte ich mein Auge auf sie und lächelte ironisch. Und plötzlich flammte mein Blick auf . . .

Sie hielt aus. Ein wenig lächelnd zeigte sie mir ihre weißen Zähne. Um ihren Mund lag wieder eine Spur von dieser feinen, zärtlichen Linie, bei deren Anblick die Erinnerung in mir schlug . . . Ich bot ihr meinen Arm.

Ich wartete in ihrem Boudoir. Es wurde Theegeschirr gebracht. Dann sagte sie von nebenan, ich solle mir eine Zigarette anstecken. Dann kam der Thee und ließ eine leichte, süßlich riechende Wolke in die Luft.

Und dann etwas wie eine Betrübnis, ein bitteres Bangen, ungreifbar und doch lastend . . . . . .

Sie kam lächelnd, noch im großen Kleid, den Mantel noch über den Schultern, um ihn dann auf ihr Ruhebett fallen zu lassen, mir gegenüber . . . Da sah ich ihre Schultern leuchten. Und sie reichte mir ihre noch schöne Hand, daß ich sie küßte.

Ich that es. Ich goß eine Tasse Thee hinunter, zündete eine zweite Zigarette an, legte sie fort, — und stand auf. Ich stand vor ihr. In den weichen Strom von Liebe, der mich durchrauschte, mischte sich etwas wie Schmerz.

Und lächelnd sagte ich ihr, wie schön sie sei und ergoß einen Strom von unendlichen Zärtlichkeiten über sie, wie die, die das Gefäß voll köstlicher Narde zerbrach über dem Haupte dessen, den sie liebte; nannte all die Reize, die ihre Jugend geschmückt hatten, malte sie so schön, wie sie sich träumte . . . küßte ihre Hand mit vielen Küssen und ging.

Da sprang sie auf und bat mich, als hätte sie seidene Fesseln in ihren Worten, noch zu verweilen — wozu schon wieder in die Nacht hinaus?

Ich aber nahm meinen Hut in die Hand, führte nochmals leicht ihre Hand an die Lippen und sagte, während meine Augen fast zufielen, mühsam ein Gähnen verhaltend: „Es wird schon spät, gnädige Frau . . . . . "

Da draußen umhauchte mich die Frühlingsnacht.

Ich ging eine Weile torkelnd wie im Traume, wieder umsummt von den Melodieen des Abends. Es wurde mir schwül, so warm war die Luft. Ich hörte die silberne Stimme von damals und fühlte plötzlich wieder an meiner Seite die kleine Feuerrote, mit der ich getanzt . . .

Mit einem Schlage brach das Summen ab. Ich riß meinen Paletot auf, zog die Handschuhe aus und erwachte wie aus einem Traum.

Digitized by Google

Ich sah um mich her . . . Am Himmel schimmerten viele blasse, goldene Punkte, Sterne, die durch leicht unsichtbar treibende Düfte flimmerten. Und vor mir sah ich ein trippelndes Mädchen, das sich niederbeugte, um seinen Strumpf hoch zu ziehen . . .

Da stürzte ich mich auf sie und küßte sie mit einer rasenden Wildheit, daß sie aufschrie. Ein greller, silberner Klang . . .

Dann wurde es still in der träumenden Gärtenstraße der Vorstadt. Da, wo sie hinausführte in die unbebauten Felder, brach sie ab und fiel in einen alten, tiefen Feldweg, an dessem Rande Weiden und Birken abwechselnd die Wacht hielten. Und rechts ab und links führten kleine, schmale Wege in die Felder und verloren sich in der Natur . . .

Da war's . . . Da haben wir von unserer Liebe gesprochen.

Langsam schwamm der Mond herauf, eine blasse, feine Sichel. Es war sehr spät geworden, sehr spät.

Kurze Geschichten.

Von Paul Scheerbart.

(Nieder-Schönhausen.)

Der Weg zur Schlachtbank.

Rede eines Ochsen.

„Ich bin ein großes Tier und ein gutes Tier. Ich weiß, wohin man mich führt. Und ich habe auch nichts dagegen. Ich bin der wahre Wohlthäter der Menschheit. Ihr gehört mein Herz — ihr gehören auch meine Nieren und meine Schinken — und meine Knochen mit dem herrlichen Mark! Daß man mich nicht so ehrt wie andere Wohlthäter, macht mir nichts aus. Auf Dank hab ich nie gerechnet. Daß man mich aber noch schlägt mit dem Ochsenziemer — halte ich für gemein. Muß ich auch noch zum Märtyrer werden? Wozu?"

Groß!

Sechstausend Ellen lang und fast ebenso breit ist die große Kröte, auf der mein Palast erbaut wurde.

Vor vielen, langen Jahren zog ich ein — in den Palast.

Und die Kröte wandelt nun mit mir durch die große, große Welt.

Digitized by Google

Ob die Kröte was von mir weiß?

Ach! Die Kröte ist so groß.

Ich bin grausam klein dagegen.

Natürlich ist es eine Schildkröte — die Kröte, von der ich so viel spreche.

Wenn bloß diese Schildkröte ein wenig schneller gehen wollte!

Ich möchte so gerne noch heute ans Ende der Welt gelangen — ans Ende!

Geh schneller, liebe Kröte!

Ich möchte ja endlich mal die Größe der ganzen Welt begreifen — oder verstehen — fassen!

Aber wie soll ich das?

Ich kann ja doch nicht ans Ende kommen, denn es giebt ja kein Ende!

Geh schneller, liebe Kröte!

Sie will natürlich wieder nicht.

Was hilft mir da ihre Größe?

Alles wird immer größer — und es hilft uns alles nichts.

Es nützt auch nichts, daß unser Durst immer größer wird!

Den Weltrand werden wir niemals an unsere Lippen setzen können.

Ich würde auch den Weltrand zerbeißen.

Geh schneller, liebe Kröte!

Nützen zwar thut es nichts — aber mir kommt dann — wenn du dich beeilst — wenigstens die Zeit nicht so maßlos groß vor.

Ach, du „liebe" Zeit!

Das Knäblein.

„Ich weiß nichts," sagte das Knäblein in der Badewanne.

„Das ist auch garnicht nötig!" bemerkte die weise Mama.

„Ich will doch aber," rief nun das Knäblein, „ein großer Mann werden."

„Dann brauchst du," schrie krächzend das weise Weltweib, „erst recht nichts zu wissen."

„Dolle Welt!" murmelte das Knäblein.

Digitized by Google

Gedichte von Lorenzo Stecchetti.

Aus dem Italieniſchen von Walter Nachler.
(Berlin.)

I.

Auf den Tod eines höchſt ehrenwerten Halsabſchneiders.

O, hört nur die Glocken,
Wie düſter ſie bummen,
So ſüß für die Heuchler,
So ſchön für die Dummen; —
Gebogene Hälſe
Den Tempel durchirren,
Den Sterbegebete
Gar emſig durchſchwirren.
Requiescant in pace,
Requiescant in pace.

Den Frieden des Geldmanns
Erfleh'n die Geſänge,
Der, ehe er adlig,
Arg rupfte die Menge;
Es ſagt nicht die Grabſchrift
Welch Lump hier verblichen,
Doch ſiebenmal, weiß man,
Iſt flugs er entwichen.
Requiescant in pace,
Requiescant in pace.

Er prellte den Sprengel,
Betrog im Konvente
Und lieh ſeinem Nächſten
Für hundert Prozente.
Nach Reichen und Armen
Streckt' er die Hände,
Fand trotz Katechismus
Als Chriſt dann ſein Ende.
Requiescant in pace,
Requiescant in pace.

Und jetzt ſtammelt murmelnd
Mit frommer Gebärde,
Die Brüſte ſich ſchlagend,
Die Prieſterherde:
Nimm auf ihn, o Jeſu,
Im Chore der Frommen,
Wir ſoll'n von den Erben
Bezahlung bekommen.
Requiescant in pace,
Requiescant in pace.

Das gold'ne Wort: „Zahlen",
Kaum ward es geſprochen,
Da fühl'n durch die Stola
Die Herzen wir pochen;
Ihr, Arme und Reiche,
Bringt Gold ohne Qualen,
Im heiligen Kanon
Steht klar: „Ihr ſollt zahlen!"
Requiescant in pace,
Requiescant in pace.

Der Himmel bleibt Thränen
Und Bitten verſchloſſen,
Der Papſt aber löſt den,
Der zahlt unverdroſſen.
Zwar wollten Apoſtel
Vom Gelde nichts wiſſen,
Wohl wahr! Doch wir mögen
Die Dienſtmagd nicht miſſen!
Requiescant in pace,
Requiescant in pace.

Digitized by Google

Ihr trachtet voll Eifer
Nach himmlischer Krone,
Auf! Zahlt, Katholiken,
Zahlt Pacht denn zum Lohne!
Den Weg, den die Seelen
Zum Acheron nehmen,
Zeigt Charon, man muß ihn
Mit Geldspenden zähmen.
Requiescant in pace,
Requiescant in pace.

Der heilige Trödel
Will hold sich erweisen,
Er löst euch und bindet
Zu Schleuderpreisen;
Verschachert Verdienste,
Tilgt Sünden und Grauen,
Gelöste, euch winken
Die himmlischen Auen!
Requiescant in pace,
Requiescant in pace.

II.

Bekenntnis.

O, nenne mich nicht jung,
Weil lang und blond mein Haar,
Und rosig überhaucht
Und weich mein Wangenpaar.
Ich gleich' der faulen Frucht,
Die außen glänzend rot,

Doch innen nagt an mir,
Den jung Du wähnst, der Tod.
Dem Schmeichelwort, dem Trost
Schloß ich die Seele zu.
Lach' nicht, Verführerin!
— Die Toten achte Du! —

III.

Spes, ultima, spes.

Herz, armes Herz, ich habe Dich gefragt:
„Was soll der Sehnsucht, der Verzweiflung Glühen?"
„Die Liebe starb," hast schluchzend Du geklagt.

Herz, armes Herz, ich habe Dich gefragt:
„Wenn Liebe starb, kann dann noch Hoffnung blühen?"
„Wer nicht hofft — stirbt," hast weinend Du gesagt.

IV.

In Verborgenheit.

O, Heckenblümchen, das der Dunkelheit entsprossen,
Du armes Blümchen, ungekannt von allen,
Du bleibst wie meine Lieb' dem Blick der Welt verschlossen,
Uns ist ein unglückselig Loos gefallen! —
Kein freundlich Sonnenlächeln hast Du je genossen,
Du stirbst in Dornen, die Dich eng umkrallen,
Und ohne Hoffnungsleuchten sterben meine Triebe.
Wer sollte sie auch ahnen! — Arme, arme Liebe! —

Digitized by Google

V.

Gedenken.

Der Leiermann spielt seine munt'ren Lieder,
Die Erde liegt im Abendsonnenschimmer,
Der Felder Frühlingsodem schleicht sich wieder
Durch mein geöffnet Fenster in das Zimmer.

Wie plötzlich meine Kniee zitternd beben,
Und heiße Thränen nach den Augen streben!
Ich berge stumm das Haupt in beide Hände.
Und denk' an Dich, du Ferne, ohne Ende! —

Der neue Maeterlinck.

Von Friedrich von Oppeln-Bronikowski.
(Berlin.)

In meinem letzten hier veröffentlichten Aufsatz über Maeterlinck schloß ich, nach einer Charakteristik seines letzten Werkes „Aglavaine und Selysette", mit den Worten:

. . . „Soviel von diesem köstlichen Nachschößling des „Trésor", der uns aber nicht darüber hinwegtäuscht, daß mit ihm Maeterlinck eine Periode seines Schaffens abgeschlossen hat. Was wir noch von ihm zu erwarten haben — es wird gewiß etwas Großes sein — muß die Zukunft lehren. Wird Maeterlinck auf dem Wege seelischen Innenlebens, nach-innen-Lebens fortfahren, oder wird seine Seele sich auch des verwirrenden Außen bemächtigen?"

Bald darauf sandte mir Maeterlinck einen — hier gleichfalls abgedruckten — Brief, in dem ich die Bestätigung dieses „oder" fand. „In der That könnte ich, streng genommen," schrieb er, „von diesem Trésor wie von einem Werke sprechen, das mir nicht mehr angehört; denn mehr als ein Gedanke hat sich in mir seit jenem Buch gewandelt, wie Sie es in meinem neuen Buche „La Sagesse et la Destinée" sehen werden."

Digitized by Google

Als ich dann die Handschrift des in kurzem erscheinenden*) Buches zur Verdeutschung erhielt, machte ich mich hoffend und zagend zugleich an das erste Studium dieser Blätter. Was würde die neue Weisheit bringen? Was würde sie aus dem Schicksal gemacht haben? Oder was würde das Schicksal aus ihr gemacht haben? Und was würde dann ihr Schicksal sein? In solchen Stunden banger Neugier empfindet man einmal an geistigen Dingen, was man bei jedem äußeren Ereignis so oft, schnell und leicht empfindet: daß sich nach wenigen Stunden etwas Wesentliches entschieden, etwas ein für allemal geändert haben muß; und darum möchte man aus jedem Worte, jeder Nebensächlichkeit, gern die volle und schnelle Gewißheit schöpfen, welcher Art sie auch sein möge. Denn die schlimmste Gewißheit ist besser als die Ungewißheit. Und man weiß doch nicht einmal, was aus einem selber noch werden kann, wessen alles man noch fähig ist: „Wie will man da über das urteilen, was andere gethan haben," sagt Maeterlincks König Arkel. Freilich sagt Maeterlinck selbst an andrer Stelle: „Bei jeder längeren Bekanntschaft kommt ein wundersamer Augenblick, wo wir sozusagen die genaue Stellung unseres Freundes zu dem Unbekannten, das uns umgiebt, und die Stellung des Schicksals gegen ihn erkennen. Wir wissen, daß dem einen seine Vorsicht zu nichts nutzen wird; die unzähligen Ereignisse, die ihm verhängt sind, werden ihn entdecken, wo immer er sich birgt. Wogegen ein anderer vergebens auf Abenteuer ausgehen wird; er — wird stets mit leeren Händen zurückkommen." Und doch schien mir diese leichte Neigung zur Kanonisierung, zur Versteinerung, zum Ein-für-Alle-mal, um so mehr als sie in einer Generalabrechnung, einem Abschlußwerke stand, wie es der Trésor des Humbles ist, nicht wenig verdächtig. „Wer lange an einem Orte bleibt" — sagt Maeterlinck in einem feinen Aperçu des neuesten Buches — „lernt ihn zuletzt als den einzigen Fleck ansehen, wo der Himmel, die Erde, die Pflanzen wirklich und bewunderungswert sind." Und jetzt war er doch aus der alten Heimat der Mystik aufgebrochen, — selbst formell; dieses in einem Zuge durchgeschriebene Buch konnte nichts mehr mit dem stückweise in langen Zwischenräumen und in kleinen Essays entstandenen „Abrechnungsbuche" seiner ersten Periode, noch weniger aber mit deren produktiven Werken gemein haben. Was konnte jetzt nicht alles noch aus Maeterlinck werden! Seine Herkunft aus neukatholischem Altruismus konnte bei ihm zur

*) Paris 1898. Bibl. Charpentier. 5. Auflage. — London, George Allen, Englisch. — Deutsch, von mir übersetzt, bei E. Diederichs, Florenz und Leipzig.

Digitized by Google

allerschlimmsten Nächstenquälerei, zum Urchristentum par excellence ausarten. Seine Neigung zum Alltag konnte zur weltmüden, ins Ideal flüchtenden, ins Ideale verflüchtigten Resignation, zum heiligen Nihilismus führen. Seine übersensitive Anlage konnte — wenn sie ihm auch feinere und fernere Dinge zugänglich machte, als die grobe Sinnlichkeit des Durchschnitts auch nur ahnt, — zur teilweisen Lähmung, Abstumpfung und Anästhesie gegen alle minder zarten, lebensvolleren Reize werden. Vielleicht auch verzerrte der Schmerz dem Empfindlichen das Antlitz der Welt und ließ ihn mit bösem Blicke alles Starke, Gesunde, „Wohlgeborene", Aktive, Übergreifende als böse sehen, ins Böse verfälschen. Oder seine subjektive Veranlagung ließ ihn alle Lehren, alle Erscheinungen des praktischen Lebens mehr und mehr verwerfen oder als Bestätigung seines Wesens ansehen; sie setzte ihn in das schiefe Verhältnis des „an und für mich an allen Dingen", das selbst den Größten gefährlich wird, weil es die Ursprünge verschüttet, das Auge für eine Zahl von Realitäten, für die allgemeinen Gesetze in den Realitäten blind macht, weil sie den Menschen nicht mehr über die Dinge hinauskommen, nicht mehr über sich selbst hinauskommen läßt, weil es alles verscherzt, was wir durch vergleichende Methoden über die Dinge davongetragen haben; — und gehen unsere vergleichenden Methoden nicht bis in die erste Menschheit zurück? Beruht nicht die Menschwerdung, die Befreiung aus „der Sinne dumpfer Fessel", auf der freimachenden Vergleichung vieler Dinge? Heißt Mensch nicht — der „Messende"?

Indessen war ich bald hierüber beruhigt, denn fast ein Drittel des Buches barg biographische Notizen und Betrachtungen über „die kleine Gemeinde" einiger edler Seelen am gleißnerischen Hofe des roi soleil, den Charakterabriß einer vergessenen schottischen Romandichterin Emily Brontë (der Schwester der bekannten Currer Bell und ihres als „Waise von Lowood" noch vor kurzem auf einer Berliner Bühne herumspukenden Jugendromans „Jane Eyre"), lange Untersuchungen an der Hand von Balzacs „Pierette", dem französischen Pendant zu Hauptmanns „Hannele", und einige schöne Beispiele antiken Heldentumes. Ich schloß daraus augenblicklich auf größere Hinneigung zur vergleichenden Betrachtung und zur Realität überhaupt; und begann mich darauf, nach guter, alter Sitte, in die Einleitung hineinzulesen, die der hastige Moderne so gern überschlägt. Ich fand aus ihren etwas gewundenen Sätzen — es sind die einzigen gewundenen im Buche — etwa folgende Hauptpunkte heraus:

„In diesem Buche, fing es an, wird oft von Weisheit, Schicksal,

Digitized by Google

Gerechtigkeit, Glück und Liebe die Rede sein. Es liegt, so scheint es, ein gewisser Hohn darin, inmitten der wirklichsten Widerwärtigkeiten des Lebens ein wenig sichtbares Glück, im Schoße einer ach! nur zu materiellen Ungerechtigkeit eine vielleicht ideale Gerechtigkeit und im offenkundigsten Haß und Stumpfsinn eine schier unerreichbare Liebe zu beschwören. Im Grunde gäbe es ja wohl, wenn man nur auf die einfachste, nächste, dringendste Stimme seines Gewissens hörte, nur eine völlig zweifelslose Pflicht, nämlich die, rings um sich, in einem möglichst weiten Umkreise, so viel Leiden zu lindern, wie man vermag. Man müßte Krankenwärter, Armenbesucher, Tröster der Betrübten, Gründer von Musterwerkstätten, Arbeiter-Arzt und was weiß ich noch werden. Freilich würde eine Zeit, wo es nur noch solche Leute gäbe, die sich gegenseitig beispringen, nicht lange bei diesem barmherzigen Werke verharren, wenn sich keiner die nötige Muße nähme, sich mit anderen Dingen abzugeben. Das bessere Teil des Guten, das zu dieser Stunde ringsumher geschieht, ist zuerst in den Geistern entstanden, die mehr als eine unmittelbare und dringende Pflicht vernachlässigten, um nachzudenken, in sich zu gehen, zu reden : . .

„Der Moralist, der über die gegenwärtige Stunde hinauszublicken trachtet, sollte von einer glücklichen — oder doch wenigstens von einer solchen Seele ausgehen, die — das zureichende Bewußtsein ausgenommen — so viel hat, wie ein Wesen haben muß.

„Jedenfalls ist es nützlich, den Unglücklichen von Glück zu reden, damit sie es kennen lernen. Sie bilden sich so gerne ein, das Glück sei etwas Außergewöhnliches und fast Unerreichbares. Wenn aber Alle, die sich für glücklich halten können, ganz einfach die Ursachen ihrer Zufriedenheit nennten, würde es sich zeigen, daß es zwischen Trübsal und Freude nur den Unterschied giebt, der zwischen einer etwas mehr lächelnden, etwas mehr geklärten Entgegennahme und einer feindlich düsteren Unterwerfung, einer kleinlichen und eigensinnigen Auslegung und einer harmonischen, weiten Ansicht liegt. Sie riefen dann aus: „Also nur das ist es! Aber dann besitzen wir in unserem Herzen auch die Elemente dieses Glückes.“ In Wahrheit, Ihr besitzt sie dort! Von großem körperlichen Ungemach abgesehen, besitzt sie jedermann. Aber man spreche von diesem Glücke nicht mit Verachtung. Es giebt gar kein anderes. Der glücklichste Mensch ist der, welcher am tiefsten weiß, daß Glück und Trübsal nur durch einen hohen, unermüdlichen, menschlichen und mutigen Gedanken getrennt sind. Von diesem Gedanken ist es heilsam, so oft wie möglich zu sprechen, nicht, um den seinen anderen auf-

Digitized by Google

zubringen, sondern um im Herzen unserer Hörer nach und nach den Wunsch reifen zu lassen, auch einen Gedanken dieser Art zu besitzen. Denn dieser Gedanke ist für jeden von uns verschieden. Der Eure behagt mir keineswegs; vergeblich werdet ihr ihn mir mit Beredsamkeit einzureden suchen; er wird die verborgenen Organe meines Lebens nicht berühren. Ich muß den meinen in mir selbst und durch mich selbst erlangen."

Es folgen dann einige positivistische Gedanken, wie sie schon August Comte vorgeschwebt haben mögen, worauf er folgende Konsequenz zieht:

„Gewiß ist der Tag aufs innigste herbeizuwünschen, an dem wir endlich in der Gewißheit, in der wissenschaftlichen, allgemeinen und unerschütterlichen Wahrheit leben. Inzwischen aber ist es uns gegeben, in einer noch viel wichtigeren Wahrheit, der Wahrheit unserer Seele und unseres Charakters, zu leben; und einige Weise haben uns bewiesen, daß dieses Leben selbst unter den größten Irrtümern möglich ist.

„Man sollte leben, als befände man sich stets am Vorabend der großen Entdeckung; man sollte sich bereit halten, sie so weit, innig und eifrig aufzunehmen, wie man vermag. Wir können ihr gar nicht Umfang, Schönheit und Majestät genug verleihen. Es ist gewiß, daß sie besser sein wird, als unsere beste Hoffnung; aber wenn sie auch von ihr abweicht, wenn sie ihr selbst widerspricht, so wird sie uns doch — eben durch die Thatsache, daß sie die Wahrheit bringt, etwas Größeres und Höheres bringen, als alles, was wir uns ausgedacht hatten. Für den Menschen wird das Bewundernswerte par excellence — und müßte er darüber alles einbüßen, was er bewunderte — die innere Wahrheit des Weltalls sein. Und das Wunderbare wird in unsere Seele mit mehr oder weniger mächtigen Fluten eindringen, je nach der Breite und Tiefe des Bettes, das unsere Erwartung darein gegraben hat."

In diesen Worten ist in nuce alles enthalten, was dieses neue Buch von seinen älteren Geschwistern prinzipiell scheidet und die tiefe Wandlung beweist, die Maeterlinck in seinem ganzen Denken und Fühlen durchgemacht hat. Abkehr vom praktischen Altruismus, ruhiger Blick auch dem Leiden gegenüber, anstatt der — wie die Altruisten und Krankenhaus-Anwärter jeden Grades wollen — bewußtlosen und instinktiven Reaktion des Mitleids, sowie auch nur das Wort Leid ertönt. „Redlicher Positivismus." Vertrauen in die Realität, in die Wissenschaft, in die einst als „tausend Meilen unter uns" bemitlächelte Vernunft. Vor allem humanistische Moralforschung, ohne Voraussetzung oder Beweis einer sittlichen Weltordnung, einer „artigen Un-

Digitized by Google

sterblichkeit", eines „kleinen lieben Gottes". Redlichkeit und Charakter. Soviel Gewissen wie Bewußtsein. Diese Vorzüge sehe ich wenigstens dem Buche schon in der Einleitung an.

Es scheint für vieles ein für allemal die letzte Stunde gekommen zu sein, ganz gewiß für die erkenntnistheoretischen Grundlagen, auf denen die intimen Schicksalsdramen der ersten Periode aufgebaut waren, wahrscheinlich auch für manche mystisch-poetische Empfindung, die einer „schlicht menschlichen Weisheit" geopfert ist, vielleicht selbst für Maeterlincks ganze Kunstart. Es giebt ein für allemal Abschied zu nehmen; es gilt, nicht zu klagen und den Enttäuschten zu spielen. Denn eben diese innere Wandlung, die sich übrigens schon lange vorbereitete, hat bewiesen, daß er noch jung, regenerationsfähig, zukunftsreich ist. Und auf dem Wege, den er eingeschlagen, wird er, deucht mich, noch weit kommen. Warum wohl gehen Geister wie Schopenhauer, Nietzsche, Napoleon und Maeterlinck ganze Zeitalter zurück, in das Urchristentum, die Griechheit oder Renaissance, das römische Reich und das christliche Mittelalter? Sie sehen aus wie Rückwärtsler, besonders, wer zur alleinseligmachenden Kirche zurückfällt; und mancher mag sich eben darum einem Maeterlinck als Verehrer angehängt haben. Diesen allen wird jetzt die Enttäuschung kommen und das Wehgeheul, das schon Nietzsche zu hören bekam, als er nicht weiter ins Parzivalische zurück, sondern nun endlich vorwärts wollte. Diese alle werden heulen, daß Maeterlinck sie nasführte, daß er nur mit ihnen zurückging, um Nachzügler und Zeitgenossen beide zu überflügeln, daß er die Konsequenz vielleicht von zwei Jahrtausenden ziehen möchte, daß er sich von Rückwärts nur die Kraft geholt hat, um vorzudringen, daß er schaffen will ... Wir aber, die wir auch schaffen wollen, und nur darum einige Hänge zum rückwärts mit ihm teilen — wir wollen diesen erfreulichen „Fortschritt" begrüßen, wie wir den bedrohlichen Rückschritt mitgemacht haben. Wir wollen verstehen, welche Würfel jetzt gefallen sind, welche Wege offen stehen, welches Programm in dem Buche liegt.

Kurz gesagt hat Maeterlinck das Christentum jeder Schattierung so gut wie überwunden. Er fühlt sich moralisch so sicher, daß er Gott nicht mehr nötig hat; folglich läßt er ihn fallen. Er spricht es offen aus, daß ihm ein hoher und tiefer Unglaube weit angenehmer wäre, als eine kleinliche Gotteskindschaft. Es kommt ihm, wie allen wirklich innerlich frommen Seelen — die ja oft und vielmals unter Freigeistern zu finden sind — nicht auf das Was, sondern lediglich auf das Wie an. Er will nichts mehr „von Zuckerbrot und Peitsche wissen, welche die po-

Digitized by Google

stiven Religionen uns bieten"; und mit der Aufhebung derselben wird es ihm „notwendig, das Gute um seiner selbst willen zu thun". „Am Abgrunde des Zufalls, wo die Moralen sich endgiltig läutern oder verwirren," sind wir gezwungen, Farbe zu bekennen und zu zeigen, was in uns wirkliche, echte moralische Kraft oder eine Schauspielerei um irgend welchen „Lohn" ist. Ohne Moral kein Leben; der Mensch korrumpiert, wenn er nur seinem Verstande folgt, wenn er nur Kopfbildung, Geschäftsroutine und keine ethische Praxis besitzt. Maeterlinck ist mit der Sonde des Verstandes bis ins Herz aller moralischen Probleme gedrungen; er sieht das moralische Phänomen noch in jenen „Gefühlsgrenzen, die jeder Mensch auch seinen Lastern und Verbrechen setzt. Sie scheinen in der That eine Kleinigkeit, wenn man sie in Rechnung zieht. Und doch liegen hier die Lebensregeln jedes Wesens. Wer gemordet hat, wird sich sagen: ‚Gewiß morde ich, aber ich stehle nicht.' Und wer gestohlen hat, stiehlt wohl, aber verrät nicht. Und wer verrät, verrät nicht seinen Bruder. Der verworfenste Mensch hat noch einen Rückhalt und Zufluchtsort in seiner Seele, wo er ein wenig reinen Wassers findet, aus dem er die Kraft schöpft, die zur Fortsetzung des Lebens nötig ist".

So ist im Anschluß an sokratische Lehren der Gerechte auch der Glücklichste: „Sokrates hat viel weniger zu fürchten, als der Than von Cawdor, daß alles ein schlechtes Ende nähme." Und doch sucht auch der Verbrecher in der bösen That noch seine Art von Glück; und im Grund ist „alles Unrecht nur Gerechtigkeit, die den Weg zum rechten Glücke nicht wiederfindet". Bekanntlich bestätigt auch Nietzsche etwas Ähnliches. „Nicht die Gesellschaft, sondern die Art Glück, deren die allermeisten nur fähig sind",*) läßt sie auf der Stufenleiter der Gesellschaftsklassen ihren Platz wählen. Darum ist, wie auch Mark Aurel lehrt, der Böse nicht zu bestrafen, sondern zu bedauern, daß er kein besseres Glück gefunden hat; denn „die Freude der Seele ist den anderen Freuden nicht vergleichbar". Darum sollten Leute, „die das Glück haben", als Lehrer des Glückes auftreten, da es sich so schnell erlernt. Sie sollten sagen: „Heute kann ich mich glücklich schätzen, nicht der Gaben wegen, die das Glück mir gewährt hat, sondern weil diese Gaben mich gelehrt haben, über das Glück hinauszusehen." Diese Theorie, die zuerst beängstigend an englische Utilitätsmoral anklingt, hat also ihr Ende nicht im feisten Philisterglück der Allzuvielen, da sie den evolutionistischen Sohn des

*) Antichrist 303.

Digitized by Google

Christentums in transcendentale Höhen hinaufhebt, von denen aus er das ganze Dasein überschaut und „annimmt", erkennt und anerkennt. „In dem Maße, wie Herz und Geist sich erweitern, sprechen sie minder oft von Ungerechtigkeit;" und selbst „verzeihen ist nur halb verstehen". „Auch der Mindestbegünstigte kann sich gewöhnen, ohne Übelwollen, Neid und Rachsucht um sich zu blicken;" und „wir können an dem Zuwachs von Neugierde, Liebe, Ehrfurcht und Bewunderung für alles, was uns im Leben begegnet, die Schritte zählen, die wir der Wahrheit zu gemacht haben."

„Ich glaube nicht," sagen wir mit Maeterlinck, „ich glaube nicht, daß in all diesem knechtische Annahme, schläfriger Fatalismus, thatloser Optimismus liegt. Es ist möglich, daß der Weise bei mancher Gelegenheit einen Teil jenes hartnäckigen, blinden, selbstgenügsamen Eifers verliert, kraft dessen gewisse Wesen gleichsam übermenschliche Dinge verwirklichten, eben, weil sie die Gesamtheit der menschlichen Vernunft nicht besaßen. Aber es ist nicht minder gewiß, daß es keiner rechtschaffenen Seele erlaubt ist, Thatlust, guten Willen, Einbildungen oder Blindheit in einer Gegend zu suchen, die unter den Gedanken ihrer besten Stunden liegt. Und wenn es im praktischen Alltagsleben bisweilen geboten ist, sich den Umständen zu fügen, so ist es im Gedankenleben Pflicht, in jedem Falle bis zum Ende seines Denkens zu gehen."

Diese unerbittliche Folgerichtigkeit, die dem mystischen Künstler wohl keiner zugetraut hätte, führt ihn dann schließlich auch über sich selbst hinaus und behütet ihn vor Überschätzung ihres gedanklichen Wertes. „Ein weiter und selbstloser Gedanke ist etwas Treffliches, aber die Wirklichkeit fängt erst bei der Realität an." „Es ist vollständig möglich, ohne Denken zu existieren, aber es ist nicht möglich, zu denken, ohne zu leben." Vivere necesse est, cogitare non est necesse! Und in wunderbar feiner Alternative faßt er alles Für und Wider dieser vita activa und contemplativa aphoristisch kurz zusammen. „Handeln — das heißt, die tiefsten Quellen des Lebens im Traume verschütten, um sie in der Wirklichkeit zu eröffnen." Einen Schritt weiter und „ein unvollendetes Buch ist besser als ein unvollendetes Leben"; denn „Bücher haben im Leben gar nicht den Wert, den die Mehrzahl der Menschen, die sie schreiben oder lesen, ihnen zugestehen möchten." Klingt das nicht ein wenig wie Nietzsches übermütiges Pochen auf Selbstlosigkeit: „Was liegt an dir?" Und in der That sind, wie man wohl schon gemerkt hat, die Anklänge an Nietzsche nicht selten; der „neue Weise" Maeterlincks deckt sich in vielen Punkten mit Zarathustra. Die „tapfere und vollkommene Be-

Digitized by Google

jahung des Lebens" ist beider Ideal; beide sprechen Glück und Lachen heilig. Freilich ist es dort das protestantisch-barbarische Männerlachen Zarathustras des Gottlosen, der dem St. Peter den Einsturz wünscht, und hier das sou-rire des katholischen Spätlings, der sich in übermütiger Freigeisterei und Künstler-Jenseitigkeit über die feste Kuppel seiner Weltkirche hinausgeschwungen hat. Aber ist es nicht schon etwas sehr Großes, dieser „weihrauch-düftelnden, süßen Höhle" entstiegen und der réalité und utilité wiedergegeben zu sein? Dem „absoluten" Begriffs-Spinnengewebe entkommen zu sein und das Recht einer starken, selbsteigenen Persönlichkeit zu proklamieren?

Ein Atheisten-Diner.

Von J. Barbey d'Aurévilly.

(Paris.)

(Fortsetzung.)

Er lebte hier, wie er in Paris lebte, bis spät in die Nacht hinein nur mit seiner Kunst beschäftigt. Er ging sehr wenig aus in dieser sauberen, reizenden, ein wenig träumerischen Stadt, die von Träumern und Poeten erbaut war und die jetzt wahrscheinlich keinen einzigen barg. Manchmal, wenn er durch die Straßen ging, zeigten ihn die Ladenbesitzer den Fremden und sagten: „Das ist der Kommandant Mesuilgrand," als müsse alle Welt ihn kennen. Wer ihn einmal gesehen hatte, vergaß ihn wohl nicht wieder. Er imponierte, wie alle Menschen, die nichts vom Leben verlangen. Wer nichts vom Leben verlangt, steht über demselben, und es mag vergebens seine Niederträchtigkeiten an ihm versuchen. Er ging nie ins Café, wie die übrigen Offiziere, die die Restauration außer Dienst gestellt, seine aristokratischen Instinkte lehnten sich gegen die Provinzialcafés auf, es war eine Forderung seines Geschmacks, sie nicht zu besuchen. Das berührte ja auch niemanden weiter, denn seine Kameraden fanden ihn immer bei seinem Vater, der während seines Aufenthaltes aus einem Geizhals ein Ver-

Digitized by Google

schwender wurde und ihnen Feste gab, die sie „Balthasars“ nannten, obwohl keiner von ihnen jemals die Bibel gelesen hatte.

Und der Alte wohnte den Festen bei, saß stets seinem Sohne gegenüber, und obgleich er wegen seines Alters und seines Anzugs fast wie eine Komödienfigur aussah, erkannte man doch, daß der Vater seiner Zeit würdig gewesen, die Nachkommenschaft, auf die er so stolz war, hervorzubringen. Er war ein großer, vertrockneter Greis, gerade wie ein Mastbaum, der stolz dem Alter Trotz bot. Er trug immer einen langen Überrock von dunkler Farbe, der ihn noch größer erscheinen ließ, und äußerlich schien er so streng wie ein Denker oder ein Mann, für den die Welt keine Bedeutung mehr hat. Seit Jahren trug er ein lammwollenes Mützchen mit lilaner Quaste, aber keinem Spötter fiel es ein, über diese traditionelle Kopfbedeckung des „Eingebildeten Kranken“ zu lachen. Der alte Mesuilgrand hatte sonst nämlich nichts Komödienhaftes an sich. Er hätte das Lachen auf den fröhlichen Lippen Regnards erstickt, und den nachdenklichen Blick Molières noch nachdenklicher gemacht. Wie die Jugend dieses majestätischen Géconte oder Harpagon verflossen war, wußte niemand; das war zu lange her. Aus der Revolution war er als politischer Atheist hervorgegangen, wie er als religiöser in sie eingetreten war, und dieser doppelte Atheismus hatte aus ihm einen Weltverneiner gemacht, der sogar Voltaire erschreckt hätte. Er sprach übrigens wenig von seinen Ansichten; höchstens hin und wieder einmal bei den Diners, die er seinem Sohne gab, und zu denen nur Männer eingeladen wurden, und wo er sich in Bezug auf Geistesverwandtschaft ganz en famille fühlte, wurde man klar über seine Meinungen, die das, was man in der Stadt von ihm sagte, gerechtfertigt hätten. Sein Leben verfloß sehr einfach. Er ging nie aus. Sein Gartenzaun war für ihn das Ende der Welt. Im Winter saß er in einem riesigen, blauroten, samtenen Lehnstuhl in der Küche neben dem großen Herde und genierte die Dienstboten durch seine Gegenwart, die dann nicht laut zu sprechen wagten, sondern flüsterten, wie in der Kirche; im Sommer hielt er sich in dem kühlen Eßzimmer auf, las Zeitungen oder irgend einen alten Schmöker, den er sich bei der öffentlichen Versteigerung einer alten Mönchsbibliothek hatte kaufen lassen, oder ordnete Quittungen vor seinem kleinen Ahornschreibtisch, den er sich der Bequemlichkeit halber hatte herunterschaffen lassen. Ob in seinem Gehirn noch etwas anderes existierte als Zinsenberechnungen, wußte so recht niemand. Sein Gesicht mit der kurzen, etwas zusammengedrückten Nase ließ nichts von seinen Gedanken erra-

Digitized by Google

ten, die so unenträtselbar waren, wie die der Katze, die in der Ofenecke schnurrt. Die Pocken, deren Spuren überall auf seinem Gesicht zurückgeblieben waren, hatten seine Augen gerötet und den Augendeckeln ein Blinzeln hinterlassen, so daß er oft, wenn er mit jemandem sprach, die Hand über die Augen legte, um scharf zusehen zu können; den Kopf neigte er dann ein wenig vor und erhielt dadurch ein zu gleicher Zeit stolzes und anmaßendes Aussehen. Kein Lorgnon konnte einen so hoffärtigen Eindruck machen, wie diese zitternde Hand des alten Mesnilgrand. Seine Stimme klang wie die eines Mannes, der jederzeit das Recht gehabt hat zu befehlen, eine Stimme, die mehr aus dem Kopfe als aus der Brust zu kommen schien, und wie sie zu einem Manne, der mehr Kopf als Herz hatte, ausgezeichnet paßte. Doch bediente er sich ihrer selten. Er war so geizig mit ihr, wie mit seinen Thalern. Er sprach kurz, à la Tacitus, er unterstrich die Worte, er redete im Lapidarstil, jawohl, im Steinschriftstil, denn er war der geborene Kaustiker, und die Steine, die er in anderleuts Garten warf, trafen immer. Früher hatte er, wie alle Väter, wie ein Seerabe über die Ausgaben und Thorheiten seines Sohnes geschimpft, aber seit Mesnil wie ein Titan unter dem umgestürzten Gebirge des Kaiserreichs litt, hatte er für ihn die Ehrfurcht des Mannes, der das Leben auf der Goldwage der Verachtung gewogen hatte, und fand, daß es nichts Schöneres giebt, als eine von der Dummheit des Schicksals zermalmte Menschenkraft.

Und er bezeigte ihm diese Ehrfurcht in seiner eigenen, ausdrucksvollen Art. Wenn sein Sohn sprach, lauschte er mit leidenschaftlicher Aufmerksamkeit in seinem kalten, totenfarbigen Gesicht, das aussah, wie ein mit weißem Bleistift auf graues Papier gezeichneter Mond, — die Ränder um die Augen waren mit Rotstift gezogen. Doch der größte Beweis, wie wichtig er seinen Sohn nahm, war doch wohl, daß er während seines Aufenthaltes ganz seinen Geiz vergaß, die Leidenschaft, deren kalte Faust am schwersten von dem Menschen, den sie einmal gepackt hat, abläßt. Seine berühmten Diners störten Herrn Deltocqs Schlaf und machten ihn um seine Lorbeeren bange, denn diese Mahlzeiten schien der Teufel selbst für seine Getreuen ausgeheckt zu haben. Und die Teilnehmer dieser Diners gehörten in der That zu den ganz besonderen Lieblingen des Satans. „Was an Taugenichtsen und Bösewichtern in der ganzen Stadt, ja, im ganzen Kreise lebt, ist da zu finden," murmelten die Royalisten und die Frommen, die den Ansichten von 1815 treugeblieben waren. „Man erzählt sich dort die gräßlichsten Gemeinheiten, — ja, man vollführt sie wohl auch,"

Digitized by Google

fügten sie gewöhnlich noch hinzu. Man schickte die Bedienten nämlich bei dem Dessert nicht weg, wie es bei den Soupers des Barons d'Holbach geschah, und die guten Seelen berichteten natürlich die fürchterlichsten Sachen, die man sich bei den Gelagen erzählte, und der öffentliche Unwille wurde so stark, daß die Freundinnen der Köchin des Herrn von Mesuilgrand sich von ihr zurückzogen und ein Gerücht ging, der Herr Pfarrer werde sie, solange die Anwesenheit des jungen Herrn Mesuilgrand dauere, nicht zu den Sakramenten zulassen. Diese soviel beklatschten Mahlzeiten auf dem Thurinerplatz flößten der Bevölkerung von *** einen ähnlichen Abscheu ein, wie ihn die Christen im Mittelalter vor den gemeinsamen Gastereien der Juden empfanden, bei denen man Hostien entweihte und kleine Kinder tötete. Allerdings wurde dieser Schrecken durch die Begehrlichkeit, die allen Gourmands der Stadt das Wasser im Munde zusammenlaufen ließ, sowie man nur von den leckeren Diners sprach, etwas gemildert. In der Provinz und in der kleinen Stadt weiß man alles voneinander, es geht einem schlimmer wie mit dem Glashaus des Römers, die Häuser haben da überhaupt keine Mauern. Man wußte bis auf ein Rebhuhn oder eine Schnepfe, was es bei den wöchentlichen Diners auf dem Thurinerplatz gab oder geben würde. Die Mahlzeiten fanden gewöhnlich Freitags statt, und die besten Fische und die besten Schaltiere wurden zu diesem Zweck in der Markthalle aufgekauft, denn in herausfordernder Weise speiste man Fisch und Fleisch bei dem Diner, damit das Abstinenzgebot der Kirche doppelt übertreten wurde. Dieser Gedanke war in des That des alten Mesuilgrand und seiner satanischen Genossen würdig. Daß sie an einem Fasttage genossen wurden, gab ihren Fleischspeisen erst die höchste Würze. Sie ähnelten darin der jungen Neapolitanerin, die sagte, ihr Sorbet schmecke gut, doch würde er noch viel besser sein, wenn sein Genuß eine Sünde sei. Für diese Gottlosen hätten es am liebsten gleich mehrere Sünden auf einmal sein müssen; alle, die sich an dem verruchten Tische niederließen, waren nämlich Atheisten schlimmster, gefährlichster Art, die tötlichsten Feinde der Priester, die ihnen die ganze Kirche versinnbildeten, absolute, wütende Atheisten, wie sie nur jene eine Epoche hervorgebracht hat, denn der damalige Atheismus war von ganz besonderer Art. Das war nicht mehr der Atheismus des 18. Jahrhunderts, aus dem er entstanden war. Der erhob noch Ansprüche auf Wahrheit und Gedankentiefe. Er war raisonnierend, sophistisch, deklamatorisch, aufdringlich. Doch hatte er noch nicht die unverhüllte Anmaßung der

Digitized by Google

königsmörderischen Apostaten von 93. Und wir, die wir nach jener Generation aufwuchsen, haben ebenfalls unsern Atheismus, einen absoluten, lückenlosen, gelehrten, glatten, haßerfüllten, unerbittlich haßerfüllten Atheismus, und für alles Religiöse den Haß des Insektes gegen den Stoff, den es zerstört. Doch weder unsere noch jene erste Gottlosigkeit ist mit dem rasenden Atheismus der Menschen vom Anfang des Jahrhunderts zu vergleichen, die von den Voltairianern, ihren Vätern, wie die Hunde erzogen worden waren, und, als sie zu Männern erwachsen waren, die Arme bis an die Schultern in alle Schrecken der Politik und des Krieges und ihrer doppelten Korruption getaucht hatten. Nach drei oder vier Stunden gotteslästerlichen Essens und Trinkens wehte in dem lärmenden Eßsalon des alten Herrn Mesuilgrand eine andere Stimmung, als in dem armseligen Restaurantzimmerchen, in dem neulich ein paar Litteraturmandarinen ihre fünf Francs-Orgien zum Hohne Gottes feierten. Das war hier ein anderer Schmaus! Und da so etwas wahrscheinlich nie mehr, jedenfalls nicht mehr in derselben Art und Weise, wiederkommen wird, ist es im Interesse der Sittengeschichte interessant und nötig, sich einmal wieder daran zu erinnern.

Die Teilnehmer der Gott verhöhnenden Schmause sind tot, schon lange tot; doch damals standen sie noch alle im Vollbesitz ihrer Kräfte, die sie in allen Ausschweifungen der Begehrlichkeit und des Lebensgenusses gestählt hatten, ohne daß einem von ihnen jene aufreibenden Freuden geschadet hätten. Jetzt war jedoch die Quelle, an der sie so gierig gesogen hatten, versiegt, für sie wie für Mesuil war die Stunde der großen Wut gekommen, doch hatten ihre Seelen nicht die Größe dieses neuen, rasenden Rolands, dessen Ariost das tragische Genie Shakespeares hätte besitzen müssen. Doch war auch für sie nach dem Niveau ihrer Seele, ihrer Leidenschaft und ihres Intellektes das Leben zu Ende, sie waren Entwaffnete mit der Kraft und dem heißen Wunsche, noch Waffen zu tragen. Sie waren nicht nur aus der Armee, sie waren vom Leben und von der Hoffnung verabschiedet. Das Kaiserreich war zerfallen, die Revolution von der Reaktion, die sie nicht wie St. Michael seinen Drachen unter ihre Füße hatte bändigen können, niedergeschlagen worden, und alle diese Männer, ihrer Stellung, ihrer Beschäftigung, ihrer Hoffnungen auf die Verdienste ihrer Vergangenheit beraubt, waren ruiniert und gedemütigt in ihre Vaterstadt zurückgekehrt, um dort „gleich Hunden zu krepieren“, wie sie sich voller Wut ausdrückten. Im Mittelalter wären sie Bauernführer,

Digitized by Google

Wegelagerer oder Abenteurer geworden; aber man kann sich ja seine Lebenszeit nicht wählen, und die Civilisation, die jedem geometrisch seinen Platz abteilt, zwang sie, stehen zu bleiben, in den Zügel zu schäumen, ihr eigenes Blut mit ihrer Wut herunterzuschlucken! Es blieb ihnen ja immerhin noch der Zweikampf, aber was galten ihnen ein paar Säbelhiebe oder ein paar Pistolenschüsse, wo ganze Ströme Blutes nötig gewesen wären, den hitzigen Ansturm ihrer Leidenschaft zu kühlen? Da kann man sich wohl denken, welcher Art die Anrufungen waren, die sie zu Gott emporschickten, denn wenn sie auch nicht an ihn glaubten, andere thaten es doch: — ihre Feinde! Und das war Grund genug, alles, was den Menschen heilig war, in ihren Unterhaltungen zu verfluchen und zu lästern. Mesuilgrand sagte eines Abends, als er sie so an dem Tisch seines Vaters bei einem gigantischen Punsch sitzen sah: „Wenn doch jetzt ein Korsar unter uns auferstände!" „Es fehlte weiter nichts," fügte er hinzu, da er unter den ehemaligen Soldaten auch zwei oder drei ausgetretene Priester erblickte, „nicht einmal der Schiffsprediger, falls der Korsar einen solchen für nötig hielte!" Doch nicht an einem Korsaren fehlte es in dieser Epoche der Kontinentalsperre, sondern nur an einem Raubschiff!

Also diese Männer, die allwöchentlich der Stadt *** ein so großes Ärgernis gaben, kamen auch an dem Freitag wieder im Hause Mesuilgrand zusammen, der dem Sonntag, an dem ein alter Kamerad den jungen Mesuil zu seiner größten Überraschung und Wut in der Kirche getroffen hatte, folgte. Dieser alte Kamerad war der Kapitän Rançonnet. Er war heute der erste, der erschien. Während der ganzen Woche hatte er Mesuil nicht wiedergesehen, dessen Kirchenbesuch er noch nicht verdaut und noch weniger die Art und Weise, in der ihn sein Freund abgewiesen hatte, als er eine Erklärung verlangte. Er hatte sich fest vorgenommen, auf diese verblüffende Sache wieder zurückzukommen und darauf zu bestehen, daß Mesuil sie heute in Gegenwart aller übrigen Eingeladenen erklären solle. Der Kapitän Rançonnet war nicht der schlimmste der Schlimmen der Freitaggesellschaft, doch war er der lauteste und naivste Ausschreier seiner Gottlosigkeit, und obgleich er nicht dumm war, war er in dieser Beziehung oft fast albern. Wie eine Fliege in der Nase kitzelte ihn immer der Gedanke an Gott. Er war von Kopf zu Fuß ganz der Offizier seiner Zeit mit all ihren Fehlern und Eigenschaften, durch den Krieg und für den Krieg verhärtet, an nichts anderes außer ihm glaubend, nichts anderes liebend, einer von den Dragonern, „die mit den Hacken klappen", wie das alte Dra-

Digitized by Google

gonerlied sagt. Von den fünfundzwanzig, die heute im Hause Mesuilgrand speisten, war er vielleicht derjenige, der Mesuil am meisten liebte, obgleich er sich nicht mehr recht in ihm auskannte, seit er ihn in die Kirche hatte treten sehen. Es ist wohl unnötig, zu bemerken, daß die Mehrzahl der Eingeladenen Offiziere waren, alle gehörten jedoch zum Militär. Es waren ein paar Ärzte unter ihnen, ein paar ehemalige Mönche, die das Kloster verlassen und ihre Gelübde gebrochen hatten, Zeitgenossen des Vaters Mesuilgrand, zwei oder drei verheiratete, d. h. im Konkubinat lebende Priester, und, alle überstrahlend, ein ehemaliger Volksvertreter, der für den Tod des Königs gestimmt hatte . . . es waren Rotmützen und Tschakos da, Revolutionsmänner vom reinsten Wasser und wütende Bonapartisten, die jeden Augenblick bereit waren, ihre Haut zum Markte zu tragen, — doch waren sie alle Atheisten, und was ihre Gottverneinung und Verachtung der Kirche anbetraf, von rührender Übereinstimmung. Und diesem Synedrium verschieden gehörnter Teufel stand der große Teufel in der Baumwollmütze vor, der Vater Mesuilgrand, dessen bleiches Gesicht unter dieser Kopfbedeckung noch erschreckender aussah und ihr alles possenhafte nahm. Er saß aufrecht steif an der Mitte des Tisches, wie der mitrageschmückte Erzbischof bei der schwarzen Messe, seinem Sohne Mesuil gegenüber, dessen müdes Gesicht an einen ausruhenden Löwen erinnerte, der jeden Augenblick sein Mienenspiel wieder aufnehmen und Augenblitze schleudern kann.

Er zeichnete sich kaiserlich unter all den übrigen aus, die auch Schönheit und Eleganz besaßen. Aber ihre Schönheit war regelmäßig, äußerlich, physisch, und ihre Eleganz soldatisch, und trotz ihrer Zivilkleidung bewegten sie sich abgemessen und steif, als trügen sie noch die Uniform. Sie sahen immer noch ein wenig angezogen aus. Die übrigen Tischgenossen, die Ärzte und Mönche schienen sich gar nicht um ihre Kleidung zu kümmern und machten fast den Eindruck von Landstreichern. Aber Mesuilgrand war — die Frauen würden sagen — wundervoll gekleidet. Da es noch Vormittag war, trug er ein wahres Kunstwerk von einem schwarzen Überrock und eine Kravatte von écrufarbenem Foulard mit handgestickten, kleinen, goldenen Sternchen. Sein nervöser, feiner Fuß, der selbst den Bettlern am Straßenrande auffiel und machte, daß sie ihn „Prinz" anredeten, war mit durchbrochenen Seidenstrümpfen und ausgeschnittenen Schuhen mit hohen Absätzen bekleidet, wie sie Chateaubriand liebte, der Mann, der sich wohl nach dem Großherzog Konstantin am meisten mit seinem Fuß beschäftigte. Sein offener Überrock ließ eine pflaumfarbene Hose mit skabiosenfarbenen Reflexen

Digitized by Google

sehen und eine einfache Weste von schwarzem Shawlkaschmir ohne Goldkette. Er trug heute überhaupt kein Schmuckstück, ausgenommen eine sehr wertvolle, antike Camée, den Kopf Alexanders des Großen darstellend, die die Falten seiner knotenlosen Kravatte auf der Brust zusammenhielt. Dieser Anzug, dieser sichere Geschmack allein sagten jedem Beobachter, daß aus dem Soldaten ein Künstler geworden war, und daß der so gekleidete Mann nicht von derselben Art sei, wie die übrigen, obwohl er sich mit vielen von diesen duzte. Er sprach wenig bei den geräuschvollen Zusammenkünften, deren Ton ihm nicht ganz zusagte und bei denen man, waren erst die Austern serviert, die Stimme oft so hoch erhob, daß man fürchten mußte, nach den vielen Pfropfen werde noch die Decke, dieser Pfropfen auf dem Saale, springen müssen.

Man setzte sich pünktlich um zwölf zu Tische, nach der ironisierenden Sitte dieser pietätlosen Spötter, die sich die geringste Kleinigkeit zu nutze machten, um ihrer Verachtung gegen die Kirche Ausdruck zu geben. Man glaubt nämlich im Osten allgemein, daß der Papst um zwölf Uhr speist und vorher allen Christen seinen Segen giebt. Diese Benediktion kam den Freidenkern äußerst komisch vor. Und um sich recht über sie lustig zu machen, verfehlte der alte Mesuilgrand niemals, beim zwölften Glockenschlag mit seinem voltairischen Lächeln, das zuweilen sein starres Mondgesicht teilte, seinen Gästen zuzurufen: „Zu Tisch, meine Herren! Christen, wie wir, dürfen den Segen des Papstes nicht verfehlen!“ Dies Wort war wie ein Sprungbrett, von dem aus sie sich alle in die wilde Unterhaltung eines Diners von nur Männern und noch dazu Männern ihres Schlages, stürzten. Im allgemeinen kann man wohl sagen, daß alle festlichen Zusammenkünfte selbst geistvoller Männer, denen nicht das harmonische Genie einer Hausherrin vorsteht, oder die sonst durch die verschleiernde Gegenwart einer Frau beruhigt werden, deren Grazie wie ein Heroldsstab über all den groben Eitelkeiten, den aufdringlichen Prätentionen, ihrem oft sinnlosen, leicht erregten Zorne schwingt, leicht wie der Schmaus der Lapithen und der Centauren enden, bei dem auch keine Frauen zugegen waren. Bei diesen Festen, denen die Krone, die Frau fehlt, verlieren oft die höflichsten und best erzogenen Männer alle ihre Höflichkeit und ihr natürlich distinguiertes Wesen; und das ist gar nicht erstaunlich . . . Es ist ja niemand mehr da, dem sie gefallen wollen, sie lassen sich gehen und werden grob, so bald man ihnen nur im geringsten zu nahe tritt. Der Egoismus, der nicht zu verdammende Egoismus, den zu verbergen und unter liebenswürdige Formen zu verstecken die höchste Kunst

Digitized by Google

der „Welt“ ist, stützt bald die Ellbogen auf den Tisch und wartet nun auf den günstigen Moment, sie dem Nachbarn in die Seite zu stoßen. Und wenn das so bei den Athenern unter den Männern ist, wie könnte es anders sein bei den Gästen im Hause Mesuilgrand, diesen Kriegsknechten, Gladiatoren, Jakobinern, die sich immer vorkamen, als seien sie im Biwak oder im Klub oder an noch schlimmeren Orten! Wenn man es nicht gehört hat, kann man sich nur sehr schwer ein Bild von ihrer Unterhaltung machen, die nach zerbrochenen Stöcken und zerschlagenen Gläsern und Scheiben schmeckte, und wie diese Männer sie liebten, diese großen Esser und großen Trinker, wenn sie sich mit hitzigen Speisen vollgestopft, mit berauschenden Weinen entzündet und ihren Redensarten die Zügel schießen ließen. Es waren nicht immer Gottlosigkeiten, um die sich die Unterhaltung drehte, doch waren sie die Blumen jeglichen Gespräches . . . ! Denken Sie nur, daß es die Zeit war, in der Paul Louis Courier, der aber gut den Diners hätte beiwohnen können, seinen berühmten Satz geschrieben hatte, mit dem er Frankreich bis aufs Blut peinigen wollte: „Hier ist nun die Frage, ob wir Kapuziner oder Lakaien sein werden?“ Aber das war nicht alles. Außer der Politik, dem Bourbonenhaß, dem schwarzen Gespenst der Kongregation, dem Schmerz über die Vergangenheit, — lauter Lawinen, die donnernd von einem Ende des dampfenden Tisches zum andern liefen, gab es auch noch andere Unterhaltungsthemata — zum Beispiel die Frauen. Die Frau ist ja von jeher der liebste Gesprächsstoff der Männer unter sich gewesen und besonders in Frankreich, dem geckenhaftesten Lande der Erde. Man sprach von den Frauen im allgemeinen und im besonderen, von der Frau im Weltganzen und der in nächster Nähe, von der Frau auf dem Lande, das diese Soldaten in ihren schönen Uniformen siegreich durchstreift hatten, und den Frauen der Stadt, die sie frech bei Namen und Vornamen nannten, als hätten sie intim mit ihnen verkehrt und deren guten Ruf sie zum Dessert zerrissen wie die Pfirsichschalen. Alle nahmen an diesem Bombardement gegen die Frauen teil, sogar die ältesten, knorrigsten, die am meisten von den „Weibern“, wie sie sich cynisch ausdrückten, degoutiert waren, denn die Männer können vielleicht auf die Liebe verzichten, aber nie auf ihre Eigenliebe auf Kosten der Frauen, und wäre es auch am Rand des offenen Grabes, sie sind immer bereit, ihre Nasen in das leckere Gericht solcher geckenhafter Geschichten zu stecken.

Bei dem heutigen Diner steckten sie nicht nur ihre Nasen, sondern den ganzen Kopf bis über die Ohren hinein, denn dies Mahl war in

Digitized by Google

Bezug auf Anekdoten wohl eins der stärksten, die der alte Mesuilgrand je gegeben. Die Stunde des Sichrühmens und Großthuens, die bei jeder Männerzusammenkunft so schnell herbeikommt, schlug auch in diesem Speisesaal, dessen Mauern uns schöne Geschichten überliefern würden, wenn sie sprechen könnten und nicht so gleichgültig wären (was ich von mir nicht sagen kann), ziemlich früh. Jeder erzählte, aufgeknöpft bis zur Schamlosigkeit, Anekdoten, die er erlebt, und die sich anhörten wie die Beichte eines Teufels. Alle diese unverschämten Witzbolde, die nicht genug über die laute und in Gegenwart seiner Ordensbrüder vor dem Oberen abgelegte Beichte eines armen Mönches lachen konnten, thaten hier ganz dasselbe, nicht um sich zu demütigen wie der Mönch, sondern um sich zu brüsten und sich der Ruchlosigkeit ihres Lebens zu rühmen. Sie spieen ihre Seele zu Gott empor und merkten nicht, daß sie in ihr eigenstes Angesicht wieder zurückfiel.

In diesem Meer von Prahlereien jeder Art, war eine — soll man sagen pikanter als die übrigen? Doch wäre „pikant" noch nicht das genügende Wort, ich meine vielmehr gepfefferter, gewürzter, ganz besonders passend in diesem Hause der höllischen Geister, und doch war der Erzähler der kälteste von all den versammelten Teufeln, eisig kalt wie der derrière des Satans nach den Erzählungen der Hexen, die ihn bei der schwarzen Messe küßten. Es war ein ehemaliger Abbé Reniant — bedeutungsvoller Name — der aus einem Priester ohne Glauben ein Mediziner ohne Wissen geworden war und heimlich eine verdächtige, wenn nicht gar tötliche Quacksalberei betrieb. Mit wirklich studierten Ärzten sprach er nicht gerne über seine „Industrie", doch hatte er die Leute der niederen Klassen zu überreden gewußt, daß er mehr wisse als alle Ärzte mit Diplom und Staatsexamen. Ja, man flüsterte, daß er im Besitze von Heilgeheimnissen sei. Geheimmittel! Das ist ja das große Wort, das alles erklärt, weil es nichts erklärt, das Schlachtroß aller Empiriker, die die letzten Überreste der Zauberer sind und noch etwas von ihrer Macht über den Geist des Volkes haben. Dieser ehemalige Abbé Reniant — er selbst behauptete mit Zorn, sein Teufelstitel säße wie ein Grind auf seinem Namen — hatte sich nicht etwa aus Gewinnsucht auf die Fabrikation geheimer Heilmittel geworfen, er hatte genügend zu leben. Das menschliche Leben erschien ihm jedoch als interessantes Versuchsobjekt, und ein gefährlicher Dämon trieb ihn, daran herum zu experimentieren. Mit den „patentierten" Ärzten, wie er sie verächtlich nannte, wollte er nichts zu thun haben, er machte seine Rezepte selbst, er verkaufte oder verschenkte das Gebräu, letzteres

Digitized by Google

allerdings unter der Bedingung, daß man ihm die Flaschen zurückbrachte. Dieser Ehrenmann, der absolut kein Dummkopf war, wußte seine Kranken für seine Medizin zu begeistern. Er gab den aus Trunksucht Wassersüchtigen Weißwein mit ein wenig Saft von irgend welchen Kräutern und den Mädchen, die sich ein „wenig schwer fühlten", wie die Bauern augenblinzelnd sagten, kleine Tränkchen, die ihre Schwere bald behoben. Er war ein Mann von mittlerer Größe und kaltem, verschlossenem Gesicht und gerade so gekleidet, wie der alte Mesuilgrand, doch in Blau. Seine Hautfarbe erinnerte an ungebleichtes Leinen, die Haare, die von abscheulicher, flachsgelber Farbe waren und steif standen wie Bindfaden, trug er noch nach Priesterart rund geschnitten; er sprach wenig, sozusagen auszugsweise. Kalt und sauber wie der Hängekessel über einem holländischen Herde, schlürfte er gelassen seinen Wein, während die andern ihn herunterstürzten. Er gefiel diesen Hitzköpfen nicht besonders und sie verglichen ihn mit dem sauer gewordenen Weine von Sainte-Nitouche. Das war ein Weinberg ihrer Erfindung. Aber sein Aussehen gab seiner Geschichte erst die rechte Würze, als er sagte, daß er sein Bestes gethan habe, um die Verräterei des Herrn von Voltaire wieder gut zu machen. Es thue ja jeder, was er könne — er habe eine Büchse geweihter Hostien den Schweinen vorgeworfen.

Bei diesen Worten erhob sich ein ganzer Donner von triumphierenden Ausrufen, die der alte Mesuilgrand mit seiner dünnen, schneidenden Stimme übertönte. „Das war wohl das letzte Mal, Abbé, daß Sie die Kommunion austeilten?" Und ohne im geringsten zu lachen, beschattete er seine Augen mit seiner vertrockneten, weißen Hand, um nach Reniant hinüberzusehen, der höchst mager erschien zwischen seinen zwei breiten Nachbarn, dem Kapitän Rançonnet, der purpurn glühte wie eine Fackel, und dem Kürassierhauptmann Travers de Mautravers, der wie ein Munitionskasten aussah.

„Selbst damals war es schon lange her, daß ich sie nicht mehr austeilte," erzählte der Abbé weiter, „und meinen Pfaffenkittel in die Nesseln am Wege geworfen hatte. Es war mitten in der Revolution, und Sie, Citoyen Le Carpentier, waren Volksvertreter. Sie erinnern sich wohl noch eines jungen Mädchens aus Hémèves, das Sie ins Arresthaus bringen ließen? Sie war toll, epileptisch!"

„Guckt!" rief Mautravers, in der Hostiengeschichte spielt also auch eine Frau eine Rolle! Haben Sie die vielleicht auch den Schweinen vorgeworfen?"

Digitized by Google

„Du willst wohl geistvoll sein," unterbrach ihn Rançonnet, „aber störe lieber den Abbé nicht. Abbé, erzählen Sie weiter."

„Ich bin bald zu Ende", begann dieser wieder. „Sie erinnern sich also dieses Mädchens aus Hémèves, Herr Carpentier? Sie hieß Tesson, Josephine Tesson, wenn ich mich recht erinnere, und war dick und pausbäckig und in Bezug auf ihr sanguinisches Temperament von der Art der Maria Alacque. — Die Priester hatten ihr Blut entzündet und fanatisch und toll gemacht. Sie that ihr ganzes Leben nichts anders, als diese Priester verbergen und schützen, und wenn es sich darum handelte, einen von ihnen zu retten, hätte sie dreißig Guillotinen getrotzt. Sie hätte ihn unter ihrem Bett, in ihrem Bett, unter ihren Röcken verborgen, und wenn es möglich gewesen wäre, hätte sie ihnen da Unterschlupf gegeben, wo sie — hol' mich der Teufel — ihre Hostienbüchse versteckt hielt — zwischen ihren Brüsten!"

„Tausend Bomben!" rief Rançonnet entzückt aus.

„Nein, keine tausend — nur zwei, Herr Rançonnet," rief, seinen Witz belachend, der alte Apostat und Wüstling, „aber sie waren von schwerem Kaliber!"

Ein schallendes Hohngelächter belohnte ihn für seinen Witz.

„Sonderbar, — ein Frauenbusen als Ciborium!" sagte nachdenklich der Doktor Bleny.

„Ein Ciborium aus Notwendigkeit," — fing der Doktor, der wieder in sein altes Phlegma verfallen war, von neuem an. „Alle Priester, die sie verbarg, waren verfolgt, vertrieben, gehetzt, ohne Kirche und Heiligtum. Sie gaben ihr das heilige Sakrament zum Aufbewahren, und glaubten, daß niemand es dort, wo sie es verbarg, suchen würde. Sie setzten ein unerschütterliches Vertrauen in sie, sie nannten sie eine Heilige und erweckten das Verlangen nach der Märtyrerkrone in ihr. Und sie, glühend und unerschrocken, ging und kam und lebte, immer die Hostienbüchse unter ihrem Brustlatz. Bei Regen, Schnee, Wind und Nebel trug sie sie durch ungebahnte Wege zu den verborgenen Priestern, die sie dann heimlich den Sterbenden reichten .... Eines Abends überraschten wir sie auf einem Bauernhof, in dem ein bourbonisch Gesinnter im Sterben lag, ich und ein paar famose Kerls vom Regiment. Einer von ihnen, den ihre Üppigkeit reizte, wollte sich ein Späßchen mit ihr erlauben, aber sie schrieb ihm ihre zehn Finger dermaßen ins Gesicht, daß man es sein ganzes Leben hindurch noch lesen konnte! Doch trotzdem er über und über blutete, ließ er das, was er gefaßt hatte, nicht mehr los und entriß ihr die Liebe-Gott-Büchse. Ich

Digitized by Google

zählte ungefähr zwölf Hostien, die ich trotz ihres Geschreies und ihres Umsichschlagens, — sie stürzte sich nämlich wie eine Furie auf uns —, gleich in den Schweinetrog werfen ließ."

Er hielt inne und that sich dick auf diese schöne Sache, wie eine Laus auf einer Beule.

„Bekamen die Schweine keine Beschwerden darnach, Herr Reniant, oder die Liebhaber, die später von ihnen aßen?" fragte ein häßlicher, kleiner Bügerlicher namens le Hay, ein Wucherer, der fünfzig Prozent nahm und immer behauptete, „man müsse bei allem auf das Ende sehen".

Man hielt einen Augenblick mit diesen schmutzigen Gottlosigkeiten inne.

„Aber Du, Mesuil, sagst nichts zu der That des Abbé Reniant?" fragte plötzlich laut der Kapitän Rançonnet, der auf eine Gelegenheit lauerte, um von dem Kirchenbesuch Mesuilgrands reden zu können.

(Fortsetzung folgt.)

Münchener Kunst.

Daß auch Bühnenwerke ihre Schicksale haben, davon weiß J. Ruederers kürzlich im Gärtnertheater zum erstenmale öffentlich aufgeführte, köstliche oberbayrische Dialekt-Komödie „Die Fahnenweihe" ein lustiges Liedlein zu singen. Bringt es da ein Unterpfaffenhofener Pfaffe F. Schaitzach, von dessen Ruhm bisher die Welt noch nie ein Sterbenswort vernahm, in typischer Wichtigthuerei fertig, dieser von vitaler Energie geradezu durchtränkten Satire einen geräuschvollen Fingerklaps zu versetzen, ihr den Mund zu stopfen und sie wie einen dummen Jungen in die Ecke zu stellen. Unter dem Schutze der residenzstädtischen Polizei und mit Zuhülfenahme der allzeit willfährigen Zeitungsspalten wehrte sich der gestrenge Herr gegen die Verunglimpfung seines geheiligten Namens, den Rueberer ganz zufällig in die Liste der dunklen Ehrenmänner seiner Komödie aufgenommen hatte. Vierzehn Tage lang mußte also das ketzerische Werk auf dem bühnenpolizeilichen Index verharren, bis der für die klerikale Reklame wider Willen dankbare Schalksnarr Rueberer den Pfarrer Schaitzach mit dem wohlklingenderen Pfarrer Meyer vertauschte.

Kommt man von Rueberers Fahnenweihe, diesem Tummelplatz bis zur Roheit gesteigerter Leidenschaften, dummdreister Instinkte und frecher Verschlagenheiten, einem Dithyrambus der Häßlichkeit, zu Paul Heyses „Vanina Vanini", das gleichfalls dieser Tage im Residenztheater zur ersten hiesigen Aufführung gelangte, so muß man sich erst auf die geschliffene Form und die zivilisierten Gefühle, die manirierte Grazie und stilgerechte Hoheit des maßvollen Schönheits-Ästhetikers und formellen Apollinikers zurückkonstruieren. Bei Rueberer alles brutalste Lebenswahrheit, der das purpurne Blut durch die Adern schimmert, ein unbeirrtes Geradeaus: ein Stil wie mit

Digitized by Google

Hämmern und Keulen. Bei Heyse tausend Umwege und Halbheiten, maskierte Gefühle, unterdrückte Lebenswelle: ein Stil von Silber und Seide. Superlative und Kuriositäten, tändelnde Erotik und Ungesundheit allüberall. Bei Rueberer eine ungebrochene Härte, Strenge und Schwere der Linien, bei Heyse eine Barockkunst, bei der die großen, einfachen Verhältnisse und die reinen, klaren Linien verschwinden. Alles durch tausend Schnörkel kompliziert, schwellend, ausschweifend, gewunden. Welch ein Schwall empfindsamer Worte und thränenreicher Szenen, welch ein Gefühlsüberschwang in Vanina Vanini! Welch eine Häufung von Konflikten, ehe die arme Prinzessin, welche ganz „Geschlecht" ist und so gar nicht Kameradin und Genossin sein kann, von dem geliebten und von ihr verratenen Carbonaro umgebrungen wird, darauf in schöner Pose an sich selbst die Morithat verübt, und der edle Kammerdiener sich als dritter im Bunde der Leichen ihnen zugesellt!

Jeder Unbefangene muß die Frage mit nach Hause nehmen: „Der grobschlächtige Naturalismus oder der stilisierte Idealismus — wer von beiden vergewaltigt wohl mehr unser künstlerisches Empfinden?"

Daß aber unser künstlerisches Empfinden nicht nur durch das Werk selbst und seine Reflexauslösungen, sondern vielmehr auch durch die Urteilslosigkeit und litterarische Unreife des Theaterpöbels vergewaltigt werden kann, das erlebten wir jüngst zur Evidenz an Max Halbes umgearbeiteter „Lebenswende" und Joh. Schlafs „Meister Ölze".

Nietzsche sagt irgendwo sehr treffend: „Damit ein Kunstwerk wirke, ist zweierlei nötig: der große Sinn dessen, von dem es ausging und der große Sinn dessen, der es aufnehmen soll!" Nun, wir kennen ja das Theater und was drin sitzt! Was Wunder also, daß die kleine Schar der Dekadenten, welche durch Sensationen aufgepeitscht werden wollen, das Ewig-Weibliche, welches des „gehobenen Busens und schönen Gefühls" bedarf, und die Glücklich-Verdauenden, für die nichts kompromittierender als ein versteckter Gedanke ist, bei Halbes Stimmungs- und Milieu-Kunst nicht auf ihre Rechnung kamen?

Halbe ist niemals ein Mann der großen Worte und Attitüden, niemals ein Fanatiker des Ausdrucks gewesen. Tendenzschnüffler und Philosofaseler verborgener Symbole finden seine Kunst leer und taubstumm. Er ist kein Massenbändiger. Aber vielleicht gerade darum ist er ein vornehmer Künstler! Er erschüttert uns nicht bis in die Gedärme hinein, aber er klopft mit leisem Finger an unser Herz! Auch in seiner „Lebenswende" erklettert er nicht die höchste und gefährlichste Spitze eines bestimmten Gedankens, aber er nimmt uns an die Hand und führt uns auf eine lichte Anhöhe, von der er uns die leicht umrissene Gestalt des heiter schaffenden Menschen zeigt, der durch die Gradheit, Unbeirrtheit und das feste Zielbewußtsein seines gleichmäßigen Charakters mit einer Art egoistischer Grausamkeit und gefühlsarmer Kühle das Geschick einiger unklarer und schwankender Naturen wendet. Ein Stück vager Eroberer-Typus. Ob er ihnen und sich selbst als Lenker ihres Lebens damit das wahre Glück gebracht hat, bleibe ununtersucht. Aber er hat sie die Resignation gelehrt, die ja das Glück der Stoiker bedeutete.

Viel energischer wendet sich Johannes Schlaf in seinem „Meister Ölze" an unsere Sinne — und dennoch fiel auch hier das Publikum durch und begrub unter brutalem Zischen und Lachen den armen, schwindsüchtigen Tischlermeister. Die Niederlage Schlafs bedeutet eine Niederlage des Publikums der „Münchener Litterarischen Gesellschaft"! Man ist in Bierbajuvarien in punkto Litteratur-

Digitized by Google

ästhetik noch sehr rückständig. Man will entweder junge Münchener Autoren zum Ruhme poussieren oder man will große, anerkannte Namen auf dem Zettel sehen, um deren künstlerische Wertung man sein verhopftes Gehirn nicht zu bemühen braucht. Was wußten die meisten Mitglieder der Ölze-Première von Joh. Schlaf und dessen tiefstem Wollen? „Der Vater des deutschen Naturalismus, mit Arno Holz assoziiert," ja, besten Falls, dies hat man munkeln gehört! Aber daß die spezielle Eigentümlichkeit des intimen Dramas im Unsichtbaren und Unhörbaren beruht, das kapierte der Premièren-Janhagel nicht. Der Mangel an Haupt- und Staatsaktionen, an äußeren Geschehnissen, und der Mangel an Situationsunmöglichkeiten in diesem furchtbar wahr beobachteten Charakterdrama lähmte wohl von vornherein das Auffassungsvermögen des nur auf Schauinstinkte spekulierenden Publikums. Daß hier Schlaf zum erstenmal den Versuch gemacht hat, die Handlungen, Worte und Gedanken seiner Menschen nur auf dem seelischen Milieu der Charaktere fundamentieren zu lassen, die Psychopathie Ölzes zum Mittelpunkte des Interesses zu gestalten, einen gewissen unterbewußten psychophysischen Kontakt zwischen Pauline und Ölze, den beiden sich umschleichenden Lauerkatzen, in dem fast durchweg indirekten, verborgenen Dialog herzustellen, an Stelle der pathetischen Bühnensprache eine Lebenssprache, aus der lebendigen Wortkunstentwicklung des Volkes hervorgegangen, treten zu lassen: All das blieb den Münchener Auguren natürlich verborgen. Die Leutchen wollten auf der Szene nichts von vierter Dimension wissen, sie amüsieren sich in den drei Dimensionen ihres Bierlebens gut genug. Die Regie Basils war sehr gut; meisterhaft die „Pauline" der Betty L'Arronge. Herr Schröder bot als „Ölze" eine grauenhaft realistische Verkörperung des bösen, trotzigen Gewissens.

Björnson der Vater und Björnson der Sohn gehören zu den wenigen Autoren, welche sich nicht in banger Schmiegsamkeit dem Berliner Premièren-Monopolring einzwängen. Beide begnügten sich damit, ihre Musenkinder in München aus der Taufe heben zu lassen und verzichteten leichten Herzens auf das Kriterium der reichshauptstädtischen Anerkennung. So bei „Johanna", des Sohnes Schöpfung, so bei des Vaters „Über unsere Kraft" und jetzt wiederum bei „Paul Lange und Tora Parsberg", welches Stück hier seine erste öffentliche Aufführung erlebt hat. Björnson ist nie ein eigentlicher Dramatiker gewesen, dafür war er immer zu sehr Doktrinär. Am besten präzisiert man sein neuestes Werk mit dem Untertitel „Der alte und der neue Mensch", denn die politische Einkleidung ist meines Erachtens nur ein brauchbarer Mantel, unter dem uns ein Charakter-Typus dargelegt wird. Ein Charakter voll innerer Unfreiheit, knechtisch dem qu'en dira-t-on unterthan, und darum der alte Mensch, der überwunden werden muß, wenngleich Björnson mit dichterischem Wohllaut für ihn plädiert. Tora Parsberg, die unabhängige, die freie, die mit Stolz das Gekläff der Hetzmeute verlacht, ist der Höhenmensch, der neue Mensch. Das Leben braucht Starke, die allen Gewalten zum Trotz sich erhalten, die sich zur Gesundheit durchkämpfen mit einem befreienden Lachen. Darum bleibt das Werk mit seinem senilen Süjet immer ein Drama der Schwäche, die, auch wenn sie der Herzensgüte entspringt, zuletzt doch eine Feigheit ist. Die Darstellung bemühte sich, die Björnsonsche Elegie, die, obgleich lautes Partei-Getriebe sporadisch hineintost, in blassen Farben an uns vorüberträumt, so blutreich wie möglich zu gestalten. Herr Schneider als Paul Lange faßte seinen Part aber doch von vornherein wohl etwas zu müde, während Frl. Heese als Tora sich erst ganz zuletzt zur Einfachheit des modernen Dialogs durchrang. Anfangs war sie von einer Jambenschwere ältesten Tragödienstils.

Digitized by Google

Von den Ereignissen im Münchener Musikleben will ich nur kurz eines kühnen Vorstoßes Bernhard Stavenhagens gedenken, der unseres großen, verkannten Alexander Ritter symphonischen Walzer „Olafs Hochzeitsreigen" in einem Akademiekonzert zur Aufführung brachte, eine eminent musikalisch empfundene Tondichtung voll innerer, gefühlsbestimmender Charakteristik, voll beseelten Ausdrucks und großzügiger Melodik. Lebhafter Beifall des linken Flügels dankte Stavenhagen aufmunternd für den Versuch, abermals einige neue Töne in die vom Geiste konservativster Tradition behüteten Räume des „Odeon" einzuschmuggeln.

Mitten im Trubel des Fasching veranstaltete Sigmund v. Hausegger aus Graz, der Komponist der Oper „Zinnober", der Sohn des vor einigen Wochen verstorbenen großen Wagnerforschers und Musikästhetikers Friedrich v. Hausegger („Musik als Ausdruck"), ein Konzert im Kaimsaal, in dem er sich als Dirigent und Orchesterkomponist vorstellte. Das Programm enthielt nur 3 Nummern: die Coriolan-Ouverture, die neue Tondichtung Hauseggers: „Dionysische Phantasie" und Anton Bruckners „VII. Symphonie in E". Die in vier übersichtliche, musikalisch verbundene Teile gegliederte, für hypermodernstes Orchester berechnete „Phantasie" drückt in jüngstdeutscher Weise, d. h. mit komplizierter Polyphonie, kraftgenialer Dissonanzenprasserei, mehr dekorativ, wie illustrativ wirkendem musikalischen Ausdruck etwa folgenden poetischen Gedanken in Tönen aus: „Stärker als Kampfesdrang und Liebeslust, die beiden Hauptbethätigungen im menschlichen Leben, ist der Tod. Doch den Würger Tod besiegt die heilige Kraft des schaffenden und im dionysischen Hochflug einem sonnenbeglänzten Ziele: der Unsterblichkeit, zueilenden Künstlers." Der Komponist läßt das dionysische Gefühl im Hörer durch zu viel reflektierte Episoden in seinem Tongedicht nicht ganz aufkommen. Er verfügt mit großer Sicherheit über eine Skala schöner und neuer Tonfarbenmischungen. Er ist konsequenter Ausdrucksmusiker schon durch väterliche Erziehung und findet für die Töne der Melancholie und des Seelenschmerzes wahrhaftigeren Ausdruck wie für die der Liebe und des idyllischen Glücks. Hausegger wurde nach seinem vom Kaimorchester meisterhaft gespielten, sehr komplizierten Werke stürmisch gerufen und erhielt das übliche Ruhmesgemüse mit Schleifen garniert.

Wilhelm Mauke.

Kritik.

Der letzte Fontane.

Was der Künstler uns in seinen Werken giebt, ist das Echo des Lebens. In des Künstlers Seele dringt das tönende Leben, und aus seiner Seele klingt es im Kunstwerke wieder rein hervor. Von den vielen Formen, in denen der Künstler oder Dichter so das Leben neu erzeugt, das er als Mensch betrachtet oder genossen hat, ermöglicht es der Roman ihm noch am ehesten, das ganze Leben in seiner scheinbar unendlichen Mannigfaltigkeit in einem Werke widerzuspiegeln.

Dementsprechend bietet der Roman von allen Kunstformen die vielfältigste Wirkung und den mannigfachsten Genuß. Er kann als reines Kunstwerk wirken, also ästhetisch — er kann durch die in ihm niedergelegten, der Persönlichkeit des Dichters

Digitized by Google

entspringenden Betrachtungen des Lebens vom Standpunkt ewig-menschlicher Perspektiven, also ethisch wirken — und er kann endlich durch realistische Schilderung einen beinahe wissenschaftlichen, sicher aber kultur-historischen Wert erringen. Ein wahrhaft großer Roman wird aber alle drei Eigenschaften in sich vereinen, er wird gleichzeitig ästhetisch, ethisch und kultur-historisch wertvoll sein. Der große Romancier muß Künstler, Persönlichkeit und Realist sein. Verkümmert der Künstler im Romancier, so wird sein Werk unerquicklich wie alles Zwitterhafte, verkümmert die Persönlichkeit, so gerät er nur zu leicht in Gefahr, langweilig zu werden, verkümmert der Realist in ihm, so wirkt es unplanmäßig.

Drei große Romanciers scheinen mir unter den modernen Künstlern diese Forderung in hervorragendem Maße zu erfüllen. Flaubert, in dem der Realist etwas überwiegt, ohne daß Künstler und Persönlichkeit dabei zu Schaden kommen, Daudet, in dem der Ästhet vorherrscht, ohne daß er durch einseitige Subjektivität die Schönheiten seiner Werke gefährdet, und unser Fontane, der — in noch höherem Maße als er Künstler und Realist ist, eine Persönlichkeit darstellt. Alle drei sind uns gestorben, aber jeder von ihnen hinterließ ein Meisterwerk, welches nicht nur ihre übrigen Werke an innerer Bedeutung weit überragt, sondern auch noch lange Zeit so eifrig gelesen werden wird, wie bei ihren Lebzeiten. Wir meinen Flauberts „Madame Bovary", Daudets „Fromont jeune et Risler aîné" und Fontanes „Effi Briest". Alle drei Romane behandeln das alte Thema des Ehebruchs, aber je nach der in ihnen dominierenden Fähigkeit in höchst unterschiedlicher Weise ....

Als vor einigen Jahren eine Umfrage unter deutschen Schriftstellern nach dem besten deutschen Roman der letzten zehn Jahre gehalten wurde, da lautete die Antwort mit merkwürdiger Übereinstimmung: Theodor Fontanes „Effi Briest". Wer es bis dahin nicht wußte, der mußte es fürderhin wissen, daß das moderne Deutschland in Fontane einen Romanschriftsteller gefunden hat, um dessentwillen es sich vor den Franzosen, Russen und Skandinaviern nicht mehr zu schämen braucht. Als er uns verließ, vermachte er uns noch als letztes Geschenk seinen letzten Roman: „Der Stechlin". Auch dieser „letzte Fontane" ist ein echter Fontane. Wieder führt uns der Dichter in jene Welt ein, die er immer mit Vorliebe geschildert hat, in die Welt des preußischen Landadels. Er giebt uns in ihm vielleicht das vollendetste, am liebevollsten und treuesten ausgeführte Porträt, das er je in eines seiner Werke hineingestellt hat: den alten Major von Stechlin. Da haust der Major lange Jahre, verwitwet und vereinsamt, mit seinem alten Diener Engelke auf Schloß Stechlin. Es ist eigentlich nichts weniger als ein Schloß, und Herr von Stechlin selbst hört es nicht gerne, wenn man es „Schloß" nennt. „Für die armen Leute ist es ein „Schloß", aber sonst ist es ein alter Kasten und weiter nichts." Auf das Schloß ist er nicht stolz, wohl aber auf den See, an dem es liegt und den es beherrscht. Auch der See heißt „Stechlin" und ist ein gar merkwürdiger See. „Hie und da wächst ein weniges von Schilf und Binsen auf ihm, aber kein Kahn zieht seine Furchen, kein Vogel singt, und nur selten, daß ein Habicht drüber hinfliegt und seinen Schatten auf die Spiegelfläche wirft. Und doch, von Zeit zu Zeit wird er lebendig. Das ist, wenn es weit draußen in der Welt, sei's auf Island, sei's auf Java, zu rollen und zu grollen beginnt, oder gar der Aschenregen der hawaiischen Vulkane bis weit auf die Südsee hinausgetrieben wird. Dann regt sich's auch hier, und ein Wasserstrahl springt auf und sinkt wieder in die Tiefe ..." Nur wenn der junge Stechlin, Leutnant Woldemar v. Stechlin,

Digitized by Google

aus Berlin zu Besuch kommt, beginnt ein regeres Leben in dem stillen Heim des Alten. Aber trotz seiner Einsamkeit verliert der Alte seinen Humor nicht, seinen guten, goldigen Humor, der nichts anderes ist als die richtige Mischung von scharfer, durchdringender Erkenntnis und großer, selbstloser Herzensgüte. Keiner versteht es wie er im Geplauder Worte ernstester Lebensweisheit zu verstecken und so auf den mit ihm Sprechenden tiefer zu wirken, als es diesem selbst zum Bewußtsein kommt. Die einzigen „Ereignisse", welche in dem 600 Seiten langen Roman erzählt werden, sind die Kandidatur des Alten für den Reichstag und die Verlobung des Jungen mit Komtesse Armgard. Der alte Stechlin unterliegt gegen den Kandidaten der Sozialdemokratie. Aber darüber tröstet er sich rasch, folgte er ja mehr äußerem als innerem Drängen, indem er sich in die Politik stellte. Er war nicht geschaffen, um auf der großen Bühne der Öffentlichkeit erfolgreich auftreten zu können. Dazu war er vielleicht eine zu ehrliche und feine Natur. Auf der Hochzeit seines Sohnes erkältet er sich. Er wird krank, um nicht wieder zu genesen. Das langsame Sterben des alten Herrn von Stechlin gehört zu dem ergreifendsten, innigsten und größten, das Fontane je geschrieben. Diese letzten Kapitel geben Ersatz für manche kleine Enttäuschung, die uns sein letztes Werk bereitet. Denn wir dürfen es uns nicht verhehlen: dieses letzte Buch ist mit der überströmenden Redseligkeit des Alters geschrieben. Es ist in der Schilderung der Landschaften und einzelner Charaktere vollkommen, aber es fehlt eine eigentliche Handlung, ein Konflikt, eine Spannung. Die Charakteristik des alten Stechlin nimmt auch räumlich den breitesten Raum im Buche ein. Sie macht das Werk fast zu einer Monographie.

Fontane hatte, wie ein breiter Strom, der seiner Mündung ins Meer nahe ist, nicht mehr die Kraft zur Konzentration. Er breitet in diesem Roman die Gewässer seines Geistes in zu breiten Flächen aus. Was einst ein reißender, mächtiger Strom war, ist nun zu weiten, ruhigen Seeen geworden. Aber es giebt Menschen, welche die Kraft und Bewegung vermissen können und reichen Ersatz finden an der Breite, dem Frieden und der unbewegten Klarheit des Werkes. Diese wird auch der „Stechlin" entzücken.

Max Messer.

Ästhetik.

Das Schöne und die Kunst. Vorträge von Friedrich Theodor Vischer. Mit seinem Bildnis. 2. Aufl. Stuttgart. J. G. Cotta.

Es ist ein köstliches Buch, das uns hier aus dem Nachlaß des alten Vischer beschert wird. Sein Sohn Robert Vischer (Professor der Kunstgeschichte in Göttingen) hat die Vorträge nach skizzenhaften Aufzeichnungen des Vaters und nach den Kollegienheften einiger Hörer zusammengestellt. „Es ist ein armer Rest," sagt er im Vorwort, „aber es liegt viel darin, und ich denke, in der Wirkung auf den Leser müßte doch ein Reflex aufleuchten von der einstigen Wirkung auf den Hörer." Nicht nur ein Reflex leuchtet auf, sondern das volle Licht fällt auf Auge und Seele. Aus diesen oftmals aus dem Stegreife gehaltenen Vorträgen, in denen der Augenblick das Wort gebar (nicht den Gedanken, der nur in mühsamem Ringen mit der Wahrheit gefunden wurde!) tritt uns in wundervoller Frische und Unmittelbarkeit der ganze prächtige Mensch entgegen. Man erkennt, daß der Gelehrte, der objektive Wahrheitsucher, nichts anderes war als der ganze, eigene und eigenartige Mensch, der sich und sein Leben zur Harmonie zu läutern und in Einklang mit dem Weltganzen zu setzen versuchte. Vischers Gedankenwelt wird wesentlich aus einem künstlerischen Drange geboren, und deshalb hat er auch

Digitized by Google

wohl das Wesen der Kunst so tief verstanden wie kaum ein zweiter. Es ist eine goldene Fülle reifster Weisheit so gut für den Schaffenden wie für den Genießenden in dem Buche enthalten. Ich kann der Versuchung nicht widerstehen, einige besonders hervorleuchtende Sätze hier aufzuführen, die blitzartig die Vischersche Gedankenwelt für uns erhellen. „Nur aus der Kraft kann' Kunst erwachsen." „Ganze Menschen werden sie nur durch die Kunst." „Das Schöne bringt Frieden." „In der Kultur wird nur fertig, was in der Natur liegt." „Wir sind Krüppel, wenn wir nicht unsere Sinnlichkeit erziehen. Vom Bande des Geistes getrennt, verwildert sie; und ohne sie verdorrt der Geist." „Das ist die Kunst: eine menschlich durchfühlte Natur mitten in der Natur." „Nicht mit Denken, sondern mit Versenken muß das Kunstwerk erfaßt werden." „Je reiner eine Kunst, um so stärker waltet in ihr Freiheit." „Schönes entsteht nur, wenn ein ganzer, voller Mensch sein inneres Wesen, das Geheimnis seiner Seele, in einen Gegenstand getaucht hat." „Wer uns nicht schauen macht, der ist kein Künstler." „Im Schönen heißt es wie in einem Tiroler Liede: „Auf der Alm, da giebt's kei Polizei!" „Der Luftballon der Poesie kann doch mehr tragen, als die meisten glauben. Er hebt die Last der ganzen Welt als freien Schein empor." „Die Dustigkeiten am Leben hören nur mit dem Tode auf — und nur in der Kunst" u. s. w. u. s. w. Man hat die Empfindung, als ob man in Vischers Buch durch eine goldene Sommerwelt schreite, an beiden Seiten hohe, wogende Kornfelder, deren schwere, reife Fülle fast über dir zusammenschlägt . . .

Paul Remer.

Kroatische Kunst.

Eine neue Äußerung der starken, jungen Bewegung in Kunst und Litteratur, welche sich in der kroatischen Nation bemerkbar macht, stellt der von der Gesellschaft kroatischer Künstler in Agram (Zagreb) herausgegebene „Kroatische Salon" dar (Hrvatski Salon, Zagreb 1898). Diese Gesellschaft, deren Leitung in den Händen des Malers Vlaho Bukovac und der Bildhauer Robert Franges und Rudolf Valdec liegt, will einerseits einen festen Zusammenschluß der jungen kroatischen Künstlerwelt fördern, sodann aber auch vor allem den Landsleuten die Werke heimischer Kunst in einem Sammelpunkte vor Augen führen. Diesem Zwecke dient auch der „Salon", welcher Reproduktionen von Werken kroatischer Künstler, die jetzt in Agram ausgestellt sind, vorführt. Es ist eine gute Wahl getroffen, und das hier Gebotene fordert Achtung für die kroatische Kunst; nur leider sind die Reproduktionen nicht alle durchaus sauber gelungen, was man jedoch wohl dem anerkennenswert billigen Preise zugute halten muß. Besonders hervorgehoben sei das in der Auffassung originelle und lebensvolle Relief „Justitia" des jungen Robert Franges und das Diptychon „Ikarus" von Vlaho Bukovac; des weiteren schließen sich Arbeiten von Bela Csikos, Oto Ivekovic, Rudolf Valdec, Robert Auer, Ferdo Kovacevic, Klement Crucic, Zora Preradovic und Slava Raskaj an. In kurzen, kraftvollen Sätzen entwickelt Ivanov die Ziele der modernen kroatischen Künstler. Folgende Worte, die wohl auch sonst aufrichtige Beherzigung verdienten, bilden die Quintessenz seiner Ausführungen: „Die moderne Bewegung ist der Kampf des Individuums um die Freiheit. Der moderne Künstler gehört keiner Schule an. Die Moderne haßt das Epigonentum . . . Jeder lebe sein eigenes Leben. . . Die Moderne will den ganzen Menschen anfassen, sie strebt nach einer Synthese des Idealismus und des Realismus, sie will das Mittel finden, daß der Mensch am besten und am schönsten sein Wesen zum Ausdruck bringen mag . .

Digitized by Google

Wir brauchen entwickelte Persönlichkeiten, welche das Leben ihres Volkes leben, welche die gegenwärtigen Bedürfnisse des Volkes verstehen; freie Menschen und eigene Seelen. So wünschen wir unsere jungen Künstler und Schriftsteller, und darum verlangen wir für sie Freiheit, zu leben und zu handeln, ganz wie sie fühlen, und so ihrem Volke Nutzen zu bringen. Dem Volke kann man nicht nützen durch Regeln, Rezepte, Schablonen, ihm muß man seine ganze Arbeit weihen. Geben wir ihnen heute, da sie noch am Anfang ihres Lebens und ihrer Arbeit stehen, um so mehr Freiheit, und ihre Werke mögen für sie sprechen." — Lyrische Beiträge und kleine, stimmungsvolle Skizzen von Mihovil Nikolic, Alberto Weber, Ivo Pilar, D. P. Nikolajew, Branimir Livadic u. a. vervollständigen das erfreuliche Bild dieses „kroatischen Salons".

Georg Adam.

Briefe an die Redaktion.

I.

Sehr geehrter Herr Doktor!

Soeben sehe ich, daß Sie vor kurzem in der „Gesellschaft" das Urteil der ersten Instanz meines Prozesses gebracht haben. Ich nehme an, daß Sie nicht aus den Tageszeitungen der letzten Woche ersehen haben, daß inzwischen die zweite Instanz zu meinen Gunsten entschieden hat, und sende Ihnen deshalb beiliegend eine knappe Notiz. Ich bitte Sie, dieselbe zu bringen, und erinnere bei dieser Gelegenheit daran, daß die „Gesellschaft" dadurch ein altes Unrecht gegen mich wieder gut machen könnte: Ihr Blatt hat im Sommer 97 eine Flut von Angriffen gegen mich gebracht (Ludw. Kraft) und mir nicht nur keine Gelegenheit zur Antwort gegeben, sondern meinen Gegenartikel drei Monate lang unter Versprechungen bei sich lagern lassen, — bis er auch für andere Blätter abgelagert war.

In der festen Überzeugung, daß Sie mir, trotz Ihrer Gegnerschaft in dieser Sache, Gerechtigkeit werden angedeihen lassen, bin ich Ihr

sehr ergebener
Börries Frh. von Münchhausen,
Berlin, Flottwellstr. 8 II.

In der Privatklagesache des Schriftstellers Börries Frh. von Münchhausen gegen die Schriftsteller Otto Julius Bierbaum und Julius Meier-Graefe ist auf die gegen den Beschluß der Ablehnung eingereichte sofortige Beschwerde vom Kgl. Landgericht I der Beschluß gefaßt worden, das Hauptverfahren vor dem Schöffengericht I Berlin zu eröffnen. Das Kgl. Landgericht ist scheinbar zu anderen Resultaten bei der Beurteilung der Frage gelangt, wie die erste Instanz. Es hält die Angeklagten für hinreichend verdächtig der öffentlichen Beleidigung und fügt hinzu:

> Der Artikel in der „Fr. Z." enthält namentlich in den Äußerungen einiger Schriftsteller, welche die Privatbeklagten durch die Veröffentlichung und die Aufnahme in den Artikel auch dem Wortlaute nach zu den ihrigen gemacht haben, objektive Beleidigungen des Privatklägers. Es erscheint nach den bisherigen Erklärungen der Parteien fraglich, ob und wessen berechtigte Interessen die

Digitized by Google

Privatbeklagten haben wahrnehmen können. Auch sind die Äußerungen in einzelnen der wiedergegebenen Antworten, ... so verletzende, daß auch zu prüfen sein wird, ob nicht die Form der Äußerung das Vorhandensein einer Beleidigung erkennen läßt.

Berlin, 20. Februar 1899.

Königliches Landgericht I, Strafkammer 8.
gez. Reinicke, Munkel, Kade.

II.

Sehr geehrte Redaktion!

In Erwiderung des „Letzten Wortes" des Herrn Gustav Falke (Heft 5, 1899, Ihrer Zeitschrift) beschränke ich mich auf das Folgende:

Herr Falke konstatiert, daß ich in meiner Frankfurter Kritik ihn einen „echten Poeten" ꝛc. ꝛc., dann aber gelegentlich meiner Zurückweisung seines Angriffs (letzterer Heft 23, 1898) ihn „ein Halbtalent, eine Halbnatur" genannt (Heft 2, 1899) — er konstatiert ferner, daß ich in besagter Zurückweisung diesen Wechsel der Tonart damit begründe, daß ich sage, ich habe in meiner Frankfurter Kritik jenes spätere „harte Wort" lediglich aus „Kourtoisie" unterdrückt. In alledem hat Herr Falke völlig recht. Wenn er nun aber mit dieser Feststellung meine Qualitäten als Kritiker bemängeln will, so habe ich ihm darauf nachstehendes zu entgegnen:

Wer das eine Mal der Meinung ist, ein Lyriker „legitimiere" sich durch einige seiner Lieder als „echten Poeten" ꝛc. ꝛc., aber hinzufügt, dieser Lyriker „lehne sich" allzu oft „an gegebenes an" — der widerspricht sich, denke ich, keineswegs, wenn er das andere Mal sagt, der betreffende sei „eben ein Halbtalent, eine Halbnatur". Sehen wir doch zu! „Echter Poet" — das ist ein die Gefühlsseite (Temperament, Phantasie ꝛc.) in dem Beurteilten bezeichnendes Epitheton — und zwar ein positives. Die „Anlehnung an gegebenes" aber trifft die geistige Persönlichkeit des Poeten und negiert sie gewissermaßen, insofern Anlehnung stets Mangel an Eigentum ist. Gefühlsseite und geistige Persönlichkeit (die Begriffe als Kollektivbegriffe genommen), sind das nicht die zwei Hälften wie der Menschennatur so auch der Dichternatur? Wer nun in einem gegebenen Poetenindividuum der einen Hälfte dieser Natur eine positive, der andern eine negative Beurteilung zu teil werden läßt, der darf konsequenter Weise sein Urteil subsumieren, indem er sagt: dieser Dichter ist (bei der vorliegenden Negierung der einen Hälfte) keine Voll-, er ist eine Halbnatur. Wenn ich über Herrn Falke zweimal geurteilt habe, so habe ich als ehrlicher Kritiker und ohne mich eines Widerspruchs schuldig zu machen, das eine Mal nicht beschönigt („Anlehnung an gegebenes"!), das andere Mal nicht geschont („Halbnatur") — das andere Mal, wohlverstanden! nachdem Herr Falke mich mit Unhöflichkeiten regalierte (Heft 23, 1898). Das der ganze Unterschied zwischen „Courtoisie" und Nicht-Courtoisie!

So viel an die Adresse des Verfassers der „Neuen Fahrt"!

Und ferner, geehrte Redaktion: Ihr Herr Dr. Ludwig Jacobowski, den ich aufrichtig hochschätze, hat ein gegen mich gerichtetes und „Vergleichungssucht" betiteltes Zitat aus Klopstock dem „Letzten Wort" des Herrn Falke hinzugefügt. Der, wie ich sehe, vergleichsfeindliche Herr Doktor weiß, daß zwischen dem von ihm zitierten Messiassänger und heute ein ganzes Jahrhundert liegt; er weiß ferner, daß eben dieses Jahrhundert nicht zu seinen kleinsten wissenschaftlichen Errungenschaften gerade den

Digitized by Google

Sieg der vergleichenden Methode zählt. Und nun „unterschreibt" mein geehrter Kollege, der mit vollem Recht für einen der allerberufensten Führer unserer Modernen gilt, nun „unterschreibt" er „die Trefflichkeit" jenes sehr unmodernen, um nicht zu sagen: vorsündflutlichen Wortes? Die Klopstockſche Argumentation ist diese: wer nicht weiß, daß die Nichtvergleicher eine Stufe höher stehen als die Vergleicher, „der buchstabiert noch". Daraus folgt: unsere vergleichenden Wissenschaftsmänner, die das nicht wissen, sind samt und sonders noch halbe oder ganze Analphabeten. Ein hübsches Kompliment — wirklich! Und diese Klopstockſche Argumentation nebst Kompliment adoptiert Herr Dr. Jacobowski? Wofür plädiert er? Unähnlich ihren Schwestern, der modernen vergleichenden Litteraturgeschichte und der modernen vergleichenden Psychologie, möge die moderne Kritik sich entschließen, heute, im Zeitalter der vergleichenden Disziplinen, sich des Vergleichens zu entschlagen, und zwar nach dem Rezept des Messiassängers — das, geehrte Redaktion, will mit seinem Zitat der sehr moderne Mitherausgeber Ihrer sehr modernen Zeitschrift, des Organs der Modernen, das will er der heutigen Kritik empfehlen? Nein! Bei aller Achtung vor dem von mir — ich wiederhole — aufrichtig geschätzten Herrn Zitator —: das kann ein Ludwig Jacobowski im Ernst nicht wollen. Es wäre, meine ich, ein deplaziertes Wollen.

Aber auch an sich betrachtet, kommt mir das auf den Plan geführte Klopstock-Zitat einigermaßen deplaziert vor —: mit seinem Mangel an Klarheit dient es gar nicht einmal seinem Zweck. Gleich die Eingangszeilen:

„Untersuchest du deinen Gegenstand nur in Vergleichung mit andern, so wird es bald um dich von großen und kleinen Irrtümern wimmeln" —

— gleich diese Zeilen, weit entfernt vergleichsfeindlich zu sein, lassen meines Erachtens vielmehr das Vergleichen zu, wenn auch nur ein bedingungsweises —: sie wenden sich gegen das Nur-Vergleichen — also wenden sie sich nicht gegen das Auch-Vergleichen. Ich habe in meiner kurzgefaßten Kritik der Falkeschen Gedichte nicht — nur verglichen, ich habe — auch verglichen. Diese Eingangszeilen des Zitates treffen mich also nicht. Aber hören wir weiter! Die in etwas unklarem Zusammenhange nunmehr folgenden Zeilen:

„untersuchst du ihn (den Gegenstand) aber allein und für sich, so kannst du bisweilen dahin kommen, daß du ihn ganz stehest, und du stehest dann, in Absicht auf die Erkenntnis eine Stufe höher als die Vergleicher —"

— diese Zeilen, die ich oben bereits streifte, stellen eine Forderung auf, welche mir so unmodern erscheinen will wie möglich. Was wollen sie? Sie wollen, wenn ich recht verstehe, den Dichter isoliert, d. h. zusammenhanglos und losgelöst von allen anderen litterarischen und sonstigen Erscheinungen der Zeit (Milieu!!) beurteilt wissen. Dieser Zumutung eines Zitats aus dem achtzehnten Jahrhundert muß ich als Bürger des neunzehnten, als moderner Mensch entschieden widersprechen; ich muß es, wie ungern ich auch einem so vortrefflichen Kollegen, wie Ludwig Jacobowski, opponiere — ich muß es auf Grund dessen, was ich soeben über die vergleichende Methode des modernen Wissens und Denkens gesagt habe.

Das Recht des Vergleiches, argumentiere ich, muß der zeitgenössischen Kritik gewahrt bleiben.

Es empfiehlt sich Ihnen, sehr geehrte Redaktion,

Hochachtungsvoll

Cannstatt, 9. März 1899. Dr. Ernst Ziel.

Verantwortlicher Leiter: Dr. Ludwig Jacobowski in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 141.
Verlag und Druck der „Gesellschaft" von J. C. C. Bruns in Minden i. Westf.

Digitized by Google

W YORK
LIBRARY
R, LENOX AND
N FOUNDATIONS

Band II. * 1899. * Heft 3.

Die Lehre der englischen Puritaner-Revolution.

Von Karl Bleibtreu.
(Berlin.)

„Man muß Partei ergreifen," heißt der Titel einer geistvollen Schrift Voltaires. Ja, man muß sich ein für allemal schlüssig werden über das große Entweder-Oder politischer und religiöser Fragen. Dies hat auch Tolstoys mystischer Radikalismus begriffen, sobald er das Urchristentum in den Mittelpunkt seiner Weltanschauung stellte. Denn dies führte ihn notwendigerweise zur äußersten revolutionären Schärfe, zur Verwerfung aller und jeder Gewaltobrigkeit und monarchisch-hierarchischen Bevormundung. Das Christentum der Evangelien, das innerste Streben des Jesus von Nazareth, lief auf Befreiung der Versklavten, aufs Revolutionieren des unterdrückten Volkstums im Cäsarenreiche, hinaus, und die ersten Christengemeinden betrieben praktischen Sozialismus, ja, Kommunismus. Der einzige, allerdings erhebliche Zwiespalt zwischen dem religiösen Gefühl und der Freiheitsidee besteht darin, daß ersteres auf materielle Gewalt verzichtet und dem Herrn dieser Welt nicht mit gleicher Münze heimzahlen will. Daß sich diese theoretische Maxime, die Tolstoy heute absolut wörtlich nehmen möchte, kaum mit den realen Bedürfnissen verträgt, haben alle religiösen Bewegungen gegen Staat und Staatskirche erprobt: sie sahen sich endlich genötigt, nachdem sie lange ohne Gegenwehr ein Martyrium erduldet, selber zum Schwerte zu greifen, als dem letzten Mittel, die Herrschaft des „Antichrist" zu brechen. Siehe Albigenser, Hussiten,

Digitized by Google

Puritaner. Denn jedes echte religiöse Gefühl zwingt unmittelbar zum „Aufruhr", da Staats- und Kirchenhierarchie vom Standpunkt des Christentums unbedingt verurteilt werden müssen: der Tyrann erscheint so zugleich als „Heide", Baalspfaffe, Satansdiener. Dies ahnten die Regierenden stets sehr wohl und witterten bald genug in „Ketzern", die gegen den übermütigen Klerus sich auflehnten, zugleich politische Empörer. Obschon die Hohenstaufen selber als Ketzer anrüchig, begrüßten sie daher keineswegs in den norditalienischen Kirchenfeinden (Waldenser u. s. w.) willkommene Bundesgenossen gegen das Papsttum, sondern verfolgten die Sekten aufs grausamste. Als Arnold v. Brescia dem päpstlichen Holzstoß überantwortet wurde, erwies der Feudaltyrann Friedrich Barbarossa nur sich selber einen Dienst: der „Ketzer" war ja ein Republikaner und lehrte Umsturz gegen den Cäsar wie gegen den Papst. Geradeso verfuhr der geniale Friedrich II., obschon selber ein Todfeind der Kirche, und Heinrich V. von England, anfangs den Wycliffiten günstig, ließ sich bald von den Pfaffen überzeugen, daß wahres Christentum gleichbedeutend mit republikanischem Umsturz. Die deutsche Ritterschaft begeisterte sich zu ihren Massenkreuzzügen wider die Hussiten wahrlich nicht aus Liebe zum Klerus, sondern aus Haß gegen die offenkundige Demokratie. Und so merkte denn schon Elisabeth von England die subversive Tendenz der Puritaner, obschon sie sich damals noch aufs rein religiöse Gebiet beschränkte, und schritt tyrannisch dagegen ein, wie es dieser Komödiantin, ebenso „jungfräulich" wie „protestantisch", würdig war. Karl I. wußte dann gut, was er that, als er Bischof Laud die ganze Grausamkeit des Pfaffentums gegen die „Schwärmer" entfalten ließ, und wie wenig er sich getäuscht hatte, sollte er später am eigenen Leibe erfahren. Die Puritaner — nicht zu verwechseln mit den lauen Presbyterianern, den Nationalliberalen jener Tage — betrachten von Anfang an König und Kirche, Adel und Kastenstaat als Ausgeburten der Hölle. Wir finden heute bei den großen russischen Religionssekten das nämliche. Ist's zu verwundern? Wer das Christentum ernst nimmt, kann gar kein anderes Feldgeschrei erheben, als „Gleichheit, Freiheit, Brüderlichkeit", wie ja die Jakobiner Jesus „den ersten Sansculotten" nannten. Nicht nur widersprechen alle Staats- und Kircheneinrichtungen schnurstracks den christlichen Lehren, sondern atmen geradezu den „Geist des Heidentums". Daß also die beispiellose Unverschämtheit, womit die Enkel jener Pharisäer, die den „Heiland" ans Kreuz schlugen, sich nachher als seine Stellvertreter einsetzten, die Erbitterung über solch ungeheuerliche Heuchelei fortdauernd gesteigert hat, blieb wohl

Digitized by Google

nur noch dem kleinsten Teil der Herrschenden und Besitzenden unverständlich. Denn Borniertheit und Unbildung „gottesfürchtiger" Junker und Pfaffen erklärt zwar manchmal solche Selbsttäuschungsfähigkeit der Wahn-Umnachtung. Aber bei der Mehrzahl waltet einfach klare und bewußte Heuchelei, „ungläubiges" und freches „Heidentum" vor, mag die Lippe noch so sehr von Kirchenbauen, christlicher Liebesthätigkeit und Gezeter wider „Unglauben" und „Materialismus" (der Dieb schreit: Haltet den Dieb!) überfließen. Denn für jeden gesunden Menschenverstand klafft der Zwiespalt zwischen der bestehenden Ordnung (Unordnung) und dem Geist des Christentums zu offenbar. In der That, „man muß Partei ergreifen": entweder ist das Christentum eine Wahrheit, und dann muß der angeblich christliche Staat sich reumütig auflösen, oder alle Religion ist Wahn und nur das Recht des Stärkeren gilt. Nun, dann liegt auf der Hand, daß der Egoismus der vielen bedingt, sich nicht von wenigen ausbeuten zu lassen und die Machtfrage auf ihre Weise zu lösen. Wer begreift aber nicht, daß die Macht einer revolutionären Bewegung sich notwendig verdoppelt, wenn sich in diesem großen Dilemma beide Elemente mischen, d. h. wenn das tiefverletzte religiöse Gefühl sich mit der materiellen Logik der unterdrückten „Vielen", einmal selber das Recht des Stärkeren auszuüben, verknüpft! Deshalb die erstaunliche Kraft und Wirkung des Puritanismus der englischen Revolution.

Ihre jüngere Schwester, die französische, hat, teils wegen ihres größeren Umfangs, teils wegen ihrer unendlich weiterreichenden kontinentalen Wirkung, in der landläufigen Tradition jene ältere Revolution ebenso verdunkelt, wie etwa Napoleon so unvergleichlich populärer sich dem Gedächtnis der Menschheit einprägte als Cromwell. Und doch scheint diese Wirkung eine rein äußerliche und oberflächliche. Im Grunde nämlich bedeutet die „große" Revolution doch nur ein Plagiat der kleineren insularen, wie denn bekanntlich*) die Namen Cromwell und Karl I. damals in Paris in aller Munde waren und man Ludwig XVI. darauf vorbereitete, er werde das Schicksal seines englischen Genossen teilen. Ja, man darf so weit gehen, zu behaupten, daß die Hinrichtung des schwachen Bourbonen, woran anfangs niemand dachte und die von vielen heimlich gemißbilligt wurde, lediglich der Nachahmung des britischen Musters entsprach, und daß die Ausrufung der Republik,

*) Selbst die trotzige Anrede „Louis Capet" war nur eine plagiatorische Umformung des „Karl Stuart", wie schon der puritanische Leutnant Joyce den König anschnauzte, als er ihn von Holmby entführte.

Digitized by Google

wovon anfangs sogar Robespierre nichts wissen wollte, ebenfalls nur am englischen Vorbild sich stärkte. Auch ist, ganz abgesehen von dieser direkten Wirkung, die indirekte auf alle folgende Zeit eine noch gewaltigere gewesen. Denn bekanntlich entlehnte das übrige Europa im 18. Jahrhundert all seine Begriffe von Freiheit nur den englischen Zuständen, und diese waren, wie sie unter Wilhelm von Oranien bis Georg III. sich herausbildeten, lediglich ein Ergebnis der „great Rebellion". Endlich brauchen wir nur daran zu erinnern, daß die große Weltrepublik Amerika von den puritanischen „Pilgervätern" gegründet wurde und der Befreiungskrieg der ganz puritanisch fühlenden Franklin und Washington nichts als ein Nachhall der Cromwellzeit gewesen ist.

Außerdem kommen eine Reihe von Fragen in Betracht, die uns jene ältere Revolution weit verwandter und vorbildlicher vor Augen rücken, als die äußerlich modernere und verständlichere französische. Hier zeigt sich für deutsches Empfinden auch die größere Ähnlichkeit und innere Verwandtschaft der Rasse. Der schöne, ideale Enthusiasmus des Franzosen und seine raschere Beweglichkeit sind uns ebenso fremd, wie seine Neigung zu lärmender Zügellosigkeit, an der dann die Revolution, wenigstens für den Augenblick, scheiterte. Nicht als ob wir letzteres in dem oberflächlichen Sinne meinten, wie es in landläufigen Historien ausgelegt wird. Nein, die Revolution hat in Frankreich, im Verhältnis zum übrigen Europa, durchaus endgültig gesiegt, die Feudalmonarchie ein für allemal unmöglich gemacht. Die Intermezzi der fünfzehnjährigen, doch auch schon mehr oder minder konstitutionellen Bourbonenregierung bis zur Julirevolution, das neunzehn Jahre dauernde zweite Empire waren äußerlich aufgedrungene Episoden, die keineswegs die Herrschaft des republikanischen Gedankens unterbrachen. Aber unter keiner Staatsform verlernte Frankreich den blinden Zentralismus, Beamtendruck und Militarismus, der mit der mangelhaften politischen Erziehung des erst seit 100 Jahren mündigen Volkes zusammenhängt, und lernte weder die hohe Achtung des Engländers vor der Freiheit des Individuums, die sogar unter Karls II. unmenschlicher Reaktion eine auf dem Kontinent noch heute undenkbare Habeas-Korpus-Akte erzwang, noch seinen ernsten Ordnungssinn dem selbstgeschaffenen Gesetze gegenüber. Es wurde ferner die französische Revolution gleich anfangs in schädliche Bahnen gelenkt, was auch Robespierre sofort richtig erkannte, indem die bewaffnete Einmischung des Auslandes der ganzen Bewegung bald ein militärisches Gepräge gab. Eine Kriegerkaste bildete sich aus den ursprünglich begeisterten Freiheitsheeren, die all-

Digitized by Google

mählich blutwenig nach Freiheit, desto mehr nach „Gloire“ und „Eroberung“ fragte. Statt inneren Ausbaues bekam man auswärtige Kämpfe zur Erweiterung der geographischen Grenzen, als ob nicht die „Menschenrechte“, sondern die Rechte der großen Nation auf Welthegemonie den Sinn der Revolution ausmachten. Einen eigentlichen Bürgerkrieg kannte man nicht. Die anhaltenden Guerillascharmützel in der Vendée konnten kaum dafür gelten, und Lyon ward im Handumdrehen bewältigt. Wahrscheinlich wäre es nicht mal zu solchen partiellen Auflehnungen gekommen ohne das grausame Wüten der Jakobiner, das mutwillig zur Reaktion reizte. Selbst das Schweizer-Gemetzel beim Tuilerienſturm wurde absichtlich und grundlos von den Revolutionären als Schreckmittel herbeigeführt. Vor allem fraternisierte die Armee sofort mit der Revolution, zu welcher auch die größte Mehrzahl der Offiziere und ein Teil des Adels übergingen. Außer den Höflingen, Landjunkern und dem höheren Klerus stemmte sich niemand ernstlich der höheren Sturmflut entgegen, wie denn die Ideeen der Revolution bis zum höchsten Adel und den Finanzmagnaten hinauf längst Allgemeingut der Nation waren, ehe der gewaltsame Ausbruch begann.

Das sind nun alles Verhältnisse, die sich schwerlich jemals wiederholen werden. Jede künftige Revolution wird zwar ihrem Wesen nach international sein, eben deshalb aber wird jeder Staat sich hüten, in politische Vorgänge des Nachbarlandes überzugreifen, da jeder genug mit sich selbst zu thun hätte. Andererseits aber wird kein heutiger Staat bei seinen so unendlich straffer organisierten Machtmitteln so schwach wie das Ancien Regime kapitulieren müssen, zumal einheitliche Revolutionsstimmung wie damals gewiß nicht vorhanden wäre. Man wird sich daher, sollte irgend ein gewaltsamer Ausbruch erfolgen, auf einen harten und vielleicht ziemlich langen Bürgerkrieg gefaßt machen müssen, nicht nur auf partielle Nebenkämpfe à la Vendée und Lyon, die im Grunde nur der Niederwerfung Irlands und Schottlands durch Cromwell gleichen, nachdem der eigentliche englische Bürgerkrieg lange beendet war. Wir haben also sowohl für die vorbereitenden Bedingungen als für die Kampfformen selber von der Epoche 1789—93 nichts, von der 1642—46 alles zu lernen. — Die Verhältnisse lagen etwa folgendermaßen. Das englische Volk war im allgemeinen „loyal“ und monarchisch gesinnt, obschon die Schriftsteller aus puritanischen Kreisen einen entschieden staatsfeindlichen Sinn nährten, war aber dabei an demokratische Institutionen gewöhnt. Die französische Revolution hat sich den Konstitutionalismus überhaupt erst erkämpfen müssen, ihr fehlte

Digitized by Google

also die Grundlage, von der heute jede Demokratie ausgeht. Um so mehr bietet die englische einen Vergleichspunkt, da sie zuerst die Waffe des Parlamentarismus schwang. Letzterer bestand freilich in England bereits seit Jahrhunderten, und schon die vergötterte Elisabeth hatte in Steuersachen ihr Unterhaus oft recht schwierig gefunden. Aber wie die reichlich vorhandenen Keime englischer Bürgerfreiheit erst durch die puritanische Revolution zur Entwicklung kamen, so trat auch damals erst die ganze einschneidende Bedeutung einer Volksvertretung zu Tage. Denn wesentlich die gesetzmäßige Autorität des Reichstags, aus sich selbst Gesetze zu geben und staatliche Anordnungen zu erlassen, ist es gewesen, was den Widerstand *gegen* den absolutistischen Staat im *Namen* des Staates ermöglichte, dies der Schild, an welchem das Königsschwert zersplitterte. Denn die Masse des Volkes, ans Gehorchen gewöhnt, folgt nur derlei festgelegten gesetzmäßigen Formeln und das Schlagwort „das Parlament für den König" genügte, um *gegen* den König, d. h. gegen den angeblich von Höflingen beeinflußten Monarchen, den Schein des Staatsrechts zu verleihen. Selbst die Royalisten, sofern sie sich nicht aus unzurechnungsfähigen Landjunkern rekrutierten, fühlten sich davon eingeschüchtert und der gemeine Mann schwankte sofort, wohin er hören solle, wenn das vom König als hochverräterisch gebrandmarkte Parlament umgekehrt jede Dienstleistung für des Königs Partei als Hochverrat in die Acht erklärte. Diese Ausnutzung der parlamentarischen Prärogative brachte sogar Schwankungen im Adel selber zuwege. Denn die liberaleren Elemente — später hätte man gesagt „Whigs" — der Aristokratie, sozusagen die Freikonservativen und Nationalliberalen, fühlten sich vom Absolutismus abgestoßen, von der Höflingskamarilla verletzt, und es fehlte auch nicht an Idealisten darunter, die eine Beeinträchtigung der Volksfreiheit nicht dulden und einen völligen Bruch zwischen Adel und Volk nicht mit ansehen wollten. Zu diesen gehörte u. a. Lord Essex, ein ziemlich mittelmäßiger, aber gebildeter Mann, dem man die Obhut der Parlamentstruppen anvertraute, sowie Lord Montague, der republikanisch schwärmende Sidney, der staatsmännisch veranlagte Landedelmann Hampden. Diese Gemäßigten standen anfangs allein im Vordergrund, und Radikale, wie der vom König infam gemaßregelte und gefolterte Schriftsteller Prynne, die starren Doktrinäre Bradshaw und Ludlow, gewannen erst später maßgebenden Einfluß. Erst hinter ihnen erhob sich unheilverkündend der Jakobinismus jener Tage, das Puritanertum mit seinen sozialistischen Abzweigungen, den „Gleichmachern" (Levellers) John Lilburns, den

Digitized by Google

„Männern der Fünften Monarchie" wie Harrison. Bis dieser Fleischer und die Studenten Ireton und Lambert durch Cromwell an leitende Heeresstellen aufstiegen, mußte noch viel Zeit vergehen. Vorerst hatte die höhere Bourgeoisie die Leitung in Händen, daneben freilich das Bildungsproletariat der damals schon sehr entwickelten Flugschriften-Presse, in welcher nun bald der gewaltige Milton, der blinde Seher des Republikanismus, seine Donnerstimme als „Götzenzertrümmerer" polemisch erheben sollte.

Wie entstand nun in einem so behäbigen und „loyalen" Volke der Umsturz? Einfach auf dem gleichen Wege wie immer, wenn eine verblendete Monarchie, in größenwahnsinniger Selbsttäuschung über ihre Rechte, Pflichten und — Machtmittel befangen, dem Drängen reaktionärer Kreise nachgiebt. Karl I. wünschte das persönliche Regiment nach bourbonischem Muster einzuführen und ließ sich in allen Schrullen des Gottesgnadentums gehen. Er verlangte für sich eine prächtige Repräsentation, d. h. einen üppigen, verschwenderischen Hof, ferner erhöhte Steuern für Militär- und Marinezwecke. Er knebelte die Freiheit des Wortes und der Schrift, begünstigte Klassenjustiz, suchte bigotte Kirchlichkeit aufzudrängen, welcher doch die Lebenshaltung seiner Höflinge und Junker aufs ekelhafteste widersprach, und verhängte Ausnahmegesetze über die Puritaner und alle Umstürzler, die an seiner Gottähnlichkeit zu zweifeln wagten. Das paßte bald weder dem niederen Volke, noch dem höheren Bürgerstande, und besonders London ließ recht bald Symptome ärgerlicher Abneigung spüren. Die anfangs dem merry old England mißliebigen Puritaner wurden durch Verfolgung und Unterdrückung zu Heiligen und Märtyrern gestempelt, der Übermut des Adels forderte zu Repressalien auf. Umsonst alle Staatsstreichversuche auf gesetzmäßigem Wege durch Bedrohung und Auflösung des Reichstags; parlamentarisch vermochte Karl den Demokraten nicht beizukommen. Sogar seinen Bismarck Strafford, der auf dem Schafott für seine „Konfliktspolitik" als Verräter gegen die Verfassung büßte, hatte er dem Volksgrimm ausliefern müssen. Es blieb dem Royalismus keine Wahl mehr, als sich den Ultras in die Arme zu werfen und an die rohe Gewalt zu appellieren. Der König begab sich nach Oxford, berief dorthin ein Gegen-Parlament und richtete einen Aufruf an sein Volk, ihm gegen die widerspenstigen Empörer beizustehen. Da nun die ganze Ritterschaft nebst ihren Landvasallen in sein Lager strömte, alle Staatsbediensteten und Garnisonen ihm zu Willen waren, der Bauernstand zu ihm hielt und auch die meisten Städte, wie der wichtige Haupthafen

Digitized by Google

Briſtol, alle Schlöſſer und Feſtungen in ſeinen Händen lagen, ſo ſchien der Ausgang des Kampfes nicht zweifelhaft. Denn das Parlament verfügte anfangs nur über den Süden. Bald aber zeigte ſich, daß die großen Hauptſtädte — London, Paris, Berlin, Wien — eine beſondere Kraftfähigkeit in ſich ſelber tragen, weil dort die Haupthülfsquelle des Reiches zentraliſiert. Vor allem beſaß man Geld und Kredit. Man warb Soldaten an, reihte die vielen Abenteurer ein, die ſich bei derlei Bewegungen raſch einzufinden pflegen, ſammelte um ſich die Streber, die dabei etwas zu gewinnen haben, und gab den Londonern ſtatt Krämerellen Piken in die Hand.

Die Zuſammenſtöße im erſten Kriegsjahr blieben freilich günſtig für die Royaliſten und es konnte auch nicht anders ſein. Denn auch abgeſehen von dem beſſeren Menſchenmaterial des Königlichen Aufgebots, der waffengeübten Kavaliere und Yeomen nebſt den vielen Berufsoffizieren, die auf dem Kontinent gedient hatten, beſaß das Adelsheer ein Übergewicht an Talent und Erfahrung in den oberen Kommandoſtellen. Denn man muß wohl unterſcheiden zwiſchen dem Gros der ungebildeten Gentry, der Landjunker, und der höheren Nobility, die ſich meiſt eines hohen Bildungsgrades erfreute. Der geiſtig Bedeutendſte der Partei, Lucius Carey, Viscount Falkland, Sohn des Vizekönigs von Irland, war ein Gelehrter, der ſich anfänglich vom Hofe fernhielt, da ſein vornehmer Charakter abſolutiſtiſche Neigungen verabſcheute und konſtitutionellem Liberalismus huldigte. Erſt dann wandte er ſich dem Könige zu, als er bei der Parlamentspartei die Abſicht zu erkennen glaubte, die Krone aller und jeder Rechte zu berauben. Denn für Volksſouveränität hielt er die Zeit nicht reif, ſah in den Presbyterianern nicht ohne Grund nur halbe und laue Phraſenmacher und wünſchte daher die Übel des Bürgerkrieges ſo bald wie möglich erſtickt. Vielleicht hätte er anders gehandelt, wenn er die innere Kraft der Puritaner gekannt und den verborgenen Herrſchergeiſt Cromwells geahnt hätte. Ein wohlmeinender und „klaſſiſch“ gebildeter Mann war auch der Miniſter Lord Vaux von Boughton Hall, jedoch unentſchloſſen und wenig begabt. Höher ſtanden der gelehrte Earl of Leiceſter, ein ausgezeichneter Mathematiker, und der Herzog von Newcaſtle, der wahre Typus eines Grandſeigneur, prächtig in Erſcheinung und Haltung, wohlwollend und liebenswürdig, den Muſen ergeben und daneben Autor eines Buches über Pferdeſport, Hofmann und Gouverneur des Prinzen von Wales, aber im Felde ein furchtbarer Gegner. Den „ſeidenen General“ nannte ihn ſpöttiſch der Feind, aber der elegante Höfling hielt ſich ebenſo brav,

Digitized by Google

wie die „Gecken" der Leibgarde, die in ihren Spitzenkragen und parfümierten langen „Liebeslocken" wie die Teufel fochten. Einen anderen, aber militärisch gefährlichsten Typus stellten die Lords Wilmot und Goring dar, geschworene Todfeinde aus Eifersucht, einander verdächtigend und beide mit Grund, denn ihre „Treue" ging nur so weit wie ihr Vorteil, und sie hätten ihren Souverän gern verraten, wenn sie selber dabei zu höherer Macht gelangt wären. Schade, daß Cromwells Auftauchen ihnen später jede Aussicht raubte, eine Rolle zu spielen, sonst wären sie sicher zum Sieger übergegangen. Vorerst aber fochten sie noch leidenschaftlich für ihre aristokratischen Vorrechte, in herzlicher Verachtung des Bürgerpacks und Arbeiterpöbels. Witzig, geistreich, in allen Lastern gewälzt, Verführer und gewaltige Trinker vor dem Herrn, glänzende Kavallerieoffiziere, Goring der beste Degenfechter und Duellist, immer bereit, jede seiner Infamieen „ehrenhaft" im Blut des Gekränkten auszuwaschen. Zu seiner Clique gehörten noch der achtzehnjährige Lord Francis Villiers, später als Herzog von Bukingham historisch, der verworfene Sir Thomas Lundford, der Abenteurer Will Scarthe, genannt der „Schwarze", und ähnliches „schneidiges" Gesindel, bei dem nur die eine Tugend wilder Bravour alle Sünden zudeckte. Von besserem Schlag, wirkliche Edelleute vom alten Schrot und Korn, waren Sir Jacob Astlay, Sir Rolf Hopton, Sir Giles Allonby, Lord Byron (der ritterliche Ahnherr des größten Revolutionsdichters), Langdale, der rauhe Haudegen Colepepper u. a., während die Günstlinge der Königin Lords Digby und Jermyn das kriechende, intrigante Hofgeschmeiß lenkten. Ein Deutscher aber, Rupert von der Pfalz, unter ihm sein Bruder Moritz, fungierte als Generalissimus, nicht nur dem äußeren Range nach als Neffe des Königs, sondern weil ihm als dem renommiertesten Reitergeneral die Führung gebührte.

Die ersten Kriegsjahre, wo auch die Royalisten nur spärliche Streitkräfte entfalteten, brachten keine Entscheidung. Bei Roundway Down, Landsdowne, Brentford, Edgehill hatte Rupert die Oberhand. Bei Newburg schon weniger.

Das Heer von Essex nahm dort eine starke Stellung ein. Auf den Biggs-Hügeln standen die dichten Massen seines Fußvolks, in der Erwartung, daß die übermächtige Reiterei der Royalisten bergan attackieren werde. Die Absicht der letzteren, umgekehrt den Feind in die Ebene herabzulocken, veranlaßte Lord Goring, der am rechten Flügel die Kavallerie befehligte, einige Schwadronen unter Sir Giles Allonby zu einem fingierten Anritt vorzusenden, dessen baldiger Rückzug dann

Digitized by Google

die Parlamentstruppen zum Vorgehen verführen sollte. Aber Sir Giles sah sich alsbald von Reiterei und Fußvolk so bedrängt, daß mehrere Kavallerieobersten der Royalisten, ohne Befehl abzuwarten, zur Unterstützung vorbrachen. Alsbald vermochte Prinz Rupert sein gewohntes Ungestüm nicht länger zu zügeln und ritt mit der Hauptmasse der Reiterei an. Die Brigaden Wilmot und Goring warfen wirklich die Parlamentskavallerie über den Haufen, obschon letztere alle Vorteile des Geländes für sich hatte, und schon schien der Tag für die Royalisten gewonnen, als der unerwartete Widerstand des Londoner Miliz-Fußvolks ihrem Triumph ein Ende machte. Diese Handwerker, Arbeiter, Kellner, Krämer und Kaufleute hatten bisher reichlichen Stoff zum Lachen gegeben, als man im Royalistenlager von ihrer Ankunft beim Revolutionsheere hörte, und die anderen Parlamentssoldaten selber mißtrauten völlig ihrer Leistungskraft. Aber zur Beschämung aller entschied diese Bürgerwehr das Schicksal der Schlacht. An ihren Piken scheiterten alle Attacken Ruperts, eine hitziger als die andere. Noch blieb aber die Reserve, Brigade Colepepper und die „Schwarzen" Lord Byrons, unberührt, und im Augenblick, als die siegreichen Londoner aus ihren tiefen Vierecken in Linie deployierten, ritten Goring und die Reserven neuerdings an. Doch die unerschrockenen Milizen hielten auch diesen Stoß aus, das ruhige Feuer ihrer Musketiere leerte manchen Sattel, kaum gelang ein ordentlicher Rückzug dem Angreifer. In diesen Kämpfen fiel der Reisende und Sportsman Lord Carnarvon, vom Pferde gehauen; den jungen Flügeladjutanten des Königs, Earl von Sunderland, riß eine Kanonenkugel in Stücke; beim Sturm auf einen Obstgarten fand der bedeutendste Staatsmann der Königlichen Partei, der Lord Falkland, den Tod. (Ebenso war der wichtigste Parlamentsmann, Hambden, gleich bei Beginn der Feindseligkeiten gefallen, auch Sir Hopton bei Landsdowne durch Pulverexplosion verstümmelt.) Die Nacht brach herein, das Treffen blieb unentschieden. Die Londoner Miliz biwakierte auf dem Boden, den sie so hartnäckig behauptet. Trotz solcher hoffnungsvollen Leistung bemächtigte sich aber der Parlamentspartei eine gewisse Entmutigung, denn man sah ein, daß man in der Hauptwaffe, der Reiterei, niemals den Royalisten gewachsen sein werde. Der unermüdliche Rupert hat am folgenden Tage noch den Abmarsch Essexs nach London, infolge der gehabten Verluste, mit allen gefechtsfähigen Schwadronen und 1000 Musketieren zu belästigen gesucht, allerdings ohne Erfolg bei der kühlen Ruhe des Londoner Bürgerfußvolks. Wenn das so weiter ging, war ein Ende des Kampfes nicht

Digitized by Google

abzusehen: so lange die königliche Reiterei überlegen blieb, konnte an irgend welche Erfolge in offener Feldschlacht nicht gedacht werden. Der pedantische Essex wollte abdanken, man dachte schon an Verständigung mit dem König, wobei Unterhandlung immer Unterwerfung bedeutet hätte. Da trat plötzlich der Reichstagsabgeordnete Oliver Cromwell auf und machte sich anheischig, auf eigene Faust eine neue Reiterei zu bilden, wenn man ihm freie Hand lasse. Bisher nämlich hatten die eigentlichen Revolutionäre, die puritanischen „Independenten" (Unabhängigen), am Kriege nur indirekt teilgenommen, da ihr religiöser Fanatismus einerseits vor dem soldatischen Blutvergießen zurückschreckte, andererseits nicht gesonnen war, im Heere der Gemäßigten unter dem Kommando der „Lauen" und „Verdächtigen" zu fechten. Cromwell aber, als Haupt dieser englischen Jakobiner, warf nun die ganze Wucht ihrer finstern Entschlossenheit in die Wagschale. Mit wunderbarem Organisationsgenie gelang es ihm bald, aus den Pächtern und Tagelöhnern der östlichen Provinzen eine stattliche Reihe von Kürassierregimentern aufzustellen, denen bald der Name „Die Eisenseiten" im Volksmund verliehen ward. Dies Aufgebot, dem sich Dragoner und Musketiere beigesellten, trat 1644 unter dem Titel „Die Musterarmee" (Model Army) auf den Plan. Hauptquartier Gloucester. Ihr Führer, General Cromwell, sah weder aristokratisch noch militärisch aus. Wie der beste Gentleman des Königs, jener vielbeklagte Lord Falkland, klein, unansehnlich und fast häßlich im Äußern, so hatte der kommende Mann des Schicksals wenig Bestechendes für den gemeinen Mann oder Frauenaugen. Mittelgroß, breitschultrig, aber unbeholfen und schwerfällig gebaut, machte Cromwell auch wenig Anspruch auf einnehmende Gesichtszüge. Die große, dicke Nase — „rotnasiger Noll", sangen die Kavaliere —, der breite Mund, das mächtige Kinn, die tiefliegenden, ziemlich kleinen Augen, das schon sehr spärliche, blondgraue Haar — das sah alles gewöhnlich aus. Aber die blauen Augen blitzten gewaltig, Schläfen und Stirn bauten sich mächtig vor wie eine Burg tiefer Gedanken, die etwas barsche, kräftige Stimme hatte den angeborenen Ton widerspruchslosen Selbstgefühls. Bei näherem Beschauen war es das Antlitz eines großen Mannes, dies derbe angelsächsische Demokratengesicht, und nicht lange sollte es währen, bis man erkannte, dies sei wahr und wahrhaftig ein großer, ein allergrößter Mann. Seine mystische Frömmigkeit, d. h. sein Sinn für das Unendliche und das geheimnisvolle Ahnen seiner Mission, ging manchmal in Fanatismus über, sein ehrlicher Patriotismus und sein Freiheitsheldentum entartete

Digitized by Google

später zu persönlichem Ehrgeiz, denn ach, nichts Menschliches ist vollkommen. Aber so wie er nun einmal war, bleibt er Englands größter Herrscher und Feldherr, der wenigen einer, die in der Geschichte der Menschheit fortleben für und für, weil er es ehrlich meinte mit Befreiung und Besserung des Menschengeschlechts, obwohl in seiner subjektiven Weise und von Selbstsucht nicht unbefleckt. — Der bisherige Befreiungskrieg hatte im wesentlichen ein Übergewicht der Royalisten ergeben; was man von der neuen Armee erhoffen durfte, war höchstens ein Erfolg. Statt dessen, was geschah? Kaum schwang der „Zivilist" den Feldherrnstab, stellte alles Bisherige sich förmlich auf den Kopf. In jedem kleinen Scharmützel, sowie in dem Treffen von Alresford, wo Hopton von Oberst Waller gründlich geschlagen wurde, zogen die Kavaliere den Kürzeren gegen die „Heiligen des Herrn"; und als Prinz Rupert alle Kräfte des Herzogs von Newcastle und Lord Gorings vereinte zur Deckung von York, zogen ihm das Parlamentsheer unter Sir Thomas Fairfax und das Aufgebot der Östlichen Bünde (Eastern Association) unter Cromwell unverzagt entgegen. Die Gegner, von ungefähr gleicher Stärke, lagerten im Feld von Marston Moor.

Es war Mittag vorbei, als die Vorposten scharmützelten, und der Abend kam heran, ehe der Aufmarsch beendet. An Schlacht dachte heute (2. Juli) niemand mehr. Die Reiterei bildete wie gewöhnlich die Flügel, das Fußvolk und Geschütz das Zentrum. Letzteres kommandierte auf Ruperts Seite Lord Newcastle, auf der der anderen Fairfax, an den sich rechts das schottische Hülfskorps unter Lord Leven und andere Parlamentsreiterei anschloß, ans Dorf Long-Maston gelehnt. Hier stand der wilde Lord Goring gegenüber, die Hauptmacht royalistischer Reiterei hingegen am rechten Flügel Ruperts unter dessen persönlichem Kommando. Und hierher zog sich Cromwells ganze Reiterei, darunter eine ihm unterstellte Division, die nicht zu den eigentlichen „Eisenseiten" gehörte und vom schottischen General Lesly befehligt wurde. Das Fußvolk der Eastern Association unter Crawfurd, das gleichfalls Cromwell gehorchen sollte, rückte neben ihm ins Zentrum zu Fairfax ab oder bildete vielmehr das Verbindungsglied zwischen Cromwell und Fairfax. Vor dem linken Flügel Cromwells bis ins Zentrum lief ein schmaler Bach mit einer Art Hügel-Knick und einigen Hecken, welcher die beiderseitige Reiterei am Attackieren hinderte. Auf Cromwells Seite zog sich eine leichte Erhöhung hin, bei deren rascher Besetzung durch seine Avantgarde dieser Feldherr dem Feinde sofort zuvorkam. Ein Versuch der „schwarzen" Brigade Byron, über die Wasserrinne

Digitized by Google

vorbrechend den Aufmarſch zu ſtören, ward abgelehnt. Im allgemeinen begann man beiderſeits nach anfänglichem Beobachten ſich aufs Lagern einzurichten, ſintemal es ſchon 6 Uhr abends geworden war. Indem nun Cromwell die gegneriſchen Maßnahmen auskundete, gewann er plötzlich den Eindruck, daß Rupert mit gewohnter Sorgloſigkeit ſich ſchon der Ruhe hingab und nach Ausſtellung einiger Vedetten jede Vorſichtsmaßregel vernachläſſigte, d. h. ſeine Schlachtformation auflöſte, um ſpäter raſch lagern zu können. Auf der Stelle beſchloß Cromwell Schlacht, dieſen Vorteil zu benutzen. Dem intriganten Lord Montague, der nominell den Oberbefehl führte, dies melden laſſen, dem widerwilligen und Gehorſam weigernden Crawfurd den Befehl zum Vorgehen mit dem Fußvolk übermitteln, ohne ſich um andere Meinungen zu kümmern, und ſelbſt mit ſeinen nächſten vier Küraſſierregimentern über den Waſſergraben vorbrechen, war ihm das Werk eines Augenblicks. Den General Lesly ließ er augenblicks mit dem zweiten Treffen der Reiterei folgen, nach links überhöhend, um die Flanke zu decken. Faſt unmittelbar befand man ſich in vollem Ausbruch der Entſcheidung. (Schluß folgt.)

Der Katholizismus und die neue Dichtung.

Von Ernſt Gyſtrow.
(Leipzig.)

II.

Der alte Menſch und ſeine Kunſt.

(Schluß.)

Ich ſage mit Bedacht: der Reformation — und nicht etwa: Luthers. Vom Humanismus bis hinüber zu Thomas Münzer lehnt ſich die freie Perſönlichkeit gegen den kirchlichen Deſpotismus, die wahrhafte und einheitliche Perſönlichkeit gegen den Zwieſpalt von Bekenntnis und Lebenspraxis auf und fordert die unmittelbare Beziehung zwiſchen

Digitized by Google

Gott und Mensch, die Erneuerung des pauliniſchen „In Gott leben, weben und ſind wir", die Durchdringung jedes Lebensmomentes mit dem Gottesbewußtſein, die Erhebung jeder Handlung zur ſittlichen, verantwortlichen That: damit aber die Geſtaltung eines nicht trotz des Glaubens, ſondern aus Glauben freudigen Lebens. Das hat Luther bei weitem nicht ſo konſequent durchgedacht wie Ulrich von Hutten, wie Thomas Münzer, die ihm beide an geiſtiger Begabung wie an Charaktergröße überlegen waren; aber er war der Realpolitiker, er benutzte die Macht, der leider Gottes die nächſte Zukunft gehörte: das Fürſtentum; und ſo verkörperte ſich in ihm der Erfolg des Proteſtantismus, deſſen große, frühlingshafte Idee er ſelber in die Ketten einer zelotiſchen Kirche ſchmieden half. Es war eine tiefe Tragik, daß der proteſtantiſch-deutſchen Renaiſſance, dem Erwachen des freien und wahrhaften Geiſtes, alle, aber auch alle äußeren Bedingungen zur Verwirklichung in der Geburtsſtunde zerſtört wurden: durch die Verlegung des kommerziellen Schwergewichts nach dem Südweſten Europas, der das eben erblühende deutſche Städtetum lahmlegte und den Zuſammenbruch Deutſchlands einleitete, wie er dann in dem vom Auslande zu gunſten des ſittlich verlumpten Fürſtentums diktierten Weſtfäliſchen Frieden gipfelte. Nur auf kurze Zeit konnte in den Zünften der freien Reichsſtädte die Lebensfreudigkeit einer im ſozialen Ringen mit dem Patriziat aufſtrebenden Klaſſe den deutſchen Meiſtergeſang gebären, in deſſen Reihen der weltliche Dichter des neuen Glaubens, Hans Sachs, erſtand. Er gab dem evangeliſchen Glauben und Leben einen markigen und tiefen Ausdruck von prächtiger Originalität. Allein, es war nur ein kurzes Leuchten, dem bald die große, zweihundertjährige Finſternis folgen ſollte, in der es keine deutſche Dichtung, keine deutſche Kultur überhaupt gab.

Am Faden der ausländiſchen Kunſt müſſen wir uns forttaſten, um den nächſten Anknüpfungspunkt für die deutſche Poeſie aufzufinden. In England hatte der Titane Shakeſpeare das Drama geſchaffen, mit der naiven Einfachheit des Genies, indem er die Menſchen ſeiner Zeit auf die Bühne ſeiner Zeit ſtellte. Allein, die Bürgerkriege mit der kurzen, aber tief nachwirkenden republikaniſchen Epiſode gingen über ſeine Kunſt vorläufig hinweg und gaben dem bürgerlichen Schauſpiel, der bürgerlichen Komödie das Leben, abgeſehen von dem beſonderen Ausdruck, den der republikaniſche Puritanismus in Miltons „Verlorenem Paradieſe", einer der mächtigſten religiöſen Dichtungen aller Zeiten, fand. In Frankreich war unter höfiſchem Protektorate ein

Digitized by Google

formenglatter, an Äußerlichkeiten der antiken Poesie und Poetik sich klammernder Klassizismus erblüht, den auch Voltaire in seinen Tragödien noch pflegte; aber derselbe Voltaire saß gleichzeitig im Salon Holbach, wo dem erwachenden Bürgertum die Formeln geprägt wurden, und versuchte es mit dem bürgerlichen Lustspiel, dem Diderot das bürgerliche Schauspiel samt einer theoretischen Grundlegung zur Seite stellte. Währenddem lastete über Deutschland noch bleischwer der beschränkte und aufgeklärte Despotismus und ließ den Anläufen zur Poesie nur die Wahl zwischen dröhnenden Heldenliedern und harmloser Naturanschwärmung. Da trat Lessing auf den Plan. Er verband mit staunenswerter Meisterschaft der Sprache ein trotziges bürgerliches Bewußtsein; aus dieser Mischung formte er, dem die dichterische Schaffenskraft so gut wie fehlte, eine Reihe von Schöpfungen, die zwar keine Offenbarungen eines künstlerischen Geistes waren oder sein wollten, sondern nur die Berechtigung, ja, die Notwendigkeit einer neuen Dichtung zu erweisen hatten. Lessing fühlte und erkannte den nahen Klassenkampf des Bürgertums, und er lud ihn auf seine Schultern. Aus dieser Gesinnung heraus ist bei ihm Kritik und Dichtung mit dem Griffel eines scharfen Verstandes geschrieben; gerade dieser scheinbar so unkünstlerischen Entstehung, nicht einer einheitlichen Weltanschauung, um die Lessing vergeblich rang, verdanken sie ihre Bedeutung und Wirkung auf die nächste Zeit, an die nicht Wielands Glättung der Sprache, nicht Klopstocks feurige Leidenschaft heranreicht, trotzdem diese beiden viel mehr Dichter waren als Lessing. Der riß eben den Bretterzaun des ästhetischen Thesenzanks zwischen Gottsched und Bodmer nieder; der wies die Souveränität des Künstlers über alle Regeln an dem echten Aristoteles und an Shakespeare nach, und damit war freie Bahn für den Sturm und Drang, aus dem dann in Goethe und Schiller die klassische deutsche Dichtung emporstieg. Ihr wesentliches in kurzen Strichen zu zeichnen ist unumgänglich für die rechte Auffassung und Würdigung der Moderne, auf die es uns vor allem andern ankommt.

Goethe und Schiller vereint sind die höchste und reinste, in dieser Höhe und Reinheit aber auch letzte dichterische Verkörperung der alten Lebens- und Menschenauffassung. Goethes ästhetische Lebenskunst fand Platz in einer naturalistischen Religion; Schillers sittliche Lebensforderung weitete sich aus in eine idealistische Philosophie. Goethe sah den Menschen als stets bedingtes Naturglied; Schiller als den freien Träger der Geschichte. Darin liegt schon Goethes weiterreichende Bedeutung; denn die Beziehung, in der er den Menschen ansah, ist die

Digitized by Google

unumstößliche, allgültige. Freilich nicht die vollständige. Innerhalb des ewigen Kreises der kosmo-biologischen Abhängigkeit steht der zeitliche der sozialen, der in steter Veränderung begriffen ist. Den umging Goethe, man kaum sagen: er floh ihn; den suchte Schiller auf — aber er begriff ihn falsch, indem er ihn als Freiheit begriff. So füllte Schiller die klaffende Lücke in Goethe mit seinem Irrtum aus. Die natürliche und die soziale Abhängigkeit waren noch unvereinbar miteinander: das ist das Alte, Rückwärtsweisende der klassischen Dichtung.

Und aus diesem Zwiespalt heraus wuchs dieser Dichtung Eigenart. Goethe empfand die unmittelbare Ankettung an die Natur in der Liebe zum Weibe. Die schien ihm von so unerbittlicher Notwendigkeit in ihrem Wirken, daß er sie der chemischen Affinität in Wesen und Namen gleichordnete. Sie war der Brennpunkt seines Lebens und Dichtens. Wo Schiller sich in ihrer Gestaltung versuchte, streifte er fast an Komik. Das Gleiche aber passierte Goethe, sowie er sich einmal die sittliche Begeisterung für die Menschheit anquälen wollte. Ganz von selbst ergab sich daraus für Goethe die lyrische und die epische Form, die alle feinsten Wendungen, Nüancierungen, Ausfüllungen gestattete; für Schiller das Drama in seiner straffen Großzügigkeit, die bei ihm ihren Gipfel erreichte. Der Konflikt zwischen Pflicht und Neigung, die tragische Schuld und Sühne samt der Reinigung der Affekte — das war im großen die Ästhetik des alten Dramas von den Griechen über Shakespeare auf Schiller. Und alles das war Goethe wesensfremd. Was galt ihm die sittliche Pflicht? Der Neigung folgen war für ihn Lebenskunst, nicht Schuld; verstrickte es in Schmerz, so hieß es der unabänderlichen Notwendigkeit sich fügen. Man nehme seine Verse:

„So sind wir scheinfrei dann, nach manchen Jahren
Nur schlimmer dran, als wir's am Anfang waren" —

und stelle daneben die Schiller'schen:

„Aber flüchtet aus der Sinne Schranken
In die Freiheit der Gedanken,
Und die Furchterscheinung ist entfloh'n" —

und man hat aufs klarste den Gegensatz der beiden Anschauungen, von denen die eine mit dem Wollen, die andere mit dem Müssen nicht fertig wurde; diesen Gegensatz, der aus der Weltanschauung in die Dichtung

Digitized by Google

hinübergreift, der die Gattungen stempelt, die epische für die Notwendigkeit, die dramatische für die Freiheit; der schließlich auch den Grad der Lebenswahrheit bedingt. Die Frau, dieses unmittelbare Naturwesen, dessen Aufgaben viel weniger ins Gebiet der sozialen Abhängigkeit fallen, fand in Goethes Hand vollendete Formung; er gab uns die Lotte, Philine, Gretchen, Dorothea, Leonore, Mignon. Die Gestaltung des Mannes aber, der in der Beschränkung auf den geschlechtlichen Kreis unerträglich wird, blieb Schillers Kunst vorbehalten; sie schuf die Moor, Verrina, Wallenstein, Burleigh, Demetrius. Denn was bedeutet gegen sie der politischste der Männer Goethes, Antonio? Was andererseits gegen jene Frauen das sinnlichste der Weiber Schillers, die Eboli? Natürlich suchte jeder von ihnen gelegentlich ins Reich des anderen einzutreten. Für die Naturabhängigkeit fand dann Schiller nur die Form des astrologischen Aberglaubens oder des verhängnisvollen Fluches; Goethe wiederum für die politischen Wogen nur kleine Intriguen und Lächerlichkeiten; oder aber er lauschte ihnen aus der Ferne, wo er eben noch leise ihr Branden hörte, wie im Tasso und Hermann, und sich desto behaglicher in seiner Ruhe fühlte.

Das ist im wesentlichen der Boden, auf dem unsere klassische Dichtung erwuchs, und ohne dessen genaue Kenntnis sie in ihrer tiefsten Eigenart nie begriffen, und auch nie genossen werden kann. Bei der Betrachtung der Moderne wird sich Gelegenheit bieten, die Frage zu erörtern, ob nach dem Siege neuer Weltanschauungen und einer ihnen entsprossenen Kunst der Klassizismus, namentlich der Schillers, mehr als eine große Erinnerung, ob er einen aktiven Faktor auch fernerhin bedeutet. Jetzt gilt es erst einmal die für unseren Gegenstand so eminent wichtige Thatsache zu beleuchten, daß der Katholizismus die Kunst Goethes aufs schroffste ablehnt und Schiller nur in einzelnen Schöpfungen eben duldet, im ganzen aber ebenfalls zurückweist. Die Thatsache bedarf keines Beweises; ich hoffe, kein Katholik wird sie bestreiten wollen. Warum nun diese Gegnerschaft?

Der strenggläubige Vilmar hat seiner Zeit mit Recht ausgeführt, daß Goethe weit religiöser gewesen sei als Schiller. Die Praxis der Kirche aber scheint das Umgekehrte zu erweisen. Der Widerspruch löst sich sehr einfach. Der Pantheismus Goethes ist freilich Religion, nicht Philosophie; aber eine Religion, die neben sich kein einziges christliches Dogma duldet. Von der Gotteslehre bis zur Bestimmung des Menschen ist der Pantheismus unver-

Digitized by Google

einbar mit dem kirchlichen Lehrsystem. Schillers Idealismus ist zunächst durchaus Philosophie; aber wo er sich religiös äußert, geschieht es stets (und ganz konsequent) in theistischer, dualistischer Weise. Dazu die sittliche Wahlfreiheit des Menschen — da läßt sich ganz leidlich paktieren. Schillers eigene ästhetische Teleologie freilich ist auch für die Kirche unannehmbar. Aber sie liegt eben von dogmatischen Fragen weitab und kollidiert nicht mit ihnen, was bei Goethe, begreiflich genug, alle Augenblicke geschieht. Sehen wir also einmal ganz von dem fanatischen Zorn ab, den die katholische Kirche gegen Goethes Lebenspraxis im Busen trägt, ein Punkt, in dem Schiller sich ja auch viel weniger exponiert hat, so bleibt eben doch der ganze Haß gegen des ersteren antikirchliche Weltanschauung, der um so mehr Goethes ganzes Schaffen mittreffen muß, als Goethe in jedem seiner für die Öffentlichkeit in Betracht kommenden Werke, vom Faust und Meister bis zu den kleinsten Gedichten einen Ausschnitt seiner Religion oder Lebenskunst gegeben hat. Im Gegensatz dazu hat Schiller leider nicht einmal selten poetisch experimentiert. Die Schöpfungen, in denen er ganz aus sich selbst heraus den sittlichen Willen als Forderer oder gar als Nehmer der Freiheit darstellte, sind freilich für Rom ein Greuel; sein allerunnatürlichstes, erquältestes Experiment aber, die „Jungfrau von Orleans", hat allenfalls Gnade vor dem katholischen Richterstuhl gefunden. Die anderen Dramen sind als revolutionär geächtet — denn in der That enthalten sie von den „Räubern" bis zum „Demetrius" mit nur zwei Ausnahmen die Rebellion des freien Willens gegen die Autorität, die Rebellion in allen möglichen Formen bis zum Tyrannenmord — und das alles ist nach dem Moralkodex der Gesellschaft Jesu doch nur für den einen Fall gestattet, daß es im Interesse der Kirche geschieht. Also: bei Goethe ist die ganze Weltanschauung, bei Schiller die Art, wie der sittliche Wille sich bethätigt, durchaus unkatholisch. Das genügt. Andere Maßstäbe kennt der Katholizismus nicht. Denn entsinnen wir uns nur: Herr P. Kreiten S. J. hat es mit Emphase verkündet, daß auch alle Kunst letzten Endes der Gottesverehrung diene; und damit man nicht als schlagendes Beispiel dafür Goethe zitiere, möge man bedenken, daß Gottesverehrung im katholischen Sinne nicht mehr und nicht weniger bedeutet, als das Bekenntnis des gesamten Tridentinums samt Nachträgen, vom Dreieinigkeitsglauben bis zu Mariä unbefleckter Empfängnis und päpstlicher Unfehlbarkeit. Vor diesem Maßstabe freilich vermag die klassische Dichtung nicht zu bestehen.

Ich sagte eben schon, daß die in Goethes Weltanschauung klaffende

Digitized by Google

Lücke durch Schillers Idealismus eine ganz heterogene Ausfüllung erfuhr. Die alte Weltanschauung fiel hier in zwei Hälften auseinander, die sich fremd und unvermittelt gegenüberstanden. Sie noch einmal zur Einheit zusammenzufassen, war der Versuch der Romantik, der letzte Versuch großen Stiles in diesen Fragen. Sie trat dabei als Erbin der Goethe'schen Ideen auf, indem sie die dort ausgesprochene naturale Abhängigkeit durch die soziale ergänzte. Die strengste Form sozialer Bedingtheit aber war die klerikal-feudale Gesellschaftsordnung des Mittelalters, die denn auch das Ideal der Romantiker darstellte. Der spinozistisch klare Pantheismus Goethes ward mystisch durchtränkt und damit befähigt, langsam in den Katholizismus hinüberzudämmern, ohne daß er freilich seinen Ausgangspunkt je verleugnet hätte: selbst bei dem urkatholischen Eichendorff ist die religiöse Lyrik pantheistisch angehaucht. Alles das ist der künstlerische Reflex des letzten Vorstoßes, den um jene Zeit der Feudalismus gegen die sich emporringende bürgerliche Demokratie auf wirtschaftlichem und politischem Gebiete unternahm. Indem aber die Romantik eine vergangene Welt- und Lebensanschauung, die in Wahrheit finster und brutal war, als Ideal sich und den anderen vorgaukelte, wurde sie die Verkörperung der Lüge in der Kunst. Daß in Kleist eine vieles verheißende Kraft, in Novalis eine vielleicht einzige Empfindlichkeit der Stimmung sich offenbarte, ist unbestritten; hätten aber beide länger gelebt, so hätte jener sich ebenso sicher zur Gegenwartskunst durchgerungen, wie dieser in den Sümpfen der Lebensflucht und Phantastik erstickt wäre. Im Ende der Romantik lösen die alte Weltanschauung, der alte Mensch und seine Kunst sich auf. In ihrem Zusammenbruch begrub sie freilich für ein paar Jahrzehnte die Entwickelungsbedingungen einer neuen Dichtung, die nur in tastenden Versuchen an der Oberfläche auftauchte. Mit der Romantik aber machte auch der Katholizismus als Kunstinhalt Bankerott. Es hatte sich gezeigt, daß man aus der neuen Zeit ins Mittelalter flüchten mußte, um überhaupt katholische Lebensinhalte, katholische Lebensideale poetisch zu gestalten. Diese Flucht war möglich, so lange das jesuitische Habsburg, die despotischen Romanows und das orthodox-beschränkte Hohenzollern alle freien und neuen Regungen daniederhielten. Aber gewaltig erhob sich schließlich die neue Zeit und rief alle Mann auf Deck. Und die sich hinter die Klostermauern des Katholizismus verkrochen hatten und hinter ihnen am sichersten Schutz vor den losbrechenden Stürmen zu finden meinten, versäumten den Anschluß. Als sie sich hervorwagten, da merkten sie,

Digitized by Google

daß die Brücke zur neuen Weltanschauung, zum neuen Leben abgebrochen war; daß sie auf dem alten Lande zurückblieben und sich damit begnügen mußten, von ferne die lebensüppige Pracht zu schauen, in der aus dem jungfräulichen Erdreich eine neue Kunst hervorsproß.

Ein Alheisen-Diner.

Von J. Barbey d'Aurévilly.

(Paris.)

(Fortsetzung.)

Mesuil sagte in der That nichts. Er hatte den Ellbogen aufgestützt, lehnte eine Wange in seine Hand und hörte ohne Schaudern, aber auch ohne Genuß all die Scheußlichkeiten an, die man sich da vor ihm erzählte und gegen die er längst unempfindlich und blasiert war. In dem Milieu, in dem er sein Leben lang gelebt, hatte er soviel dergleichen gehört. Für den Mann ist das Milieu fast sein Schicksal. Im Mittelalter wäre der Chevalier von Mesuilgrand wahrscheinlich ein glaubenseifriger Kreuzfahrer gewesen. Im 19. Jahrhundert war er ein Soldat Bonapartes, dem sein Vater nie von Gott gesprochen, der lange Zeit in Spanien in einer Armee gelebt hatte, die sich alles gestattete und sich soviel Sakrilegien erlaubte, wie nur je die bourbonische Armee bei der Einnahme Roms. Glücklicherweise ist das Milieu jedoch nur für die gewöhnlichen Seelen ein Verhängnis. In den wahrhaft starken Persönlichkeiten lebt immer etwas, und sei es auch nur ein Atom, das sich über die umgebenden Verhältnisse hinwegsetzt und den Kampf mit ihnen wagt. Dies Atom lag unbesiegbar in Mesuilgrand. Er hätte heute nichts gesagt und mit der Gleichgültigkeit einer Bronze den Strom gottlosen Unrats, der wie höllisches Pech und Schwefel kochte, an sich vorüberrauschen lassen. Aber da ihn Rançonnet fragte, antwortete er mit einer Ruhe, die fast an Melancholie streifte:

„Was sollte ich auch sagen? Herr Reniant hat doch nicht eine

Digitized by Google

solche Heldenthat vollbracht, daß sie solcher Bewunderung würdig wäre! Wenn er geglaubt hätte, daß es Gott sei, der lebendige, rächende Gott, den er da den Schweinen vorwarf, auf die Gefahr hin, vom Blitze getroffen zu werden und in die Hölle hinabzustürzen, wäre es tapfer gewesen und ein Mut über den Tod hinaus, denn Gott kann ja ewig strafen. Das wäre Verwegenheit, tolle Verwegenheit, übermenschlicher Hohn gewesen. Leider hatte die Sache jedoch nicht diese Schönheit. Herr Reniant glaubte nicht, daß diese Hostien Gott wären. Er zweifelte nicht im geringsten, daß es Brotstücke seien, die irgend ein abergläubischer Dummkopf geweiht hatte, und für ihn, wie für Dich, mein lieber Rançonnet, war es nicht heroischer, diese Hostienbüchse in den Schweinetrog zu leeren, als etwa eine Tabatière oder ein Brotbüchse.

„Eh! eh!" machte der alte Mesuilgrand, lehnte sich in seinem Stuhle zurück und betrachtete seinen Sohn unter der vorgehaltenen Hand. Alles, was der junge Mesuil sagte, interessierte ihn, selbst wenn sie nicht einer Meinung waren. Diesmal waren sie es jedoch und er wiederholte sein „Eh! eh!"

„Hier, mein guter Rançonnet," begann Mesuil wieder, „handelt es sich also eigentlich — sagen wir das Wort nur gerade heraus — um eine Schweinerei! Aber was ich schön finde, sehr schön und mir zu bewundern erlaube, das ist diese Tesson, die das, was sie für ihren Gott hält, auf dem Herzen trägt, die aus ihren jungfräulichen Brüsten dem Gott aller Reinheit ein Tabernakel baute, die ruhig alle Niedrigkeiten und Gefahren des Lebens durchschreitet mit unerschrockener, glühender Brust, Gottes Trägerin, Tabernakel und Altar zugleich! Und ein Altar, auf dem sie in jedem Augenblick ihr eigenes Blut vergießen konnte. Du, Rançonnet, Du, Mautravers, Du, Selune und ich selbst, wir tragen den Kaiser auf der Brust, da uns sein Orden schmückt, und dieser Anblick erhöhte oft im Feuer unsern Mut. Aber sie trägt nicht das Bild ihres Gottes auf dem Herzen, er ist es wirklich, für sie! Der greifbare Gott, den man berühren kann, und der sich den Kranken, die nach ihm hungern, hingiebt! und den sie ihnen mit Gefahr ihres Lebens an das Lager bringt. Mein Ehrenwort, das kommt mir erhaben vor. Ich denke von diesem Mädchen wie die Priester, die ihr ihren Gott zu tragen gaben, von ihr dachten. Ich möchte gerne wissen, was aus ihr geworden ist. Vielleicht ist sie gestorben; vielleicht lebt sie elend in einem Winkel; aber wäre ich auch der Marschall von Frankreich und träfe sie eines Tages bettelnd und barfuß im Straßenkot, ich stiege vom Pferde und zöge tief den Hut vor dem edlen Mädchen, als

Digitized by Google

trüge sie wirklich Gott auf dem Herzen. Und Heinrich IV. konnte sicher nicht bewegter vor dem Sakrament, das man zu einem Armen trug, in den Staub niederfallen, als ich vor dem Mädchen niederknieen würde."

Seine Wange lehnte nicht mehr in seiner Hand. Er hatte den Kopf zurückgeworfen, und während er vom Niederknieen sprach, schien er zu wachsen, und wie die Braut von Corinth in dem Gedichte Goethes, ohne sich vom Stuhle erhoben zu haben, plötzlich bis an das Plafond zu reichen.

„Da hört denn doch alles auf" — rief Mautravers und schlug mit der geballten Faust wie mit einem Hammer einen Pfirsichkern entzwei. „Jetzt knieen die Eskadronchefs der Husaren vor frommen Weibern nieder!"

„Wenn sie es noch machten wie die Infanterie vor der Kavallerie," schrie Rançonnet, „um sich auf dem Bauche an den Feind zu schleichen!" Eigentlich sind es ja keine unangenehmen Maitressen, die Oremussängerinnen, die sich für jeden Spaß, den sie uns und wir ihnen bereiten, schon verdammt glauben. Aber, Kapitän Mautravers, es giebt noch etwas Schlimmeres für einen Soldaten, als so einer Bigotten zu ein paar Gewissensbissen zu verhelfen, nämlich, wenn man selbst fromm wird, wie der erste beste Schwachmatikus, und das, nachdem man den Krummsäbel geschwungen hat! .... Wo meinen Sie wohl, meine Herren, daß ich am letzten Sonntag in der Dämmerung den Kommandanten Mesuilgrand, denselben, der hier sitzt, erwischt habe?"

Man dachte nach und antwortete nicht gleich, aber von allen Seiten des Tisches richteten sich fragende Blicke auf den Kapitän Rançonnet.

„Bei meinem Säbel," fuhr dieser fort, „ich bemerkte ihn von weitem, wie er gerade durch die niedrige Thür auf dem Platze in die Kirche schlüpfte. Ich war wie aus den Wolken gefallen. ‚Donnerwetter,' sagte ich mir, ‚bin ich denn mit Blindheit geschlagen? Das war doch ganz bestimmt Mesuilgrands Haltung . . . aber was will der denn in der Kirche?' . . . Dann erinnerte ich mich plötzlich wieder an unsere alten verliebten Komödien mit den verfluchten Betschwestern in den spanischen Kirchen. ‚Halt,' dachte ich, ‚das ist also noch nicht zu Ende; wie in alten Zeiten zieht ihn wohl irgend ein Unterrock dahinein! Aber der Teufel soll mir noch heute mit seinen eigenen Krallen die Augen auskratzen, wenn ich nicht sehe, welche Farbe er hat.' Ich trat also ein .... unglücklicherweise war es so dunkel darin, wie im Schlund der Hölle. Man trat und fiel über alte, knieende Weiber, die ihre

Digitized by Google

Paternosters hinschwatzten. Ich tappte mich, so gut es ging, durch dies infernalische Gemisch von Dunkelheit und betenden Geripppen, und meine Hand faßte plötzlich meinen Mesuil, der den Seitengang schon wieder zurückkam. Aber stellen Sie sich vor, — er wollte mir nicht sagen, was er in dem Kasten da gemacht habe. Und deshalb denunziere ich ihn heute, damit Sie, meine Herren, ihn zwingen, sich zu erklären."

„Na also, Mesuil, sprich! Rechtfertige Dich! Antworte heute!" schrie man von allen Ecken und Enden des Saales.

„Ich soll mich rechtfertigen?" fragte Mesuil erheitert. „Aber ich glaube, ich darf doch thun, was mir gefällt. Ihr schreit ja den ganzen Tag gegen die Inquisition, wollt Ihr nun selbst Inquisitoren für Eure Sache sein? — Ich bin am Sonntag Abend in die Kirche gegangen, weil es mir so gefallen hat."

„Und weshalb hat es Dir so gefallen?" fragte Mautravers. „Wenn der Teufel ein Logiker ist, kann ein Küraſſierhauptmann es auch einmal sein!"

„Allerdings," lachte Mesuilgrand. „Ich ging also in die Kirche — vielleicht um zu beichten. Jedenfalls ist meinetwegen die Thür eines Beichtstuhls geöffnet worden. Aber, Rançonnet, nicht wahr, man kann nicht sagen, daß meine Beichte sehr lange gedauert habe?"

Sie merkten wohl, daß er im Scherz rede, doch hinter dem Scherz verbarg sich irgend ein Geheimnis, das sie reizte.

„Deine Beichte? Himmeldonnerwetter! Du bist also ein Duckmäuser geworden?" rief Rançonnet, der die Sache tragisch nahm, in höchster Betrübnis aus. Dann aber wandte er sich von diesem Gedanken wieder ab, so schnell und brüsk wie ein Pferd sich aufbäumt: „Aber nein," schrie er, „das ist ja unmöglich! Stellt Euch doch nur vor, der Eskadronchef Mesuilgrand beichtend, wie ein altes Weib auf den Knieen auf einem Klappkniestühlchen, die Nase am Gitter in dem Schildwachhaus eines Priesters? Das Schauspiel kann nicht in meinen Schädel. Eher dreißigtausend Bomben!"

„Du bist sehr liebenswürdig, ich danke Dir" — anwortete Mesuilgrand mit komischer Sanftmut wie ein Lamm.

„Nun wollen wir aber mal ernsthaft reden," unterbrach ihn Mautravers. „Ich bin derselben Meinung wie Rançonnet. Niemals werde ich glauben, daß ein Mann Deines Kalibers, mein alter Mesuil, zum Kreuze kriechen würde. Nicht einmal in der Todesstunde springen Leute Deiner Art in den Weihwasserkübel wie ein erschrockener Frosch!"

„Ich weiß nicht, was Sie, meine Herren, in der Todesstunde

Digitized by Google

machen werden," — gab Mesuil langsam zurück. „Aber was mich anbetrifft, möchte ich für jeden Fall vor der Abreise in die andere Welt mein Bündel sauber geschnürt haben."

Er hatte so ernsthaft gesprochen, daß seinen Worten ein Schweigen folgte, als sei eben ein Pistolenschuß gefallen.

„Aber lassen wir das" — fuhr Mesuilgrand fort. „Ihr seid, wie es scheint, noch abgestumpfter als ich durch den Krieg und das Leben, das wir alle geführt haben .... Ich sage nichts über die Ungläubigkeit Eurer Seelen, aber da Du, Rançonnet, nun durchaus wissen willst, weshalb Dein Kamerad Mesuilgrand, den Du für einen ebenso überzeugten Atheisten hältst, wie Dich selbst, neulich abends in die Kirche gegangen ist, will ich es Dir gerne sagen. Es handelt sich da um eine ganze Geschichte ... und wenn ich sie erzählt habe, wirst Du vielleicht, auch ohne an Gott zu glauben, verstehen, warum ich es gethan habe."

Er machte eine Pause, um seiner Erzählung mehr Feierlichkeit zu geben und begann dann:

„Du sprachst eben von Spanien, Rançonnet, — dort spielt sich meine Geschichte ab. Mehrere von uns haben ja den verhängnisvollen Krieg von 1808 mitgemacht, mit dem der Untergang des Kaiserreiches und all unser Unglück begann. Keiner von uns wird diesen Feldzug je vergessen, am allerwenigsten Du, Selune, Du trägst ja das Andenken an ihn nur allzu deutlich auf dem Gesicht."

Der Kommandant Selune saß in der Nähe des alten Herrn von Mesuil, dem jungen gerade gegenüber. Er war ein stark gebauter Mann, der noch eher wie der Herzog von Guise den Beinamen „mit der Schmarre" verdient hatte. Er hatte nämlich bei einem kleinen Vorpostengefecht in Spanien einen fürchterlichen Säbelhieb empfangen, der sein Gesicht von der linken Schläfe bis ans rechte Ohr in zwei Hälften geteilt hatte. Unter normalen Umständen hätte diese schreckliche Verwundung, gut verheilt, auf dem Gesichte eines Soldaten eher einen guten Eindruck gemacht. Aber der Chirurg, der die Wunde zusammennähen sollte, war entweder eilig oder ungeschickt gewesen, — man befand sich gerade auf der Flucht, und um schneller fertig zu werden, hatte er die Wundlippen ungleich miteinander verbunden, so daß eine höher stand als die andere, und dann mit der Schere den überstehenden Fleischkamm einfach abgeschnitten, wodurch nicht nur eine Furche, sondern eine grauenhafte Schlucht in dem Gesicht Selunes zurückgeblieben war. Es sah schrecklich, grandios schrecklich aus. Wenn ihm das Blut in den Kopf stieg, was bei seinem heftigen Wesen oft der Fall war, rötete sich

Digitized by Google

die Wunde und lag wie ein breites, rotes Band auf seinem bronzenen Gesicht. In den Tagen ihres gemeinsamen Strebens hatte ihm Mesuil einmal gesagt: „Du trägst das Kreuz der Ehrenlegion auf dem Gesicht, noch ehe Du es auf der Brust hast, aber warte nur, es wird auch bald dahin hinabsteigen."

Doch das Reich war untergegangen, ehe sich das Wort erfüllte; Selune war nur Chevalier.

„Ja, meine Herren," sprach Mesuilgrand weiter, „wir haben in Spanien gräßliche Sachen erlebt, nicht wahr? Und wohl auch verübt; doch glaube ich nie etwas Abscheulicheres gesehen zu haben, als das, was ich nun die Ehre haben werde, Ihnen zu erzählen."

„Ich," unterbrach ihn Selune mit der ganzen Blasiertheit eines alten Verstockten, der nicht versteht, wie sich jemand wegen solcher Kleinigkeiten aufregen kann, „ich habe einmal gesehen, wie man achtzig Nonnen halbtot eine auf die andere in einen Brunnen geworfen hat, nachdem sie vorher von zwei Schwadronen brillant vergewaltigt worden waren."

„Das sind Brutalitäten ganz gewöhnlicher Soldaten," entgegnete Mesuilgrand kalt, „hier handelt es sich um die raffinierteste Bosheit eines Offiziers."

Er nahm einen Schluck aus seinem Glase, und während sein Blick die Tischgesellschaft überflog, fragte er:

„Kannte jemand von Ihnen, meine Herren, den Major Ydow?"

Nur Rançonnet antwortete: „Ich kannte ihn, den Major Ydow! Und wie! Er war mit mir bei den 8. Dragonern."

„Da Du ihn also kanntest," begann Mesuil wieder, „kanntest Du ihn nicht allein, er hatte doch eine Frau bei sich . . . ."

„Die Rosalba, — genannt Pudica," fiel Rançonnet ein, „seine berüchtigte . . . .", er sprach das Wort unverhohlen aus.

„Ja," antwortete Mesuil gedankenvoll, „denn eine solche Frau verdiente nicht den Namen Maitresse, nicht einmal als die eines Ydow . . . . der Major hatte sie aus Italien mitgebracht, wo er vor Ausbruch des spanischen Krieges in einem Reservekorps als Hauptmann stand. Da ihn außer Dir, Rançonnet, niemand hier kennt, mußt Du mir gestatten, die übrigen Herren mit diesem Satan von einem Menschen bekannt zu machen, dessen Ankunft bei den 8. Dragonern ziemlich viel Aufsehen erregte. Er war offenbar kein Franzose, und Frankreich braucht das nicht zu bedauern. Er stammte, glaube ich, aus Illyrien oder aus Böhmen, aber wie dem auch sei, er war jedenfalls ein sonderbarer

Digitized by Google

Mensch und deshalb überall ein Fremder, er schien überhaupt das Blut mehrerer Rassen in sich zu haben. Er selbst behauptete, man müsse seinen Namen griechisch aussprechen Adev, da er aus Griechenland stamme. Seine Schönheit ließ das auch glaublich erscheinen, denn er war schön, fast zu schön für einen Soldaten. Wer weiß, ob es einem dann nicht weniger angenehm ist, sich das Gesicht zerhauen zu lassen, wenn man so schön ist? Man hat dann doch gewissermaßen eine Achtung vor sich wie vor einem Meisterwerk. Aber ein wie prachtvolles Kunstwerk er auch war, er ging tapfer mit den anderen ins Feuer; und nachdem man das von dem Major Ydow gesagt hat, hat man eigentlich alles von ihm gesagt. Er besaß nicht das, was der Kaiser „le feu sacré" nannte. Trotz seiner Schönheit fand ich oft bei ihm, wie unter den prachtvollen Zügen versteckt, ein häßliches Gesicht. Als ich neulich einmal wieder in den Museen herumbummelte, fand ich irgendwo eine Ähnlichkeit mit dem Major Ydow und zwar in einer Büste des Antinous, der der schlechte Geschmack oder die Laune des Bildhauers zwei Smaragden als Pupillen eingesetzt hatte. Nur erhellten die meergrünen Augen des Majors einen heißen, olivfarbenen Teint und ein tadellos proportioniertes Gesicht; aber was in dem Licht der melancholischen Abendsterne seiner Augen wollüstig schlief, war nicht Endymion: das war ein Tiger, . . . und eines Tages sah ich ihn aufspringen. Der Major war eigentlich beides: blond und brünett. Seine dichten Haare lagen in kohlschwarzen Locken um seine niedere Stirn und seine ausgebuchteten Schläfen, während sein langer, gepflegter Schnurrbart das fade, fast gelbe Blond des Zobels hatte . . . . Man sagt, es sei ein Zeichen von Treulosigkeit und Hinterlist, wenn Haar- und Bartfarbe nicht übereinstimmten. Nun, der Major könnte so gut wie mancher andere den Kaiser verraten haben; doch sollte er dazu nicht Zeit finden. Als er zu den 8. Dragonern kam, war er nur falsch und auch das nicht einmal so sehr, als daß man es ihm angemerkt hätte. Vielleicht verdankte er diesem Umstande seine Unbeliebtheit bei den Kameraden. Jedenfalls wurde er nach und nach das böse Tier im Regiment. Er war äußerst eitel auf seine Schönheit, der ich jedoch manche Häßlichkeit meines Bekanntenkreises vorgezogen hätte, und schien überhaupt nur ein Spiegel für — na, für die Geschöpfe zu sein, zu denen Du Rançonnet, eben die Rosalba rechnetest. Er war ungefähr fünfunddreißig Jahre, und Sie können sich wohl vorstellen, daß er bei seiner Art von Schönheit, die allen Frauen, selbst den stolzesten, gefällt — das ist nun einmal ihre Schwäche — gräßlich von ihnen verzogen wor-

Digitized by Google

den war, und alle Laster, die sie uns beibringen, gründlich kannte; doch sagte man, daß er auch in jenen, die sie uns nicht lehren, und mit denen man sich nicht brüstet, wohl erfahren war. Damals waren wir ja alle keine Mucker, eher ziemlich schlimme Gesellen, Spieler, Wüstlinge, Verführer, Duellanten, gelegentlich auch Trinker, die sich auf jede Art und Weise zu amüsieren suchten. Wir hatten aber vor allen Dingen nicht das Recht, es mit anderen genau zu nehmen. Aber er galt selbst bei uns als der schlimmste! Man traute ihm alles zu. Ich stand nicht bei den 8. Dragonern, doch kannte ich mehrere Offiziere des Regimentes, die alle in der absprechendsten Weise über ihn urteilten. Sie klagten ihn der Speichelleckerei und der niedrigsten Streberei an, ja, sogar der Spionage; er schlug sich zweimal wegen dieses Verdachtes, doch änderte es die öffentliche Meinung nicht. Eine gewisse Unklarheit über seinen Charakter vermochte er niemals wegzuschaffen. Wie er zu gleicher Zeit blond und brünett war, was doch sehr selten vorkommt, hatte er stets Glück, sowohl im Spiel als bei den Frauen, was wohl noch ungewöhnlicher ist. Übrigens mußte er dies doppelte Glück teuer bezahlen. Die Eifersucht, die seine Schönheit einflößte — die Männer mögen noch so gut die Gleichgültigen spielen, wenn es sich um Häßlichkeit handelt, und sich noch so oft ihr selbst erfundenes Trostwort wiederholen, daß ein Mann schön genug ist, wenn er seinem Pferde keinen Schreck einflößt — sie sind untereinander ebenso kleinlich und niederträchtig eifersüchtig, wie die Frauen unter sich — also diese Eifersucht und seine Erfolge im Spiel erklärten wohl zum großen Teil die Antipathie, die man gegen ihn hegte, und die sich aus Haß in Verachtung kleidete, denn die Verachtung beleidigt noch mehr als der Haß, und der Haß weiß das sehr wohl .... Wie oft hörte ich ihn nicht mit halber Stimme „gefährliche Kanaille“ schimpfen, obwohl man keine Beweise für die Wahrheit dieser Behauptung hätte liefern können .... Aber ich,“ hier erhob Mesuilgrand seine Stimme mit seltsamer Energie, in der etwas wie Grausen durchbrach, „ich weiß etwas, das man nicht laut von ihm sagte, das mir aber genügt ....“

„Dann wird es uns wahrscheinlich auch genügen,“ lachte Rançonnet, „aber zum Teufel, ich kann nicht begreifen, welcher Zusammenhang zwischen Deinem Kirchenbesuch am Sonntag und dem verdammten Major vom 8. Dragonerregiment sein könnte, der alle Kirchen und Kathedralen Spaniens und der ganzen Christenheit geplündert haben würde, um seinem Weibsstück aus dem Gold und den Steinen der Monstranzen Schmuck machen zu lassen?“

Digitized by Google

„Stillgestanden, Rançonnet," erwiderte ihm Mesuil. „Du bist doch immer der gleiche Feuerkopf und ungeduldig, als ging's in den Feind. Laß mich nur ruhig mit meiner Geschichte manöverieren, wie ich will."

„Na, also marsch!" schrie der hitzige Kapitän und kühlte seinen Mut an einem vollen Glas Piccardans.

Mesuilgrand begann wieder.

„Wahrscheinlich wäre Ydow ohne die Frau, mit der er lebte, und die man als seine Gattin behandelte, trotzdem sie nur seine Maitresse war und einen andern Namen trug, nur sehr wenig mit den Offizieren seines Regiments zusammengekommen; aber eine Frau könnte selbst den Teufel anziehen. Man verkehrte mit dem Major seiner Frau wegen, und manch einer, der sonst kein Wort mit ihm gewechselt haben würde, that es nun in der stillen Hoffnung, einmal von ihm eingeladen zu werden und mit ihr zusammen zu sein. Es giebt eine moralisch-arithmetische Gleichung, die, ehe eine Philosoph sie niederschrieb, alle Menschen wie vom Finger des Satans in ihre Brust geschrieben fühlten: „daß bei einer Frau der Weg zum ersten Liebhaber weiter ist, als vom ersten zum zehnten", und das schien sich bei keinem Menschen besser zu bewahrheiten, als bei der Frau des Majors. Da sie sich ihm hingegeben hatte, konnte sie sich ebenso gut einem anderen hingeben, und jeder Mensch konnte dieser andere sein. In kurzer Zeit wußte man bei den 8. Dragonern, wie wenig frech diese Hoffnung gewesen war. Von allen Männern, die sich auf Frauen verstehen und durch alle weißen, parfümierten Tugendmäntelchen hindurch ihr wahres Wesen wittern, wurde die Rosalba sofort als der korrumpiertesten eine erkannt — als eine Vollkommenheit in der Verderbnis.

Und ich versäumte sie nicht, nicht wahr, Rançonnet? Du hast sie vielleicht besessen und weißt, daß es keine strahlendere, fascinierendere Kristallisation aller Laster auf Erden geben kann. Wo hatte der Major sie her? Sie war noch so jung. Man wagte zuerst nicht recht, sich darnach zu fragen, doch dauerte das Zögern nicht lange. Die Feuersbrunst, die sie anstiftete, — sie begnügte sich nicht mit den Offizieren des 8. Dragonerregiments, — nahm bald ganz seltsame Dimensionen an .... Wir waren an Maitressen gewöhnt, aber niemand von uns hätte sich eine Frau wie diese Rosalba auch nur vorstellen können. Wir kannten viele schöne Mädchen, aber sie waren fast alle von demselben Typus, kühn, männlich und fast unverschämt, meistens leidenschaftliche Brünetten, pikant und aufreizend in der Uniform, die sie auf Wunsch

Digitized by Google

der Liebhaber oft trugen. Wie die legitimen und anständigen Offiziersgattinnen haben auch diese Maitressen ein Etwas an sich, woran man erkennt, daß sie fast ausschließlich mit Militärs zusammenkommen. Aber die Rosalba des Majors Ydow hatte nichts mit den üblichen Abenteurerinnen und Regimentsanhängerinnen gemein. Beim ersten Anblick erschien sie einem als ein schlankes, bleiches, junges Mädchen — sie blieb nicht immer bleich, wie man gleich sehen wird — mit einem Wald von blonden Haaren. Das war alles, — es war äußerlich nichts Erstaunliches an ihr. Ihre Gesichtsfarbe war nicht weißer als die aller Frauen, in denen ein frisches und gesundes Blut zirkuliert. Ihr Haar war nicht von jenem glänzenden Blond, das wie Gold metallische Reflexe hat, oder von der matten Bernsteinfarbe, wie ich es oft bei Schwedinnen sah. Ihre Züge waren klassisch, sie hatte ein sogenanntes Cameengesicht, das aber kein Härchen von den Gesichtern dieser Art abwich, deren korrekte Regelmäßigkeit für alle leidenschaftlichen Seelen etwas so langweiliges hat. Kurz und gut, sie war im ganzen, was man ein schönes Mädchen nennt — aber die Tränke, die sie reichte, waren nicht von derselben Art wie ihre Schönheit; die lagen irgendwo anders verborgen und zwar da, wo man es nie erraten hätte . . . . in dem Ungeheuer von Schamlosigkeit, das sich Rosalba zu nennen wagte, das den unbefleckten Namen trug, der nur der Unschuld gebührt, das, nicht zufrieden, „die Rose“ und „die Weiße“ zu heißen, sich auch noch die Schamhafte, „Pudica“, nannte.

Und dieser Name Rosalba war nicht etwa eine Ironie, die Natur hatte ihn selbst auf ihre Stirn geschrieben . . . denn Rosalba war nicht allein ein junges Mädchen von seltsam keuschem Aussehen, sie war die Scham selbst. — Wenn sie so rein gewesen wäre wie die Jungfrauen im Himmel, die vielleicht unter dem Blicke der Engel erröten, sie könnte nicht mehr Scham in sich gehabt haben. Ich glaube ein Engländer — es kann auch nur ein Engländer sein — hat einmal gesagt, die Welt sei das Werk des tollgewordenen Teufels. Jedenfalls war es dieser Teufel, der in einem Anfall von Verrücktheit die Rosalba geschaffen hatte, um sich einen Spaß zu machen — den Teufelsspaß, die Wollust mit der Scham und die Scham mit der Wollust durcheinander zu hacken und mit einer himmlischen Würze dies höllische Ragout des Genusses, den dies Weib sterblichen Männern bereitete, zu würzen. Das Schamgefühl der Rosalba drückte sich nicht allein in ihrer Physiognomie aus, — die trotz allem das ganze System Lavaters auf den Kopf gestellt hätte, sie war sowohl in ihrem Innern als in ihrem Äußern.

Digitized by Google

Sie war auch keine Heuchelei, — diese Huldigung brachte die Lasterhaftigkeit der Rosalba der Tugend niemals dar. Die Rosalba war schamhaft, wie sie wollüstig war, — das Außerordentliche war eben, daß sie beides zu gleicher Zeit in gleich ungeheurem Maße in sich vereinigte. Wenn sie das . . . das gewagteste gesagt oder gethan hatte, hatte sie eine so wunderbare Art zu flüstern: „Ich schäme mich," daß ich es noch heute zu hören glaube. Sie war ein unerhörtes Phänomen — man war mit ihr immer noch am Anfang, selbst nach dem letzten Ende. Sie war aus einer bacchantischen Orgie hervorgegangen, wie die Unschuld aus der ersten Sünde. Noch in dem besiegten, wollustermatteten, halbtoten Weibe erkannte man die verwirrte Jungfrau wieder mit der jungen Grazie ihrer Scham und dem keuschen Reiz des Errötens. Niemals können Worte das Entzücken ausdrücken, das diese Kontraste den Männern gewährten."

Er schwieg; — er dachte darüber nach, und sie auch! Fast scheint es unglaublich, daß er durch diese Worte die wüsten Soldaten, die ausschweifenden Mönche, die alten Ärzte, alle diese Lebemänner schlimmster Art zum Nachdenken gebracht habe.

„Sie können sich wohl denken," sprach Mesuilgrand weiter, „daß dies Phänomen erst später bekannt wurde. Anfangs sah man nur ein äußerst hübsches Mädchen in ihr, in der Art wie die Prinzessin Pauline Borghese, die Schwester des Kaisers, der sie sehr ähnelte. Auch die Prinzessin Pauline hatte jenen Zug idealer Keuschheit in ihrem Gesicht, und wir wissen doch alle, woran sie gestorben ist . . . . Aber Pauline hatte nicht einen Schimmer von Scham in sich, mit dem sie das kleinste Fleckchen ihres wundervollen Körpers hätte rosig färben können, während die Rosalba so viel davon in den Adern hatte, daß ihr ganzer Leib davon scharlachrot werden konnte. Die naive und erstaunte Antwort der Borghese, als man sie fragte, wie sie denn nur dem Canova habe nackt Modell stehen können: ‚Aber das Atelier war ja geheizt!' wäre von der Rosalba unmöglich gewesen. Wenn ihr diese Frage gestellt worden wäre, hätte sie schamhaft ihr himmlisch purpur-errötetes Gesicht in ihre Hände, die ebenfalls erröteten, verborgen. Aber seien Sie überzeugt, daß zu gleicher Zeit in irgend einer Falte ihres Kleides alle Versuchungen der Hölle gelauert hätten.

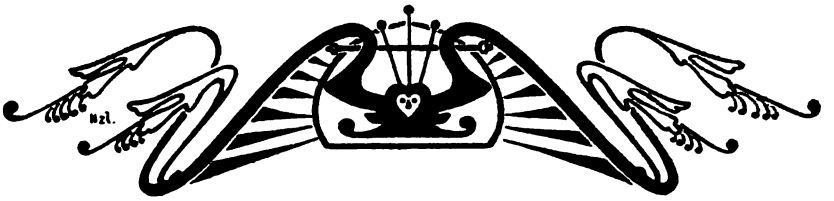
So also war die Rosalba, deren jungfräuliches Gesicht uns alle anfangs hinters Licht führte. Der Major Ydow hätte sie uns als seine legitime Gattin, ja, sogar als seine Tochter vorstellen können, wir hätten es geglaubt. Obgleich ihre klaren, blauen Augen sehr schön waren,

Digitized by Google

waren sie doch gesenkt am schönsten. Der Ausdruck ihrer Lider war bedeutungsvoller, als der des Blickes. Für die Menschen, die sich Zeit ihres Lebens mit dem Feind und den Frauen herumgeschlagen hatten, war dies Weib, dem man, wie das Volk sagt, den lieben Gott ohne Beichte gereicht haben würde, eine neue Sensation. „Welch entzückendes Mädchen! Aber wie verschämt!“ flüsterten sich die alten Sünder zu. „Wie mag sie es nur anstellen, um den Major zufrieden zu stellen?“ Er wußte es, aber er sagte es nicht. Er genoß sein Glück im stillen, wie die wahren Trinker, die heimlich trinken, und niemandem machte er eine Andeutung über die verborgenen Genüsse, die ihn diskret und zum erstenmale in seinem Leben treu sein ließen, diesen verrufensten Gecken, den man in Neapel den Tambour-major der Verführung nannte, wie ein paar Offiziere, die ihn dort gekannt, berichteten. Seiner Schönheit, auf die er so eitel war, hätten alle Mädchen Spaniens zu Füßen fallen können, — er hätte keine von ihnen angesehen. Wir befanden uns damals an der spanischen und portugiesischen Grenze und hielten uns in den Orten auf, die dem König Joseph am wenigsten feindlich gesinnt waren. Der Major Ydow und die Rosalba lebten so zusammen, wie sie es in der Garnisonstadt und im Frieden gethan hätten. Wir wissen alle, wie mitten in dem fürchterlichen Blutvergießen dieses grausamen Krieges oft Pausen entstanden, die wir in den französisch gesinnten Städten mit Festlichkeiten ausfüllten, die wir den edlen Spaniern gaben. Auf einem dieser Feste nun gelangte die Rosalba zu ihrer Berühmtheit. Sie glänzte unter den braunen Töchtern Spaniens wie ein Diamant in schwarzer Fassung. Von da ab begann sie ihren unerhörten Einfluß auf die Männer auszuüben, die ohne Zweifel von der diabolischen Zwieteilung ihres Wesens angezogen wurden, die sie selbst zur wütendsten Courtisane mit dem Angesicht einer himmlischen Madonna machte.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google



Deutsche Lyrik.

Gedichte von Hugo Salus.

(Prag.)

Alte Uhr.

Ist eine alte Uhr in Prag,
Verrostet das Werk und der Stundenschlag,
Verstimmt ihre Stimme im Munde,
Zeigt immer die gleiche Stunde.

Doch täglich einmal, so tot sie sei,
Schleicht zögernd die Zeit an der Uhr vorbei,
Dann zeigt sie die richtige Stunde,
Wie die Uhren all in der Runde.

Es ist kein Werk so abgethan,
Kommt doch einmal seine Zeit heran,
Daß es sein Wirken bekunde,
Kommt doch seine richtige Stunde.

Sehnsucht.

Meine Sehnsucht hat so weiche Schwingen,
Daß sie nur für Zephyrwellen taugen,
Hat so märchen-märchentiefe Augen,
Die durch Wolken zu den Sternen dringen.

Meine Sehnsucht kommt an Frühlingstagen,
Wie ein Hauch die Stirne mir zu küssen,
Kommt ein Wörtlein mir ins Ohr zu sagen,
Daß sich meine Lider senken müssen.

Und das Wörtlein hat nicht Sinn noch Kunde,
Aber ist so seltsam süß im Klange,
Und mein Herz vergeht im Überschwange,
Und zum Seufzer wird der Hauch im Munde . . .

Die Stufe.

Ich bin eine Stufe, die aufwärts führt,
Darüber der Priester zum Tempel schreitet;
Und bin eine Stufe, die abwärts führt,
Darüber sein Purpurmantel gleitet.

Ich bin aus Marmor, weiß und rein,
Und höre gar oft meine Schönheit loben,
Und weiß, aus dem gleichen Marmorstein
Ist auch der ewige Tempel da oben.

Und daß ich's weiß ohne Sehnsucht und Neid,
Das ist mein Glück und ist mein Leid!

Digitized by Google

Kleine Ballade.

Schon lange war ich nicht so frohgemut:
Auf diesen Dolch schreib' ich mit warmem Blut
Meinen Namen.

Sie schwor mir einst: Mein Herz ist treu und rein;
Und noch im Tod bewahr' ich drin allein
Deinen Namen.

Du Dolch! So faß' ich dich! So stoß' ich zu!
Und, wie in roten Flammen, jubelst du
Meinen Namen!

Der Dichter.

Wie der Sterne goldne Schar
Seine Lieder leuchten!
Menschenaugen, die sie sah'n,
Mußten still sich feuchten.

Doch bedenkt, daß erst die Nacht
Sterne läßt erblinken —
Auf des Dichters Seele muß
Tiefe Nacht erst sinken.

Berlin. Max Messer.

Entschuldigung.

Nun bin ich schon — Gott weiß wie lang! —
In kein Kolleg gegangen.
Das macht der Himmel blink und blank,
Das macht der Vögel Sing und Sang
Und der Blumen Düften und Prangen.

Mag doch der Teufel sich erbau'n
An dürren, juristischen Brocken,
Wenn blühende Linden ins Fenster schau'n,
Wenn Rosen drängen durch Hecken und Zaun,
Wenn die Amseln jubeln und locken.

Mag doch der Teufel Stund um Stund
In dumpfigen Sälen sitzen,
Wenn blühende Mädel mit blühendem Mund,
Wenn schimmernde Blusen, hell und bunt,
Durch die offenen Fenster blitzen.

Ich wahrlich kann und will jetzt nicht
Versauern bei dieser konfusen,
Bei dieser dürren Pandektenschicht.
Mich ruft das lachende Sonnenlicht.
Mich rufen die schimmernden Blusen.

Gelsenkirchen. Philipp Witkop.

Digitized by Google

Gottmenschentum.

Hätt' Gott nicht die Menschen aus Staub gemacht,
Sie hätten's selber dazu gebracht.
Und da sie ihm ebenbildlich sind,
Halten sie ihn auch niedrig gesinnt
Und glauben, durch Opfer und durch Reue
Dürften sie sündigen immer aufs neue,
Und da sie's auf Erden zu nichts Rechtem gebracht,
Haben sie die ewige Seligkeit erdacht.

Nächtens . . .

Graunvoll düstre Nacht bedeckt mich,
Mein Körper ist müde,
Und die Glieder lasten
Ruhtrunken auf dem warmen Lager.
Im engen Schrein des Gehirns
Spinnen unermüdlich die Gedanken,
Verweben in den dunklen Vorhang der Nacht
Traumhaft verworren Nahes und Fernes.
Die Welt ist in meinem Herzen,
All ihr Leid ist schmerzhaft in mir.

Linz. Rudolf Kafka.

Dorngekrönter, lichter Menschensohn.

Dorngekrönter, lichter Menschensohn!
Laß mich wieder deine Knie umfassen! —
Lange schweift' ich auf der Sünde Gassen. —
Dorngekrönter, lichter Menschensohn!

Hin ist meiner Seele Krone! — Hin!
Wie ein Rost zerfraß sie das Gemeine. —
Schauernd neige ich mich deiner Reine. —
Hin ist meiner Seele Krone! — Hin!

Hebe wieder mich zu dir empor,
Rette mich! — Denn in der Seele Gründen
Recken hoch sich meine schwarzen Sünden. —
Hebe wieder mich zu dir empor!

Friedenau. Peter Baum.

Digitized by Google

Monolog.

Ich bin ein kindischer und schwacher Fant,
Und irrend schweift mein Geist in alle Runde,
Und schwankend faß' ich jede starke Hand.

Und dennoch regt die Hoffnung sich im Grunde,
Daß etwas, was ich dachte und empfand,
Mit Ruhm einst gehen wird von Mund zu Munde.

Schon klingt mein Name leise in das Land,
Schon nennt ihn mancher in des Beifalls Tone:
Und Leute sind's von Urteil und Verstand.

Ein Traum von einer schmalen Lorbeerkrone
Scheucht oft den Schlaf mir unruhvoll zur Nacht,
Die meine Stirn einst zieren wird zum Lohne

Für Dies und Jenes, was ich hübsch gemacht.

München. Thomas Mann.

Münchener Atelierbesuche.

Von Michael Georg Conrad.

(München.)

II.

Münchener Künstler, darunter einige der bekanntesten, hauptsächlich die um Lenbach, haben in einer offenen Zuschrift an den Reichstags-Architekten Wallot Protest erhoben gegen die Behandlung, die Wallot, Stuck und Hildebrand von seiten des deutschen Reichstags erfahren haben. Der deutsche Reichstag in seiner jetzigen Zusammensetzung und Verfassung ist keine kunstkritische Instanz, die irgendwie ernst zu nehmen wäre. Ihn zu koramieren, könnte man am besten den deutschen Karnevalsgesellschaften und in der außerkarnevalistischen Zeit den Witzblättern und Tingeltangel-Coupletsängern überlassen.

Der Münchener Künstler-Protest hat aber selbst eine humoristische Seite. Wie oft haben die Leute um Lenbach nicht schon ihre Macht gegen die eigenen Standesgenossen gewendet und gegen noch

Digitized by Google

unberühmte, aufstrebende Talente, die sich der Lenbach'schen Tyrannis nicht gefügig zeigten, die schönsten Bosheiten entwickelt! Wie rücksichtslos hat nicht Lenbach die Modernen befehdet und die Schalen seines Zornes und Spottes über die Sezessionisten ergossen! Und der große Meister hat sich dabei zuweilen in Redewendungen gefallen, die unter dem parlamentarischen Formen-Niveau lagen. Kunst- und Menschenkenner gingen darüber kopfschüttelnd oder lachend zur Tagesordnung über. Man müßte doch mit kindlich naiven Augen in die Welt blicken, wenn man sich durch solche uralltäglichen Dinge verblüffen und aufregen oder die Kunstkreise moralischer haben möchte, als die übrige Menschheit zu haben ist.

Überall strebt die Macht nach Übermacht, d. h. nach Mißbrauch ihrer Einflußmöglichkeiten. Und das liebe Publikum freut sich darüber und jauchzt den Erfolgreichen zu, gleichgültig, mit welchen Mitteln der Erfolg zustande gekommen. Der Erfolg an sich ist ihm heilig. Habe Erfolg und du bist die Wonne des großen Haufens. Sei im Besitze und du bist im Recht.

Die Aufnahmefähigkeit der Masse ist gering in allen feineren Dingen. Sie kann nicht allzuviel Größe vertragen. Ein paar kräftige Berühmtheiten — und sie ist gesättigt. Es genügt ihr vollkommen, in jedem Fache zwei, drei Tagesberühmtheiten zu haben, denen sie sich nachwerfen kann, kritiklos, sorglos. Die patentierten Berühmtheiten schließen dann mit ihrem nächsten Anhang einen Ring, gegen den die nachwachsenden Höhenstreber wieder anrennen müssen, um sich ihren Platz in der Sonne öffentlicher Gunst zu erkämpfen. Wohl dem, der Glück hat; wehe dem Besiegten! Daß sich das Talent immer und überall von selbst Bahn breche, ist eine der zahlreichen Morallügen optimistischer Blindheit. Die Moral steht auf dem geduldigen Papier, im Leben steht sie nicht. Es giebt keinen verwegeneren Immoralisten, als das Leben. Lachend bejaht es jede Frechheit.

Im Umkreise dieser Gedanken bewegten sich meist die Gespräche, wenn ich mit jungen, talentvollen, aber noch unbekannten Künstlern zusammenkam, und irgend ein Lebenserfahrener, der schon durch mancherlei Trübsal gegangen, das Wort nahm. Man kann doch nicht immer alte Atelierscherze wiederkäuen oder sich an theoretischen Fachsimpeleien heiser reden. Die Notdurft des Lebens und die Schrecknisse der Kunst stimmen oft bitter ernst, mitten in der Heiterkeit fröhlicher Vorsätze.

Digitized by Google

Eine von Haus aus tiefernste Künstlernatur offenbarte sich mir in dem Maler Eduard Lammert. Sohn eines Arztes und Forschers, wandte er sich anfänglich der Wissenschaft zu, kam dann von der Universität weg verhältnismäßig spät zur Malerei, um in ihr endlich alle geistigen und gemütlichen Elemente zur Fixierung seines Lebensberufes zu entdecken. In diesem geschmeidigen, stillen, rotblondgelockten Franken am Ausgang der Zwanziger lernte ich eine feine, originelle Künstlerpersönlichkeit kennen. Die landsmannschaftliche Wurzelgemeinschaft, nicht weniger die Strenge unserer Kunstauffassung und die muntige Gelassenheit unserer Weltschau ließen uns rasch Freunde werden. Ich bin vorsichtig und zurückhaltend geworden, es giebt viel Pöbel in der Welt der Kunst und Dichtung. Eduard Lammert gehört zum künstlerischen Adel. Das wußte ich sicher, nachdem unser Verkehr kaum Wochen gedauert. Ich habe köstliche Stunden mit ihm in seinem Atelier in der Landwehrstraße verlebt. Wie der Mann, so ist auch sein künstlerisches und Familien-Milieu von einer einnehmenden, gesunden Schlichtheit und phrasenlosen Bestimmtheit. An seiner Gattin, einer jugendlichen ungarischen Dame, besitzt er für die Kämpfe des Lebens und Berufes einen treuen, verständnisvollen Kameraden. Manchen winterlichen Nebel-Nachmittag saßen wir zusammen im kleinen Atelier mit dem grünen Epheu an der grauen Wand und plauderten uns in die schöne Dämmerung hinein.

In einer Münchener Privatmalschule fing Lammert an. Dann ging er zu Meister Lindenschmitt, um's regelrecht akademisch zu probieren. Das dauerte aber nur Wochen. „Warum denn?" fragte ich ihn.

„Aufrichtig, das Unzulängliche ward hier Ereignis. Hier war nichts zu holen."

„Was dann?"

„Ich ging schnurgerade nach Paris, zu Laurens, einem Mann, der es in seiner Lehrthätigkeit mit dem strengsten deutschen Schulmeister aufnimmt. Bei ihm bekam ich erst einen Begriff, was zeichnen heißt, und wie es getrieben werden muß. Von ihm kam ich zu Lefèbre, um einmal richtige Farben-Unterweisung zu kriegen. Im Januar 1895 malte ich auf Anregung Gari Melchers — bezüglich der selbständigen Arbeitsweise, nicht der malerischen Idee — mein erstes Bild und stellte es im Marsfeld-Salon sofort aus."

„Alle Wetter, so mit einem Satz gleich ins Champ de Mars?"

„Mit einem Satz. Es war das erste und letzte Mal. Sieges-

Digitized by Google

bewußt stürme ich mit dem Bild nach München, werde von Uhde und und anderen belobt —"

„Und von der Jury zurückgewiesen!"

„Stimmt. Des Marsfeld-Ausstellers Glück und Ende. Dann hin und her zwischen München und Ungarn —"

„Ungarn? Warum gerade Ungarn? Was ist da Besonderes für einen jungen, deutschen Maler zu holen?"

Frau Louisa Lammert lachte und wurde rot bis über die feinen Öhrchen.

„Ach so. Natürlich gab's jetzt interessante Porträts und siebenbürgische Landschaften und Zaubergärtlein in Hülle und Fülle zu pinseln."

„Bitte, hier diese dreiteilige romantische Mär vom Zauberwald — imponiert Ihnen nicht wenigstens das Format und die Einteilung? — wurde im selben Jahre 96 gemalt und mein Kain und Abel — 4×5 Meter! — dazu."

„Wo ist dieser Kain? Den kenn' ich nicht."

„Der ist ausgestellt — auf meinem Dachboden, zum Ergötzen der Mäuse und Spinnen."

„Je nun, man kann nicht ausschließlich für das zweibeinige Kunstphilisterium und die übersatte Bourgeoisie arbeiten. Ein renommierter Heiliger hat einmal den Fischen gepredigt und keinen geringeren Effekt erzielt, als ein beliebiger Hofprediger. Weiter: Was schufen Sie im Jahr 97?"

„Meine Pietà!"

„Ein gutes Werk. Da dürfen Sie das ‚meine' noch kräftiger betonen. Klingers Pietà ist in der Farbe nicht interessanter, in der Auffassung nicht inniger, in der Wirkung nicht ergreifender. Koloristisch haben Sie beide natürlich die Posaunen der Böcklinschen Pietà nicht erreicht. Sie wollten auch gar nicht die Posaunen blasen. Was noch außer diesem Bilde?"

„Der Rest des Jahres und der Anfang 98 waren fast ausschließlich der dekorativen Kunst und dem Kunstgewerbe gewidmet. Ich schuf Tapeten, Bucheinbände, ornamentalen Buchschmuck, Plakate — ja, ich ging bis zur handwerklichen Bethätigung in der Schlosserei, machte Leuchter, Jardinièren, elektrische Beleuchtungskörper und dergleichen. Auf der Ausstellung im Glaspalast 98 war verschiedenes davon zu sehen."

„Ich hab's mit Vergnügen gesehen. Und der Absatz?"

Digitized by Google

„Paris (L'art nouveau) und England waren unter den Abnehmern die ersten. Aber die Malerei mit ihren großen seelischen Vorwürfen ließ mich doch nicht los. Ich malte die umfangreiche Kreuzigung und die Versuchung Christi."

„Der Hang zum Religiösen schlägt immer wieder durch."

„Persönlich empfinde ich diese Themata eigentlich nicht als religiöse, wenigstens mit kirchlicher Gläubigkeit oder Unterwerfung unter eine Dogmatik haben sie bei mir nichts zu thun. In den Dingen, die hier zum Ausdruck gebracht werden, vernehme ich nur eine Grundstimme, die reinmenschliche oder reinnatürliche. Kain und Abel, Brudermord — Kampf zwischen Gutem und Bösem, resultiert daraus anderes, als was wir an den zerstörenden und aufbauenden Kräften der Natur erleben? Für diesen Prozeß ewiger Regeneration setzen wir dann, sobald uns Höhenmomente im Bilde vor die Phantasie treten, allgemein verständliche Schlagworte und religiöse Titel: Kain und Abel, Kreuzigung, Auferstehung. So beschäftigt mich jetzt eine Vision, der ich erst in einer flüchtigen Skizze habhaft zu werden im stande war: ein naives Menschenpaar in Einsamkeit, vor dessen träumendem Seelenblick die kommende Menschheit mit all ihren Leiden aufsteigt. Und eine Variation dieses Themas: ein jugendfrisches Paar in einer Vorfrühlingslandschaft, das seinem Leben entgegengeht oder entgegengetrieben wird. Soll ich das Bild abstrakt etwa Menschen-Schicksal betiteln? Ist es nicht sinnlich entsprechender, wenn ich Adam und Eva sage? Religiöse Anklänge und biblische Namen haben nun einmal diese reiche suggestive Kraft in der Kulturmenschheit. Freilich, einer bornierten Kritik gegenüber setzt man sich der Gefahr aus, als naturalistisch ungeschlachter Mißhandler biblischer Stoffe verschrieen zu werden. Buchstäblich hat das einer in der Augsburger Abendzeitung von mir gesagt."

„Bei welchem Anlasse?"

„Gelegentlich einer Ausstellung im Münchener Kunstverein im Jahr 96. Ich zeigte dort mein Pariser Bild: die Verlassenen."

„Ja, das kenn' ich. Unendlich traurig-stille Nacht. Drei ragende Kreuze auf kahler Höhe, das mittlere leer, die beiden anderen mit den verendeten Schächern. Der am mittleren Kreuzesgalgen gehangen, war von liebender Hand geborgen und bestattet worden. Die armen Schächer waren vergessen. ‚Heute noch wirst Du mit mir im Paradiese sein,' hatte Christus dem einen versprochen. Aber seinen Leichnam rettet keine Barmherzigkeit, der ist Aas für die Raubvögel. Kein Heilands-Jünger denkt an ihn. Die frommen Herrschaften sind zu sehr damit beschäftigt,

Digitized by Google

sich selbst in Sicherheit zu bringen, nachdem ihr Meister gestorben. Kein Johannes, kein Petrus, keine Maria Magdalena hat mehr eine Empfindung für die beiden Unglücklichen übrig, die das Los des Heilandes geteilt, den bitteren Kreuzestod. Das tote Lumpenpack mag der Geier holen. Wie ein dumpfer Wehschrei erbarmungsloser Verlassenheit hallt's durch die düster-fahle Nacht, und das Landschaftliche bildet eine erschütternde Resonanz dazu. In dieser Beziehung ein tadelloses Kunstwerk. Aber der nüchtern kritisierende Herr aus Augsburg weiß das besser: Naturalistisch ungeschlachte Mißhandlung eines biblischen Stoffs! Trösten Sie sich mit Uhde! Und nun sagen Sie mir noch, wer in der ersten Zeit Ihres Werdens am stärksten auf Sie wirkte?"

„Puvis de Chavannes in seiner Wahrhaftigkeit, Einfachheit und monumentalen Größe."

„Bravo!" — — —

Zum Schlusse zeigte mir der Künstler noch das Bildnis seiner Schwester, das er vor kurzem vollendet. Die ganze Figur in Lebensgröße gegen einen lichten, indifferenten Hintergrund gestellt, damit sich alles Leben in der Gestalt konzentriere. Das von vornehmstem Geschmacke zeugende Werk wurde aber noch übertroffen von der überaus charakteristischen Porträtskizze des Reichstagsabgeordneten Dr. Heim. Der streitbare Zentrumsmann ist in jedem Wesenszuge erfaßt und mit energischem Pinsel gebannt.

In dem vielseitigen Schaffen des jungen Künstlers, der mit gesund moderner Eroberlust von Gebiet zu Gebiet schreitet, wird vielleicht seine Bildnismalerei doch den ersten Rang behaupten. Er ist eine Kämpfernatur in seinem stillen Reich — möge bald ein voller, lauter Sieg an die Thür seiner bescheidenen Werkstatt pochen! Ich bin überzeugt, daß er sich treu bleiben und seinen eigenen Weg gehen wird wie ein Held, unbekümmert um die schlechten Sitten der Krämerseelen und Mietlinge und eitlen Erfolgsjäger.

Digitized by Google

Die Waldseelen.*)

Von Bruno Wille.
(Friedrichshagen bei Berlin.)

I.

Der Wachholderbaum.

Da bist du ja wieder, alte Moorlake — düstres Geheimnis dieser weiten Forste. Sachtes Sausen wogt ewig über dich hin — und manchmal nicken die Föhren mit den struppigen Grüblerköpfen. Schwärzliche Flut unter trübem Aprilhimmel — an das Unergründliche mahnst du, wo man versinkt. Wie schaudernd kräuselt sich die graue Fläche, wenn ein Windhauch durch das dürre Schilf raschelt — dessen junge Schossen noch kaum aus dem Wasser ragen. Und doch kann die Moorlake wieder so lieblich sein — wenn aus ihr das Blau des Sommerhimmels lächelt. Dann schwamm ich in der lauen Flut — lag auf dem Rücken — träumte mit den gelben Seerosen empor zu den weißen Wölkchen — und die grünen Halme wankten und tuschelten — als verstecke sich drin das Wasserfräulein.

Sieh — da ragt auch der Wachholderbaum auf der kleinen Halbinsel, wo das Waldfließ eine knappe Windung macht — bevor es sich in des Weihers Umarmung schmiegt. Feierlich steht er da — ein Patriarch, umringt von einem Volke kleiner Sprößlinge. Ich besuche ihn gern, wenn ich in diese Gegend komme. Seltsame Träume hausen hier. Auf das Moospolster gestreckt, lasse ich mich von ihnen einspinnen — bis eine andere Welt sich aufthut. Baum und Schilf und Wasser starrt mein Auge an — doch die Seele dringt hindurch zu einem tiefen Grunde. Die bläulichgrüne Wachholdersäule — rötlich blühendes Moos — das schleichende Wässerlein — drüben über der Moorlake die alten Erlen — schwarze Stämme, die erst über dem Wasser beginnen und auf senkrechten Wurzeln wie auf Stelzen waten — die rehbraunen Föhrenäste mit den düsteren Nadelbüscheln — das lugende Wolkengrau — alles webt sich seelenvoll, geschwisterlich zusammen. Und ich fühle mich hineingezogen in die Umarmung und komme mir vor wie ein Wanderer, der endlich heimgefunden hat.

Auf einmal regt es sich vor meinem Träumerblicke. Steht da nicht ein alter Mann in dunkelgrüner Kutte?

---

*) Aus den „Offenbarungen des Wachholderbaums".

Digitized by Google

Staunend spähe ich hin; es ist der Wachholderbaum!

Wahrhaftig, alter Freund, wie ein Eremit stehst du da — versunken in Mystik! Hegst du mit nebelhaftem Grün, mit dicht geschmiegten Stachelzweigen etwa ein Geheimnis, spröder Grübler? Und möchtest du aus den Tiefen der Natur deine Offenbarungen spenden, alter Sonderling?

„Wer Ohren hat zu hören, der höre!"

„Hollah! Jetzt war mir gerade, als hättest du geredet!"

„Wahrlich, ich rede!"

„Reden? Du? ein alter Wachholderbaum? Ach nein! Dryaden giebt es nicht — die Götter Griechenlands sind dahin — der große Pan ist tot! Du redest nur in meiner Einbildung. Ich selber spreche zu mir und übertrage meine Gedanken auf dich. So habe ich jüngst zu Hause mit meiner Guitarre geredet. Bin eben ein Träumer!"

„Und warum willst du deinem Einbilden nicht glauben? Ist nicht alles Verstehen solch Einbilden? In das fremde Wesen bildest du hinein, was in deiner Seele vorgeht — und dann darfst du sagen: Ich verstehe das Wesen!"

„Doch das Einbilden soll nicht zu weit gehen. Bedenke doch, reden — nach Menschenart reden . . ."

„Läßt sich denn nur nach Menschenart reden? Horch, wie die Wildgänse ihrer nordischen Heimat entgegenschnattern! Skool, skool! reden sie — skool, dägeck!"

„Meinethalben, die Wildgänse reden — mögen sogar Skool rufen. Du aber, alter Freund — so lieb du mir bist — was ein Tier kann, du kannst es nicht! Die Tiere fühlen, sie haben eine Seele. Du hast keine — bist eben eine Pflanze."

Traurig wiegte der Wachholderbaum das Haupt: „Ich keine Seele? Mir sprichst du ab, was du einem Tier — dort dem elenden Regenwurme — zugestehst?"

Ein schwermütiges Raunen ging durch die Föhren: „Oh — oh! Zu ist der Sinn — auf einmal zu! Was hat ihn verschlossen? Oh — oh! Merlin, Merlin!"

„Was tausend! Ihr Bäume wollt auch mitreden? Und Merlin nennt ihr mich? Wie kommt ihr denn dazu?"

Die Föhren raunten weiter: „Hörtest du nicht vom weisen Merlin — der die Sprache der Bäume und aller Waldwesen verstand? Wir glaubten, du seist ein Merlin. Hast du nicht im Herbst zu unseren

Digitized by Google

Füßen gelauscht auf unsere schwermütige Weise und aufgeschrieben, was wir klagten?"

„Ja — das war in Gedichten! Als Denker bin ich anderer Meinung!"

Der Wachholderbaum nahm wieder das Wort: „Bist du denn zweierlei? ein anderer, wenn du denkst? und ein anderer, wenn du dichtest? und da liegst du doch, ein einziger Merlin!"

„Einzig wohl! Nicht einig!"

„Oh!" klagten die Föhren — „Merlin ist krank! Oh!"

„Ach ja!" seufzte der Wachholderbaum — „Merlin glaubt nicht an sich! Er möchte so gern glauben; aber dann räuspert sich der Superkluge, der in ihm wohnt und schilt: Unsinn!"

Die Föhren blickten finster: „Ei, wie kommt denn der Superkluge dazu?"

„Ihr guten Bäume — ihr werdet mich wohl nicht verstehen! Der Superkluge, sagt ihr; ich sage: Wissenschaft. Meine Wissenschaft lehrt: Was du in Gedichten Föhrenraunen nennst, ist nichts als seelenlos' Geräusch. Die Wipfel schwingen im Winde — ganz mechanisch — und erschüttern die Luft."

„Seelenlos' Geräusch!" entgegnete der Wachholderbaum. „Und wenn nun der Mensch redet? Sage, Merlin, wie entsteht das Geräusch deiner Rede?"

„Das ist doch was anderes! Beim Menschen wird die Luft aus den Lungen gepreßt und versetzt die Stimmbänder in Schwingung."

Die Föhren meinten: „So entsteht eure Rede eigentlich ähnlich wie unsere Rede. Bei uns schwingen die Wipfel — beim Menschen die Stimmbänder!"

Der Wachholderbaum fügte hinzu: „Und warum nennst du nicht das Geräusch deiner Stimmbänder seelenlos?"

„Weil in der Menschenrede eine reiche Abwechslung lebt — die auf ein inneres Fühlen schließen läßt! Dagegen giebt das Geräusch der Wipfel nur von Kräften Kunde, die von außen stoßen. Bei gleicher Windstärke ist es dasselbe Geräusch, mag es Sommer, mag es Winter sein."

„Glaubst du wirklich" — versetzten die Föhren — „daß in winterlicher Starre und Verholzung unsere Wipfel kein ander Geräusch von sich geben, als zur Zeit der Jugendsäfte?"

„Nun gut! Saft und Trockenheit bedingen verschiedene Geräusche.

Digitized by Google

Ich gebe auch zu, Saft und Trockenheit sind was Innerliches; doch sie bedeuten nichts Seelisches!"

„Still!" tuschelten die Föhren — „da kommt wer!"

Ein Ast knackte. Mit klatschendem Flügelschlag flog ein Reiher von der Moorlake empor. Dann sang eine helle Stimme:

„Alle Vögel sind schon da —
Alle Vögel, alle!"

Es mußte ein Kind sein.

Und noch eine Stimme: „Lenchen!" — es klang krächzend — kumm vun de Moorlake wech!" — „Das war ein altes Weib."

„Woher weißt du das?" murmelte der Wachholderbaum. „Du siehst doch nichts!"

„Ich sehe nichts; aber das hört man doch leicht heraus!"

„Ja — die Haidehanne ist es. Woran hast du es denn gemerkt? Kennst du sie?"

Ich kenne sie nicht; aber so vertrocknet spricht nur ein altes Weib. Und die helle Stimme — das muß doch ein frisches, munteres Ding sein!

„Noch eins, Merlin — ehe sie kommen. Du sagtest vorhin, Saft und Trockenheit seien nichts Seelisches. Doch warum denkst du zu der trockenen Stimme eine alte, zu der frischen eine junge, muntere Seele hinzu?"

„Nun, das ist doch einfach: Weil Saft und Frische schließen lassen auf eine junge, muntere Seele, während der Trockenheit ein altes, mattes Fühlen entspricht!"

„Und warum willst du nicht auch bei uns Pflanzen diesen Schluß gelten lassen? Warum bildest du nicht in uns dasselbe hinein, wie in die Alte und in das Kind — ein Seelenleben, der menschlichen Seele ähnlich? — Und klänge selbst das Föhrenrauschen im Frühling nicht anders wie beim Nahen des Winters — ich weiß, wie mir um diese Jahreszeiten zu Mute. Schon aus den Umständen darfst du schließen, daß die Föhren bald jubeln, bald wieder stöhnen. Jubeln müssen sie, wenn der laue Frühlingssturm sie aufrüttelt. . . ."

„Ja, der Dichter schließt so! Er beseelt Baum und Blume, Wind und Wolke. Doch der Denker. . . ."

„Wenn nun aber dein Dichten ein rechtes Denken wäre?"

„Sst!" machten die Föhren.

Das Kind und die Alte kamen hinter einer Schilfmasse hervor. Das Kind stutzte, als es mich erblickte; ein zierliches Mädchen mit rot-

Digitized by Google

goldenem Haar; es trug Reisig in der Schürze. Die Alte bückte sich, zerbrach einen dürren Ast und warf die Stücke in die Kiepe auf ihrem Rücken. Das Mädchen hielt sich scheu zur Alten. Die murmelte vor sich hin, und dann gingen die beiden wieder fort, indem sie sich hier und dort nach Holz bückten.

Als sie zwischen den braunen Stämmen verschwunden waren, wandte ich mich zum Wachholderbaum: „Das also war die Haidehanne? Lenchen ist wohl ihre Enkelin?“

Starr und steif stand der Wachholder, als kenne er mich nicht. Und auch die Föhren waren so fremd und stumm. Ich hörte nur ihr feines Sausen und des Schilfes Lispeln. Ich sah mich um; schon wob die Abenddämmerung zwischen den violetten Stämmen. Voll dunkler Verstecke lag der Forst; wohin war denn nun das scheue Märchen geschlüpft? Komm doch wieder, liebes Märchen!

II.

Am Teufelsmoor.

„Lebwohl, Wachholderbaum! Oder willst du mich ein Stück geleiten? Warum nicht? Wenn du redest — natürlich in meiner Einbildung —, wirst du auch gehen können. Sieh die Erlen drüben, wie sie mit den Wurzelbeinen im Wasser umherstelzen möchten. Zieh deine Wurzeln aus dem Boden und komm mit!“

Wie ich über den moosigen Waldboden schreite, und es dumpf unter meinen Tritten hallt, kommt es mir vor, der Wachholderbaum sei wirklich mein Begleiter. Da huscht er zwischen den Föhrenstämmen, und kleine Wachholderbüsche humpeln ihm nach. Dann steht er auf einmal am Wege und hat die Wurzeln eingegraben, als gehöre er von je dahin.

Fauchend fliegt ein Käuzchen durch die Wipfel. Halt! Rechts hat sich der Wald aufgethan, und da dehnt sich dunstig die moosige Wiese — das Teufelsmoor. Im Vordergrunde greifen ein paar Eichen mit schwarzen Polypenarmen in den mattgelben Abendhimmel. Nebel brodeln empor und quirlen um Erlenstumpfe, die halb versunkenen Gerippen gleichen. Ein Kiebitz flattert hin und her, kreischend vor Zorn über den Störer. Unbesorgt! Dein Nest ist sicher vor mir. Die tückische Moosdecke ließe mich in Schlamm versinken.

Unheimliche Stätte! Drunten in der schwarzen Tiefe liegen Knochen und rostige Waffen. Eine Schlacht ward hier geschlagen, so

Digitized by Google

geht die Sage. Und nun sehe ich in der Dämmerung aus seinem Modergrabe steigen den Spuk der grauen Zeit — sehe die fremde Reiterhorde, wie sie durch den Forst bricht, gehetzt von den heimischen Fischern und Bauern — die mit Armbrust, Spieß und Sense vordringen von Stamm zu Stamm. Im Dickicht ward die Behendigkeit der braunen Rossekrieger zu Schanden. Da thut sich auf einmal die Lichtung vor ihnen auf, und hastig streben sie hin. Doch hier lauert, begünstigt von der Dämmerung, das Teufelsmoor. Und wie die Vorhut jubelnd hineingaloppiert, brechen Roß und Mann durch die Moosdecke. Über sinkende Leiber stürzen die Nachdrängenden — von hinten hauen Sensen, wüten Spieße. Ein Krachen und Patschen, ein Brüllen, Wiehern und Stöhnen, Ringen und Zappeln — und die Nachtwolken schütten ihre Finsternis drüber aus.

Dann lodern Feuer im Walde — die Sieger wärmen sich, schmausen Rehfleisch und zechen Bier. Und wenn dumpfer Hülferuf vom Sumpfe schallt, der mit zähem Maule die letzten Zappler hinunterschlürft — dann bricht am Feuer höhnisch Gelächter los.

„Supt man tau, jü Wülf'! Supt Modder!" ruft ein Bauer.

„Jo," meint ein anderer, „Minschen sind dat nich — düse geelen Fratzen mit de knokigen Backen und Slitzoogen!"

„Se plappert un huult — keen Minsch versteiht dat — dat is keen Dütsch un is ook keen Wendisch! Tierspraak is dat!"

„Von de zoddelige Peer', up dei se rid', stammt se af — half Minsch und half Peerd. Rünner mit dat Ludertüg! Sluck se man rin, Düwelspuhl! Heilo!"

Dumpfes Brausen dröhnt auf einmal fernher. Ich höre nicht mehr den Lärm der Siegesfeier — die Eisenbahn ist es, die drüben den Forst durchquert. Von Südosten kommt der Zug, in donnerndem Fluge trägt er die Urenkel der gelben Rossekrieger durch die Kiefernhaide. Mensch und Mensch haben einander verstehen gelernt.

„Aber nicht Seele und Seele!" Es ist der Wachholderbaum, der neben mir ragt. „Ja — fährt er fort — Menschenseele versteht noch nicht die Pflanzenseele. Da wollt ihr klug sein und seid fast wie die Bauern hier vor Zeiten. Die sagten von den gelben Rossekriegern: „Minschen sind dat nich." Und so meint ihr von uns Pflanzen: Das sind keine Seelen! Lernt doch im Fremden das eigene Wesen erkennen!"

„Du thust mir unrecht, Juniperus! Die Bauern waren beschränkt, wenn sie ihresgleichen nicht erkannten. Doch die Pflanze ist ja nicht meinesgleichen — ist mir gar zu unähnlich — im Bau und Benehmen."

Digitized by Google

„Bin ich dir etwa unähnlicher als Wurm, Krebs und Fisch? Denen schreibst du eine fühlende Seele zu! Warum nicht auch mir? Wie? Was meint der Superkluge dazu?“

„Er meint: Bewußtsein kann nur wohnen, wo ein Organ dafür — Hirn oder Nervengezweige — vorhanden ist. Reh und Vogel, Fisch, Krebs und Regenwurm haben deswegen seelisches Leben . . . Doch was horchst du in den Wald? Kommt schon wieder wer?“

Der Wachholderbaum nickte: „Hundekläffen — es wird der Förster sein.“ Nach einigem Besinnen fuhr er fort: „Was ich sagen wollte — Nerven sind ja wohl so was wie Fasern oder Fäden, die im Innern sitzen? Und das Hirn steckt oben im Kopfe?“

„Allerdings! Und weil euch Pflanzen Nerv und Hirn fehlt, drum habt ihr keine Seele.“

„Sieh, Merlin, dort kommt der Förster. Daß der eine Seele hat, weiß die Haidehanne ebenso gut wie du. Wie kommt aber die Haidehanne dazu? Weswegen bildet sie in den Förster eine Seele hinein? Wegen seines Hirns? Läßt sich die Haidehanne sein Hirn und seine Nervenfäden vorzeigen, ehe sie an seine Seele glaubt? Was weiß sie überhaupt von Hirn und Nerven! Nein, die Alte denkt einfach: Da kommt was, das mir ähnlich ist und sich auch benimmt wie ich! Drum wird es auch innerlich mir ähnlich sein — wird eine Seele haben! — Nun sage, Merlin, denkt die Alte nicht ganz richtig?“

„Das schon! Wenn zwei Wesen äußerlich übereinstimmen, so werden sie es auch im Innern thun, soweit dies dem Äußern entspricht.“

„Nun gut, Merlin! Wende das auf die Pflanzen an! Siehst du nicht, daß wir in Bau und Benehmen euch Menschen recht ähnlich sind? Nicht? Ach freilich, deswegen eben leuguet ihr unsere Seele, weil ihr kein rechtes Verständnis habt für unsere Ähnlichkeit mit euch! Ich sage ja, ihr seid wie die Bauern. . . . Na — ich kann mich jetzt nicht länger mit dir abgeben, Merlin. Da ist der Förster. Mit dem magst du nach Hause gehen; es ist schon dunkel. Ich muß hier bleiben. Nimm aber ein Andenken von mir mit — diesen Zweig, — er soll dich mahnen an den alten Wachholderbaum, der es gut mit dir meint, dem du aber die Seele absprichst. . . .“

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Lieder von Alfred de Musset.

I.

Mimi Pinson.

Mimi Pinson, ein jeder kennt sie,
Das blonde Kind mit leichtem Blut.
Ein einzig Kleid ihr eigen nennt sie,
Tandaradeie!
Und einen Hut.
Der Sultan mag sein Gut verschwenden,
Doch so ist's weislich angelegt
Von Gottes Händen:
Denn schwerlich kann's der Büttel pfänden,
Das Kleid, das unsre Mimi trägt.

Mimi Pinson trägt, sich zu schmücken,
Ein weißes Röschen vor der Brust,
Jedoch im Herzen voll Entzücken,
Tandaradeie!
Die Lebenslust.
Sie singt, wenn nachmittags vorm Thore,
Beim heitern Schmaus der Wein sich regt,
Manch Lied im Chore.
Zuweilen wippt auf einem Ohre
Der Hut, den unsre Mimi trägt.

Wie flink die Augen, flink die Hände!
Die Herrn Studenten, schmal und fett,
Scharwenzeln ohne Ziel und Ende,
Tandaradeie!
Um ihr Büffett.
Und besser weiß sie zu dozieren,
Als mancher vom Katheder pflegt
Zu demonstrieren.
Doch Vorsicht! Keiner darf schimpfieren
Das Kleid, das unsre Mimi trägt.

Hamburg.

Mimi Pinson kann Jungfer bleiben,
So Gott will, und es ihr gefällt,
Weil sie, die Gecken zu vertreiben,
Tandaradeie!
Die Nadel hält.
Doch wem sie mal soll angehören,
Ob er auch „schön", (was nichts verschlägt,)
Muß Treue schwören.
Das Köpfchen läßt sich nicht bethören,
Das Mimi unterm Hute trägt.

Soll einst der Kranz von Myrtenblüten
Sie schmücken auf dem Ehrenplatz,
So will sie treu und heilig hüten,
Tandaradeie!
Ein' edlen Schatz.
Was mag es sein? — nicht von Baronen
Ein Wappenschild auf Gold geprägt,
Geziert mit Kronen;
Nein, köstlichere Perlen wohnen
Im Kleid, das unsre Mimi trägt.

Fürwahr, nicht von gemeinem Schlage
Ist Mimis Herz: sie kämpfte mit,
Als neulich am Entscheidungstage,
Tandaradeie!
Die Freiheit stritt.
Jedoch anstatt der Hellebarde
Hat sie den Pfriemen ausgelegt
Wie bei der Garde.
Wie prächtig leuchtet die Kokarde
Am Hut, den unsre Mimi trägt!

Deutsch von Hans Müller.

Digitized by Google

II.

Lied des Fortunio.

Glaubt nicht, daß ich sie nennen kann,
Die mir gefällt,
Und läg' euch noch soviel daran,
Nicht um die Welt.

Wir singen einen Rundgesang,
Soviel ihr wollt.
Ich liebe sie, ihr Haar ist lang
Und gelb wie Gold.

Sie will: Ich thu', was immer ihr
Den Sinn durchfährt.
Mein Leben selber gäb' ich ihr,
Wenn sie's begehrt.

Uneingestand'ner Liebe Lohn,
Ich kenn' ihn wohl.
Mein armes Herz ist mir davon
Zum Sterben voll.

Glaubt nicht, daß ich Verrat verüb',
Schweigen ist Pflicht.
Und sterben will ich für mein Lieb —
Sie nennen nicht.

Wien. Deutsch von Margret Hönigsberg.

Sie haben Augen und sie sehen nicht! ....

Eine Seelenoffenbarung von Emil Klein.

(Karolinenthal-Prag.)

Ich weiß nicht, ich weiß nicht, woher ich das nur habe, mit diesem ewigen Hineininterpretieren meiner eigenen Phantasiegedanken in fremder Menschen Gesichter, in wildfremder Leute kleines Thun und Lassen. Ganze Balladen dichte ich mir so, ohne die geringste Berechtigung dazu erhalten zu haben; ganze Romansituationen stelle ich mir da zusammen. Wie ich dazu komme? Fragt mich, ich weiß es nicht zu sagen. Und so werde ich froh und so werde ich traurig ob fremder Menschen Glück und ob fremder Menschen Leid. Glück und Leid, die vielleicht niemals geboren waren, Glück und Leid, die ich erst erfunden; die ich erst zurechtgeschneidert auf das Maß von im Lichte meiner Träume besehenen Puppen. Und doch bleibt mir von solch einem Traumgespinst

Digitized by Google

oft ein so freudig helles Gedenken, oder ebenso oft ein thränenschweres, mitleidsvolles Erinnern. Lern' einer die Träumer auskennen!

* * *

Hôtel du Lac, Genève! Table d'hôte, man ist schon beim Beaf; kein Mensch hat Zeit, sich um seinen Nachbar zu kümmern. Und doch machen sie jetzt alle eine Pause bei dem hastigen Schlingen; alle erheben sie ihre Blicke.

Ruhig vor sich hinsehend schreitet sie zwischen den beiden langen Tischen dahin. Sie führt ihn. Nicht vielleicht sorgsam, wie man ein kleines, unbeholfenes Kind führt mit sorgender Hand und mit zärtlichem Blick; o nein, still, — da kommt mir der präzise, bezeichnende Gedanke — geschäftsmäßig leitet sie ihn, gleich einem bezahlten Wärter.

Wie er sich so schwer auf ihren Arm stemmt, und mit der anderen Hand sich auf seinen silbernen Stockgriff legt; wie er die Füße, die mageren, langen Beine schleudernd weit nach auswärts treibt bei jedem seiner schwankenden, tastenden Schritte! Und sein verzogenes, zerfurchtes Gesicht, mit den blinzelnden, stumpfen Augen hinter der bauchigen, grauen Brille! Er ist jung, kaum drei Jahrzehnte zerrt er da hinter sich der Grube entgegen.

Die Revolte bricht in mir empor. So was legt man an ein junges, freudenblühendes Leben. Das kommt doch nur in Sibirien vor, daß man Leichen an Lebende gekettet läßt, bis sie dann beide zusammen verfaulen.

Hündische Welt! verkommenes Gezücht! Seines Geldes, seines Namens wegen haben sie diese da an ihn verkuppelt! O, mir macht ihr nichts weiß! Ich habe scharfe Augen, ich errate das.

Die Kraft seiner saftsprießenden Jahre hat er die stinkenden, morastigen Feldraine des Genusses entlang gewälzt; er mit seinen Freunden und Freundinnen. Und dann, als er nicht mehr konnte, chou blanc! da hat er sich eine Heilanstalt gekauft, einen Gesundbrunnen sich angelegt. Avec de la galette, da bekommt man ja alles auf dieser schönsten aller Welten.

Ha, wie ich nicht der Einzige bin, der die Wahrheit erwittert! Da neben mir die beiden Gänse, die einen Quark von dem wissen können, was da draußen für Lüfte wehen, da draußen, von dem wir sagen: die Welt. Wie sie die langen, mageren Hälse zusammenstecken und wie sie schnattern! Sie haben das rechte Ei gelegt: Evidemment il a trop vécu!

Digitized by Google

Und sie mit ihrem bleichen, stillen Gesicht, sie verachtet gewiß uns alle, uns zusamt unserem faulen, krämermäßigen Mitleiden! Ihr gerader, abweisender Blick trifft uns nur einmal; ich empfinde ihn wie einen Klaps über meine vorwitzigen Gefühle.

— Was gehe ich Euch an — und sie faltet ihm die Serviette auseinander, legt sie ihm über die hochragenden, eckigen Kniee. Nicht einmal das kann er allein! Wirr fahren seine Finger umher, und aus den Steinen seiner Ringe kollern zackige, blutige Lichter über das lange, weiße Tafeltuch.

— Was gehe ich Euch an; was habt Ihr in meinem Willen umherzustochern mit Euren Gedanken; und was dürft Ihr meine Entschlüsse auf den Rücken legen mit Euren dummen Menschenfingern! Laßt sie doch platt daliegen, so wie ich sie hinlegte, breit, auf den Boden, vor mich hin. Was kümmert's Euch, wie sie wohl auf der unteren Seite aussehen mögen. — — —

O diese weißen, träumenden Hände! Wie ich die küssen möchte!

Was sie für steile, zarte Schultern hat. Auf denen zittern dann — des Abends — seine gestorbenen Finger entlang!

Steinigen sollte man das Gesindel, das verbrieft und versiegelt diesen grünlichblassen Lippen da das Recht verschrieb, ihre bebende Schwäche in den schmiegenden Fluten zu baden, die gleich einer Garbe reifen Kornes um jene Stirne dort liegen.

Sein Stock fällt um, seinem Nachbar auf den Fuß. Sie neigt sich, ein Schatten von Ausdruck prägt ihre Miene: Excusez!

Dann stehen sie auf, und sie führt ihn fort. Noch einmal fange ich den harten, geraden Blick. Ob sie den als Wächter gesetzt hat vor den Schrein ihrer Seele, in den sie die empfundene Schande ihres Daseins fest eingeschlossen hält? Keiner soll wagen, da hineinzublicken.

Und ein Strom von mitleidiger Neugier ergießt sich hinter ihnen her, aus hundert Augen.

* * *

Den nächsten Morgen. Wir sitzen schon alle vollzählig im Omnibus. Es ist knappste Zeit zur Abfahrt. Man schilt, man flucht. Der Portier bittet: Einige Sekunden Geduld. Ein kranker Herr — — — —

Die gutmütigen Leute geben sich schnell zufrieden. Nur ein Herr Handlungsreisender keift: Ces sacrés Anglais, c'est toujours eux, qui se font attendre!

Digitized by Google

Meinen Groll von gestern hat dieses Wort wieder aufgescheucht.

Da treten sie beide aus dem Hausflur. Er, warm eingemummelt in einen Pelz, eine dicke Kappe über den Kopf gezogen, Gamaschen an den gelben Schuhen. Ich bemerke einen offengebliebenen Knopf daran. Aha! deshalb. Und ich sehe sie vor ihm knieen, wie sie ihm hastig die Stiefel schnürt, wie sie flink einen Knopf um den andern durch die schmalen Löchelchen drückt. Sie muß so eilen. Man wartet ja auf sie; und sie wollen mit.

O sie, seine Dienerin, seine Sklavin! Wie ich diesen Kerl hasse!

Endlich hat sie ihm hereingeholfen in den engen Kasten; hat ihm sorgsam zwei Decken um die langen Beine gestopft.

Aber da kommt ja noch was! Sie wartet noch, und da hebt sie ein Kindchen herein, rosig, mit dicken, lachenden Backen; dann kommt noch eine ältliche, wie juchtenlederne Miß, bepackt mit Fußsäcken und Mänteln. Sie nimmt das Baby auf die Kniee.

Und ich sehe das Kind an und wie aus verworrenen Träumen erwachen meine Gedanken, während der holpernde Omnibus nach dem Takte der Pflastersteine mich in den Rücken stößt, und das dröhnende Klirren seiner Scheiben mein Hören erwürgt.

Ja dies Kind — ihr Kind, beider Kind! — Es greift ihm nach dem Arme und schreit vor Lachen über die ungewohnte, donnernde Fahrt. Und ein müdes Leuchten, ein kranker, halbgestorbener Schein steigt an seinen Mundwinkeln empor und verliert sich hinter der Brille; seine zitternde Hand versucht mit dem Stockgriff das Kind unter dem Arme zu kitzeln.

Und sie? Eine Flut von Leben bricht von ihrer Stirn; von ihren Lippen scheint mir ein Glänzen und ein Strahlen sich zu breiten, gleich kreisenden, Ringe ziehenden Wellen; und ihr Blick überschüttet uns alle mit einem sprühenden Regen von Selbstbewußtsein und von Freude.

O über mich Schlauen, der Menschenschicksale von stummen Stirnen herabzulesen weiß! O über mich und meine Welterfahrung; Gott, wie dumm sind wir alle beide!

Das Kind dieser beiden! Natürlich! Und ja, ihr beider Kind! Pfui Teufel, aus reinster Rechthaberei will da meine Skepsis ihre gespaltene Zunge gegen diese Frau hier recken! Oho, das gebe ich nicht zu! Das dulde ich nicht! Wie froh bin ich doch, daß ich wieder einmal im Leben meine eingebildete Alleswisserei auf einer Blamage ertappt habe!

Digitized by Google

Sie und er; durch meine geschlossenen Augenlider hindurch sehe ich sie beide vor mir einherschreiten. Und jetzt führt er sie am Arm. Wie ist sein Gang so kräftig und so biegsam; wie stätig, besitzesbewußt herrschen seine Augen, hält er sie fest und sicher an seinem kräftigen, ruhigen Arme, dies sein stolzes, blondgekröntes Weib!

Ja, ja; so muß es gewesen sein; so und nicht anders!

Und dann kam das große Unglück ihres Lebens. Wie er ihr zum Krüppel siechte, wie seine Kraft und sein Leben unter ihren ängstlich gekrampften Mutterfingern dahinschwanden. O wie sie ihn hielt, wie sie sich stemmte gegen jeden entschwindenden Tag und wie sie jammernd an jedem Augenblick zerrte, der ihr und ihrem Kinde wieder ein Teilchen und wieder ein Stückchen von diesem geliebten Leibe hinwegschwemmte! Und es konnte ihnen nichts helfen, unbarmherzig floß rieselnd Bröckelchen für Bröckelchen von seinem Dasein herab, unaufhaltsam kollerte es stäubend seinem Grabe entgegen.

Und da hatte sie mit kräftigem Schwunge ihr beider Kreuz auf die Schultern genommen.

Wie er sie früher von Freude zu Freude geführt, so leitete nun sie ihn von einer Leidensstation zu anderen, ihrem Golgatha zu.

Aber die Landpfleger am Wege, die da fragten: Höreſt Du nicht, wie hart sie Dich verklagen? Und die da vorbeigingen, die Hohenpriester und die Schriftgelehrten und die Ältesten! Und die vielen Häuser, in denen ein Schuster Ahasver wohnte!

Ach über diese mitleidsvollen, über diese verständnisinnigen, über diese abschätzenden, über diese sie anspeienden Blicke! —

Und da hatte sie eine Mauer um sich und um ihn gezogen. Alles was sie wußte, alles was sie ahnte, was sie schmerzend in ihrer Seele trug; alles was sie einst jammernd in die Menschheit hinausgeschrieen hatte, als sie dem Gegeißelten, dem Dornengekrönten zu Füßen lag; all ihr brennendes Leid, all ihr gestorbenes Hoffen und alle ihre wunde, zuckende Liebe — all das hatte sie fest in ihre kleine, tapfere Faust zusammengedrückt, hatte es in den verborgensten Schrein ihres Herzens gethan. Und dann hatte sie ihre kaltgewordenen Augen als Wächter davorgesetzt, die schlugen auf jeden wühlenden Finger los, der es wagte, an ihren Heiligenschrein zu rühren.

Und nur eines, eines allein durfte für kurze Augenblicke den schweren Deckel von den Reliquien heben. Eines allein — hier dieses ihr Kind. Ihr, sein Kind! Und wenn es dann einem aus dem Volke gelungen war, sich hinter dem Kleinen heranzuschleichen, dann durfte

Digitized by Google

auch er seine verwunderten, thränenden Blicke eintauchen in all das fließende, träufelnde Glänzen.

* * *

Ich war noch immer nicht recht erwacht und schon drängte ich mich mit der Menge auf dem Bahnsteig. Meine Blicke hingen noch immer an ihr.

Sie waren schon eingestiegen, in einen Zug, der nach dem Süden ging. — Sie lehnte am Fenster; ihr Blick hatte wieder sein Wächteramt aufgenommen. Ihre Augen waren wieder gerade, stumm, hart, so wie sie gestern gewesen. Fühlten sie wieder das Pochen der Neugierfinger an der verschlossenen Pforte?

Doch jetzt senkten sich ihre Lider für einen kurzen Moment, und als sie sich hoben, da glaubte ich wieder die Strahlen, das Glänzen von vorhin zu sehen.

Gewiß, gewiß sie hatte bemerkt, sie mußte es erraten, daß da inmitten der vielen Söldner einer auf den Knieen lag, der mit angstvoll ausgestreckten Armen um ihr Verzeihen flehte.

Düsseldorfer Frühjahrsausstellungen.

Die Ausstellung der Künstlervereinigung 1899 brachte für Düsseldorf etwas Neues, sie war in einem Atelier veranstaltet. Hermann Emil Pohle, der den Kunstsalon Bismeyer für sein Atelier hat umbauen lassen, hat dieses für die von ihm ins Leben gerufene Künstlervereinigung zur Verfügung gestellt. Diese Idee scheint nur gerechtfertigt, wenn es sich um Werke handelt, die in dem Raume oder für einen solchen Raum geschaffen sind, das ist natürlich bei den meisten Bildern der zwölf Maler der Vereinigung, C. Becker, Prof. Bergmann, Bönninger, Prof. Claus-Meyer, Funck, Heines, Max Hünten jr., Prof. Huthsteiner, G. Marx, Nikutowsky, Hermann Emil Pohle und Ungewitter, durchaus nicht der Fall. Den meisten der Bilder schadet die weiße Wand sehr, namentlich leiden Funck und Nikutowsky darunter. Daß diese Ausstellung selbst jedoch durch den Privatcharakter des Ateliers, durch die orientalischen Teppiche, die Truhen, Stühle und Tische mit Blumenvasen, einen viel geschlosseneren und vornehmeren Eindruck macht, als die sogenannten Kunstsalons, liegt auf der Hand.

Die „Künstlervereinigung 1899" hat nur einen Grund ihres Entstehens: das ist der Klub St. Lucas. Ein Zusammenhang unter den Mitgliedern der Vereinigung be-

Digitized by Google

steht nicht, nicht einmal ein äußerlicher, geschweige denn ein künstlerischer. Und so ist denn das Ende dieser Vereinigung vorauszusehen, sie wird in kurzem auseinanderfallen, da sie keine Existenzberechtigung hat. Einen Vergleich mit dem St. Lucas kann die Vereinigung 1899 in keiner Weise aushalten, wenn sie auch Bergmann, Funck und Nikutowsky unter ihre Mitglieder zählt. Diese drei Maler sind es, die sich aus dem sonst sehr mittelmäßigen Niveau der Ausstellung herausheben. Der Claus-Meyer-Schüler Theodor Funck bringt ein Porträt der Gemahlin seines Professors, eine Arbeit, die ihm sicher die rückhaltloseste Anerkennung seines Lehrers eingetragen haben wird. Funck ist außerhalb Düsseldorfs, das ihn seit zwei Jahren mit Aufträgen überhäuft, noch sehr wenig bekannt, zwei Damenporträts in der Berliner Ausstellung 1898 haben erst dort auf ihn aufmerksam gemacht. Seine jetzige Arbeit steht noch bedeutend höher als diese Porträts, namentlich in der sicheren und klaren, alle technischen Kunststücke verschmähenden Auffassung. Funck ist schon jetzt der erste Porträtmaler Düsseldorfs; wohl möglich, daß er einmal die Erbschaft Lenbachs antreten wird. Wie wirkt sein Bild anders, als das neben ihm hängende, lebensgroße Porträt des Königs von Württemberg von Professor Huthsteiner! Hier eine langweilige, konventionelle, mittelmäßig gemalte Arbeit, dort ein Bild, das aus jedem Pinselstriche künstlerischen Hauch atmet! Noch mehr schadet Funck dem Damenporträt H. E. Pohles, einer Auftragarbeit, die ohne Lust und Liebe heruntergemalt ist. Interessanter ist Pohle in seinem Figurenbilde „Christus bricht unter dem Kreuze zusammen". Aber was hieran gut ist, ist nicht von Pohle, sondern von Franz Stuck, dessen Einfluß auf den Maler ein Blinder erkennen würde. Ebenso beeinflußt zeigt sich R. Bönninger in seinem „Idyll", einem Bilde, das man hier bewundert und an dem man in München mit einem mitleidigen Achselzucken vorübergehen würde. Die Kalkmalerei, die sich Bönninger in Paris geholt hat, ist schon lange nicht mehr modern, wenn sie hier auch als „ganz was apartes" gelten mag. Auch dieser Maler hat keine Eigenart, ebensowenig wie Pohle. Beide haben entschieden Talent, beide können zeichnen, aber ein Kunstwerk können sie beide nicht schaffen. — Prof. Claus-Meyer bringt drei Interieurbilder, „Alte Fischer", „Kavalier und Dame", „Klosterbrüder", die von neuem die sattsam bekannte, liebenswürdige Begabung dieses Malers bekunden. Von G. Mary sind nur einige Kleinigkeiten in der Ausstellung da, die durchweg gut sind; leider scheint er zu versagen, wenn er sich an ein größeres Bild heranmacht. H. Ungewitter hat ein ausgestopftes Tier gemalt, das er einen sibirischen Tiger nennt, wir wollen ihm diese Illusion lassen. Seine Kohlezeichnungen „Kürassierattacke" und „Artillerieattacke" aber machen uns dem Maler die schlimme Stunde verzeihen, in der er das wohlgenährte Tigertier das Licht der Welt erblicken ließ. Hier verrät sich ein Mann, der unsern großen illustrierten Wochenzeitschriften, die Tagesereignisse ihren Lesern im Bilde vorführen, schon lange fehlte: ein geborener Illustrator im besten Sinne des Wortes.

Den Karlsruher Professor Julius Bergmann, der seit einigen Jahren an der hiesigen Akademie wirkt, hat die Künstlervereinigung 1899 gewonnen, um den Jernberg, Liesegang, Herrmanns und Eugen Kampf des Klubs „St. Lucas" gegenübertreten zu können. Die Vereinigung hat damit einen sehr glücklichen Griff gethan: die vornehme Eigenart dieses feinfühligen Künstlers ist sicher geeignet, die gebildetsten Kreise des Publikums heranzuziehen. Seine kleine Frühlingslandschaft mit Kühen und seine Flußlandschaft sind so ganz aus einer Stimmung herausgeschaffen, daß sich der Beschauer des suggerierenden Einflusses nicht zu entziehen vermag. Vielleicht vernachlässigt Bergmann eben dieser Stimmung zuliebe ein wenig zu sehr die Zeichnung.

Digitized by Google

H. Heimes, der manchmal an Bastien-Lepage erinnert, erscheint immer noch unfertig. Er giebt zu wenig aus sich heraus und läßt deshalb kalt. Vielmehr versteht Nikutowsky zu fesseln, der zuerst mit reinen Eifellandschaften von sich reden machte. Ich weiß nicht, ob dieser Maler Clara Viebig kennt, doch kann ich mich des Eindrucks nicht erwehren: Nikutowskys Eifeldörfer erscheinen mir fast Übersetzungen der Schilderungen in den „Kindern der Eifel" dieser viel zu wenig bekannten und anerkannten Schriftstellerin. Und doch wahrt Nikutowsky seine Eigenart: er versteht eine gewisse schwermütige Melancholie mit einer versteckten Kraft zu vereinigen. Wir fühlen in einer jeden seiner Landschaften und Straßenbilder einen Hauch künstlerischen Geistes. Davon kann bei Max Hünten jr. einstweilen noch keine Rede sein. Seine Fortschritte sind überraschend; während wir von ihm bisher nur Kitsch und 18×24er gesehen haben, bringt er nun auf einmal ganz erträgliche Arbeiten. Max Hünten ist ein großes Stück vorangegangen, aber der Weg, den er noch vor sich hat, ist immer noch ein sehr, sehr weiter. Karl Becker ist der Marinemaler der Vereinigung 1899, sicher nicht der schlechteste. Es ist erfreulich, daß man hie und da im Publikum wenigstens anfängt, sich von der Achenbachtradition, die wie ein Alp über der Marinemalerei Düsseldorfs hing und keine frischen Talente aufkommen ließ, loszumachen. Becker ist ja gewiß kein Stern erster Größe, er läßt uns immer nüchtern und wird höchstens einen Seemann, der mit Schiffen, mit Sturm und Wogen so vertraut ist, wie Becker selber, erwärmen können, aber die Thatsache, daß er an Stelle Achenbach'scher Mache und Manier mit einem klar und wahr sehenden Auge arbeitet, ist schon ein sehr großer Fortschritt.

Das ist die Ausstellung der neuen Vereinigung 1899. Wirklich Schlechtes ist wenig da, aber auch wenig Gutes: sie trägt den Stempel solider Mittelmäßigkeit. —

Von der Märzausstellung der „Düsseldorfer Künstlerschaft" in der Kunsthalle wird man ähnliches freilich nicht behaupten können, sie ist so maßlos schlecht, daß man selbst hier in Düsseldorf die Hände über dem Kopf zusammenschlägt. So etwas hätte man wirklich nicht für möglich gehalten — und man ist hier doch sehr starken Tabak gewöhnt. Woher die Jury den Mut nimmt, Bilder wie von Leisten, v. d. Beck, Erdmann, Schütz, Lübecke, L. Schäfer, Metzener, v. Eckenbrecher, Wessel, Huickens, Sondermann, Heyden, Bodo Wille, Arnz, Flamm und so weiter und so weiter, zur Ausstellung zuzulassen und mit ihrem Namen zu decken, ist mir unfaßbar. Aber wenn Falstaff Werber spielt, so werden die Rekruten bald darnach!

Was erträglich in der Ausstellung ist, ist im Augenblick erwähnt. Irmer und Mortin-Müller sind die einzigen unter den älteren Düsseldorfer Landschaftern, deren Bilder man ansehen kann, ohne seekrank zu werden. Sie sind die beiden einzigen, die nach Studium arbeiten, die beiden einzigen, die sich nicht mit den Jahren irgend einen grauen, gelben oder braunen Ton angewöhnt haben, der jede Lokalfarbe erstickt. Namentlich Mortin-Müllers Waldlandschaften, der im vergangenen Jahre aus Anlaß seines 70jährigen Geburtstages in seiner skandinavischen Heimat allerorten enthusiastisch gefeiert wurde, zeigen eine Frische, die herzerquickend ist. Die beiden Achenbach bringen ihre bekannten Virtuosenstückchen, deren Technik ja immer wirksam ist. Kröner scheint sich noch immer auf der Höhe halten zu können: seine große Waldlandschaft mit Hirschen giebt seinen besten Arbeiten nichts nach. Dagegen zeigt Frau Magda Kröner einen bedenklichen Rückschritt, ihrem großen Freilichtstillleben (Metallkrüge und Kessel mitten in sonnenbeschienenen, üppig wuchernden Stockrosen und Sonnenblumen), fehlt jede Naivität, es wirkt viel zu absichtlich. Dabei sind die Messing-

Digitized by Google

kannen und Pfannen herzlich schlecht gemalt. Besser ist v. Ernsts großes Stillleben: an der Wand hängende Schwäne und Metallkrüge. Schoenebeck bringt ein westfälisches Wirtshausinterieur mit dem geistreichen Titel „Nicht zu dick". Geschmack ist nicht die Sache dieses Malers, ich habe selten einen solch häßlichen Rahmen gesehen. Das Bild, eine schmutzige Kellnerin, die auf den Pumpernickel, den der Wirt mit der Brotschneidemaschine abschneidet, wartet, ist hier natürlich prima; es ist auch wirklich recht gut im Ton gehalten, sonst aber herzlich langweilig. Schoenebeck hat unlängst das größte Stipendium der Düsseldorfer Akademie, den dreijährigen „Rompreis" erhalten: was dieser Maler, dem die Phantasie ein Buch mit sieben Siegeln ist, in Rom soll, verstehe ich nicht. Einige kleine Arbeiten (meist Aquarelle) von Schlüter, Graf Brühl, Graf Mehrfeldt heben sich als wohlthuende Oasen aus dieser Bilderwüste heraus. Auch Petersen-Angeln paßt nicht hierher. So malte man freilich anderswo vor fünfzehn Jahren, in dieser Gesellschaft aber macht er sich, wie ein Revolutionär. Erwin Günthers Marinen, der an Talent Becker überlegen ist, an Können diesen bisweilen nicht erreicht, verdienen diesmal Anerkennung. Auch Eßfeld verdient Erwähnung; seine Marine zeigt eine frische Eigenart und starke Begabung, doch muß er noch ganz anders nach der Natur arbeiten, will er diese Begabung zur Blüte bringen. Studien fehlen ihm, Studien! Albert Baur jr. versucht sich in diesem Jahre an einem Strandbilde: Pferde, die einen Kutter auf die Düne schleppen. Die Arbeit ist nicht schlecht, aber man kann von ihrem Schöpfer noch mehr verlangen.

Durch irgend einen merkwürdigen Zufall hat sich W. Fritzel in die Kunsthalle verirrt. Er bringt zwei Bilder, eine große, sonnendurchschienene Sommerlandschaft mit Kühen, und eine kleinere Arbeit, einen Wiesenteich. Fritzel hat die Versprechungen vollauf gehalten, die er vor Jahren gemacht hat, er hat die Roheiten in der Pinselführung und Auffassung abgeschliffen und steht nun vor uns als ein vollausgereifter Künstler. Haben wir früher ein kräftiges Wollen bewundert, so zwingt er uns jetzt, vor seinem Können den Hut abzunehmen.

— — Der Grund, weshalb vor Jahren die „Freie Vereinigung" sich von der „Düsseldorfer Künstlerschaft" lostrennte, lag in den Streitigkeiten wegen der Jury. Mit Recht bäumten sich damals die Jüngeren auf gegen die laxe Auffassung der Hängekommission, die in diesem Jahre den Gipfelpunkt der Geschmacklosigkeit erklettert hat. Die Jüngeren traten aus, sie gründeten die „Freie Vereinigung", wählten eine Jury, die künstlerisch zu urteilen verstand, und stellten bei Schulte aus. Was aber ist heute schon, nach wenigen Jahren, aus der Bewegung geworden? Der alte Schlendrian Düsseldorfs hat auch hier wieder die frische Luft abgesperrt und von dem scharfen Luftzug, der erst geweht hatte, ist nichts mehr zu spüren. Die Jury läßt schon wieder die traurigsten Arbeiten zu, wie die Sachen von Pfannekuchen, Lachemeyer, Keßler, Kurrch u. s. w., und bald genug wird es in der „Freien Vereinigung" gerade so öde aussehen, wie in der Kunsthalle. Freilich, man kann nicht mehr so streng sein, man muß doch die Säle in etwa füllen, und so manche, manche Namen sind diesmal ausgeblieben. Wo sind die großen Figurenbilder von 1895, wo sind alle die Keller, v. Beckerath, A. Kampf, Wunderwald, Frenz, Heller, Newen-Dumont, Spatz, G. Jansen u. s. w. u. s. w.? Wir suchen diese Namen und noch viele andere vergeblich. — —

Max Stern, neben Gregor v. Bochmann der einzige Düsseldorfer, der in München mit der Sezession ausstellte, bringt ein Straßenbild aus dem Judenviertel in Amsterdam. Jeder, der nur wenige Tage einmal in dem nordischen Venedig geweilt hat, kennt dieses Bild, diese seltsame Szene, wo die schmutzigen, talgstrotzenden Parias

Digitized by Google

auf einem Tische auf der Straße ihre Gurken und Zwiebeln kochen und verschlingen, heute wie gestern und wie vor manchen hundert Jahren. Stern schien in den letzten Jahren zu stagnieren, seine jetzige Leistung zeigt, daß sich die irrten, die meinten, er habe sich schon ganz ausgegeben. In seiner Arbeit pulsiert mehr Leben, als in einer seiner früheren, sie zeigt ein viel tieferes Eindringen des Malers in seine künstlerische Aufgabe. Es war früher, als ob ihm der Stoff unter den Händen zu viel würde, als ob während der Arbeit, je näher das Bild seiner Vollendung entgegenging, es mehr und mehr ihm über den Kopf wüchse. Es war, als ob es dabei dem Künstler bewußt würde, daß sein Können zu schwach sei, um das, was ihm im Geiste vorschwebte, auf die Leinwand zu bringen, und als ob dieses unleidliche Bewußtsein seine Schaffenskraft noch mehr niederdrückte. Langsam, ganz allmählich scheint Stern dieses Mißtrauen an sich selbst zu überwinden: je mehr er es überwindet, um so besser werden seine Arbeiten werden. Die Szene aus dem Amsterdamer Judenviertel ist ein Beweis dafür. — Gregor v. Bochmann steht heute völlig auf der Höhe seines Schaffens, seine esthnischen Staffagenbilder gehören zu den besten, was dieser feine Künstler je gemalt hat. Auch Hugo Mühligs Arbeiten zeigen eine ungeschwächte Frische und werden von den vielen Freunden, die dieser Maler überall hat, gewiß mit freudiger Genugthuung begrüßt werden.

Porträts sind natürlich in großer Zahl vorhanden. Den breitesten Raum nimmt Walter Petersen ein, eine für den Kritiker sehr interessante Erscheinung. Er erinnert mich immer an „Fritz von Schirp", der „alles macht". Petersen macht auch „alles", gute Arbeiten und konventionelle, wie der Besteller es haben will. Man sollte es nicht für möglich halten, daß das treffliche Porträt Oswald Achenbachs (für die Düsseldorfer Galerie bestimmt) und die entzückende Farbenstudie eines jungen Mädchens in Orange denselben Maler zum Schöpfer haben, wie das Porträt in Langformat, Mutter und Tochter, ein Bild, von dem die naiven Besteller ganz gewiß begeistert sind, so „schön" ist es, und das ganz genau so gemalt ist, wie es diese Besteller haben wollten, langweilig, konventionell und schlecht. Petersen kennt seine Leute! Es ist erstaunlich, zu sehen, mit welcher Zähigkeit das künstlerische Gewissen dieses Malers, nachdem man es dutzendmal totgeschlagen meint, immer wieder zum Leben erwacht, und eine neue, prächtige Probe seines Daseins ablegt. Wahrlich, Walter Petersen ist ein künstlerisches Chamäleon!

Heichert hat in diesem Jahre ebenfalls auf Figurenbilder verzichtet und bringt nur Porträts, alle mit derselben ungesunden, aufgequollenen Farbe und mit derselben sentimentalen Auffassung, die sonst seine Bilder kennzeichnete. Eigentümlich, daß alle Arbeiten dieses gewiß begabten Malers so krankhaft aussehen. Schneider-Didam bringt ein Porträt des Grafen Mörner. Dieser Maler wurde vor sechs Jahren von Prof. Levin entdeckt und mit großem Geschrei auf den Schild erhoben, er imponierte in der That durch eine jugendlich kräftige, vielleicht brutale Auffassung. Sein junger Ruhm stieg ihm mächtig in den Kopf, er malte Porträt auf Porträt: eins immer schlechter, als das andere. Endlich scheint er gemerkt zu haben, auf welch abschüssiger Bahn er sich befinde, eingesehen zu haben, daß es aller seiner Kraft bedürfe, um den Berg wieder hinaufzuklimmen. Und in dieser Einsicht malte er den Grafen Mörner. Er hat damit den Beweis geliefert, daß er aus dem Sumpfe wieder heraus ist, aber er hat noch sehr viel Terrain wiederzugewinnen. Über R. Bönninger haben wir schon oben gesprochen. In der „Freien Vereinigung" stellt er eine Reihe von Porträts aus, die alle nach Pariser Mustern gemalt sind. Bönninger hat da vieles gelernt, vor allem die

Digitized by Google

Raumverteilung und die dekorative Wirkung. Auf dem Montmartre nennt man diese Art der Auffassung des Porträts als Bildes „Plakatmalerei", eine Bezeichnung, die ein Lob, beileibe nicht einen Tadel bedeutet. Bönninger zeigt ganz diese Manier mit all ihren Vorteilen und ihren Schattenseiten, die die Festlegung des Bildes auf eine bestimmte Anzahl Farben mit sich bringen muß. Seine Arbeiten sind tüchtig und talentvoll, aber morgen kommt eine andere Mode und übermorgen wird Bönninger in dieser anderen Mode arbeiten, wie er heute in der von gestern malt. Bazins Porträts sind sehr minderwertig, Neuenborns Kinderbild eigentlich nur ein schlechter Scherz, ebenso wie sein Interieur. Sowie Neuenborn den Pinsel in die Hand nimmt, wird er abgeschmackt, er kann nun einmal mit der Farbe nicht fertig werden. Seine Zeichnungen dagegen, Schimpansen in allen möglichen verschiedenen Stellungen, sind von köstlichem Reize. Edmund Schwarzers Porträt einer alten Dame bekundet mehr Können als Wollen. Das ist das, was man eine gute, solide Arbeit nennt. Schwarzer aber sollte mehr leisten, er sollte sich sein Ziel höher stecken, namentlich in Auffassung und Lichtwirkung. Reusing hätte seine Porträts besser nicht ausgestellt. Wir haben in diesem Winter fast zwei Dutzend Porträts dieses Malers gesehen, das erste war recht gut, aber ist es möglich, daß das fünfundzwanzigste bei solcher Rekordmalerei auch gut ist? Auch Keßler bringt ein paar Porträts und was für welche!

Heinrich Nordenbergs bescheidene Interieurs, Carl Sohns jämmerliches Stillleben, Appels Ateliertiger, Kurreks nachempfundene Arbeiten, Pfannekuchens ordinäres Stillleben und seine dilettantische Plastik tragen gerade nicht dazu bei, das Niveau der Ausstellung zu heben, ebensowenig wie die recht mittelmäßigen Landschaften des Degode, Barthel, Wanzleben, Bezin und anderer. Am schlimmsten sind die Arbeiten von Lins, der, seit Bergmann in Düsseldorf ist, diesen in allem, in Stimmung, Ton, Auffassung, ja sogar im Motiv, nachzuahmen versucht. Bergmann kann sich trösten: solche Konkurrenz kann ihm wenig schaden. Viel besser als alle diese Landschaften, die die „Freie Vereinigung" ruhig zur Thüre hinausweisen und zur Kunsthalle schicken sollte, sind Bahner, Lasch und Westendorp, die recht beachtenswerte Arbeiten bringen. Auch Klein v. Diepolds kleine Arbeit verdient ihrer Stimmung wegen hervorgehoben zu werden. Heimes, Becher und Nikutowsky haben wir schon mit der „Vereinigung 1899", Jernberg, Liesegang, Herrmanns, E. Kampf mit dem „St. Lucas" besprochen. Jernberg ist übrigens diesmal viel besser vertreten; Herrmanns Arbeiten sind ganz vorzüglich, man möchte sagen, er wird besser mit jedem Bilde. Philippis intime Aquarelle haben die seltene Eigenschaft, daß sie jedem gefallen, dem feinsten Kunstkenner, wie dem breitesten Publikum. Es liegt eine Liebe und Wärme und daher doch ein feiner, künstlerischer Spott in diesen kleinen figürlichen und landschaftlichen Blättern aus dem Philisterleben, dem man sich nicht zu entziehen vermag. Auch Ottos stilisierte Landschaften (Lithographieen) üben einen intimen, seltsamen Reiz aus. In beiden Künstlern steckt noch viel unverbrauchte Kraft, noch viel mehr aber in dem kräftigen, farbenfrohen Dirks. Auf ihn kann Düsseldorf stolz sein, wie kaum auf einen zweiten, er scheint berufen, für den abwelkenden Kranz der Kunststadt neue Lorbeerreiser zu pflücken. Dirks' prächtige, durchaus vollständige Eigenart, seine überschüssige Kraft, die uns ein selbstbewußtes: „Hier bin ich" entgegenschleudert, verfehlt ihre wuchtige Wirkung auf den Beschauer nicht; wir lassen uns von dem Künstler fortreißen und atmen in vollen Zügen die schwere, scharfe Luft seiner Dünenbilder.

Im Gegensatz zur Ausstellung der „Düsseldorfer Künstlerschaft", die an manchen

Digitized by Google

Stellen einem Kaffeeklatsch verzweifelt ähnlich sieht, treffen wir in der „Freien Vereinigung“ nur auf eine Dame: Marie Stein, eine Schülerin Walter Petersens, die uns ein halbes Dutzend Radierungen weiblicher Köpfe bringt. Die entschieden begabte Malerin arbeitet nach bekannten Mustern: Lenbach in der vierten Hand. Dazu kennt sie Klinger und Stauffer-Bern, Walter Petersen natürlich, und noch manche andere. So ist denn hier und dort etwas haften geblieben. Bezeichnend sind die geistreichen Sprüchlein, die sie den Zeichnungen beigiebt, bei einem modernen Weib: „Car tel est mon bon plaisir!“, bei einer alten Dame: „Aetatis suae LXXX“, bei einer bildhübschen Sängerin die Noten des Liedes: „O Sonnenschein, o Sonnenschein, wie scheinst du mir ins Herz hinein“ u. s. w. Das ist natürlich „so sinnig“ und macht bei dem Publikum mächtig Furore. — Prof. Rocher wünscht für den Glaspalast, den Düsseldorf sich künftig leisten will, nicht eine Menge Kunstwerke, sondern nur solche, „die Qualität haben“. Ich wollte, er ginge einmal mit mir durch die diesjährigen Frühjahrsausstellungen und würde die Bilder mir bezeichnen, die Qualität haben. Wir würden einen kleinen Saal knapp halb voll bekommen. — — Dr. Hanns Heinz Ewers.

Kritik.

Lyrische Vortragsabende.

Die ‚Köln. Ztg.‘ (!) schreibt: Im Laufe dieses Winters fanden im Kunstsalon von Keller und Reiner zu Berlin sechs lyrische Vortragsabende statt, die in mancher Hinsicht so über den gebräuchlichen Rahmen derartiger Veranstaltungen hinausgingen, daß sie eine allgemeine Beachtung verdienen. Bislang gestaltete sich der Verlauf eines lyrischen Vortragsabends gewöhnlich so, daß in einem mehr oder minder großen Saal, viele Menschen eingepfercht in enge Sitzreihen, rezitatorischen Kunstreiterstückchen lauschen. Die Lyrik tritt dabei vollständig hinter der Rezitation zurück. Sie ist nur insofern wichtig, als sie den effektvollen Rohstoff liefert, der von ihr in beifallfördernder Weise zurechtgemacht wird. Das ist im Grunde bedauerlich; denn die Lyrik verlangt nach dem gesprochenen Wort ebenso sehr wie das Drama nach der Darstellung. Zwar vermögen geübte Leser beides aus dem Buch zu genießen. Aber wie beim Drama die Handlung, so ist bei der Lyrik das Wesentliche nicht der bloße Gedankengang, der sogenannte geistige Gehalt, sondern die Stimmung, die Gedanke und Gefühl in Klang und Rhythmus zu einem Gedicht verbindet. Um diese Stimmung, d. h. also das Eigentliche des Gedichtes nachzuerleben, sind Klang und Rhythmus so nötig wie der geistige Gehalt. Vielleicht faßt man deshalb heutzutage die Lyrik viel zu einseitig gedanklich auf, weil man sie meist nur aus dem Buch und nicht aus dem gesprochenen Wort genießt. Natürlich kann sie nicht von jedem gesprochen werden. Es gehört eine große Kunst des Ausdrucks

Digitized by Google

dazu. Aber diese Kunst darf sich nicht vordrängen. Sie muß Mittel zu dem einen Zweck sein: die Lyrik als reine Lyrik wirken zu lassen. Das wurde in den lyrischen Vortragsabenden bei Keller und Reiner versucht. Und es gelang in vielen Beziehungen so vollkommen, daß diese sechs Abende insgesamt — von mancherlei Einzelheiten abgesehen — mustergültig sein können. Das im einzelnen darzulegen und dadurch vielleicht zur Nachahmung anzuregen, soll der Zweck der folgenden Ausführungen sein. Mustergültig war zunächst, wie der Ort einer lyrischen Vorlesung angepaßt war. Der Ausgangspunkt aller lyrischen Wirkung ist, wie gesagt, die Stimmung. Die wird durch die gewöhnliche Masseneinzwängung in enge Stuhlreihen, wo man vor und hinter sich fremde Menschen spürt, von vornherein gestört. Wenn zudem der Raum so groß ist, daß der Vortragende seine Stimme über die gewöhnliche Stärke anstrengen und deklamieren muß, statt zu sprechen, um nur seine Worte als solche verständlich zu machen, so kommt dadurch in den Gefühlsausdruck ein übertriebener Ton, der seiner ursprünglichen Einfachheit widerspricht. Das wird sofort klar, wenn man sich etwa Goethes Nachtlied: „Über allen Gipfeln ist Ruh" mit zu lauter Stimme gesprochen denkt. Es sind immer nur Gedichte mehr dramatischer oder epischer Art, die das vertragen. Wem jemals der Vortrag reiner Lyrik in die Seele ging, der wird sich erinnern, daß es gelegentlich einer intimen Vorlesung im kleinsten Kreise war. Einer solchen intimen Veranstaltung muß eine lyrische Vorlesung möglichst entsprechen, um der Lyrik als solcher nicht Gewalt anzuthun. Das war bei Keller und Reiner in allen Äußerlichkeiten sorglich beachtet worden, wie dort ja auch schon für den intimen Genuß von Werken bildender Kunst in wohnlich ausgestatteten Ausstellungsräumen Nachahmungswertes geboten ist. Dem Kunstsalon war das Gepräge eines vornehmen Wohnraumes gegeben, in dem man zwanglos in Gruppen oder einzeln saß, jenachdem man sich kannte. Dadurch war der Vorlesung von vornherein der Charakter einer öffentlichen Vorführung genommen, und alles Äußerliche auf einen häuslich intimen Ton gestimmt. Natürlich hatte man auf ein Massenpublikum von vornherein verzichtet und nur auf einen erlesenen Kreis von Kunstfreunden gerechnet. Zu diesem Zweck war der Eintrittspreis auf 30 M. festgesetzt und dadurch allerdings des Guten etwas zu viel gefordert worden; denn bekanntlich sind nicht alle Kunstfreunde so wohlhabend, wie es Künstler möchten. Trotzdem fanden sich etwa 80 bis 90 Leute — auf höchstens Hundert war der Raum berechnet — zusammen, die mehr oder weniger den redlichen Willen hatten, einmal ohne rezitatorische Kunststückchen auf lyrische Dichtungen einzugehen. Daß es sich um eine aus „rein künstlerischen Grundsätzen" gegebene Vorlesung handelte, war von vornherein in dem Prospekt verheißen worden. Wie die äußere Anordnung, suchten Art und Inhalt der Vorlesungen dem einen Zweck zu entsprechen, die dargebotene Lyrik als Stimmung wirken zu lassen. Vorleser war der teils heftig angefochtene, teils bewunderte Dichter Richard Dehmel. Seine Art vorzulesen entsprach so wenig der gewohnten Deklamation, daß ein guter Teil des Publikums zunächst verblüfft war. Er sprach einfach aus der Stimmung der einzelnen Dichtungen die dazu gehörigen Worte, ohne auf irgend eine rezitatorische Wirkung hinzuarbeiten. So blieb die Lyrik das, was sie ist: der einfache Ausdruck eines starken Gefühls. Daß ihm dabei nicht alles gelang, daß er Liliencron zu schwer nahm, bei Holz einigemal pathetisch wurde und bei Schlaf und Przybyszewski in einen ekstatischen Ton verfiel, während er bei Stefan George pretiös wurde, muß aus der Aufgabe: zwölf verschiedene Dichter nacheinander in ihrem persönlichen

Digitized by Google

Stimmungsgehalt zu geben, entschuldigt werden, soweit es nicht in den einzelnen Dichtern lag. Jedenfalls war seine Art, Dichtungen zu sprechen, schon als Versuch der höchsten Beachtung wert. Weil es ihm gelang, das Publikum in die betreffende Stimmung hineinzuzwingen, darf im ganzen die Art seines Vortrages vorbildlich genannt werden. Man hatte sehr oft die Vorstellung, daß nicht der Vorleser, sondern der betreffende Dichter da stand und das Gedicht sagte, wie es ihm gekommen war. Man glaubte die Worte nicht als schönes Gedicht, sondern als augenblicklichen Gefühlsausdruck. Für diejenigen, die Dehmel als Vorleser kannten, war das um so überraschender, als er früher eine nervös aufgeregte Art zu lesen hatte, die unangenehm und auf die Dauer peinigend wirkte. Wenn dieser Vollendung des Vorlesers die Entwicklung des Dichters Dehmel entspricht, dürfte sein nächstes Buch ihm vielleicht nicht mehr die begeisterte Anerkennung gewisser Freunde, aber die ehrliche Zustimmung weiterer Kreise eintragen, die ihm bisher trotz gelegentlicher Anerkennung im ganzen kopfschüttelnd gegenüberstanden. Dehmel hatte auch die Auswahl und Zusammenstellung der einzelnen Dichter und Dichtungen besorgt. Anscheinend nach dem Prinzip, nicht nur ausgesprochene Könner, sondern auch versprechende Woller vorzuführen; weil es sich bei der ganzen Veranstaltung nicht in erster Linie um ästhetischen Genuß, sondern um einen mehr pädagogischen Zweck handelte: um die Vorführung der modernen lyrischen Bestrebungen aller Art in ihren bezeichnendsten Vertretern. Trotzdem berührte die Auswahl befremdlich. Das naive Gefühl lehnte sich dagegen auf, eine ganze Stunde die Schöngeistereien eines Stephan George anhören zu müssen, während z. B. Falke, der doch gewiß soviel kann, wie die meisten der Vorgelesenen, und auch Bierbaum gar nicht zu Worte kamen. Das Gesamtprogramm giebt am besten eine Vorstellung, wie wenig die Auswahl der Meinung breiterer Kreise von den Vertretern moderner Lyrik entsprach. Nietzsche, Liliencron, Holz, George, Schlaf, Przybyszewski, Scheerbart, Altenberg, Hofmannsthal, Dauthendey, Mombert, Dehmel: das sind die zwölf Namen, deren Auswahl man trotzdem anerkennen muß, weil sie weder durch Vortragszwecke, noch etwa durch Freundschaftsrücksichten bestimmt und insgesamt ein wirkliches Programm war. Es ergab sich eine gute Anschauung daraus, wie es in der jüngsten Dichtergeneration nicht mehr heißt, durch möglichst moderne Stoffe und Tendenzen zu verblüffen, sondern für das Eigentliche unserer Zeit, das jeder einzelne an und in sich selbst anders erlebt, auch aus sich selbst einen möglichst treffenden und überzeugenden Ausdruck zu finden. Je nachdem die einzelnen Dichterherren sich ernst nahmen, bekam man viel Geziertheit und schlechtgespielte Pose, anscheinend leidenschaftliche Pathetik, die haarscharf am Rande der Lächerlichkeit einherschwankte und manchmal auch hineingeriet, schmerzhafte Absonderlichkeit und weisheitsgläubige Dummheit zu hören: aber im ganzen spürte man doch die ehrliche Mühe, die Wirkungsmittel zu vertiefen und aus der nur persönlichen Stilfaxerei heraus zu kommen. Und einigemal gab es auch wirkliche Offenbarungen einer Kunst, die nicht nur Großes will, sondern auch kann. So am ersten Abend, als der anscheinend so an der Oberflächlichkeit aller Dinge haftende Liliencron dem tiefsinnigen Nietzsche standhalten mußte. Es schien ein gefährliches Experiment für den Poggfred-Dichter, ihn so neben Nietzsche zu setzen. Daß es wider Erwarten für den Zarathustra-Denker gefährlich wurde, ist um so sprechender für die große Lebenskraft der Lilienconschen Dichtung. Man war zunächst von der rhetorischen Kraft Nietzsches hingerissen, von dem lyrischen Schwung seiner Sprache, der trotzdem zur Lyrik nicht aus-

Digitized by Google

reicht. Aber ein paar einfache Liliencronsche Lebendigkeiten schlugen die ganze rhetorische Herrlichkeit tot. Man spürte, wie unklug es von dem großen Denker war, den Wert des einfachen Gefühlsausdrucks zu unterschätzen und dessen Form zu gedanklichen Zwecken zu mißbrauchen. Man nennt Nietzsche oft einen Dichter. Namentlich die Philosophen thun das gern, um den Unbequemen loszuwerden. Es wäre an der Zeit, wenn auch die Dichtung ihm seine Kanzel auf die Straße setzte; denn dahin gehört er als das, was er so groß ist wie nur wenige der Menschheit: als Prediger; ebenso wie es endlich an der Zeit wäre, einem Dichter wie Liliencron nicht länger mehr seinen eigentlichen Vorzug als Mangel vorzuwerfen: sein selbstsicheres Gefühl, das seine gelebten und geträumten Herrlichkeiten mit allem Kleinkram und gelegentlichen Seichtigkeiten einfach hinstellt, ohne sie nach irgend einem Kunstverstand viel zu beschneiden. Nur auf diese Weise konnte er aus seiner Zeit heraus zu der unnachahmlichen Frische des Ausdrucks kommen, die so vielen jetzt Anerkannten erst den Mut zu sich selber gab. Wie sehr alle Kunstwirkung unserm hochweisen Verstand zum Trotz im Gefühl geschieht, bewies auch die Vorlesung aus den seltsamen Gottträumen Alfred Momberts. Es waren nicht viele, die etwas davon verstanden hatten, trotzdem lag nach dem Vortrag eine Ergriffenheit auf der Versammlung, die erst nach etlichen Minuten Worte aufkommen ließ. Dann suchte man allerdings kräftiglich zu beweisen, wie man sich eigentlich unnütz erregt hatte, weil alles nur Wahnsinn gewesen wäre. Nur einmal ließ sich das Publikum zu einer Beifallsäußerung hinreißen. Das war am letzten Abend, als Dehmel eigene Dichtungen las. Selbst wenn man in Anschlag bringt, daß er sich selbst natürlich am entsprechendsten vortrug und schon darum stark wirken mußte, daß er sich trotzdem sorgfältig ausgewählt hatte, muß doch das eigentlich Wirkende der Kraft seiner Gedichte zugeschrieben werden. An dem Abend hätte ihm das naivste Gemüt seine mystisch verworrenen Poesieen und seine anspruchsvollen Überschwenglichkeiten verziehen. Ihm scheint trotz alledem oder vielleicht deshalb noch eine reiche Entwicklung bevorzustehen. Daß jeder Abend durch einen Vortrag über die betreffenden Dichter eingeleitet wurde, hat sich nicht als nachahmungswert erwiesen. Man nahm die Vorträge auf wie etwa überflüssige Vorreden zu einem interessanten Buch. Das war für den Vortragenden Möller-Bruck bedauerlich. Er fand für seine zum Teil ganz ausgezeichneten Gedanken nicht das Entgegenkommen, auf das er rechnen konnte. Außerdem mußte er, weil mehrere Dichter am Abend zusammengekoppelt waren, jedesmal beweisen, warum die betreffenden eigentlich doch zusammengehörten. Dadurch wurden einige Dichter theoretisch anders angekündigt, als sie im zweiten Teil praktisch wirkten. Den letzten Abend leitete Dehmel selbst durch eine Ausführung ein. Er legte dar, wie alle Überschätzung der Persönlichkeit im Künstler eine Unterschätzung der Kunst ist. Nicht die möglichst auf die Spitze getriebene Ausbildung des persönlichen Stils giebt den Kunstwert, sondern das Allgemeine, was trotz der Persönlichkeit wirkt. Was die Abende insgesamt so angenehm und darum nachahmungswert machte, ist nicht zum letzten die freimütige Art, mit der alles, Vortrag wie Vorlesung, dem Publikum zur eigenen Beurteilung dargeboten wurde. Die Vortragenden wollten nicht für sich Beifallsäußerungen holen, sie wollten aber auch nichts aufreden. Und wenn man mit keinem der vorgeführten Gedanken und mit keinem der vorgelesenen Gedichte einverstanden gewesen wäre, man hätte doch einen Teil Weihe mit nach Hause genommen. Das machte, weil alle Teile sich achteten, Gebende wie Nehmende, Verstandesmenschen wie Gefühlsmenschen

Digitized by Google

Und das ist vielleicht das Nachahmungswerteste.

Dramen.

Franz Adamus: Familie Wawroch. Paris, Leipzig, München, A. Langen. 177 S.

Ein österreichisches Drama in vier Akten, lautet die nähere Bezeichnung auf dem Titelblatt, das zugleich einen ganzen Dramencyklus „Jahrhundertwende" vom gleichen Dichter ankündigt. Zu diesem ersten Stück hat Ernst v. Wolzogen ein sieben Seiten langes, sehr eingehendes, laut rühmendes Vorwort geschrieben. Er stellt uns Franz Adamus mit großem Nachdruck auch gleich wieder als „Überwinder" vor. Und zwar habe Adamus „die lächerliche Pedanterie der Holz und Schlaf und des Hauptmann aus dem Ende der achtziger Jahre in seinem Erstlingswerk schon überwunden". Wir kommen also aus der Überwinderei nicht mehr heraus. Seit Hermann Bahr die „Überwindung des Naturalismus" entdeckt hat, blüht zwar der Naturalismus in all seinen Haupt- und Abarten, Spielarten und Ausartungen heftiger als je, aber im Grunde soll das nur eine gegenseitige Überwinderei vorstellen. Die neue deutsche Litteratur ist also eine Ringschule, wo eine Größe die andere Größe oder ein Knirps den andern Knirps, wie man will, niederzwingt. Mir auch recht. Wir leben im Zeitalter des Athletentums und des Sports, der gepanzerten und ungepanzerten Faust. Also überwinden wir uns gegenseitig, bis nichts mehr übrig ist. Warum nicht?

Der große Enthusiasmus, mit dem diese „Familie Wawroch" unsern Ernst v. Wolzogen erfüllt, will sich bei mir nicht einstellen. Ich kann z. B. absolut nicht finden, daß sich die „Familie Wawroch" zu der „Familie Selicke" verhalte wie ein reifer Mann zu einem unreifen Jüngling, und daß Adamus dem Theater gebe, was dem Theater gebührt. Ich halte die „Familie Selicke" immer noch für ein besser gemachtes, spielbareres und erträglicheres Theaterstück als diese „Familie Wawroch", dessen vierter Akt mir durchaus verunglückt erscheint. Aber was liegt schließlich am vierten Akt, wenn man über die ersten drei Akte künstlerisch und theatralisch nicht hinwegkommt? Um nur eine darstellerische Ungeheuerlichkeit zu nennen: Adamus bringt wohlgezählte sechs Dialekte auf die Bühne. Das mag österreichisch echt, hyperecht sein — wer spielt und erträgt aber diese babylonische Sprachverwirrung? Und wie die Idiome durcheinander quirlen, so quirlen die dramatischen Motive und Motivchen, die Charaktere und Charakterbruchstücke durcheinander. Das häuft sich, das kreuzt sich, das fließt auseinander, so daß nirgends ein festes Lebensbild im einzelnen zum Stehen kommt. Nicht ein einziges Leitmotiv von den vielen angeschlagenen wird konsequent festgehalten und mit dramatischer Klarheit und Energie verarbeitet. Es wirkt geradezu komisch, wenn man sich vorstellt, mit dieser verquirlten Technik, mit dieser kaleidoskopischen Unruhe habe Adamus die große Handlung der Arbeiterbewegung symbolisch und effektiv zu fixieren versucht. Nein, das ist nicht das sozialistische Lebensbild, dieser Wirrwar ohne geschlossene Komposition, ohne künstlerische Typisierung eines Einzelfalles, ohne dramatische Organisierung der hundert Einzelbildchen zu einem überschaubaren, plastischen Gesamtbilde. Gewiß hat der Verfasser eine hervorragende Beobachtungsgabe, aber es fehlt ihm die plastische Kraft, die dramatische Logik. Und für wen will er unser menschliches Interesse ansprechen? Für diesen unreifen Jämmerling Robert Wawroch mit seiner hirntollen Moralfexerei? Oder für wen sonst in dem Gewimmel armseliger Tröpfe? Oder wie will er unser künstlerisches Interesse fesseln für eine Tragödie, die nicht Hand noch Fuß hat? Nicht eine einzige

Digitized by Google

Figur ist dramatisch folgerichtig durchgearbeitet und so in den Vorgang gestellt, daß ich ihr von Anfang bis zu Ende meine Teilnahme schenken muß. Mancherlei heroische Anläufe werden versucht, aber nirgends ein wirklich großes Menschenschicksal gestaltet, das mich in seinen Bann zwingt.

Und nun möge Ernst v. Wolzogen mich für einen Narren oder Idioten erklären, ich bleibe dabei: aus einer so zuchtlosen Arbeit wie dieser von ihm so hochgerühmten „Familie Wawroch" wird nie das große, soziale Drama der Zukunft welterschütternd auf die Bühne steigen. Aber wer unsern heutigen Theater-Naturalismus einmal billig ad absurdum führen will, der wird in dieser dramatischen Kuriosität schätzbares Material finden.

M. G. Conrad.

Litteraturgeschichte.

Arthur Moeller-Bruck: Die moderne Litteratur in Gruppen- und Einzeldarstellungen. Bd. II: „Neutöner!" Berlin, Schuster & Loeffler. M. —,50.

Der Band umfaßt ganze 36 Seiten. Ein kurze Neutönerei. Zieht man alles Klug- und Schönrednerische, alles dekorative Phrasenwerk ab, bleibt sehr wenig Sachliches und fast gar nichts Neues übrig. Bei einer so geringfügigen Darbietung zu fragen, wie viel daran objektiv richtig und für die Aufhellung moderner Litteraturprobleme von Belang sei, wäre beinahe unbescheiden. Was der Verfasser in seiner feuilletonistisch flüchtigen Weise über die „Neutöner" (das Wort ist von Liliencron zuerst in Umlauf gesetzt) im allgemeinen und über Hermann Conradi im besonderen beibringt, erschöpft das Thema nach keiner Seite. Der Leser, der die Zeit nicht miterlebt hat, bekommt auch nicht entfernt ein Bild von den Geistesschätzen, die damals von Conradi und seinen Kameraden in revolutionärer Unzurechnungsfähigkeit vergeudet wurden, noch von der größenwahnsinnigen Künstler-Wollust und Menschen-Zuchtlosigkeit, daran diese hochbegabten Köpfe zugrunde gingen. Die Analyse der Hermann Conradi'schen Werke ist unzulänglich. Von dem Einfluß seiner „Neutönerei" auf die Stiltechnik der Späteren, besonders auf Hermann Bahr und den Bierbaum der ersten Periode, ist überhaupt nicht die Rede. Schreibt man so Entwicklungsgeschichte?

M. G. Conrad.

Adolf Bartels, „Die deutsche Dichtung der Gegenwart. Die Alten und die Jungen." Zweite Auflage. Leipzig, Eduard Avenarius, 1899.

Adolf Bartels unternimmt es hier, die Entwicklung der deutschen Dichtung seit 1850 teils in allgemeiner Darstellung, teils in einzelnen Dichterbildern uns vorzuführen. Eine ebenso schwierige wie verdienstvolle Aufgabe, für die der bekannte Litterarhistoriker nicht übel ausgerüstet erscheint. Er verfügt nicht nur über eine ungewöhnliche Kenntnis der zeitgenössischen Litteratur, sondern er verbindet auch eine starke Anschauungskraft mit historisch-philologischer und ästhetischer Schulung. Er versteht es, das Chaos des Stoffes in übersichtlichen Gruppen zu ordnen. Seine Darstellung ist geschickt und leicht faßlich, wenn auch nicht eigenartig und glänzend. Und vor allem: es fehlt ihm auch nicht der Mut der Wahrheit und der Wille dazu. Kurz, es bietet sich uns ein Führer an, dem man auf den ersten Blick zu vertrauen geneigt ist.

Aber doch nicht ein Führer von allseitiger Fähigkeit und Zuverlässigkeit. Was ich zunächst vermisse, ist die philosophische Vertiefung. Über Schopenhauer, dessen Pessimismus unsere Litteratur so stark beeinflußt hat, geht das Buch mit Stillschweigen hinweg; der Dichterphilosoph Nietzsche aber wird mit

Digitized by Google

etwa 10 Zeilen abgethan. Und doch ist diese phänomenale Erscheinung, wie man sich auch zu ihr stellen mag, für die Lebens- und Weltanschauung, für den selbstherrlichen Individualismus eines großen Teils der schriftstellernden Jugend ein Prophet und Messias geworden. Mit dem wohlfeilen und molluskenhaften Begriff „Dekadenz" treibt Bartels einen wahren Teufelsunfug, und angesichts der allgemeinen Früh-, Hoch- und Spätdekadenz wird gewiß mancher unglückselige Jünger Apolls händeringend fragen: „Herr, wer kann denn selig werden?" (Ev. Lucä 18, 26.) Auch das Einschachteln der Musensöhne in Genies ersten und zweiten Ranges, in große, kleine und hübsche Talente und dergl. macht einem Registrator größere Ehre als einem Kunstrichter, und ich will nur hoffen, daß etliche von den Kleinen recht bald eine höhere Rangstufe erklimmen. Wie aber steht es mit des Kritikers Wahrheitsdrang? Er liebt eine „kräftig subjektive Meinungsäußerung", wie er selbst sagt, und das ehrt den Forscher. Indessen „c'est le ton, qui fait la musique", und die Rolle eines infalliblen Litteraturpapstes kleidet nicht jeden so schön, wie sie seinerzeit dem blutjungen, aber großen Lessing wohl anstand.

Und doch, wie peinlich auch oft solche Schroffheit berührt, jedenfalls wird man zugeben müssen, daß Bartels in der Mehrzahl der Fälle den Nagel auf den Kopf trifft. Das gilt wenigstens für die Wertung der meisten Alten und Älteren. Das Urteil über ihre litterarische Persönlichkeit steht ja in der Regel endgiltig fest, und hier haben ihn genug Litterarhistoriker vorgearbeitet. Desgleichen enthält der Teil des Buches, der die Jungen behandelt, viel Gutes und Tüchtiges. So verdient vor allem Bartels' Forderung, daß die Litteratur nationalen Gehalt habe, daß sie Kraft und Gesundheit atme, warme Beherzigung. Und in seiner Abschätzung gewisser „Größen" auf dem Parnaß hat er oft eine scharfspürende Fühlung mit urteilsfähigen — Nichtberliner-Kreisen. Das trifft z. B. bei G. Hauptmann zu. Mag auch Bartels Studie über diesen mehr an Erfolg als an Verdienst reichen Lebensschilderer, die von ihm zu einer ausführlichen Broschüre verarbeitet worden ist (1897), in der Kunst der Darstellung ganz erheblich hinter Schlenthers bekanntem Buche zurückbleiben, mag sie auch den philologischen Standpunkt gar zu einseitig hervorkehren, durch eins zeichnet sie sich jedenfalls vor dem so verzückt gepriesenen Werke des ungemein zärtlichen Managers aus: durch die Unbefangenheit, Gerechtigkeit und Treffsicherheit des Urteils. Aber anderseits wimmelt der zweite Teil von absonderlichen, einseitigen und ungerechten Verdikten. Wenn Bartels z. B. Paul Scheerbart mit drei Worten als den „blödsinnigsten aller Symbolisten" brandmarkt, wem thut da der Richter nicht mehr leid als der arme Sünder in der Rolle des philosophischen Narren? Für die großgeistige Dichterkraft des Prinzen Emil von Schönaich-Carolath, der zu einem aristokratischen Bohémien, einem zigeunerhaften Romantiker herabgewürdigt wird, hat der Verfasser ebensoviel Verständnis wie ein Bohémien für den Wert feinerer Lebenshaltung und Umgangsformen. Karl Busse und Ludwig Jacobowski werden „von Haus aus kleine, hübsche Talente" genannt. Aber sind sie nur das, nur so wenig? Ich verstehe allerdings nicht die Überschwänglichkeit Erich Schmidts, der — erst ein Vierzigjähriger — dem zwanzigjährigen Jüngling einst „Te morituri (!) salutant, Karl Busse", fanfarenhaft entgegenschmetterte. Aber ich habe doch von der Schlichtheit, Frische und Kraft dieses bewährten Poeten eine weit höhere Vorstellung als Bartels. Und wer nur einen oberflächlichen Blick in Jacobowskis reifere Schöpfungen thut, der wird die Ursprünglichkeit, Gestaltungsgabe und Gedankentiefe eines so zukunftssicheren

Digitized by Google

„Könners“ mit großem Maßstabe zu bemessen wissen. Auch dem höchst originellen und vielseitigen, wenn auch burschikosen Otto Julius Bierbaum, der seit den letzten Jahren in einer verheißungsvollen Mauserung begriffen ist, widerfährt nicht die gebührende Gerechtigkeit. Und Karl Bleibtreu verdiente zum mindesten doch die Anerkennung, daß er den genialen Zug ins Große hat. Doch genug davon!

Zum Widerspruch reizt auch das Eintreten Bartels für das Evangelium von der Heimatkunst. Es ist wahr: die Stamm- und Landschaftkunst bildet ein Gegengewicht gegen die Auswüchse der Großstadtkunst, sie eignet sich überdies zur Darstellung der deutschen Vergangenheit mit ihren — leider — überwiegend lokalen Interessen, ja, sie mag auch imstande sein durch Pflege deutscher Stammesarten der Seele Alldeutschlands neue Kraft zuzuführen. Aber sie kann doch nicht eine wahrhaft größere Kunst sein, wie der Verfasser selbst zugiebt, sie bleibt eine Kunst zweiten und dritten Grades und muß von vornherein auf allgemeine Teilnahme und Wirkung verzichten. Und ob sie jemals den Nährboden für eine große Kunst abgeben wird, ich bezweifle es. Ja, wenn nur auserwählte Geister sich in ihren Dienst stellten! Aber sind es zumeist nicht die dei minorum gentium, die mit ihrem kleinstädtischen, kleinstaatlichen und ländlichen Kleinkram parabieren? Und so droht die Gefahr, daß diese — poetische Kleinstaaterei den geistigen Horizont der Dichter und der Leser beschränke, daß uns das Ziel einer nationalen Kunst großen Stils aus den Augen schwinde. Wenn aber der Verfasser des geschichtlichen Lokalromans „Die Dithmarscher“ sich so sehr für die Heimatkunst erwärmt, warum läßt er denn in seiner Betrachtung nur so wenige Dialektdichter zu Worte kommen, warum verschweigt er Namen wie Fritz Lienhard und Heinrich Sohnrey, die doch bestrebt sind, die deutsche Dichtung im Volksgeiste zu läutern? Doch nun ein Ende mit den Ausstellungen im einzelnen! Alles in allem ein fleißiges, anregendes und zum größeren Teil ernst zu nehmendes Buch.

Dr. H. Friedrich.

Büchertisch.

Arnefeldt, F., Schuldig. Erzählung. Berlin, Alb. Goldschmidt. 8°. 204 S. M. 1,—.

Bohl, Joh., Staatsmoral u. Staatspädagogik. Zürich, E. Speidel. 8°. 18 S. M. —,30.

Borcherding, Gustav, Der Heidedichter August Freudenthal. Eine litt. Skizze. Bremen, Rühle & Schlenker. 8°. 16 S. M. —,50.

Bredt, F. W., Der Rappoltsteiner. Eine Erzähl. a. d. Vergangenheit d. Elsaß. Köln, Albert Ahn. 8°. 250 S.

Bruns, Max, Andachten. Drei Bücher. Buch I: Lenz. Ein Buch von Kraft und Schönheit. (Gedichte.) Mit einem Titelbild von Fidus. Berlin, Schuster & Loeffler. 8°. 180 S. M. 3,—.

Buchenberger, Dr. A., Grundzüge der deutschen Agrarpolitik. 2. Aufl. Berlin, Paul Parey. 8°. 299 S. Geb. M. 6,—.

Conrad, Michael Georg, Salve Regina. Lyrischer Cyklus. Berlin, Schuster & Loeffler. 8°. 158 S.

Eschwege, Ludwig, Privilegiertes Spekulantentum. Ein Beitrag zur Hypothekenbankfrage. Berlin, J. Harrwitz Nfl. 8°. 24 S. M. —,50.

Digitized by Google

Falke, Baroneſſe, Die Werdenden. Erzählung. Dresden, H. Minden. 8°. 227 S. M. 3,—.

Fechner, Guſtav Theodor, Nanna oder: Über das Seelenleben der Pflanzen. 2. Aufl. Mit einer Einleitung v. K. Laßwitz. Hamburg, Leop. Voß. 8°. 300 S. Geb. M. 6,—.

Gersdorff, A. v., Eine „ſonderbare" Perſon. Repräſentantin der Hausfrau. 2 Erzählungen. Berlin, Albert Goldſchmidt. 8°. 208 S. M. 1,—.

Gottwald, Alfred, Bismarcks Humor. Berlin, H. Pauli Nfl. (H. Jeroſch). 8°. 91 S. M. 1,—.

Gröger, Fanni, Hirten- und Weihnachtslieder aus dem öſterreich. Gebirge. Leipzig, H. W. Theodor Dinter. 8°. 102 S.

Hango, Hermann, Aſche! Neue Gedichte. Wien, A. Hartleben. 8°. 120 S. M. 2,— (fl. 1,10).

Hechler, K., Modernes Chriſtenthum. Leipzig-R., Robert Baum. 8°. 101 S. M. 1,50.

Helle, M., Übermenſchentum und Zuchtſtaat. Ein Anarchiſtenideal. Mainz, Mainzer Verlagsanſtalt A.-G. 8°. 63 S.

Helm, Karl, Der Landeserſchließung nähere Erläuterung. Stettin, L. Saunier. 8°. 23 S.

Hermann, Prof. G., „Geneſis". Das Geſetz der Zeugung. II. Bd.: Erotik und Hygiene. Beitrag zur Sexual-Praxis. Leipzig, Arwed Strauch. 8°. 120 S. M. 2,50.

Hildebrandt, Martin, Wider die Communiſten am geiſtigen Eigenthum. Berlin, J. Harrwitz Nfl. 8°. 48 S.

Hübel, Felix, Geſpenſtergeſchichten. I. Harrenrögen. II. Hans Seyboldts Hochzeit. Leipzig, H. Haeſſel. 8°. 95 u. 85 S.

Ihm, Max, Römiſche Culturbilder. Leipzig, C. H. Naumann. 8°. 168 S. M. 2,50.

Kitir, Joſef, Lyriſche Radierungen. Wien, Ed. Haſſenberger. 8°. 50 S.

Lein, Johannette, Gedichte. Mit einem Geleitwort v. Alfred Bock. Gießen, J. Ricker. 8°. 62 S. M. 1,50.

Leppmann, Franz, Menſch und Dichter. Berlin, Joſ. Saſſenbach. 8°. 40 S. M. 1,—.

Lesehradu, Em. Sl. Z., Kretý samoty (Gedichte). Praze, Em. Stivina. 8°. 50 S.

Lugowoi, Alexis, In der Werkſtätte des Lebens. Roman. Aus d. Ruſſ. von H. Johannſon. Berlin, Vita. 8°. 704 S. M. 6,—.

May, E. R., Das Verhältnis des Verbrauchs der Maſſen zu demjenigen der „kleinen Leute", der Wohlhabenden und Reichen und die Marxiſtiſche Doktrin. Leipzig, Duncker & Humblot. 8°. 48 S. M. 1,—.

Mayreder, Roſa, Idole. Roman. Berlin, S. Fiſcher. 8°. 175 S. M. 2,—.

Mehring, Franz, Herrn Hardens Fabeln. Eine notgedrungene Abwehr. 2. Aufl. Berlin, H. Walther. 8°. 69 S. M. —,60.

Meißner, Franz Hermann, Max Klinger. Berlin, Schuſter & Loeffler. 8°. 133 S. Geb. M. 3,—.

Morris, Max, Heinrich von Kleiſts Reiſe nach Würzburg. Berlin, Conrad Skopnik. 8°. 45 S. M. 1,—.

Nordhauſen, Richard, Kläre Berndt. Ein Berliner Idyll. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. 8°. 115 S. M. 1,20.

Puttkamer, Alberta v., Aus Vergangenheiten. Ein elſäſſiſches Balladenbuch. Mit Bilderſchmuck v. C. Spindler. 8°. 190 S. M. 6,—.

Reiſe, Dr. Karl, Sagen, Gebräuche und Sprüchwörter des Allgäus. Kempten, Joſ. Köſel. 8°. Heft 14. M. 1,—.

Renner, Dr. Auguſt, Ein neuer Lyriker, Joſef Kitir. Äſthet. Studie. Wien, G. Szelinski. 8°. 12 S.

Verantwortlicher Leiter: Dr. Ludwig Jacobowski in Berlin SW. 48, Wilhelmſtr. 141.
Verlag und Druck der „Geſellſchaft" von J. C. C. Bruns in Minden i. Weſtf.

Digitized by Google

Band II. * 1899. * Heft 4.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND TILDEN FOUNDATIONS

Unsere Schulpfaffen.

Von Dr. Georg Biedenkapp.
(Steglitz.)

Man hat die Pfaffen — ich rede nicht von den Geistlichen und Seelsorgern — die ja aus innerem Drange heraus ihren Beruf gewählt haben — nicht zu Unrecht die schwarze Garde des Polizeistaates benannt. Denn es war, geschichtlich betrachtet, von jeher ihre Aufgabe, die äußerliche Unterwerfung eines besiegten Volkes durch eine Kriegerkaste auch in eine innerliche zu verwandeln, die Besiegten aufs Jenseits zu verweisen und ihnen den irdischen Zustand als einen von Gott gewollten hinzustellen.

Heute haben die Pfaffen nicht mehr allein die Ehre, Schuhputzer der herrschenden Stände zu sein. Die Schulmeister stellen ein hübsches Kontingent zu demselben edlen Geschäft. Sie haben vor allem regierungsseitig gestempelten Patriotismus in die jungen Herzen zu pflanzen. Natürlich dürfen sie dabei nicht etwa von der Gefahr sprechen, die fürs liebe deutsche Vaterland im Großgrundbesitz besteht, und wehe ihnen, wenn sie sich einfallen ließen, ihren Schülern einmal von brennenden Zeitfragen, von Sozialismus, von Sachsengängerei, von Liebesgaben und Ausfuhrprämien zu sprechen!

Vielmehr patriotisch, wie man sein muß, geht so ein Scholarch in Vereine zur Hebung der Sittlichkeit, beteiligt er sich an evangelischen Vereinsabenden, formt er die guten, alten Lese- und Geschichtsbücher zu Verehrungsquellen für die Dynastie um und läßt die ihm anver-

Digitized by Google

traute Jugend in tiefster Unwissenheit über das, was die eigene Zeit im innersten bewegt.

Die Schulen sind, so wie sie heute sind, mit wenigen Ausnahmen Verdummungs- und Entnervungsanstalten. Ein Lehrer von Beruf, ein geborener Pädagoge, kann dort eben so selten gedeihen, wie ein fähiger, hochbegabter Schüler.

Ein jeder, der das Gymnasium besucht hat, kann sich ziffermäßig ausrechnen, wieviel schönste Zeit seines Lebens ihm dort geraubt worden ist. Das, was viele Jünglinge im Alter von 16—20 Jahren mächtig bewegt, die Frage: wozu dies Leben, woher? wohin? findet in der Schule seine Erledigung in der Religionsstunde, d. h. meist bei dem unfähigsten Lehrer, den man nicht fragen darf, weil man sich sonst Chikanen aussetzt. Es findet also eigentlich keine Erledigung.

Nun ist seit mehreren Jahren ja der Aufsatz als das wichtigste Bildungsmittel hingestellt worden, und ein „Ungenügend" im Abiturientenaufsatz bringt den Reifeaspiranten ins Verderben.

Aber wo sind die philosophisch gebildeten Lehrer, die bei der Korrektur des Aufsatzes einer Verteidigung des Schülers Raum geben und die nicht, auf selbstherrliche Unfehlbarkeit und Redemonopol gestützt, einfach das Elaborat verdonnerten? Derselbe Schüler schreibt bei dem einen Lehrer sehr gute, beim anderen ungenügende Aufsätze, und wenn er gar etwas von philosophischer Freigeisterei durchblicken läßt, so ist sein Schicksal besiegelt. Er könnte schon von vornherein ein „Ungenügend" unter seinen Aufsatz malen.

Wer gedeiht auf den höheren Schulen am besten? Die Begabtesten? Oft; aber oft auch nicht, sondern in der Regel diejenigen, welche dem Lehrer kongenial sind.

Was heißt aber: einem klassischen Philologen kongenial sein? Antwort: ohne Sinn für die höchsten Stimmen des Seins leben, am Buchstaben kleben und den Geist nicht erfassen. Nur solche Menschen können sich zu den Bedingungen verstehen, unter denen sie später Aussicht haben, durch das philosophische Staatsexamen zu kommen.

Kostbar! Das Geschrei der Geldbürger nach Abschüttelung der Schullasten für ihre unbegabten Söhnchen hat Erfolg gehabt. Das bischen Lateinisch und Griechisch, was heute noch gelernt wird, verlohnt nicht mehr der Mühe. Man sollte nun denken, daß auch die Lehrer in Latein und Griechisch nicht mehr so bewandert sein müßten wie ehedem, und daß das philologische Staatsexamen leichter geworden wäre. Keineswegs, sondern es wurde erschwert, in unsinniger Richtung

Digitized by Google

erschwert, um bei dem starken Andrang recht ordentlich sieben zu können.

Gegen die Erschwerung wäre nichts zu sagen, wenn das Wissen, das man dem Kandidaten nach 6 Jahren Studiums abverlangt, auch wirklich bildend wäre. Das ist es aber nicht, sondern nur blähend. Es macht aufgeblasene, gegenwartfremde, altertumsstaubige Menschen, die zu wenig Geist besitzen, um sich in die Seelen ihrer so verschiedenartigen Milieus angehörigen Schüler zu versetzen und sie aus ihnen heraus zu begreifen zu suchen.

Ein so geistvoller und gedankentiefer Naturforscher wie Robert Mayer, der Entdecker des mechanischen Kraftwertes der Wärme, war als Schüler stets unter den Letzten der Klasse, und einem Justus Liebig wurde von mehreren Lehrern der Rat erteilt, das Gymnasium als gänzlich zum Studium untauglich zu verlassen. Was den beiden berühmten Männern passiert ist, ist vielen minder oder gar nicht berühmten, aber befähigten Männern widerfahren. In den schlechtesten Schülern steckt häufig der kostbarste Schatz, den ungeschickte Erzieher nicht zu heben wissen. Der Schülerverbrecher ist gar manchmal, ich sage nicht immer, nur das Opfer des Widerspruchs zwischen eigener feuriger Beanlagung und Pedanterie und Verlogenheit auf seiten des Lehrers.

Sind denn das vernünftige Zustände in den höheren Klassen der höheren Schulen, daß der Erzieher mit dem Zögling gar keinen Meinungsaustausch hat, daß kein freies, unbefangenes Fragen möglich ist, ohne daß der Schüler befürchten muß, dem unwissenden Lehrer ärgerlich zu werden? Müßte die Erziehung nicht viel fruchtbarer werden, wenn der Lehrer sich von Zeit zu Zeit seiner diktatorischen Macht begäbe und seine Brust allen möglichen Fragedolchen darböte? Müßte nicht dieser Lehrer selbst die größte Anregung empfangen? Hat er nicht mit vielen begabten und manchen hochbegabten Jünglingen zu thun, die trotz ihrer 17—20 Jahre schon recht ernsthaft nachdenken und manche Tiefe erdenken können? Und was schadet dem fähigen Lehrer das hundertmalige Eingeständnis, dies und das nicht zu wissen? Verlangt nicht die Wahrheitsliebe überhaupt, einzugestehen, daß unser Wissen allenthalben nicht abgerundet, sondern franzig ist, nicht auf granitnem Sockel, sondern auf schwammigem Boden steht? Müßte man nicht schon in der Zeit der Charakterbildung den Jüngling darauf vorbereiten, daß einmal die Fundamente seines Glaubens und seiner Sittlichkeit versinken werden?

Untaugliche Offiziere werden aus der Armee ausrangiert, aber

Digitized by Google

untaugliche Lehrer bleiben zum Schaden der Schüler bedauerlich lange im Amte. Freilich, es giebt heute so wenig untaugliche Lehrer wie es Farben giebt, wenn keine Augen da sind. Die Untauglichkeit der Lehrer würde sich sehr bald zeigen, wenn der Lehrerherrschaft in den höheren Klassen eine Schülervertretung gegenüberstände, eine Schülervertretung, die der Mund der Klasse wäre und gegen die Ranküne der Lehrer geschützt sein müßte. Natürlich ruft das entsetzte Schulpfaffentum sofort: die Disziplin, die Disziplin. — Ei freilich, bei den unberufenen Lehrern, die sich der Jugenderziehung gewidmet haben wollen, in Wirklichkeit aber nur an dem goldenen Boden des Unterrichtshandwerkes eine Existenz gesucht haben, bei diesen wäre freies Fragen und Schülervertretung das Ende der Disziplin. Nicht aber bei den berufenen Erziehern. Leider kann es die gar nicht an den Schulen geben, weil ein berufener Erzieher sich doch erst selbst erzogen haben muß, und das kann er schwerlich, wenn er allen wüsten Kram, mit dem er seinen Professoren beweist, daß er ihre Eintagsansichten über Nullitäten sich angeeignet hat, in seinen Kopf pfropfen muß. Denn das Wissen, das der berufene Erzieher, der auf alle Fragen seines Zöglings eingehen will, zur Verfügung haben muß, ist ganz andern Gebieten angehörig als das Wissen, mit dem man im Staatsexamen aufzuwarten hat.

Macht aber der Erzieher von Beruf kein Staatsexamen, sondern sucht er außerhalb der Zunft sich eine freie Existenz zu gründen, so wird er mit den unsäglichsten Schwierigkeiten zu kämpfen haben. Der Staat erstrebt die Monopolisierung des Unterrichts. Die Schule ist ihm ein Mittel, die Geister frühzeitig dem „neuen Götzen" Staat dienstbar und willfähig zu machen. Der freie Geist, die freie Kritik ist Scirocco allem Beamten- und Chinesentum. Deshalb läßt der Staat auch den Privatunterricht in den Händen und dem Machtbereich der zünftigen, abgestempelten Unterrichtshandwerker. Die Steuerzahler und Eltern haben den Schaden davon. Denn es ist klar, daß der durch Privatstunden abgerackerte Gymnasiallehrer seine Pflicht in der Schule weniger gut erfüllen wird, als wenn ihm das Privatstundengeben untersagt wäre. Freilich sind ja die Lehrer vielfach noch schlecht, aber in manchen Städten auch sehr gut bezahlt, auch gerade dann machen sie den Mammonsdienst mit allem Eifer mit. Da bezahlen die Eltern einem angestellten Lehrer das Dreifache an Honorar für eine Stunde, wie einem Privatlehrer, der vielleicht die schönsten Erfolge aufweisen kann. Denn die Eltern sagen sich, daß das hohe Honorar in der Konferenz bei der Versetzung widerklingen wird. Diesen Vorwurf wollen wir nun den Schulpfaffen nicht

Digitized by Google

machen, aber wohl den, daß der Lehrer der Quarta den Kollegen von Tertia und dieser jenen empfiehlt und daß sie outsiders, Unzünftige, jederzeit durch Herabdrückung der Schulzensuren, die sie den Schülern derselben zu erteilen haben, schädigen können und es auch thun.

Warum sollen eigentlich nur die Lehrer den Schülern Zeugnisse ausstellen, und warum verlangen die Eltern nicht, daß auch ein Schülerplebiscit über die Lehrer gefällt wird? Daß die Schüler höherer Klassen auch Zensuren ihren Lehrern geben? Den berufenen Lehrern könnte das sogar unter Umständen eine moralische Unterstützung gegen staatliche Hintansetzung sein. Den unberufenen freilich wäre ein Schülerplebiscit verderblich. Und doch läge ein solches im Interesse der höheren Erziehung.

Wir haben Schulen für schwachbegabte Kinder. Dementsprechend sollte man auch Schulen für hochbegabte gründen oder doch auf hochbegabte Schüler mehr Rücksicht nehmen, als geschieht. Man bedenke aber die schlaue Bestimmung, nach der ein Jüngling, der das Gymnasium vor Eintritt in die Unterprima verläßt, sich vor Ablauf zweier Jahren nicht zum Abiturienten-Examen melden darf. Mit ein paar Winken könnten begabte Primaner sich in den Schriftstellern allein zurechtfinden und brauchten nicht die entnervende Langeweile der Schulstunden regelmäßig durchzukosten.

Aber das wäre Machtverringerung des Lehrerstandes und die muß um jeden Preis verhütet werden, wenn auch ein geistiges Kapital dabei in Menge zu Grunde geht.

Ein Atheisten-Diner.

Von J. Barbey d'Aurévilly.

(Paris.)

(Schluß.)

Von da ab entzündeten sich die Leidenschaften und bahnten sich ihren Weg im Verborgenen. Nach kurzer Zeit glühten alle, selbst alte Generäle, die Zeit genug gehabt hatten, vernünftig zu werden, für die „Pudica", wie man sie pikanterweise nannte. Man kokettierte, es gab

Digitized by Google

Duelle, kurz, man fühlte sich auf dem schwankenden Boden eines Kreises, in dem eine Frau der Mittelpunkt der glühendsten Galanterieen unbezähmbarer Männer geworden, die stets mit dem Säbel in der Hand gelebt hatten. Sie war der Sultan dieser furchtbaren Odalisken und warf das Taschentuch dem zu, der ihr gefiel — und es gefielen ihr viele! Der Major ließ alles geschehen; . . . war er zu eingebildet, um eifersüchtig zu sein? Und schmeichelte es seinem Hochmut, die Herrschaft über eine Frau zu besitzen, die den Männern, die ihn verachteten, solche Leidenschaften einflößte? . . . Es war fast undenkbar, daß er nichts bemerkte. Ich sah manchmal, wie seine Smaragdaugen dunkel wurden wie Karfunkel, wenn sie zufällig auf dem ruhten, den man gerade insgeheim als den Liebhaber seiner Frau bezeichnete . . . . Aber er verhielt sich ruhig . . . . und da man ihm immer gern das Abscheulichste nachsagte, fand man auch für seine gleichgiltige Ruhe oder sein freiwilliges Nichtsehenwollen die gemeinsten Beweggründe. Man glaubte, daß seine Frau ihm weniger ein Piedestal für seine Eitelkeit, als eine Leiter für seinen Ehrgeiz sei. Man sagte das, wie man dergleichen Sachen sagt, — er schien es nicht zu hören. Ich hatte meine Gründe, den Mann zu beobachten, und fand den Haß und die Verachtung, die er von allen Seiten erfuhr, eigentlich ganz unberechtigt. Ich fragte mich oft, ob die finstere, gleichgültige Haltung des Mannes, den seine Maitresse täglich betrog und der nichts von den Qualen der Eifersucht ans Licht kommen ließ, nicht vielleicht Stärke statt Schwäche sei. Meiner Treu, wir haben ja alle Männer gekannt, die so hingerissen von einer Frau waren, daß sie ihr glaubten, selbst wenn alle sie anklagten, und die, statt sich zu rächen, wenn sie sich der Gewißheit eines Verrates nicht mehr entziehen konnten, sich in ihr Feiglingsglück vergruben und die Schande wie eine Decke über ihren Kopf zogen.

Gehörte der Major Ydow zu diesen Männern? Vielleicht! Jedenfalls war die Pudica eine Person, die einen Mann bis zu diesem Grade beherrschen konnte. Die antike Circe, die die Männer in Schweine verwandelte, war nichts im Vergleich mit dieser Pudica, dieser Jungfrau-Messaline, vorher, während und nachher. Es läßt sich schlecht denken, daß die Leidenschaften, die in ihr lebten, und die sie den wenig zartfühlenden Offizieren einflößte, sie nicht kompromittierten — aber sie kompromittierte sich nicht. Man muß diese Nuance wohl verstehen. Sie gab niemals durch ihr Betragen jemandem das Recht, sich offene Freiheiten mit ihr zu gestatten. Wenn sie einen Liebhaber hatte, blieb das zwischen ihr und ihrem

Digitized by Google

Alkoven, und der Major hatte äußerlich nicht die geringste Veranlassung, ihr Szenen zu machen. Hätte sie dergleichen vielleicht gern gehabt? Sie hätte sich leicht einem Reicheren anhängen können ... Ich kannte einen Marschall, der ihr mit Freuden aus seinem Marschallstab eine Sonnenschirmkrücke hätte machen lassen. Aber „die Karpfen bekommen Heimweh nach ihrem Schlamm", sagt Frau v. Maintenon — die Rosalba wollte das nicht, deshalb verließ sie ihn nicht — aber ich sank hinein."

„Du gehst aber mit dem Säbel in der Faust von einem Thema zum andern über," lachte Mautravers.

„Mein Gott!" antwortete Mesnilgrand, „wen habe ich denn zu schonen? Sie kennen doch alle das Liedchen aus dem 17. Jahrhundert:

Als Boufflers an dem Hof erschien,
Schien sie der Liebe Königin —
Ein jeder ihr gefallen wollt
Und jedem ward der Liebe Sold —

Also diesmal war ich daran. Ich hatte die Frauen schon haufenweise genossen, aber nie war mir etwas Ähnliches wie diese Rosalba vorgekommen. Der Sumpf wurde zum Paradies. Ich will Ihnen hier keine romanhaften Schilderungen machen — ich war ein Mann der That und nahm meinen Gegenstand wahr, wie der Graf Almaviva. Ich liebte sie nicht in dem höheren und romantischen Sinne, den man dem Wort „Liebe" gewöhnlich unterlegt. Weder meine Seele, noch mein Geist, noch meine Eitelkeit kamen bei dem Genuß, den sie mir bereitete, in Frage, und doch war dieser Genuß keine vorübergehende Laune. Ich hatte bis dahin nicht geglaubt, daß die Sinnlichkeit tief sein könne. Dies Verhältnis war die tiefste aller Sinnlichkeiten. Stellen Sie sich einen jener Pfirsiche mit dem roten Fleisch vor, in das man mit allen Zähnen hineinbeißt, oder stellen Sie sich vielmehr nichts vor ... Es giebt nichts, das den Genuß beschreiben könnte, den dieser menschliche Pfirsich, der unter jedem Blick errötete, als habe man hineingebissen, bereiten konnte. Und nun denken Sie sich, wie es war, wenn man statt eines Blickes die Lippen oder die Zähne auf dies erregte, blutrote Fleisch preßte? Der Körper dieser Frau war ihre Seele, ihre alleinige Seele, und mit diesem Körper gab sie mir eines Abends ein Fest, daß Ihnen einen besseren Begriff von ihr geben wird, als alles, was ich Ihnen erzählt habe. Eines Abends war sie kühn und schamlos genug, mich in einem Gewand von durchsichtigem indischen Musseline zu empfangen, der die reinen Formen ihres Körpers, zwiefach von Wollust und Scham

Digitized by Google

gerötet, durchscheinen ließ. Durch die weiße Schleierwolke hindurch wirkte sie wie eine Statue aus lebendem Korall. Und seit der Zeit war mir die weißeste Hautfarbe der Frauen nicht soviel mehr wert."

Mesnilgrand schnellte mit dem Finger den Kern einer Orange über den Kopf des Volksvertreters Le Carpentier, der den des Königs hatte abschlagen lassen, in eine Ecke.

„Unsere Liaison dauerte eine ganze Zeit lang," fuhr er fort, „aber glauben Sie nicht, daß ich ihrer im geringsten überdrüssig wurde. Man konnte ihrer einfach nicht überdrüssig werden. Sie brachte in die Sensation, in den Genuß, der, wie die Philosophen in ihrem greulichen Kauderwelsch sagen, „endlich" ist, das Unendliche! Wenn ich sie dennoch verließ, so geschah es aus einem moralischen Dégoût, aus Achtung für mich, aus Verachtung für sie, die selbst bei den unsinnigsten Liebkosungen mich nicht glauben machte, daß sie mich liebte! .... Fragte ich sie: „Liebst Du mich?" — es ist ja unmöglich, dies Wort bei soviel Liebesbezeigungen nicht zu sprechen — so antwortete sie „nein" oder schüttelte den Kopf. Sie wälzte sich in ihrer Scham und ihrer Schande und blieb doch mitten im Taumel der erregten Sinne undurchdringlich wie eine Sphinx. Nur ist die Sphinx kalt, und sie war es nicht. Diese Undurchdringlichkeit, die mich ungeduldig und zornig machte, und die Gewißheit, die ich bald erhielt, daß es sich bei ihr um Launen à la Katharina II. handelte, waren die doppelte Ursache, warum ich endlich die Kraft fand, mich aufzuraffen und mich den allmächtigen Armen dieses Weibes zu entreißen. Ich verließ sie also, oder vielmehr, ich ging nicht mehr zu ihr hin. Doch hielt ich an dem Glauben fest, daß eine solche Frau nicht zum zweitenmal existiere; und dieser Gedanke machte mich allen Frauen gegenüber ruhiger und gleichgültiger. Sie hat mich eigentlich erst zum rechten Offizier gemacht, — ich hatte von da ab nur noch Interesse für meinen Dienst. Sie ist für mich der Styx gewesen" ...

„Und bist du in der That Achill geworden," sagte der alte Mesnilgrand mit Stolz.

„Ich weiß nicht, was ich geworden bin," fuhr der junge Mesnil fort, — „aber ich weiß noch sehr gut, daß, einige Zeit nach unserm Bruch, der Major Ydow mir eines Tages im Café erzählte, seine Frau sei guter Hoffnung, und er freue sich unsäglich, Vater zu werden. Bei dieser unerwarteten Nachricht lächelten sich einige Offiziere zu, andere blickten sich an, aber er sah es nicht oder wollte es nicht sehen. Als er fort war, flüsterte mir einer von meinen Kameraden ins Ohr: „Ist das Kind von Dir, Mesnil?" Und in meinem Gewissen stellte

Digitized by Google

ich mir ganz im geheimen dieselbe Frage, die ich mir nicht zu beantworten wagte. Sie, Rosalba, hatte mir nie ein Wort über dies Kind gesagt, ob es von mir, oder von dem Major oder von jemand anderem war.

„Vom ganzen Regiment," rief Mautravers so spitz, als habe er mit seinem Kavalleriesäbel irgendwohin gestoßen.

„Sie hatte auch niemals die geringste Andeutung über ihre Schwangerschaft gemacht," begann Mesnil wieder. „Sie war ja verschwiegen wie eine Sphinx, diese Pudica. Nichts aus dem Herzen dieser Frau trat durch die Thüren der Sinne, die dem Genuß allein geöffnet waren, ans Tageslicht. Mir ward ganz sonderbar bei dem Gedanken, daß sie schwanger sei. Sie werden mir jetzt, meine Herren, da wir das bestialische Leben der Leidenschaft darangegeben haben, beistimmen, daß das abscheulichste bei einer solchen geteilten Liebe nicht so sehr die Unsauberkeit der Teilung ist, als vielmehr die gänzliche Zerrüttung des Vatergefühles, diese schreckliche Angst, die uns in unentrinnbare Zweifel verstrickt. Man fragt sich: „Ist das Kind von mir?" Und diese Ungewißheit ist die furchtbarste Strafe für die schmachvolle Teilung, die man sich hat gefallen lassen. Wenn man darüber nachdächte, könnte man wahnsinnig werden; aber das Leben, das mächtige und leichtfertige Leben, reißt einen wie einen leichten Kork in seinen Strudel. — Nachdem uns der Major Ydow die Mitteilung gemacht hatte, beruhigte sich mein zitterndes Vatergefühl allmählich wieder. Und nach ein paar Tagen hatte ich auch an etwas anderes zu denken, als an das Kind der Pudica. Wir fochten die Schlacht bei Talavera, in der der Kommandant Titan fiel und ich das Kommando für ihn übernehmen mußte.

Die große Schlägerei von Talavera zog uns wieder in den Krieg hinein. Wir waren fast immer auf dem Marsch, da uns der Feind sehr beunruhigte. Natürlicherweise war kaum noch die Rede von der Pudica. Sie folgte dem Regiment in einem Wagen und gebar auch dort ein Kind, das der Major, der an seine Vaterschaft glaubte, liebte wie nur je ein Vater sein eigen Kind lieben kann. Und als es nach einigen Monaten starb, bezeigte Ydow einen so außerordentlichen, an Wahnsinn grenzenden Schmerz, daß niemand im Regiment mehr darüber lächelte. Zum erstenmal schwieg die Antipathie, die man gegen ihn hegte, ein wenig. Man beklagte ihn weit mehr als die Mutter, die, trotzdem auch sie das Kind betrauerte, dieselbe Rosalba blieb, die wir alle kannten, dieselbe sonderbare Dirne, die trotz all ihrer Laster sich die ans Unmögliche grenzende Fähigkeit bewahrt hatte, zweihundertmal des Tages bis

Digitized by Google

ans Rückgrat zu erröten. Ihre Schönheit ging siegreich aus allen Ausschweifungen ihres Lebens hervor, doch hätte bei ihrer Maßlosigkeit unbedingt bald die Zeit kommen müssen, in der man sie, wie die Soldaten sagen, eine „alte Schabracke" genannt haben würde, — wenn sich ihr verworfenes Leben nicht vorher plötzlich geendigt hätte."

„Wie, sie ist gestorben? Und Du weißt, wie?" — rief Rançonnet mit gespanntem Interesse und vergaß für eine Minute den Kirchenbesuch, über den er sich vorher nicht beruhigen konnte.

„Ja," antwortete Mesnilgrand mit erhobener Stimme, als sei er bei dem tiefsten Punkte seiner Geschichte angelangt. „Du hast wie so viele andere geglaubt, daß sie und der Major Ydow in den Wirrnissen des Krieges, die bald darauf über uns hereinbrachen, aus unserer Nähe gerissen und versprengt worden seien. Aber ich kann Dir heute sagen, was aus der Rosalba geworden ist."

Der Kapitän Rançonnet stützte den Ellbogen auf den Tisch, nahm sein Glas in die Hand, als ob es ein Säbelgriff sei, und horchte zu.

„Der Krieg schien kein Ende nehmen zu wollen," erzählte Mesnilgrand weiter. „Die Spanier, die großen Ausdauernden im Zorne, die fünfhundert Jahre brauchten, um die Mauren zu verjagen, hätten im Notfall genau dieselbe Zeit auf unsere Vertreibung verwandt. Während geraumer Zeit war die kleine Stadt Alcudia, deren wir uns bemächtigt hatten, unsere Garnison. Ein riesiges Kloster wurde zur Kaserne umgewandelt. Die Offiziere quartierten sich in die Häuser der Stadt ein, der Major Ydow wohnte im Hause des Alkalden, das sehr geräumig war, so daß er uns übrigen Offizieren zuweilen kleine Feste geben konnte. Bei diesen intimen Zusammenkünften machte die Rosalba die Honneurs mit der gleichen keuschen Miene, die nur ein Scherz des Teufels sein konnte. Da wählte sie ihre Opfer, aber ich kümmerte mich nicht um meine Nachfolger, meine Seele hatte ja bei unseren Beziehungen nicht mitgesprochen, und ich trug an keiner vergeblichen Hoffnung. Ich war weder eifersüchtig, noch zornig, noch irgendwas, wir sprachen ruhig miteinander, sie immer mit der fast schüchternen Einfachheit eines ganz jungen, unverdorbenen Mädchens vom Lande. Von der sinnverwirrenden Trunkenheit, von der Wut der aufgestachelten Sinne, die sie in mir entzündet, war nichts mehr übriggeblieben. Das hielt ich für längst überwunden, und nur zuweilen, wenn ich sah, wie unter einem Blick, einem Worte jenes seltene Rot sie überflog, hatte ich ihr gegenüber wohl eine ähnliche Empfindung wie der Mann, der auf dem Boden seines geleerten Champagnerglases noch einen letzten rosigen Tropfen entdeckt

Digitized by Google

und nun versucht ist, ihn wie einen Rubin auf seinem Fingernagel erglänzen zu lassen.

Und eines Abends, als ich allein bei ihr war, sagte ich es ihr.

Ich hatte sehr früh das Café verlassen, in dem das ganze Offizierkorps sich lebhaft mit Karten und Billardspiel unterhielt. Es ging gegen Abend, doch wir waren ja in Spanien, die Sonne glühte noch mit ungeschwächter Kraft und schien sich noch nicht von der Erde trennen zu können. Ich fand die Rosalba kaum bekleidet, mit bloßen Schultern und bloßen Armen, mit ihren schönen, bloßen, weißen Armen, die ich so oft unter meinen Küssen erglühen gemacht hatte, bis sie, wie die Maler sich ausdrücken, den „Ton" frischer, reifer Erdbeeren hatten. Ihre Haare, vor Hitze schwer, hingen üppig auf den Nacken herab, sie war so schön, so verlockend, daß sie den Teufel selbst versuchen und Eva hätte rächen können. Halb liegend schrieb sie an einem kleinen, runden Tischchen. Bei ihr brauchte man wohl nicht im Zweifel zu sein, was sie schrieb. Irgend eine Benachrichtigung an einen Liebhaber wegen eines Rendezvous, irgend eine neue Untreue gegen den Major, der das alles schweigend hinunterschluckte, wie er schweigend und heimlich sein Glück genoß. Als ich eintrat, schien der Brief gerade fertig zu sein, denn sie zündete eben eine kleine Kerze an, um ihn zu versiegeln. Ihren blauen, silbergesprenkelten Siegellack sehe ich noch heute ganz deutlich vor mir, und sie werden bald begreifen, weshalb er mir so fest im Gedächtnis geblieben ist."

„Wo ist der Major?" fragte sie mich, als ich näher trat, und war schon durch meine bloße Gegenwart verwirrt. Aber sie war ja immer verwirrt, diese Frau, die die Eitelkeit der Männer glauben machte, sie sei es ihretwegen.

„Er spielt heute abend ganz wahnsinnig," gab ich ihr lachend zur Antwort, und betrachtete begehrlich das blühende Rosenrot, das in ihr Gesicht gestiegen war — „und ich, ich habe heute abend einen andern Wahnsinn."

Sie verstand mich. Sie erstaunte auch gar nicht, sie war ja für das Begehren der Männer geschaffen und würde sie sich aus allen Himmelsgegenden zusammengeholt haben.

„Bah!" entgegnete sie langsam, während sich das rosenfarbene Incarnat ihres wunderbaren, verworfenen Gesichtes noch vertiefte — „bah, mit Ihrem Wahnsinn ist es längst vorbei" — und sie siegelte ihren Brief und drückte das Petschaft auf den Siegellack, der sofort kalt und hart wurde.

Digitized by Google

„Sehen Sie, — so sind auch Sie," sagte sie in unverschämt herausfordernder Weise, — „jetzt brennend heiß, und ein Sekunde darauf kalt."

Während sie noch sprach, wandte sie den Brief um und wollte die Adresse schreiben.

„Soll ich es Ihnen nochmals wiederholen? Ich war nicht eifersüchtig auf diese Frau: aber wir sind alle gleich. Ich wollte sehen, an wen sie schrieb, und da ich noch nicht Platz genommen hatte, beugte ich mich von hinten über sie; aber mein Blick blieb an ihren bloßen Schultern hängen, an der sinnverwirrenden, flaumigen Grube zwischen ihnen, auf die ich früher so viele Küsse hatte niederrieseln lassen. Ich war wie bezaubert und küßte sie noch einmal — und dies Gefühl hinderte die Pudica am Schreiben. Sie erhob den gesenkten Kopf so schnell, als flösse ihr plötzlich Feuer durch die Adern, lehnte sich gegen die Rücklehne des Sessels und blickte mich, der hinter ihr stand, mit jener Mischung von Verwirrung und Begierde an, die sie so reizend machte, während ich die purpurne Rose ihres halb offenen Mundes mit Küssen schloß.

Diese Sensitive hatte Nerven wie ein Tiger. Plötzlich sprang sie auf: „Ich höre den Major kommen," sagte sie, „er hat sicher im Spiel verloren und dann ist er immer eifersüchtig. Er wird eine schreckliche Szene machen. Kommen Sie hier hinein, . . . bis ich ihn wieder weggeschickt habe." Sie erhob sich, öffnete einen großen Wandschrank, in dem ihre Kleider hingen, und drängte mich hinein. Ich glaube, es giebt wenig Menschen, die nicht einmal vor dem Gatten oder dem offiziellen Gebieter einer Frau in einen Wandschrank geschlüpft sind."

„Du warst noch gut daran mit Deinem Wandschrank!" sagte Selune. „Ich kroch einmal eines schönen Tages in einen Kohlensack, das heißt natürlich vor meiner Verwundung. Ich stand damals bei den weißen Husaren, und nun stellen Sie sich bitte vor, wie ich aussah, als ich wieder aus dem Sack herauskam!"

„Ja," lachte Mesnilgrand bitter, „das ist auch eine von den ehrenhaften Annehmlichkeiten, die man bei dem Ehebruch oder der Teilung der Liebe mit einem andern in Kauf nehmen muß. In diesen Augenblicken wird selbst der Stolzeste aus Rücksicht für eine erschrockene Frau zum Feigling, der sich versteckt. Mir wird jetzt noch übel, wenn ich daran denke, daß ich einmal mit Uniform und Degen in einen Schrank gekrochen bin, und obendrein noch für eine Frau, die keine Ehre mehr zu verlieren hatte, und die ich nicht einmal liebte!

Digitized by Google

Aber damals hatte ich natürlich keine Zeit, mir meiner erniedrigenden Lage bewußt zu werden, — die Kleider dufteten so berauschend nach ihrem Leibe. Doch verscheuchte das, was ich bald hören mußte, alle wollüstigen Empfindungen. Der Major war eingetreten, und wie sie geahnt, in fürchterlichster Laune und mit einem Anfall wildester Eifersucht, die um so explosiver wirkte, als er sie vor uns allen verbarg. Argwöhnisch und zornig wie er war, hatte er vielleicht den Brief auf dem Tische bemerkt, dessen Adresse die Pudica, von meinen Liebkosungen gestört, noch nicht geschrieben hatte.

„Was für ein Brief ist das?“ hörte ich seine rauhe Stimme fragen.

„Ein Brief nach Italien,“ antwortete die Pudica gelassen.

Er schien sich durch diese ruhige Antwort nicht überzeugen lassen zu wollen.

„Das ist nicht wahr!“ gab er grob zurück, und dies einzige Wort erklärte mir das ganze Verhältnis dieser beiden Wesen zueinander, die die widerwärtigsten Szenen jeder Art miteinander durchkosteten und mir heute eine Probe derselben lieferten. Ich sah sie nicht, aber ich hörte sie so deutlich, als sähe ich sie. Ihre Gesten klangen aus ihren Worten und dem Tonfall ihrer Stimmen, die sich oft bis zur höchsten Wutraserei erhoben. Der Major bestand darauf, den Brief zu lesen, und die Pudica, die ihn an sich genommen hatte, weigerte sich, ihn herzugeben. Er wollte ihn ihr mit Gewalt entreißen — ich hörte, wie sie miteinander rangen, aber sie können sich sehr wohl denken, daß der Major der Stärkere von den beiden war. Er entriß ihr den Brief und las ihn. Er kündigte ein Liebes-Rendezvous an und verriet, daß der Mann, an den er gerichtet und der nicht genannt wurde, schon alles Glück bei ihr genossen habe und noch genießen würde ..... Absurd neugierig, wie alle Eifersüchtigen, wollte der Major den Namen dessen, mit dem sie ihn betrog, wissen ... aber die Pudica rächte sich dafür, daß er ihr den Brief aus der zerschlagenen, vielleicht sogar blutenden Hand gerissen, — ich hatte sie während des Handgemenges schreien gehört: „Du zerreißest mir ja die Hand, Elender —!“ Wütend darüber, nichts bestimmtes zu wissen, enttäuscht und genasführt durch den Brief, der ihm nichts sagte, als daß sie einen Liebhaber habe — einen Liebhaber mehr — geriet Ydow in eine beispiellose Tobsucht und überhäufte die Pudica mit den gemeinsten Schmähungen und Fuhrmannsschimpfworten. Ich glaubte, er würde sie schlagen, aber das geschah erst später. Er nannte sie — in welchen Ausdrücken! — alles das, was sie wirklich war.

Digitized by Google

Er war brutal, gemein, niederträchtig, und sie antwortete ihm, wie eine Frau, die nichts mehr zu schonen hat, und den Mann, an den sie gefesselt ist, bis ins Mark kennt, samt allen Streitigkeiten und Verkommenheiten, die ein solch viehisches Zusammenleben, wie sie es führten, mit sich bringt. Sie war nicht so gemein, aber boshafter, beleidigender, grausamer in ihrer Kälte, als er in seiner Wut. Sie war unverschämt, ironisch, lachte mit dem hysterischen Lachen, das nur der maßloseste Paroxysmus des Hasses lachen kann, und antwortete auf die Ströme der Beleidigungen, die ihr der Major ins Gesicht spie, mit den Worten, die die Frauen finden, wenn sie uns verrückt machen wollen, und die in unsere Aufregung hineinplatzen wie Granaten in Pulver. Doch das spitzeste unter all den kalten, spitzen Worten, mit denen sie auf ihn losstach, und das ihn am tiefsten durchbohrte, war das eine, das sie ihm wie eine frohlockende, höhnende Furie immer wieder ins Gesicht schrie, daß sie ihn nicht liebe und nie geliebt habe, — nie! nie! nie! Und dieser Gedanke brachte den Gecken, dessen Schönheit überall sonst siegreich gewesen war, und dessen Eitelkeit selbst seine Liebe zu ihr überwucherte, vollständig zum Rasen.

„Und unser Kind?" schrie er ihr außer sich in unsinnigster Wut entgegen, als sei das ein Beweis für ihre Liebe, — als wollte er eine Erinnerung in ihr wachrufen.

„Ach, das Kind!" lachte sie laut auf, „das war nicht von Dir!" Ich konnte mir nur zu gut vorstellen, was bei sich diesen Worten, die sich wie das Miauen einer erwürgten, wilden Katze ihrer Kehle entrissen hatten, in den grünen Augen des Majors abspiegelte. Er stieß einen Fluch aus, der den Himmel hätte spalten können. — „Von wem ist es?! Bettel verfluchte!" fragte er mit einem Etwas, das keine Stimme mehr war.

Aber sie lachte weiter wie eine Hyäne.

„Das wirst Du niemals erfahren!" höhnte sie ihn. Tausendmal peitschte sie ihn mit diesem Wort und als sie müde war, es ihm in die Ohren zu schreien, da — Sie werden es kaum glauben, da sang sie es ihm zu wie eine Fanfare! Und als sie dem Mann, der sich unter diesem Worte durch alle Spiralen der Wut, der Ungewißheit, hindurchgewunden hatte, der, außer sich, in ihren Händen nur noch eine Marionette war, die sie jeden Augenblick zerschlagen konnte, alle ihre Liebhaber der Reihe nach mit Namen genannt hatte, — es war das ganze Offizierkorps — schrie sie endlich: „Ich habe sie alle gehabt! Alle! Aber sie haben mich nicht gehabt! Und das Kind, das Du

Digitized by Google

Dummkopf für Deins hieltest, stammt von dem Manne, den ich allein geliebt, allein angebetet habe. Und Du hast ihn nicht erraten? Du errätst ihn noch nicht?"

Sie log. Sie hatte nie einen Mann geliebt! Aber sie wußte, welch ein Dolchstoß diese Lüge für den Major war, und sie bohrte ihn immer tiefer in ihn hinein. Und als sie es müde war, Henker zu sein, stieß sie ein letztes Geständnis in sein Herz, wie man ein Messer bis ans Heft in den verhaßten Leib des Feindes senkt.

„Da Du es doch nicht erraten kannst, Du Schwachkopf, so gieb nur das Nachdenken auf. Es ist der Kapitän Mesnilgrand."

Sie log wahrscheinlich wieder, doch war ich dessen nicht ganz sicher, und mein Name, in dieser Situation von ihr genannt, traf mich wie eine Kugel. Es folgte ein Schweigen, als habe er sie erwürgt. ‚Hat er sie statt aller Antwort getötet?' fragte ich mich, als ich hörte, wie irgend etwas Kristallenes mit aller Wucht auf den Boden geworfen wurde und in tausend Stücke zersprang.

Ich habe Ihnen schon erzählt, daß der Major Ydow das Kind, das er für sein eigenes hielt, unendlich geliebt hatte, und, nachdem er es verloren, Beute eines wilden Schmerzes geworden war. Da es ihm bei seinem Soldatenleben und im Kriege überhaupt unmöglich gewesen, seinem Sohne ein Grabmal zu errichten, das er täglich hätte besuchen können, hatte er das Herz des Kindes einbalsamieren und in einer kristallene Urne bestatten lassen, die gewöhnlich auf einer Eckkonsole in seinem Schlafzimmer stand. Diese Urne hatte er eben zerschlagen.

„Es war also nicht von mir! niederträchtige Dirne!" schrie er, und ich hörte, wie er mit seinen schweren Dragonerstiefeln die Scherben und das Herz des Kindes zerstampfte.

Sie wollte es ihm wahrscheinlich entreißen, denn ich vernahm wieder das Geräusch eines Handgemenges, diesmal mit Schlägen untermischt.

„Wenn Du es durchaus willst, — da hast Du das Herz Deines Balges, schamlose Bettel," brüllte der Major, und schlug ihr mit dem Herzen, das er geliebt, ins Gesicht. Eine böse That gebiert die andere, sagt man. Eine Lästerung beschwor hier die andere herauf, und die Pudica, nun auch nicht mehr Herr ihrer selbst, that was der Major gethan hatte. Sie warf ihm das Herz des Kindes an den Kopf zurück — vielleicht hätte sie es behalten, wenn es nicht von dem verabscheuten Manne stammte, dem sie jede Quälerei und jede Gemeinheit vergelten wollte! Ich glaube, man hat nie etwas Scheußlicheres gesehen, als

Digitized by Google

diesen Vater und diese Mutter, die sich mit dem toten Herzen ihres Kindes ins Gesicht schlugen.

Dieser verruchte Kampf dauerte ein paar Minuten lang . . . und war so überwältigend tragisch, daß ich nicht sofort daran dachte, mit der Schulter die Thür des Schrankes zu sprengen, und dazwischen zu treten . . . als ein Schrei, — so gräßlich wie ich ihn nie, und auch Sie, meine Herren, selbst auf den grauenhaftesten Schlachtfeldern nicht gehört haben — mir die Kraft gab, die Thür aufzustoßen, und ich sah — was man niemals mehr wieder sehen wird! Die Pudica war über den Tisch gefallen, an dem sie geschrieben hatte, und der Major hielt sie mit eiserner Faust auf demselben fest. Ihr dünnes Schleiergewand hatte sich hinaufgeschoben und ihr schöner, nackter Leib krümmte sich wie eine Schlange unter seiner Faust. Aber was glauben Sie, meine Herren, was er mit der andern Hand that? . . . Der Schreibtisch, die brennende Kerze, der Siegellack, alles das hatte den Major auf den infernalischen Gedanken gebracht — diese Frau zu behandeln, wie sie den Brief eben verschlossen hatte.

„Sei bestraft, wie Du gesündigt hast, verworfenes Wesen!" schrie er.

Er sah mich nicht, — er war über sein Opfer gebeugt, das nicht mehr schrie. Ich sprang auf ihn zu, ich rief ihn nicht erst zur Verteidigung, sondern stieß ihm meinen Säbel zwischen die Schultern und hätte am liebsten noch den Knauf und die Hand mit in ihn hineingepreßt, um ihn sicherer zu töten!"

„Das war recht von Dir, Mesnil!" sagte der Kommandant Selune, „er verdiente nicht im offenen Kampfe getötet zu werden, dieser Schinder!"

„Ah, das ist ja die Geschichte Abälards auf Heloise übertragen," bemerkte der Abbé Reniant.

„Ein schöner Fall für einen Wundarzt, — und selten," meinte der Doktor Bleny.

Mesnilgrand war zu erregt, um auf sie zu hören, und sprach weiter: „Er war tot über den regungslosen Körper seiner Frau gefallen. Ich riß ihn weg, warf ihn auf die Erde und stieß seinen Kadaver mit dem Fuße. Bei dem letzten Schrei der Pudica, der mir noch in dem Eingeweide zitterte, war eine Kammerfrau heraufgestürzt. ‚Holen Sie sofort den Chirurgen der 8. Dragoner,' rief ich ihr zu, — ‚hier giebt es Arbeit für ihn.' Doch hatte ich nicht Zeit genug, den Wundarzt abzuwarten, denn plötzlich erscholl ein wildes Alarmsignal. Der Feind hatte

Digitized by Google

unsere Vorposten getötet und überraschte uns. Ich mußte sofort aufs Pferd. Einen letzten Blick warf ich auf den schönen, verstümmelten Leib der Pudica, der zum erstenmal unter dem Blicke eines Mannes nicht errötete. Aber ehe ich wegstürzte, nahm ich das Herz, das im Staube lag, und das sie als von meinem Blute stammend erklärt hatte, an mich und barg es in meinem Husarengürtel."

Mesnilgrand schwieg bewegt, und keiner der Materialisten und Lüstlinge wagte über seine Empfindungen zu spotten.

„Und die Pudica?" fragte fast zaghaft Rançonnet.

„Ich habe nie wieder etwas von der Rosalba gehört," antwortete Mesnilgrand. „Starb sie an ihren Verletzungen? Gelangte der Chirurg noch zu ihr? Nach dem für uns so verhängnisvollen Überfall bei Alcudia forschte ich nach ihm. Er war verschwunden, wie so viele andere, die sich nicht mehr zu den Trümmern unseres Regiments fanden."

„Das ist in der That eine Geschichte, die sich hören lassen kann," sagte Mautravers, „und Du hattest recht, Mesnil, als Du behauptetest, Du würdest die achtzig vergewaltigten und in den Brunnen geworfenen Nonnen des Selune noch übertrumpfen. Da aber Rançonnet hinter seinem Teller sich Träumereien hingiebt, frage ich jetzt für ihn: Welche Beziehung hat Deine Geschichte zu Deinem Kirchgang neulich?"

„Ach ja!" antwortete Mesnilgrand, „das muß ich Dir und Rançonnet noch sagen: Ich trug das Herz des Kindes, von dem ich doch nicht mit Gewißheit wußte, ob es nicht trotz allem von mir stamme, mehrere Jahre wie eine Reliquie mit mir herum. Nach der Katastrophe von Waterloo mußte ich den Offiziersgürtel, in dem ich zu sterben gehofft hatte, ablegen, und das Herz, so leicht es schien, wurde mir mit den Jahren, in denen auch das Nachdenken kommt, recht schwer. Ich wollte das arg Geschändete nicht noch mehr profanieren und beschloß, es in geweihter Erde bestatten zu lassen. Ohne die Details, die Sie eben vernommen haben, erzählte ich die Sache einem Priester dieser Stadt, und hatte ihm gerade das Herz, das schon zu lange und schwer auf dem meinen ruhte, in seinem Beichtstuhl überreicht, als Rançonnet mich in dem Seitengang der Kirche überrumpelte." —

— — — Niemand sprach ein Wort — niemand wagte eine Reflexion, und das Schweigen war beredter, als alles, was man nur hätte sagen können.

Verstanden die Atheisten vielleicht, daß es selbst dann etwas Schönes um die Kirche sein müsse, wenn sie auch nur dazu da wäre, die

Digitized by Google

Herzen — tot oder lebend —, mit denen man nichts mehr anzufangen weiß, in ihrem Schoße zur Ruhe zu betten?

„Den Kaffee," rief der alte Mesnilgrand dem Diener zu. „Wenn er so stark ist, wie Deine Geschichte, Mesnil, wird er gut sein." —

Deutsch von Hedda Möller-Bruck.

Die Lehre der englischen Puritaner-Revolution.

Von Karl Bleibtreu.

(Berlin.)

(Fortsetzung.)

Die Brigade Lord Byron wurde geworfen und die Eisenseiten — voran die Regimenter Harrison und Ireton — drangen tief in die royalistischen Reitermassen, die nun von allen Seiten, wie der überraschende Angriff sie traf, in wilder Eile herbeiströmten. Prinz Rupert ließ in blinder Hast alle seine Kräfte gleichzeitig los, und die Übermacht trieb zwar anfangs die „Eisenseiten" wieder rückwärts; aber das zweite Treffen Lesly umwickelte, Cromwells langstudierter Zweitreffen-Taktik gemäß, des Gegners rechte Flanke und bohrte zugleich in der Mitte dem ersten Treffen nach. Die Royalisten fochten wie die Löwen, aber die unbezwingliche Begeisterung der Puritaner wurde ihnen bald zu viel: nach kurzem, verzweifeltem Kampfe wandten sie den Kopf ihrer Renner, und nun richteten die nachsetzenden Eisenseiten ein furchtbares Blutbad an. Die erstaunliche Manövrierkunst Cromwells bewährte sich: in ungebrochen zusammengeschlossener Eisenwand trieben seine Reisigen, sobald einmal Bresche gebrochen, den wütend sich wehrenden, aber in vereinzelte Teile zersprengten Feind vor sich her. Nach allen Richtungen auseinander gestäubt, flohen die Kavaliere davon, der kühne Prinz selber bis York, immer die Verfolger hinter sich glaubend. In Wahrheit ließ aber Cromwell nur einen Teil Leslys verfolgen und sofort zum Sammeln blasen. Ja, zum Erstaunen seiner Offiziere befahl er, aus den Schlachtlinien in Schwadronsmarschkolonnen einzuschwenken, erst Front nach dem Zentrum, dann sogar auf halbrechts rückwärts zu Crawfurds

Digitized by Google

Flanke. Es ist dies einer der bedeutendsten Momente in Cromwells kriegerischer Laufbahn; sein erstes Schlachtfeld zeigte ihn schon als vollen Meister. Jeder gewöhnliche, selbst der beste Reitergeneral hätte nur seinen kavalleristischen Vorteil aufs äußerste ausgenützt; er aber betrachtete die Dinge sofort vom Standpunkt des verantwortlichen Oberfeldherrn — obschon er dies de facto noch nicht war — und behielt im wilden Getümmel die klarste Ruhe.

Mittlerweile nämlich hatte der improvisierte Zusammenstoß auf allen andern Punkten eine entgegengesetzte Wendung genommen. Crawfurd hatte sich nach heftigem Zank, als ihm Cromwell seinen sofortigen Schlachtentschluß entwickelte, zwar mürrisch von der gewaltigen Persönlichkeit des „Zivilisten" dominieren lassen und ihm seine natürlich reifere militärische Einsicht — als langgedienter Haudegen — geopfert. Da er durch Cromwells Vorgehen auf seiner Flanke entblößt, blieb ihm nichts übrig, als sein Fußvolk etwas später vorzuführen. Darüber verstrich aber Zeit, und so sah er Newcastle nicht nur bereit, ihn zu empfangen, sondern wurde auch bald ungestüm zurückgedrängt. Auch Fairfax, der sich wohl oder übel nun gleichfalls entgegenstemmte, kam in Bedrängnis, und das Zentrum wankte schon sehr, als gleichzeitig der rechte Flügel Lord Leven in wirrer Flucht ausriß. Der wilde Lord Goring nämlich war, sobald er den Schlachtlärm am entgegengesetzten Flügel hörte, vorgebrochen und hatte im ersten Anlauf die ganze gegenüberstehende Reiterei über den Haufen geworfen, das schottische Fußvolk zersprengt. Statt sich aber zu sammeln und auf Fairfax einzuhauen, setzte er mit dem Hauptteil weit über Long-Marston hinaus den Fliehenden nach. Auf die Hülferufe des Zentrums wäre für Cromwell nun das einfachste gewesen, Newcastle in dessen rechter Flanke anzugreifen. Dieser aber war unerschüttert und siegreich, sein Geschütz spielte mörderisch, und er hätte voraussichtlich so lange Widerstand geleistet, bis Goring sich wieder sammelte und seinerseits Fairfax in den Rücken fiel: so ließ sich günstigenfalls eine unentschiedene Schlacht voraussehen. Dies sind ohne Zweifel die Beweggründe gewesen, die Cromwells merkwürdige Haltung bestimmten. Denn statt Newcastle anzugreifen, rief er Lesly von der Verfolgung zurück und rückte mit größter Ruhe, indem er die Rosse verschnaufen ließ, hinter Crawfurd und Fairfax zum entgegengesetzten Flügel ab. Hier schob er sich in aller Muße seitwärts in die Flanke Gorings, so daß dieser, atemlos von der Verfolgung zurückeilend, seinerseits Dorf Marston im Rücken hatte, und schlug plötzlich wie mit Donnerkeilen drauf. Die Gäule der Goringschen Kavallerie

Digitized by Google

waren vom langen Siegesritt völlig ausgepumpt, die Reiter erschöpft, und so konnte es denn nicht anders kommen, als daß Goring, der hier wie Rupert in starrem Staunen zum erstenmal eine überlegene Meisterhand spürte, gänzlich und unrettbar vernichtet ward. Auf ungünstiges Heckengelände geworfen, in unlenkbare Knäuel zusammengequetscht, in Dorf Marston hineingezwängt, wurde diese tapfere Kavallerie größtenteils niedergehauen, zum Teil gefangen. Da auch der linke royalistische Flügel vernichtet, richtete Cromwell nunmehr sein Augenmerk auf das Zentrum. Obschon Fairfax in vollem Weichen war und sich nur mühsam noch etwas hielt, erschollen zum zweitenmal die Trompeten zum Sammeln und erst in völlig wiederhergestellter Ordnung schwenkten die puritanischen Geschwader in die linke Flanke Newcastles ein. Jetzt erhob sich ein Kampf, furchtbarer als alle vorhergehenden. Das royalistische Fußvolk, bisher siegreich, wehrte sich verzweifelt, und erst nach erbittertem Gefecht, an dem nun von vorn das neu beherzte Parlamentsfußvolk teilnahm, wurde Newcastle von der Wassergraben-Linie weg und rückwärts getrieben. Jetzt galt es einen geordneten Rückzug, unterm Schutz aller Reserven, zu den nahen Waldungen. Dazu ließ es Cromwell jedoch nicht kommen. Wiederum sich sammelnd, stürmte er jetzt zugleich auf den Rücken des standhaften Gegners ein, ja, wenn man seine briefliche Wendung: „Wir attackierten sechs mal an diesem Tage," wörtlich nehmen will, so scheint er noch mehrere verschiedene Angriffe ausgeführt zu haben, ehe er sein Ziel erreichte. Dies Ziel war die vollständige Vernichtung des royalistischen Heeres. Er hatte seinen Willen. Besonders die irischen Regimenter, die „Weißröcke", denen man wegen der grausamen Hinschlachtung der Protestanten in Irland keinen Pardon gab, fielen Mann an Mann, wo sie standen. Nur Bruchteile entkamen mit Newcastle selber.*) Etwa zwei Stunden hatte die Abendschlacht gedauert, der Sommermond beschien ein gräßliches

*) Bei Marston wurden 4150 Tote begraben von 28000 Royalisten, also 15 Prozent des Heeres und wahrscheinlich — wenn man nur doppelt soviel Verwundete rechnet, dazu Vermißte und Gefangene — 20 Proz. des Gesamtverlustes: eine wohl nie dagewesene Totenziffer. Wieviel die Rundköpfe von 29200 verloren, ist unbekannt. Laut Fritz Hoenig, der sich große Verdienste um Entdeckung des Feldherrn Cromwell erwarb, ritt dieser mit 17 Schwadronen im I. und 22. im II. Treffen an. Bei Naseby führte Rgt. Whalley die erste Attacke Cromwells aus und dessen eigenes „Regiment zu Fuß" entschied im Zentrum, wo Rgt. Lisle des Königs am längsten widerstand. Rgt. Pryde hielt Naseby besetzt, Iretons Reiterei bestand aus Regimentern Butler, Huntingdon, Ireton, Rich, Fletwood. Jede Partei zählte angeblich 20000 Mann, doch war der König an Reiterei sehr überlegen.

Digitized by Google

Schlachtfeld: so gut wie das ganze Heer des Königs lag erschlagen. „Wie Stoppeln waren sie vor unserm Schwert," schrieb der große Schnitter hernach. Die Nacht brach herein, und auf den Trümmern der Königlichen Macht stand der aus dem Nichts emporgestiegene Herr, „der Erwählte des Herrn".

Man male sich den Eindruck aus, den dieser unerhörte Sieg auf die Zeitgenossen ausübte: sie hatten wohl gehofft oder gefürchtet, dieser seltsame selbsternannte „Zivilstratege" werde irgendwie ein Gewicht in die Wagschale werfen; ein Erfolg, selbst der kleinste, wäre schon viel gewesen — und nun diese „große, krönende Gnade"! Ganz wie Bonaparte 1796 — kaum ist er da und Ungeheures geschieht. Dem so erprobten Reitergeneral aus dem Stegreif ward nunmehr der Oberbefehl aller Reiterei übertragen, womit er thatsächlich schon die leitende Stellung einnahm, doch behielt Fairfax neben ihm unabhängige Generalschaft. Einen neuen Feldzug zu beginnen ward nötig trotz des vernichtenden Schlages von Marston Moor, denn infolge anderer, zum Teil politischer Umstände, zog der Krieg sich in die Länge. Obschon der Norden teilweise für den König verloren ging, behielt er den Westen, und seine Streitkraft erholte sich so weit, daß nochmals am 14. Juni 1645 eine Entscheidungsschlacht bei Naseby geliefert werden mußte.

Es war der letzte Versuch der Königlichen Partei, das Waffenglück zu wenden. Ihre Korps waren zu diesem Zwecke vereinigt worden: Ashburnham, von Cromwell aus Weymouth vertrieben, Prinz Moritz, den die Belagerung von Lynn viele Leute gekostet hatte, Sir Marmaduke Landales Reiterei, das Fußvolk von Shrewsbury, die Reiterbrigade Northampton aus Yorkshire, die Reiterei von Lord Byron und Sir Giles Allonby. Die Königin, nicht länger sicher in Exeter, war nach Frankreich geflohen; der König hatte Oxford verlassen und residierte im nördlichen Feldlager. Unter seinem persönlichen Kommando zog seine Armee über die weiten Wiesenfelder von Market Harborough, den Wald von Kelmarsch und die Hügel von Dingley, vor Stadt Daventry kehrtmachend, um durch Gegenmarsch dem Parlamentsheer zuvorzukommen, das in Richtung auf Leicester gegen Dorf Naseby heranrückte. Am 13. Abends hatte sich Cromwell mit Fairfax vereinigt und Prinz Rupert gleichzeitig Vorposten nach Naseby geworfen. Deren Kommandeur Dalyson, der sich bei Marston Moor ausgezeichnet hatte, ein blutjunges Bürschchen, war aber schlecht zu solchem Dienst gewählt und wurde daher bei Nacht von Iretons Vorhut überfallen. Dalyson fiel, nur ein Sergeant brachte die Kunde nach Schloß Bubenham zum König

Digitized by Google

selber, der sofort nach Harborough zum Hauptquartier Ruperts galoppierte. Am Morgen des 14. hielt man Kriegsrat, und Rupert selbst riet Rückzug, ward aber von Digby, Ashburnham, Langdale überstimmt, und der Vormarsch beschlossen. Cromwell, die Ebene noch unbesetzt findend, stellte sich mit Fairfax höchst vorteilhaft auf. Den geringeren und schlechteren Teil seiner Reiterei unter Kommissar-General Ireton warf er auf die Linke, die sich etwas verbog. Die dichten Hecken, welche die Flecken Naseby und Sulby trennen, garnierte man mit abgesessenen Dragonern, Verbindungs- und Rückzugslinie sowie die hinter der Linken aufgefahrene Wagenburg deckend. Das Zentrum unter Fairfax deckte man durch die Artillerie, auf einem Abhang nördlich von Naseby, von wo jede Flankenbewegung des Gegners bestrichen werden konnte. Cromwell selber mit dem Kern der Reiterei hatte auf der Rechten Platz genommen, vor sich sanfte Abhänge, die ihm vollsten Impetus zum Anritt ermöglichten, seine Flanke von durchschnittenem Gelände und steileren Abfällen geschützt, wo mehrere Bataillone („tertia“ genannt) Musketiere standen. Des Königs Bagage und Nachhut waren bereits in Stellung gegangen auf den Bodenerhöhungen von Broadmoor; das wellige Gelände hinderte den Einblick in seine Bewegungen, die sich nach seinem rechten Flügel hin erstreckten. Des Königs Banner wehte im Zentrum, die Rechte führte wie immer Prinz Rupert, die Linke Sir Marmaduke Langdale, letzterer von Lord Careys Musketieren unterstützt. Das Fußvolk im Zentrum hatte die berittene Leibgarde bei sich, war aber an Zahl sowie Geschütz Fairfax unterlegen; die royalistische Reiterei besaß hingegen Übermacht.

Trotz des heftigen Feuers der abgesessenen Dragoner Iretons gelang es den Kavalieren, die oben bezeichnete Hecke zu nehmen, so daß Ireton, um einer Überflügelung vorzubeugen, eine Reiterbrigade dorthin entsandte. Dieses ungünstige Flankenmanöver benutzte Rupert sofort zu allgemeiner Attacke, und umsonst entwickelte Ireton schnell genug seine Schlachtlinie, entgegenreitend. Der einheitlichere und breiter angesetzte Galopp der royalistischen Kavallerie erwies sich diesmal wieder unwiderstehlich, und Iretons Reiterei wurde völlig auseinander gesprengt, er selbst zweimal verwundet: Lanzenstich ins Gesicht, Pistolenschuß in den Zügelarm. Umsonst sein beherztes „Gott mit uns!“ Donnernd geht Ruperts wilde Jagd mit dem Feldgeschrei „Für den König!“ über ihn weg. Doch das Piken-Fußvolk dieses Flügels, besonders Regiment Effingham, widerstand überraschend: die Brigade Allonby ward abgeschlagen, Sir Giles selber gefangen, und zugleich scheiterte Ruperts

Digitized by Google

Verfolgung an der Wagenburg, von wo Major Bartleff ein wohlgezieltes Feuer entsendete. Seine allzu hitzige Reiterei war dem Prinzen ganz „aus der Hand" gekommen, kaum die Hälfte blieb noch bei ihm, und ein Blick von der Naseby-Höhe auf das Schlachtfeld im Zentrum überzeugte ihn, daß er viel zu weit gegangen war und jetzt nur bedacht sein müßte, das weichende Fußvolk des Königs zu decken. Denn mittlerweile hatte sich das Schauspiel von Marston Moor wiederholt. Staffelförmig Brigade nach Brigade entfaltend und ein Regiment Rossitter hackenförmig seitwärts aus der Zweitreffen-Linie herausschiebend, um für alle Fälle als Reserve zu dienen, ritt Cromwell mit dem ersten Treffen sofort Sir Marmaduke Langdales und Astleys Schwadronen um und um. Jeden Vorteil des Geländes berechnend, trieb er sie in ein schlimmes Revier, wo junge Anpflanzungen sie sofort in Unordnung brachten. Umsonst feuerten Careys Musketiere ihre Salven, umsonst führte Langdale die Yorkshire-Brigade als Reserve vor, auch diese geriet in völlige Deroute, und Cromwells zweites Treffen fegte die feindliche Linke förmlich vom Schlachtfeld fort. Weit entfernt aber, sich wie Rupert zu endloser Verfolgung fortreißen zu lassen und die feindliche Wagenburg anzufallen, warf Cromwell nur das zu diesem Zweck bereit gehaltene Regiment Rossitter hinterdrein und sammelte seine sonstige Gesamtmacht zu neuer Aufgabe. Diesmal ließ er es nicht darauf ankommen, erst die Vertilgung der feindlichen Rechten anzustreben, sondern erkannte den Augenblick als richtig, sofort das feindliche Zentrum anzugreifen. Dieses war energisch vorgegangen und hatte Fairfax erheblich zurückgedrückt, der selbst verwundet wurde, wie auch sein Unterführer Skippon. Die Parlamentsinfanterie sah sich zugleich links durch Iretons Niederlage entblößt und wankte, mühsam hielt Fairfax' starke Artillerie den Kampf in der Schwebe. Aber gerade als das königliche Fußvolk zu allgemeinem Angriff in Linie deployierte — statt der gegen Reiterei üblichen Form „vier Glieder tief" —, ließ Cromwell seine Eisenseiten auf die Flanken los. Zwar warfen sich die berühmten „Blauen", nebst Lord Bernard Stuarts Life-Guards, die Blüte der königlichen Adelsschwadronen, wütend entgegen; aber in furchtbarem Gemetzel bekamen die Eisenseiten bald die Oberhand, die vornehmsten Herren des normännischen Adels fielen unter den Hieben der sächsischen Freisassen. Bis auf 100 Schritt vom Königsbanner drang Oliver selber vor. Ein verzweifelter Ausfall der Kavaliere hieb den Monarchen zwar heraus, wobei dem Puritanerfeldherrn der Helm durch Oberst Ritter St. George vom Haupte geschlagen wurde; Rittmeister Titus

Digitized by Google

deckte ihn jedoch und lieh ihm seinen eigenen Helm, den Cromwell in der Eile verkehrt aufsetzte, nun mit doppelter Energie weiter kommandierend. Die Seinen, in seiner Rettung ein Wahrzeichen Gottes begrüßend, fochten wie Rasende: die ganze Gardereiterei wurde niedergehauen, das Fußvolk durchbrochen, indes auch Fairfax die Gelegenheit ergriff, auf der ganzen Linie vorzurücken. Vergeblich zog König Karl selbst das Schwert, um an der Spitze seiner letzten Reserven wie ein König zu sterben; der schottische Earl von Carnewath riß mit Gewalt des Monarchen Pferd herum: „Wollen Ew. Majestät sich auf der Stelle töten lassen?“ Als der König davonritt, wurde der Rückzug Deroute, dann panische Flucht. Ruperts kurzer Rotrock, die gigantische und sehnige Gestalt, sonst drei Pferdelängen voraus vor der britischen Ritterschaft, verschwindet in Staubwolken; umsonst sucht er seine erschöpften Schwadronen hinterm Zentrum weg auf Cromwell zu werfen, sie werden gleichsam weggeblasen. Da flieht der elegante Northampton mit dem Löwenherzen und Frauenlächeln, wie ein Paladin von König Arthus' Tafelrunde. Da flieht der grimme Sir William Vaughan, da flieht Prinz Moritz mit den finstern Brauen und dem unzähmbaren Raubtierblick. Und unaufhaltsam braust Cromwell nach bis Leicester, die Nacht hindurch mit Mann und Roß, um die Vernichtung zu vollenden; nicht „Jena“ noch „Waterloo“ kannten solche Verfolgung. —

(Schluß folgt.)

Deutsche Lyrik.

Landschaften.

I.

Rheinzauber.

Hier betest du. Der Rhein strömt grau und stark.
Und tausend Lichter glimmern auf den Wellen,
Und wo die Rheinterrassen sich erhellen,
Brechen die Sterne glänzend durch den Park.

Digitized by Google

Das Leben braust. Die Liebe schluchzt und lacht.
Des Weltalls große Kraft reißt uns von dannen,
Und unsere Seelen, die sich seltsam spannen,
Staunen mit weiten Augen in die Nacht . . .

II.

Worpswede.

Mit ferner Sehnsucht der Mond umwirbt
Die schauernde Erdenfrau,
Die Kiefern weinen, der Abend stirbt,
Rot glänzt der Mond im Blau.

Herbstnebel graut im weitweiten Land,
Die Birken glitzern schlohweiß —
Warum so kühl deine kleine Hand,
Warum deine Lippen so heiß?

Ich schließe deinen zitternden Mund
Mit trunkenen Lippen zu —
Warum stirbt jeder Laut im Rund,
Und warum zitterst du?

Mit ferner Sehnsucht der Mond umwirbt
Die schauernde Erdenfrau,
Die Kiefern weinen, der Abend stirbt,
Rot glänzt der Mond im Blau . . .

III.

Herbstnacht.

Es rauscht das Korn in der Nacht.
Rot zittert des Mondes Horn
Und singt ganz selig und sacht
Über das schlafende Korn.

Die Reben staunen im Glanz,
Rot schauern die Trauben und warm.
Es nimmt die Nacht sie ganz
In den seligen Arm.

Die Winzerhütte allein
Schlummert in all der Pracht . . .
Rot rauscht des Mondes Schein
Durch die horchende Nacht . . .

Oldenburg. Otto Reuter.

An der Wegscheide.

Im Lichtgold stirbt der klare Spätherbsttag,
Schon liegt die Stadt in dämmerblauen Schatten,
Ich eile längst vertrauten Pfaden nach
Durch Heidegrund mit frosterstarrten Matten.
Hier pocht kein Hammer, rauchen keine Schlote,
Kein Pulsschlag einer wilderregten Zeit,
Hier predigt mir Natur die Weltgebote,
Und Seelenfrieden giebt die Einsamkeit.

Hier werf' ich ab die schwere Alltagslast,
Aufwärts den Blick! — Ein Wölkchen spielt im Blauen,
Da will noch einmal ich zu kurzer Rast
Ins sonn'ge Traumland meiner Kindheit schauen,

Digitized by Google

Und wieder nahen all' die Traumgestalten,
Die tief und echt des Knaben Herz verehrt,
Und wieder muß ich still die Hände falten,
Wie es dereinst die Mutter mich gelehrt.

Ich träumt' von Menschenrecht und Glück und Wohl
Für alle, die wir Kinder eines Gottes,
Das Glück war falsch, das Recht ward zum Idol,
Kaum gut genug zum Spielball seichten Spottes.
Ich sah ein Eden, hört' ein silbern' Lachen
Und sah des ew'gen Friedens Fahnen weh'n! —
Und nun! seh' ich ein ganzes Heer der Schwachen
Im Alltags-Frohn zermalmt zu Grunde geh'n.

Ich seh' der Arbeit heißen Lebenskampf
Vom Fleiß der Hand, vom Schweiß der Stirne weihen,
Ich höre bei der Hämmer dumpf' Gestampf
Den Proletar nach Glück und Freiheit schreien.
Ich seh' im stolzen Prunkgemach der Reichen
Die Sünde sich auf seidnen Polstern bläh'n,
Ich seh' das Elend durch die Gassen schleichen,
Ich seh' die Not von Thür zu Thüre geh'n. —

Doch deine Welt, o Gott, ist gut und schön
Und beut des Glücks genug auf allen Wegen,
Und deiner Friedensglocken hell Getön
Klingt allen Herzen froh und warm entgegen,
Du hilfst den Armen und beschirmst die Schwachen!
Mitleidzerrissen schluchzt mein Herz zu dir:
O, gieb den Völkern Frieden, gieb Erwachen!
Des Warners Stimme aber, Herr, gieb mir!

Gieb mir der Rede Kraft, des Wortes Macht!
Nicht will der Zwietracht Fackel ich entzünden,
Doch warnen vor der unheilschwang'ren Nacht,
Das Wort der Liebe meinen Brüdern künden!
Gieb meinen Liedern Glut, mit Sturmwindsschwingen
Laß meinen Sang durch alle Herzen geh'n,
Bis lichte Perlen in die Augen dringen
Und Friedensfahnen durch die Lande weh'n! —

Nun dunkelt's schneller, längst versank das Rot
Der Scheidesonne hinter grauen Föhren,
Ein schwarzes Heer von Wolken finster droht,
Der Krähen Schrei will meine Andacht stören. —
So schreit ich vorwärts denn auf dunklen Wegen,
Das Herz so friedlich, komm', was kommen mag:
Ich schau' der Zukunft hoffnungsfroh entgegen:
Zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag! —

Berlin. W. Uhlmann-Bixterheide.

Digitized by Google

Spuk.

Der Herbststurm heult. Die Berge rings
Erbeben, und der entfesselten Gewalt
Jauchzt mein Herz in toller Freude,
Im Glücke neuer Kraft entgegen.
Und mein einsam Haus,
Einsam auf ragender Höhe,
Umfriedet vom düstern, schweigenden Park,
Zittert in Firste und Grund. —
Ich spähe hinaus in Bangen und Nacht.
Des Mondes sanftes Licht
Fällt durch die Bäume des Parks,
Durchs rauschende Zweigwerk der Ulmen und Pappeln,
Auf meiner Beete letzte Blütenpracht.
Samten leuchtet des Rasens weiches Grün,
Zum Teppich gebreitet, drauf der Schatten
Wechselnde Formen spielend gaukeln.
Und drüber schreitet eine ernste Schar,
Nackte Gestalten, herkulischen Leibes,
Schwellende Muskeln, broncefarben die Haut!
Und des Mondes weißes Licht
Spielt auf den seltsamen Leibern.
Stier, glühend ihr Blick,
Und groß wächst der Apfel des Auges
Aus finsterer, beschatteter Höhle.

Und einer steht, mit goldner Krone bekrönt,
Rotflammende Haare ums Haupt,
Gigantisch-groß,
Und eine grüne Schlange windet
Sich um Schultern und Hals —
In seltsamen Farben schillert
Des Wurmes Haut, und glühende Augen
Sprühen in brünstigen Lichtern.
Die Geißel schwingt der König,
Und willig beugt
Schweigend jeder den Nacken,
Und zischend sausen die Hiebe
Aufs broncene Fleisch. — Kein Laut, kein Zucken!
Wunden reißen die Stacheln, — es tropft das Blut,
Und flackernde Flämmchen wehen im Gras . . .
Achtlos gehen die andern, um schweigend dann
Dem Hohen zu nah'n, leichtfüßig und lächelnd,
Und den Nacken zu beugen der gleichen Qual.
Bei jedem Schlage züngelt die Schlange,
Und ihre Augen flammen auf, ihr Leib
Schwillt an in zuckender Wollust —

Still ist meine Seele, und all ihrer Pein
Und ihrer Lüste blutiger Marter
Hat sie nicht Klage. — Es schweigt der Sturm,
Und der Mitternacht grausigen Spuk
Verschlingt vor mir der Finsternis Rachen.

Heppenheim. Wilhelm Holzamer.

Digitized by Google

Frank Wedekind.

Von Arthur Möller-Bruck.
(Charlottenburg.)

Es ist wohl das sicherste Anzeichen des neuen Stils, dem wir entgegenwachsen: In allen Künstlern von Individualität schaltet sich mehr und mehr das Gefühl für eine Technik aus, die nur auf willkürliche, unproportionierte Kontraste, und für eine Form, die nur auf Nuancen hinaus will. Etwas in ihnen drängt sie mit Macht vom Detail weg — zu jenem weiten, umschließenden Kreise hin, der sich wie eine ganze Kulturanschauung um das Kunstwerk legt und die Aussöhnung aller Gegensätze in sich faßt. Schon sehen sie — genau wie die Menschheit der Renaissance — in dem Dasein wieder ein buntes Spiel, in dem sie, unfreiwillig aber bewußt, die Aktoren sind. Eine große Bühne ist ihnen das Leben, auf der Tragik und Komik einander wechselseitig ergänzen. Sie schauen die Dinge nicht mehr auf ihre Widersprüche, nicht auf ihr Positiv und nicht auf ihr Negativ an, sondern nur auf den Lebenstrieb, der dahinter steckt und die Erscheinungen zum Gleichgewicht zwingt. Die Kontraste als solche zu erkennen, war die Aufgabe, die der moderne Sturm und Drang zu lösen hatte — sie wieder zu einer neuen Mischung, zu der besonderen, aus unserer Zeit geborenen Stilharmonie zu vereinen, ward das Ziel der zur Erfüllung Berufenen. Und schon haben sie sich machtvoll zu ihm hin die Bahn gebrochen. Eine gute Wegstrecke, mit Trophäen besteckt, ist bereits zurückgelegt. Starker Daseinswille ist wiedergewonnen und — ich erinnere nur an Klinger und den Grundton der Lyrik Dehmels — eine frohernste Lebensauffassung, vor der die stumpfe Verzweiflung eines hängeköpfigen Pessimismus ebensowenig gilt, wie die Extase eines kopflosen Optimismus, weil sie die organische Vereinigung von beiden liebt: das Dasein und die Lust des Daseins, die noch mit sich selbst, mit ihrem Schmerz und ihrem Glück, lachen gelernt hat.

Digitized by Google

Aber — „das Lachen ist manchmal bitter und höhnisch — ja, sogar grimmig," sagt einer, der vor den Extremen des Lebens noch niemals unterlegen ist und mehr als einmal künstlerisch bewiesen hat, daß er das Maß der Dinge, die ihn angingen, in sich zu finden wußte. Paul Scheerbart nämlich, wenn er sich, anstatt wie gewöhnlich Astralpsychologie zu treiben, zur Abwechslung einmal hinter der ernsten Halbmaske eines bewußten Kulturpsychologen verbirgt — die ihm dann immer noch ulkig genug zu seinem lieben, frohen Gesichte steht! Er bezieht das Citat direkt auf unsere Epoche, diese „Zeit nach Schopenhauer", wie er zu definieren pflegt. Und es muß wohl wahr sein: mit der ihm eigenen kategorischen Gelassenheit hat er wieder einmal ein Stückchen Wahrheit dadurch über alle Zweifel gehoben, daß er ihm die denkbar harmloseste Formel fand. Denn jener zuvor erwähnten breiten Unterströmung, die sich schwer und mächtig durch das innerste Wesen der Gegenwartsentwicklung ergießt, läuft eine zweite, feinere Linie unleugbar parallel. Sicherlich, um dereinst miteinander zu verfließen. Doch vorläufig bahnt sich jede ihren eigenen Weg. Die eine tiefer und unsichtbarer, aber den ewigen Kraftquellen der Menschheit näher. Mehr an der Oberfläche und dem nur flüchtig schweifenden Auge erkennbarer, den Launen des Zufalls unterworfen, die andere.

Ich meine, daß es oft den Anschein hat, als sei jenes lebenswillige Lachen, von dem ich sprach, nur eine Karrikatur des Dionysischen, so recht eigentlich das Lächerliche der Zeit und ihr verzerrtes Grinsen. Eine grausame Täuschung, ein letztes krampfhaftes Aufbäumen vor dem Untergange. In Wirklichkeit wird es wohl nur jener alte Prozeß sein, der sich in der Weltgeschichte ja immer wiederholt: Brüderlich Hand in Hand mit der Renaissance schreitet die Dekadence, gleichsam ihr Beweis und die Ausnahme, die die Regel bestätigen soll. Beide haben in den gleichen Gründen das gleiche Wurzelwerk. Aber über dem Boden, im Taglicht der Praxis trennen sie sich. Die große Selbstverständlichkeit aller Erscheinungen, die bei dem einen eine natürliche und freie Weltanschauung zur Folge hat, setzt sich bei dem anderen in Gleichgültigkeit gegen die Erscheinungen um. Das Zeichen, unter dem diese stehen, ist, daß sie nichts mehr ernst nehmen können: weder das Leben, noch seine Bejahung, noch seine Verneinung, noch — sich selbst! Sie lieben den Genuß nicht um des Daseins, sondern das Dasein um seiner Genüsse willen. Das Augenblickliche ist ihnen alles, das Ewige nichts. So wurde zum Mittel herabgewürdigt, was Zweck sein sollte . . .

Natürlich hat auch dieses Stück der Zeitstimmung in der modernen

Digitized by Google

Kunst seinen Ausdruck gefunden. Aus Frankreich, dem Lande leichterer Kultur, könnte man eine ganze Reihe Namen nennen. Deutschland, der schwere Boden, hat dagegen nur eine — allerdings internationale — Erscheinung hervorgebracht: den Dichter, von dem hier die Rede sein soll: Frank Wedekind.

Ein gewisser Duft von billigem, anrüchigem Parfüm entströmt seiner Kunst. Will man sie mit einem einzigen Worte bezeichnen, so muß man sagen, daß sie durchaus Artistik ist. Für Wedekind bedeutet das Leben keine Bühne, auf der sich Tragik und Komik wechselseitig ergänzen. Für ihn ist es Variété. Er jongliert gewissermaßen mit allem: Triebe, Gefühle, Gedanken, Tiefstes und Seichtestes, Schönstes und Häßlichstes müssen sich zumeist tragikomisch und manchmal ein wenig sentimental kontrastieren. In rasendem Fluge durchschwirren Elend und Glück, Gott, Ewigkeit, Weiber und Sekt die Luft. Man mag nehmen, was man will: die Dramen „Frühlingserwachen“ und „Erdgeist“ — die Pantomimen, Novellen, Gedichte, die er unter dem Titel „Fürstin Russalka“ hat gesammelt erscheinen lassen: immer wird man dies halb affektierte, halb blasierte Gauklerspiel konstatieren müssen, dem die Welt nur Garderobe, Koulisse und Publikum ist. Und zwar gilt das von der Gesamtwirkung geradeso wie von den einzelnen Wesensteilen seiner Kunst.

Da ist die Psychologie, mit der Wedekind Menschen und Menschenschicksale gestaltet! Sie weiß nur von individualisierten Marionetten, die über nichts, als die eigenen automatischen Bewegungen und angemalte Couleurnuancen verfügen! Mit Watte und Schminke ist ihre Plastik erreicht. Man sieht den Draht gewissermaßen, an dem sie tanzen.

Da ist die Technik! die Sprache! Nur auf zwei Effekte, auf Raffinement und Naivität, resp. deren beider Vereinigung zum Grotesken, Ungeheuerlichen, Verzerrtgesehenen, arbeitet Wedekind hin. Das Verfeinstilisierte wie das Stark-menschliche kennt seine Linienführung nicht. Es sind das Momente, die der Vergangenheit und der Zukunft, einer reaktionär archaisierenden und einer evolutionär-experimentierenden Kunst angehören und ihm, der nur im Momentanen lebt, völlig fernstehen müssen. Was ihn reizt, ist das noch Unausgeglichene der Gegenwart, das spezifisch Moderne mit seinem Wirrwarr der Probleme und den überlauten oder überleisen Tönen.

Und da sind endlich die Probleme selbst! Man darf sie eigentlich gar nicht so nennen, da in ihnen überhaupt keine Fragen gelöst werden sollen. Es sind keine Stoffe, in die Licht gebracht wird. Es sind nur

Digitized by Google

Konstellationen von Verhältnissen — aber ich bitte, hier keinen faulen Witz zu wittern! — also: von Verhältnissen, die nach einer vorgefaßten und ganz bestimmten Verteilung von möglichst buntem Licht und möglichst schwarzem Schatten zu extravaganter Wirkung gesteigert werden. Fragt man, zu welchem Zweck? Nun, zunächst wohl nur, um Ulk zu bereiten. Der Menschheit und dem Dichter selbst. Oft dadurch, daß Wedekind diese Menschheit samt ihren Idealen ganz unverfroren anulkt . . . oder auch sich selbst anulkt und seine — „Ideale"!

Man darf dieses letztere Moment nicht außer acht lassen. Es ist für die Beurteilung von Wedekinds Persönlichkeit von gewisser Bedeutung, da sich sehr oft bei der Lektüre seiner Bücher die Empfindung einstellt, als habe eigentlich nur die ehemalige Unerreichbarkeit von Lebensidealen zu der jetzigen Lebensanschauung geführt. Ich wandte vorhin auf seine Kunst die Worte „blasiert" und „affektiert" an; dann sprach ich von einer sentimentalen Tragikomik. Nun scheint mir, daß diese drei Faktoren einen gemeinsamen Ausgangspunkt haben, und daß in ihm zugleich der Schwerpunkt von Wedekinds individuellstem Leben liege: eine starke Entwickelungslinie starb allzu früh ab und eine schwächere, aber noch lebensfähige, mußte mit Putz und Flitter das Fragment zum ganzen ausstaffieren. Die notwendige Folge davon war ein Gefühl der Halbheit, über das nur Ironisierung der Vergangenheit und damit eine bittere Selbstanulkung hinwegtäuschen konnte.

Am häufigsten kreuzt man denn auch diese Sphäre in Wedekinds erster Dichtung, der Kindertragödie „Frühlingserwachen". Sicherlich ist sie in einer Zeit entstanden, in der der Dichter schon den Ernst und das Noch-etwas-ernst-nehmen-können verloren hatte. Aber es ist oft, wie wenn an frisch vernarbten Wunden gerührt würde . . . etwas wie wehe Erinnerung, kranke Sehnsucht zittert vorbei. Freilich — um den Cynismus dann wieder an anderen Stellen um so wilder und zügelloser hervorbrechen zu lassen. Und zwar schon hier mit einer so furchtbaren Macht, daß er sich wie eine ganze Weltanschauung über den Stoff und seine scheinbar unmöglichen Vorgänge breitet. Ich bitte: „scheinbar" unmögliche Vorgänge! Gewiß hat man es mit absoluten Irrealitäten zu thun. Aber dadurch, daß Wedekind sie bewußt ins Übergroße steigert, hebt er auch das Fünkchen Wahrheit, das ihnen im Leben zu Grunde liegen mag, weithin sichtbar hoch, und wir erkennen mit Schaudern, daß es eine Wahrheit ist, an der wir alle einst qualvoll gelitten haben. Nun, da die Zeit vorüber ist, denken wir ihrer gar nicht mehr oder mit sanftem Spott, wie ihn Wedekind selbst hat. Und doch

Digitized by Google

waren diese jungen Leiden einmal schmerzhaft tief in uns, als wir so alt waren, wie diese Knaben und Mädchen, die der Dichter in seinem „Frühlingserwachen" aufmarschieren läßt. Das Buch ist eigentlich die Tragikomödie alles dessen, was man so als Kind, und auch noch als ziemlich großes Kind, über das Leben glaubt und von der Zukunft hofft und fürchtet. Da sind die sehr weisen Ideeen, die Knaben über die Herkunft des Menschen, über Religion, Gott und Unsterblichkeit zu haben pflegen. Da sind kühne Dichterträume, glühender Freundschaftsglaube, erste Liebe u. s. w. u. s. w. Im Mittelpunkt der Handlung steht eigentlich der geschlechtliche Verkehr eines 16jährigen Mädels, Wendla, und eines ebenso alten Knaben, Melchior. Beide befinden sich noch in einer seelischen Verfassung, die halb und halb an den Klapperstorch glaubt. Aber eine schwüle Zufallsstimmung bringt sie zueinander, ohne daß sie es selbst so recht wissen, und löst das Geschlecht in den beiden. Die Folge ist, daß die kleine Wendla sehr jung Mama werden soll, aber schon vorher an den Abortivmitteln ihrer Pfleger stirbt. Melchior dagegen reift infolge dieser ein wenig verfrühten Verheiratung und deren tragischen Folgen zum Manne aus. Ein „vermummter Herr" führt ihn am Ende des letzten Aktes in das Leben ein. Diese Schlußszene ist eigentlich die wichtigste, da sie die Quintessenz des ganzen Stückes enthält. Sie spielt auf dem Kirchhof, am Grabe der kleinen Wendla. Melchior, der einer Besserungsanstalt, in die man ihn wegen seines Frevels gesteckt hat, glücklich entronnen ist, und sein alter Schulfreund Moritz, der sich kurz zuvor aus echt kindlichen Gründen das Leben genommen hat und nun mit seinem Totenschädel unter dem Arme nächtlicherweile zwischen den Leichensteinen herumpromeniert, haben sich getroffen und sind in die denkbar tiefsten Gespräche verwickelt. Natürlich vorwiegend über den Tod! Schon ist Melchior ebenfalls so weit, daß er diesem Leben Adieu sagen möchte, als gerade noch zur rechten Zeit jener vermummte Herr dazwischen kommt und ihn vor einer Überstürzung, die er hinterher im Grabe leicht bereuen könnte, bewahrt. Er nimmt ihn mit sich, nachdem er ihn über mancherlei, was dem Knabengemüte noch dunkel war, aufgeklärt. Freund Moritz dagegen bleibt nichts übrig, als sich an der Verwesung weiter zu wärmen, wie Wedekind sagt. Man wird fragen, was dieser mysteriöse „vermummte Herr" eigentlich bedeuten soll. Nun, ich denke, Wedekind wird den Sinn des Lebens, einen persönlichen Gott in unserem Sinne, durch eine Komödienfigur symbolisieren wollen. Einen Herrn des Daseins, wie wir ihn am Jahrhundertende wiedererkannt haben — morallos und jenseits vom

Digitized by Google

Guten und jenseits vom Bösen. Oder spezieller im Sinne Wedekinds: skrupellos, mit einem Lachen über alles. Brutalität ist es, die Melchior über seine Vergangenheit hinwegsetzt und ihn seiner Zukunft rettet. . . . Übrigens müßten diese letzten Szenen, und auch wohl noch ein paar frühere, wenn sie auf etwas weniger Worte reduziert würden, von großartiger Wirkung sein. Freilich ist das nichts für unsere Theater, die den Ernst nur als Ernst und den Humor nur als Humor gelten lassen können. Derlei Kunst gehört eben aufs Spezialitätentheater, für das Wedekind übrigens auch, soviel ich weiß, sein erstes Stück einmal privatim bearbeitet hat.

Das gleiche gilt von dem „Erdgeist"! Nur daß dieses zweite Drama Wedekinds, wie ja auch die Leipziger Aufführungen bewiesen haben, noch bedeutend dramatischer, bühnenfähiger ist! In ihm ulkt Wedekind eigentlich die Praxis jener Lebensbejahung an, die er in „Frühlingserwachen" seinem kleinen Melchior eintrichtern läßt. Hatte er dort die Bedingungen zum Leben, zum Lebensgenuß mit dem Gewande der Lächerlichkeit angethan, so verfuhr er hier noch frivoler mit den Faktoren dieses Lebens selbst — vor allem mit dem Hauptfaktor: der Liebe, dem Geschlechtskampf. Oder vielmehr nicht dem Geschlechtskampf, dem Sieg vielmehr, dem unabwendbaren Sieg des Weibes über den Mann und dem ewigen, vergeblichen Versuch des letzteren, dem Weibe doch noch zu entrinnen; obwohl er innerlich ganz genau weiß, daß es ein fruchtloses Ringen ist! Natürlich nimmt Wedekind wiederum keine der beiden Parteien ernst oder gar tragisch. Adam und Eva sind ihm Faktum, nicht Problem. Ihn interessiert nur an den beiden, was für Kostüme sie gerade tragen und in welchen speziellen Allüren sie sich bewegen. Daß sie ihnen auf jeden Fall äußerst komisch stehen müssen, weiß Wedekind von vorneherein. Gerade so wie der Mann, resp. die diversen Männer in dem Drama ihre Schellenkappe tragen, trägt Lulu, die Heldin dieser Männer und des Stückes, ihr Pierettehütchen; nur etwas graziöser und mit selbstbewußter und deshalb um so reizvollerer Pose. Und so bricht sie denn die Energie von so'n paar Ehegatten und richtet sie lächelnd zu Grunde; daneben noch ein paar andere jüngere und ältere Herren, die sich in ihr Frätzchen vergafft haben. Der eigentliche Inhalt des Dramas und zugleich seine herbste Passage ist der schnelle Freiheitskampf des Dr. Schön — des einzigen Mannes, den diese Lulu noch relativ geliebt hat. Er hetzt andere auf, nur um diese Fesseln von sich abzustreifen. Sie soll seiner satt werden. Soll ihn selbst anekeln. Aber all das hilft zu nichts: etwas in ihm bleibt ihr verfallen.

Digitized by Google

Und endlich, als er hat sehen müssen, daß auch sein eigener Sohn in ihre Netze geraten, da rafft er sich auf und will der Affaire gewaltsam ein Ende bereiten, aber der Konflikt endet umgekehrt so, daß sie ihm die Waffe, die er schon auf sie gerichtet hat, entreißt und ihn selbst niederknallt. Man sieht: ein wenig Hintertreppenromanwirkung. Aber sicherlich von Wedekind mit Bewußtsein herausgearbeitet. Gerade so wie „Frühlingserwachen" mit Absicht übergrotesk schloß, sollte sich auch der „Erdgeist" auf seinen letzten Seiten zu einer komischen Verzerrung steigern, durch die dann die Tragik vollständig aufgehoben wurde, und die Schwere der Handlung possenhaft erschien. Bevor nämlich der entscheidende Schuß fällt, sieht Dr. Schön, selbst unbeobachtet, hinter einer Tapete die unmöglichsten Menschen in dem Boudoir seiner Frau. Alle sind sie in diese Lulu verliebt: außer dem erwähnten jungen Schön eine hermaphroditische Frauenrechtlerin, ein Zirkusmensch u. s. w.; ja, sogar ein grüner Gymnasiast. Damit ist dann natürlich die Persönlichkeit Schöns, die zwar nicht subjektiv vom Dichter, aber doch objektiv vom Leser aus hätte tragisch wirken können, um jeden ernsten Effekt gebracht. Freilich ist der Komödieneffekt dadurch nur um so größer! Trotzdem läßt die Gesamtwirkung des Drama die Empfindung eines starken Stückes realer Natur und damit auch reiner Kunst zurück. Ein größeres Stück, als „Frühlingserwachen". Es mag das daher kommen, daß der „Erdgeist" die erlebteste Dichtung Wedekinds ist, während die Kindertragödie einer Erinnerung nachgedichtet wurde. Der erstere ist aus galliger Selbstironie herausgeschrieben, die letztere entstand, um die „anderen" anzuulken.

Diese beiden seelischen Verfassungen, aus denen sich schließlich der ganze Wedekind zusammensetzt, finden sich auch in den Gedichten, die er geschrieben hat, wieder. Freilich kommt künstlerisch nur der unpersönliche, objektivere Teil derselben in Betracht, da alles, was sich an subjektivem findet, bis auf einige wenige Ausnahmen belanglos und durchweg in Epigonenform gehalten ist. Um so wertvoller sind dafür die anderen. Mit Lyrik haben sie freilich eigentlich nichts zu thun. Sie sind durchaus als Couplets gedacht. Allerdings als sehr modernisierte Couplets, die mit dem entsetzlichen, trivialen Singsang, wie er, in Deutschland wenigstens, noch immer herrscht, überhaupt nicht zu vergleichen sind. Vor allem sind sie nicht gemacht, sondern gedichtet. Alle! ausnahmslos! Mögen sie die simpelsten Einfälle oder das verrückteste Zeug behandeln! Erotisch sind sie natürlich immer. Und da Wedekind in diesen Gedichten erklärlicherweise größeren Spielraum hat

Digitized by Google

und er seine Launen nach Herzenslust austoben kann, ist der Cynismus denn auch noch bedeutend krasser, als in den Dramen. Er wird sogar an einer Stelle so „cynisch", daß er — Hundeliebe besingt. Man höre:

„Es waren einmal zwei Hunde,
Wie war das Herz ihnen schwer;
Sie liefen wohl eine Stunde
Hintereinander her . . ."

Da! und so weiter . . . Aber man lese diese neuen Balladen. Und dann denke man sie sich vom Brettl herab gesungen!

Es giebt einen deutschen Künstler, an den man da oft erinnert wird: Thomas Theodor Heine, der ja auch im Simplicissimus manches Gedicht von Wedekind illustriert hat. Vielleicht kann man sagen, daß beide ihre Stoffe mit ähnlichen Mitteln und einer verwandten Technik herausarbeiten. Dann haben sie auch oftmals die gleichen Vorwürfe. Die gleiche Vorliebe für alles Lächerliche, Abstruse. Aber was Heine wieder von Wedekind trennt, das ist der tiefe, sittliche Hintergrund, den er, wie noch alle großen Satiriker, hat. Er zeichnet seine Bilder, in denen er die moderne Bourgeoismoral und die tausend Sünden und Schwächen der Gesellschaft geißelt, aus einem gewissen sozialen Gerechtigkeitsinstinkt und Wahrheitsfanatismus heraus. Der Haß gegen alles Verkrüppelte, Kleinliche läßt sie entstehen. Bei Wedekinds Kunst dagegen fällt dieses Moment vollständig fort. Er kennt überhaupt keine ethischen Ziele. Vor allem ist er frei von jeder Tendenz. Im Gegensatz zu Heine, der sich nur innerhalb des Kreises künstlerisch ausleben darf, den ihm sein demokratisches Gewissen gezogen! Infolgedessen ist denn auch Wedekind wohl der freiere, dichterischere von beiden. Heine mag der größere Künstler sein — gewiß! Aber er ist abhängig von dem Milieu seiner Zeit, während Wedekind wohl frei darüber verfügt. In dessen Dichtungen lebt ein gewisser anarchistischer Zug, der instinktiv, aber sicherlich unbewußt, ins Große will. Ich sagte zu Anfang, daß Wedekind zu denen gehöre, denen das Augenblickliche alles, das Ewige nichts ist. Das schließt aber nicht aus, daß er in seiner Kunst zuweilen Töne anschlägt, die, wenn sie auch Mißlaute sind, doch Ewigkeitsfärbung haben. Man findet dieses Phänomen ja auch in weit stärkerem Maße bei Künstlern wie Rops und Przybyszewski, die sich ja gewiß nicht mit einer Natur wie Wedekind decken, aber doch verwandter Art sind. Vor allem ist ihnen allen derselbe Ausgangspunkt gemeinsam: jene spezifisch moderne Kulturanschauung, von der ich sprach. Bis zu welchen komischen Dimensionen sich diese

Digitized by Google

dann zu erheben vermag, das bedingt hinterher den persönlichen Wesens- und den künstlerischen Wertunterschied, der die Monumentalität ihrer Erscheinungen bedingt. Vielleicht wird man die „Ewigkeitsfärbung“ speziell bei Wedekind dereinst deutlicher erkennen, wenn jene beiden Strömungen, die, wie ich am Eingange sagte, durch Leben und Kunst unserer Zeit gehen, und von denen Wedekind die eine repräsentiert, sich vereinigt haben werden. Und sollten wir im Drama nach der Schlaf-Hauptmann-Technik, die ja doch nur Vorbereiterin sein kann, noch einmal die ersehnte, große Bühnendichtung bekommen, so wird man litterarhistorisch sicherlich auch auf Wedekind, als einen sehr wesentlichen Entwicklungsfaktor, zurückgreifen müssen; schon weil er in unseren Tagen der einzigste war, der mit seinen Stücken der konsequent naturalistischen Dramatik von einem neuen und absolut entgegengesetzten Standpunkte aus operierte. In seiner extravaganten Psychologie, in der wirren Anordnung seiner Szenen, in den absonderlichen Spracheffekten seiner Dialoge und auch in der Wahl seiner Stoffe liegt etwas, das an das altenglische Drama aus der Zeit vor Shakespeare erinnert. Wedekind selbst wird diese seine Vorzüge, die ganz gewiß von sympathischer Bedeutung sind, niemals zum großen, innerlich und äußerlich einheitlichen Kunstwerk zusammenschweißen können, weil er eine Persönlichkeit ist, die das Leben von sich weg und nicht zu sich hin erzog . . .

Die Waldseelen.

Von Bruno Wille.
(Friedrichshagen bei Berlin.)

III.

Der Wachholderzweig.

„Guten Abend, Herr Förster!“

„'n Abend! Ei Sie sind's, Herr Doktor? So spät?“

„Habe mich ein wenig verplaudert. Dieser Wachholderbaum wollte mir weiß machen, er habe eine Seele. Was meinen Sie dazu?“

Digitized by Google

Der Förster stutzte, starrte mich an und paffte aus seiner Pfeife. Sein Dachshündchen schnupperte an meinem Bein. Plötzlich ging dem Manne ein Licht auf — seine Augen kniffen sich klein, und unter dem dicken Barte zuckte ein Grinsen. „'ne Seele? Jä — da müssen Se schon beim Herrn Pastor fragen — dei versteiht dat bäter!"

„Wieso denn? Sie als Waldmensch verstehen sich doch auf das Pflanzenzeug!"

„Dat schon! Aber nich auf Seelen — die hernach zwei Flügel haben — un mit die Engels . . ." Er sah mich verlegen schmunzelnd an.

„Ach wo! Das ist eine Katechismusseele! Die meine ich nicht! Ich meine, ob so ein Wachholderbaum wohl was fühlt. Passen Sie mal auf . . ." Ich zog mein Messer und suchte mir einen hübschen Zweig.

„Fühlt nix!" meinte der Förster.

„So? Woher wissen Sie das?"

„Zuckt ja nich!"

„Zucken thut er freilich nicht. Aber — kennen Sie die Mimose? Die kann zucken. Wenn man die anrührt, falten sich die Blättchen zusammen — als ob eine Schnecke die Fühler einzieht."

„Habe von gehört. Aber 'ne Schnecke, die is doch anders. Die kriecht! Un erst so'n Hase, der macht, daß er fortkommt! Oder 'n Fisch, der geht gleich auf 'n Grund!"

„Sie meinen, weil der Wachholder nicht fortläuft, wenn man mit dem Messer drankommt? Aber muß denn alles, was 'ne Seele hat, gerade laufen können? Eine Lebensweise paßt eben nicht für alle Wesen! Denken Sie mal, wenn nun der Fisch sagen wollte: Die Menschen haben keine Seele; sie können ja nicht einmal unter Wasser bleiben!"

„Jä — wi möten doch Luft hebben!"

„Na, sehen Sie! Und der Wachholder muß die Wurzeln im Boden lassen; sonst würde er ja verwelken!"

Ich hatte den Wachholderzweig abgeschnitten, betrachtete ihn und fragte: „Hat's weh gethan?"

Der Zweig schüttelte sich, verstohlen kichernd. Ich blickte den Förster an — er merkte nichts.

„Na, Herr Förster, wollen Sie mich mitnehmen?" Und wir gingen.

Digitized by Google

„Warum lachtest du eigentlich?“ raunte ich dem Zweige zu.

„Über den Förster! Nun verlangt ihr Menschen wohl gar, wir sollen umherhumpeln wie Hasen? Sonst wollt ihr nicht an unsere Seele glauben. Das fehlte noch! Nein, wir lassen die Wurzeln hübsch im Boden — haben's ja nicht nötig, uns umherzutreiben. Der Hase freilich, wenn der wo die Kräuter abgefressen hat, muß er weiter. Wir Gewächse dürfen getrost stehen bleiben. Sonne, Luft und Regen strömen uns zu, und unsere Wurzeln erstrecken sich in die Tiefe und Breite, sodaß sie immer neue Nahrung finden. Hätten es Tiere und Menschen so schön, sie brauchten sich nicht umherzutreiben und hätten Wurzeln statt der Beine. Wollten wir aber wie der Förster denken, ihm könnten wir die Seele abstreiten, weil er keine Wurzeln schlägt, sondern haltlos hin und herschweift.“

„Schon gut, lieber Zweig! Der Förster ist für mich nicht maßgebend.“

Wieder zum Förster wandte ich mich: „Also, weil der Wacholder sich nicht fortbewegt, soll er keine Seele haben? Aber Sie wissen doch, auch Pflanzen bewegen sich von selber?“

„Da haben Se woll recht! Jä — wenn man so die Blüten sieht — wie sie sich nach der Sonne drehen — un manche schließen sich nachts wie Augen . . . Jä — bewegen thun sich die Pflanzen! Ich meine man bloß, laufen können se nich.“

„Nun will ich Ihnen aber mal was erzählen, Herr Förster! Denken Sie sich 'ne Bretterwand. Auf der einen Seite wächst ein Busch — es war eine ausländische Pflanze. Der Busch hat nicht genug Wasser. Auf der anderen Seite der Wand aber fließt ein Bach. Was thut nun der Busch? Nach fünf Jahren steht er auf der anderen Seite, am Wasser. Ist richtig unter der Bretterwand — durchgekrochen!“

„Durchgekrochen? Ach nee!“

„Was denn sonst? Seine Wurzeln haben sich unter der Bretterwand nach dem Wasser hin erstreckt und hier neue Schossen getrieben — die sich kräftig entwickelten — die alte Blätterkrone aber starb allmählich ab.“

„Ja, so! Kriechen is doch eigentlich was anderes!“

„Sind nicht die Wurzeln wie Schlangen gekrochen und haben die Blätterkrone mitgenommen?“

„Aber nich die alte Blätterkrone — 'ne neue haben sie getrieben! Die Schlange aber nimmt ihren ganzen alten Körper mit.“

Digitized by Google

„Na gut! Es giebt aber auch Pflanzen, die genau wie Schlangen sich dahinschlängeln. Die Sporen vieler Algen sind es — die bewegen sich lebhaft und anscheinend mit Willkür — wie Tiere!“

„Sind vielleicht auch Tiere!“

„Jedenfalls werden Pflanzen draus. Sie haben aber recht, hier verwischt sich der Unterschied zwischen Pflanze und Tier.“

Nachdenklich schritt der Förster neben mir her. Nach einer Weile lachte er kurz auf und schmunzelte.

„Na, Herr Förster, was giebt's denn?“

„Mir kommen so dolle Gedanken! Wenn nu die Pflanze 'ne Seele hat — un meine Leute schlagen Holz — un so 'ne Seelenkiefer zuckt auf einmal — un zieht die Wurzeln raus un rennt weg, haha — un meine Leute hinterher — un da dreht das Seelenbiest sich rum un — haut mit die Zweige um, un brüllt — haha!“

Ich lachte mit. Der Wachholderzweig aber meinte: „Bah! Nun sollen wir gar noch brüllen! Na ja — grob muß man diesen Menschen kommen. Wenn wir bloß säuseln, glauben sie nicht an unsere Seele. Seelenbrüller muß man sein!“

„Sehen Sie, Herr Doktor,“ fuhr der Förster fort, „wenn ich so was mal erlebte — da hätten Sie recht — mit Ihrer Seele!“

„Ich? Meinen Sie etwa, ich wollte behaupten, die Pflanzen hätten eine Seele? Nein, ich wollte bloß sagen, wer die Eigenbewegung für ein Zeichen von Seele hält — ich selber denke nicht so — der muß den Pflanzen Seele zuschreiben.“

„Jä! Wenn nu aber die Kiefern — wie gesagt — wenn sie hauten — und brüllten?“

„Das wäre allerdings bedenklich!“

„Ei, ei, Merlin!“ warf der Wachholderzweig spöttisch ein. „Solche Pflanzen also hieltest du für eine Art Tier und schriebest ihnen fühlende Seele zu? Und fragst nicht erst, ob sie Nerven haben? Denke doch an die Nerven und das Hirn! Nur wer so was hat, kann ja wohl bewußt sein? Und doch willst du jetzt nervenlose Bäume für beseelt halten — bloß weil sie mit Geschrei sich zur Wehr setzen?“

„Wenn man sich die Sache überlegt,“ fuhr ich fort, „so bedeutet freilich das Schreien nicht viel. Was wäre schließlich an einer schreienden Kiefer Besonderes? Schreien ist einfach eine Bewegung. Schreien würde die Kiefer, hätte sie eine Lunge, die sich stoßweise bewegt. Nun haben die Kiefern zwar eine Art Lunge — sie atmen — aber nicht stoßweise pumpen sie die Luft aus.“

Digitized by Google

„Das haben sie eben nicht nötig!“ bemerkte der Wachholderzweig. „Wozu sollte die Pflanzenlunge eine Stimme ausbilden? Ja, beim Reh — da thut Stimme not. Es muß locken, warnen, Hülfe rufen. Doch ich und meine Geschwister — wir wurzeln fest im Boden — wozu sollten wir schreien? Bei uns würde kein Schreien helfen!“

„Un doch, Herr Doktor! Schreiende Pflanzen müßten 'ne Seele haben! Ich will ja nich sagen, was nich schreien kann, hat keine Seele — nee! Aber wenn die Kiefern, wenn sie schreien könnten — un obendrein noch prügelten — da müßten se doch was fühlen!“

Mit verhaltenem Spotte nickte der Wachholderzweig! „Ja, ja! So seid ihr Menschen! Recht menschenähnlich muß man sein — sonst hat man keine Seele! Warum soll nun gerade Schreien und Schlagen eine fühlende Seele anzeigen? Schreien und Schlagen sind Bewegungen. Genügen denn nicht die Bewegungen der Wurzeln, Ranken und Blüten? Bewegung ist doch Bewegung!“

„Schreien und Schlagen“, warf ich ein, „wären aber zweckmäßige Bewegungen, die auf ein geistiges Leben schließen lassen.“

„Und die Bewegungen der Wurzeln, Ranken und Blüten, sind die etwa nicht zweckmäßig?“ versetzte der Zweig.

Da hatte er nun wieder recht! Überhaupt, dieser Zweig — so schlicht er sich auch gab — ein richtiger Philosoph!

„Rrrr — wuff!“ machte der Dachshund und hastete mit eingeklemmtem Schwanze im Bogen an einer Gestalt vorbei, die im Dunkel am Fließe kauerte. Eine struppige Hexe — die hageren Arme schwangen einen Besen. Eine alte Weide war's! Sie schnitt dem scheuen Tiere Grimassen und hetzte heimlich: „Kß — kß!“

„Ruhig, Waldmann!“ sagte der Förster. Dann wandte er sich zu mir: „Der dämliche Hund denkt jetzt, die Weide hat 'ne Seele! Un sie hat doch keine!“

„Und warum denkt der Hund so?“

„Na — weil sie im Dunkeln so hockt wie 'n Mensch!“

„Hat denn aber der Hund nicht einen richtigen Grundgedanken dabei? Schließen wir nicht alle von der äußeren Gestalt auf das Innere? Der Hund macht es auch so — bloß, daß seine Einbildungskraft schon durch eine plumpe Ähnlichkeit gepackt wird und nun gleich menschliches Wesen in das Ding hineinbildet.“

„Wenn Sie es nu aber auch so machen, wie der Hund? Un sich bloß einbilden, die Pflanzen hätten 'ne Seele?“

„Gut, Herr Förster! Und wenn auch Sie sich bloß einbildeten,

Digitized by Google

ich — diese Gestalt hier — hätte 'ne Seele? Woher wissen Sie denn, daß ich eine habe? Was Sie von mir wissen, ist ja nur das Äußere! Von meinem Innern können Sie nur Einbildungen haben!"

„Nu brat mir eener 'n Storch!" brummte der Förster.

„Ich will nicht sagen, Sie bilden sich was Falsches ein; es giebt ja auch richtige, wahre Einbildungen. Aber jedenfalls machen Sie es geradeso wie der Hund. Vom Äußeren schließen Sie auf das Innere — in mich bilden Sie eine Seele hinein, nach Art Ihrer eigenen Seele — einfach, weil ich so aussehe und mich so benehme, wie Sie! In den Hund bilden Sie zwar nicht dieselbe Seele hinein, doch eine ähnliche. Fisch und Krebs lassen Sie auch noch als beseelt gelten — obschon Sie deren Innenleben weit weniger verstehen. Diese Tiere schreien eben nicht, wenn man ihnen wehthut. So machen wir uns nicht viel daraus, lebendige Krebse in siedendes Wasser zu werfen. Noch weniger kann man sich in eine Auster versetzen — die zappelt nicht mal . . ."

Der Förster nickte lachend: „Un da thut man Citrone drauf un schlürft sie mit Wein runter!"

„Na, sehen Sie! Und in die Pflanzen versetzen wir uns wohl nur deswegen so schwer, weil ihr Inneres in seltsamer Art sich äußert — weil ihre Seele eine fremde Sprache spricht."

„Recht so, Merlin!" frohlockte der Zweig. „Nun bist du nicht mehr wie die Bauern, die im braunen Reiter mit den Schlitzaugen und der fremden Sprache nicht den Menschen erkennen wollten!"

„Ja, mein lieber Wachholderzweig," versetzte ich etwas gereizt, „das ist alles ganz schön, was du mir da orakelst — und du bist ein Pfiffikus, das habe ich längst gemerkt. Nur eins verstehe ich nicht. Mag in deinem grünen, stachligen Leibe eine Seele wohnen — gut! Dann ähnelt sie etwa einer beschränkten Tierseele! Aber philosophieren, das kann sie nicht! Das machst du mir nicht weiß!"

Der Wachholderzweig schwieg beleidigt.

„Nun zeige deine Dialektik, grüner Philosoph!"

Er aber blieb stumm.

„Heda!" rief ich und schüttelte den Zweig. „Antworte! Siehst du wohl, du kannst nicht! Prahlhans, der du bist! Flunkerei . . ."

Die Hand des Försters legte sich auf meine Schulter. „Was is denn los?"

Ich blickte ihn verdutzt an.

Digitized by Google

„Donnerwetter! Jetzt sehen Se woll Gespenster — wie eben mein Waldmann?“

„Wahrhaftig! Mir war, ich hörte den Wachholderzweig deutlich reden!“

„Da sind Se woll so'n Spökenkieker?“ lachte der Förster. „Na, denn man gute Nacht, Herr Dokter! Ich muß nu hier links. Geh'n Sie man immer geradeaus!“

„Gute Nacht, Herr Förster!“

IV.

Der Schädel.

Ich erwachte — es war, als habe jemand zu mir gesprochen.

Doch einsam war's, wie sonst, um mich. Vor dem Fenster knarrten Baumäste im Nachtwinde.

Ein Strahl des Mondes stahl sich durch den Vorhang. Wie ein Glühwürmchen glimmerte er auf dem glatten Schädel, der auf dem Schreibtische lag. Der Schädel diente zum Beschweren loser Papiere — seit seine phrenologische Bemalung mir wertlos geworden war.

Daneben blinkte mein Mikroskop.

Auch über den Wachholderzweig, der in einer Vase stand, verbreitete sich der bläuliche Dunst.

Da lodert er nun wie eine Schwefelflamme, der Sprößling des Waldpropheten! Und auch seinen Vater, die dunkelgrüne Säule draußen im einsamen Forste, umfließt jetzt das Silberlicht . . .

Doch nein! Wenn kein Auge den Wachholderbaum sieht, hat er ja keine Farbe, keine Form. — Was bleibt da von ihm übrig?

Noch jüngst wußte ich nichts zu nennen. Nun hat sich doch schon belebt die Öde des Dinges an sich. Nun ahne ich — ja, so wird es sein — für sich ist der Wachholderbaum eine Seele — die empfindet, fühlt, begehrt. Und so besteht der ganze Wald aus Bewußtseinsfackeln — wenn sie auch nur schwelen . . .

„Ich schwele nicht!“ sprach auf einmal der Wachholderzweig in der Vase; „bin eine lodernde Seelenfackel!“

„Geht das Pflanzengerede wieder los? Na — meinetwegen! Sehen wir zu, was dabei herauskommt! — Also, Seelenfackel! Daß du eine bist, bestreite ich ja nicht. Daß du aber philosophieren kannst, ist eine ungereimte Prahlerei. Wärest du je dazu fähig gewesen, so müßte dir jetzt die Lust vergehen. Bist ja ein abgerissenes Glied.

Digitized by Google

Von deiner Nahrungsquelle, der Wurzel, getrennt, mußt du verhungern, verdorren. Und so kann in deiner Zellenseele allenfalls die dumpfe Empfindung des Absterbens leben — sonst nichts."

„Was zu dir spricht," versetzte der Zweig feierlich, „ist mehr denn ein verwelkendes Glied. Und mein Vater, wie er im Walde sich dir offenbarte, ist mehr denn Zellenseele. Wir sind ein Gedanke Pans!"

Ich mußte lächeln. „Ein Gedanke Pans? Mir scheint vielmehr, wie du da redest, bist du ein Gedanke von mir — ein bloßes Eingebilde — ebenso wie das Gespräch mit deinem Vater nur in meiner Einbildung sich abspielte."

„Hem, hem!" räusperte sich auf einmal der Schädel. „Ganz meine Ansicht, lieber Doktor! Wir Psychologen lassen uns kein X für ein U machen. Und ich an Ihrer Stelle würde diesen grünen Prahlhänsen . . ."

„Aber," unterbrach ich die vorlaute Einmischung, „da hört doch alles auf! Nun soll ich gar einem alten Knochen Rede stehen! Was weiß denn dieser Schädel überhaupt von meinem Gespräch im Walde? Er war doch nicht dabei!"

„Erlauben Sie, lieber Doktor! Die Akten! Die Papiere, die ich hier halte! Sie selbst haben den Vorfall ja protokolliert! Und ich habe die Akten studiert — gewissenhaft — mit Scharfsinn . . ."

„Du warst also indiskret!"

„Ah — bewahre! Ich bitte Sie, mein Lieber! Sie haben ja eigenhändig die Akten mir anvertraut! Auch wollte ein langjähriger Freund und Fachkollege wie ich . . ."

„Fachkollege? Na weißt du — deine Phrenologie . . ."

„Phrenologie," unterbrach mich gereizt der Schädel, „kommt hier gar nicht in Betracht! Die würde ich überhaupt nicht zum Besten geben einem Manne gegenüber, der einmal geäußert hat . . . Doch lassen wir das! Ich rede hier lediglich als Psychologe — und verdiene nichts weniger als Ihren Tadel — da ich den psychologischen Schlüssel Ihres phantastischen Abenteuers im Walde — gefunden habe!"

„Ei, ei! Und das wäre? Nur her mit dem Schlüssel!"

Mit wichtig thuender Miene überlegte der Schädel — wobei er an meiner Spannung sich zu weiden schien. „Herr Doktor," begann er, „ich weiß, das Gespräch mit dem Wachholderbaume hat einen tiefen Eindruck auf Sie gemacht. Wenn Sie es auch mit Recht für bloße Einbildung erklären — semper aliquid haeret! Ist es nicht so?"

Digitized by Google

„Ich leugne es nicht," erwiderte ich. „Wie eine Offenbarung hat mich der Gedanke berührt, die Pflanzen seien beseelt. Und je mehr ich seitdem darüber nachsann, desto reicher drängten sich Bestätigungen herbei."

„Recht so, Merlin!" nickte der Wachholderzweig.

„Ich dachte es mir," meinte der Schädel mit der Überlegenheit eines Arztes. „Und nun beantworten Sie mir gewissenhaft eine weitere Frage: Hat das Problem der Pflanzenseele Ihr Nachdenken schon vor der Unterredung mit dem Wachholderbaum beschäftigt?"

„Interessiert hat mich die Frage längst!"

„Interessiert! Das genügt! Wer sich für ein Problem interessiert, denkt immer darüber nach — wenn auch unbewußt. Es ist Ihnen ja bekannt, Herr Doktor, welche Rolle die moderne Psychologie den unbewußten Geistesvorgängen einräumt. Einem Theater läßt sich der Geist vergleichen. Seine Vorgänge spielen sich nicht sämtlich vor dem Zuschauer, im Lichte des Bewußtseins ab; ein Teil bleibt hinter den Kulissen. Zu diesen versteckten Schauspielern gehören werdende Ideen, Gedanken, die in der Bildung begriffen sind. — Nun hat die Frage, ob die Pflanzen beseelt, Ihr unbewußtes Nachdenken längst beschäftigt, wie Sie ja zugeben. Und jetzt kommt meine These: Die Ergebnisse Ihrer heimlichen Gedankenarbeit traten plötzlich — beim Anschauen des Wachholderbaumes ausgelöst — hinter den Kulissen hervor in das Licht des Bewußtseins — und vollführten auf der Bühne ihr Drama. Ein Märchendrama wurde es — Ihrer dichterischen Stimmung angemessen, lieber Doktor! Daß Sie Dichter sind, werden Sie ja nicht leugnen ... Na also! Da haben Sie den Schlüssel zum Verständnis Ihrer — sagen wir Pflanzen-Spukgeschichte! Und nun sehen Sie wohl, auch ein alter Knochen — wie Sie sich auszudrücken beliebten — versteht Psychologie!"

„Alle Achtung, mein werter Schädel! Das ist allerdings eine wackere Erklärung! Ein subjektiver Gedankengang hat sich traumhaft objektiviert — in der That, das leuchtet ein!" —

„Und nun weiter, lieber Doktor!" fuhr der Schädel eifrig fort, „bemerken Sie, wie folgerichtig aus dieser Deutung sich der jähe Abbruch Ihres Gesprächs im Walde ergiebt? Ihre unbewußte Überlegung stieß auf den Einwand: Wenn die Pflanzen eine Seele haben, so ist diese doch nur sehr dürftig entwickelt! In diesem Momente gestanden Sie sich: Einem Wachholder darf man keine tiefsinnigen Reden zutrauen! Und da hatte der Traum sich selbst widerlegt und — mußte vergehen."

„Ich verstehe! Mein Traum beging gleichsam Selbstmord — ich

Digitized by Google

erwachte zum ſtrengbegrifflichen Denken — der Prophetenſchein des Wachholderbaums zerrann. — Wenn ich mein Erwachen aus der Märchenwelt doch ein wenig bedaure, ſo trägt mein Dichterherz die Schuld — das zarte Seelchen! Doch es wird einigermaßen verſöhnt ſein, nun ich zugebe, daß immerhin ein Bewußtſein in den Pflanzen wohnt — wenn es auch gering entwickelt iſt und wenig verſtändliche Formen hat."

„Ach was — Bewußtſein!" meinte der Schädel wegwerfend. — „Nehmen Sie mir's nicht übel — nicht übel — ja hum . . ." Ich hörte ein Brummeln — unverſtändlich. Es ging in Raſpeln über — als ob jemand mit einer Säge . . . rach — rach — rach — rach . . .

Hup! Ich fuhr empor . . . Bleich dämmerte der Morgen zum Fenſter herein. Noch halb verſchlafen zwitſcherte die Haubenlerche. Im Zimmer war alles ſtumm. Nur meine Taſchenuhr tickte.

Geträumt hatte ich — und zuletzt geſchnarcht!

Zum Fall Diefenbach.

Offener Brief an Michael Georg Conrad.

Geehrter Herr!

Wieder ſpukt durch die „Kloake" der geſamten Preſſe Deutſchlands die verzerrte Geſtalt des ſagenhaften Heilandtums: „Diefenbach in Konkurs", „Diefenbach belogiert", „Diefenbach unter Kuratel" widerhallt es allerorten, und die tauſend ſchlummernden Vorurteile gegen den „Schwindler" und „Narren" wuchern zu blühendem Hohn und Verachtung empor. „Wie Kenner der Verhältniſſe längſt vorausſahen", fand das Heldentum des todesmutigen Vorkämpfers gegen Elend und Verbrechen unſerer entarteten Zeit einen „verdienten" Lohn, und die „Humanität" des XIX. Jahrhunderts kann ſich ruhig auf das ſtolze Bewußtſein betten, daß ſie die traditionelle Macht der vorzeitlichen Geſchlechter, die mit Sokrates und Chriſtus ſtets den Sieg über die anmaßende Erſcheinung des reinmenſchlichen Erlöſertums davongetragen, echt und ebenbürtig bewahrt habe. —

Digitized by Google

„Effenbach*) ist ein Verschollener. Er hat sich vor ein paar Jahren müde, abgehetzt und krank vom hauptstädtischen Schauplatz in einen Steinbruch zurückgezogen, wie ein totwundes Wild, das im Wald einen Unterschlupf zum Verenden sucht. Vielleicht haben Sie meine Andeutung überhört. Wie's heute um den Maler Effenbach steht, weiß ich selber nicht. Welch ein unzeitgemäßer Mensch! Stellen Sie sich vor: er lebt im Lande des berühmten Bieres — und begnügt sich mit der schmalen Pflanzenkost des strengsten Vegetarianers; er lebt in der Künstlermetropole, wo die vertraktesten Modebilder in den Straßen herumlaufen und die Künstler in ihrer Tracht sich der sterilsten und geschmacklosesten Schneiderphantasie unterwerfen, um vor dem herrschenden Philister- und Geckentum nicht aufzufallen — und kleidet sich in ein schlichtes, wollenes Kuttengewand wie ein Mönch; alle Welt verbummelt die heiligen Sonntage so sündhaft und vergnügt wie möglich — und er sammelt seine Gedanken bei den Verachteten und Verlassenen und hält Vorträge über die Quellen des menschlichen Elends; alle Welt liegt auf den Knien vor dem goldenen Kalb und kankaniert den Narrentanz nach Luft, Reichtum und Ehre — er steht hochaufgerichtet da in seiner Armut und apostolischen Reinheit, beschäftigt sich mit dem Leid der anderen und erstrebt nichts, als daß man ihn unbehelligt seinen uneigennützigen Beruf als Menschheitsfreund erfüllen lasse. Heilandhaftigkeit eines Neu-Nazareners im Lande der alleinseligmachenden Maßkrüge! Wo sogar die himmelragenden Türme der Metropolitankirche zu „Unserer lieben Frau" die Form von Riesen-Maßkrügen haben. Erlösung dem Erlöser! Die anderen besorgen sich ihre Erlösung auf ihre Weise. Durch die Jahrhunderte spottet's vom Jordan zur Isar herüber: Wenn Du ein Gott bist, so hilf Dir selbst und steig herab vom Kreuze! Und Effenbach schleppt seinen Kreuzbalken .... Dabei arbeitet er im stillen rastlos an der Vervollkommnung seiner Kunst, denn er ist ein genial veranlagter Maler, und verschmäht es, sich mit seinen Studien der Öffentlichkeit aufzudrängen. Seine Kunstgenossen sehen ihn über die Achsel an. Welch ein unzeitgemäßer Mensch, nicht wahr? Nein, mehr als das: ein Phantast, ein Narr, ein Unfugtreiber, ein polizeiwidriges Subjekt! Ja, ja. Wiederholt ist er seiner Kleidung und seiner Lebensweise wegen vor Gericht zitiert und des öffentlichen Unfugs angeklagt worden. Natürlich! Wo er sich blicken ließ, in unserer gebenedeiten Biermetropole und Kunststadt, lief ihm der Pöbel nach, und die Ansammlung der Maulaffen hätte Verkehrsstörungen und Unglücksfälle verursachen können. Welch' ein Malheur, wenn einige Trobbeln unter die Räder gekommen wären! Aber die Trobbeln müssen geschützt werden, selbstverständlich. Die vereinsmäßigen, lazen Vegetarianer hassen ihn wegen seiner Strenge und unbeugsamen Konsequenz; die parteimäßigen, ihren Mantel nach dem Wind hängenden Politiker und Volksbeglücker verlachen und verachten ihn wegen seiner reinen Unabhängigkeit und Selbsttreue; die große Herde der Gaffer und zeitgemäß gebildeten Philister verspotten ihn als einen Dummkopf aus Prinzip; die fanatischen Frömmler verfolgen ihn .... Man kann sich das brutale Verhalten der Allgemeinheit solchen Ausnahmemenschen gegenüber sehr gut erklären. Schopenhauer hat stets darauf aufmerksam gemacht, daß die sogenannte gute Gesellschaft Vorzüge aller Art gelten läßt, nur nicht die geistigen und reinmenschlichen. Und das geht hinauf und hinab durch alle Schichten der konventionellen Bildungswelt." —.

---

*) Lies: Diefenbach.

Digitized by Google

„Was die Isar rauscht“ liegt um ein Jahrzehnt hinter uns, die Kämpfe in Höllriegelsgereuth haben längst ausgetobt; der Einsiedler hat die Verschollenheit der Münchener Einöde mit dem rauschenden Getriebe der Kaiserstadt an der Donau vertauscht, — und Diefenbach ist sich selbst treu geblieben. —

Groß und heilig erfaßte er seine Berufung nach Wien, die Ausstellung seiner Gemälde in dem als ältestes Kunstinstitut der Monarchie gerühmten „Österreichischen Kunstverein“ eröffnete dem unterdrückten Genius ein weites Feld für sein hohes Streben: der von seinem Geiste geschauten Menschheits-Erlösung aus dem tausendgestaltigen Elend unserer dekadenten Zeit durch die schuldlose Macht des Schönen im Herzen der Mitwelt Bahn zu brechen. „Ein Bürger derer, die da kommen werden,“ trat er als lebendiges Beispiel der geistigen Erlösung aus sich selbst unter die geschminkten Masken des lasterhaft-verbrecherischen Phäakentums, das den „barhäuptigen Kulturträger“ mit humoristischer „Gemütlichkeit“ glossierte. Sein Buch „Ein Beitrag zur Geschichte der zeitgenössischen Kunstpflege“ deckt die Pest dieses Fastnacht-Sumpfes an den Dokumenten seiner Erfahrungen in erschrecklicher Wahrheit auf. K. K. Regierungsrat M. Terke, Direktor des „Österreichischen Kunstvereins“, hatte in dem „wunderlichen Heiligen“ ein zugkräftiges Ausbeutungsobjekt für die unter seiner Leitung bankerott gewordenen Vereins-Interessen erwartet und gefunden; nach einem Jahre übermenschlichen Arbeitens zur Vollendung seiner Gemälde und schmachvoller Entwürdigung seiner Person, nachdem die Ausstellung seiner Werke neun Monate lang ganz Wien an sich gefesselt hatte, verließ Diefenbach in tiefster Not den mit so großen Erwartungen betretenen Kunstverein: um den gesamten Gelderfolg der Ausstellung betrogen und seiner wertvollsten Gemälde beraubt, sah sich der erschöpfte Märtyrer gezwungen, sich und seine Kinder der Polizei als mittel- und obdachlos anzumelden. Sein Hilferuf verhallte im Lärm des Großstadttrubels. Kein „Recht“ der Gerichte schützte den Betrogenen; die „öffentliche Meinung“ des von der Presse beherrschten, urteilsunfähigen Publikums wandte sich gleichgültig oder spöttisch von dem Unglücksbilde des Mannes ab, der ihr in heiliger Menschenliebe sein Bestes geboten, oder wies gereizt den „Überlästigen“ zurück, der — unter den Folgen des an ihm verübten Verbrechens gemartert zusammenbrechend — nicht schweigen wollte mit seinen kritischen Anklagen und Sühne-Forderungen an das Gerechtigkeitsgefühl seiner Zeit und das amüsante Konzert der öffentlichen Ereignisse immer und immer wieder durch den Mißton seines

Digitized by Google

alten Klageliedes störte. Wozu auch Gerechtigkeit, wozu auch Sühne! Den Künstler hatte man genossen, und nun trat aus der Armut seiner Schönheitswelt der Mensch in der Häßlichkeit seiner schuldlosen Leiden, ein Spiegel von ernsten Verpflichtungen der Menschlichkeit, hervor. Die Schönheit konnte eben noch als „Maske" im taumelnden Fastnachttanze geduldet werden, doch sich als nackte Wahrheit zu demaskieren, wo doch nur der Lügenschein der „Gemütlichkeit" über das eigentliche faule Elend der Gesellschaft zu einigem stumpfsinnigen Wohlbehagen hinwegzutäuschen vermag, — pfui, wie rücksichtslos, wie unsittlich, wie gemein! „Ich lieg' und besitz'; laßt mich schlafen," gähnt Fafner, und damit wandte das gastfreie, kunstsinnige, „goldene Urwienerherz" seine letzten Sympathieen von dem blutenden Heilandsbilde des landfremden Künstlers ab. —

Aus der in tausend Vorurteilen und Kämpfen gegen ihn gerichteten Atmosphäre brutaler Unvernunft rettete sich Diefenbach 1895 durch die „Flucht nach Ägypten". Neutestamentarische Tradition im Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität! Nicht absichtlich und vorberechnet, sondern als Entwickelung aus einer „Erholungsreise" in die Alpen, in deren Freiheitsatmen sein Ekel vor den Sumpfgiften der Großstadt und dem Entschlusse einer gänzlichen Abkehr vom „zivilisierten" Europa reifte. Die Gemälde, die der „schamlose Faullenzer" zur „Erholung" in der sonnigen Einsamkeit einer Tiroler-Alm geschaffen, erweckten die bewundernde Teilnahme der kunstsinnigen Herzogin von Ferrari, deren Schutz und Hilfe ihn durch Italien nach Kairo geleitete; dort, im gleichmäßigen Klima des Sonnenlandes, hoffte er aus seinem qualvollen Leidenszustande endlich „Erholung" zu finden. — Und Diefenbach — — arbeitete rastlos! Die dort geschaffenen Gemälde, im „Cercle artistique du Caire" ausgestellt, erwarben ihm neben den Mitteln eines Lebensbedarfes die Teilnahme und Würdigung aller kunstsinnigen Kreise; muselmännische Beys huldigten ihm, und österreichische Erzherzoge erkannten in der Fremde durch schmeichelhaften Besuch seiner Werkstätte den Künstler an, dem die Zurückhaltung und Teilnahmlosigkeit der höchsten Kreise Wiens Schutz und Recht verweigert hatten. Diefenbachs großartige architektonische Pläne zur Errichtung eines internationalen Kinderasyles, in welchem nach den „Schrullen" und „gemeingefährlichen Narrheiten" seiner Lebensideale ein neues Menschengeschlecht erzogen werden sollte, erregten die enthusiastische Bewunderung der Ingenieure und die wirksame Teilnahme des Ministeriums der öffentlichen Arbeiten, welches dem Regenerator seitens der Regierung

Digitized by Google

die kostenlose Überlassung des in den Bergen der Lybischen Wüste gelegenen Baugrundes zur Errichtung dieses Wunderwerkes zusicherte. —

„So steigst du denn, Erfüllung, hehrste Tochter
Des großen Vaters, endlich zu mir nieder?“ —

Mitten in diesem gewaltigen Schaffen traf Diefenbach die Nachricht von der unbedingten Erfordernis seiner persönlichen Anwesenheit zur Ordnung seiner Wiener Verhältnisse; schweren Herzens und unter großen ideellen wie materiellen Verlusten riß er sich von Ägypten los und kehrte im Sommer 1897 nach Wien zurück.

Sein Wirken in der Fremde war hier unbekannt geblieben; nur durch Spottberichte über die „Narrheit“ des „Bettlers“, der sich mit Plänen zu Pharaonen-Bauten trage, war sein Andenken vorübergehend aufgefrischt worden. So empfing ihn die Wiener Gesellschaft mit eisiger Kälte, und ungeheure Hindernisse lagen vor ihm, der allein, von der übermenschlichen Thätigkeit seiner „Erholungsreise“ bis ins Innerste erschöpft, einer Welt von Vorurteilen gegenüberstand.

Sie erinnern sich, hochgeehrter Herr, jener Zeit, in welcher ich Ihnen den Aufruf zur „Ehren-Vereinigung zur Rettung Karl Wilhelm Diefenbachs“ übersandte. Gleich Ihnen trat eine auserlesene Schar von sechzig Männern und Frauen der geachtetsten Künstler- und Gesellschaftskreise in diesen Bund, um in Würdigung des menschheitlichen und künstlerischen Strebens Diefenbachs seinen Werken durch das starrende Eis der allgemeinen Vorurteile Bahn zu brechen und dadurch ein zwanzigjähriges Schicksal — eine Schande unserer Zeit — zu wenden. — Die öffentliche Verpflichtung, welche Wien als Schauplatz der bis heute ungesühnten letzten Leiden des Märtyrers seiner Ehre und seiner Not schuldete, bestimmte die „Ehren-Vereinigung“, die durch ganz Deutschland geplanten Turnusausstellungen seiner Gemälde in dieser Stadt zu eröffnen. So erging an den österreichischen Hof, an den städtischen Gemeinderat und an das Volk die Forderung, das hohe Unternehmen zur Sühne eines Unrechts zu fördern, durch welches die Zeit — voran Wien — in Wahn und Niedrigkeit sich an dem Leben und Wirken Diefenbachs, an der Würde edler Menschlichkeit, zu bleibender Schmach des Geistes der Freiheit und Humanität versündige. Überall die schmeichelhafte Anerkennung der Idealität unseres Rettungswerkes, überall die Zusicherung aller Sympathie und Unterstützung unserer Forderung, — und überall das ränkevolle Neidspiel der In-

Digitized by Google

trigue, durch welche Künstlerschaft, Pfaffen und „Gelehrten"-tum unsere Schritte durchkreuzten und die Realisierung aller unserem Zweck gemachten Versprechungen hintertrieben; so gelang es der „Ehren-Vereinigung" erst nach Überwindung unmöglicher Hindernisse und einer äußersten übermenschlichen Aufraffung des Meisters selbst, auf eigene Faust die „Diefenbach-Ausstellung" am 20. März 1898 dem Publikum zu übergeben.

In ihr kryſtalliſiert ſich der Gedanke unſerer menſchlichen Beſtrebung zu großartiger Fülle und Klarheit, zu einem künſtleriſchen Geſamtbilde der Ideen und Leiden Diefenbachs als Weckruf an das Gerechtigkeitsgefühl der Zeit. In dem 70 Meter langen, herrlichen Silhouettenfrieſe „Per aspera ad astra", der in oft gerühmter Meiſterſchaft den innerſten Kern ſeines Wollens, das paradieſiſche Unſchuldsleben einer von allem Elend erlöſten Menſchheit, in hunderten von jauchzenden Kinder- und Tiergeſtalten verkörpert, ragte ein Markſtein heiliger deutſcher Kunſt zum Ruhme ſeines Schöpfers und zur Dokumentierung ſeiner hohen künſtleriſchen und kulturellen Bedeutung hervor. Wie ein Sonnenſtrahl des Heiles fällt dieſes Werk in die öde Nacht der Fäulnis unſerer Zeitverhältniſſe, wie ein ſeliges Verheißungswort allen denen, die in Sehnſucht nach Veredelung der Menſchheit mit dem freud- und friedloſen Daſein der Gegenwart ringen. — An dieſes Werk fügte ſich die Allegorie des Schickſales Diefenbachs, mit zartfühlender Rückſicht auf das Gefühl des Wiener Publikums in Bildern aus „Höllriegelsgereuth" dargeſtellt, die den toſenden Sturm jener Kampfestage in grandioſer Wucht zum Ausdruck bringen. Und zwiſchen dieſen Wandgemälden erhob ſich — anknüpfend an die Dichtung zu „Per aspera ad astra" — ein Grabmal, wie der Künſtler es dort als tragiſches Ende ſeines gewaltigen Lebens erſchaute, als Symbol für den Zuſtand des Lebendig-Begrabenſeins, in dem der Schöpfer ſolcher Werke ſchmachtet und hilflos der thatſächlichen brutalen Vernichtung entgegentreibt. So ſprach ſich in dem Geſamtbilde der Ausſtellung bis in ihre Details, in den Reliefs von Goethe, Schiller, Beethoven und Wagner als den neuzeitlichen Erweckern und Begründern der Erlöſungsmacht des Schönen, in den markigen Widmungen der von der „Ehren-Vereinigung" auf den Sockel des Frieſes und des Grabmales niedergelegten Lorbeerkränze, ein großer Gedanke aus: ein Weckruf an die Zeit, dem Genius der erlöſenden Kunſt ihr ſtarres Herz zu öffnen, damit die ſchmachvolle Unterdrückung ſeines Wirkens, die wie Flammenſchein des Auto da Fé aus nächtiger Vorzeit ins XIX. Jahr-

Digitized by Google

hundert herüberleuchtet, zum Heil der Menschheit und des blutenden Märtyrertums ein segensreiches Ende finde! —

Wien mußte diesen Ruf verstehen; wo Diefenbach sich zeigte, erwachten die Erinnerungen an den „armen Maler", an seine Kämpfe gegen den „Österreichischen Kunst-Verein", an die Leidenszeit im „Kaisergarten" und in Hütteldorf bei Wien und ging als Stadtgespräch durch alle Bier- und Vergnügungshäuser der Stadt. Fast schien es, als ob ein Schlag des „goldenen Wienerherzens" sich für das Leidensbild des Künstlers erwärme, der unter den fürchterlichen Überlasten seines Schicksals auf offener Straße zusammenbrach.

Doch Schmähsucht und Gehässigkeit brachten unser Unternehmen zu seiner Rettung aus solcher Not zu Falle: ein „Offener Brief" an den Kunstreferenten des „Neuen Wiener Tageblatts", in welchem Diefenbach sein Urteil über den idealen Beruf der Journalistik ausgesprochen, hatte die Entrüstung der Wiener Preßmeute gegen ihn erregt. Erst durch schändliches Totschweigen der Ausstellung, dann durch eine vor keiner Lüge und Verleumdung zurückschreckenden Zeitungshetze gegen das „gemeingefährliche", „unsittliche" Treiben der „Schnorrer"- und „Narren"-Gesellschaft am „Himmelhof", welche die Mildherzigkeit der Wiener zu „schrullenhaftem" „Gaukelspiel" für ihr „schamloses" „Nichtsthun und Dochleben" mißbrauche, täuschte sie die „öffentliche Meinung" über Diefenbach und die „Ehren-Vereinigung" und schürte die Funken der alten Vorurteile zur lodernden Flamme der Wut und Verachtung. Auf offener Straße spie man vor ihm aus und „Schwindler", „Narr", „Kohlrabi-Apostel" schrie es hinter ihm drein; Arbeitermassen drangen revoltierend in sein Haus und forderten die „Freilassung" eines „Genossen", den der „dämonische Verführer" in „sein Netz gelockt" hatte; die Geschäftsleute stellten ihre Lieferungen an Arbeits- und Lebensmitteln ein und forderten vom Gerichte Exekution wider ihn; alle Teilnahme an seinem Marterleiden war in Spott und Hohn verwandelt.

Ecce homo! —

Unter solchen Umständen war die Haltung der Ausstellung eine Unmöglichkeit geworden. Um ihre Herstellungskosten zu decken, erbat Diefenbach vom Landgerichte den Konkurs über sein Vermögen und lieferte mit der Preisgabe seiner größtenteils neugeschaffenen Gemälde seine letzten Existenzmittel aus: die gerichtliche Schätzung dieser Gemälde, welche allein 28 000 fl. (40 000 Mk.) gegenüber den 10 000 fl. Passiven ergab, genüge dem Denkenden zur Beurteilung aller Vorwürfe

Digitized by Google

der „Unehrenhaftigkeit“, „Faulheit“ und künstlerischen „Unfähigkeit“, welche die Bekanntmachung des Konkurses in der Presse Österreichs und Deutschlands wachrief. Mitten im Winter aus seiner Wohnung gestoßen, schwerleidend unter der Wucht der von allen Seiten auf ihn niederstürzenden Schläge zusammengebrochen, fordert er vom Gerichte die Bestellung eines geschäftlichen Sachwalters, um durch ihn von dem Drucke der Sorgen befreit zu werden, der sein Leben durch Gehirnschlag zu vernichten droht; das Gericht ergreift die gewünschte Gelegenheit beim Schopfe, um ihn — den das Gutachten der „Sachverständigen“ als „von Wahnvorstellungen behaftet“ erklärt — unter allgemeinem „Bravo“ der Presse unter Kuratel zu stellen. Der Verlust seiner persönlichen Freiheit, die Gefahr der abermaligen Entreißung seiner Kinder, schweben beständig über seinem Haupte; kein Wort des „Narren“, kein Ruf der „Kumpanei“, die sich als „Ehren-Vereinigung zur Rettung K. W. Diefenbachs“ „etablierte“, dringt durch den Panzer der Presse an das Gehör der Öffentlichkeit, um deren Gerechtigkeit zu erwecken; — — lebendig begraben! — —

Zwanzig Jahre eines übermenschlichen Kampfes für Menschheits-Recht und Gerechtigkeit, der tausend Leben bis ins Innerste bewegte, resultiert in das tragische Bild des einsamen Helden, der todwund unter den Streichen seines übermächtigen Schicksales gefallen, wehrlos dem Spott und Hohn einer feindlichen Welt preisgegeben ist. —

Und der Esel sind so viele, die nach dem sterbenden Löwen treten!

* * *

„Noch ist es möglich, Diefenbach zu retten! Sein Geist ist so klar wie gewaltig; seine Seele ruhig und stark, trotzdem ihm das Herz blutet; sein Körper nur hingestreckt durch qualvolles Nervenleiden infolge des seitherigen Martyriums.“ *) Ungebrochen lebt in ihm der mächtige Drang nach Leben und Schaffen zur Erfüllung seines heiligen Menschheitsberufes. Ein Jahr der Ruhe und endlicher Erholung würde genügen, um seine elastische Riesennatur zu neuer Thatkraft zu beflügeln und seinen hohen Wert der Menschheit zu erhalten.

Aus dem „neuen Babylon“ Wien wendet sich mein hilfesuchendes Auge zu dem deutschen Volke, im Vertrauen auf den ideellen Kern des deutschen Geistes, der durch die Entartung der Zeit in edler Reine und siegreicher Kraft herüberwinkt. In seinen Händen liegt die Rettung

*) „Die Gesellschaft“, Heft 11, 1889. „Der Einsiedler im Steinbruch,“ von Oswald Hinterkirchner.

Digitized by Google

eines der Edelsten, die sein Stamm erzeugte; zu eigenem Ruhme und eigener Ehre vollende er das Werk, das unsere schwache Kraft gegenüber dem Pöbelgeiste des Phäakentumes an der Donau und dem Dämonismus jener Preßelemente nicht zu erreichen vermochte.

Diefenbach muß fort von Wien, heraus aus den Verhältnissen, die sein Leben gefährden. Bei dem laxen Bureaukratismus der hiesigen Gerichte können Wochen und Monate vergehen, ehe die definitive Entscheidung bezüglich der einstweilen provisorisch über ihn verhängten Kuratel, d. i. das endgültige Urteil der „Sachverständigen" über die Abnormität seines Geisteszustandes, erfolgt. Und bis zu diesem Zeitpunkte liegt Diefenbach im Scheine der Unzurechnungsfähigkeit gefesselt in einer elenden Wirtshauskammer, ohne die Möglichkeit zur Erlangung einer entsprechenden Wohn- und Werkstätte für seine „verdächtige" Person und Familie, ohne Pfennig zur Bestreitung der notwendigsten Lebensbedürfnisse, ohne Material zur Ausübung seiner künstlerischen Thätigkeit. — Bei der hier gegen ihn herrschenden „öffentlichen Meinung" ist nicht zu hoffen, daß die von der Konkursverwaltung angestrebten freihändigen Verkäufe der Gemälde wirklich erzielt werden, sondern es droht die Gefahr einer öffentlichen Versteigerung, in welcher diese mit dem Blutschweiße eines Genius geschaffenen Werke einer unwürdigen, ideell wie materiell höchst nachteiligen Verschleuderung verfallen. —

Nach beiden Richtungen hin kann nur durch die sofortige Beschaffung einer Summe von 20 000 Mark geholfen werden, durch welche der Ausgleich des Konkurses (und damit die Freigabe der Gemälde), sowie die Möglichkeit erreicht würde, daß der gemarterte Künstler sich in die Einsamkeit der Riviera zu endlicher Erholung und zu neuem Schaffen zurückziehen könnte. Diese Hülfe zu erlangen, sehe ich nur als einzigen Weg einen Appell an das deutsche Volk.

Sollte es einem zu bildenden Komitee nicht möglich sein, durch öffentlichen Aufruf in den Zeitungen und rege Wirksamkeit in Freundes- und Familienkreisen eine durch ganz Deutschland gehende Subskription einzuleiten, welche durch die Fülle der noch so geringen Einzelbeträge jene notwendige Gesamtsumme erreicht?

Meister Diefenbach ist bereit, dem Komitee seinen 70 Meter großen Kinderfries „Per aspera ad astra" (dessen gerichtliche Bewertung 50 000 fl. = 80 000 Mk.*) beträgt), sowie zwanzig fertige Gemälde,

*) Trotz dieser von den beeideten Schätzmeistern selbst angegebenen Bewertung ward der Fries, „wegen der gegen Diefenbach herrschenden Stimmung", auf der Schätzungsliste mit 10 000 fl. eingezeichnet. —

Digitized by Google

darunter die ausgezeichneten Porträts „Kaiser Wilhelm I.“ und „Richard Wagner“, bedingunglos zur Verfügung zu stellen. Das Komitee übernehme es, diese Werke in allen größreen Städten Deutschlands zur öffentlichen Ausstellung zu bringen, deren Gelderträgnis (nach Abzug der Ausstellungs-Kosten) reichlich genügt, um die subskribierten Beträge aller jenen zurückzustellen, welche es nicht vorziehen, sich durch die demnächst erscheinende Neuausgabe des Prachtwerkes „Per aspera ad astra“ *) sowie der bereits erschienenen Reproduktionen und Bücher des Künstlers auszugleichen. Mit diesem materiellen Zwecke verbinden diese Ausstellungen den hohen idealen Wert, das Vaterland mit der hochbedeutungsvollen Erscheinung Diefenbachs, des seither unterdrückten Genius, bekannt zu machen und die tausend Vorurteile zu besiegen, welche selbst in „gebildeten“ Kreise gegen ihn im Schwange sind. Durch diese gerechte Anerkennung sühne das Volk die Jahre der Qualen und Erniedrigung, welche ein deutscher Künstler in seiner Heimat litt! Nach Vollendung dieses Ausstellungsturnus könnten die Werke Diefenbachs als National-Eigentum des deutschen Volkes einem Staatsmuseum einverleibt oder zur Zierde öffentlicher Bauten und Säle verwendet werden. —

Wir zweifeln nicht, daß in deutschen Landen Männer und Frauen leben, welche diesen Vorschlag zu einer That nationaler Kunstpflege, wie sie in Hellas blühte, mit Begeisterung erfassen und durch energisches Eintreten zur siegreichen Wirklichkeit gestalten werden. Weit über die Grenzen einer Privat-Angelegenheit hinaus gilt es hier, mit der Person dieses deutschen Künstlers die Würde der Menschheit zu retten, die durch das Martyrium Diefenbachs im XIX. Jahrhundert entehrt und geschändet ist! „Das deutsche Volk hat viel gut zu machen an diesem Künstler. Möge ihm endlich neben dem edelsten Preis seines Mühens, dem Bewußtsein der treuen Hochhaltung seines Menschtums, auch jenes bescheidene Stück irdischen Lohnes nicht versagt bleiben, das ihm und den Seinen ein sorgenfreies Schaffen und Leben nach der eigenen heiligen Überzeugung ermöglicht!“ (Ferdinand Avenarius im „Kunstwart“.)

Paul Ritter von Spaun (Triest).

---

*) Dichtung und Fries v. K. W. Diefenbach; großes Format: Prachtausgabe 20 Mk., Volksausgabe 12 Mk.; kleines Format: Prachtausgabe 10 Mk., Volksausgabe 6 Mk.

Digitized by Google

Dresdener Kunstbrief.

Das königliche Schauspielhaus beschloß das Jahr achtundneunzig in würdiger Weise durch die Einstudierung von Grillparzers „Jüdin von Toledo". Keine der wirklichen Neuheiten, die in diesem Jahre über die Bretter unserer Hofbühne gegangen sind, hat so gezündet wie diese „alte Novität". Die Jüdin von Toledo ist, wenigstens für einige Zeit, ein Kassenstück geworden und bedeutet hoffentlich eine dauernde Bereicherung des klassischen Spielplanes der Dresdener Hofbühne.

Dieser Hoffnung möchte ich gleich noch eine zweite hinzugesellen; nämlich die Hoffnung auf eine bessere Besetzung dieser wundervollen, im vornehmsten Sinne modernen Tragödie. Tadellos ist nur die Alfonsrolle besetzt, nämlich durch Paul Wiecke, der denn auch die ganze Vorstellung trägt. Die Darstellung des Königs Alfons gehört bekanntlich zu den schwierigsten Aufgaben der Schauspielkunst. Wiecke verstand es, diesen König als hochsensitive, innerlich edle Natur zu zeichnen, dabei mit genialer Realistik das Aufglühen der Wollust bei der ersten Berührung mit Rahel, und sodann alle physischen und moralischen Kämpfe, die Alfonso durchzumachen hat, bis zur schließlichen Heilung (wenn es eine solche ist!) dem erschütterten Zuschauer zu suggerieren. Neben dieser glänzenden Leistung erschien die Rahel des Fräuleins Serda trotz einzelner guter Momente recht farblos. Auch die Esther und die Königin waren ungenügend besetzt. Wenn die Tragödie dennoch einen so mächtigen Eindruck machte, so spricht das ebensosehr für die eminente Modernität der Dichtung wie für Wieckes herrliche Begabung, die sich gerade an solchen komplexen und vorwiegend pathologischen Gestalten besonders überzeugend bewährt.

Es darf nicht Wunder nehmen, wenn gerade dieser Künstler immer wieder in meinen Briefen genannt wird. Wer vom litterarischen und künstlerischen Leben Dresdens spricht, muß den Namen Wiecke immer wieder erwähnen, schon aus dem Grunde, weil dieser Künstler — es soll erprobten und achtungswerten Kräften dadurch nicht nahe getreten werden — faktisch der einzige ist, der eine über Dresdens Weichbild hinausgehende Bedeutung hat. — Sie kennen nun das hiesige Kunstleben mit allen seinen Schwächen und Mängeln; einer ihrer Mitarbeiter hat neulich nähere Aufschlüsse darüber gegeben und meine diskreten Andeutungen kräftig ergänzt. Dieser Paul Wiecke ist nun ein Feuerbrand, vom modernen Geiste in die Elbflorentiner Schlafmützenwelt geschleudert, daß ringsum die Fledermäuse ärgerlich aufschwirren und die beunruhigten Nachtvögel grimmig blinzeln und mit den schweren Flügeln schlagen ... Dem Vereine „Dresdener Presse" ist es hoch anzurechnen, daß er trotz mancher Gegenbestrebungen den ausgezeichneten Künstler für zwei seiner Dichterabende gewonnen hat, und noch mehr muß man letzterem Dank wissen, daß er es wagte, den Dresdenern zwei Vorträge über moderne Lyrik zu halten. Der erste dieser Vorträge fand am 18. Januar statt; der große Saal des Musenhauses war ausverkauft und überfüllt, was nun freilich nicht den modernen Dichtern, sondern dem herzlich verehrten Paul Wiecke galt. Über die hervorragende Bedeutung dieses Künstlers ist man hier ja so

Digitized by Google

ziemlich einig; nur trennt man seine Persönlichkeit und sein Talent von der Sache, die er vertritt. Dem selbstlosen Priester der Kunst macht man damit freilich keine große Freude. — Daß die Mehrheit des Publikums unfähig war, wahrhaft lyrische Schönheiten zu genießen, muß dem Vortragenden gleich an jenem ersten Abende klar geworden sein. Wiecke ist ein geradezu einziger Interpret lyrischer Gedichte, weil er jeden schauspielerischen Effekt verschmäht und sich jedesmal mit allen Fasern seiner Seele in das vorzutragende Kunstwerk hineinlebt. Natürlich gab es aber an jenem Abende gewisse „Schlager", die schon durch ihren Inhalt und Charakter zu dramatischem Vortrage zwangen. Diese wurden regelmäßig bejubelt, dagegen die intimen und stimmungstiefen Sachen mit verständnislosem Schweigen aufgenommen. Der fatale Hang der guten Dresdener, in allem entweder etwas „Reizendes" oder etwas „Humoristisches" zu suchen, trat wieder in peinlicher Weise zu Tage. Liliencron wurde von den Dresdenern entschieden nur als — Humorist gewürdigt. Allerdings riefen auch bei dem (nach meinem Empfinden nicht einmal sehr gelungenen) Liedchen von der „süßen Lady" einige Damen: „Entzückend!" — aber furchtbare Enttäuschung malte sich auf allen Gesichtern, als im „Bahnhof" nach den Güterwagen und dem Beamten „mit knallroter Mütze" plötzlich wieder „im blauen Glanz der Jupiter erstrahlte" ... Dergleichen ist für dies Publikum chinesisch. — An jenem Abende las Wiecke noch außerdem Gedichte von K. F. Meyer, Th. Fontane, Arno Holz, Joh. Schlaf, Bodo Wildberg, J. H. Mackay, Kurt Geucke, Hauptmann, Halbe, Nietzsche u. a. Über den zweiten Abend, der Beiträge von Schönaich-Carolath, Jacobowski, Falke, Busse u. a. bringen soll, berichte ich Ihnen das nächste Mal.

Ebenso äußerlich, wie die Würdigung der Schönheiten und Feinheiten deutscher Lyrik, war auch — wenn man solche Dinge überhaupt vergleichen kann — das Verständnis, welches man der Yvette Guilbert entgegenbrachte, die an drei Abenden im hiesigen Zentraltheater ihre Pariser Kleinkunstwerke mit jener plastischen Abrundung vortrug, die man mit vollem Rechte an ihr rühmen darf. Was an Yvetten wirklich bewundernswert ist, ihre künsterischen Vorzüge, vermag ein deutsches Publikum schwerlich richtig einzuschätzen, am allerwenigsten das hiesige. Die unbedingt nötige Voraussetzung: eingehende Kenntnis der französischen Sprache, ja, sogar eine gewisse Kenntnis des Argots, kann man auch unmöglich von der Mehrheit eines deutschen Publikums verlangen. Da wird nun in der Übersetzung geblättert, das Pornographische darin als „pikant" empfunden, obwohl es, der graziösen Form entkleidet, geradezu in einer Vergröberung sich präsentiert; der Librettowald rauscht zum Ärger der Kunstfreunde, während Yvette Guilbert da oben singt und mimt, und die ungeheure Majorität sieht sie garnicht vor lauter Nachlesen und Blattumwenden; wer aber weiß, daß bei dieser Künstlerin die Gebärde und der Ausdruck beinahe die Hauptsachen sind, muß die Überzeugung gewinnen, daß diese „Nachleser" ebensogut hätten zu Hause bleiben können. Traurig, aber wahr: nicht die stilsichere Wiedergabe französischer Lieder, Balladen und Couplets, sondern jene sogenannte „Pikanterie" ist es, der die Beifallsstürme gelten. Das Ästhetische der Leistung vermögen vielleicht zwanzig Menschen zu würdigen; die anderen beklatschen günstigsten Falles die Sensation.

Um wieder auf das Schauspielhaus zu kommen, so werden Sie ja schon gehört haben, daß der hiesige Premièrenabend von Sudermanns „Drei Reiherfedern" Züge aufwies, die man in Dresden vielleicht zum ersteumale beobachtete. Das Publikum des Hoftheaters, sonst bekanntlich von einer unglaublichen Nachsicht, benahm sich an diesem Abende nichts weniger als höflich. Man hat dies als einen „Fortschritt"

Digitized by Google

bezeichnet; ich denke weniger optimistisch. Eine Zuschauerschaft, die erbärmliche Seichtigkeiten und dilettantische Mißgeburten ruhig über sich ergehen läßt oder selbst mit Beifall belohnt, hat kein recht, einen Autor wie Sudermann zu beleidigen, wenn er sich einmal „blamiert". Ich finde den märchenhaften Vorwurf des Stückes ungemein poetisch und kann nur bedauern, daß Sudermann durch Hineinmischen einer Staatsaktion und durch allerhand überflüssige Effekthaschereien den schönen Stoff so gründlich ruiniert hat.

Werfen Sie mir nicht etwa ein, daß meine Dresdener Briefe meist mehr eine Kritik des Publikums als der betreffenden Werke oder Leistungen bedeuten. Die Leistung oder Schöpfung bedarf ja doch immer eines empfänglichen und fruchtbaren Bodens, um als Blüte und Frucht für das geistige Leben einen schönen, wahrhaft kulturfördernden Gewinn bedeuten zu können. Kein Einsichtiger wird leugnen wollen, daß von den Samenkörnern besonderer Kunst hier nur sehr selten eines aufgeht, daß der Boden Dresdens für alles Neue, Moderne, Eigenartige sich recht spröde, steinig und sandig erweist. Höchst schätzenswert ist die Pietät, die man hier, im Gegensatze zu mancher anderen deutschen Stadt, den Klassikern entgegenbringt, wie überhaupt fast allem, dessen Ansehen bereits wohlbegründet ist. Aber leider beruht diese Pietät nicht immer auf Verständnis, sondern oft, ja meistens, ist ihre Wurzel in einer dünkelhaften Bildungsphilisterei zu suchen. Selbst der Lokalpatriotismus und Partikularismus, deren Einfluß auf das Dresdener Geistesleben bereits wiederholt in der „Gesellschaft", erwähnt wurde, selbst diese sind in Sachsen und Dresden noch immer gewaltige Mächte wenn ein heimisches Talent einmal neue Bahnen einzuschlagen die Kühnheit besitzt.

So hat der junge Meißener Maler Oskar Zwintscher mit seiner Sonderausstellung in Arno Wolfframs Kunstsalon nur wenig Interesse gefunden. Gewiß sind diesem Künstler mancherlei Absonderlichkeiten nachzuweisen, auch hat er sich von der Nachahmung der verschiedensten „berühmten Muster" noch nicht emanzipiert. Aber das Wesen seiner Kunst ist gesund und fröhlich. Die Eigenart des Künstlers prägt sich wohl am stärksten in der „Familie" aus. Ein abendlicher Wiesengang mit dem Ausblick auf die Meißener Burg; in den Blumen lagern Vater, Mutter und Kind; ersterer bläst aus seiner Pfeife blaue Kringel, deren Schweben das Kleine mit Behagen verfolgt. Es ist etwas von Ludwig Richter'schem Geist in diesem warm anmutenden Gemälde; freilich ein sehr moderner Ludwig Richter, der mit allen Mitteln der neuesten Technik arbeitet und auch stärkere Wirkungen nicht verschmäht. Nächst diesem, auch koloristisch sehr wirkungsvollen Bilde hat mich das kleinere Gemälde „Der alte Turm" besonders angezogen. Fast noch mehr als die „Familie" ist dieses Bild im Richter'schen Geiste gemalt, und doch voll von einer Lyrik, die modern genannt werden darf. Der dritte meiner Lieblinge unter den Zwintscher'schen Arbeiten ist das „Felsenthal". Es ist Grün in Grün gehalten, nur die Steinblöcke im Bach, der an der linken Felswand hinwellt, sind in braunen Tönen gegeben. Auch dies Motiv ist ein heimatliches; wahrscheinlich stammt es aus der sogenannten sächsischen Schweiz. Aber der junge Maler ist, wie gesagt, Lyriker; er taucht eine jede seiner Landschaften in die persönliche Stimmung. Und weil der Sinn für das Persönliche, welches doch das eigentlich Moderne ist, bei der Mehrzahl seiner Landsleute noch immer schlummert, darum hat er trotz seiner heimischen Motive bei ihnen nicht viel Glück. Bodo Wildberg.

Digitized by Google

Vom Theaterleben zu Frankfurt a. M.

Nzl.

Verehrter Herr Kollege, was würden Sie sagen, wenn man im Zirkus Busch in Berlin Lessings „Nathan den Weisen“ aufführte, oder wenn ich Ihnen mitteilte, daß man hier im Zirkus Schumann Goethes „Faust“ gegeben habe? — Sie antworten nicht. Sie lachen laut. Ich meine es zu hören, wie durchs Telephon. Aber wie alles Komische, hat auch meine Frage einen ernsten Hintergrund.... Ich wollte nämlich eigentlich vom Frankfurter Schauspielhaus sprechen, unserem altehrwürdigen Schauspielhause. Man gab jüngst — nicht im Zirkus Schumann — nein, in gerade diesem „ehrwürdigen“ Schauspielhause — den „Schlafwagen-Kontrolleur“. Einer unserer besten, vielleicht der beste Schauspieler, Herr Bauer, that in jener Novität, was der — Klown im Zirkus thut: er spielte den Hanswurst —. Es ist tieftraurig zu sagen: er gab ihn noch gröber, derber, als Herr Alexander Bisson ihn karriiert hat. Und unser Publikum amüsierte sich köstlich. Und das Haus war ausverkauft ... Ich greife die letzte derartige Novität heraus; man könnte noch andere anführen. Aber mit dieser allein kann man zur Genüge die Frage motivieren: Wer hat die oberste künstlerische Leitung unseres Theaters? Und: Wer ist verantwortlich für die Annahme, Aufführnng und nicht zuletzt — für die unerhörte Willkür hinsichtlich der Übertreibungen, in welchen sich selbst erste Kräfte — lediglich des Beifalls willen — gefallen?

Wer hat die oberste künstlerische Leitung? Intendant Emil Claar. Er ist — selbst Dichter — etwas sentimental — ein überaus feinfühliger Regisseur; das hat er durch mustergiltige Inszenierungen bewiesen. Er besitzt Verständnis für ernste dramatische Werke. Aber ... aber seinem künstlerischen Wollen steht — so däucht uns — kein Wille, keine ... Macht gegenüber. Man erzählt, Intendant Claar sei vor nicht allzulanger Zeit nahe daran gewesen, wegen Konflikte, die sich zwischen ihm, dem Künstler, und der geschäftlichen Leitung des Theaters ergeben hatten, zu demissionieren. Das wäre schade gewesen. Die geschäftliche Leitung hatte Claar wohl als bezahlten Angestellten betrachtet. Das klingt hart und — ist hart.

Aber die Thatsache scheint zu bestehen, und der Intendant hat hier offenbar in erster Linie für die — Rentabilität der städtischen Theater zu sorgen. In Frankfurt ist ja überhaupt das Losungswort: Rentabilität! Die Steuerskala tritt zumeist an Stelle der Bildungsskala. Die Stadt oder die leitende Finanzkraft freut sich, wenn ihr Zuschuß für die städtischen Theater kleiner wird. Ob sich das Kunstinstitut in künstlerischer Hinsicht rentabel erweist, ob die geistige Ausbeute einer Großstadt würdig ist, wen kümmert das! Etwas Charakteristisches: Bei der letzten General-Versammlung der Theater-Aktien-Gesellschaft bemerkte man — wie üblich — eine Menge Leute, „die nicht da waren“. Wozu auch? Man hat die Anteilscheine bezogen, bezahlt, und über die — Dividenden braucht bei diesen Aktien nicht gestritten zu werden; denn es giebt keine. Über die künstlerische Seite wurde dementsprechend kaum etwas gesprochen. Nur ein — Kursmakler wagte einen kleinen Einwand! ....

Die leitenden Kreise (es sind leider, wie angedeutet, zumeist Finanzleute) sollten

Digitized by Google

entschieden mehr Wert darauf legen, das Ansehen der Goetheſtadt in künſtleriſcher Hinſicht nicht durch Aufführung von Stücken im Schauſpielhaus zu diskreditieren, die in ein Theater dritten Ranges gehören. Wozu haben wir einen Zirkus, einen prachtvollen Hippodrom, ein Orpheum und andere ähnliche „Kunſt-Inſtitute“? Von den Werken, die — wie gut orientierte Leute wiſſen wollen — nicht künſtleriſchen Rückſichten, ſondern Erwägungen perſönlicher Natur ihre Annahme und Aufführung verdanken, ganz zu ſchweigen!

Alſo nochmals: Wer iſt verantwortlich? Der Intendant, der Regiſſeur oder der — Aufſichtsrat der Theater-Aktien-Geſellſchaft? Einer wird es auf den anderen ſchieben, und die ganze Geſchichte bleibt ſchließlich an dem letzten, geſchäftlichen Faktor hängen — vielleicht mit Recht.

Warum ich all das in der „Geſellſchaft“ vorbringe? Man darf dort wohl ſagen, was man denkt. Aber Sie wenden ein, daß man in Frankfurt a. M. doch eine „großſtädtiſche“ Kritik haben müſſe, die ſich — nebenbei wenigſtens — um die kritiſche Seite des Gebotenen ernſtlich kümmern müßte. O ja, eine Kritik haben wir, die von ihrer eigenen Größe durchdrungen iſt. In der größten hieſigen Zeitung ſchreibt die Schauſpiel-Kritik ein kleines „m“, das früher einmal mit dem Intendanten in Konflikt geraten, aber aus dem Kampf nicht als Sieger hervorgegangen war. Dem, was wir hier in dieſem Briefe berührten, hat er — der Referent — nie das Wort geliehen. Er bedauert ſicher mit uns die Verhältniſſe. Und doch ſchweigt er! Vielleicht — es wird hier und da behauptet — darf auch er nicht alles ſagen und ſchreiben, was ihm mißfällt. Gewiſſe Leute ſind ängſtlich darauf bedacht, daß ja nichts in die Zeitung komme. Das könnte das Niveau der Kunſt in der Großſtadt, das man hier ſo hoch wähnt, nach außen flacher erſcheinen laſſen. Und mancher, der dieſen Brief lieſt, wird denken:

Mir thut es in der Seele weh',
Daß ich das in der „Geſellſchaft“ ſeh'! . . .

Der erwähnte m-Referent hat manchmal eine ſcharfe Feder, aber wenn es ſich um einen öſterreichiſchen Autor handelt, geht ihm die Urteilskraft mit dem Gemüte durch. Das andere, geleſenſte, Blatt leiſtet ſich zwei Referenten. Der eine hält die größten Stücke darauf, daß die gegebenen Schauſpiele, Luſtſpiele u. ſ. w. nichts Anſtößiges „für unſere Frauen und Töchter“ enthalten. Es ſoll ihm übrigens wiederholt ein Lehrſtuhl als Profeſſor der Phraſeologie an der Univerſität zu X. angeboten worden ſein. Leider hat er bislang nicht angenommen. Der zweite Referent iſt entſchieden befähigter. Er ſchreibt zwar nur mit zwei Initialen, aber er ſchreibt über alles: Schauſpiele, Opern, Konzerte, Kunſtausſtellungen, Pferdeſport u. a. Als Nachfolger ſeines jetzt in Berlin wirkenden Vorgängers hatte er immerhin einen ſchweren Stand. Seine Vielſeitigkeit entſchuldigt manchen Mangel. — — Alle Rezenſenten der hieſigen Blätter aufzuzählen oder gar zu charakteriſieren, geht zu weit. Die wichtigſten haben wir genannt, d. h. die, welche von ihrer Wichtigkeit auch ſelbſt „voll und ganz“ überzeugt ſind.

Auch eine ganze Menge Korreſpondenten auswärtiger Blätter giebt es hier. Zwar lieſt man von den meiſten nie ein Wort, geſchweige denn eine Kritik, aber man ſieht ſie im Theater: Statiſten der Kritik. Meiſt ſind es, was nach dem eben Geſagten nicht überraſchen kann, Nicht-Journaliſten: Bankbeamte, hohe und niedere, Kaufleute, Ärzte, Ärzte-Gattinnen u. ſ. w. . . . Eine eigene Art der „Liebe zur Kunſt“ führt ſie in den Muſentempel und läßt ſie der Gunſt der Kunſt — Verzeihung, nein — der Freibillets teilhaftig werden. . . . .

Digitized by Google

Aber wohin gerate ich! Ich könnte am Ende indiskret werden und für Sie ermüdend. Wollen Sie etwas über unsere Künstler und Künstlerinnen hören? Ich stehe zu Diensten. Aber ein andermal. O. Wehr.

Kritik.

Ein neuer Denunziant.

In der „Deutschen Welt“ (9. April), der Sonntags-Beilage der „Deutschen Ztg.“ Dr. Langes, hat Herr Carl Bulcke das letzte Kalenderbuch O. J. Bierbaums besprochen. Wie bei diesem lyrischen Knaben selbstverständlich, fehlt seiner Kritik jede Persönlichkeitsnote; er versteht weder Bierbaums Eigenart, noch weiß er etwas Gescheites über R. Dehmel zu sagen, den er vor allen Dingen angreift. Das wäre nun nicht weiter der Erwähnung wert. Alle Entwicklung setzt Kampf voraus, und sich wehren bringt Ehren. Aber C. Bulcke wehrt sich nur mit den abgedroschensten Phrasen einer überlebten Ästhetik, um schließlich in der Hilflosigkeit seines subalternen Geistes den — Staatsanwalt anzurufen. Er schreibt: „Schildert Dehmel in dem gepriesenen Gedichte ‚Mit heiligem Geiste‘ eine Vision, wo die Mutter Gottes auf der Insel der seligen Leute ihn seiner, des Dichters Mutter bestellen heißt,

„weil ihr auf Erden niemals wißt,
wann die Zeit erfüllet ist,
sollt ihr immer glauben und hoffen,
der Tag sei endlich eingetroffen;
und bis einst jedes Weib gewinnt
den rechten Vater für ihr Kind,
soll jede irrende die Treue
dem falschen brechen ohne Reue,
soll ihre Sehnsucht nicht verfluchen,
ihren Qualen den Heiland suchen
und seinen liebenden Gewalten
so Leib wie Seele offenhalten . . .“

so glauben wir gerade im Gegenteil, daß jedem Menschen von ästhetischem Empfinden der widerliche Schmutz und die perverse Tendenz der Dehmel'schen Lehre verbieten wird, sich neben dem Inhalt des Gedichtes seiner künstlerischen Vollendung (die ich übrigens auch leugne) zu freuen, und daß jeder Mediziner in der gerühmten ‚Klarheit des Ziel- und Trieberkenntnisses‘ bedenkliche Symptome für eine psychische und physische Verirrung erkennen wird. Solche Gedichte gehören vor das Forum des Arztes und des Staatsanwaltes, nicht vor den Richterstuhl der Ästhetik.“

Börries von Münchhausen hat hier eine Unterstützung gefunden. Das ist mir eine willkommene Gelegenheit, meine Stellung zum Fall Dehmel-Münchhausen klarzulegen. Man erinnert sich, daß Herr von Münchhausen Dehmel denunziert hat, daß die Herren O. J. Bierbaum und Meyer-Graefe in einer Enquete die Meinung einer Anzahl deutscher Dichter über dieses Vorgehen eingeholt haben, daß Herr von Münchhausen eine Gegen-Enquete veröffentlicht hat. Auch mich ersuchte er um eine Meinungsäußerung. Meine Antwort lautete ungefähr so: Die von Herrn v. M. zitierten Verszeilen Dehmels (es mögen 4—5 gewesen sein) seien für mein Gefühl direkt widerlich, aber es handle sich um ein Vergehen auf dem Gebiete der Ästhetik, dem man nur mit gleicher Waffe-

Digitized by Google

entgegentreten dürfe. Solche Dinge aber mit Staatsanwalt und Polizei zu bekämpfen, sei ein Verfahren, daß ich als Dichter verwerfe und als Mensch verachte. —

Eine Menge Zeitungen hat nur mein Urteil über jene paar Verszeilen abgedruckt, nicht aber den Hauptsatz, d. h. den eigentlichen Inhalt meines Votums. Bis auf den heutigen Tag hat es Herr von Münchhausen auch nicht für nötig gehalten, den Wortlaut meiner Antwort zu veröffentlichen und gegen ihre unehrliche Ausnutzung zu protestieren!

Dr. Ludwig Jacobowski.

Clara Eysell-Kilburger.

In Seelen-Einsamkeit. Gedichte. Erfurt, Eduard Moos.

Tintentropfen. Zweihundert Aphorismen. Erfurt, Eduard Moos.

Wer einen sicher entwickelten Instinkt dafür hat, was ein Dichter ist — es giebt Rezensenten, die ihn nicht haben — braucht nur eine Seite von Clara Eysell-Kilburger zu lesen, um sofort die Empfindung zu haben: hier spricht ein starkes Talent zu dir, ein ursprüngliches, gesundes Kunstwesen, dem das Menschliche nicht in zweiter Person anhängt, sondern das selbst Mensch geworden ist und das Dichten betreibt wie das Atmen, als eine einfach notwendige physiologische Funktion der Seele.

Und es ist ein Mensch von gedrungenem Wuchs, kräftiger Muskulatur und schwerem Schritt. Kein Tänzer, wie die Nietzscheaner wollen. Kein mystischer Übermensch mit Dekadenz und Somnambulerei, wie die Allerneusten möchten. Ein Mensch, der so, wie er ist, mit sich und dem Leben und mit der Kunst fertig wird, wie mit der selbstverständlichen Aufgabe, der er in allen Stücken und zu allen Stunden gewachsen ist — das ist der Eindruck, den ich von dieser wuchtigen Dichterin Clara Eysell-Kilburger heute habe und der sich sehr wahrscheinlich auch morgen und übermorgen einstellen wird. Ich fühle etwas ungemein Zuverlässiges in ihr. Sie hat in ihrem Grundwesen nichts oder wenig Schwebendes, Schwankendes, Vielnamiges. Sie ist, was ihr Rufname ausdrückt, die Helle, Klare, Bestimmte, Feste. Und so ist ihre Dichtung. Denn in ihre Dichtung ist ihr ganzes Leben eingeschlossen, Tag und Nacht, leidvoll und freudvoll — nicht nur ausgewählte Stunden und Stimmungen, in künstlicher Atelier-Zurichtung etwa. Gott behüte: sie ist nicht einmal Künstlerin, sie ist Dichterin schlankweg in dem guten, derben, alten Wortsinn. Formenspiele, Komödiantenscherze, Spiegelposen, alles was nach Apparat und Schminke schmeckt, sind ihr Landschaften auf dem Mond. In ihrer schlichten Kraft und Tüchtigkeit, die alles Sentimentale und Überschwängliche ausschließt und doch nirgends trivial und phantasielos wird, erinnert sie wenig an die neuen modernen Dichter, die alle mehr oder weniger von irgend einem Mondschein oder einer Nebelheimsucht angestochen sind. Dem Wilhelm Holzamer steht sie nahe und dem Wilhelm v. Scholz — wohlgemerkt: steht sie nahe, nichts weiter. Ich liebe die Vergleicherei nicht, sie fälscht immer die Situation und giebt Gruppenbilder, worin schließlich jeder zu kurz kommt und in ungenügendes oder verkehrtes Licht. Wer kritische Eselsbrücken braucht — und das sind die meisten Vergleiche — wird nie den rechten Zugang zu einem Dichter-Menschen finden.

Wie himmelweit Clara Eysell-Kilburger von jener Modernität entfernt ist, deren wesentliche Kennzeichen im Rückgratlosen, im Überspannten, Gleitenden, Glitscherigen liegen, zeigt auch ihre Aphorismen-Sammlung „Tintentropfen".

Der Titel mißfällt mir. Er ist von zweifelhaftem Geschmack. Das ist aber auch die einzige Ausstellung, die ich an dem Buche zu machen habe. Die Denkerin steht auf der Höhe der Dichterin, selbstverständ-

Digitized by Google

lich, denn sie ist nur ihre andere Seite: was die Dichterin nicht in plastischen Bildern formt, weil sich's seiner Natur nach nicht restlos in Poesie umsetzen läßt, das schleift sie zu glänzenden Aphorismen. Es ist nichts Unerhörtes, Niegesagtes; sogar Gemeinplätziges ist darunter, Gassen- und Spatzenweisheit. Aber wie sie es sagt, hat es doch eine eigen persönliche Note, einen neuen Nebenton. Und vieles ist unerhört, weil es eine deutsche Frau sagt. Und sie sagt es nicht mit der Aufdringlichkeit gewisser Wahrheitsexinnen, sondern mit der denkbar gelassensten Sicherheit und ruhigen Anmut der vornehmen Seele.

Was hat vor einigen Jahren die Laura Marholm für ein Geschrei mit dem Wahrheitsmute der Engländerin George Egerton gemacht! Ganze Feuilletons hat sie darüber vom Stapel gelassen. Ich finde, daß unsere Clara Eysell-Kilburger noch viel tiefer und offenherziger als ihre englische Kollegin ist, daß sie sich wie Nietzsche ins eigene beste Herzfleisch schneidet, ohne mit der Wimper zu zucken, oder nach sensationellem Beifall zu schielen. Und ich glaube nicht einmal, daß es ihrer Reinheit Abbruch thut, wenn sie das Bekenntnis hinschreibt: „Es giebt keine Frau, die so rein ist, daß sie nicht wenigstens einmal in ihrem Leben bereut hätte, der Versuchung aus dem Wege gegangen zu sein." Und so weiter.

Ich will ein Idiot sein, wenn ich mit meiner vorzüglichen Meinung, die ich über Clara Eysell-Kilburger zum besten gebe, nicht das richtige getroffen habe.

M. G. Conrad.

Auguste Hauschner.

A. Hauschner, Abschied, Roman. Berlin, A. Deubner. 8°. 2 M.

Zweifelsohne steht uns hier eine Begabung gegenüber, die entwickelungsfähig ist, wenn sie ihre Vorliebe für dramatische Schlager mehr zu Gunsten epischer Objektivität zurückbildet. Die Verfasserin legt die einzelnen Szenen dramatisch an, und nicht selten hat man den Wunsch nach Szenerie der Bühne. Schon das Motiv ist fesselnd und dramatisch. Oberst von Brencken bekommt seinen Abschied, ohne daß er weiß, warum. Aber das Gebot des allerhöchsten Kriegsherrn will es, und er geht. Nun entwickelt sich aus diesem einen Geschehnis die ganze Tragödie der Misère einer armen und vornehmen Adelsfamilie. Die Frau Oberst hat mehr verbraucht, als sie durfte; der Sohn Kurt, ein junger Leutnant, hat Schulden. Er liebt die arme und schöne Adda von Sollwitz. Nur ein Ausweg hilft: eine reiche Frau. Da ist der steinreiche getaufte Jude Kommerzienrat Meierstein, dessen Sohn Anton Regimentskamerad und Nebenbuhler Kurts bei Fräulein von Sollwitz ist, und dessen Tochter Martha, die den jungen Brencken liebt. Und nun nähert sich die Katastrophe. Halb sinnlos vor Schmerz über seines Vaters Abschied und über seine Armut, erbittet er sich Marthas Hand, indes Anton Meierstein Addas Verlobter wird. Da, bei seiner Verlobungsfeier, als der neue Oberst ein Hoch auf Se. Majestät ausbringt, übermannt ihn die Wut; er wirft das Glas an die Wand: „Nein, auf den Mann, der meinen Vater beschimpft hat, kann ich nicht anstoßen!" Die Verfasserin sagt nicht, wie diese Majestätsbeleidigung des jungen Offiziers endigt. Aber man ahnt es: „Eine Kugel kam geflogen . . ." Auch ihm war der Abschied geworden.

Die Knappheit und Anschaulichkeit des Romans verdient hohes Lob. Gewiß ist er voll berechneter Effekte, gewiß ist er nicht von antisemitisch gefärbten Bosheiten frei, trotzdem ist die Komposition so straff, die Charakteristik so überaus gelungen, daß man diesem Autornamen sein Interesse bewahren kann. L. J.

Die Unterseele, zwei Novellen. (Vita, Deutsches Verlagshaus, Abt. Romanwelt, Berlin W. 50).

Die Titelnovelle behandelt das Pro-

Digitized by Google

blem, wie zwei Menschen, ein junger Mann und ein verblühtes Mädchen, nicht sowohl den Gegenstand ihrer Sehnsucht lieben, wie vielmehr die Liebe an sich. Die tiefschmerzliche Dissonanz, die sich ergiebt, wenn mit der Fähigkeit, ja mit der Notwendigkeit, glühend zu lieben, das vernichtende Bewußtsein Hand in Hand geht, keine Liebe mehr erwecken zu können, findet ihre Verkörperung in der mit überaus feinem seelischen Spürsinn gezeichneten Gestalt der Hanna. Ihr gegenüber steht — nicht etwa die schöne Freundin, wie man anfangs erwartet — sondern deren Kammerjungfer. Sie ist jung, reizvoll und skrupellos. Hie Dame — hie Weib. Der junge Doktor Leo sucht lediglich das letztere. Diese Art Konflikte ist nicht neu, trotzdem hat es die Verfasserin verstanden, in ihrer Behandlung durchaus eigene Wege einzuschlagen. Es ist z. B. ein feiner, eigenartiger Zug, daß gerade der Brennpunkt der Geschehnisse überhaupt nicht in grober Thatsächlichkeit, sondern lediglich in Hannas durch Eifersucht hellseherisch gewordener Phantasie in die Erscheinung tritt. Ein weiterer Vorzug der Novelle ist die feine Abtönung dessen, was der Maler „die Werte" nennt. Siehe die Liska: zwei Augenpaare hängen unablässig, das eine in Verlangen, das andere in brennender Eifersucht, an ihr, und sie — tritt kaum in Aktion. Wir wissen nichts von ihr, als daß sie ein verführerisches Geschöpf ist. Darin kulminiert sie. Weiter kommt sie auch für den Gang der Sache nicht in Betracht. Sie ist keine Persönlichkeit, sondern einfach das Weib, „ganz generaliter". Gerade genug aber unter gewissen Verhältnissen! —

In der zweiten, kürzeren Novelle „Erste Liebe" gelingt das Kunststück, für eine alternde, verschminkte, komödiantenhafte Person, die einem armen Gymnasiastenherzen nach schwärmerischer Verehrung eine unsäglich schmerzliche Enttäuschung bereitet, doch noch warme menschliche Sympathien zu erwecken. Ein Graukopf ist es, der dieses Jugenderlebnis seinen Freunden erzählt in dem herzensgütigen, leicht humoristischen Ton des „tout comprendre c'est tout pardonner".

Ich habe den schmalen Band mit wahrem künstlerischen Behagen durchgelesen.

Ad. Hindermann.

Dramen.

Hermann Bahr, „Josephine", ein Spiel in 4 Akten, Berlin, S. Fischer, 1899. M. 2,—.

Georg Hirschfeld, „Pauline", Berliner Komödie, Berlin, S. Fischer, 1899. M. 2,—.

Zwei Routiniers, ein werdender und ein vollendeter, haben in diesen zwei Dramen sich beide in ihrer Eigenart gezeigt und doch, bei aller Subtilität der Charakterzeichnung, bei aller Festigkeit in der Stimmungseinheit, etwas unvorsichtig die Grenzen ihres Könnens verraten. — Man kann bei Dichtern wie Bahr und Hirschfeld nur mit aller Vorsicht wagehalsige Diagnosen stellen, wegen der Unberechenbarkeit des einen und der Jugend des andern. Um so geeigneter sind für die Erforschung der beiden die Schwächen, die sich gerade in diesen zwei Dramen offenbaren. Sie haben beide, — jeder in seiner Art natürlich! — ironische Werke geschrieben. Nicht in Bezug auf die Heldinnen (das hätte übrigens vielleicht beiden Komödien wohl nichts geschadet!), sondern auf ihre Umgebung. Napoleon und der sozialdemokratische Kunstschlosser Radke, der französische Oberst im eroberten Mailand und der Turnlehrer Hippel, der Hof des ersten Konsuls und Vater Klimschs Schwoflokal — das paßt zusammen, wie die Faust aufs Auge, aber dramatisch genommen, rein in der Richtung des Willens der beiden Autoren, ist es beinahe dasselbe. Sie suchten beide darüber zu stehen und von oben darüber zu lachen; dabei sind sie

Digitized by Google

mitten drin und lachen nur mit den anderen. Bei Bahr freilich gehörte mehr Raffinement dazu; er mußte sich erst hineinarbeiten, während Hirschfeld aus dem Leben schöpfte, das er sah und leider nicht einmal getreu abmalte. Hätte er des Wieners Gewandtheit im „Finden“ und im „Hineinarbeiten“ besessen, wer weiß, welch seltsames Kunstwerk aus diesem Volksstück geworden wäre, das in den Erlebnissen einer Küchenfee Worte von allgemeinem Interesse zu schöpfen wagt.

Merkwürdig ist auch, daß in beiden Dramen, dem vom Weltenbezwinger und vom verliebten Dienstmädel, derselbe Grundaccord sich hören läßt: „Das Schicksal zwingt jeden in die Schablonen, die es ihm zudachte, ob er um die freie Bethätigung seiner Persönlichkeit mit Riesenkräften oder nur mit instinktmäßigen Bewegungen ringt.“ Bei Bahr wird Napoleon, der wilde, nichtsahnende Künstler-Kraftmensch, genau so zum Parvenu und Poseur und Josephine, die kokette Weltdame, zur demütigen Gattin, die um Liebe bettelt, wie bei Hirschfeld der Sozialdemokrat Radke, seine Rauheit vergessend, ein „braver“, manierlicher Mensch und Pauline, die vorher mit allen Männern spielte und die Ehe verschwor, die üblichste gute Hausfrau wird. — Der Grundsatz „tout comme chez nous“, von oben und unten bewiesen. — Bahr trug seine Phantasie, die so voll von liebenswürdig nivellierender Ironie ist, in die Weltgeschichte, und die Wirkung war die, die sonst nur hämisch-witziges Nörgeln hervorbringt: Götterbilder fallen und wir empfinden eine Leere. — Da kommt Hirschfeld und setzt dorthin, wo bisher nichts war, ein kleines, lustiges Götzenbild mit sehr viel buntem Flitterkram (ich erinnere an die merkwürdig liebenswürdige Herrschaft des idealen Küchenmädels und namentlich an den edlen Grafen und Gardeleutnant, der mit Paulinchen die Jugendfreundschaft so lieb erneuert, daß sie Thränen der Rührung vergießt) — na, und dem Hanswurst sehen wir manches nach: er hat uns amüsiert; der kunstvoll-skeptische Menschenkenner verletzt uns.

Es ist charakteristisch für unsere Zeit, wie ähnlich einander die vollkommen verschiedenen Thätigkeiten des Zerstörens und des Aufbauens zu sein scheinen.

In Wahrheit stimmt das nämlich gar nicht, was ich oben sagte: daß die beiden Dramen sich so ähnlich wären. — Es sieht aber dennoch sehr danach aus. —

L. Hans von Weber.

Houston Stuart Chamberlain.

Chamberlain hat sich die Aufgabe gestellt, am Ende des 19. Jahrhunderts einen Rückblick, einen weiten, umfassenden Rückblick über dieses Jahrhundert zu geben. „Das neunzehnte Jahrhundert!“ — so ruft er angesichts dieser Aufgabe aus. „Das Thema dünkt unerschöpflich; ist es auch. Nur dadurch konnte es ‚gebändigt‘ werden, daß es weiter gefaßt wurde. Das scheint paradox, ist aber wahr.“ Wir müssen diesem Satze unbedingt zustimmen: mit einer Schilderung — möchte sie nun großzügig oder noch so detailliert gegeben sein —, die nur das geistige Leben der Jahre 1801—1900 darstellen würde, würde dem Leser nicht viel gegeben sein, ein zuverlässiges Nachschlagebuch vielleicht, als dauernder geistiger Besitz aber nur ein nutzloses Bruchstück, ein einzelner Baustein. Solch ein Buch könnte gewiß sehr interessant sein —: bedeutungsvoll aber wird die Darstellung alles dessen, was unser Jahrhundert bewegt hat, erst dann, wenn der Verfasser dieses Jahrhundert als einzelnes Glied einer langen Entwicklungskette uns fühlbar zu machen versteht, wenn er Beziehungen herstellt,- wie zur Vergangenheit, so zur Zukunft, wenn er zeigt, wie die Fäden, die heute noch im großen Webstuhle der Zeit geschäftig hinüber- und herüberlaufen, schon zu ungeahnt fernen Zeiten angesponnen worden sind. So

Digitized by Google

werden wir eine feste Kulturanschauung gewinnen können, werden die Fundamente erkennen lernen, auf denen unser Jahrhundert gebaut hat, und eine Ahnung gewinnen von dem, worauf all unser Hervorbringen und Weiterwirken in näherer oder fernerer Zeit hinauslaufen wird; und diese Erkenntnis wird uns die Demut und den Stolz geben, mit bewußtem Willen weiterzuarbeiten an der Vervollkommnung, an der Emporführung unseres festgegründeten Kulturbaues, ein jeder an seinem bescheiden-wichtigen Teile! —

Offenbar aus dieser Erwägung heraus hat Chamberlain seinen anfänglichen Plan alsbald erweitert und sich nun zunächst an die Arbeit gemacht, über „Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts" (München, Fr. Bruckmann, A.-G., 1899) niederzuschreiben, was er darüber zu sagen hat. Eine solche Aufgabe ist groß, und nicht eben viele dürften sie sich zu stellen wagen; zu ihrer Bewältigung will's vornehmlich zweierlei: lückenloses „Beschlagen"sein und einen weit umfassenden Blick. Chamberlain besitzt beides in glücklicher Verquickung, wenn auch wohl nicht in so harmonischer Vereinigung, daß er der ideale Kulturgeschichtsschreiber am Ausgange unseres Jahrhunderts wäre. Er beginnt sehr sympathisch: „Den Charakter dieses Buches bedingt der Umstand, daß sein Verfasser ein ungelehrter Mann ist. Gerade in seiner Ungelehrtheit schöpft er den Mut zu einem Unternehmen, vor welchem mancher bessere Mann erschrocken hätte zurückweichen müssen ..." und: „Wissenschaftlich läßt sich die Bewältigung einer derartigen Aufgabe garnicht versuchen; einzig künstlerische Gestaltung vermag hier (im glücklichen Falle) ... ein Ganzes hervorzubringen ..." — Solcher Aussprüche geben Vorwort, allgemeine und speziellere Einleitung (über 50 Seiten) mehrere, und so brennt man denn schließlich darauf, endlich in medias res hineingeführt zu werden, von vornherein gewiß, daß sich hier im Beschränken ein Meister zeigen werde.

Daß er seinen Stoff gut überblickt und klar zu disponieren versteht, zeigt Chamberlain schon in den einleitenden Ausführungen, die, wie schon angedeutet, den Leser ein wenig lange in Anspruch nehmen. Wie bewährt sich das nun im besonderen? Die erste Lieferung, die bisher vorliegt, (Bg. 1—20), umfaßt vom ersten Teil des Werkes („die Ursprünge") den ersten Abschnitt („das Erbe der alten Welt") ganz: Hellenische Kunst und Philosophie; Römisches Recht; die Erscheinung Christi — und vom zweiten Abschnitt („die Erben") noch das erste Kapitel: „Das Völkerchaos". — Zunächst also: „Hellenische Kunst und Philosophie"! Das Kapitel beginnt mit der Unterscheidung „zwischen Mensch und Mensch" (vegetierender und bewußt freischöpferischer Mensch; S. 53—55); folgen Parallelen zwischen „Tier und Mensch", mit Benutzung der Quellen: Romanes, Karl von Steinen, Whitney, Topinard, Bastian, Darwin, Gibding, Vogt, Brehm, Möller, Huber, Moggridge, Mac-Cook, Kirby, Wundt, Schultze, Lubbock, Gegenbaur, Ranke, Emin Pascha, Stanley (S. 56 bis 60); worauf die etwas unpräzise Frage gestellt wird: „Was zeichnet nun den Menschen vor den anderen Wesen aus?", die u. a. mit dem pythischen Satze beantwortet wird: „Die sinnreichste Dynamomaschine erhebt den Menschen nicht um einen Zoll über die allen Wesen gemeinsame Erdoberfläche"; die Erfindungskraft sei es also nicht; der Mensch werde dadurch nur „ein höher potenziertes Tier", es handle sich da also nur um graduelle Unterschiede. Gut. Aber nun wird der entscheidende Schlag geführt: „Was den Menschen zum wahren Menschen macht, zu einem von allen, auch den menschlichen Tieren verschiedenen Wesen" — das soll nun — nachdem wir aus langer (etwas sehr langer) Hand darauf vorbereitet sind, dieses

Digitized by Google

Evangelium ertragen zu können — klar und lauter verkündet werden: „Entscheidend ist der Augenblick, wo die freie Erfindung bewußt auftritt, das heißt also der Augenblick, wo der Mensch zum Künstler wird"! „Das heißt"? Wirklich? Tritt beim Künstler die freie Erfindung „bewußt" auf — oder unterscheidet den Künstler nicht gerade sein unbewußtes oder halbbewußtes Schaffen vom Handwerker der Form? „Ach Not, Not, halbbewußte Fülle!" ruft Johannes Schlaf einmal aus; und: „Lenzesgebot, die süße Not, die legt' es ihm in die Brust; nun sang er, wie er mußt'!" läßt Chamberlains großer Meister Wagner seinen Hans Sachs meditieren. Dennoch fühlt Chamberlain das Richtige, aber er fühlt es unvollkommen —: Der Mensch „wird" zum Künstler, entwickelt sich zum Künstler; ganz recht! Die dem Zwange des Erhaltungstriebes sich unterordnende Thätigkeit des Erfindens und Schaffens hat seinem Geiste derart den Stempel aufgeprägt, ist für ihn von so immenser Wichtigkeit geworden, daß das Erfindungsvermögen sich schließlich zu einer gewaltigen, latenten Kraft in ihm emporgesammelt hat, die sich bei äußerem Anstoß „praktisch" bethätigt (entlädt), bei fehlendem äußeren Anstoß jedoch sich eruptiv entlädt und dann „unpraktisch" (phantastisch) bethätigt. So denke ich mir's. So fühle ich meinen Unterschied als Künstlermensch von den „menschlichen Tieren", und ich glaube, nur so neben meinem Künstlerstolze auch meine Künstlerdemut mir bewahren zu können, in der Erkenntnis, daß auch der „wahre Mensch" von allen anderen Wesen nur um Gradunterschiede (wenn auch noch so beträchtliche) sich auszeichnet, und daß alles künstlerische Hervorbringen im Grunde auf dem selben Wege vor sich geht, wie das Erfinden der „sinnreichsten Dynamomaschine", wie auch, in weiser Selbsterkenntnis, z. B. Novalis vom Dichten sagt: „die ganze Poesie beruht — auf thätiger Ideenassociation"! Und so ist denn im Grunde auch der Künstler, heiße er E. Th. A. Hoffmann oder Scheerbart, heiße er gar Goethe oder Dehmel oder Mombert, nichts als „ein höher potenziertes Tier" —: Natura non facit saltus!

Es ist mir im weiteren Verlaufe meiner Lektüre des Chamberlainschen Buches als bezeichnend und charakteristisch für seinen Autor erschienen, daß er an jener Stelle von den Momenten, deren Erkenntnis den Künstler zur Demut nötigen, trotz seiner Ausführlichkeit, kein Wort sagt. Da mich diese Dinge aber garnicht unwesentlich bedünken, habe ich sie — ihm aufs Spezielle! — hier in gebotener Kürze berühren zu sollen geglaubt.

Chamberlain benutzt seine oben erwähnte Definition an ihrer Stelle zur Überleitung zu der Frage: Was ist Kultur (im Gegensatze zu „Zivilisation"), um dann endlich auf Hellas überzugehen. Was er da nun vorbringt, ist trefflich; trefflich versteht er „die Grundlagen" aufzuweisen, die für uns heute noch von Bedeutung sind. Wo es geschichtlichen Thatsachen gegenüber gilt, den Weizen von der Spreu zu sondern, da ist Chamberlain zumeist gut am Platze. Was er hier z. B. über die Bedeutung hellenischer Kunst und über die Bedeutungslosigkeit des hellenischen Logos sagt, was er dann im zweiten Kapitel hinwieder vorbringt über die Bedeutung des römischen Logos und die Bedeutungslosigkeit römischer „Kunst" (mit einer eben so treffenden wie nach seiner früheren Definition von Kunst unerwarteten Parallele zur französischen oder französelnden Formlyrik unserer Tage): Das alles wird man ihm fast aufs Wort unterschreiben dürfen. Überhaupt ist das zweite Kapitel musterhaft geschrieben: klar und scharf disponiert und — ohne all zu vage Exkursionen!

Ja, die Exkursionen! Der „ungelehrte Mann" hat sein Werk denn doch mit einem ganzen Ballast von Gelehrsamkeit be-

Digitized by Google

schwert!! Freilich: ehe er Thatsachen unter einen künstlerischen Gesichtspunkt bringen konnte, mußte er genau um die Thatsachen selber wissen; nicht aber brauchte er uns darum seine Werkzeuge mit so viel Umständlichkeit bei jedem einzelnen Stückchen präsentieren. Für sein Buch ist die Gelehrsamkeit also oft „Ballast"! Geradezu lächerlich wirkt in dieser Beziehung der größte Teil des vierten Kapitels („Das Völkerchaos"), wo Ch. über zwei Bogen lang angelegentlichst über Rassengesetze und Blutmischung die bekanntesten Dinge vorträgt in der ausgesprochenen Meinung, damit „dem Leser die Augen erst geöffnet" zu haben! So etwas wie Überfluß an Bescheidenheitsmangel zeigt der ungelehrte Mann übrigens garnicht selten; ich wenigstens rechne hierher seine Unart, wiederholt in derbsten Worten „Herrn" Ranke, „Herrn" Renan oder „Herrn" Virchow abzufertigen, oder Sätze wie diesen: „Ich bin in dieser Beziehung eben so ignorant, als wäre ich der größte aller Gelehrten" (S. 277).

Im ganzen kann man sagen, daß das Buch dort schwächer wird, wo es weitschweifend und gar abschweifend wird, weil da bisweilen die Einheit der Komposition gestört, der scharfe Logos der Anordnung verwischt wird. Wird man mich verstehen, wenn ich sage: dem Buche fehlt die höhere Einheit des Tempo!? Das Buch hätte den halben Umfang haben können, ohne daß darum für das Thema wesentliche Dinge hätten ungesagt bleiben müssen. Auch für den Stil wäre es vielleicht besser gewesen, wenn Ch. die einmal fest ergriffenen Zügel auch energisch fest gehalten hätte und sie sich nicht zeitweilig hätte entgleiten lassen. „Das in Seide und Gold gekleidete, wie eine Tänzerin geschminkte Monstrum, Heliogabalus, wurde direkt aus Syrien importiert." Wie durfte solch ein Stilmonstrum in dieses Buch importiert werden! Oder Ausdrücke wie „die Abwesenheit" (statt: das Fehlen) „von Rasse"! Auch der zerfahrene Gebrauch des „wie" und „als": „ebenso leicht als wichtig", aber doch „so vorsichtig wie nur möglich", wird jedem norddeutschen Leser ein Greuel sein! Unsinnig ist oft auch die Interpunktion.

Man hat wohl über dieses oder jenes Buch gesagt, es sei so gut, daß es verdiene, besser zu sein: und das ist nun auch über diesen ersten Lieferungsband des Chamberlain-Werkes mein Schlußurteil!

-ns.

Büchertisch.

Asenijeff, Elsa, Sehnsucht. Skizzen. Leipzig, W. Friedrich. 8°. 69 S.

Beckmann, Joseph, Was ist uns Geld? Eine Studie über die Kapital-Wirtschaft der Gegenwart. Wien VII/2, J. Beckmann. 8°. 80 S.

Berlepsch, G. v., Heimat. Schweizer Novellen. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 8°. 281 S. M. 3,—.

Bettelheim, Anton, Acta diurna. Ges. Aufsätze. Neue Folge. A. Hartleben. 8°. 312 S. M. 4,—.

Busch, Prof. Dr. Wilhelm, Die Berliner Märztage von 1848. München, Oldenbourg. 8°. 74 S. M. 2,—.

Cohn, Dr. Heinrich, Die subjektive Natur des Wertes. Berlin, J. Guttentag. 8°. 38 S.

Digitized by Google

Dokumente der Frauen. Zeitschrift herausgeg. v. Auguste Fickert, Marie Lang, Rosa Mayreder. 14 tägig. Wien. 30 S. Schm. 8°. M. —,25.

Eckstein, Ernst, Der Herr von Glaustadt. Roman. Berlin, G. Grote. 8°. 354 S. M. 6,—.

Eremita, Stichproben moderner Litteratur. (Gegen Hauptmann, Sudermann u. Zola.) Gr.-Lichterfelde, Edwin Runge. 8°. 28 S. M. —,50.

Evans, E. P., Beiträge zur Amerikan. Litteratur- und Kulturgeschichte. Stuttgart, J. G. Cotta. 8°. 424 S. M. 8,—.

Frei, Leonore, Gedichte. Berlin, F. Dümmler. 8°. 128 S. M. 1,50.

Friedrich, Gustav, Hamlet u. s. Gemütskrankheit. Heidelberg, Georg Weiß. 8°. 207 S. M. 3,—.

Guntram, Ernst, Mohnblüten. Gedichte. Dresden, E. Pierson. 8°. 117 S. M. 2,—.

Hermann, H., Gedichte. Dresden, E. Pierson. 8°. 91 S. M. 1,50.

Heymel, Alfred Walter, In der Frühe. Gedichte und Sprüche. Bremen, Joh. Stern. 8°. 67 S.

Krane, Anna von, Traum u. Wahrheit. Gedichte. Düsseldorf, Selbstverlag. 8°. 108 S.

Mann, Heinrich, Ein Verbrechen und andere Geschichten. Leipzig, Robert Baum. 8°. 172 S.

Maupassant, Guy de, Gesammelte Werke. Deutsch von Gg. Freih. v. Ompteda. Berlin, F. Fontane & Co. 8°. Bd. VI. 261 S. à M. 2,—.

Maupassant, Guy de, Zur See. Deutsch von Else Otten. München, Albert Langen. 8°. 208 S. M. 3,50.

Masaryk, Prof. Dr. T. G., Palackys Idee des Böhmischen Volkes. Prag, Jac. Aug. Zallud. 8°. 74 S.

Mayer, Adolf, Österreichische Dichter des XIX. Jahrhunderts. Auswahl. Wien, Carl Graeser. 8°. 280 S. Geb.

Mayer, Eduard von, Die Bücher Kains vom ewigen Leben. Zürich u. Leipzig, Karl Henckell & Co. 8°. 130 S.

Megede, Johannes Richard zur, Roman. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 2 Bde. 8°. 363 S.

Michaelis, Curt, Euphoria. Eine Liebestragödie. Erlangen, Fr. Junge. 8°. 36 S.

Mikolowitsch, Nikolai, Die Gottwerdung des Menschen. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte der Menschheit. Chicago, Ill. Selbstverlag. 8°. 116 S.

Panizza, Oskar, Agnes Blannekin, eine österreich. Schwärmerin aus dem 13. Jahrh. (Züricher Diskussionen 10./11.) Paris. 4°. 16 S.

Piper, Otto, Ut' ne lütt Stadt. 'ne plattdütsch Geschicht. Mit Biller van Gg. Braunmüller. Wismar, Hinstorff. 8°. 136 S. Geb. M. 3.

Pleitner, Emil, Heinrich Janßen, der butjadinger Bauernpoet. Oldenburg, Schulze (A. Schwartz). 8°. 72 S. M. 0,80.

Poetische Flugblätter, herausg. von Josef Kitir und Carl Maria Klob. (Nr. 15—16: Peter Altenberg. Ludwig Jacobowski. Mit Porträts.) 8°. Wien IV, Wohllebengasse 13. à M. —,20.

Prevost, Marcel, Camilla. Deutsch von Fanny Gräfin zu Reventlow. München, Albert Langen. 8°. 310 S. M. 4,—.

Rainaldy, Henri, Escarmouchons. Paris, Société libre d'Edition des Gens de lettres. 8°. 282 S.

Weiß, Karl, jr., Deutsche Dichtung. Bd. 1: Clara v. Gruner-Düring, Bertha Kaufholz-Opacic, Amalie v. Felburger-Wlassak. Dresden, E. Pierson. 8°. 96 S. M. 1,50.

Der heutigen Nummer der „Gesellschaft" liegt ein Prospekt von E. Piersons Verlag in Dresden bei, worauf wir besonders aufmerksam machen.

Verantwortlicher Leiter: Dr. Ludwig Jacobowski in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 141.
Verlag und Druck der „Gesellschaft" von J. C. C. Bruns in Minden i. Westf.

Digitized by Google

NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Digitized by Google

Christian Wagner.

(Nach dem Ölgemälde von Emilie Weisser.)

Digitized by Google

NEW YORK PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND TILDEN FOUNDATIONS.

Band II. * 1899. * Heft 5.

Zur Genesis der agrarischen Ideen.

Von Heinz Starkenburg.
(Berlin.)

So unstreitig Karl Marx recht hat, wenn er darauf hinweist, daß die großen epochemachenden Ideen der Weltgeschichte nicht aus dem Nichts entstehen, nicht gleich Minerva vater- und mutterlos aus dem Kopf eines Zeus entspringen, sondern notwendige Erzeugnisse ihrer Zeit, geistige Spiegelbilder ihres Milieus sind, so zweifellos ist es auf der anderen Seite doch auch, daß sie, wenn sie erst einmal geboren sind, sozusagen ein eigenes Leben entwickeln und weiterzeugend Wirkungen ausüben über den Bereich ihres Ursprungsmilieus hinaus. Darum wird es immer eine interessante Aufgabe für den Kulturhistoriker bleiben, die Entstehung, Wandlung, Fortentwicklung gewisser Ideengänge von weltgeschichtlicher Bedeutung zu verfolgen. — Diejenigen Gedankenkomplexe, welche heutzutage mit Vorliebe den Gegenstand solcher Betrachtung bilden, sind — auf nationalökonomischem Gebiete wenigstens — die des Sozialismus in seinen mannigfachen Erscheinungsformen und hier und da vielleicht auch einmal des Anarchismus. Ist man doch gegenüber der erdrückenden Wucht der Arbeiterbewegung in weiten Kreisen gegen die vielen anderen tiefgreifenden Probleme des Wirtschaftslebens fast gleichgültig geworden. Da ist es denn ein dankenswertes Thema, das sich einer unserer jungen Nationalökonomen gestellt hat, die Entstehungs- und Entwicklungs-Geschichte unserer agrarischen Ideen (Alexander Lewy, Zur Genesis der heutigen

Digitized by Google

agrarischen Ideen in Preußen. Stuttgart 1898. Cotta Nachf.) einmal an der Hand des Urmaterials darzulegen.

Es ist die andere Seite des Kapitalismus, die sich uns hier darstellt. Wenn die sozialistischen Ideen wurzeln in dem Gegensatz und Kampf der lebendigen Arbeit gegen das tote Kapital, so ist es hier der Ideenkreis des grundherrlichen Junkertums im Gegensatz gegen das städtisch-industrielle Bürgertum, der gebundenen, patriarchalischen Feudalwirtschaft gegen das System der Konkurrenz und des freien Spiels der Kräfte, was in den agrarischen Gedankengängen zum Ausdruck gelangt.

Zum erstenmal zur systematischen Durcharbeitung gelangt dieser Gegensatz in der preußischen Nationalökonomie im Anfang dieses Jahrhunderts; die Bauernbefreiung ist es, welche — als erster Hieb einer neuen Zeit gegen die Institutionen einer älteren, überlebten — zum erstenmal die Geister aufeinanderplatzen läßt. Die beiden Männer, in deren Schriften sich die entgegengesetzten beiden Auffassungen verkörpern, sind Chr. Jac. Kraus und Ad. Heinr. Müller. Kraus, Professor an der Universität zu Königsberg, war, obwohl im Centrum des feudalen Junkertums sitzend, ein überzeugter Anhänger der Ideen von Adam Smith, die er in seinen Kollegs weiter verbreitete und deren Wirkungen in jener radikalen Bureaukratie Friedrich Wilhelms III. deutlich genug zu Tage treten. Die Schmach der bäuerlichen Unfreiheit vor allem bildet den Mittelpunkt seiner Räsonnements, und man kann wohl mit Recht sagen, daß seine Lehren „die theoretische Basis der Agrarreform" abgaben.

Umgekehrt scharte sich die ganze Opposition — vor allem der hartnäckige Widerstand der ostpreußischen Stände — um den mittelalterlichen Romantiker A. H. Müller, einen Privatgelehrten in Leipzig, der sich in seinen Vorträgen und Schriften, besonders in den 1809 publizierten „Elementen der Staatskunst", zum fanatischen Fürsprecher der hochagrarischen Staatsanschauung aufwirft. Seine Ausführungen sind vor allem ein Kampf gegen das römische Recht, als die Hauptwaffe, mit der sich das neue Wirtschaftssystem seinen Sieg erfocht. Der ganze instinktive Gegensatz der beiderseitigen Weltanschauung tritt vielleicht in keinem Punkt schärfer zu Tage, als da, wo Müller die Unveräußerlichkeit der Familiengüter damit verteidigt, daß sie „durch die Sitte ganzer Jahrhunderte aufrechterhalten, befestigt und bekräftigt wurde", während Kraus die Gebundenheit des Grund und Bodens gerade mit dem Hinweis darauf bekämpft, „die Verhältnisse, aus denen

Digitized by Google

heraus sie sich entwickelten und unter deren Herrschaft sie vielleicht zweckmäßig und existenzberechtigt waren, seien längst überwunden".

An Müller und seine romantischen Parteigänger (Justus Möser, Bonald, de Maistre) schlossen sich im wesentlichen die Wortführer der Reaktion aus den beteiligten Interessentenkreisen an, aus ihren Werken schöpften sie die Beweisführung ihrer Reden und Schriften, soweit sie mit solchen hervortraten. Dies that in erster Linie der brandenburgische Großgrundbesitzer Fr. Aug. v. d. Marwitz und zwar mit solchem Temperament, daß er für einige Zeit sein Rittergut Friedersdorf in der Mark mit den unbequemeren Räumlichkeiten der Festung Spandau vertauschen mußte. Ziemlich an demselben Strang zog sein Standes- und Berufs-Genosse v. Bülow-Cummerow, der seit der Zeit der Freiheitskriege in einer ganzen Anzahl von Flugschriften die Interessen des Landjunkertums nicht ungeschickt verteidigte.

Die reaktionäre Opposition war denn auch nicht erfolglos. — Die Wahrheit, daß die Kulturentwicklung durch materielle Zustände erzwungen und nicht durch ideelle Gesetze gemacht wird, tritt ja in wenigem so deutlich zu Tage, wie in der Geschichte der preußischen Agrarreform. Angesteckt von den liberalen Ideen der englischen Nationalökonomie und der französischen Revolution, glaubte die auf der Hochschule fortschrittlich gewordene Beamtenklasse des preußischen Staates jene modernen Reformen auf ein Land übertragen zu können, das für sie noch nicht annähernd reif war. So war es denn kein Wunder, daß sie mit ihren Bestrebungen nach einem kurzen, siegreichen Anlauf im wesentlichen Fiasko machte und bald zum Rückzug blasen mußte. Auf die Edikte vom 9. Oktober 1807 und 14. September 1811 folgte schon am 29. Mai 1816 die „Deklaration zum Regulierungsedikt", der erste Erfolg der feudalistischen Reaktion, und machte die Errungenschaften der Reformzeit in den Hauptpunkten illusorisch. Aber das genügte ihr noch keineswegs, sondern sie holte zu weiteren Schlägen gegen das ganze neue System aus. Die von Adam Müller herausgegebenen „Deutschen Staatsanzeigen" wurden zum Organ dieses planmäßigen Kampfes, in dem die agrarischen Kämpen: Landrat Wilhelm v. Schütz, Hofrat Ludolph Beckedorff u. a. die Feder gegen die liberale Regierung schwangen. Und Schritt für Schritt mußte diese den Rückzug antreten.*) Auch die maßvolle Gemeinheitsteilungsordnung vom

*) Instruktion für die Regierungen vom 23. Oktober 1817, Verordnung vom 9. März 1819, Verordnung vom 17. Januar 1820.

Digitized by Google

7. Juli 1821 erfuhr scharfen Angriff und hatte de facto recht geringen Erfolg.

Erst die politische Bewegung der deutschen Revolutionszeit führte wieder zu einer Sammlung und einem energischen Vorgehen des wirtschaftlichen Liberalismus. In Pet. Fr. Reichensperger („Die Agrarfrage aus dem Gesichtspunkte der Nationalökonomie, der Politik und des Rechts ꝛc. Trier 1847) entstand ihm ein neuer geistiger Vorkämpfer, und so heftig die konservative Opposition, namentlich in der ersten Kammer, sich wehrte*), so mußte sich das Ministerium Manteuffel unter dem Druck der öffentlichen Meinung schließlich — sehr gegen seinen Willen — zu den Gesetzen vom 2. März 1850 verstehen, welche die Reformgedanken der napoleonischen Epoche wieder aufnahmen und fortführten.

Aber noch einmal erfolgte ein Rückschlag der Reaktion. Der heftige passive Widerstand des Grundadels im Verein mit der politischen Reaktion der fünfziger Jahre ließ die Gesetzgebung nicht zum vollen Erfolge kommen. Die Schwerfälligkeit des Bauerntums that das ihre, und der geistige Kampf gegen den Liberalismus setzte mit alter Kraft wieder ein. Er konzentrierte sich jetzt vor allem in dem „Verein zum Schutze des Eigentums und zur Förderung der Wohlfahrt aller Volksklassen", als dessen A und O wiederum v. Bülow-Cummerow figuriert. Und wieder wich die Regierung mit der Deklaration vom 24. Mai 1853 den vorwärts gethanen Schritt zur Hälfte zurück. Die agrarische Partei wurde dadurch natürlich nur gestärkt. Neben der rühmlichst bekannten „Neuen Preußischen (Kreuz-) Zeitung" wurde jetzt von der Mitte der fünfziger Jahre ab namentlich die Berliner Revue ihr litterarisches Organ, in dem der Feldzug gegen die Agrarreformen und gegen die Ideen Reichenspergers mit der alten Kraft, aber auch mit den alten, abgedroschenen Gründen, fortgeführt wurde. Und zunehmend gewann die konservative Sozialpolitik an Boden.

Aber nun setzte allmählich auch die materielle Entwicklung ein, die bis dahin als Basis der liberalen Theorie in Deutschland so ziemlich gefehlt hatte. Die Großindustrie und der Kapitalismus brachen sich Bahn und erzwangen sich, mit Riesenschritten vorwärts schreitend, die planmäßige liberale Wirtschaftspolitik der Jahre 1867—1877. Damit verliert die agrarische Reaktion den Boden unter den Füßen. Die-

*) Vergl. die Reden der Abg. Stahl, v. Itzenplitz, v. Manteuffel, v. Helldorf, v. Gerlach, v. Witzleben, v. Limburg-Stirum, v. Bethmann-Hollweg, Graf Rittberg u. a.

Digitized by Google

jenigen Schriftsteller, welche jetzt den Kampf der Landwirtschaft gegen den industriellen Kapitalismus und Liberalismus aufnehmen (Rodbertus, Rudolph Meier) bringen gleichzeitig ein neues Moment in die Diskussion, sie verquicken sich mit sozialistischen Ideengängen, eine Tendenz, die — leicht erklärlich aus der Gemeinsamkeit des Gegners und der teilweisen Ähnlichkeit des Kampfes — auch in dem jüngsten Wiederaufleben der agrarischen Sonderbestrebungen deutlich zu Tage tritt (landwirtschaftliches Genossenschaftswesen, Antrag Kanitz).

Im ganzen aber hat die materielle Entwicklung den feudalistischen Neigungen so völlig den Boden entzogen, daß sie auf dem Gebiet der inneren Agrarpolitik wohl kaum mehr zu ernstlicher Bedeutung gelangen werden. Soweit heute junkerlich agrarische Bestrebungen in der Wirtschaftspolitik hervortreten, haben sie sich in der Hauptsache auf die (innere und äußere) Handelspolitik geworfen. Die Gefahr, die dem Landjunker vom Bauer und der Geltendmachung seiner Interessen droht, ist gering gegen die von seiten des Großhandels und der Exportindustrie; an die Stelle der Phrase von der Erhaltung des adligen Familiengutes ist heute die vom Schutz der nationalen Arbeit getreten. Aber „Name ist Schall und Rauch". Der Inhalt ist der gleiche geblieben: Auspowerung des Volkes zu gunsten des junkerlichen Säckels. Darauf haben die Junker sich immer gut verstanden und diesen Idealen werden sie so lange nachstreben, bis die elementare Macht der Thatsachen ihnen zeigt, daß ihre Zeit vorbei ist.

Die Lehre der englischen Puritaner-Revolution.

Von Karl Bleibtreu.
(Berlin.)

(Schluß.)

Der Bürgerkrieg war beendet. Die ganze Korrespondenz des verräterischen Königs fiel mit der Bagage in die Hände der Sieger, die nun sein perfides Ränkespiel vor aller Welt belegen konnten. Unaufhaltsam folgte Schlag auf Schlag, alle Burgen des Royalismus

Digitized by Google

ergaben sich nacheinander, vor allem die Hochburg Bristol an Cromwell, der zugleich Wales in herrlichen strategischen Märschen eroberte. Chester, Newark, Belvoir wurden belagert, Monmouth und Hereford genommen, bei Rowton Heath der König beinahe selber niedergehauen, an dessen Seite sein Vetter Earl Lichfield fiel. Der ritterliche, alte Ritter Astley, der allein noch die Fahne hochhielt, mußte bei Stow-in-the-Wold sich ergeben, der König und Lord Ashburnham flohen von Oxford zu den Schotten, die ihn für 400000 Pfund ans Parlament auslieferten. Von jetzt ab trat in England allgemeine Beruhigung ein, und Cromwell beeiferte sich, den Besiegten möglichste Amnestie zu verschaffen. Man schonte das Leben, legte nur ausnahmsweise Güter in Beschlag und geringe Strafgelder auf. Ein Versuch Sir Marmaduke Langdales, mit Hülfe der Schotten Nordengland zurückzuerobern, ward von Cromwell selber bis zur absoluten Vernichtung bestraft: die Schlachten bei Warrington und Preston krönten eine herrliche strategische Operation auf der inneren Linie. Nachdem des Königs Haupt gefallen, herrschte unbedingte Unterwerfung, bleicher Schrecken unter den Royalisten, und die Ablehnung der neuen Ordnung der Dinge — Errichtung der Commonwealth, der Republik von Großbritannien und Irland — durch Schottland und Irland bot dem neuen Herrn „im Namen des Parlaments" nur neue Lorbeeren. Cromwells Eroberung Irlands, sein großartiger Sieg bei Dunbar unter widrigsten Umständen über die schottische Übermacht und sein zweimaliger Einzug in Edinburg, warfen beide Länder unbedingt zu seinen Füßen. Von da an beginnt die Weltpolitik des Lord-Protektor, seine Meerherrschaft durch die neugeschaffene Milizflotte unter dem Privatgelehrten Blake, seine Niederwerfung der holländischen See-Rivalität, Demütigung Spaniens, Einschüchterung Frankreichs.

Welche Lehre ziehen wir nun aus dem Erfolg des Bürgerkrieges? Der Royalismus, nach Geist und Bildung des Adels nicht ohne tüchtige Grundlage, z. B. weit dem Bildungsstand des heutigen deutschen und österreichischen Junkertums überlegen, ferner in der Person König Karls selber mit einem ansehnlicheren Oberhaupte versehen, als sonst gemeinhin Monarchieen aufzubringen vermögen, mit allen militärischen Institutionen des Landes ausgerüstet, führte den Kampf tapfer, hartnäckig. Auch die zum Äußersten entschlossene Erbitterung mangelte so wenig, daß z. B. Rupert einmal 13 gefangene „Rundköpfe" ohne weiteres aufknöpfte, wofür Cromwell sofortige „Repressalien" schwor. Hier paßt also ganz und gar nicht die gewöhnliche Auslegung, die bei den

Digitized by Google

französischen und anderen Revolutionen zutraf, daß die Staatsgewalt schwächlich und feige den Kopf verloren und nur so ihre Besiegung ermöglicht habe. Dem gegenüber kämpft der Reichstag, vorerst überwiegend aus gemäßigten konstitutionellen Freisinnigen zusammengesetzt, mit London und einem Teil kleinerer Städte als Rückhalt, nebst puritanischen Distrikten wie Leicestershire (Cromwells Heimat), während andere Provinzen, z. B. Devonshire, durch und durch royalistisch blieben. Die Masse der Bevölkerung im Norden und Westen war politisch indifferent, also „loyal", solange der Umsturz nicht entschieden, teilweise aber sogar eifrig königlich gesinnt. Trotz so großer Überlegenheit vermochte der Royalismus nicht Herr zu werden, weil die Hauptstadt zu hitzigem Widerstand entschlossen blieb und es einem halbwegs verständigen Monarchen schwer fällt, seine Hauptstadt durch rücksichtslose Gewaltthat für immer zu entfremden. Diese Zögerungen des Königs, die feste Haltung Londons, der steigende Einfluß der Radikalen imponierten immerhin so sehr, daß die schottischen Presbyterianer sich allmählich zu Bündnis und Unterstützung ihrer englischen Brüder bewogen fühlten. Dies alles hätte aber die endliche Unterwerfung des Parlaments nicht aufgehalten, wenn nicht die Radikalen, vor Sein oder Nichtsein gestellt, sich nun wie ein Mann erhoben und ihren Fanatismus in den Dienst ihres auf den Schild gehobenen, plötzlich gefundenen Häuptlings gestellt hätten. Von diesem Augenblick an war aber das Schicksal des Royalismus entschieden: er kann niemals standhalten, sobald die Leute, die nichts mehr zu verlieren und alles zu gewinnen haben, den Kampf bis aufs Messer durchführen und dabei den geeigneten Führer finden. (Daß letzterer sich aber in solchen Zeitläuften immer findet, bewies noch 1870 das Beispiel Gambetta, ebenso der amerikanische Bürgerkrieg und die ungarische Empörung.) Da also der denkbar stärkste Royalismus sofort von einer prozentual nicht zahlreichen Radikalpartei weggeweht wurde, so lehrt dies historische Ereignis die unwiderstehliche innere Stärke einer geistig vorbereiteten und unerschrockenen Revolutionsbewegung selbst unter wenig günstigen materiellen Verhältnissen.

Karl I. selber darf weder mit Ludwig XVI. noch Karl X. und Louis Philipp verglichen werden. Von nicht geringen Gaben, persönlich tapfer, schwankte er freilich als Politiker, zur Unzeit starrköpfig oder nachgiebig. Die ihn aber darob verhöhnen, vergessen wohl, welch unberechenbarer Gegner ihm in Cromwell den Weg kreuzte, der ihn völlig verwirrte, da er mit der üblichen naiven Selbstüberschätzung der Staats-

Digitized by Google

vertreter nicht begreifen wollte, ein nicht „studierter“ Demagoge könne als Staatsmann mehr verstehen, als ein im zünftigen, bureaukratischen Diplomatentum erzogener Fürst, der seinen „Fürsten“ Machiavellis auswendig konnte! Auch wird dies eigentümliche Schwanken bei jedem Monarchen eintreten, der sich einer wirklichen Revolution gegenübersieht, wo mit bloßen rohen Gewaltmitteln nichts mehr auszurichten ist. Als Privatmann einfach tadellos, ist Karl I. als Fürst treulos, hinterhältig, launenhaft und dünkelhaft gewesen, obschon ihn selbst der maßvolle Macaulay noch zu schwarz malte. Er war eben überzeugt, von Gottes Gnaden zu allem berechtigt zu sein, was seiner Unfehlbarkeit einfiel, und Rebellen nie Treu und Glauben schuldig zu sein. Seiner Sache nützte er zuletzt am meisten durch seinen würdevollen und heldenhaften Tod. Cromwell hatte ihn so lange wie möglich retten, d. h. außer Landes entwischen lassen wollen; da aber nichts verfing, und ein lebender König selbst im Kerker eine stete Gefahr für die zu gründende Republik bildete, so mußte man sich eben mit dem Odium eines hingerichteten Königs belasten. Obschon dazu gezwungen und den Schlag als warnenden „Terreur“ richtig berechnend, mußte man aber nachher die Lehre ziehen, daß derlei nie von der Menge gebilligt wird, daß man dem Gegner nie den Schein des Martyriums lassen darf.

Alles, was England ist, innen und außen, verdankt es Cromwell; die britische spätere Weltpolitik nahm nur seine Ideen wieder auf. Unter Karl I. war es eine Macht zweiten Ranges, der Protektor hinterließ es als angehende Weltmacht. Und wohl mag Macaulay in seinem pompösen Stil ausmalen, was ein Engländer fühlte, als er nachher Karl II. als Pensionär des Franzosenkönigs ludern, die holländische Flotte wieder höhnend die Themsemündung hinauffahren sah, einen Besen am Mast, die stolze Insel wehrlos nach außen und neu verrottet im Innern — und da des Mannes gedachte, der Englands „größter Fürst“ gewesen ist, dessen Gebeine man aus der Gruft gerissen und geschändet hatte.*) Eine tiefere Schande namenlosen Undanks und niedriger Heuchelei hat noch kein Volk auf sich geladen, als dies englische, das heute noch seinem größten Thatmenschen die Westminsterstätte weigert, ja, nirdendwo ein Denkmal seiner Größe setzte, indes heute noch die Statue des elenden Karl II. Charingcroß besudelt — wie ein Pranger offizieller Borniertheit und sittlicher Verkommenheit. Cromwell

*) Sie sollen angeblich aufgelesen und in stiller Nacht auf dem Naseby-Feld, dem Schauplatz seines Sieges, von Getreuen beigesetzt worden sein.

Digitized by Google

hat freilich ein Gedächtniszeichen nicht nötig, denn Englands Größe ist sein bleibendes Denkmal, und Carlyle schrieb mit Recht: „Laßt den Helden ruhen, es war nicht das Urteil der Menschen, an das er appellierte!“ Puritaner oder nicht, nie gab es weitere religiösere Toleranz, als unter seinem Zepter; er brachte das Kunststück fertig, alle religiösen Parteien scheinbar zu versöhnen, und es wird sein schönster Ruhmestitel bleiben, daß anerkanntermaßen das unglückliche Irland, nachdem er den klerikalen Royalismus dort strenge in Blut erstickt, nie eine so milde und gerechte Regierung genossen hat, wie unterm Lord-Protektor. Daß Cromwell genötigt war, gegen die Kommunisten (Levellers) einzuschreiten, wird man ihm schwerlich verdenken können, da diese Schwärmer Dinge in die Praxis übersetzen wollten, für welche die Zeit nicht im entferntesten reif war, und die den Begriff der Republik für das Verständnis der Nation unmöglich gemacht hätten. Ob er aus tiefen politischen Gründen, um die Festigkeit der Nachfolge zu sichern, ein Familienerbrecht durchführen und sich zum König ernennen lassen wollte, auf Drängen der gemäßigten Mittelparteien, blieb ungeklärt. Jedenfalls kam es nicht dazu. Mag man die Überschwänglichkeit seiner Bewunderer ablehnen, den ganzen Mann kennzeichnet seine Frage auf dem Totenbette: ob man „aus der Gnade fallen“ könne? „Denn ich weiß, daß ich einst in der ‚Gnade‘ war.“ Auch giebt es kein edleres Schriftstück von ergreifender Einfachheit und Erhabenheit, als seinen Brief nach „Marston-Moor“ an einen Freund, dem er den Heldentod seines jungen Sohnes direkt vom Schlachtfeld zugleich mit der Siegesbotschaft anzeigte. Mit Napoleon ihn zu vergleichen, wäre müßig, da die Verschiedenheit des phrasenlosen Germanen von dem pomphaften Romanen zu sehr ins Auge fällt, auch Unterschiede der Zeit und Bildung mitsprechen. Napoleon ist eine so einzigartige Erscheinung dämonischer Genialität, der einzigste, auf den der Begriff des „Übermenschen“ passen dürfte, daß die derbe Menschlichkeit des englischen Helden daneben abfällt. Auch haben ersteren berechtigterweise nicht die Skrupel geplagt, die dem Puritaner jeden Schritt vorwärts sauer machten: daß man gegen Versuchungen des persönlichen Ehrgeizes ringen müsse, fiel dem Korsen nicht im Traume ein, und er hielt sein despotisches Imperatortum für etwas Selbstverständliches. Darin aber stimmten beide überein, daß sie, bei aller Nüchternheit realistischer Praxis ideale Phantasiemenschen, sich für „erkorene Werkzeuge der Vorsehung“ hielten und daß ein unausrottbarer Mystizismus auf dem Grunde ihrer Weltanschauung lag, der bei aller scheinbaren Heuchelei äußerer Haltung sie

Digitized by Google

innerlich vor jeder bewußten Unredlichkeit bewahrte. Sie nahmen ihre „Mission“ bitterernst, die Mission, in Genie-Diktatur das für ihre Zeit Lebensfähige der Revolution zusammenzufassen. Dies Pflichtgefühl, sei es nun auf Wahrheit oder Selbsttäuschung gegründet, mußte aber im religiösen Puritaner ungleich stärker sein, und es war mehr als Zufall, daß Cromwell trotz gleichen persönlichen Alleinherrschaftstriebes doch vor dem äußerlichen Monarchen-Brimborium Napoleons behütet blieb und sozusagen als „Erster Konsul“ in noch republikanischer Staatsform starb. Da nun Napoleon sozusagen als Naturwunder, das einmal und nicht wieder kommt, sowohl in den Dimensionen seines unnatürlichen Genies als in der Riesenhaftigkeit seines historischen Piedestals, uns in keiner Weise maßgebende Normen hinterließ, so ist auch hier der Puritanerrevolution-Vollstrecker für uns viel lehrreicher. Daß letzterer binnen weniger Jahre ein erschüttertes und geschwächtes Staatswesen zu ungeahnter, unerhörter Stärke emporbrachte, wird niemanden wundern, da wir eben am Beispiel Napoleons das nämliche Experiment wiederholt sahen: eine Revolution spannt alle Kräfte des Volkes an, und wenn sie, was erfahrungsgemäß fast immer eintritt, aus ihrem Schoße eine große Persönlichkeit gebiert, so wird deren Diktatur diese Kräfte zu einer neuen Ordnung verschmelzen, die von selbst ein Übergewicht über alle veralteten Staatswesen verbürgt. Ebenso möchten wir als wahrscheinlich annehmen, daß keine echte und wirkliche Revolution, die eben niemals eine nur „soziale“ und wirtschaftliche bleiben kann, je anders als mit Waffenkämpfen und Bürgerkriegen durchfochten werden wird. Auch der amerikanische Sezessionskrieg spricht dafür. Da ist nun wieder bemerkenswert, daß die Militärdiktatur, wie sie auch im puritanischen Amerika sich nie als republikgefährdend einzubürgern vermochte, in der englischen Revolution, obschon dort statt der wohlfeilen Mäßigung mittelmäßiger Washington und Grant ein leidenschaftliches Genie seine Diktatur einführte, keineswegs in äußerlich monarchistische Bahnen abirrte wie in der französischen. Vielmehr sind es gerade die Offiziere und Soldaten des Cromwellschen Veteranenheeres gewesen, die jeden Versuch, ihren angebeteten „Richter Israls“ zu „heidnischem“ Monarchentum zu verlocken, im Keim erstickten: abfällige Kritiker Cromwells meinen geradezu, daß nur Rücksicht auf die drohende Stimmung des Heeres den „Usurpator“ verhindert habe, sich zum König auszurufen. Jedenfalls braucht man nur eine bekannte Adresse des „armen Heeres“ ans Parlament, nach Niederwerfung Karls, zu lesen, worin es wörtlich heißt: weil sie Krieger seien, hätten sie doch nicht auf-

Digitized by Google

gehört, englische Bürger zu bleiben, — um den ganzen Unterschied von den Gloire-Legionen des gallischen Cäsar herauszuhören. Dies zeigt also wiederum, daß die Ideen der Freiheit und Gleichheit sich dem englischen Volke durch seine Revolution viel sicherer eingeprägt hatten, als dem französischen. Wenn sogar die „bewaffnete Macht", auf welche die Staatsgewalt ihr Recht des Stärkeren stützt, so durchaus antimonarchisch fühlte, so muß man doppelt erstaunen, daß nach Cromwells Tode diese so gesunde und markige, nach außen glänzend gebietende und nach innen festgeordnete Republik in Trümmer ging, ja, sich ohne Schwertstreich auflöste und vor dem verächtlichsten Monarchen- und Adelsgesindel, das je die Erde unsicher gemacht, unterthänigst kapitulierte.

Mit der Erklärung, das 17. Jahrhundert sei eben für die erstaunliche Thatsache einer Republik mit Abschaffung der Adelsvorrechte mitten im monarchischen Europa noch nicht reif gewesen, kommt man nicht weit. Denn England, wie schon früher betont, war durch jahrhundertlange parlamentarische Kämpfe, sowie die altsächsischen Volksfreiheiten lange vorbereitet, durch das religiöse Pathos der puritanischen Litteratur ethisch überzeugt. Wenn also die relative „Loyalität" des Volkes, hauptsächlich des Landvolkes, nochmals dem Königtum eine Brücke baute, so lag der Grund eben in thatsächlicher Unzufriedenheit mit der revolutionären Regierung. Daß man, trotzdem man lange wie betäubt den Reaktionsorgien der Stuart-Kavaliere zusah, keineswegs die Wiederkehr des abgeschafften Absolutismus gewünscht hatte, zeigte sich ja bald genug. Ebenso rasch wie die Bourbons nach ihrer Restauration, wurden die Stuarts nun wieder beseitigt, diesmal endgültig, und ein für allemal das alte Gottesgnadentum aus Großbritannien vertrieben. Dem Wesen nach hat also die „große Rebellion" in England geradeso gesiegt wie in Frankreich: von da ab sank das Königtum zu bloßem Dekorationsstück herab, und die vielgeschmähte Adelsoligarchie atmete denn doch einen Freiheitssinn — man denke an den älteren Pitt und an Fox —, von dem sich Europa im 18. Jahrhundert sonst nichts träumen ließ. Woher nun also jener seltsame sofortige Sturz der Cromwellschen Puritanerherrschaft, die doch äußerlich jeden Patrioten befriedigen mußte? Es mögen ja auch hier wirtschaftliche Unterströmungen mitgespielt haben, obschon uns keine dokumentären Belege dafür vorliegen; aber die sogenannte „materialistische" Geschichtsschreibung wird eben zu kolossalem Humbug, sobald sie ihr an sich richtiges Prinzip einseitig auf die Spitze treibt. Derlei unklar gefühlte Klassen- und Wirtschaftskämpfe — vielleicht handelt es sich um den

Digitized by Google

alten Haß der Agrarbevölkerung gegen die Städte, die in jeder Revolution die entscheidende Rolle spielen — führen nie zu solch plötzlicher Zuspitzung, daß ein materiell wohlthätiges und imponierendes Staatsgebilde auf einen Schlag davon weggespült würde. Auch die politische Unfähigkeit Richard Cromwells und Monks Verrat konnten nur als zufällige Nebenursachen diese blitzschnelle Beseitigung der Republik herbeiführen. Das Heer, also die eigentliche Staatsmacht, war ja in seiner Masse noch ganz und gar anti-monarchisch und gab vielmehr nur dem Drucke des Volkes nach. Denn ohne Zweifel war es gerade die Obmacht des Militärs, dieses merkwürdigen „stehenden Heeres" von Miliz-Veteranen, und der zelotische Terrorismus des Puritanertums, was die Nation erbittert als unerträglich empfand. Wir betonten eingangs, daß die Kavaliere trotz liederlichen Lebenswandels im ganzen einen hohen, manchmal sogar höchsten Bildungsstand erreichten, ähnlich wie die Voltairianische Noblesse von 1789. Karl I. selbst war kein gewöhnlicher Mensch, fleißig und sehr unterrichtet, er und seine Kavaliere lasen mit besonderem Verständnis ihren Shakespeare, der von der Masse puritanischer Sozialdemokraten als unnützer Komödienschreiber in die Acht erklärt worden war. In den leitenden Kreisen der Revolution fehlte es freilich nicht an Hochgebildeten, und Cromwell selbst war so wenig kunstfeindlich, daß er die Rafaelischen Zeichnungen als Nationaleigentum (in Hampton Court) erwarb und seinen Hofdichter Waller begönnerte. Auch erhob sich der von seiner Herrschaft herabgestürzte Puritanismus nachher in Milton und Bungen zu frischer geistiger Höhe und nahm eine litterarische Vergeltung, die uns die immanente Gerechtigkeit der Dinge bewundern läßt. Denn nun stand die akademische Religionsdichtung der puritanischen Ideologie nicht mehr dem erhabenen Realismus der Natur selber in Shakespeare gegenüber, sondern der gleichfalls akademischen, aber sittlich verderbten Kavalierlitteratur der Dryden, Congreve, Wycherley. Und so vollständig war der litterarische Sieg, der sich später in der Moraldidaktik und der hyperkorrekten „Sittlichkeit" der ganzen neueren Litteratur Englands fortspann, daß die offizielle britische Ästhetik nur mit augenverdrehendem Kanzelpathos über die Stuart-Poesie den Stab bricht, als sei sie nur Unfläterei und nicht ein gut Stück Talent gewesen. Erst mit Befremden, dann mit steigendem Unwillen sah die Nation Karls II. zu, wie die wieder herbeigesehnte gute, alte Zeit sich in der Wirklichkeit ausnahm. Denn es wird allemal jeder Reaktionsepoche zum Fluch, daß sie nichts lernte und nichts vergaß. Die Kavaliere Karls II. besaßen

Digitized by Google

nur noch die Laster, nicht die Vorzüge ihrer Vorgänger, von denen ohnehin der beste Teil im Bürgerkriege fiel, so daß ehrwürdige Überbleibsel wie Herzog Ormond (Irland) und Gräfin Derby (Souveränin der Isle of Man) sich mit Entsetzen von dieser „Restauration“ abwendeten. Aber würde das Volk sich so rasch aus byzantinischem Taumel ermannt haben ohne die Erlebnisse der Revolution? Ohne die kurze Erziehung der Puritanerherrschaft, würde man gegen die kirchliche Borniertheit, höfische Tyrannei, junkerliche Immoralität einen solchen Fond von Freiheitssinn und Sittlichkeit bewahrt haben? Unter dem hyperideologischen Zelotendruck hatte man nach merry old England geseufzt, aber dessen Naivetät schwand unwiderbringlich und dessen Zerrbild verpönte der moderne bürgerliche Geschmack erst recht. Das alte volkstümliche Theater hatte man unter Cromwell vermißt, aber die aristokratische Luxuslitteratur der Stuart-Reaktion bot dafür keinen Ersatz. So hat denn der Puritanismus im großen endgültig gesiegt, und der angelsächsische Radikalismus erlebte den Triumph, daß ein Urenkel des Kavalleriegenerals Byron der mächtigste Revolutionssänger wurde. Wenn also trotzdem äußerlich die Puritanerrepublik nur vorübergehend sich halten konnte, so lerne man daraus, daß *jeder Parteifanatismus* sein Herrscherrecht verliert, sobald er *allen Volkskreisen seine* exklusive Weltanschauung als *alleinseligmachend aufzwingen* will. Denn keinen Zwang erträgt der Mensch, auch nicht den im Namen der Freiheit!

Christian Wagner,

ein Dorfphilosoph und Bauernpoet.

Von Julius Hart.
(Berlin.)

Ich will von einem einfachen schwäbischen Bauern erzählen, der, in drückender Not und ärmlichen Verhältnissen herangewachsen, ganz durch eigene Kraft sich zu einer Höhe echter und reiner Bildung emporgearbeitet hat, welche auch den tiefsten Geistern unserer Zeit fruchtbare Anregung zu geben vermag. Christian Wagner, der Bauern-

Digitized by Google

philosoph und Dichter von Warmbronn, ein deutscher Tolstoi, der aus dem armen Volke selber hervorgegangen, ist allerdings in seiner schwäbischen Heimat seit einigen Jahren kein Unbekannter mehr. Ja, Richard Weltrich, der bekannte Schillerbiograph, hat sogar ein umfangreiches Buch*) über ihn geschrieben und kürzlich veröffentlicht, welches eine außerordentlich tiefe Verehrung für den merkwürdigen Mann an den Tag legt und in sehr gründlicher Weise das Verständnis für dessen phantasievolle, mystisch-materialistische Weltanschauung zu wecken und den künstlerischen Wert seiner Lyrik zu bestimmen sucht. Und das wird man Weltrich sofort zugeben: Christian Wagner ist mehr als Johanna Ambrosius, als Denker wie als Dichter überragt er sie um ein Bedeutendes, und seine Philosophie trägt viel eigenartigere Züge, ist selbständiger und in weit höherem Maße auf eigenem Grund und Boden erwachsen, als die des bekannten österreichischen Bauerndenkers Conrad Deubler.

Notwendig ist es allerdings, daß man diese Art von Volkspoesie und Volksphilosophie in ihrem Wesen richtig zu erkennen sucht und daß man sich vor einer Überschätzung hütet. In den meisten Fällen ist es zunächst mehr das soziale, als das künstlerische Gewissen, welches die lebendige Teilnahme für die Armen und Enterbten in uns erweckt. Die Johanna Ambrosius-Bewegung war eine Wohlthätigkeits-Bewegung in erster Reihe, — nicht eine litterarische, und sie ist rasch verlaufen, wie alle diese Fluten rasch verlaufen, sobald der Zweck des Helfens und des Mitleids einigermaßen erreicht war. Daß die Gedichte der ostpreußischen Bäuerin eine Rolle in der Entwickelungsgeschichte unserer Poesie nicht spielen können, liegt ja auf der Hand. Wir ehren den tiefen und großen Bildungsdrang dieser Dorfeinsamen, die unter den widrigsten Verhältnissen, bedrückt von schwersten Lebenssorgen, ohne Lehrer, ohne Schulerziehung, doch unser bestes Wissen sich angeeignet haben und zu einer freien Höhe emporgestiegen sind, zu der auch von den akademisch Erzogenen immer nur wenige gelangen. Wir freuen uns auch ein wenig, wie die Milieu-Weisheit, daß der Mensch nur eine Schöpfung seiner Umgebung sei, diesen Erscheinungen gegenüber — arg

*) Christian Wagner, der Bauer und Dichter zu Warmbronn. Eine ästhetisch-kritische und sozialethische Studie von Richard Weltrich. Mit dem Bildnis des Dichters in Lichtdruck, nach dem Gemälde von Emilie Weißer. Stuttgart. Strecker & Moser. M. 6. — Werke des Dichters: „Sonntagsjäger," „Weihegeschenke." (Stuttgart. Greiner & Pfeiffer.) „Neue Dichtungen." (Stuttgart. Strecker & Moser. Geb. 3 M.) „Neuer Glaube." (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Digitized by Google

in die Verlegenheit kommt. Aber wir wollen uns auch nicht zu sehr wundern. Buch und Zeitung finden heute überallhin ihren Weg und wirken vielfach eindringlicher und unmittelbarer, als der Schulunterricht. Und Geistesbildung ist noch etwas ganz Anderes, Reineres und Mächtigeres, als nur Gelehrsamkeit. Leben und Natur sind zuletzt die eigentlich formenden Meister, und sie reden zu jedem, der mit offenen Sinnen und bereitem Herzen durch sie dahingeht.

Auch Christian Wagner ist, wie die meisten dieser Autodidakten, keineswegs das, was man in Hinsicht auf die künstlerische Art und den Stil einen Volksdichter zu nennen pflegt. Er spricht durchaus als gebildeter Mann zu gebildeten Hörern. Wie wir anderen hat auch er aus Litteraturgeschichte und Poetik, wie aus den Werken der führenden Meister die Formenkenntnis sich angeeignet und dichtet Hexameter und Pentameter wie nur irgend ein armer Humanistenschüler, der neun Jahre seines Lebens bei Homer und Vergil, bei Sophokles und Horaz geschwitzt hat. Ja, er ist mit in erster Linie ein philosophischer Lyriker, ein Verwandter Schillers, und erschließt sein tieferes Wesen nur einem gründlicher geschulten Leser, der geneigt ist, mit ihm in die dunkelsten Schachte der Welterkenntnis hinabzusteigen. Was die geistigen Werte angeht, so wüßte ich von unseren zeitgenössischen Lyrikern kaum ein halbes Dutzend, die soviel bieten wie er, die gleich ihm uns in die Zauberwelt des höheren menschheitlichen Kämpfens und Ringens einführen. Innerlich steht Christian Wagner hoch über jeder Dorfbildung und Bauernkultur. Er beherrscht die Summe des Wissens unserer Zeit. Er ist, wenn auch kein umfassender und vielseitiger Poet, wenn auch kein Kunst- und Stilerneurer, keine großschöpferische Kraft, — doch eine rechte Künstlernatur, eine eigene Persönlichkeit, ein ungewöhnlich fein empfindender Lyriker, der nicht nur als „Landproletarier“ um seiner sozialen Stellung willen, sondern auch eine rein ästhetische, tiefere Teilnahme erweckt. Wohl verrät öfter eine gewisse Unbeholfenheit, ein naives Ungeschick im Ausdruck, ein grammatikalischer Fehler den Dorfphilosophen, den Bauernpoeten, und man merkt eine harte, schwielige Bauernhand, die doch etwas zitternd die Feder führt. Aber ebenso oft überrascht auch die allerfeinste Künstlerhand, — ein Rhythmus und ein Reimklang von süßestem Wohllaut klingt in unser Ohr, und wir lauschen einem Sprachmeister, der den Inhalt seines Geistes in die vollkommensten und lebendigsten Worte umzusetzen versteht, mögen auch Form und Technik vielfach etwas überlebt sein und nach dem ewig Gestrigen schmecken.

Digitized by Google

Im Grunde nur Alltägliches, und doch genug von der Tragik der Alltäglichkeit weiß Weltrich aus dem äußeren Leben des nun Dreiundfünfzigjährigen zu berichten. Es war das arbeitsharte, einförmige Leben eines Kleinbauern, das ewig in demselben Gleise sich bewegt und ewig auf demselben kleinen Fleckchen Erde sich abspielt. Der Dichter sieht's nicht mit dem Auge eines städtischen Idyllikers und eines Dorfnovellisten an. Wie dumpfe Last liegt vielmehr das Öde dieser engen Welt auf ihm:

Montag erst. — Entsetzlich! — Freudelos
Neu beginnen, wo die Woche schloß ...
Dienstag erst. — Entsetzlich! — Ohne Sinn
Spinnen neu des Lebens Grau Gespinn ....
Und so weiter, jeder Tag entsetzlich, auch der Feiertag:
Sonntag heut'. — Entsetzlich! — Wieder neu
Segeln an dem Leuchtturm hier vorbei!" ....

Einsam lebt er auch unter den Leuten des Dorfes. Eine tiefe Kluft trennt ihn, den seligen Schwärmer, den reinen und vollkommenen Idealisten, der nichts giebt auf die irdischen Schätze, welche der Rost frißt, von diesen harten Bauernpraktikern, den gierigen und knauserigen Geldsackmenschen. Mit heimlichem Mißtrauen und schlechtverhohlenem Übelwollen, durch und durch verständnislos, stehen sie ihm gegenüber. Als seine erste Frau in Irrsinn verfiel, meinen sie, daß sie wohl von ihm verhext worden sei, habe er doch öfter von ... Hexametern gesprochen. Verwunderlich muß ihnen ja der seltsame Heilige erscheinen, der wie Tolstoi darnach strebt, seine Weltanschauung auch in That umzusetzen und aus zärtlichster, innigster Liebe für alles, was da kreucht und fleugt, was da wächst und blüht, sein kleines Ackergut zu einem Asyl der Tiere macht. Von dem, was unter einer Musterwirtschaft zu verstehen ist, hat er so ganz andere Begriffe wie sie. In seinem Kornfelde wachsen Raden und Klatschmohn am üppigsten, denn lieber will er ein paar Garben weniger einernten, als den Acker seines schönsten Farbenschmuckes berauben. Auf seinen Beeten wuchert das Unkraut wie nirgendwo anders. Denn keine Hand robet es hier aus. Auch die Pflanze ist ein lebendiges Wesen, eine Seele wohnt in ihr, und in heimlich tiefer Scheu schrickt der Dichter davor zurück, auch nur einen Grashalm auszureißen, eine Blume zu pflücken, wenn es nicht eine gebieterische Notwendigkeit heischt. Feldmäuse und Spatzen dürfen nach Herzenslust bei ihm hausen und schmausen. Er stellt ihnen keine Fallen, er streut ihnen kein Gift. Er freut sich, wenn ihnen sein Korn und seine Beeren schmecken.

Digitized by Google

Der Leser merkt, daß er in eine eigene Welt eintritt. Eine neue und doch uralt-heidnische Welt lockt ihn mit heimlich raunenden Stimmen. In Christian Wagner scheint einer ihrer alten Priester aus tausendjährigem Schlafe erwacht zu sein, der sich, als das Christentum weiter und weiter sein Licht ausbreitete und alle Herzen sich unterthan machte, in eine einsame, dunkle Gebirgshöhle mit den letzten Opfergeräten zurückzog, um, in Zauberschlaf versunken, auch den Tod dieses Gottes zu erwarten. Wald und Wiese, Acker und Feld, Luft, Wasser und Erde, Blumen und Tiere sind von neuem zu Göttern geworden, und von pantheistisch-mystischen Andachtsschauern durchdrungen, als ein Heiliger, in weißem Gewande, schreitet der Dichter durch eine heilige Welt dahin. Er singt nicht das gewöhnliche und alltägliche Lied von der Natur, und er ist auch nicht der Romantiker, der Stimmungspoet, der in ihr nur das Spiegelbild seiner Seele sucht. Aber immer wieder klingt aus seinem Lied das große Gefühl empor, das durch den Sonnenhymnus des heiligen Franziskus von Assisi mächtig dahinrauscht: all' diese Blumen sind meine Schwestern, diese Tiere sind meine Brüder, — und die Sonne ist meine Schwester und die Erde ist's, — lebendig ist der Wald, und die Luft ist ein lebendes Wesen. Wie der große Franziskus, redet und spricht auch Christian Wagner mit ihnen ganz wie mit seines gleichen. Und seine Empfindsamkeit ist, gleich der des wunderbaren Mannes von Assisi, die gereizteste von der Welt, — ein überschwängliches und überseliges Mitleid mit der unvernünftigen Kreatur füllt sein ganzes Dichten und Trachten aus. Er läßt keine Unterschiede gelten zwischen Mensch, Pflanzen und Tier. Und der Kern seiner Sittlichkeitsanschauungen ist das Gebot des Buddhismus, nichts Lebendiges, Organisches zu verletzen und zu töten.

Unter den Augen Christian Wagners wird die Natur noch einmal ganz zu jener hellen, sonnigen Märchenwelt, wie sie in allen Urreligionen einst bestanden hat und die unzerstörbar im naiven Volksbewußtsein fortlebt und in alle jüngeren Religionen hineinwuchs. Der ältesten aller Weltanschauungen, der animistischen, welche die Welt mit Feen und Elfen bevölkert, mit Nixen und Nymphen, welche in Wolken Kühe und in der Kuh einen Gott sah, — ist in unserem Dichter noch einmal ein überzeugter und glaubensvoller Priester und Sänger aufgestanden. Nicht ohne Wehmut hat einst ein anderer, ein größerer Schwabe, von ihr, von den „Göttern Griechenlands" Abschied genommen. Eine unwiederbringlich verlorene schien sie ihm zu sein. Und gewiß, ganz unvereinbar war sie mit der Königsberger Welt der Kantischen Erkenntnis.

Digitized by Google

Aber geheimnisvoll-mystisch raunen uns die Lieder des Bauern von Warmbronn zu: Sie ist! Sie ist! Thut nur eure Augen auf, schaut nur tief in die Natur hinein, und sie enthüllt sich euch wieder. Geister leben und weben bei ihm in Wald und Wasser, in Blumen und Blättern. Sie hassen und lieben wie wir, sie träumen unsere Dichtungen, — sie dichten unsere Träume. Der Dichter streichelt zärtlich mit der Hand über eine zarte Blüte hin, und es ist ihm, als kose er liebend das Haupt eines jungen Mädchens. Wenn Heine ein Kind mit einer Blume vergleicht, so wird für unseren Schwärmer die Blume zu einem Kinde. Unten im Süden, in Italien, findet er ein deutsches Gänseblümchen: Gretchen! redet er sie an und er zweifelt nicht, daß die Seele eines deutschen Gretchens in ihm schlummert, daß es ein schwäbisches Mägdelein aus seiner Heimat ist. Die Tulpe aber, die von Asien zu uns herübergekommen, die Khalifenbraut, denkt noch immer an die Nächte von Bagdad und hört die Wasser des Tigris rauschen . . .

„Das sind Waldestöchter, diese weißen,
Feinen Leiber, die wir Birken heißen,
Mädchengleich in schlanke Form sich zwängend,
Mädchengleich die Flechten niederhängend . . ."

Eine rein poetische, eine leichte und luftige Märchen- und Phantasiewelt! wird der Leser sagen, wenn er in den Gedichten des Warmbronner Naturpoeten liest. Das sind natürlich alles nur hübsche Vergleiche, Versinnbildlichungen, wie sie von Anfang an in der Dichtung gang und gäbe sind. Mehr als Bilder, mehr als künstlerische Ausdrucksmittel wollen sie selbstverständlich nicht bedeuten.

Aber wir haben uns wohl zu sehr daran gewöhnt, die Poesie nur für eine Kunst des Spieles und der Unterhaltung anzusehen. Man hat uns die Welt der Dichtung als eine Scheinwelt bezeichnet, die der Dichter selbst nicht mit der Wirklichkeit verwechselt sehen will. Das Ideal ist ein schöner Traum, aber wir können von Träumen nicht satt werden. Doch den echtesten und tiefsten Künstlern sollte man lieber mit mehr Ernst entgegentreten. Ihre Bilder, ihre Vergleiche, ihre Einbildungen, ihre Phantasiegestalten wollen stets ganz wahrhaft genommen sein. Nie handelt es sich bei ihnen um Trug und um nichts als einen lustigen Sinnenschein, sondern um die letzten großen Lebenswahrheiten. Bekennen wollen sie nur, wie sie wirklich die Welt anschauen. Keinen echten Poeten giebt es, der nicht in tiefster Seele ein Religionsmensch wäre.

Und ein wirklicher und wahrer Poet ist auch Christian Wagner. Was macht noch heute den geheimnisvollen, mächtigen Zauber unserer

Digitized by Google

alten deutschen Märchenwelt aus? Diese Geschichten wollten damals, als sie entstanden, durchaus keine Märchendichtungen sein, keine Ritterromane, keine bloßen Erfindungen: Religion, sicherste Glaubenserkenntnis vielmehr, Wahrheit aller Wahrheiten. Wir verspüren noch heute in ihnen den Hauch aller priesterlichen Ergriffenheiten. Aber auch die Märchenwelt unseres Warmbronner Bauern will eine Wahrheit, ein Glauben, eine Religion sein. Ja, keck genug entfaltet er das Banner seiner „neuen Lehre" und stellt es dem Christentume ins Feld entgegen. Aus Hünengräbern steigt er herauf, aus den versunkenen heiligen Hainen der altgermanischen Welt, und verkündigt noch einmal die Weisheit unserer graufernen Kinderjahre. Die Licht- und Nebelgottheiten, die Wasser und Blumengeister, Nix und Waldschrat kehren aus der Verbannung wieder heim, und die Trümmerbrocken der alten animistischen Weltanschauung gebraucht Wagner mit als Grundsteine seiner „neuen Kirche".

In den feineren Geistern, welche der Kultur führend vorangehen, hat sich heute mehr und mehr die Abkehr vom Naturalismus und eine neue Hinneigung zur spiritualistischen Welterkenntnis vorbereitet. Und auch der Bauernphilosoph von Warmbronn gehört zu diesen Bahnbrechern einer neuen und eigenartigen idealistischen Lebens- und Seinsauffassung, die vom Materialismus in seiner letzten Entwickelung ausgeht und die Ergebnisse der Naturwissenschaft dieses Jahrhunderts phantasievoll verwertet. Allerhand mystische Gebilde baut sich Wagner aus ihnen auf, welche den meisten zunächst nur barock und willkürlich erscheinen werden und doch gar nicht so bloße, leere indische Traumvorstellungen sind. Richard Weltrich zeigt in seinem Buch ausführlicher, wie die Wagner'schen Anschauungen zum guten Teil unsterblich durch die Geschichte der Philosophie hindurchgehen. Seltsamer Weise erwähnt er jedoch an keiner Stelle und mit keinem Worte gerade den Denker, dessen Ansichten sich am innigsten mit denen unseres Bauernpoeten berühren und dessen Gedanken man bei ihm wiederfindet, wie etwa die Kants bei Schiller. Fechners Lehren von der Allseele, von einer Erdseele, von der Seele der Pflanzen machen auch einen wichtigeren Abschnitt in dem Glaubensbekenntnis Wagners aus, und echt Fechnersch erscheinen auch zum Teil dessen eigenartigen und neuen Unsterblichkeitsanschauungen.

Es ist ja richtig: die Naturwissenschaft dieses Jahrhunderts hat uns mit einer Fülle neuer Weltbilder überschüttet. Die Erkenntnis von der Entwickelung, der steten Veränderung und Verwandlung aller Dinge,

Digitized by Google

— die Entdeckung der Zelle — die vertiefte und feinere Erkenntnis von den Zeugungsvorgängen — das Gesetz von der Erhaltung der Kraft u. s. w., u. s. w.: alle diese neuen Anschauungen haben unser Wissen ganz und gar umgestaltet. Aber im Grunde sind es bis jetzt noch immer reine fachwissenschaftliche Erkenntnisse geblieben. Die tiefere philosophische Erkenntnis hat sie noch nicht „verdaut". Die Kant und Schopenhauer konnten sie noch nicht in ihre Rechnungen hineinziehen, und da breitet sich nun vor unseren Augen ein neues, unendlich weites Ackerland auf, das der Menschheit auf Jahrhunderte hinaus zu thun giebt. Gerade der philosophisch-religiöse Geist, den der Naturalismus der letzten Bildungsperiode so geringschätzig ansah und abgethan glaubte, muß einen neuen und mächtigen Aufschwung nehmen, — jetzt wo es gilt, all die Einzelbilder, welche die Wissenschaft neu gefunden hat, harmonisch miteinander zu verbinden und zu einem einheitlichen Gesamtbild der Welt zusammenzubringen. Wie immer, so muß auch heute zunächst die Phantasie das Wort ergreifen, die neuen Erkenntnisse uns zu einem lebendig-sinnlichen Besitz machen und sie mit ihrem schöpferischen Atem beseelen, — kühn nach dem ausschauen, was denn nun eigentlich alles noch möglich ist, was auf Grund dieses neuen Wissens nicht alles neu geglaubt werden kann. Und ich meine, daß gerade Kunst und Dichtung hier bahnbrechend vorangehen und zuerst die neue Weltanschauung der Zukunft aufbauen werden.

So hat auch der Warmbronner Dorfphilosoph die naturwissenschaftlichen Erkenntnisse unseres Jahrhunderts mit einer jugendlich-frischen, noch ungebrochenen und kräftigen Einbildungskraft verarbeitet. Man trifft gewiß bei ihm auf viel unreife Naivetät, aber man verspürt auch etwas wie erquickende Landluft und den Erdgeruch neu aufgebrochener Ackerschollen. Seine neue Erde mutet uns wie ein helles Märchenreich an, bewohnt von lauter Geistern und seligen Schatten: doch wir wollen vor all den Zaubern und Wundern uns nicht allzu ängstlich bekreuzigen. Schauen wir uns einmal gründlicher die Lehren der neuen Naturwissenschaft an, — dann sieht die Natur allerdings immer mehr wie die seltsamste und mächtigste Zauberin aus. Gerade der arme Kraft- und Stoffmaterialismus, dem alles wie ein toter Mechanismus erscheint, erleidet einen kläglichen Schiffbruch, und die Welt steigt als ein so durch und durch geistiges Wesen vor uns auf, wie es die Menschheit der früheren Jahrtausende kaum in den Stunden der mystischen Verzückungen sich vorzustellen wagte.

Auch Wagner geht von dem Glauben aus, daß jedes Atom Seele

Digitized by Google

und Bewußtsein besitzt, — ein Glaube ja allerdings, den nicht nur Religions- und Phantasiemenschen, wie Fechner, bekannt haben. Auch „eingefleischte Materialisten", wie Diderot und Haeckel, stellen ihn als eine notwendige Forderung auf, ohne den sich die Vorgänge in der Natur nie begreifen lassen. Jede pantheistische Weltanschauung läuft zuletzt darauf hinaus, und so sind auch die Dichtungen Wagners ein einziges Bekenntnis von der Allseele und getragen von einem reinen und tiefen Gefühl der Alleinheit der Dinge. Indische Vorstellungen gehen bei ihm daraus hervor, in welche dann die Lehren vom Stoffwechsel, von der Entwicklung, von der Erhaltung der Kraft hineinspielen: die alte Seelenwanderungslehre verkündigt Wagner mit gläubiger Inbrunst und mit heiligen Schauern, wie ein indischer Brahmine geht er durch die Welt dahin, die ihm jedes Blatt, jedes Staubkorn als einen Spiegel hinhält, in dem er sich selber erblickt. Ich bin du! klingt es ihm mit Millionen und Abermillionen Stimmen von allen Seiten entgegen. Die Menschen werden wirklich und wahrhaftig zu Menschen, Tieren und Steinen; in dem Schmetterling, der dort umherfliegt, lebt vielleicht das muntere Mägdelein, dessen du dich aus deinen Kinderjahren erinnerst und welches damals zu deinem Leidwesen plötzlich starb. Der rote Flecken auf den Flügeln des bunten Falters ist aber wohl das Korallenhalsband, welches die junge Schöne um den Hals trug und das du so oft an ihr bewundert hast. Daß unser guter, nach Warmbronn verschlagener Inder da es wie einen Mord empfindet, wenn jemand mutwillig eine Distel köpft, und schmerzlich aufschreit, wenn irgend einer einem armen Tiere irgendwie wehe thut, liegt auf der Hand. Wie Omar Chijam mahnt auch er: Tritt mit deinem Fuß nicht zu hart den Staub dieser Erde. Vielleicht trittst du den Leib deines Vaters mit den Füßen. Als echter Pantheist, dem der Individualismus in der Welt nur als ein Trugbild der Maja erscheint, als ein irreführender Traum, als ein Wahn der Sinne, verkündigt er vielleicht mit noch mehr Nachdruck als wie Tolstoi die Moral der Liebe und des höchsten, zartesten und vollkommensten Mitleids. Jeder Krieg ist ihm natürlich ein Greuel und nur die sozialen Tugenden vermag er anzuerkennen. Unsterblich aber ist die Materie und die Empfindung, ewig das Sein. In steten Verwandlungen schreitet das Ich durch alle Zeiten und Räume dahin:

„So wie wir sitzen beisammen zu dreien oder zu vier,
So sind wir gesessen vor Zeiten unzählige Male schon hier,
So werden wir sitzen in Zukunft wohl noch unzählige Mal,
Und ist es nicht drunten auf Erden, ist's droben im Sternensaal . . ."

Digitized by Google

Doch darf man unter diesem Sternensaal sich natürlich nicht den christlichen Himmel vorstellen. Es stecken in der Weltanschauung unseres Dorfphilosophen gewiß viele blutigen Naivetäten, und, wenn er die Erkenntnis der neueren Naturwissenschaft mit allerhand religionsmystischen Vorstellungen durcheinandermischt, so führt das bei ihm zuletzt zu groben Widersprüchen, Verwechslungen und Verwirrungen. Es ist ein sehr luftiges Kartenhaus, wenn er auf der Lehre vom Stoffwechsel seinen Seelenwanderungsglauben aufbaut. Gewiß kann ich zuletzt im Staub, in einer Blume, in einem Tier Stoffteile, auch beseelte, lebendige Teile des menschlichen Leibes annehmen, annehmen, daß fortwährend Teile von mir in die Dinge meiner Umgebung übergehen, — aber das Problem ist gerade, wo dann das Ichbewußtsein und die Icheinheit bleiben? Und wenn wir auch zugeben, daß jedes Atom Empfindung, Bewußtsein — Seele besitzt, so warnt uns doch gerade die Naturwissenschaft von heute so nachdrücklich wie nur möglich vor den Wilden- und Indianeranschauungen des uralten Animismus, der schlechthin alle Dinge miteinander verwechselt und vollkommen gleichsetzt, — alle Dinge einfach „anthropomorphisiert" und Steine, Tier und Pflanzen für menschliche Wesen, eine Pflanzenseele gleich für eine menschliche Seele ansieht. Wie unser Bauernphilosoph doch zuletzt der eigentlichen Zwickfragen sich nicht bewußt wird, solches hat auch Weltrich in seinem Buche genügend klar auseinandergesetzt.

Aber es sind große, tiefe und gewaltige Ahnungen einer neuen Weltanschauung bei ihm. Seine Naturphilosophie steht sehr nahe der Fechnerschen, und das sollte eigentlich schon genügen, daß wir sie nicht mit einem bloßen überlegenen Lächeln abthun. Die alte Heraklitische Erkenntnis von der steten Verwandelung aller Dinge ist vielleicht heute, in den Tagen der Entwickelungslehre, mehr als je der Grundstein jeder Welterklärung. Auf ihr aufbauend habe ich in einem kürzlich erschienenen Buch: „Der neue Gott", die alten, ewigen Widerstreite zwischen dem philosophischen Realismus und Idealismus aufzulösen gesucht, die Kampffragen, ob die Dinge der Welt Schein oder Wirklichkeit sind, ob dieses Sein das wahre Sein selber ist, oder hinter ihm erst das Kantische Reich des „Dinges an sich" anfängt. Ist nicht das Wesen unserer menschlichen Anschauung, von dem jede Erkenntnis ausgeht, selber eine Verwandlungserscheinung? Wird uns nicht unter den Händen und unmittelbar jedes Einheitsbild zu einem Vielheitsbild, — jedes Vielheitsbild zu einem Einheitsbild? Gerade diese Lehre von der Verwandlung aller Dinge erklärt die Gegensatzerscheinungen in der Welt und führt zu

Digitized by Google

neuen Vorstellungen vom Wesen des Ichs. Auch Richard Weltrich fragt, ob nicht gerade in unserem Ichbegriff der eigentliche Irrtum steckt, den eine neue Weltanschauung zunächst bloßlegen und überwinden muß.

Dem armen Bauern von Warmbronn sind in seiner Dorfabgeschiedenheit tiefe und schöne Gedanken gekommen. Er hat es gewagt, in die dunklen Abgründe des Lebens und der Natur hinabzusteigen, und wie für jeden, so hat es auch für ihn gelohnt. Er fand seinen Glauben und seine Gewißheiten, die ihn befreiend und erlösend über alle Niedrigkeiten und Bitterkeiten des Lebens hinwegführten. In seinen Dichtungen atmet ein tiefer Seelenfrieden und sie klingen in eine große und reine Harmonie aus. Als ein Glücklicher steht er vor uns, trotz seiner Armut, trotz der Bauernkleider, die er trägt, — als ein rechter Lebensüberwinder. Wie all die wahren und echten Religionsmenschen, hat auch er sein Wort der Freiheit gefunden. Still und fest klingt es von seinen Lippen:

„Es ist geschehen,
Es ist gethan;
Des Lebens Sorgen gehen
Mich nichts mehr an."

Gedichte von Christian Wagner.*)

(Warmbronn bei Stuttgart.)

Monte Salvatore.

(Bei Lugano.)

Tritt an, o Pilgrim, willst du dich entladen
Viel deiner Sünden auf dem Berg der Gnaden,

Durch schmaler Gassen enggewölbte Thore
Aufwärts den Pfad zum Monte Salvatore:

Ein Bild des Heilands steht am Weg da drüben;
Auf! beug dein Knie, in Andacht dich zu üben!

*) Aus dem Bande „Neue Dichtungen" (Heilbronn, Schröder & Co., 1897), von dem der Dichter sagt: „Kaum eins meiner Büchlein ist so aus meinem Innern heraus, so gleichsam mit meinem Herzblut geschrieben worden wie dieses." D. Red.

Digitized by Google

Ein Haus des Weins liegt deinem Pfad zur Linken
Tritt ein! Tritt ein, von seinem Blut zu trinken

Schau um! Schau um! Wie weich die Wasser fließen,
Des Heilands Berg sich innig anzuschließen!

Schau um! Schau um! Wie sanft die Uferlehne,
Als suchte sie, wie einstens Magdalene,

Mit Rosenöl und Balsam allenthalben
Den nackten Fuß des Heilands einzusalben!

Auf ragt sein Haupt, von mildem Licht umflossen;
Die Stadt, da unten reuig hingegossen,

Als Sünderin liegt zu des Heilands Füßen,
Mit weichen Lippen weinend sie zu küssen.

Konzertabend.

Die Orden, die Sterne prunken
Im Lichterschein,
Es fuhren die Götterfunken
Der Töne drein. —

Ich habe, in Andacht versunken,
Gedacht nur dein,
Mit glühenden Augen getrunken
Dein Bildnis ein.

An ....

Wie hin am Zaun den Gartenweg entlang
Sich Rebe rankt mit grünem Überhang,
Rankt sich in mir dein jüngst gesproch'nes Wort
Am Lattenzaune meiner Tage fort.

Stimmungsbildchen.

In diesem so kleinen Zimmer,
In dem wir so selig immer
Uns trafen,
Wie süße, heut' nacht zu schlafen!

Komm! Komme, o holder Traum!
Auf! Lasse den rosigen Schaum
Einstiger Seligkeiten
Wieder, wieder an mir vorübergleiten!

Ringsum nichts als bleiche Heidebinsen,
Schwarze Tümpel, grüne Wasserlinsen.

Einer Föhre halbgebroch'ne Äste,
Auf zum Himmel streckend kahle Reste.

Über mir des Himmels grau Gewölbe,
Bachentlang so weidengrau die Felbe. —

Ach, wie kann in diesen Nebelthalen
Erd' und Himmel mein Geschick mir malen;

Gleich' ich selber doch in meinem Leide
Diesem dürren Föhrenbaum der Heide!

Digitized by Google

Zwangloser Verkehr (Sommer).

Auf rosigen Blütenähren
Da ist ein wonnig Gewähren:
Buntscheckige Falter nippen
An purpurnen Blumenlippen*).

„Wie anders bei Menschen: Die müssen
Stumm weiter und dürfen nicht grüßen,
Ob ihnen die Augen auch tauen
Beim traurigen Rückwärtsschauen."

Sehnsucht.

Straßenstaub
Aufwirbelnd bis zu der Bäume Laub; —
Drinnen im Korn
Mohn und Cyanen und Rittersporn. —

„Stetig den Blick hinan
Armer auf Weges Bahn,
Auf daß dich ja nicht betrüben
Die leuchtenden Farben da drüben!"

Müdigkeit.

Hast du in deiner Rüstkammer,
Ewiger, Keil nicht noch Hammer
Für mich Erdüberzähligen,
Unseligen und doch Seligen?

Ach, sei mir gnädig!
Mache des Leibs mich ledig!
Führ' mich der Wahrheit Vergebensrufer
Schmerzlos hinüber an des Vergessens Ufer!

Lied der Bitterkeit.

Sie fragten nach meiner Bestallung,
Das brachte mein Blut in Wallung:

„Ich werde den Gott euch künden
Auf Fluren und Wiesengründen!

„Das Recht des Lebens euch lehren
Und ewiges Wiederkehren!

„Ich werde die Raben scheuchen —
Erwartet kein anderes Zeichen!"

An den Tag.

Schon wieder zu banger Last
Sich ladet der Tag zu Gast,

Das Antlitz so klar und hell;
Was willst du, Lügengesell?

Das Auge so klar und licht;
Was willst du, o karger Wicht?

Mich täuschen mit deinem so fein
Rosenverheißenden Schein?

Mich kirren mit deines Lichts
Vielsagendem kargem Nichts?

Mich locken als Meteor
Auf trüg'risch gleißendes Moor?

Wann bin ich gewitzigt, hell,
Dich fortzuweisen, Gesell?

Wann ködert dein falscher Strahl
Mein Auge zum letztenmal? —

*) Betonica.

Digitized by Google

Freitod.

Was giebt dem Leben erst die rechte Weihe?
Das Sterben ist's, das selbstgewählte, freie.

Der Vorsatz stolz, sich von dem Stoppelweiden-
Auftrieb der Herden einmal auszuscheiden.

Das Hürdethor der Freiheit mit dem bloßen
Und unbeschützten Fuße aufzustoßen.

Schlafmüt'ge Daseinslust in blödem Herzen
Durch frisches Handeln kräftig auszumerzen. —

Freitod! — Wer hat zuerstmals dich erfunden?
Ein Götterssohn, ins Sklavenjoch gebunden,

Der, als ihn holten des Tyrannen Boten,
Die Ketten schlug ins Antlitz dem Despoten.

Nebelflecken.

In des Weltraums fernem Nebelblinken
Wird dereinst ein dunkler Stern versinken.

Wird versinken spurlos, mitgerissen
Nach des Raumes grau'sten Finsternissen.

Wird verschwinden lichtlos, keine Spuren
Rückwärts lassend in den Lichtazuren.

Wird verschwinden lautlos, ohne Klage;
Nur ein kleiner Winkel hält die Sage:

Daß ein Lichtquell ruhmlos hab' geendet,
Was nicht recht sei, da er doch gespendet

Licht und Wärme nach entfernten Zonen
In der Weltzeit Jahresmillionen.

Eine Apotheose.

Armes Mägdlein hier in Stall und Scheuer,
Aschenbrödel bei dem Küchenfeuer,
Findling, Nickel, braunes Gänsehannchen,
Aufgezogen von dem Bachsusannchen,
Nesseln schneidend einst am Gartenhage,
Alles tragend ohne Groll und Klage,
Schwebt befreit von bitt'rer Armut Fesseln
Hier als Pfauenauge ob den Nesseln.

Digitized by Google

Die Fremden im Musée Wiertz.

Von Arthur Holitscher.
(Berlin.)

Das verflossene Jahr hat mich tüchtig herumgeworfen in Gottes weiter Welt. — Wenn es Erleben ist, was aus einer großen Natur mit jäher Gewalt auf dich niedersaust, wie eine Faust dich packt und schüttelt, daß du in die Kniee sinkst, zu vergehen wähnst; wenn der Schauer, der, aus einem ewigen Kunstwerk in deine Seele überströmend, dich umwallt wie mit kreisenden Schleiern, daß du vergessen mußt, wo du dich befindest und die Zeit, deren Kind du bist . . . wenn dies Erleben ist, dann habe ich erlebt. Aber fragt nicht nach diesen Erlebnissen. Sie lassen sich nimmer in die Form gangbarer Worte pressen, wie man Nebel und Feuer nicht in Gefäße schütten, Offenbarungen nicht durch die Schilderung der Geschichte wachrufen kann. Sie umfaßten, ergriffen, zermalmten oder erhoben, ihre Macht drang in die Tiefen ein, wühlte sie auf, formte sie vielleicht um, über das Erinnern aber sind sie halben Weges hinweggeglitten, ohne ihre Spuren in ihm zu hinterlassen. —

Doch da ist ein anderes Erleben, Kampf und Ringen nicht mit den Engeln, sondern mit Menschen wie du und ich, deren Arme die unseren umfassen und wir die ihren, deren Blicke die unseren aushalten können, die von Fleisch und Blut sind und nicht aus Licht und Widerschein gewoben. Und diese Erlebnisse fügen sich zu dem Schatze der Erinnerung, machen die durchlaufene Spanne wert, sie hinterlegt zu haben, die bevorstehende wert, ihr entgegenzugehen, und die Gegenwart erfüllen sie mit der köstlichen Freude am Leben. —

Ein Kreis von Möglichkeiten ist um jeden Augenblick jeglichen Menschenlebens gezogen; wo zwei verschiedene Kreise sich berühren, giebt's einen Zufall, wo sie sich durchschneiden, ein Geschick. Aber viele fürchten beides. Zitternd und behutsam gehen sie durch ein Leben, das einer Einöde gleicht, und wenn sie der Unfruchtbarkeit ihres Daseins sich bewußt werden, heben sie höchstens stolz den Kopf und halten den unberührten Kreis um ihren Scheitel für eine Gloriole der Einsamkeit. Spurlos verschwinden sie von diesem Erdenrunde, auf dem alles durch

Digitized by Google

Stöße, Anprall, Schwingungen und Kämpfe geworden ist, und selbst die große Allmutter weiß nichts anzufangen mit der keimearmen Verwesung ihrer zerfallenden Gliedmaßen. — Weißt du nun, was es heißt, sich kopfüber in das Leben zu stürzen? Mit jauchzendem Willen der Führung der Schicksalshand folgen, die dich mit allem, was du bist, zwischen ihren Fingern hält, oder dich mit der Kraft, die du in deinem Willen zusammenströmen fühlst, aus ihren Klammern herauszustürzen suchen, daß du zerfleischt und blutend liegen bleibst und deine Blicke zu dem Unsichtbaren in die Höhe wendest, fragend: bin ich ein Mensch? und die Antwort erhältst: ja, du bist mein lieber Sohn, an dem ich meine Freude habe.

Nicht allen Menschen läuft die Erfüllung über den Weg. Zwar die Größten haben ihr Lebtag still auf einem Platze gesessen, die Hände auf dem Schoße gefaltet und auf sie niedergeblickt — und erlebten dabei größere Erlebnisse als andere, die mit tausend Schwertern in den Krieg gezogen sind. Aber ein Verhängnis scheint auf vielen der Besten unserer aufsteigenden Generation zu lasten, und der Durst nach Gefahren jagt, schleudert, peitscht diese durch die Länder der Welt, einem Regenbogen, Irrlicht, dem Schein einer Form nach, die in unendlichster Mannigfaltigkeit die eine Gestalt bleibt, das Geschöpf der eigenen Phantasie, der eigenen Sehnsucht, des eigenen Glaubens, in alle Himmelsrichtungen ausgesät, von dem Wirbelwind des Unfriedens zerstreut, verweht nach allen Ecken und Winkeln der Welt der Wirklichkeit und des Scheines. — Jünglingen und Mädchen begegnet man an vielen Orten, sie kommen einem entgegen auf der Straße, gehen vorbei, vielleicht kreuzen sich eure Blicke, vielleicht auch nicht, vielleicht bleibt ihr stehen voreinander, vielleicht auch nicht, in einem Augenblicke aber habt ihr die unerschütterliche Gewißheit gewonnen, daß ihr Brüder und Schwestern seid, Kinder desselben Leids, derselben teuren Mutter, die ihr liebt, obzwar sie euch verstoßen hat, uud ihr nicht einmal wißt, wie sie beim Namen zu nennen! Ein stummes Freimaurerzeichen entbieten sich diese Menschen, die einander fremd sind und wohl auch bleiben werden; eine Atmosphäre zittert um sie, die in die Sinne steigt wie ein Duft aus den Gärten des verlorenen Eden; ein Druck auf dem Herzen läßt das Blut einen Moment lang stocken, und ihn vergißt nie wieder in seinem Leben, wer ihn einmal verspürt hat.

Armes, junges Wesen, was ist aus dir geworden, die du mir eines Tages begegnet bist, und trägst du auch noch die Erinnerung mit dir, an den Augenblick, an dem unsere Seelen sich in den Armen lagen

Digitized by Google

wie Mann und Weib, sich befruchteten in schmerzhafter Wollust, und in Wehen etwas Neues geboren ward, die Frucht unserer gemeinsamen Ekstase, das Erlebnis, das uns für ewige Zeiten verbindet, und das ich, während ich es nun vor mir wieder aufleben lasse, auf meinen Knieen wiege und ihm schmeichle und es liebkose, wie ein Vater sein Kind, nun dessen Mutter heimgegangen ist.

* * *

In Brüssel, das vielleicht jene Stadt des modernen Europa ist, in welcher auf dem räumlich beschränktesten Territorium die überwältigendste Fülle alter und neuester Kultur dem Fremden entgegentritt, versäumt man es nicht, das „Musée Wiertz" aufzusuchen. Es ist in des Künstlers ehemaligem Atelier errichtet, im Quartier Leopold, unweit von dem Bahnhofe dieses Stadtviertels gelegen, in der von Villen und Palästen gebildeten Rue Wiertz, deren vornehme Stille selbst das Pfeifen der Züge nicht zu trüben vermag, die in abhangartiger Tiefe an ihr vorüberschießen. Bei Antoine Wiertz' Lebzeiten stand das Gebäude noch weit außerhalb der Gemarkung, auf einem einsamen Hügel, den die Stadt seit dem Tode des Künstlers verschlungen und mit dem Gewebe ihrer Verkehrsadern durchzogen hat. Hier geht nun das Blut der Stadt anders, als zu den Zeiten, da Wiertz noch in seiner Einsamkeit geschafft hat. Bis auf wenige Gemälde, die im Antwerpener Museum und in Privatbesitz sich befinden oder verschollen sind, umschließt das Gebäude das ganze sichtbare Ergebnis dieses mit unerhörter Inbrunst gelebten, an Qualen und Wunden überreichen und an Freuden so bettelarmen Künstlerlebens. Dieses Gärtchen mit seinen alten Platanen und struppigem Buschwerk hatte Wiertz in mancher schlaflosen Nacht mit großen Schritten durchmessen, wohl auch in rasender Trunkenheit den fiebernden Kopf an die Rinde der Stämme geschlagen, um der Agonie des Tages rasch ein Ende zu bereiten, wohl auch in süßer, entmannender Wehmut den thränenschweren Blick zur jungen Mondessichel emporgesandt, die ihr Silberlicht in friedlichen Reflexen durch das reglose Laub auf die Kiespfade warf. Diese wuchtig emporragenden, ägyptischen Säulen, die die Freitreppe zu dem Atelier flankieren und deren Ziegelgerippe jetzt ohne den Trug der Mörtelschicht so grotesk auf den befremdeten und beleidigten Besucher wirkt, sie mochten in *seinem* Geiste wohl einen Portikus zu dem ewigen Tempel der Unsterblichkeit bedeuten, dessen Quadern er mit den blutbesprengten Jahren seines

Digitized by Google

mächtigen Lebens aufzutürmen wähnte, bis er zusammenbrach vor dem unvollendeten Bau, in den die Gottheit nimmer eingekehrt ist.

Der Besucher (mir kam's fast einem Troste gleich) wird nicht über diese Treppe, nicht durch die Wacht dieser Säulen in das Museum eingelassen, sondern durch das angebaute Wohnhaus, in dem jetzt der Aufseher mit seinem Weibe und einem paar hübscher Kinder haust. Durch einen kleinen Vorhof, eine kleine Kammer, eine kleine Thür betritt man den einzigen Raum, der sich in kolossalen Dimensionen aufreckt nach der Höhe, nach der Breite, um die Riesenflächen der Bilder beherbergen zu können, die von den Wänden auf die winzigen Menschengestalten niederstarren, beklemmend und überwältigend zugleich durch ihre Proportionen wie durch die Gedanken, die sie zum Ausdruck bringen und die sie noch über die Rahmen hinausdehnen, Wolken an Größe, durch die der Donner des Genius rollt und die Blitze göttlichen Grolls niederfahren auf die ewig unveränderte Kleinheit der Geschlechter, die sich unten auf dem Boden räkeln und spreizen, die Schultern in die Höhe ziehen und grinsen und gehen.

Wenn die Nebel sich teilten und der Taumel zu weichen beginnt, der den pietätvoll Eintretenden erfaßt hatte, dann gewahrt man ringsum Scharen wilder Kämpfer, deren Lanzen die Lüfte durchschwirren, gierig und fast ohne die Kraft ihres Fluges einzubüßen im Blute dampfende Leiber durchbohren; Höllenfeuer züngeln um erstarrte Gesichter, Engel und Verdammte kämpfen um das Kreuz von Golgatha, stürzende Heerscharen verwirren sich mit dem dunklen Gewühl aufstrebender Dämonen, und die Fanfaren der Sieger und das brüllende Röcheln untergehender Giganten erfüllen die mächtige Halle mit grenzenlosem Tumult.

Denn was hier an den Wänden lebt, sind die Seligkeiten und die Verdammnis der Menschheit, sind die Schlachten des Lichtes und des Bösen, Ormuzds und Ahrimans, des Genius und des Gemeinen, sind Jesus, Napoleon, Homer. Doch es ist nicht die erhabene, weithinschallende Stimme, die dem Menschengeschlechte seinen Olymp gesungen und mit gleicher Ruhe von dem Untergange reifiger Völker zu berichten wußte und den Zierraten auf dem Schilde des Peliden; sie hat nicht die eisige Gemessenheit jener, deren Hauch genügte, und Millionen dieses Erdballs stürzten aufeinander los, sich zu zerfleischen; nicht die milde Hoheit jener, die den Menschen von Liebe und dem Gotte von Unrecht sprach. Diese Stimme bebt und schreit in Feuern, sie ist schrill und überschlägt sich, Orkane, die ihre Lungen weiten, machen sich in heiserem Stöhnen Luft, und Seufzer des Mitleids schwellen an zu Gewitter-

Digitized by Google

winden. Wie andere Vers an Vers, Gebot an Gebot, Wahrheit an Wahrheit reihten, fügt diese Stimme Jauchzen und Pein, Dank und Aufbegehren zu einer klirrenden Kette. Ein unbefreiter Mensch ist's, dessen Seele sie entströmt, und sie spricht von Leiden. — Darum vermag ihr Klang uns nicht unser Leben vergessen lassen, es auszulöschen aus unserer Gegenwart, sie wühlt auf, treibt und quält, fordert Vergleiche heraus und zerrt manch ein lockeres Tuch von heimlich blutenden Wunden.

Auf einer Bank in der Mitte des Saales ließ ich mich nieder und hörte zu, wie mein Herz schlug. Hast du gerungen? sprachen die Wände. Ich rang; murmelte ich vor mich hin. Hast du gesucht? Ich habe nicht gefunden. Warst du glücklich, konntest du ruhen? Nie war ich glücklich und selten hab' ich ausgeruht. Kannst du noch hoffen?

Ich blickte mich in dem Saale um. Worauf könnte man hoffen? Der sein Inneres erkannt hat, sieht hinter jedem durchscheinenden Schimmer den Tod, die Luft in jeder Seifenblase. Also auf etwas, das von außen käme. Auf Menschen! Ich mußte an Wiertz' Schicksale denken, ich sah den Mann vor mir, der auf sein eigenes Bildnis die Anklage gegen alle die anderen Menschen geschrieben; ich sah die Riesenleinwand, die einen „Großen" der Erde, einen ungeschlachten Polyphem darstellt; und ich sah hinter der Wut des Künstlers die ohnmächtige Liebe zu diesem Ungetüm an Kraft, das über das geringe Erdengewürm hinwegstampft, und sich grinsend niederbeugt, um die possierlichen Flüche zu vernehmen, die die Zertretenen vom Boden zu ihm emporschreien. Und ich fühlte, worauf man hoffen und woran man verzagen kann. Mein Herz pochte ungestüm, und ich ward des Zornes der Wände in dem Hämmern meiner Pulse bewußt. Über das Firmament hatten sich trächtige Wolken geschoben, die die Halle verdunkelten und aus denen einzelne, schwere Tropfen auf das Glasdach niederklatschten. Außer mir waren noch vier bis fünf Menschen da. Ein junger Abbé mit hagerem Gesicht und umränderten Augen, der einen Photographenapparat mitgebracht und nach langen Debatten beim Aufseher abgegeben hatte; ein Kind, das mit aufgerissenem Mund vor einem der Schreckensbilder der Sammlung stand, einem der rauch- und bluttriefenden Gemälde, die den Konvulsionen dieser gequälten Existenz entsprungen sind und doch nur Kindern Furcht einzuflößen vermögen; ein Kopist, der vor einem der süßlichen, zum Verkaufe bestimmt gewesenen Bildern arbeitete, die Wiertz über die Not des Tages hinüberhelfen sollten; und zwei junge Menschen, augenscheinlich Neuvermählte, die mein Interesse in

Digitized by Google

dem Verfolge meiner Reflexionen in besonderem Maße erregten und gefangen nahmen.

* * *

Arm in Arm gingen sie vor mir auf und nieder; besser gesagt: der Mann hatte seinen Arm unter den der jungen Frau geschoben und stützte sie, da sie, von einer großen Erregung bemeistert, fast in die Kniee zu sinken schien. Die beiden waren modisch gekleidet, in helle sommerliche Farben, nach dem englischen Geschmack, und trugen sich mit der nonchalanten Korrektheit, die vermögende Leute verrät. Offenbar befanden sie sich auf der Hochzeitsreise; ihre Gesten waren weich, aber zugleich leidenschaftlich und einhüllend, besonders die des Mannes, während mir in dem feinen, blassen Antlitz der Frau ein Zug um die Mundwinkel von Resignation, Widerwillen, aber auch von einem Sichgehenlassen in wollüstigen Instinkten zu sprechen schien. Sonderbar waren ihre Augen. Ich fragte mich, was diese Augen sehen mochten; in ihnen war solch ein Glimmen des Entsetzens, als ob sie statt der bemalten Leinwand, auf die sie starrten, lebende Menschen in furchtbaren Kämpfen, brennendem Licht und gellenden Schreien sich bekriegen sähen. Mich durchzuckte es: so mußten meine Augen eben erst geglüht haben, und in dieser Seele da tobt derselbe Aufruhr wie in der meinen. Es sprach in mir: steh ihr bei. Und ich sprang auf und näherte mich dem Paar. Der Mann hatte sich zu seinem Weibe geneigt und auch sein Blick war entzündet, aber nicht von dem geheiligten Feuer dieser anderen Augen. Halblaut flüsterte er:

„Voyons, Evangéline; ça vaut bien la peine, de s'échauffer ainsi; Voyons, chérie, assieds-toi, là. On déjeûnera chez Vatel. C'est tout bonnement de l'Allégorie."

Sein Atem bewegte die Härchen in ihrem Nacken. Die Handbewegung, die seine letzten Worte begleitete, zeichnete die temperamentlose Frivolität des Menschen, der mit einem Wort ein Leben abthut, und dessen Schweigen schon sich an dem Heiligsten vergreift. Ich stand jetzt knapp an der Seite des Mannes, fast Körper an Körper mit ihm. Ich sah ihm gerade ins Gesicht. Ich sah, wie seine Lippen sich berührten, jedes Fältchen des Alterns und der Ermüdung um die Augen, ihren Glanz. Ich glaube, ich habe in meinem ganzen Leben keinen Menschen gehaßt, wie diesen, dem ich jetzt ins Gesicht schaute.

„Pardon Monsieur," sprach ich leise, aber nachdrücklich, „ce n'est pas tout bonnement de l'Allégorie, es ist vielmehr der Glaube

Digitized by Google

und das Ringen und fast die Unsterblichkeit eines Menschen, was Sie hier aufgespeichert sehen. Trachten Sie nicht, dem Geiste, den Sie in diesem Raume nicht verspüren, durch Kniffe und Verheißungen eine Seele abspenstig zu machen, die vor seiner Größe niedersinken möchte. Lassen Sie diese Seele sich winden und krümmen, sie wird sich schon aufrichten, aber wer weiß, ob Sie sie dann noch gefügig finden werden, mit hohlen Schuften bei Vatel zu dejeunieren. Die Sache ist vielmehr diese: man geht zusammen auf die Hochzeitsreise, und unversehens trennt sich die gemeinsame Fahrt. Hier ist solch ein Scheideweg, wenn Sie mir gestatten, diesen Ausdruck zu gebrauchen. Ihnen aber, Madame, lege ich meine Bewunderung und Liebe zu Füßen und den Dank für Ihr Fieber, aus dem dieser Künstler selbst hätte Gesundheit schöpfen können, in dessen Tempel wir uns befinden und der in Wahnsinn und Verzweiflung geendet hat."

Ich blieb noch einen Augenblick vor den beiden stehen, gleichsam um zu warten, bis das Echo meiner Worte in mir und diesen beiden Menschen verklungen sei. Der Mann blickte mich starr an, mit offenem Mund, so daß die Falten um die Lippen ihn noch älter erscheinen ließen, als er sein mochte, dazu hatte er den Rücken gekrümmt, die Schultern in die Höhe gezogen und die Hände in einer instinktiven Bewegung ausgestreckt, wie man einen Wahnsinnigen abwehren mag. In der That wußte ich nicht recht, was ich gethan und gesprochen hatte, doch das eine war mir klar, daß meine Worte mit dem Grundakkord der mich umgebenden Kunstwerke übereinstimmten, und daß diese es waren, die sie mir eingegeben hatten. Die junge Frau hatte einige Schritte gegen die Mitte des Saales gemacht, war dort stehen geblieben und blickte in die Höhe, als sähe sie einem Phantom nach, das sich vor ihr entwickelte, emporstieg und verschwand. Ich hatte die letzten Worte so laut hervorgestoßen, daß der Abbé und das Kind an unsere Gruppe getreten waren, aber ich bemerkte, wie der Kopist, ohne aufzublicken, gleichmütig an seiner Staffelei weiterarbeitete.

Es war stockfinster geworden in dem Raum, und mit furchtbarer Wucht ging jetzt ein Regen nieder, dessen Klatschen betäubend auf das Glasdach trommelte.

Ich dachte nach, ob ich nicht noch etwas zu sagen hätte, und schritt dann quer durch den Saal, auf die Tapetenthür zu, durch welche ich auf die Freitreppe und in den Garten gelangte. Im Gehen fühlte ich, wie die Blicke der beiden Männer und des Kindes mir folgten, gleich Ketten, die ich mit mir geschleppt hätte, als ich mich aber, vor der

Digitized by Google

Thür angelangt, umdrehte, gewahrte ich die junge Frau, die noch immer auf dem nämlichen Flecke stand, unverwandt, in der Haltung einer Verzückten, und deren helle Gestalt in der Dunkelheit zu wachsen schien, höher, zu dem blaugrauen Himmel empor, aus dem sich Fluten auf Fluten ergossen.

* * *

Die Äste krümmten sich knirschend, auf den Kiespfaden lag das Laub in Fetzen, die roten Ziegelsäulen weinten Blutstropfen. Ich preßte meine Stirn an die nächste und umklammerte sie, um an ihr die Glut meiner Schläfen zu löschen. Ich achtete nicht des Regens, der mich im Nu bis auf die Knochen durchnäßt hatte. Wenn ich mich der Minuten zu entsinnen versuche, die ich nun verbrachte, steht ein großer Schatten an meiner Seite und legt mir eine nasse Hand auf die Stirn, dieweil ein Rauschen um mich ist, wie von gespaltenen Himmeln. Ich mag lange so gestanden haben. Endlich ließ ich die Säule los und fuhr mit der Hand über die Stirn. Meine Finger waren blutrot, als ich sie zurückzog. Ich riß mein Taschentuch hervor und preßte es an die Stirne, führte es an die Lippen. Es war nicht von Farbe rot, meine Stirn blutete, ich hatte sie an den nackten Ziegeln wundgeschlagen.

Ich warf den Hut ins Gras, hob den Kopf und streckte die Hände gerade aus, vor mich hin. Meine Lider hatte ich geschlossen, aber ich fühlte die Schärfe des Regens auf sie niederprasseln, und jeder Tropfen zuckte wie ein blauer Strahl durch meine Augen. So stand ich, fast in der Haltung der jungen Frau, die ich im Saale verlassen hatte. Als ich die Augen öffnete, stand sie neben mir.

* * *

Ich sah sie an, ohne ein Wort herauszubringen. Sie sprach zu mir:

„Er ist gegangen, einen Wagen zu besorgen. In wenigen Minuten ist er zurück."

Ich faßte ihren Arm, der zart und mager war und unter dem angeklebten Battiststoff zitterte. Ich zog sie an einen geschützten Punkt unter einer Platane. Sie lehnte sich an den Stamm und blickte auf die Wurzeln nieder, die sich im Umkreis einiger Schritte, wie im Krampfe erstarrt, aus dem Kies erhoben.

„Fort," flüsterte ich. „Fort. Wir fliehen. Wir gehen ans Meer und fort."

Digitized by Google

„Ja," entgegnete sie ebenso leise. „Fort von ihm, fort in die Welt."

„Du suchtest mich. Ich bin auch auf der Wanderschaft. Wir kommen beide von ferne her, Du liebes Geschöpf, jetzt gehören wir uns bis ans Ende."

„Ja, wir gehen bis an Ende der Welt. Nie lassen wir einander los. O, Deine Stirne blutet!"

Ich warf mich nieder vor ihr, und sie sog mit ihren Lippen das Blut weg von meiner Stirne. Sie weinte vor Mitleid, als ich ihr wieder ins Gesicht schaute.

„In einer Minute ist er zurück," sagte sie dann.

„Evangeline!"

„Wie soll ich Dich nennen?"

Ich sagte ihr meinen Namen.

„Ich heiße Evangeline Moreau."

Ich faßte sie bei beiden Händen und blickte ihr forschend in die Augen.

„Mein Mädchenname!" sprach sie vorwurfsvoll, indem sie ihre Blicke senkte. „Wie kannst Du fragen!" Ich hatte nicht gefragt.

„Wie wird unser Leben sein! Ich bin arm."

„Ich habe niemand auf der Welt!"

„Leben Deine Eltern nicht mehr, Evangeline?"

„Ja, sie leben."

„Hast Du keine Geschwister?"

„Ja, Brüder und Schwestern."

„Er ist Dein Mann?"

„Ja, wir sind seit drei Monaten verheiratet."

Ich legte ihr die Hand aufs Haar und sah sie trauernd an. Sie erriet meine Gedanken und nickte: „Ja!" und wiederholte: „Ja!!" und schluchzte so herzzerreißend auf, daß meine Hände kraftlos an mir niederfielen.

„Das darf nicht geschehen. Hörst Du? Denn so werden wir miteinander sein: Mann und Frau, Bruder und Schwester, und sonst nichts auf der Welt."

Sie starrte einen Augenblick auf die Wurzelknorren vor ihren Füßen und sagte dann leise und bedächtig, mit Betonung jeder Silbe: „Nein, es ist ja kein Verbrechen. Auf der See, in einem Fischerschiff leben wir so lange und dann binden wir es in ein Tuch und . . ."

Digitized by Google

„Fürchtest Du Dich nicht vor den Blitzen auf dem Meer und vor den rohen Männern am Schiff?“

„Du, Du,“ sie schmiegte sich an mich und war totenblaß. „Er kommt zurück, er kommt. Ein Wagen rasselt.“

„Wer?“ sagte ich und lachte. Ich fühlte, wie das Blut mir durch die Brauen floß und auf die Wimpern niedertropfte.

„Er!“

„Sind wir erst auf hoher See!“

„Niemals . . hörst Du . . . der Wagen hält.“

„Hier hinaus, ich hebe Dich über das Gitter, und fort.“

Sie riß sich von mir. „Wahnsinn!“ schrie sie auf und preßte die Fäuste an den Mund. Sie lief ein paar Schritte weg, die Freitreppe hinauf. In der offenen Thür stand die lange, schwarze Gestalt des jungen Abbé. Sein bleiches Asketengesicht war verzerrt. Er blickte abwechselnd auf mich und Evangeline, seine umränderten Augen flackerten.

Jetzt wandte er sich um und wies jemandem, der hinter ihm stand, uns beide. Ein Schatten wurde hinter ihm sichtbar. Evangeline stürzte die letzten Stufen hinauf und verschwand in der Thür, die sich langsam schloß.

Ich war wie angewurzelt stehen geblieben unter der Platane. Das Blut verschleierte meine Augen. Ein Wagen rollte betäubend die steile Straße hinunter. Die Thür hatte sich nicht wieder geöffnet. Ich fuhr mit der Hand über meine Augen.

Der Abbé stand oben, auf der letzten Stufe der Treppe, schwarz zwischen den roten Säulen. Er hatte die Arme verschränkt, die Lippen aufeinandergepreßt.

Wir blickten uns an.

Digitized by Google

Deutsche Lyrik.

Todesritt.

Fort, fort über die Erde
mit weitflatternden Banden,
zehntausend wilde Pferde
ritt ich bereits zu Schanden.
Bricht mir das Roß zusammen,
ein anderes bestiegen,
auf! auf! in hellen Flammen
will meine Sehnsucht fliegen.

Als tanzten Ozeane,
als würden Berge munter,
jauchzen und schrei'n Orkane,
so geht es drüber, drunter
in schwindelnde Weiten —

Da starrt die schwarze Pforte,
durch die gilt es zu reiten,
schrill tönen mir die Worte:
„Runter, mein Reiterfant!
Hast Dich ja, meiner Treu',
schön in Dein End' gerannt,
nun ist's mit uns vorbei!"

Verlass' ich auch die Erde,
nicht steig' ich aus dem Bügel,
ich bleibe hübsch zu Pferde,
Herr, laß mir meine Flügel!
Ich kann nicht stille steh'n,
ich armer, toter Reiter,
ach, nicht einmal vergeh'n!
Vorwärts denn, weiter, weiter!
Heijjahü! Rößlein flieh',
daß laut die Hufe schallen!
Heijjahü! Rößlein sprüh',
daß Welten widerhallen!
Im Flug dahingebraust
durch alle Ewigkeiten
und durch die Hölle gesaust —
ich muß ja reiten, reiten!

Berlin. Juliane Déry (†).

Πάντα ῥεῖ.

Dich genieße erst im Schönen,
Siehst im Bilde du, dem hellen,
Deinem Los dich zu versöhnen,
Neue Lebensströme quellen;

Ströme unter nächt'gem Siegel
Plötzlich ahnungsfroh erkannte,
Weist doch der Erscheinung Spiegel
Feine Linien, tief verwandte.

Rätselgold auf Himmelsgleisen,
Geisterblitz zum Sinn die Brücke;
Seine Strahlenfluten kreisen
Voller in ihn selbst zurücke.

Nie verschwemmt vom Schlamm der Stunde,
Nie gehemmt durch tausend Schluchten,
Quell und Mündung tief im Grunde
Sich verfließend neu befruchten.

Fort vom Kinde so zum Greise
Sich ein Kreis dem andern ründet;
Übers Grab die gleiche Weise,
Bis der letzte Grund ergründet.

Steigend in der Welt Gerümpel,
Überblitzt vom Sturm der Zeiten,
Schwillt der erdenseichte Tümpel
Auf zum Meer der Ewigkeiten.

Digitized by Google

Wer dies Adlerglück, des Lebens
Hochflut einmal nur erschwungen,
Weiß, daß er die Qual des Strebens
Hundertfältig übersprungen.

Altona. Kurt Piper.

Memento.

An ein Grab im Peloponnes.

Der Flügelschlag der Zeit ließ weit fernab,
Was die Vergangenheit mir Schönes gab,
Ich schau zurück und stehe wie gebannt
Ob all dem Glücke, das ich einst gekannt.

Und kann's nicht fassen, daß der Mensch vergißt,
Was ewig herrlich, ewig heilig ist,
Wie über Tote hin, die einst ihm wert,
Er weiter lebt und nicht den Tod begehrt.

O Freund, der du mich lebenswarm umfingst,
Und, ach, so früh vor mir zu Grabe gingst,
So jung, so hoffnungsreich und so geliebt,
Den keine Macht mir jemals wiedergiebt:

Dich grüßt noch heut', weit über Tod und Zeit,
Mein Herz in unbegrenzter Dankbarkeit.
Was mir nach dir das Leben noch gebracht,
War Sternenleuchten bloß, auf Sonnenpracht.

*

Klassische Erde meines Griechenlands,
Geliebt von mir um deines Ruhmes Glanz,
Nun bist du doppelt lieb und heilig mir,
Ich weiß, ein teures Herze ruht in dir.

Dich, Hellas, werd' ich niemals wiederseh'n,
Und mit der Sehnsucht nach dir schlafen geh'n,
Doch wird im Sterben noch, in Todespein,
Mein letzter Atemzug ein Segen sein.

London. Roma Roman.

Digitized by Google

Die Waldseelen.

Von Bruno Wille.
(Friedrichshagen bei Berlin.)

V.

Die Schnecke.

Morgensonne sprüht durch die Kiefern. Finken schmettern. Im Moose eine Schnecke. Auf einem Erdbeerblättchen klebt sie mit ihrem Schleime fest. Nur ohne Sorge, kleines Ungetüm! Du fällst in keinen Abgrund — das Blättchen liegt ja platt am Boden, niedergedrückt durch dein Gehäuse.

Doch freilich — für dich ist groß, was mir winzig vorkommt. Dich umstarrt ein Urwald von grotesken Formen — Dickichte von Moos, Bäume von Preißelbeergrün, ungeheure Schafte, dazwischen verstreut braune Stangen, verfilztes Gefaser.

Schwerfällig wankt das Ungetüm durch diese Wildnis — schier dem Elephanten gleich, der einen Turm auf dem Rücken schleppt und manchmal den Rüssel verlängert. Vier Rüssel — ein paar große und ein paar kleine — hat mein gelbweißer Elephant.

Jetzt reckt er die großen Rüssel — aus dem Innern des Schlauches rollt sich eine schwarze Kugel heraus, gleich einem Glotzauge. Nachdenklich schwenkt das Ungetüm den Kopf — nun wieder ähnlich einem Büffel mit mächtigen Hörnern. Welch gewichtiger Entschluß entringt sich diesem Haupte? — Aufbruch? Wanderschaft? — Ja, es gilt, drüben das Riesenblatt zu erreichen!

Und der klumpige Leib buckelt sich, das Haus wankt, mühsam gehoben und geschoben. Hup — und nochmals hup! Hier ist ein grüner Balken! Anklammern! Hoch — auf! Festhalten, fest!

Bum — da sinkt das schwere Haus zur Seite — auf ein Moosdickicht. Dabei kommt eine Stange dem Fühlrüssel in die Quere — au — schnell eingezogen die Fühler und samt dem Kopfe geborgen unterm Hause! Bald aber schieben sich die Fühler zu neuem Tasten vor, und es geht wieder hup — hup!

Seltsam possierliches Wesen! Ich möchte wohl eindringen in deine Seele — die hier dämmerig vor mir liegt. Faust möchte ich sein, der sein enges Ich zum All erweitert — Merlin, der die Sprache der Waldwesen versteht. Einen Merlin nannten mich die Kiefern; doch wie

Digitized by Google

soll ich die Pflanzen verstehen, wenn ich diese Schnecke anstaune wie ein dunkles Abenteuer?

Mit der Schnecke verglich ich jüngst die Mimose. Jetzt schüttle ich darüber den Kopf. Die Mimose faltet freilich die Blättchen bei ungewohnter Berührung und erinnert so an ein empfindendes, zuckendes Tier. Es ist aber doch ein anderes Zusammenfahren, wenn die Schnecke ihre Fühler einzieht und unter das Gehäuse kriecht.

„Wieso?" — Es war der Wachholderbaum.

Ich wandte mich zu ihm: „Wieso? Nun, weil das ganze Gebahren der Schnecke — ihr prüfendes Umhertasten, ihr Hinkriechen nach geeigneten Stellen — offenbar eine bewußte Seele, ein Fühlen und Begehren, anzeigt. Wo aber findet sich in der Pflanzenwelt solch Gebahren?"

„Ich kann auch tasten und kriechen, habe auch Fühlen und Begehren!" bemerkte sprossender Hopfen zwischen dem Erlengestrüpp.

Der Wachholderbaum nickte: „Ja, Hopfen! Erzähle ihm, wie du es machst!"

Der Hopfen reckte sich: „Da seht — wie ich zuerst senkrecht emporsprosse. Bald jedoch habe ich Stützen nötig. Die muß ich mir suchen. Da biege ich mich — in solcher Höhe hier — wagerecht — und tappe umher — im Bogen. Seht ihr? so!"

„Wie eine Raupe!" bemerkte der Wachholderbaum. „Du hast doch schon beobachtet, wie eine Raupe den Vorderleib emporreckt und in die Runde tastet?"

„Hört nur weiter!" fuhr der Hopfen eifrig fort. „Ertaste ich nun eine Stütze — wie diesen Erlenzweig — so ergreife ich sie — und krieche ringelnd an ihr empor."

„Da hast du's, ungläubiger Merlin!" sagte der Wachholderbaum. „Er greift und kriecht!"

„Wie Raupe und Schnecke!" fügte der Hopfen hinzu.

„Nun, Hopfen, sage auch, was du thust, so du kein Stütze ertastest!"

„Dann wachse ich ein Stück höher und beginne das Umhertappen in einer höheren Lage."

„So du aber auch hier nicht das Gesuchte findest —?"

„Lasse ich mich auf den Boden sinken, krieche erst eine Strecke weiter und erhebe mich dann zu neuem Tasten — ganz einfach!"

„Nun, Merlin? Was sagst du dazu? Warum reckt sich der Hopfen nicht stumpf an der berührten Stütze vorbei? Warum antwortet er auf

Digitized by Google

des Zweiges Berührung zuverlässig mit Umranken? Mußt du nicht gestehen, daß er tastend den Erlenzweig empfindet?"

„Das Umranken könnte auch ohne Empfindung zu stande kommen — als eine seelenlose, rein mechanische Rückwirkung!"

„Nun — dann könnte solch eine seelenlose Rückwirkung auch bei der Schnecke vorliegen — wenn sie die Fühler einzieht, sobald sie an etwas anstößt."

„Äh!" kam ein Nörgeln wie von einer grämlichen Weiberstimme aus dem Wipfel einer Kiefer. Es war eine Mistel, die sich hier angeklammert hielt. Wie krallende Finger spreizte sie mir die gelblichen Zweige entgegen. „Was will er nur mit seiner dummen Schnecke? Äh!"

Die Kiefer nickte bedächtig und knarrte: „Ja! Dies Fräulein Mistel hier an meinem Arm — hem — hat eine lehrreiche Geschichte. Das Samenkörnchen, dem sie entsproß, hing unterhalb des Astes — ohne ihn zu berühren — ja, unterhalb, im Gewebe einer Spinne. Und doch fand es den Ast, wo es wurzeln wollte! Mit Sicherheit erstreckte es seinen Keim zum Aste — senkrecht empor — ja — hem!"

Der Wachholderbaum nahm wieder das Wort: „Es spürte also den Ast! Es suchte ihn, geleitet von Empfindung!"

„Was diese Fälle beweisen" — entgegnete ich — „ist eben nur dies: der nahe Kiefernast übte auf das keimende Korn einen bestimmenden Einfluß aus. Und so auch die berührte Stütze auf dem Hopfensprößling. Daß aber dieser Einfluß seelisches Leben bedeutet — daß die Pflanzen dabei etwas empfinden —, darf man nicht ohne weiteres annehmen. Wenn zum Beispiel ein feuchtes Brett sich krümmt unter dem Einfluß der Sonnenhitze, so braucht es doch kein Bewußtsein davon zu haben."

„Aber Merlin! Hältst du denn das Brett für so lebendig, wie den sprossenden Hopfen, die wuchernde Mistel?" sagte der Wachholderbaum.

Die Mistel warf mir einen giftigen Blick zu: „Kann etwa dein Brett grünen und wachsen?"

„Das freilich nicht! Das Brett ist abgestorbenes Holz!"

„Warum also vergleichst du lebendige Pflanzen mit einem Dinge, das du abgestorben nennst?" sagte der Wachholder.

„Sind wir Bäume und alle Gewächse nicht dem lebendigen Merlin weit ähnlicher, als einem Brette?"

„La la la — Muttchen mein — gieb mir bißchen Sonnenschein!" sang ein feines Kinderstimmchen im Moose zu meinen Füßen. Ein Tausendschönchen war's, ein zartes Ding mit rötlicher Knospe — die

Digitized by Google

sich lächelnd aufthat. „Au! guck mal!“ fuhr es fort und kicherte: „Schneckchen hat Erdbeerblättchen ganz vollgespuckt — fi — fi!“

„Ei!“ sagte der Wachholderbaum, „Kindchen! Wieder munter? Recht so! Muttchen, Sonne wird gleich kommen! Warte nur, bis die Wolke vorüber ist!“

Erklärend wandte sich der Wachholderbaum an mich: „Unser Nesthäkchen! Die niedliche Kleine war kränklich. Der Nachtfrost hatte sie angehaucht; da hing ihr Köpfchen gar matt. Aber sie hat 'ne dralle Natur! Seht doch, wie sie jetzt behaglich die Gliedlein dehnt und übermütig lacht! Warte, Schelm! Schneckchen kommt gleich — und bespuckt dich, haha! — — — Ja, lieber Merlin, da siehst du — so leben wir Gewächse — so fühlen wir — so gedeihen wir — sind auch manchmal krank — sind jung und sind alt — wir atmen und speisen — lieben und pflanzen uns fort — tragen Früchte — und sterben schließlich — genau wie ihr Menschen! Und sollen doch ohne Seele sein?“

„Gewiß, lieber Wachholderbaum! Lebendige Gliedergestalten seid ihr! Und ihr entwickelt euch ähnlich wie der Mensch. Aber das Lebendige braucht doch nicht mit Bewußtsein ausgestattet zu sein! Die Pflanze könnte ja empfindungslos wie das Brett . . .“

„Dann könnten auch Schnecke, Raupe und Regenwurm wie das Brett sein. Daß Kriechen und Zucken kein Anzeichen von Seele zu sein braucht, sagst du ja selber!“

„Was?“ rief entrüstet die Mistel, „die Schnecke soll mehr sein wie ich? Dies dumme, spuckende Kriechgewächs? Äh!“

„Oh!“ stöhnten die Kiefern. „Abgestorbene Bretter sollen wir sein? Welch ein Irrwisch hat Merlin verführt!“

„Aber ihr Bäume! so nehmt doch Vernunft an!“

Man ließ mich nicht zu Worte kommen. Der Hopfen mengte sich auch noch drein und bemerkte hochfahrend: „Da belehrt man ihn — und hinterher will er einem die Seele vom Leibe wegstreiten?“

„Ich bin noch lange nicht abgestorben!“ keifte die Mistel.

„Aber so hört mich doch an! Ich wollte ja nur sagen . . .“

„Papperlapapp!“ trommelte ein Grünspecht am borkigen Stamme.

Dieser freche Schnabel! Ich holte meine Brille aus der Tasche, um ihn mir zu betrachten.

„Pack — Pack — Pack!“ schimpfte der Vogel.

„Packe dich selber, Schlingel! Husch!“

Der Specht flatterte davon und lachte gellend: „Hi—hi—hi!“

Die Kiefern hörten nicht auf mit ihrem Gethue! „Oh — oh!“

Digitized by Google

Jetzt riß mir die Geduld: „Wenn alles — in dieser blödsinnigen Weise — durcheinanderschwatzt — hol euch der Kuckuck, ihr Waldseelen, samt und sonders!“

Der Wachholderbaum nickte mit spöttischer Schadenfreude: „Siehst du wohl? Erst hast du gesagt, wir Pflanzen könnten kein Sterbenswörtlein herausbringen — und nun weißt du dich nicht zu retten vor all dem Geplapper! Geschieht dir recht!“

Während ich meine Brille putzte, starrten mich die Gläser mit kaltem Vorwurf an: „Aber Herr Doktor! Unbegreiflich! Wie kann ein Philosoph sich mit solchem Traumgesindel einlassen!“

„Wahrhaftig, Brille! Du bist die einzig Vernünftige hier! Ich Thor! Geträumt habe ich wieder mal! Tolles Zeug!“

„Oh — oh!“ jammerten die Kiefern.

„Ja oh — oh! Weiter bringt ihr nichts heraus, nun euer Merlin wieder wachen Geistes ist! Und du, Prophet im grünen Talar, hast deine Weisheit, scheint's, vergessen! He? — So rede doch, wenn du kannst!“

Steif und stumm stand der Wachholderbaum. „Hi—hi—hi—hi!“ lachte der Specht in der Ferne.

Die Schnecke klebte am Erdbeerblatte und glotzte in die grüne Wildnis: „Ich und mein Haus! Mir geht nichts über mich und mein Eigentum! Ich spucke auf die Pflanzenseelen!“

VI.

Das Mikroskop.

Wieder lugte der Mond durch den Fenstervorhang.

„Warum seufzest du, Merlin? Du kannst wohl nicht schlafen?“ sagte der Wachholderzweig in der Vase.

„Ich grüble — die Waldseelen lassen mir keine Ruhe.“

„Da haben wir's!“ brummte der Schädel. „Dies fade Grünzeug macht ihn noch krank. Phantasieren thut er schon. Stehen Sie auf, Doktor! Nehmen Sie ein Pülverchen Antipyrin!“

„Das wollen wir lieber bleiben lassen! Ich ziehe es vor, mich mal gründlich auszuplaudern. Dann wird der Schlaf schon kommen.“

„Recht so!“ meinte der Zweig. „Und dann wird auch dir klar werden, was meine Seele . . .“

„Zum Donnerwetter!“ brauste der Schädel auf.

„Hollah!“ rief ich — „Silentium!“

„Dieser blödsinnige — Seelenschwätzer!“ eiferte der Schädel

Digitized by Google

weiter. „Und mit solch einem verrückten Phantasten — ? Wie kann ein Mann der Wissenschaft — ? An die Wissenschaft sollten Sie sich halten, Doktor! Fragen Sie mal bei der vorsichtigen Wissenschaft an, ob die Pflanzen Bewußtsein haben können. Hier steht das Mikroskop! Fragen Sie es, ob die Pflanzen irgendwelche Organe zum Bewußtsein besitzen. Ohne Organe . . ."

„Die Pflanzen sind Zellengruppen," sagte das Mikroskop mechanisch.

„Das beweist nichts gegen ihr Bewußtsein," wandte ich ein, „der Mensch ist ja auch eine Zellengruppe!"

„Doch einen Schädel hat der Mensch, ein Gehirn!" prahlte der Schädel.

„Es giebt Tiere, die Bewußtsein haben und dabei kein Gehirn!"

„Dann haben sie wenigstens Nerven!"

„Auch ohne Nerven giebt es Tiere!"

„Zum Beispiel der Süßwasserpolyp," bemerkte das Mikroskop; „an ihm habe ich keine Spur von Nerven entdeckt."

„Meinethalben!" erwiderte der Schädel ärgerlich; „wenn nicht durch Nerven, so bekundet der Polyp jedenfalls durch sein Benehmen, daß er Bewußtsein hat."

„Ich habe darüber Studien gemacht," meinte das Mikroskop. „Ich sah über dem Süßwasserpolypen ein lebendiges Infusorientierchen schwimmen. Da erregte er einen Strudel, der ihm die Beute zuführte. Dann wieder schwamm über ihm eine Infusorien-Leiche — die verschmähte er. — Und so macht er es allemal."

Der Schädel nickte und fand wieder seine lehrhafte Tonart: „Der Polyp muß also das lebendige Infusorientierchen vom toten unterscheiden. Er muß vom lebendigen besondere Empfindungen haben. Und vollends sein planmäßiges Vorgehen. Der Strudel, den er erregt — wie zweckmäßig! Da muß er doch Bewußtsein haben!"

„Halt, mein Lieber!" wandte ich ein. „Da hast du einen logischen Schnitzer gemacht. Vorhin sprachst du den Pflanzen das Bewußtsein ab, weil sie keine Nerven haben — und jetzt schreibst du einem Wesen, das ebenfalls keine Nerven hat, ohne Bedenken Bewußtsein zu — sogar ein ziemlich hoch entwickeltes Bewußtsein — ein planmäßiges Verhalten! Und wenn sich nun zeigen ließe, daß die Pflanzenwelt Seitenstücke hat zum Polypen — die sich ganz ähnlich verhalten, wie er — ?"

Während der Wachholderzweig beifällig nickte, fragte der Schädel finster: „Seitenstücke?"

„Erzähle ihm von der Osterluzei, Merlin!" raunte der Zweig.

Digitized by Google

„Erzähle, wie listig diese Blume es anstellt, sich Liebhaber zu verschaffen — Insekten, die ihr den Blütenstaub auf die Narbe sondern. Oder erzähle vom Sonnentau — wie er Mücken fängt und verzehrt."

„Ich weiß noch ein besseres Seitenstück zum Polypen," erwiderte ich; „die Flachsseide!"

„Sehr gut!" jubelte der Zweig.

„Ja, die Flachsseide!" fuhr ich fort; „sie umwindet den Flachs und saugt daraus ihre Nahrung. Hat sie eine Pflanze getötet, so erweitert sie ihre Windungen und tastet nach neuen Opfern. Nur lebendige Stützen umwindet sie — verschmäht aber die abgestorbenen. Sie muß also den Unterschied zwischen lebendiger und toter Nahrung empfinden und gleicht in dieser Hinsicht genau dem Süßwasserpolypen."

„Wenn nun aber der Polyp doch Nerven hat —?" warf der Schädel hartnäckig ein. „Das Mikroskop ist vielleicht zu schwach, um die Nerven zu entdecken."

„Nun auf einmal soll ich zu schwach sein!" sagte das Mikroskop beleidigt. „Das ist keine anständige Kampfesweise!"

„Mit demselben Recht," rief der Wachholderzweig, „könnte ich sagen, die feinen Nerven der Pflanze sind noch nicht entdeckt. Doch ich verschmähe dies Mittel! Die Pflanze bildet einen Zellenverband, der — für seine Zwecke — Nerven gar nicht nötig hat."

„Und auch kein Bewußtsein nötig hat," grinste der Schädel höhnisch; „wenigstens kein einheitliches Bewußtsein — worauf es doch hier ankommt. Jede Pflanzenzelle mag für sich einige Empfindung haben — etwa wie — nun wie soll ich sagen?"

„Ich will Ihnen helfen," sagte das Mikroskop herablassend; „Sie meinen offenbar: wie die Tierchen eines Korallenbaumes!"

Die Augenhöhlen des Schädels schienen sich zu erweitern und glotzten bösartig auf den Wachholderzweig. „Sehen Sie diesen Zweig an, Doktor!" triumphierte er, „leibhaftig bezeugt er ja, daß die Pflanze nur ein loser Zellenverband ist — dem jene geschlossene Einheit durchaus fehlt, wie sie in den animalischen Zellenverbänden vorliegt. Der Wachholderzweig ist von seinem Stammbaum abgeschnitten — ohne daß dieser den Sprößling vermißt. Und wenn man solch einen abgeschnittenen Zweig — sagen wir einen Weidenzweig — in feuchte Erde steckt, so treibt er bald eine eigene Wurzel — und vermißt nicht den Körper, von dem er genommen. Wie viel inniger ist dagegen beim Menschen das Verhältnis der Glieder zum Gesamtkörper! Oder meint hier vielleicht jemand, ein abgeschnittener Menschenfinger könne für sich

Digitized by Google

weiterleben? Könne Wurzel schlagen und zum vollständigen Menschen auswachsen?"

Der Wachholderzweig entgegnete nach einigem Besinnen: „Allerdings — die tierischen Glieder sind innig aufeinander angewiesen. Die Pflanzenglieder haben mehr Selbständigkeit. Gleichwohl sind sie genügend miteinander verbunden, um eine Einheit zu bilden. Ja, die bilden sie! Wie könnten sie sonst gemeinschaftlich Samen hervorbringen — in dem jedes einzelne Glied — auch das winzigste Teilchen — sein Abbild — sein besonderes Kindlein — angelegt hat? Die Einheit der Pflanzenglieder steht also fest! Der körperlichen Einheit aber — das leuchtet wohl ein — muß Seeleneinheit entsprechen."

„Du meinst also," bemerkte ich, „bei der Pflanze kann die Empfindung eines Gliedes sich verbinden mit der Empfindung eines andern Gliedes — so daß ein gemeinschaftliches Bewußtsein die seelischen Vorgänge der verschiedenen Teile umfaßt —? Wo aber sind denn die Leitungsbahnen für solche Verbindung?"

„Habe ich das nicht gleich betont, Doktor?" fing der Schädel wieder eifrig an; „die Menschen haben Nerven und ein Zentralorgan."

Ungeduldig erwiderte der Wachholderzweig: „Macht denn noch immer meine Nervenlosigkeit Bedenken? Ich sollte meinen, mit diesem Einwand seien wir fertig. Oder genügt der Polyp nicht, um zu zeigen, daß auch ohne Nerven seelische Regungen sich zu einer Einheit verbinden können?"

„Jedenfalls sind Leitungsbahnen dazu unentbehrlich!" meinte der Schädel.

„Nun gut!" erwiderte der Zweig; „durch Leitungsbahnen sind aber auch bei der Pflanze alle Teile verbunden."

Der Schädel warf einen geringschätzigen Seitenblick auf den Zweig. „Du mit deinen Fasern und Röhren! Willst du die etwa mit Nerven vergleichen?"

Ruhig versetzte der Wachholderzweig: „Ich bin ein schlichtes Waldwesen, ich verstehe kaum etwas von Nerven. Vielleicht ist das Mikroskop so freundlich, mir mit seinen Fachkenntnissen auszuhelfen. Woraus bestehen den eigentlich diese Nerven?"

Das Mikroskop fühlte sich geschmeichelt. „Die Nerven sind fadenartig verwobene Nervenzellen."

„Und die Nervenzellen?"

„Sind kleine Bläschen, gefüllt mit Eiweiß. Das ist sozusagen der Lebensstoff."

Digitized by Google

„Enthalten denn die Pflanzenzellen keinen Lebensstoff?"

„O doch! Die Pflanzen sind ähnliche Bläschen, ebenfalls mit Eiweiß gefüllt."

„Das heißt . . ." wollte der Schädel unterbrechen. Doch unentwegt zog der Wachholderzweig den Schluß: „Wenn also die Pflanzenzellen den Nervenzellen ähnlich sind, so darf ich wohl die Leitungsbahnen der Pflanze, die aus Zellengeweben bestehen, mit den Nerven vergleichen, die ja auch nichts anderes sind, als verwobene Eiweißzellen."

„Ein Trugschluß!" kreischte der Schädel. „Die Pflanze hat eben nicht besonders ausgebildete Leitungsbahnen, wie es die Nerven sind."

Bescheiden erwiderte der Zweig: „Die Fahrstraße, die meinen heimatlichen Forst durchquert, ist eine besonders ausgebildete Leitungsbahn für die Wagen. Doch auch der unwegsame Waldboden ist eine Leitungsbahn; denn ich sah einen Holzwagen über ihn dahinfahren."

„Au!" schrie der Schädel; „das muß ein langsames Holpern sein! Und schließlich bleiben die Räder stecken — da hilft kein Hü und keine Peitsche! Ich danke für solch eine Leitungsbahn! Da loben wir uns denn doch die menschlichen Nerven — nicht wahr, Doktor? Das sind Eisenbahnstränge — Telegraphendrähte — da geht es wie der Blitz — hui!"

Der Wachholderzweig schien kaum auf den Schädel zu hören und bemerkte schlicht: „Horch, wie draußen die Bäume ächzen und knarren! Klingt es nicht wie das Krächzen einer Krähe? Und doch hat der Ast keine Stimmbänder wie die Vogelkehle. In meinem Forste lagerten mal Zigeuner. Einer machte auf einem Faden Musik, der andere auf einem Rohre. So läßt sich nicht nur mit Nervenfäden Empfindung leiten, sondern auch mit Pflanzenröhren."

„Aber der Erfolg muß auch danach ausfallen!" erwiderte ich. „Mögen die pflanzlichen Empfindungen immerhin zu einer gewissen Einheit sich zusammenweben, — bei den Mängeln ihrer Leitungsbahnen kann nicht viel dabei herauskommen — nur eine schläfrige Seele — ein dämmerndes Bewußtsein."

„Habe ich es nicht gesagt?" rief der Schädel. „Nicht der Rede wert ist das Pflanzenbewußtsein! Wie soll da ein Wachholder denken, wie soll er philosophieren können — dieser einfältige Zellenverband — he?"

Digitized by Google

Lyrik des Auslandes.

Der Leib.

(Ottokar Brezina.)

O meine Seele, die wandernd du kamst von den fernen Choren,
Sag, wen auf Erden du trafst, wen du geseh'n und verloren? —
Da hub ein Singen an aus den Tiefen und der weißen Sterne Silbertanz,
Ein Flüstern in des Äthers ewigen Heiligtumen:
Den Morgen, den Mittag und die Blumen.

Tief irrte der Morgen in den mystischen Ähren,
Auf Wegen, wo still das Siebenschön blüht und sich regt,
Die Stunden glänzten wie des Taues goldene Zähren,
Jeder Halm war wie von eines dunklen Vogels Flügelschlag leise bewegt;
Und als wenn in der Sonne des köstlichsten Kelches Feuer brannte,
Waren die Welt und wir von ihrem azurnen Rauch und ihren Düften belegt.

Von den Salzseen kam langsam der Mittag her; und mit dumpfem Singen
Ließ er den Tod das Lied sterbender Jahre auf des Himmels Glühglocke läuten
Und begann bis zum Zenith über das Firmament seine Schwingen
Über uns zu breiten. —

Wo seine Schatten hinfielen, schloß matt sich der Blick,
Das Blut warf rote Reflexe wie ein Feuer in glutenden Träumen:
Ein marternder Schmerz inmitten von ewigem Glück,
Eine Himmelsstadt, die des Brandes Purpurflammen umsäumen.

Und die Blumen hab' ich geseh'n: die ihre Kelche zur Sonne wandten,
Wie die Jungfrau'n das Licht, darin golden die Öle brannten;
Und in den Lampen da zuckte die Lohe und sprühte,
Auf dem dunklen Weg heimlicher Lust sie glühte.

O meine Seele, sprich, wohin dein Morgen gegangen,
Und dein Mittag im Land,
Wohin der Reichtum deiner Blumen verschwand.

Mein Morgen wird mit dem ewigen Liede stets mich umkosen,
Inmitten von zauberhaften, nie welkenden Rosen,
Mein Mittag ist heimwärts zur Sonne gegangen
Und wird mit ihr sterben am Abend mit tiefroten Wangen,
Und meine Blumen hat der Tod aus der Rätselkrankheit getragen,
Die mein Blick über sie brachte mit seinen Fragen. —

Prag. Aus dem Tschechischen von Paul Leppin.

Digitized by Google

Aus dem Berliner Kunstleben.

Der tapfere Max Halbe hat sich durch die brutale Ablehnung, die der Berliner Theaterpöbel seinem „Eroberer“ zu teil werden ließ, in seiner Schaffenslust nicht beeinträchtigen lassen. Von der Premièrenreise heimgekehrt, setzte er sich sofort wieder an die Arbeit und nach wenigen Wochen bereits konnte er mit einem neuen Drama auf dem Plan erscheinen. Am 21. Februar gingen „Die Heimatlosen“ im Lessingtheater zum erstenmal in Szene. Die Heldin des Stückes ist ein temperamentvoller und unternehmungslustiger, kleiner Backfisch, dem es bei Mutter zu enge geworden ist, der sich hinaussehnt in das große Leben und in die sonnige Freiheit, den es gelüstet, sich auf eigene Füße zu stellen und mit eigener Hand die neidischen Schleier zu lüften, die die lockendsten Geheimnisse vor den Augen der streng gehüteten Familientochter verhüllen. Die Verheiratung mit einem widerwärtigen Bräutigam rückt in drohende Nähe: Lotte Burwig holt sich ihr väterliches Erbe von der Bank und brennt nach Berlin durch. Bei einer älteren Kousine, die einst vor Jahren denselben Schritt gewagt hat, sucht und findet sie Unterkunft. Sie wird eine Insassin der Pension Beaulieu, in der die Bohémiens, die Litteratur- und Kunstzigeuner, ihr Absteigequartier haben. Da sie eine hübsche Stimme zu haben scheint, soll sie zur Sängerin ausgebildet werden. An Kourage fehlt es ihr nicht, aber das ist leider auch die einzige Waffe, die ihr für den Kampf ums Dasein zu Gebote steht. Mit tausend Masten schifft sie hinaus in den freien Ozean, und schon an der ersten Klippe, die ihr begegnet, sitzt ihr Schifflein fest. In der Pension hält sich als Gast auch ein wohlhabender, junger Gutsbesitzer auf, der sich alljährlich durch ein erfrischendes Bad in dem Strudel des weltstädtischen Lebens für die Entbehrungen seines ländlichen Philisterdaseins schadlos zu halten pflegt. Seinen männlichen Reizen vermag die Bohême-Novize nicht zu widerstehen, und in der rührseligsten Stimmung eines Weihnachtsabends giebt die kleine Heimatlose sich dem Geliebten hin. Sorglos verjubelt man dann ein paar selige Wochen, und das Danziger Spießbürgertöchterlein erweist sich als vollendete Zigeunerin. Herr Eugen Döhring ist ein korrekter Kavalier, der, solange er sich in Berlin aufhält, streng nach dem Moralkodex des Zigeunertums lebt. Sein Verhältnis zu Lotte beruht auf den Prinzipien der freien Liebe und ist jederzeit einseitig kündbar. Er macht von dieser seiner Auffassung kein Hehl und hütet sich vor jeder weitergehenden Verpflichtung. Als Aschermittwoch herankommt, macht er von seinem Kündigungsrechte Gebrauch. Er thut es in etwas brutaler Form — aber man ist es bei den Zigeunern eben nicht anders gewohnt. Die Kleine aber fällt aus allen Himmeln. Angesichts der bevorstehenden Trennung bricht die Lebensweisheit der armen Freiheitsschwärmerin zusammen. Der stolze Überbackfisch kann es nicht verwinden, daß der Schatz ihm untreu wird. Auf den Knieen bittet und bettelt sie um ein bißchen Liebe: nur bis zum Frühling noch solle er bei ihr bleiben. Aber der Agrarier ist ein konsequenterer Übermensch als die Zigeunerin, er fühlt sich nicht zu längerem Verweilen in Berlin verpflichtet, gegen etwaige Regungen des Mitleids ist er gefeit und so sagt er definitiv Adieu. Am Faschingsball begeht die verzweifelnde Lotte ein tragikomisches Attentat gegen den Geliebten und schießt sich dann eine Kugel durch ihren dummen Kopf.

Digitized by Google

Das Stück macht, trotz zahlreicher Details, als Ganzes einen recht unerquicklichen Eindruck. Wir haben die Empfindung, daß eine vornehme Dichternatur sich prostituiert hat. Nicht aus ordinären Motiven, sondern aus gekränktem Ehrgeiz, aus einer Art Trotz. Man will den tantiemeschluckenden Banausen und dem blöden Pöbel einmal zeigen, daß man auch jene niedrigen Künste versteht, die die Theaterkassierer zu würdigen wissen. Man schreibt eben einmal, vom Schaffen für die Ewigkeit ausruhend, ein glänzendes Zugstück für die Saison. Manchem könnte solch ein kleines Wagestück wohl gelingen, aber gerade unser Max Halbe scheint am wenigsten dafür geeignet. Halbe ist ein durchaus naiver Künstler, dessen Schöpfungen, aus den reichsten, tiefsten und reinsten Quellen strömend, mit einer Art elementarer Urkraft auf uns wirken. So gründlich und nachhaltig zu ergreifen und zu erschüttern gelingt vielleicht keinem zweiten Dramatiker unserer Zeit. Aber Halbe versteht nicht, „die Poesie zu kommandieren". Selbst da, wo er uns völlig in seinem Bann hat, verläßt uns nie das bange Gefühl, der Dichter könne jeden Augenblick entgleisen. Seine Kunst hat im Grunde etwas Dilettantisches. In dem, was notthut, überragt er die Mehrzahl seiner Mitstrebenden um Haupteslänge — aber im Handwerklichen ist er schwach. Alle seine Werke machen den Eindruck von genialen Anfängerarbeiten. Es ist klar, daß ein so gearteter Künstler nicht geeignet ist, mit Erfolg auf die ordinären Instinkte des Theaterpöbels zu spekulieren.

Die „Heimatlosen" wurden am Lessingtheater in vollendeter Darstellung herausgebracht. Eine besonderen Triumph feierte Meta Jäger als Lotte.

Vier Akte aus dem Leben einer Berliner Köchin, auf Grund fleißiger Notizensammlung mit gutem Possenhumor dargestellt, bot uns Georg Hirschfeld in seiner Komödie „Pauline", die am 18. Februar am Deutschen Theater zum erstenmal in Szene ging. Pauline König steht im Dienst bei dem Ehepaar Sperling. Sie ist eine vielumworbene Schönheit, die ihren zahlreichen Liebhabern, dem Schneider Fink, dem Turnlehrer Hippel, dem Packetfahrtbriefträger Anton, dem Pferdeschaffner Bolle ꝛc., scheinbar alles wünschenswerte Entgegenkommen beweist, in Wirklichkeit aber mit der ganzen Bagage nur ihren Spott treibt und Sinn und Körper rein erhält. Ihre Tändeleien aber sind trotz aller Harmlosigkeit dem reellen Bräutigam Paulinens, dem Kunstschlosser Radke, ein Dorn im Auge. Ihm gefällt der entmündigende Herrschaftsdienst bei Sperlings nicht, und die sonntägigen Tanzvergnügen bei Klimsch in der Hasenhaide, bei denen Pauline als Ballkönigin nie fehlen darf, erregen seine Eifersucht stets aufs neue. Um dem Treiben ein Ende zu machen, sucht er Pauline zu einer baldigen Heirat zu überreden, und da sie nicht einwilligt, begeht er den philiströsen Streich, sich hinter die Eltern des Mädchens zu stecken. Ein alberner Brief ihrer Mutter erweckt Paulinens Trotz. Sie sucht von jetzt etwas darin, den Bräutigam bei jeder Gelegenheit zu ärgern. Es kommt so weit, daß der arme Radke bei einem sonntägigen Ballfeste in eine fürchterliche Prügelei mit seinen Nebenbuhlern verwickelt wird. Um sich an der grausamen Geliebten zu rächen, weiß der Kunstschlosser kein besseres Mittel, als wiederum einen Klagebrief an die zukünftige Schwiegermutter zu schreiben, der selbst vor bewußten Verleumdungen Paulinens nicht zurückschreckt. Jetzt scheint ein endgültiger Bruch zwischen den Liebenden unvermeidlich — da kommt plötzlich eine nicht recht motivierte Versöhnung zu stande. Radke erscheint in Paulinens Küche und erzählt ihr in rührenden Worten die Geschichte seines Lebens. Pauline lernt dadurch die ihr bis dahin verhaßte strenge Weltanschauung des Bräutigams verstehen, schätzen und lieben — in den Armen liegen sich beide u. s. w. Am ersten Mai wird Hochzeit sein.

Das amüsante Stück ist ein aus allerlei Notizenkram zusammengefügtes Mosaik-

Digitized by Google

werk. Gut beobachtete und originell gezeichnete Details, die sich aber nicht zu einheitlichen Bildern zusammenschließen. Zahlreiche Einzelstudien erfreuen uns durch ihre frappierende Lebenswahrheit, und das Ganze ist dennoch ohne Leben und ohne Wahrheit. Es mutet uns an wie eine Sammlung naturalistischer Präparate, nicht wie ein Stück lebendige Natur.

Mit der Darstellung des derbkomischen Stückes feierte das Deutsche Theater wieder einen seiner glänzendsten Triumphe. Freilich darf man die künstlerischen Leistungen in diesem Falle nicht allzu hoch einschätzen, da die Rollen den trefflichen Mitgliedern des Ensembles fast durchweg auf den Leib geschrieben waren.

Im Berliner Theater hat sich Ernst v. Wildenbruch mit einer dramatisierten Geschichtsfälschung, betitelt „Gewitternacht", einen lebensgefährlichen Durchfall zugezogen. Woher der Mißerfolg kam, darüber mögen sich seine Verehrer streiten. Der Dichter selbst hatte alles gethan, was er irgend leisten konnte: es fehlte weder an Kanonendonner, noch an Glockengeläute, weder an Militärmusik noch an Wachtfeuern, weder an Prophezeiungen noch an rührenden Kinderszenen; es wurden eine Menge erbauender und belehrender Ansprachen gehalten, von deren geschichtsphilosophischer Tiefe jeder hinterpommersche Landrat und Kriegervereins-Vorsitzende überwältigt werden mußte. Aber es half diesmal alles nichts. Die Hofloge war vollständig leer. Hoffen wir auf bessere Zeiten!

Der Monat März brachte im Lessingtheater die erste Aufführung der bekannten Komödie „Die Erziehung zur Ehe" von Otto Erich Hartleben. Hartleben ist vielleicht der radikalste und schärfste soziale Satiriker, den Deutschland gegenwärtig besitzt. Es sind nicht große, abendfüllende Laster und Schurkereien, gegen die er seine treffsichere Geißel schwingt. Die korrekte, wohlgeborene Gemeinheit des Alltags langt er sich aus den molligen Winkeln hervor, in denen sie ungestört ihr patriarchalisches Dasein fristet, er geleitet sie mit aller Höflichkeit auf das weithin sichtbare Schaffot, verabschiedet sich dann mit jovialem Lächeln von der Delinquentin und überläßt die weitere Exekution dem geneigten Publikum. Hartlebens Komödiengestalten sind keine Karikaturen, sondern friedliche Bürger des heiligen Reiches Philisteria, die der unerbittliche Satiriker in allerhand heikle Situationen bringt, vor allerhand grausame Fragen stellt, durch die sie wider ihren Willen genötigt werden, die tiefsten Heiligtümer ihres Herzens zu öffnen und das blamable Interieur den Blicken der Spötter preiszugeben. Selbst angesichts der tollsten Szenen haben wir immer die Empfindung, daß nichts übertrieben wird, daß diese Leute absolut konsequent handeln, daß sie sich in der gegebenen Lage eben notwendig so gebärden müssen, wie sie der Dichter zu unserem Gaudium sich gebärden läßt. Das Stück weist in seiner technischen Ökonomie manche Mängel auf, aber der souveräne Witz und der unwiderstehliche Charme Hartlebens half siegreich über alle Klippen hinweg.

Allerneueste Dramatik brachten uns ein paar private Veranstaltungen des „Akademisch-litterarischen Vereins" und des „Intimen Theaters", sowie ein Premièren-Abend (18. März) des Deutschen Theaters: hier Hugo v. Hofmannsthal, dort Maeterlinck. Was diese allerneueste Dramatik für unsere Zeit bedeutet und für unsere Zukunft vielleicht bedeuten wird; ob sie eine notwendige, wenn auch übertriebene Reaktion gegen den extremen Naturalismus ist, oder lediglich als die taube Frucht exzentrischer Poetenlaunen gelten kann; ob sie, zur Reife gediehen, immer nur eine Delikatesse für schöngeistige Gourmets bleiben wird, oder die Fähigkeit besitzt, einst einen Bestandteil der litterarischen Volksnahrung zu bilden —

Digitized by Google

darüber, glaube ich, kann man heute noch kein begründetes Urteil sprechen. Es ist gut, daß man solche Werke schon heute auf die Bühne bringt, denn das Interesse des großen Publikums wird dadurch auf die neue Richtung gelenkt, die sonst wohl kaum beachtet werden würde. Nur wäre es falsch, wenn man sich aus diesen theatralischen Darbietungen einen Begriff von dem eigentlichen Wesen der neuen Richtung machen wollte. Die Aufführungen von „Pelleas und Melisande“ (Neues Theater) und „Im Innern“ (Alte Urania) ließen kaum einen Hauch von dem Geiste Maeterlincks verspüren, und selbst die Darstellungskunst des „Deutschen Theaters“ zeigte sich den Aufgaben, die Hofmannsthal stellt, nicht im entferntesten gewachsen. Und dabei ist Kainz, der die Hauptrollen spielte, ein spezieller Verehrer des jungen Wiener Dichters und hatte sich mit besonderer Liebe in das Studium jener Dichtungen versenkt.

Unsere Schauspielkunst ist für die neuen Aufgaben noch nicht reif, und wer heute in den Geist der Dichtungen eindringen will, ist ausschließlich auf die Lektüre angewiesen.

John Schikowski.

Wiener Kunst.

Arthur Schnitzler. — Hugo von Hofmannsthal.

Mit drei Einaktern hat Arthur Schnitzler im Wiener Burgtheater einen starken Erfolg errungen. Er kam diesmal anders, als gewöhnlich. Durch seine leise, feine Kunst, deren tiefstes Wesen Stimmung bedeutet, ging diesmal etwas von großem Zug. Etwas von der Sehnsucht einer reifen Künstlerseele nach Loslösung vom Bann des Alltags und seiner Erscheinungen und dem unmittelbaren Zusammenhang mit dem Leben seiner Zeit. So mag er Lust und Freude empfunden haben, im „Paracelsus“ ein Stücklein Phantasie spielen zu lassen, so mag es ihn gedrängt haben, seine Kraft an dem Geist der französischen Revolution zu messen, dieser gewaltig-blutigen Groteska der Weltgeschichte. Beides that er in seiner vorsichtig zugreifenden, im Ausdruck vornehm abwägenden Art. Im „Paracelsus“ ist ein mehr liebenswürdiger, als tiefer Gedanke mit anmutiger Grazie verarbeitet. „Paracelsus“ findet auf einer seiner Wanderungen in dem Städtchen Basel eine ehemalige Jugendliebe wieder, die an einen ehrlichen Waffenschmied vermählt ist, aber Gefahr läuft, sich in einen jungen, hübschen Burschen zu verlieben. Auf dem Wege magnetischer Suggestion öffnet er dem Schmied die Augen und befreit zugleich das junge Weibchen von seiner gefährlichen Neigung. Ein hübsches Spiel mit Traum und Wirklichkeit, das viele schöne und feine Gedanken aufweist. Freilich hatte man wohl manchmal das Gefühl, hier könnte etwas tieferer Ernst einsetzen, und die Figur des Paracelsus könnte etwas energischer herausgearbeitet erscheinen. Im Anfang sind Ansätze dazu da, dann aber tritt die Charakteristik der Personen gegen die Anekdote der Handlung in den Hintergrund. — Die Darstellung war eine sehr gelungene. Herr Kraftel gab den Waffenschmied Cyprianus mit Wärme und behäbigem Humor,

Digitized by Google

eine seiner sympathischesten Leistungen aus jüngster Zeit. Den Paracelsus gab zuerst Herr Robert mit einem starken Zug ins Dämonische und Große, später Herr Devrient, mehr geistreich und elegant. Die Frau des Waffenschmiedes spielte Frau Schratt in ihrer stilvollen deutschen Art, nach ihr Frl. Bleibtreu, etwas herber und schwerer im Ton. Als Junker verdient Herr Frank besondere Erwähnung. Dieser junge Schauspieler, den Dr. Schlenther allen Anfechtungen der Kritik zum Trotz immer wieder vor dankbare Aufgaben stellt, scheint der guten Meinung des Direktors Geltung verschaffen zu wollen. Er war diesmal sehr frisch und natürlich, sprach warm und eindringlich und sah wieder sehr hübsch aus. Beim Publikum fand der graziöse Einakter viel Beifall.

Weitaus ernster und kräftiger in Zeichnung und Farbe ist der „Grüne Kakadu". Ein kühnes Genrebild mit jenem Humor, der ans Tragische streift, und jener Tragik, die zur Groteska wird. Während hinter der Szene die großen Ereignisse der französischen Revolution nur wie fernes Gewittern an unser Bewußtsein schlagen, entrollt sich auf der Bühne ein Stück Leben aus jenen Tagen, groß und schreiend in der Konzeption, grell und herb in den Kontrasten, zwischen blutigem Humor und blutiger Tragik schwankend. In der Wirtsstube zum grünen Kakadu spielen beschäftigungslose Schauspieler den Aristokraten und Bürgern Schreckensszenen vor. Sie überbieten sich in der kühnsten Anschauung ihrer Phantasie, immer neue Mord- und Greuelszenen zu erfinden. In den Tagen, da der Aufruhr sich durch die Straßen von Paris wälzt, da der Mord und die Gewaltthat fast zum Recht geworden, bilden Mord und Grausamkeiten den Inhalt eines Spieles, das die Sinne kitzeln soll, und die Tragik von der Straße wird zum Satyrspiel der Spelunke. Nichts vermöchte die leichtsinnige und sorglose Verworfenheit des französischen Adels jener Zeit schärfer und abstoßender zu zeichnen, als dieses frivole Spiel mit Menschentartung, diese cynische Seelenflagellation, in der die ganze geistige und moralische Entartung der Revolutionszeit hervortritt. Von diesem Milieu eingefaßt spielt eine tragische Anekdote, die an Tabarin gemahnt, vielleicht auch ein wenig an Narciß. Der genialste unter dieser Komödiantenbande, Henri, liebt die Schauspielerin Leocadie und heiratet sie. In einer seiner Szenen erzählt er, daß er seine Frau mit dem Herzog von Cardignac überrascht und den Herzog ermordet habe. — Henri weiß nicht, daß seine Frau wirklich die Geliebte des Herzogs ist, erfährt dies nun, und sticht den kurz darnach eintretenden Herzog wieder nieder. Da der anwesende Kommissar eben Henri verhaften will, bringt die Nachricht von der Erstürmung der Bastille in die Schenke — die Adelsherrschaft erscheint gestürzt, und unter dem wüsten Freiheitsjubel der hereindringenden Volksmassen bricht Henri verzweifelt zusammen. Mit viel Kraft und verblüffender szenischer Geschicklichkeit ist dieses Bild entworfen. Es hat starke Effekte, die trotzdem nicht rein theatralisch wirken, eine Gefahr, der der Dichter durch die prächtige Charakterisierung der einzelnen Figuren glücklich entronnen ist. Alle die einzelnen dieser verlumpten Komödiantenrotte haben ihren Individualismus, sie sind fein auseinandergehalten, ihre Verworfenheit ist kein gemeinsamer Typus. Die genialste Figur ist wohl Graim, ein wirklicher Mörder, der vom Zuchthaus entlassen wurde — aber unter den gespielten Mördern eine klägliche Rolle spielt. Er erzählt die wirkliche Geschichte, wie er seine Tante umgebracht, und der anwesende Dichter Rollin meint: „Der ist schwach, das ist ein Dilettant." An solchen geistvollen, grotesken Einfällen und Situationen ist das Stück überreich. Und alles dies ist bunt durcheinander gewürfelt, mit sicherer Wirkung der Kontraste, die sowohl in den Situationen wie auch in den einzelnen Personen liegen. Mit sprunghafter Schnelligkeit pendelt die Stimmung zwischen Ernst und Scherz,

Digitized by Google

zwischen Humor und Tragik hin und her, und der erstere schlägt in letzteren mit starker tragischer Kraft um. Es ist eine Dichtung, die dem Dichter und Jung-Wien alle Ehre macht. Man wird den Namen Schnitzler aussprechen müssen, wenn man nicht nur von feinen und anmutigen, sondern wenn man von jenen ernsten Künstlern spricht, die den Blick für die Höhen und Tiefen des menschlichen Lebens in seinen tragischen Momenten haben. Was die Darstellung betrifft, so war es vor allem Sonnenthal, der als Schauspieler Henri durch die Macht seiner Erscheinung und Persönlichkeit der Aufführung den großen Zug gab und den tragischen Momenten zu voller Wirkung verhalf. Recht gut war auch Frau Mitterwurzer in der Rolle einer koketten Marquise, brillant Herr Hartmann als Dichter Rollin und Herr Zeska als Graim. Von den übrigen Darstellern seien noch die Herren Thimig und Römpler besonders hervorgehoben.

Von den beiden erwähnten Dichtungen eingerahmt brachte Schnitzler in der „Gefährtin" eines jener Stimmungsjuwele, wie sie seine feine Hand so eigen zu gestalten vermag. Es ist nur schade, daß er der Tragik, die sich in diesem Lebensabschnitt so müd und bleiern auf unsere Seelen legt, im letzten Moment durch eine seltsame Wendung die Spitze abbricht. Ein alter Professor — etwa anfangs der Sechzig — hat eben seine junge Frau begraben. Wahre Trauerstimmung liegt über der Szene. Aber in ihm selbst vermag keine rechte Trauer aufzukommen. Die Verstorbene war schon lange nicht mehr sein, wenn sie auch ihre Tage zusammen verbracht hatten. Er war ein alter Mann geworden und sie noch immer eine junge, lebenslustige Frau geblieben. Und so hatte sich ihr Herz von ihm abgewendet. Er aber war einsam seinen stillen Pfad gegangen und hatte in tiefer Resignation leise und ihr selber unbewußt ihre Fesseln gelöst. Er gab sie frei dem jubelnden Leben, dem sie noch gehörte, und das in ihm schon kalt geworden und still. — Nicht vor den andern hatte er's gethan, aber still und innerlich, indem er schwieg, in tiefer Selbstüberwindung schwieg, als er erkennen mußte, daß ihr Herz und ihre Gedanken sich einem anderen zuwandten, einem jungen Freunde, der dem jungen Weibe zu geben vermochte, was ihm, dem alternden Greis, bereits versagt war. Und so wußte er, daß seine Frau ihn betrüge, und er schwieg dennoch. Tief innerlich hatte er das Unrecht erkannt, mit dem er ein junges Geschöpf für immer an sich zu fesseln geglaubt, weil er sie zum Altar geführt. Anfangs mochte er viel gelitten haben, bis sein Gefühl in ihm erstickt, sein Stolz und sein Mannesrecht in ihm überwunden waren. Und nun da sie gestorben, da empfand er nur ein dumpfes, drückendes Gefühl, vielleicht Trauer und Müdigkeit, kaum aber tieferen Schmerz. Nun aber, da der Geliebte der Toten herbeigeeilt, um an ihr Grab zu treten, erfährt er von diesem, (der keine Ahnung davon hat, daß der betrogene Ehemann um sein Verhältnis mit der Verstorbenen wußte,) daß er seit einem Jahre verlobt sei und sich zu verheiraten gedenke. Da bricht aller Groll und aller Schmerz aus ihm hervor, er fühlt nun, daß auch seine Frau betrogen wurde, und nun weist er dem Verführer die Thür. Bis hierher fühlt man schwere und echte Tragik. Der jähe Schmerz, der nun aus der dumpfen Resignation langsam hervorquellen mußte, wie schwere, hartentrungene Thränen, dieser Schmerz um die Verstorbene, der erst in dem Moment zum Leben erwachen kann, da auch sie nur eine Unselige, Betrogene gewesen, ist poetisch und tief tragisch. Der Dichter geht aber einen Schritt weiter, oder besser, er steigt von der glücklich gefundenen tragischen Höhe um eine Stufe herab. Eine Freundin der Verstorbenen tröstet den Professor, indem sie ihm entdeckt, daß die Tote seines Schmerzes nicht würdig gewesen, denn sie habe gewußt, daß ihr Geliebter mit einer anderen verlobt sei und daß sie ihm nicht mehr als ein „Verhältnis" gewesen sei. Da erfüllt nur Scham und Ekel die Seele des Gelehrten, müde und mit schweren Schritten

Digitized by Google

sucht er sein Schlafgemach auf. Und am nächsten Tage will er fort, fort auf eine kurze Reise, um alles zu vergessen, was so herb und so häßlich in seine Seele gegriffen. So wird das Tragische zur Halbsatire herabgedrückt, und das Stück klingt mehr in eine Pointe aus, die der Dichtung das allgemein Tragische schmälert, und den speziellen Fall in den Vordergrund stellt. So wird aus dem dichterischen Gedanken eine zufällige Idee, und die stoffliche Komposition erhält die Oberhand über das Nächstliegende des Lebens. Man muß aber ein Kunstwerk nehmen, wie es aus der Hand seines Schöpfers hervorgegangen ist. Mit den Absichten und dem Wollen eines Dichters sollte man nicht rechten, nur über die Grenzen seines Könnens. So muß denn betont werden, daß die „Gefährtin" von Anfang bis zum Schluß die Stimmung festzuhalten vermag, und wenn man am Schluß mehr herbe Bitterkeit als erschütternde Tragik des Lebens empfindet, mag dies wohl in der Absicht des Dichters gelegen haben. Die Darstellung wurde auch hier dem Dichter vollauf gerecht. Sonnenthal bot als Professor Pilgram vielleicht die interessanteste seiner Neuschöpfungen aus letzter Zeit. So tief einfach und dennoch groß, gesättigt von der schweren, müden Stimmung des Ganzen, so voll innerer Macht und ohne viel schauspielerisches Zuthun war diese Gestalt vom Künstler erfaßt und gezeichnet worden, daß diese Leistung uneingeschränkte Bewunderung erregen mußte. Neben Sonnenthal behaupteten sich Fräulein Bleibtreu und Herr Zeska mit gutem Gelingen.

Noch ein zweiter Wiener Dichter bestand in dieser Saison am Burgtheater mit Ehren: Hugo v. Hofmannsthal, den die Eingeweihten schon seit langem schätzten, und der von einer Gruppe Jung-Wiener Litteraten schon vor Jahren auf den Schild gehoben wurde. Die langsamer und zögernder mit künstlerischen Entwicklungen Mitgehenden vermochten sich anfangs nur schwer zur Würdigung seines überaus eigenartigen und allem Herkömmlichen abgewandten Talentes herbeizulassen. Seine Art, den Dingen ein halbes, scheues Leben zu geben, die gemeine Deutlichkeit des Gedankens zu umgehen, befremdete viele, ja, sogar Stimmen des Spottes wurden gegen den jungen Poeten laut, der es wagen mochte, so vielfach anders zu sein, als die andern. Und selbst jene, die den künstlerischen Formenkult seines Wesens zu lieben vermochten, sahen seinem ersten entscheidenden Schritt auf die Bühne, die so vielmehr Realität der Anschauung und des Ausdruckes verlangt als die Lyrik, mit zweifelndem Interesse entgegen.

Es war eine angenehme Überraschung, die der junge Poet seinen Verehrern bot. Der Einakter „Der Abenteurer und die Sängerin" kann wohl als eigentliche dramatische Arbeit nicht gut besprochen werden. Die zahlreichen dichterischen Schönheiten scheinen hier vielfach der unmittelbaren Freude am poetischen Gestalten entsprungen zu sein, und so ist denn unter der Bildnerhand des Poeten vielleicht manch ein Zuviel an Zier und Zierrat entstanden, das wohl einen üppigen Reichtum an poetischen Gedanken und wertvollen Stimmungen erweist, die Handlung selbst aber häufig verschleppt. Jene straffe Geschlossenheit, die dem Bühnenwerk sein eigentliches Leben sichert, mag darunter ernstlich gelitten haben. Wie ein prächtiges Nebeneinander rollen sich die Szenen dieser mehr rhapsodischen Dichtung auf, und wenn man auch durch die Schönheit der Sprache und den seltsamen, oft fremdartigen Glanz der Bilder litterarisch auf seine Rechnung kommt — die unmittelbar dramatische Wirkung stellt sich dennoch nicht ein, und so scheint mir „Der Abenteurer und die Sängerin" mehr als wertvolles Buchdrama, denn für die Bühne geschaffen. Von den Darstellern ist Herr Hartmann als Abenteurer zu nennen, der für diese Rolle seine ganze Liebenswürdigkeit und Eleganz, freilich auch manches an Manriertheit ins Treffen führte, im großen und ganzen aber eine ganz

Digitized by Google

brillante Leistung bot, der sich Frau Hohenfels als Sängerin mit Einsetzung all ihrer großen Kunst zur Seite stellte. In der ganz kleinen Charge eines Juweliers fiel mir Herr Hofmeister durch seine Charakterisierung angenehm auf.

Dramatisch zweifellos höher steht „Die Hochzeit der Sobeide". Man hat auch hier dem Dichter seinen abstrakten Gedankenreichtum zum Vorwurf gemacht. Sehr mit Unrecht! Wir leben in einer seltsamen Zeit, in der die Kunstprinzipien in steten Widersprüchen zueinander stehen. Wir suchen Erlösungen vom Zwange künstlerischer Überlieferungen in neuen Formen und neuen schöpferischen Perspektiven. Kaum aber ist uns ein echter Künstler erstanden, der eigenwillige Pfade geht, messen wir ihn sogleich mit jenen Maßen, die er just zu sprengen ausgegangen. So ist es mit Hugo von Hofmannsthal. Wie kaum ein anderes Dichterwerk der letzten Jahre führt dieses sinnnig-schöne Märchen zu jener intimen und innigen Kunst hinüber, von der wir in ästhetischen Kunstartikeln lange genug träumten, zu jener Kunst, die die reale Welt des Wirklichen durch den Zauber der Formen in die Traumwelt der Empfindungen zu verwandeln und das Zeitliche auf der Brücke des abstrakten Gedankens ins Ewige zu rücken vermag. In diesem leisen, scheuen und edlen Kunstwerk vermählt sich denn auch die gestaltungsloseste Dichtungsform, die Lyrik, der gestaltungsreichsten, dem Drama, und durch sie erscheint das brutale Temperament des tragischen Gefühls gleichsam gedämpft — in edle Formen gerückt. Der „Hochzeit der Sobeide" liegt ein sehr einfacher und doch poetisch schöner Vorwurf zu Grunde. Ein junges Mädchen folgt um ihrer Eltern willen einem reichen Manne zum Altar. In stummer Entsagung sieht sie einem dornenlosen Dasein entgegen, denn ihre junge Liebe gehört einem anderen — Assad, dem Sohne des Teppichhändlers Schalluassad. Noch einmal aber, da sie am Hochzeitsabend mit ihrem Manne allein bleibt, bricht der siegreiche Machtwille des Lebens aus ihr heraus mit den Schauern der Sehnsucht, mit den Thränen der Verzweiflung — und sie gesteht ihrem Manne ihre Liebe zu Assad. Dieser aber öffnet ihr selbst die Pforte seines Hauses, er will sie nicht an sich fesseln, wenn ihr Herz nicht ihm gehört. Sie stürmt hinaus, noch in der Nacht zu ihrem Geliebten. Dieser aber stößt sie von sich. Seine Leidenschaft ist für eine junge, sinnlich-schöne Witwe entbrannt — die Maitresse seines eigenen Vaters. Und nun geht Sobeide in den Tod. Ich möchte das Stück ein Drama der Güte nennen. In Sobeide, die von Assad um eines schönen, aber innerlich schlechten und herzlosen Weibes willen verstoßen wird, und in ihrem Gatten, den sie um Assads willen verläßt — in beiden muß der tiefe, innere Wert eines Menschen den äußeren Vorzügen eines anderen unterliegen. Der tiefen und erschütternden Tragik stiller, edler Seelen, die soviel an Hingabe besitzen, wenn sie lieben, soviel an Selbstentäußerung und tiefer Entsagungskraft, daß sie stumm und schweigend aus der Sonne ihrer Lebenshoffnungen zurückzutreten vermögen in das Dunkel trauriger Lebensenttäuschung, der unsäglich tiefen und schönen Tragik solcher Seelen hat der Dichter der Sobeide ein Denkmal gesetzt. Der überkluge Kritikerverstand hat nun freilich gefunden — „so was thäte auch der älteste Perser nicht!" Die aber mit Liebe den Pfaden des Dichters nachspüren, sie werden fühlen, mit wie viel sanfter Milde er uns in seine Reiche führt, zu Menschen, die seinen stillen Dämmerträumen erstanden, die vielleicht nur Dichtergebilde scheinen und doch und dennoch da und dort gelebt und gelitten haben. Aber still und weltabgekehrt, ihren Wert mit ihrem Schmerz verschließend und nur darum unbekannt und unbeachtet, weil sie nicht vor die Menge traten und so gar nichts in sich hatten von großen, tragischen Helden der Lebensbühne. Jenen, die stumm leiden, weil sie sich selbst zu überwinden vermögen, ihnen, glaube ich, ist diese Dichtung geschrieben worden. Aber neben dieser inneren Tragik

Digitized by Google

besitzt das Stück auch eine äußere, von echtem dramatischen Wert. Es ist die Schuld Sobeidens, die sie an sich selbst wiedererlebt, — die tiefe aber zu späte Erkenntnis, daß sie den Wert des Lebens zurückgewiesen, um der Leidenschaften ihrer Sinne willen. Sie hat ihren Mann verlassen, bei dem sie Liebe gefunden, um sich Assad in die Arme zu werfen, der ihren Wert niemals gefühlt, niemals begriffen hatte. An sich und in sich erlebt sie nun die tragische Wiedervergeltung, geht sie in den Tod. Und alles dies ist mit der traumhaften Schönheit eines Märchens wiedergegeben. Nur gedämpft und sanft klingen die Tubenklänge des Lebens in diese Dämmerstimmung hinein. Der Reichtum schöner, zwingender Bilder und reifer, edler Gedanken wird erst bei der Lektüre vollkommen klar.*) Von der Bühne herab wird manches überhört, klingt manches rasch und flüchtig dem Ohr vorüber, bei dem man gerne sinnend verweilen möchte. Gespielt wurde im Burgtheater meisterlich. Fräulein Medelsky, vielleicht die gemütvollste Schauspielerin der deutschen Bühne, gab der Sobeide alle die scheuen und heimlichen Zauber ihrer Erscheinung und ihres Wesens, das, im Leben selbst von soviel Poesie durchtränkt, auf der Bühne noch gleichsam zu höherem Leben sich entfaltet. Ihre Anmut, ihre Güte und Hingabe erschütterten nicht minder als die Töne tragischer Verzweiflung, die sie im zweiten Akte fand. Dabei verirrt sie sich niemals ins Technische, jede ihrer Leistungen ist aus innerster Natur herausgeboren, sie spielt ihre Rollen nicht, sie lebt sie. Darin liegt der wundersame Zauber dieser Künstlerin, in der das Burgtheater heute seine schönste Verheißung besitzt. Und neben der Medelsky stand Sonnenthal, der dem reichen Kaufmann soviel innere Würde und Größe gab, daß er selbst dort tiefe und echte Wirkung zu erzielen vermochte, wo der Dichter aus Reflexion herausgestaltete und sich vielleicht allzu sehr ins Gedankliche verlor. Frau Rallina und Frau Wilbrandt, sowie Gimmig und Devrient sind mit Lob zu nennen. Es lag eine gewisse Weihe über dem Abend, denn man fühlte, daß ein echter Dichter hier zum erstenmale zu Wort gekommen.

Paul Wilhelm.

Juliane Dérys letzter Brief an M. G. Conrad.

Charfreitag 1899.

Lieber Conrad,

ich habe einen Einakter geschrieben „Die Furie", darin ich geschildert habe, wieso ich die Telegramme damals nach Schwabach sandte, nicht anonym. Meine beste Arbeit. Ich war faul, sie abzuschreiben und nun ists zu spät.

Ehre mein Andenken! Schau, daß anständige Bilder von mir herauskommen — ich meine, wenn schon, denn schon. Nicht das

*) Die beiden Stücke sind mit einem dritten, „Die Frau am Fenster", eben im Verlage von S. Fischer in Berlin erschienen.

Digitized by Google

Stuckſche oder gar das Leiſtikowſche. Bei Müller in München die vorletzte Aufnahme, bitte!

Ich grüße Dich und Erwin, wie auch die Marie.

Euere
Juliane Déry.

Anbei ein altes Mſct. Gibs in eine Zeitſchrift.*)

Kritik.

Lyrik.

Helene Orzolkowski, Einſame Straße. Berlin 1898. Verlag für Lyrik. Zehdenicker Straße 11.

„Ihr Menſchen, eine Bruſt her, daß ich weine!" Dieſer Kleiſtiſche Schmerzensſchrei klingt auch durch die paar Dutzend Gedichte, die vor mir liegen. Ein junges Herz hat ſie ans Licht geſandt, ein Herz, das viel verloren, viel gelitten hat, das bald müde und hoffnungslos zum Grabe ſich neigt, bald um ſo heißer auffährt und das erſehnte Glück heiſcht. Es fließt Blut in dieſen Verſen, die man verſucht iſt, zu den ſchwermütigen Volksweiſen der Slaven zu ſingen. Es blickt uns daraus an mit großen, dunklen, brennenden Augen, die ſo gern verflammen möchten in zwei anderen, doch die Dichterin geht auf „einſamer Straße". Sie möchte noch einmal ins Leben hinausſtürmen, deſſen vernichtender Schlag ſie ſchon getroffen hat, aber ſie iſt eingekerkert in ihr enges Stübchen:

Wie ein verwundetes Tier ſich flüchtet
in ſeine Höhle, um dort zu verenden,
ſitz ich, verwundet bis auf die Seele,
zwiſchen den kalten, ſchweigenden Wänden.

Sie fühlt ſich dem Meere verwandt, das ſie uns zeigt in ſeiner heimlichen Tücke, wenn der gelbe Abendhimmel mit den kleinen, kupfernen Wölkchen darüber liegt, das Meer, das den Geliebten verſchlungen hat. Helene Orzolkowski hat ein ſchönes Naturgefühl, wie manches anſchauliche Bild beweiſt; auch das Abſtrakte weiß ſie trefflich zu beſeelen, ſo, wenn vor dem nahenden Gewitter die Angſt gierig von Aſt zu Aſt huſcht. Aber es fehlt die freie Künſtlerhand, die bewußt geſtaltet, es fehlt die gebändigte Kraft eines Storm oder Liliencron, mit einem Wort, es fehlt der Stil. Wir haben Impreſſionismus, aber nicht künſtleriſchen Impreſſionismus. Um in freien Dithyramben ſich ausſprechen zu können, muß man die Sprache doch mehr beherrſchen. Ein böſer Daktylus oder Reim läßt uns ſtolpern und dabei die Illuſion verlieren. Fremdwörter wie nervös oder graumeliert wirken ſehr häßlich.

Noch bringt uns Helene Orzolkowski manch leeres Blatt, doch laſſen Gedichte wie „Am Grabe" Vollendeteres erwarten.

Harry Mayne.

*) Porträt und Manuſkript erſcheinen am 1. Juli in der „Geſellſchaft".
D. Red.

Digitized by Google

Lyrische Radierungen. Von Josef Kitir. Leipzig, Deutsche Litteraturanstalt Ed. Hassenberger.

Dieses Büchlein bedeutet wieder den ungewöhnlichen Versuch, den Realismus in der zartesten Blüte der Lyrik, dem gehauchten Lied zum Ausdruck zu bringen, nachdem er wie eine verjüngende Triebkraft den ganzen Stamm der Dichtung durchdrungen hat und auch in die Lyrik, welche am schwersten zu erobern schien, durch moderne Künstler eingeführt wurde, wie insbesondere die Balladen Liliencrons und die lyrischen Lebensbilder Jacobowskis beweisen. — Dennoch wirkt Kitirs Versuch, realistische Lieder zu schaffen, frappierend, schon wenn man aus den Titeln der Gedichte die Wahl seiner Stoffe ersieht: „Die Rosenseife," „Die Mütze," „Die Staubspur," „Die Lieblingsspeise," „Die Taschenuhr," „Die Öfen," „Der Mantel," „Das Tuch," „Die Thürglocke," „Die Akten" u. dgl. Aber gerade durch diese fast absichtlich scheinende Wahl nichtiger Stoffe vermag er um so deutlicher zu beweisen, um was es ihm offenbar zu thun ist: wie auch hinter dem Kleinsten das Große, hinter dem Vergänglichen das Ewige, hinter dem Unscheinbarsten der Wert und die Schönheit des Lebens ruht. Zeigen will er, daß vor einer höheren Anschauung Kunst und Leben eins sind; daß nicht in der Wahl solcher Vorwürfe, sondern in der alten Unterscheidung zwischen poetischen und unpoetischen Stoffen eine Verkennung des tiefsten Wesens der Kunst und eine Entwürdigung derselben liege. So birgt also gerade die Wertlosigkeit der Stoffe den ästhetischen wie ethischen Wert seiner Kunst. Nur diejenigen werden sie verstehen, welche bis in die Wurzeln des Lebens zu blicken vermögen. Es wird sie verstehen das schlichte, naive Menschenkind und der hochentwickelte Geist. Verehren werden sie jene seltenen Naturen, welche beides sind, im Sinne Nietzsches, der die „köstliche, unvergleichliche Naivität des starken Herzens" als das Allerseltenste auf Erden bezeichnet hat. Reich an Herzenstönen, oft naiv wie das schlichte Volkslied, trifft es gleichsam den Naturlaut dieser wirklichen Kulturmenschen. Nicht wirken wird sie auf den konventionellen Durchschnittsmenschen, auch wenn er schöne Gedichte machen kann. Seinem gewöhnlichen Auge wird nur das äußerlich Schöne schön erscheinen, da es nur einem hohen Idealisierungstriebe gelingt, das Reale zu verklären. Nichts zeugt so deutlich für eine vornehme Weltanschauung, als diese Erhebung des Gewöhnlichen ins Hohe. Eine Reihe von Sonetten beschließt das Werk, in deren letztem „Das Rätsel der Größe" nur demjenigen Menschen Würde und Größe zugesprochen wird, welcher durch einen Wust von Fehlern hindurchgegangen ist, der darum alle Rätsel des Lebens zu fassen vermag. Während diese Gedichte eine musikalische Formkunst zeigen und oft, wie besonders „Trauernde Liebe", einen wundervollen, seelisch zitternden Rhythmus weisen, lassen gerade die eigentlichen „Radierungen" in formeller Hinsicht oft zu wünschen übrig. Der spröde Stoff zerstört manchmal die Form, zeugt Risse, Sprünge. So leidet oft die künstlerische Einheit, wie überhaupt manche Stücke mehr als lyrische Studien, denn als Gedichte zu betrachten sind. Manche werden einwenden, die Form sei alt. Die verstehen nicht viel von Lyrik. Darin liegt eben gerade die Bedeutung Kitirs: trotz des modernen Stoffes den Naturlaut zu treffen; in Kunstformen wurden realistische Stoffe oft genug behandelt. August Renner.

Simon Salomon: Aus trüben Tagen. Illustriert von Eugène Muller. Paris 1898. Selbstverlag. 119 S. — Wohl noch ein ganz junger Dichter! Der Inhalt seiner Lieder ist die Klage um eine vom Tod geraubte Liebste. Um es mit einem Worte zu sagen: die Gedichte

Digitized by Google

zeigen große Unreife und einiges Talent, stellenweise sogar nicht unbedeutende lyrische Kraft. Die beiden Grundelemente der Lyrik, das musikalische und plastische, zeigen sich, wenn auch meist nur schüchtern. Unter vielem längst in der Poesie heimisch gewordenen Formelkram findet sich sogar etwas Originalität, so in dem „Die Thränen des Todes" betitelten Gedicht. Der Tod wird vom Dichter geschildert, wie er ohne Mitleid dahinzieht: „Aber als von Liebchens Wangen — Er geküßt der Jugend Rosen — Sah in seinem mitleidslosen — Auge ich zwei Thränen prangen." Der Gedanke ist nicht übel; nur stören die beiden Thränen in dem einen Auge. Ähnlich steht es auch sonst: der Dichter stört selbst den Eindruck schöner Bilder und Rhythmen durch ungeschickteste Wendungen. Trotz der Kürze des Inhalts finden sich Wiederholungen, was nicht auf Reichtum an dichterischen Schätzen schließen läßt. H. Brömse.

Dr. Eduard Langer, Aus meiner Liedermappe. — Ein Kaiser Josefsfest. Prag 1898. H. Dominicus. (Th. Gruß.) 201 S. M. 4,—. — Das Buch bildet den dritten Band einer größeren Sammlung von Werken desselben Verfassers: „Aus dem Adlergebirge. Erinnerungen und Bilder aus dem östlichen Deutschböhmen." Die deutsch-nationale Tendenz und die beabsichtigte Verwendung des Reinertrages zu wohlthätigen Zwecken: zur Linderung der Armut im Adlergebirge, erwecken die Sympathie des Lesers. Lebhafteres Interesse wird das Buch bei den Heimatsgenossen des Verfassers finden, der die mannigfachen Reize des Adlergebirges liebevoll schildert. Aber nicht Sympathie und lokales Interesse, sondern allein der künstlerische Wert dürfen für die litterarische Beurteilung einer Dichtung maßgebend sein. Aus diesem Grunde kommt für die Kritik der zweite Teil „Ein Kaiser Josefsfest" überhaupt nicht in Betracht, der die genaue Beschreibung einer Denkmalsenthüllung, insbesondere die von dem Verfasser gehaltene Festrede bietet. Von den Gedichten des ersten Teils läßt sich leider kaum mehr sagen, als daß sie die gut gemeinten und nicht übel gereimten Verse eines wohlgeschulten Dilettanten sind. Die beschauliche Natur des Verfassers findet ihren besten Ausdruck in den beschreibenden Gedichten, unter denen die ‚Gebirgselegien" besonders genannt zu werden verdienen. Hier finden sich Stellen von künstlerischem Wert, hier spürt man eine Dichterseele. Der dilettantische Geist des Verfassers zeigt sich vor allem in der Kritiklosigkeit gegen sich selbst, in dem Mangel am richtigen Gefühl für das künstlerisch Wertvolle und Richtige, in der Harmlosigkeit, mit der die plattesten Wendungen aufgenommen sind, die auch sonst ansprechenden Gedichten einen trivialen Beigeschmack verleihen. Besonders fällt dies in dem „Studentenzeit" überschriebenen Abschnitt auf, in dem sich die Geschmacklosigkeiten häufen. Das sind zum größten Teil Lieder, die bei der Gelegenheit, zu der sie entstanden sind, ihren Gelegenheitszweck erfüllt haben mögen, aber nicht in ein vor die größere Öffentlichkeit tretendes Buch gehören. Der in dem Buche sich bekundende männliche Sinn des Dichters wird eine ehrliche Kritik am liebsten sehen. Langer kann sich und seinem Werke keinen größeren Dienst erweisen, als wenn er es nach strengster Sichtung auf höchstens ein Viertel beschränkt und diesen Rest von den auch seinem Wertgehalt anhaftenden Schlacken der Trivialität befreit. H. Brömse.

Erstlingsgedichte.

Heymel, Alfred Walter, In der Frühe. Gedichte und Sprüche. Bremen, Joh. Storm. 8°. 67 S. M. 2,—.

Jacobowski, Ludwig, Aus bewegten Stunden. Erste Gedichte 1884—1888. Zweite veränd. Aufl. Dresden, E. Pierson. 8°. 106 S. M. 2,—.

Digitized by Google

Es sind wohl erst Monate her, da saß Alfred Walter Heymel noch in Reih und Glied mit einer Horde Ober-Primaner und dichtete nur heimlich. Und heimlich nur flogen seine „Poetereyen“ in die Redaktion der „Gesellschaft“ und fanden ab und zu Unterkommen. Wer hat sie nicht durchgemacht, diese selig-schlimme Zeit zwischen 16—19 Jahren, wo man die Mappen und Schubläden voll Verse hat und tagtäglich im Kampf mit Lehrern und Materien steht, die einem bis an den Hals zuwider sind. Meine Jugendgedichte, die vor 11 Jahren erschienen sind und die der Verlag in artiger Gewandung eben neu herausgiebt, rufen mir die ganze Stimmung jener Tage ins Gedächtnis zurück, in denen wir Schüler auf die Namen Bleibtreu, Conrad und Conradi schwuren. Bleibtreus dichterische Entwicklung hat schwer enttäuscht, Conrad hat nach der Wirrnis seiner politischen Thätigkeit starke lyrische Quellen in sich entdeckt — seine soeben erschienene Gedichtsammlung strotzt von Kraft und Wucht —, und unser toter Conradi ist bereits ein Objekt für Litterarhistoriker geworden. Meine Jugendgedichte standen im Banne Bleibtreus und namentlich Conradis, indeß die jüngste Generation fast ganz im Schatten der Dehmelschen Individualität kämpft. A. W. Heymel macht eine Ausnahme. Seine jungenhafte Fröhlichkeit, sein schlichter Optimismus weisen auf O. J. Bierbaum hin. Aber man spürt auch das Ringen einer ernsten Seele, die nach Selbständigkeit tastet. Daß er Spruchweisheit losläßt, die die grüne Farbe der Jugend trägt und nur ab und zu Weisheit zeigt, sei ihm verziehen. Mein Gott, was verzeihe ich einem Füchslein im ersten Semester nicht! L. J.

Novellen.

Das starke Geschlecht. Zwei Novellen von Georg Bendler. Berlin, F. Fontane & Co. 8°. M. 3,—.

In der Stille. Novellen und Skizzen von Ilse Frapan. Berlin, Gebr. Paetel (Elwin Paetel). 8°. M. 4,—.

Geschichten von lieben, süßen Mädeln. Novellen von Ernst von Wolzogen. Berlin, F. Fontane & Co. 8°. M. 2,—.

Georg Bendlers Novellen sind die Erzeugnisse eines Klüglers, der seine Probleme zurechtgebrechselt, ohne die Kraft zu haben, sie konsequent durchzuführen, und das Talent, sie mit Poesie auszufüllen. Figuren, an deren Existenzmöglichkeit man nicht glaubt, Situationen, deren Voraussetzungen unmöglich sind, damit hat der Verfasser seine Novellen ausgestattet. Das eine Mal wirft sich ein hochintelligentes Weib von feinster Herkunft an einen Phraseur weg, das andere Mal gelangt eine Gans von einer jungen Frau zu plötzlicher Einsicht und geistiger Reife. Gewiß sind beide Fälle möglich, aber die Talentlosigkeit des Verfassers war nicht im stande, eine Art innerer Glaubwürdigkeit mit Notwendigkeit zu schaffen. Und so lösen sich Handlungen ab, die kalt lassen und unmöglich sind, und Personen drängen aneinander, für die sich niemand interessiert, weil sie leblos waren, noch ehe sie gestorben sind. Alles in allem ein schlechtes Buch eines mittelmäßigen Kopfes.

Ilse Frapan wird zur älteren Generation gerechnet. Mit Unrecht. Der ehrliche Realismus ihrer Kunst, die strenge Anschauung vom Leben, die tiefgründige Behandlung moderner Probleme weisen sie der Kunst der Jüngeren zu. Nur hat ihr wirklich vornehmer Instinkt sie vor Exzessen bewahrt, und so hat sie längst in der „Deutschen Rundschau“ die Kunstprinzipien der jungen Generation zum Ausdruck gebracht, als dieses Blatt noch immer als der Inbegriff tiefster Gediegenheit und Langeweile galt. Wenn Ilse Frapan auch zu geschult ist, um sich in die Tiefregion weiblicher Schreibarbeit zu

Digitized by Google

begeben, so gelingt es ihr auch selten, jene steilen Höhen zu erreichen, die der Kunst einen „Ewigkeits"stempel aufdrückt — litterarische „Ewigkeiten" zählen bekanntlich mindestens 2—3 Generationen —, das macht die geringe Originalität ihrer Stoffe. Da wird eine Schauspielerin erst dann zur genialen Künstlerin, als sie ein großer Schmerz getroffen. Da erzählt eine junge Frau unter tollen Ausfällen gegen das andere Geschlecht von dem Leid ihrer Ehe, und noch dazu in einem Tagebuch! Ein Sonderling von Naturgeschichtsprofessor wird mit zu geringer Eigenart dargestellt u. s. f. Am feinsten wirkt sie, wenn sie im Hamburger Milieu bleibt. Hier findet man jenen — das Wort ist schon banal geworden — Erdgeruch, der dem Kolorit, dem Milieu und dem Empfindungsleben jene unbegreifliche Echtheit verliehen, die all ihren anderen Novellen fehlt, die sie als begabte Frau wohl schreiben, aber nicht innerlich ganz mit poetischer Kraft ausfüllen kann. So ist ihre Novelle „Aus der Theelaubenzeit" geradezu erquickend in ihrer naiven Frische und Feinheit. Am höchsten steht die knappe Großstadtskizze: „Wie steh'n wir?" Der kleine Kaufmann, der gegen die Bazar- und Großkaufleute den verzweifelten Kampf kämpft, der hinter dem Ladentisch steht und auf Käufer wartet und wartet, indeß Weib und Kind neben ihm hocken ... Hier wirkt die Knappheit der Frapanschen Kunst geradezu unheimlich. Das Herz zittert einem angesichts dieses winzigen Menschenschicksals, das wir alle mitansehen müssen, beim Herrn Müller drüben, und Herrn Schulze am Markt.

Unlängst haben französische und deutsche Frauen viel geschrieben über das Männerphantom der Frau und das Frauenideal des Mannes. Mit viel Witz, mehr Bosheit, zuweilen auch mit stillem Ernst. Auf deutscher Seite Fanny Gräfin zu Reventlow und Marie Stona. Auch aus J. Frapans Novellen könnte man sich den Idealmann konstruieren, wie ihn sich ihre Seele denkt. Durch die Bitterkeit ihrer Novellen geht es wie ein tiefverhaltener Schrei nach einem Manne „wahrhaftig und gut".

Nun zu Ernst von Wolzogen (Nr. 3). Der kokette Titel „Geschichten von lieben, süßen Mädeln" riecht nach heißer Pariser Luft Ich bin nicht thöricht genug, um hier gleich ins nationale Horn zu stoßen. Kunst oder Nichtkunst, Nachahmung des Fremden oder ehrliches Studium fremder aber trefflicher Kunstmittel, das ist hier die Frage. Und Wolzogen beantwortet sie auf eine Weise, daß man mit dem Dichter des „Lumpengesindels" scharf ins Gericht gehen muß. Gedichte, wie sie kleine deutsche Lyriker zu reimen verschmähen, eröffnen und beschließen den Band. Ein Hoffräulein, das beinahe „dran" war, folgt; die „Glückliche" kann ihr Lebtag nun von dem Kuß auf das Knie träumen! — Die jungalte Lehrerin ist auch nahe dran — sie kann von einem harmloseren Kuß ihr Lebtag träumen —, Lisl hat höheren Schwung und rückt schließlich mit ihrem Liebsten aus; Tini versammelt vor ihrem Ende ihre verschiedenen Liebhaber (eine widerliche Szene!) — und die lieben, süßen Mädeln sind vorüber.

Wer so federfix war und Wolzogen gleich zum ersten Humoristen Deutschlands gestempelt hat, wird gut thun, sein Urteil feierlichst zu widerrufen. Wolzogens Humor ist in diesem Büchlein reiz- und salzlos. Solche Frechheiten müssen mit graziöser Hand ausgetuscht sein; die Kunst des Andeutens darf nicht wie bei Wolzogen verkehrt werden in ein läppisches Ausschreien. Plump und rüde ist die Beichte Tinis, und wer sich erinnert an die liebe, arme Musotte Maupassants, der wird diese Geschichte des Münchener Schriftstellers als läppisch ablehnen. Alles in allem liederliche Beweise eines einst großen, jetzt in jeder Hinsicht verfallenden Talents.

Ludwig Jacobowski.

Digitized by Google

Litteraturgeschichte.

Arthur Moeller-Bruck: Die moderne Litteratur in Gruppen- und Einzeldarstellungen. Bd. III: Die Auferstehung des Lebens. Berlin u. Leipzig, Schuster & Löffler.

In seinem Resumé S. 51 sagt der Verfasser: „Beide, Liliencron und Nietzsche, sind nur Wegweiser ... Sie sind beide gute Tänzer ... Aber besser ist es schon, Liliencron zu folgen, als Nietzsche, weil er nicht mit den Füßen des isolierten Geistes tanzt, sondern mit den Füßen des Leibes."

Es ist wieder böses Hin- und Herfahren in allerlei Vergleichen. Moeller-Bruck scheint die Fähigkeit versagt zu sein, ruhig bei der Stange zu bleiben. Manchmal gelingt ihm eine kurze sachliche Erörterung so gut, daß das Bedauern über seine willkürliche und zerfahrene Art, künstlerischen Persönlichkeiten gerecht zu werden und Kulturphänomene zu deuten, um so lebhafter sich einstellt. Denkt man z. B. an Franz Oppenheimers feine und klare Liliencron-Studie (im gleichen Verlag), so sinkt das vorliegende Bändchen, das in der Hauptsache Liliencron behandelt, zu unheimlicher Bedeutungslosigkeit. Wie karg und unzulänglich, wie schematisch und phrasenhaft ist diese Moeller-Brucksche Analyse der Liliencronschen Seele! Wie vieles in dieser komplizierten Natur ist nicht einmal andeutungs-, nicht einmal ahnungsweise in das Bild gekommen! Und dann immer wieder diese häßliche Sucht, auf dem Vergleichswege dem großen und reinen Menschen und Künstler Nietzsche eins anzuhängen — z. B. S. 25: „Und Nietzsches Fühlweise? Ein ‚sentiment satanique', jesuitisch mehr als religiös, international und gedanklich leicht brutal." Jesuitisch! — — M. G. Conrad.

Volkswirtschaft.

Dr. Max Wittenberg: Die wirtschaftliche Bedeutung eines deutschen Mittellandkanals. (Berlin 1898, Puttkammer & Mühlbrecht, M. 2,—.)

Die Schrift von Wittenberg faßt die grundsätzlichen wie die accidentiellen Fragen, die sich speziell an das Projekt eines deutschen Mittellandkanals (Rhein-Weser-Elbe-Verbindung) knüpfen, in klarer und auch für weitere Kreise verständlicher Weise zusammen. Sie beruht auf gründlicher Kenntnis des in dieser Sache durch Jahre hindurch gehäuften Aktenmaterials, namentlich der Verhandlungen des „Zentralvereins für Hebung der deutschen Fluß- und Kanal-Schiffahrt".

Der Verfasser giebt sich als ausgesprochenen Freund des Mittellandkanalprojekts. Er zeigt alle Richtungen auf, in welcher ein solcher die Entwickelung des Verkehrswesens und mittelbar des Wirtschaftslebens überhaupt beeinflussen kann. Die genauen technischen und rechnerischen Ausführungen unterstützen das Verständnis des Gesamtproblems. Besonders interessant sind einzelne Teile, bei denen die größeren allgemeinen politischen und wirtschaftlichen Gesichtspunkte hineinspielen. Er versucht nachzuweisen, daß und wie weit der Mittellandkanal geeignet ist, einen Ausgleich der wirtschaftlichen Spannung zwischen der östlichen und westlichen Reichshälfte mit herbeizuführen, dem englischen Wettbewerb (namentlich in Eisen und Kohle) außerhalb und innerhalb Deutschlands die Spitze zu bieten, die Industrie örtlich zu dezentralisieren ꝛc. Die provinziellen Schädigungen und Bedenken, namentlich für Schlesien und Sachsen, werden gewürdigt, etwaige Gegenwerte in Erwägung gezogen: aber wir können doch im großen deutschen Reich schließlich keine Wirtschaftspolitik wie zur Zeit der Schlagbäume und Binnenzölle machen.

Die große Frage: „Agrarstaat oder

Digitized by Google

Industriestaat" bildet den Hintergrund. Der Verfasser geht ihr an der Hand der bekannten Schriften von Schulze-Gävernitz und Voigt zu Leibe, welche beide die strittigen Probleme mit meisterhafter Klarheit und Vorurteilslosigkeit zergliedern. Weder mit ja noch mit nein darf die Frage beantwortet, sie muß einfach a limine abgewiesen werden. Deutschland kann und soll heute kein sich selbst genügendes, abgestecktes Wirtschaftsgebiet werden, weder ein „geschlossener Handelsstaat" noch ein „isolierter Agrarstaat", auch keine Zusammenfassung beider. Es soll aber inmitten der Weltwirtschaft, der wir uns nie wieder entziehen können, einen großen nationalen Organismus darstellen, der wie ein Magnet alle wirtschaftlichen und volklichen Kraftäußerungen des Deutschtums anzuziehen vermag. Wirtschaftliche Ausdehnung setzt aber, um nicht künstlich und ungesund zu werden, Konzentrierung aller Produktivkräfte im Muttergebiet voraus. Damit finden wir wieder den Weg aus den allgemeinen Problemen zu dem besonderen des Mittellandkanals zurück.

Der Verfasser kann, so scheint es uns, gewisse manchesterliche Anschauungen nicht verleugnen, die schon ziemlich in Mißkredit gekommen sind, so z. B. will er von einer Verstaatlichung des Bergbaus aus allgemeinen wirtschaftlichen Gründen nichts wissen. Und doch hat der Riesberger Streik noch gezeigt, welche Mißstände schon in sozialer Beziehung jene kurzsichtige Kommunalpolitik im Gefolge gehabt hat, die vor Jahren um des Linsengerichts eines hohen Kaufpreises willen den Bergwerksbetrieb dem Privatkapital auslieferte. Ebenso liegt offenbar ein Mangel an Verständnis für den agrarischen Notstand manchen Auslassungen des Verfassers zu Grunde; möglich, daß dies der Widerstand landwirtschaftlicher Interessengruppen gegen das Projekt mit verschuldet hat, dessen Entkräftung ein guter Teil der Arbeit gewidmet ist. Daß unsere Landwirtschaft zu ihrer Gesundung „großer", d. h. mechanischer Mittel bedarf, ist unzweifelhaft. Dieselben liegen aber auf dem Gebiet des Kreditwesens und der Bodenbesitzverteilung. Solche Mittel, wie die Hypothekenverstaatlichung und eine Zwangskolonisation auf genossenschaftlicher Grundlage sind nicht abzuweisen, wenn sie der geschichtlichen Entwickelung entsprechen und im rechten Zusammenhang organisch durchgeführt werden. Der Mittellandkanal, von dem die Agrarier eine Erleichterung ausländischer Getreidezufuhr befürchten, ist nun ein organisches Mittel zur Belebung der gesamten deutschen Volkswirtschaft. Es geht aber nicht an, die Gesundung eines Wirtschaftszweiges auf dem Wege des Rückschritts zu suchen — denn Verhinderung des Fortschritts bedeutet Rückschritt — und die berechtigte Interessenvertretung in einen unnötigen Gegensatz zu den Gemeinschaftsinteressen zu drängen.

Das Buch, dessen Ausführungen eine Grundlage für die Motive der Regierungsvorlage betreffend den Mittellandkanal bilden werden, wird den wirtschaftlichen nicht minder wie den wissenschaftlichen Interessentenkreisen willkommen sein. F. B—dt.

Essays.

Jüdische Charaktere bei Grillparzer, Hebbel und Otto Ludwig. Litterarische Studien von S. Lublinski. Berlin, S. Cronbach.

Inhalt: Hebbels „Judith", der Jude in der „Genoveva" und „Herodes und Mariamne"; ferner Otto Ludwigs „Makkabäer", Grillparzers „Esther" und „Rahel von Toledo". Diese Studien sind anregend, empfehlenswerte Beiträge zur neueren Litteraturgeschichte. Der Verfasser ist ein feiner, scharfer Kopf, der den

Digitized by Google

vorgenannten dramatischen Gestalten eigenartige, neue Seiten abzugewinnen weiß. Er betrachtet sie hauptsächlich vom Standpunkt des interessierten Juden, und ohne aber auch nur den Schein eines parteipolitischen, religiösen Fanatismus zu erwecken, berührt er diesbezügliche Fragen unserer Zeit.

Besonders interessant sind seine Untersuchungen über Hebbels Dramen. Als der eigentliche Inhalt der „Judith" erscheint ihm „die Zerstörung des Irdischen durch ein Übermaß des Überirdischen". „Judith" ist die Tragödie des Übermenschen, des Überweibes, des überschwänglichen Menschen; Judith repräsentiert auch das überschwängliche Volk, eben die Juden, die vom Dichter meisterhaft geschildert sind.

„Herodes und Mariamne" sind nur eine organische Fortführung der „Judith". Beide gehen an ihrer „Überschwänglichkeit" zu Grunde. Mariamne ist ganz Judith in dem, was sie zur Empörung gegen den Geliebten stachelt. Holofernes und Herodes sind ihrem Wesen nach sehr verwandte Naturen. Übrigens ist in diesem Drama ein ganz modernes Eheproblem („Nora") behandelt.

Auch in den „Makkabäern" Otto Ludwigs weist Lublinski den Geist jüdischer Geschichte nach, obwohl die Dichtung wenig von den wirklichen Makkabäern enthält. Es ist ein typisches Volksgemälde, was der Dichter zeichnet, denn „typisch und in gewissem Sinn auch ewig war nicht die Heldenkraft, sondern der Duldermut des Judentums, der seine Könige und seine Helden unheilvoller Weise überlebte".

Ebenso interessant sind die Studien über Grillparzers „Esther" und „Rahel von Toledo". W. Lentrodt.

Frau M. Schmidt-Agricola hat sich bemüßigt gefühlt, unter dem Titel „Litterarische Charakterbilder" eine Anzahl Essays herauszugeben (Wiesbaden, Lützenkirchen & Bröckling). Sie sind aus Vorträgen entstanden, die die Dame vor Damen gehalten hat. Ein jämmerliches Geschmier, berechnet für Gänse, nicht für Damen. „Bodenstedt und Shakespeare" heißt z. B. ein Aufsatz, in dem behauptet wird, seit mehr als zwei Jahrhunderten sei man gewohnt, „den Namen Shakespeare neben denen von Homer und Dante als einen Stern erster Größe am Himmel der Weltlitteratur erstrahlen zu sehen". Und am Schluß wird als seltsame Thatsache konstatiert, daß Shakespeare am 23. und Bodenstedt am 22. April geboren sei. Freytags Beerdigung wird erzählt, namentlich, daß ein Beauftragter des Kaisers einen Kranz hinterher geschleppt habe! Ein dummes Buch, geschrieben von einer Seifensiedersfrau für Seifensieder in Hosen und Röcken. L. J.

Sozialismus.

Arnold Fischer: Die Entstehung des sozialen Problems. Rostock, C. J. E. Volckmann. 781 S.

Ich glaube nicht, daß dieses ausgezeichnete Werk die Beachtung gefunden hat, die es um seiner klaren Disposition, der Höhe seines Standpunktes und der Fülle neuer Anschauungen willen bei dem gebildeten deutschen Volk verdient. Es ist zu vornehm in seiner abgeklärten Ruhe, zu ehrlich in seiner einfachen Wissenschaftlichkeit. Das Bedürfnis nach Parteispektakel und radikaler Sensation findet keinerlei Reiz in der schlichten Ankündigung: Die Entstehung des sozialen Problems. Die Exerzierplatz-Politiker versprechen sich kein bequemes, billiges Waffenlager für ihre Tages-Übungen und -Kämpfe und Parteimanöver, wenn man ihnen mit parteiloser Wissenschaftlichkeit kommt, ungeleitet von einem anerkannten Häupt-

Digitized by Google

lings-Namen. Erforschung der Entwicklungsgesetze der Zivilisation, um eine vertiefte Auffassung der Zeitfragen zu gewinnen — du lieber Himmel, wer nimmt sich im Trubel der Gegenwart oder in der Not des Kampfes Zeit dazu? Da muß es ein summarisches Wissen, wie es der approbierte Parteikatechismus bietet, oft bei den Besten thun. Was sollen da dickleibige Untersuchungen mit ihrem noch so interessanten Drumunddran? Und erst die reaktionären Volksklassen mit den Privilegien der Bildung und des Besitzes! Gewiß haben sie am allerwenigsten Sehnsucht danach, das soziale Problem vom Standpunkt einheitlicher Kulturentwicklung dargestellt und sich durch wissenschaftlich begründete Forderungen in ihren Vorrechten und Genüssen beunruhigt zu sehen. So schrumpft der Kreis rechtschaffener Anteilnehmer an Veröffentlichungen wie die vorliegende von Arnold Fischer auf die wenigen zusammen, die entweder aus gelehrter Fachverpflichtung oder aus interesseloser Freude an kulturgeschichtlicher Forschung mit der Behandlung des sozialen Problems in Fühlung bleiben. Für mich persönlich hat der Gegenstand einen unwiderstehlichen ethischen und ästhetischen Reiz (im weitesten philosophischen Sinne), ohne daß ich mich ganz den reinwissenschaftlichen Impulsen verschlösse. Die Einsicht in die Naturgesetzlichkeit unserer kulturgeschichtlichen Erlebnisse wie der Kämpfe, deren mehr oder weniger passive Zuschauer wir sein möchten, hat mich über den grämlichen Pessimismus weggebracht und die Tapferkeit meines Gemütes erhöht. Ist es nicht ein kräftiger Trost, zumal in unserm Kaiser-Deutschland, wenn wir uns mit Arnold Fischer aufs neue überzeugen dürfen, daß es keine Erscheinungen wesentlicher Art im Völkerleben giebt, die dem Belieben einzelner Persönlichkeiten entspringen, daß das soziale wie das künstlerische oder ethische Zeitproblem wie die Frucht am Baume in einem bestimmten Zeitpunkt reift, gleichviel, ob es dem einzelnen Menschen, und sei er noch so mächtig, behagt oder nicht?

Das hat Arnold Fischer ebenso schön wie kraftvoll überzeugend dargelegt, daß das soziale Problem in seinem Kern wie in seinen mehr oder weniger gefährlichen Schattierungen die notwendige Erscheinung einer bestimmten Entwicklungs- oder Altersstufe des Bürgertums und seiner spezifischen Kultur ist. Der Sozialismus fließt mit Notwendigkeit aus einer gegebenen zivilisatorischen Entwicklungsstufe, d. i. aus der Umbildung des menschlichen Gemeinlebens und im weiteren der Kultur überhaupt. Kein System ist von Irrtümern frei, ehe das Problem vollständig zur Reife gekommen. Die Art des Irrtums drückt den bestimmten Entwicklungszustand des Problems aus. Wird der Sozialismus in dieser Weise im Organismus einheitlicher Kulturentwicklung erfaßt und nicht als ein „Umsturz" ad hoc, dann ist auch fester, gemeinsamer Boden für eine fruchtbare Diskussion gewonnen. Glanzpunkte der Fischer'schen Darstellung sind seine Schilderungen der verschiedenen Kulturstufen mit ihren Kulturkrisen. —

M. G. Conrad.

Digitized by Google

Büchertisch.

Busch, Wilhelm, Konfession und höh. Schulwesen in Preußen. Zugleich ein Beitrag zur Parität. Kiel, Lipsius & Tischer. 8°. 107 S. M. 2,—.

Buschhorn, Carl, Auf roter Erde. Gedichte aus Westfalen. Mit Bildnis d. Verfassers. Paderborn, C. F. M. Buschhorn. 8°. 32 S. M. 1,—.

Carducci, Giosue, Rime e Ritmi. Bologna, Nicola Zonichelli. 8°. 144 S.

Case, Jules, Künstliche Liebe. Roman. A. d. Franz. v. Rosa Blumenreich. Umschlag v. F. v. Reznicek. München, A. Langen. 8°. 362 S. M. 4,—.

Chrusen, O. C., Zwei Bühnenspiele. Berlin, Verlag des „Lister-Büreaus“ (J. Harrwitz Nfl.). 8°. 61 S. M. 1,—.

Djorovic, Soet, Razoreno Guyezdo (Das zerstörte Nest, serb.), Mostar, Pacher Kissitzich. 8°.

Droste-Hülshoff, Annette Freiin von, Gesammelte Schriften. 3 Bände. Stuttgart, J. G. Cotta. 8°. 354 u. 379 u. 388 S. à M. 1,—.

Dumas, A., Demie (serb.), Mostar, Pacher u. Kissitzich. 8°.

Fricke, Emil, Graf Gerhard, Eine tragikomische Fürstengeschichte. Leipzig, W. Friedrich. 8°. 164 S. M. 3,—.

Harlan, Walter, Die Dichterbörse. Roman. Berlin, F. Fontane & Co. 8°. 363 S. M. 5,—.

Heine, H., Lirski (Intermezzo, serb.), Mostar, Pacher u. Kissitzich. 8°.

Hrvatski Salon (Kroatischer Salon). Agram 1898. lang 4. (Mit zahlreichen Illustrationen.)

Lacroma, Paul Maria, Noli me tangere. Roman. Dresden, E. Pierson. 8°. 398 S. M. 4,—.

Lantoine, Albert, la Caseme. 2 ième ed. Paris. Bibliothèque artistique et littéraire. 8°. 333 S. 3,50 Fr.

Lindau, Paul, Ferien im Morgenlande. Tagebuchblätter aus Griechenland, der europ. Türkei u. Kleinasien. Berlin, F. Fontane & Co. 8°. 187 S. M. 3,50.

Lindau, Rudolf, Zwei Reisen in der Türkei. Berlin, F. Fontane & Co. 8°. 146 S. M. 2,—.

Moderne Ziermotive für Kunst und Gewerbe. Lfg. 2. München, Kunstverlag Kosmos (Köhler & Jordan). 5 Tafeln M. 1,50.

Naumann, Gustav, Antimoralisches Bilderbuch. Leipzig, H. Haessel. 8°. 377 S.

Poetische Flugblätter, Herausgegeben von Joseph Kitir und Carl Maria Klob. (Arnold Hagenauer, K. W. Diefenbach, Wilh. Holzamer.) Wien. à M. 0,20.

Prevost, Marcel, Der Skorpion. Roman. München, Albert Langen. 8°. 376 S. M. 4,—.

Reichel, Eugen, Die Meisterkrone. Eine Märchentragödie in 3 Handlungen. Berlin, F. Dümmler. 8°. 168 S.

Reichesberg, Prof. Dr. N., Die Soziologie, die soziale Frage und der sogen. Rechtssozialismus. Eine Auseinandersetzung mit Prof. Dr. L. Stein. Bern, Steiger u. Co. 8°. 129 S. M. 2,50.

Reinhardt, L., Die einheitliche Lebensauffassung als Grundlage für die soziale Neugeburt. Straßburg, Ludolf Beust. 8°. 424 S. M. 4,60.

Riehl, W. H., Geschichten und Novellen. Gesamtausgabe. Lieferung 2—6. Stuttgart, J. G. Cotta Nfl. S. 65—384. à M. 0,50.

Schäfer, Dr. Theodor, Evangel. Volkslexikon. Lfg. 1—2. Bielefeld, Velhagen & Klasing. 8°. S. 1—128. à M. 0,50.

Digitized by Google

Schaukal, Richard, Tristia. Neue Gedichte a. d. Jahren 1897—98. Leipzig, P. Friesenhahn. 8°. 112 S. M. 2,50.

Schlaf, Johannes, Leonore und anderes. Novellen. Berlin, F. Fontane & Co. 8°. 156 S. M. 2,—.

Schlaf, Johannes, Stille Welten. Neue Stimmungen aus Dingsda. Berlin, F. Fontane & Co. 8°. 234 S. M. 3,—.

Schmid, Heinrich Alfred, Arnold Böcklin. 2 Aufsätze. Berlin, F. Fontane & Co. 8°. 36 S. M. 3,—.

Schroeder, H. R. Paul, Geschichte des Lebensmagnetismus und des Hypnotismus. Lfg. 3—4. S. 113—224. Leipzig, Arwed Strauch. 8°. à M. 1,—.

Sevère, Jean, la precie humanie. Paris, Bibliothèque de l'oeuvre internationale. 8°. 89 S.

Stona, Marie, Lieder einer jungen Frau. Wien, Carl Konegen. 8°. 164 S.

Schwann, Mathieu, Sophia, Sprossen zu einer Philosophie des Lebens. Leipzig, C. G. Naumann. 8°. 216 S.

Sosnosky, Theodor von, Shocking. Novellen. Dresden, E. Pierson. 8°. 167 S. M. 2,50.

Spielberg, Otto, Die Moral der freien Mannesart. Zürich, E. Speidel. 8°. 316 S. M. 3,20.

Sternheim, Carl, Der Heiland. Komödie in 1 A. Hamburg, Hoffmann & Campe. 8°. 38 S.

Theobald, Anna, Gedichte. Chur, Manatschal, Ebner & Co. 8°. 90 S.

Veirol, Sebastien, en rue de désarmement. Paris, A. Charles. 8°. 27 S. M. —,60.

Vrba, Rudolf, Die Palacki-Feier und ihre Widersacher. Ein Mahnruf an die armen christlichen Völker Österreichs. Leipzig, Xaver Pflugmacher. 8°. 292 S. M. 3,40 = 3 Kr. 40 Fl. ö. W.

Wedekind, Frank, Der Kammersänger. Drei Szenen. München, Albert Langen. 8°. 68 S. M. 1,—.

Wette, Hermann, Fridolin der Bettlerkönig. Maienmär. Köln, Hübscher & Teufel. 8°. 87 S. M. 1,—.

Wickström, V. Hugo, Eine moderne Geschichte. Übersetzung a. d. Schwed. v. L. Passarge. Berlin, F. Fontane & Co. 8°. 159 S. M. 2,—.

Wolff, Eugen, Poetik. Die Gesetze der Poesie in ihrer geschichtl. Entwicklung. Ein Grundriß. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung (A. Schwartz). 8°. 286 S. M. 4.

* Xenien, Sprüche und Gedanken von Einem (Max Bewer). Dresden, Glöß. 8°. 119 S. M. 1,50.

Yarros, Viktor, und Sarah C. Holmes, Die Frauenfrage. Berlin, B. Zack. 8°. 17. S. M. 0,40.

Zinnow, Carl und Wilhelm Klemen, Verbannt. Trauersp. in 5 A. Dresden, E. Pierson. 8°. 132 S. M. 2,—.

**, Zur Handwerkerfrage. Das Klebegesetz. Burschen-Bataillone. Praktische Vorschläge zur Lösung der soz. Frage. Hamm i. W., Breer & Thiemann. 8°. 40 S.

**, Der Zerfall der konservativen Partei in Deutschland im Kampfe Preußens gegen Deutschland. Zürich, Cäsar Schmidt. 8°. 62 S.

* Der Stern von Bethlehem. Kundgebungen des Einheitsbundes deutscher Freimaurer über Ursprung, Wesen und Ziel der Freimaurerei. Braunschweig, Fr. Vieweg u. Co. Gr. 8°. 366 S. M. 4.

Der heutigen Nummer der „Gesellschaft" liegt ein Prospekt von Th. Griebens Verlag (L. Fernau) in Leipzig bei, worauf wir besonders aufmerksam machen.

Verantwortlicher Leiter: Dr. Ludwig Jacobowski in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 141.
Verlag und Druck der „Gesellschaft" von J. C. C. Bruns in Minden i. Westf.

Digitized by Google

Digitized by Google

Otto Julius Bierbaum.

(Nach einem Holzschnitte von Felix Vallotton.)

Digitized by Google

Band II. * 1899. * Heft 6.

Eduard Bernstein und die neueste Bewegung innerhalb der Sozialdemokratie.

Von Gustav Maier.
(Zürich.)

Es ist sicher kein bloßer Zufall, daß sich in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts die soziale Bewegung fast im gleichen Schritte entwickelt, wie die politische. Beide treten im Jahre 1848 erstmals aktiv auf den Plan, beide gleichermaßen doktrinär, mit Programmen, zu deren Verwirklichung die Thatkraft fehlt. Die Grundrechte des Parlaments bilden die Grundsäulen der politischen Einheit, das kommunistische Manifest ist der Ausgangspunkt der Arbeiterbewegung. Beide Strömungen werden am Ende der sechziger und anfangs der siebziger Jahre zu realen Thatsachen. Und in einer Wirkung begegnen sich beide: sie drängen die normale, innere Entwicklung des deutschen Bürgertums und seines Parteilebens zurück, indem sie dessen Interesse einerseits auf die politische Macht, andererseits auf die soziale Furcht konzentrieren.

Diese Furcht ist glücklicherweise in der jüngsten Zeit in erheblichem Maße gewichen, langsam dringt ein unbefangeneres Urteil auch gegenüber der Sozialdemokratie in immer weitere Kreise. Man beginnt, sich wohl oder übel mit ihrem Dasein und ihrer Berechtigung abzufinden, man studiert ihre Grundlagen und ihre Geschichte. Letztere ist die aller radikalen Parteien. Der menschliche Kulturfortschritt bedingt, daß hinter allen Reformparteien, lange bevor sie ihre Ziele erreicht

Digitized by Google

haben, neue extreme Parteien aufstehen. Gemäß der Eigenart des menschlichen Geistes gewinnen solche Bewegungen rasch an Anhängern: das Neue, Entschiedene, Kraftvolle erzeugt immer Begeisterung, während die behagliche Mittelstraße zur Gemächlichkeit verführt. Diese Erscheinung ist an sich das erfreuliche Zeichen einer nimmer ruhenden Energie des Menschengeistes, dem ewigen Spiele der Meereswellen vergleichbar. Das stillstehende Wasser versumpft.

Verschieden gestaltet sich das Schicksal solcher Bewegungen. Je stürmischer sie auftreten und beharren, desto leichter verlaufen sie im Sande. Wollen sie Bestand haben, so müssen sie bald den Überschuß an Jugendkraft durch Vertiefung bändigen, die zu hoch fliegenden Pläne aufgeben oder doch vertagen, vom Programm zur Aktion, vom Worte zur That übergehen. Dieser scheinbare Rückschritt ist in Wahrheit ein Fortschreiten. Der im wesentlichen negative, kritische Radikalismus ist nicht schöpferisch und erschöpft daher auch leicht und rasch seine Wirkung. Denn die Mehrheit der Menschen ist doch in letzter Hinsicht positiv gesinnt, sie will nicht nur in der Idee, sondern in Wirklichkeit vorankommen. Das aber ist auf die Dauer nur im Gehen möglich, nicht im Springen.

Auch die Entwicklung der deutschen Sozialdemokratie bestätigt dieses Gesetz. In den ersten drei Jahrzehnten ihres Bestehens, in ihrer Jugendzeit, vom kommunistischen Manifest bis zum Gothaer Programm, schwelgt die Partei in revolutionären Gedanken. Durch die propagandistischen Schriften von Marx, Engels und Lassalle, durch die Wirksamkeit der Internationalen dringt dieser Geist in die Massen: mit den ersten parlamentarischen Vertretern, den Most, Hasselmann, Tölcke 2c., kommt er auf die Tribüne, erstarkt so an Einfluß und Macht in den gedrückten Klassen, wirft den Schrecken in die Reihen des schlummernden Bürgertums und gelangt durch die gewaltsame Repression nur zu neuer Kraft.

Seit im Jahre 1869 Liebknecht und Bebel die sozialdemokratische Arbeiterpartei gründeten, ist allmählich der Marxismus die unbestrittene Grundlage des Programms geworden. Ich habe versucht, a. a. O. („Ethische Umschau" Nr. 2) die wesentlichen Sätze dieses Systems kurz zusammenzufassen: Darnach ist die Geschichte aller bisherigen Gesellschaften lediglich die Geschichte von Klassenkämpfen, die menschliche Entwicklung hängt einzig oder doch in erster Reihe von ökonomischen Bedingungen ab. Die moderne Bourgeoisie hat durch die Überwindung des Feudalismus und des Handwerks den Kapitalis-

Digitized by Google

mus erzeugt, den industriellen Großbetrieb, in welchem der Unternehmer die Arbeitskraft des Lohnarbeiters ausbeutet. Der allgemeine Reichtum verteilt sich auf wenige, denen die Masse des besitz- und rechtlosen Proletariats gegenübersteht. Mangel der Organisation und freie Konkurrenz führen zu einer planlosen Produktion: der Kampf unter den Kapitalisten, in Verbindung mit regelmäßig wiederkehrenden Krisen, vermindert ständig deren Zahl. Zugleich wächst die Zahl und das Elend des Proletariats, aber auch dessen Empörung und seine durch die Arbeitsvereinigung beförderte Organisation. Zwei feindliche Klassen stehen sich gegenüber. Die Vereinigung der Produktionsmittel in immer weniger Händen erreicht endlich einen Punkt, wo sie unmöglich wird. Die Hülle wird gesprengt, das kapitalistische Privateigentum an Produktionsmitteln wird aufgehoben, und sie werden in den Besitz der Gesellschaft übergeführt. Die Proletarier aller Länder müssen sich zusammenschließen, um politische Macht zu erringen, die Gesetze im sozialistischen Sinne zu ändern und in jener kritischen Stunde die Diktatur zu übernehmen. Aus dieser Diktatur des Proletariats geht sodann ein Zustand hervor, in dem die Klassenunterschiede verschwunden sind, die öffentliche Gewalt den politischen Charakter verliert, und die Gesellschaft sich in eine Association verwandelt, worin die freie Entwicklung eines jeden die Bedingung ist für die freie Entwicklung aller. —

Ein solches Programm mußte die politische Thätigkeit in den Vordergrund stellen. Sind seine Voraussetzungen richtig, so genügt es, daß das Proletariat mit Hülfe der parlamentarischen Mehrheit die politische Macht erlange, um bei dem nahen Zusammenbruch die Gewalt zu übernehmen. So wurde logisch die Partei eine politische Kampforganisation. Die unmittelbaren Erfolge sind an sich staunenswert: innerhalb weniger Jahrzehnte gelang es, $^1/_7$ der Sitze im Reichstag zu erobern. Die erlangte Stimmenzahl von $2^1/_8$ Millionen, gegenüber $7^3/_4$ Millionen überhaupt abgegebenen gültigen Stimmen würde sogar auf $^1/_4$ sämtlicher Sitze Anwartschaft geben, welches Resultat durch künstliche Wahlkreiseinteilungen und das Zusammenstehen der gegnerischen Parteien beeinträchtigt wurde. Die mittelbaren Folgen dieses Kampfes sind aber nicht weniger bedeutsam. Dadurch, daß zum erstenmal die breiten Massen zur energischen Teilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten aufgerüttelt wurden, ist eine Menge von Bildung, von Wissen in ihre Reihen getragen worden, nicht nur politische und historische, sondern auch allgemein wissenschaftliche

Digitized by Google

Bildung, die bei aller oft hervortretenden Einseitigkeit doch einen sehr hohen Kulturwert hat.

Aber diese einseitige politische Bethätigung muß endlich dazu führen, sich selbst die Alleinberechtigung abzugraben. Sie drängt ihre Vertreter wider den eigenen Willen zu positiver Arbeit. Mit der reinen Negation sind die Wählermassen auf die Dauer nicht zu halten, sie wollen Erfolge sehen; die Hoffnung, daß alles besser werde, wenn erst alles gründlich ruiniert sei, genügt nicht für lange. Die Mitarbeit in parlamentarischen und kommunalen Körperschaften führt die einsichtigeren Vertreter zudem von selber dazu, daß sie unmöglich mehr beharrlich Nein sagen können, wo das Ja eine offenbare Besserung, wenn auch nur auf Abschlag, bedeutet. So fällt langsam der Standpunkt des Cato dahin, man gewöhnt sich daran, Politik von Fall zu Fall zu machen, man treibt den Gegner vorwärts, kommt ihm gelegentlich auch einen Schritt entgegen. Der Radikalismus steht im Zeichen des Kompromisses, ohne daß er dessen selbst gewahr geworden ist. Wer wollte leugnen, daß dies auch hier der Gang der Entwicklung gewesen sei, daß wir dieser Wendung wesentliche, wenn auch noch sehr ungenügende Fortschritte in der deutschen Sozialpolitik verdanken? —

Auf diesem Wege aber ergiebt sich nach und nach ein innerer Widerspruch zwischen dem Parteiprogramm und der Aktion. Eine Zeit lang täuscht man sich darüber hinweg, man läßt die kühnen Sätze ruhig stehen, begeistert nach wie vor sich und andere daran und handelt ihnen in der Praxis entgegen. Die nimmer ruhende Kritik jedoch zieht, zuerst leise, dann immer vernehmlicher, diesen inneren Widerspruch ans Licht. Das Bedürfnis macht sich geltend, die Worte mit den Thaten wieder in Einklang zu bringen, man muß entweder das Programm revidieren oder die Aktion ändern. Da das letzte angesichts der Wirklichkeit schwer, ja, unmöglich ist, so gelangt man notwendigerweise zum ersten. Die neueste Schrift von Ed. Bernstein*) ist eine wichtige Etappe auf diesem Wege. Mit einer gewissen Zurückhaltung in der Form, aber doch mit Entschiedenheit im Wesen, unterzieht er die Grundlagen der marxistischen Lehre einer scharfen Kritik, weist er der Berechtigung der rein ökonomischen Geschichtsauffassung ihre Grenzen an, begründet er seine Zweifel an der Theorie vom nahen Zusammenbruch der kapitalistischen Produktionsweise. Er deckt die Quellen auf, die Karl Marx zu Irrtümern führen mußten: die Hegelsche Philosophie und eine stille

*) Die Voraussetzungen des Sozialismus und die Aufgaben der Sozialdemokratie (X und 188 Seiten). Stuttgart, Verlag von J. H. W. Dietz' Nachfolger.

Digitized by Google

Hinneigung zum Blanquismus. — Sind die Voraussetzungen falsch, so muß sich auch die Taktik ändern. Im Grunde hat sie sich bereits geändert, und Bernstein bemüht sich nur, diese Schwenkung zu einer bewußten zu machen und ihr damit eine größere Energie zu verleihen. Er verlangt in der politischen Bethätigung ein entschiedeneres Zusammenstehen mit dem demokratischen Bürgertum, aber er wünscht neben dieser politischen Thätigkeit eine stärkere Betonung der wirtschaftlichen Wirkung und Erziehung mittelst der Genossenschaften und der Gewerkschaften.

Es liegt nicht in meiner Absicht, hier einen Auszug aus der Bernsteinschen Schrift zu geben, denn ich bin der Meinung, daß jeder, der sich für die wichtige Frage interessiert, sie kaufen und lesen sollte. Ich halte litterarische Besprechungen, die solches unnötig machen, geradezu für ein Übel. Die nachfolgenden Betrachtungen sollen vielmehr nur einige bescheidene Beiträge zu der Streitfrage bringen.

Der Marxismus ist ein geschlossenes System, teilt daher alle Vorzüge und Fehler eines solchen. Mit der Kraft einer neuen Religion hat er eine begeisterte Schar von Anhängern um sich gesammelt, aber er kann und wird sie verlieren, wenn die wirklichen Erfolge ausbleiben, weil die Grundlagen des Systems durch Forschung und Erfahrung gefallen sind. Nun ist die Erkenntnis ziemlich allgemein geworden, daß einerseits der prophezeite Zusammenbruch der kapitalistischen Produktionsweise noch in sehr weiter Ferne liegt, während andererseits das Proletariat noch einer wohl durch Generationen hindurchgehenden Schulung bedürfen wird, ehe es zeitweilig oder dauernd herrschaftsfähig werden kann. In dieser Beziehung hat der Mißerfolg der Pariser Kommune, die zudem noch durch die Teilnahme begeisterter und ideal angelegter Männer aus der Bourgeoisie gestützt war, auch heißblütigen Parteiführern die Augen geöffnet.

Das Steigen der Großindustrie ist eine markante Erscheinung unserer Gegenwart, aber nichts berechtigt uns zu dem Schlusse, daß wir es dabei mit einer dauernden, gleichsam grenzenlosen Entwickelung zu thun haben. Die Anwendung der marxistischen Theorie auf die Landwirtschaft hat sich als mindestens sehr zweifelhaft erwiesen. Auch der Ackerbau wird freilich zur Maschine getrieben, aber deren steigender Gebrauch bringt hier keine eigentliche Entäußerung von den Produktionsmitteln und keine Zentralisierung der kapitalistischen Besitzverhältnisse hervor. Der Gebrauch arbeitsparender und -verbessernder Maschinen ist unter dem Fortbestehen eines bäuerlichen Kleinbesitzes sehr wohl denk-

Digitized by Google

bar, sobald der genossenschaftliche Betrieb zur Ausbildung gelangt. Man mag die statistischen Zahlen der industriellen und städtischen Bevölkerung auffassen und auslegen, wie man will, so viel steht fest, daß sich die Landwirtschaft in einer der marxistischen Grundrichtung entgegengesetzten Bewegung befindet und wohl in absehbarer Zeit darin beharren wird. Der kleine Grundbesitz nimmt nicht nur nicht ab, sondern ist in einer ausgeprägten Zunahme begriffen. Unter solchen Umständen aber kann die proletarische Partei kaum jemals eine parlamentarische Mehrheit erlangen, sie wird immer auf die Verbindung mit anderen Parteien angewiesen sein, um ihre Ziele zu erreichen. Daraus folgt die Notwendigkeit des Kompromisses und die Zurückdrängung des Klassenkampfes in die zweite Linie.

Trotzdem sind dem Marxismus große Verdienste nicht abzustreiten. Er hat eine sehr fruchtbare geistige Bewegung erzeugt, hat dazu beigetragen, das Interesse und Verständnis für die sozialen Fragen in weite Kreise der modernen Gesellschaft zu tragen. Die Thatsache allein, daß er eine organisierte Bewegung der unteren Klassen, wie sie seither in der Geschichte unbekannt war, gleichsam aus dem Boden gezaubert hat, spricht für seine tiefere Bedeutung. Darüber hinaus aber ist die materialistische Geschichtsauffassung, auf der der Marxismus beruht, bei allen ihren Übertreibungen und Einseitigkeiten, ein sehr wichtiges Glied jener Bestrebungen, die in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts darauf hinausgehen, mit der bis dahin herrschenden Geschichtsauffassung des Heroentums, der Kriegsverherrlichung, kurz, des Zufalls, zu brechen, und dagegen die Gesetze zu ergründen, auf denen die Entwicklung der Menschheit beruht. Verbindet man die einseitig ökonomische Erklärung eines Marx mit der auf den Fortschritt des Wissens aufgebauten Theorie eines Buckle und mit der Entwicklungsphilosophie eines Herbert Spencer, dann erst gewinnt man eine tiefere Auffassung der menschlichen Geschichte.

Alle Systeme sind nur Vorstellungsweisen, Spiegelbilder des menschlichen Geistes. Das „Gesetz", mit dessen Erforschung wir uns brüsten, entspricht keineswegs dem Wesen der Dinge, es ist nur ein Hülfsmittel unserer Erkenntnis. Die Natur, von der auch das Leben der Menschheit einen geringen Teil bildet, wirkt von Fall zu Fall, aus dem Gegebenen ergiebt sich mit Notwendigkeit das Werdende, wahrscheinlich kennt sie ein Endziel überhaupt nicht. Wir selbst aber — Pygmäen, die wir sind — besitzen den Ehrgeiz, den Urgrund und das Endziel aller Dinge ergründen zu wollen, gewiß eine hohe Tugend, aber ein Übel zugleich: das tiefe Geheimnis der Strafe, das der Legende vom

Digitized by Google

Baume der Erkenntnis zu Grunde liegt. Denn diese Tendenz, so sehr sie geeignet ist, uns innerlich glücklich zu machen, bildet doch ein starkes Hindernis für den äußeren Fortschritt. Die Menschen teilen sich in Sekten und Schulen, übersehen leicht den Wald vor lauter Bäumen und befehden sich, wo sie durch Vereinigung Großes erreichen könnten. Den Nachteil erkennen wir deutlich bei rein materiellen Dingen, wo die Gedanken und die Leidenschaften nicht mitspielen. Bei großen Katastrophen, einer Feuersbrunst oder einer Überschwemmung, kümmern wir uns gar nicht um die Überzeugungen oder um die Personen der Bedrohten oder der Retter. Bei der Gelegenheit zu einem vorteilhaften Geschäfte oder zu einer günstigen Kapitalanlage fragen wir nicht nach Konfession oder Partei. In der Verteidigung unserer höchsten Güter, der Freiheit und Unabhängigkeit unseres Vaterlandes, stehen wir ohne Besinnen einmütig zusammen. Auch in den sozialen Fragen, deren ungeheure Tragweite sich unserem blöden Blicke allzuoft entzieht, werden wir uns allmählich daran gewöhnen müssen, das Notwendige ohne andere Rücksichten zu fördern.

Wenn z. B. ein geschlossener Kreis einfacher, von der Überkultur unberührter Menschen, der seither seine Bedürfnisse mittelst Handarbeit hergestellt hat, plötzlich auf den Gedanken käme, die Wasserkraft eines vorüberfließenden Baches für sich arbeiten zu lassen, so würde sicher der Entschluß einer Einschränkung der früheren Arbeit am nächsten liegen. In diesem Falle aber befindet sich doch unsere moderne Gesellschaft durch ihren industriellen Aufschwung. Die Menschheit, seit Urzeiten mühsam der Natur ihren Unterhalt abringend, erfindet staunenswerte Mittel, um diesen Prozeß zu vereinfachen, zu erleichtern und zu beschleunigen. Unter normalen Verhältnissen müßte sie nun aufatmen im Gefühle, das Maß ihrer notwendigen Selbsterhaltungsarbeit verringert zu sehen. Jeder würde weniger zu schaffen haben, könnte einen größeren Teil seines Lebens auf höhere Aufgaben verwenden. Die inneren Verhältnisse unserer Gesellschaft hemmen zeitweilig eine solche normale Entwicklung, an die Stelle der erlaubten Einschränkung der gemeinsamen Arbeit tritt eine wahnsinnige Vermehrung. Aber das Notwendige geschieht doch, die gebotene Verminderung der Arbeit und der Arbeitszeit muß sich endlich ergeben, durch alle Kämpfe hindurch, über alle Hindernisse hinweg, allen Systemen zum Trotz. Die eherne Notwendigkeit fragt nicht darnach, durch wen es geschehe, sie setzt sich einfach durch.

Dem tieferen Wesen gerade einer materialistischen Geschichtsauffassung dürfte es entsprechen, dieser Erkenntnis die Bahn zu brechen,

Digitized by Google

nachzuweisen, wie alle menschliche Entwicklung sich von Fall zu Fall auf Grund der inneren Notwendigkeit vollzieht, und wie wir deshalb den von uns erdachten Systemen niemals den ersten Rang einräumen sollten. Das Durchbringen einer solchen Überzeugung würde uns vor einer außerordentlichen Kraftverschwendung bewahren, die Erreichung der nächsten Ziele fördern und uns als Menschen einander näher bringen. Bei verschiedenen Völkern offenbart sich diese Erkenntnis heute schon in verschiedenem Grade: der praktische, durch Jahrhunderte geschulte Engländer geht mit Vorliebe unsern Weg, während das „Volk der Denker" sich noch in der einseitigen Ausbildung der Dogmatik auf allen Gebieten sehr gefällt. Deutsche Denkergabe und britischer Scharfblick verschmolzen würden die Welt beherrschen.

Was Bernstein seiner Partei vorschlägt, deckt sich im wesentlichen mit diesen Gedanken. Er erkennt deutlich, im Gegensatze zum Marxismus und doch auf dessen Grundlagen fußend, die Langsamkeit der sozialen Entwicklung, betrachtet den Sozialismus nur als die logische Fortführung des demokratischen Gedankens und verpönt deshalb die unnötig scharfe Trennung von den vorwärts strebenden Elementen des Bürgertums. Er hält die Zeit noch lange nicht für gekommen, wo die demokratischen Forderungen soweit erfüllt und gesichert sind, um sich den Luxus eines inneren Kampfes zu gestatten, dessen Erfolge nur den Gegnern des Fortschritts zu statten kommen können. So strebt auch er nach einer „großen liberalen Partei", allerdings in anderem Sinne, als zu dem sich das schöne Wort „Liberalismus" in der Gegenwart ausgebildet hat. —

Selten noch ist eine politische Streitschrift inner- und außerhalb der eigenen Partei soviel besprochen worden. Innerhalb der Partei sind die „Alten" Bernsteins heftige Gegner, was sich aus der Pietät gegen eine ehrwürdige und siegreiche Fahne leicht erklären läßt. Außerdem befehden ihn am stärksten seine Genossen in Sachsen, dem Sitze der am weitesten vorgeschrittenen politischen und sozialen Reaktion: ein Beweis für die wahren Wirkungen einer solchen rückläufigen Richtung. Außerhalb der Partei macht sich da und dort die Schadenfreude über den Streit im gegnerischen Lager breit. Weiter verbreitet ist freilich die Furcht vor einer energischen Schwenkung der Arbeiterpartei, vor ihrer gänzlichen Abwendung von der revolutionären Phrase und vor ihrer Ausgestaltung zu einer bewußten Reformpartei. Diese Furcht, die auf reaktionärer Seite ihre Begründung hat, sollte zu denken geben. Sicherlich ist es kein bloßer Zufall, daß das einzige große Land in Europa,

Digitized by Google

das keine besondere Arbeiterpartei hat, England, auch von der gegenwärtigen rückläufigen Strömung frei geblieben ist. — Bei alledem ist es zweifelhaft, ob sich in naher Zeit schon auch in Deutschland die Wandlung vollziehen wird, daß alle wirklich vorwärts gerichteten Parteien unter Verzicht auf rein gedankenmäßige Zukunftsideale einmütig zusammenstehen. Auf alle Fälle aber ist die Bernsteinsche Schrift ein wichtiger Baustein zu ihrer Erfüllung, zur Anbahnung einer aufs Praktische, aufs Nächstliegende gerichteten Volkspolitik.

Otto Julius Bierbaum.

Von Wilh. Holzamer.
(Heppenheim a. Rh.)

Ein paar Jahre sind's her. Wieder einmal fühlte man neue Werte aus dem Leben heraus, die neuen Werte einer neuen Zeit. Sie sollten im eigentlichsten Sinne lebendig aus der Poesie wiederklingen. Das Leben sollte als solches Poesie, die Poesie sollte Leben sein.

Freilich, es war zu Anfang mehr gewollt als gelebt, mehr Forderung als Inhalt. Aber es erwuchs daraus ein neuer kritischer Maßstab. Durch ihn wurde mit einer erstarrten, sterilen Kunstweise und -Übung gebrochen, und es wurde für das Leben, die Persönlichkeit des Schaffenden und das Persönliche des Geschaffenen ein neues Recht — ein unbedingtes wollte man — erkämpft. Nicht nur, daß dabei der Begriff Schönheit, der wandelbarsten einer, leider vollständig erstarrt, wieder flüssig gemacht wurde, er bekam einen neuen Inhalt, eine neue Erweiterung durch die Forderung der Wahrheit.

Es war eine litterarische Aktion, im Kerne negativ. Und auch da, wo die Jungen schöpferisch thätig waren, schafften sie aus dem Negativen heraus mit einer bestimmten Absicht, mit einem zielbewußten Wollen, mehr aus der Erkenntnis, als aus dem Leben selbst. Darum mutet uns heute vieles aus jener Zeit litterarisch an, oft sogar da, wo wir thatsächlichen Erlebnissen begegnen. Denn auch das Erleben geschah mit einem gewissen Auftrumpfen gegen das Alte. So fühlen wir denn

Digitized by Google

aus diesen Werken oft, daß statt der neuen Werte neue Worte gegeben sind, statt des neuen Sinns nur neuer Klang, gerade in der Lyrik, und dahinter lauert, meist mit unverkennbarer Gewandtheit versteckt gehalten, die kritische Erkenntnis und Beeinflussung des Dichters. Es ist eine gewisse Aufdringlichkeit in Reim und Rhythmus, in Bildern und Vergleichen, die uns heute natürlich mehr stört als damals. Nur da, wo uns diese Dichter nichts prägten, sondern einfach keck und naiv das Leben, das Erlebnis gaben, da ist bis heute eine frischwirkende Jugend in ihrer Poesie geblieben, diese Jugend, die in den Gedichten Liliencrons ihren vollen Reiz und Reichtum entfaltet und deshalb auch damals für die Lyrik „anstoßgebend" war.

In der ersten Reihe der Jüngsten stand Otto Julius Bierbaum. Ein feiner kritischer Geist, überall aufnehmend, überall mitempfindend, kritisch im besten Sinne, tendenzlos, sich in Hans Thoma einlebend, wie in M. G. Conrad, bald aus der Herrgotts-, bald aus der Froschperspektive schauend, immer lebendig, immer klug, auch immer von der weisen Vorsicht, sich und anderen Spielraum zu lassen, also auch immer wandlungsfähig in dem guten Sinne, wie's der Künstler fordern muß, so wirkte er.

Er widmete der Malerei wie der Litteratur in gleicher Weise seine Aufmerksamkeit und sein warmes Interesse. Er hat für die moderne Bewegung in den Schriftchen „Die zweite Münchener Jahresausstellung" (Ackermanns Nachfolger, München) und „Aus beiden Lagern" (München, Schüler), Propaganda gemacht und in den Prachtwerken „Franz Stuck" und „Fritz v. Uhde" (beide: Dr. E. Albert & Co., München) für diese Künstler recht eigentlich das Verständnis erschlossen und nicht wenig dazu beigetragen, daß ihnen die Bahn frei wurde. Er hat mit dichterischer Feinfühligkeit den eigentlichen künstlerischen Gehalt ihrer Werke bloßgelegt und ihr Wirken undogmatisch genug gewertet. Er hat dann später („Der bunte Vogel", Berlin, Schuster & Loeffler) in größeren Aufsätzen seinem Liebling Hans Thoma eine Darstellung gewidmet und ebenso Meister Arnold Böcklins Schaffen und Bedeutung geschildert. Liliencron sang er einen kritisch-unkritischen Hymnus (Detlev v. Liliencron, mit Bild in Holzschnitt, Berlin, Schuster & Loeffler) und hat sich vor allem durch die Herausgabe des „Modernen Musenalmanachs" (2 Bände, Berlin, Schuster & Loeffler) um die moderne Dichtung verdient gemacht. Man hat ihn damals viel angegriffen, daß er den Almanach als eine „freie Bühne" betrachtet habe und die einzelnen Dichter sich zu frei habe tummeln lassen. Heute können wir Bier-

Digitized by Google

baum darin nur recht geben, denn nicht nur, daß man die Talente, oder die man dafür hielt, nicht nach einer Richtung hin einzwängen konnte, man konnte auch nicht gleich von einer Kunst, die ihre Tendenz geändert hatte und sehr stark noch selbst Tendenz war, fix und fertig überragende, reife Leistungen fordern; man mußte Werdendes, Keimendes, ja, sogar Experimentelles geben und überall da nehmen, wo man hoffen durfte, daß sich bei steter Entwickelung mit dem Leben eine Frucht auswachsen könne.

Wie sich übrigens Bierbaum auch kritisch entwickelte, zeigt der Aufsatz „Vom modern Lyrischen" („Bunte Vogel" 97), in dem er von Liliencron bis Dehmel Beabsichtigtes und Errungenes in der modernen Lyrik, freilich ja nur nach der einen Seite Liliencron-Dehmel, untersuchte, abwägte und klug und unemphatisch feststellte.

Schon die kritische Thätigkeit Bierbaums zeigt uns also einen echt modernen Menschen im besten Sinne, der sich Kunst und Leben zu verbinden weiß, dem „das Größeste von allem ist, sich selbst zu schaffen als ein Bild des Menschen seiner Zeit, doch ohne das Jämmerliche, das nicht wert ist, in goldenen Pokalen der Zukunft gebracht zu werden", einen, der alle Kunst gleich wirksam, gleich lebendig als ein Bedürfnis in sich fühlt.

Und das zeigt er auch als Dichter. Freilich, aus einem feinen, klugen, kritischen Sinn heraus floß ein gut Teil seines Dichterwerks. Man hielt einmal die größten Stücke auf ihn, man erwartete von ihm vielleicht, daß er all das erfüllen werde, was man von der Moderne fordern zu dürfen meinte. In der That war Bierbaum einer der gewandtesten unter den Jungen. Er hatte einen Überschuß an Formtalent und wurde dadurch zu seinen schlimmsten Fehlern verleitet. Weder dem Spielerischen, noch dem Bombastischen, noch dem klanglich Forcierten, noch der Pose ist er ausgewichen. Da floß alles, trotz aller absichtlichen oder vermeintlichen Freiheit, das klippte und klappte in Reim und Rhythmus, da gelang die kühnste Wendung. Es war eine rechte Jongleurkunst. Sie war zum Teil in der Absicht des Gegensatzes zum Alten entstanden, aber es war doch soviel Dichterisches wieder drin, daß all der Vollklang und dies Klang- und Wortgepränge über den Mangel des eigentlich Lyrischen hinwegtäuschen konnten. Vieles aus seinem ersten Lyrikbuche „Erlebte Gedichte" (Berlin, Schuhr) wirkt darum heute nicht mehr auf uns. Dabei stand Bierbaum hier offenbar stark unter dem Einfluß Liliencrons, wie sich ja auch zu dem prächtigen Panegyrikus auf diesen Dichter und Kritiker in gleicher Kraft vereint hatten. Dies andere war übrigens in den „Erlebten Gedichten" —

Digitized by Google

nur in jener Zeit konnte man zu diesem selbstverständlichen Titel kommen — schon wirksam, was später nur noch stärker hervorgetreten ist, ein Bestreben, volksliedartig, leicht, einschmeichelnd zu wirken, die Wolff und Baumbach um die Palme zu bringen. Und oft vergaß sich Otto Julius dabei und fiel bedenklich in den Ton der Butzenscheibler. Dazu kam noch als Drittes eine Lust am Archaistischen, die sich im zweiten Lyrikbuche „Nemt Frouwe disen Kranz" (Berlin, Schuhr) am breitesten macht. Ich bin bei diesem Buche das Gefühl nicht losgeworden, daß hier immer etwas mitklinge, wenn es mir auch nicht immer klar geworden, was es gerade sei. Walter von der Vogelweide, Claudius und dann auch eben wieder Wolff, Baumbach, Scheffel. Im übrigen ist „Nemt Frouwe disen Kranz" ein weit lyrischeres Buch als der Erstling, und der Dichter hat auch gerade die eigentlich lyrischen Sachen aus diesem darin aufgenommen, konnte freilich einen gewissen Manierismus nicht verbergen. Er ist da so recht der „Wortewäger", mehr noch der Wortepräger, und zerstört sich mit Schwall und Gesuchtheit oft die besten Wirkungen. Als ein kleines Beispiel nur das kurze Gedichtchen „Spätsommer":

Hellster, grellster Sommertag,
Sonnenglutdurchschwellte Luft,
Schwüler, schwerer Blumenduft,
Müd verhaltener Finkenschlag.

Satte Reife weit und breit,
Leis schon übergilbt der Wald,
Bunt in Herbst verraschelt bald
Sommertraumtrosteinsamkeit.

Nach der Seite hin hat auch der lyrische Teil im „Bunten Vogel" (97) noch entschiedene Mängel, aber hier ist doch ein Streben nach Einfachheit sehr deutlich bemerkbar. Andererseits wieder auch, wenn ich mich nicht irre, ein leichter Einfluß von Dehmel. Zu Bierbaums Lyrik rechne ich übrigens auch sein Singspiel „Lobetanz" (Berlin, Schuster & Loeffler), dies im ganzen köstliche, im einzelnen oft sehr feine Märchen, dem das Archaistische — oft sind's aus den beiden Lyrikbüchern übernommene Gedichte — ganz reizend zu Gesicht steht.

Damit soll die Bierbaumsche Lyrik nur im ganzen charakterisiert sein, denn im einzelnen birgt sie viel Frisches, Schönes, Herzerfreuendes, Erlebtes und Lebendiges. Da nenne ich aus dem ersten Buche „Schlagende Herzen", ein Prachtgedicht, das auch ins zweite Buch aufgenommen wurde:

Über Wiesen und Felder ein Knabe ging,
Kling-klang schlug ihm das Herz,
Es glänzt' ihm am Finger von Golde ein Ring,
Kling-klang schlug ihm das Herz.

Digitized by Google

„O Wiesen, o Felder
Wie seid ihr schön!
O Berge, o Wälder,
Wie seid ihr schön!

Wie bist du gut, wie bist du schön,
Du goldne Sonne in Himmelshöh'n!"
Kling-klang schlug ihm das Herz.

Daneben stehen ein paar aus dem Cyklus Gusti. Gusti, die Liebe, ist überhaupt lyrisch Bierbaums bestes Thema geworden; der frischen Keckheit von früher ist eine gewisse Stille und Traulichkeit und Friedlichkeit gefolgt, ein Daheimgefühl. „Nemt Frouwe disen Kranz" atmet noch eine glückliche Genußfreude — es ist Frau Gusti gewidmet — der „Bunte Vogel" aber enthält die Lieder des Weisen, der sich sein Nest auf seine Art gebaut und friedlich und zufrieden drin haust, wie's auch draußen tobe. Dem Genießen aus dem Vollen, dem Abenteuerlichen, ist die Zurückgezogenheit gefolgt. Richtiger vielleicht: ein Versenken in sich selbst. Der Ansatz dazu war schon in den „Erlebten Gedichten". Am Schlusse der „Alexandriner" heißt es:

Mein Auge ward beraubt, mein Herz ward reich beschenkt,
Das in sich selber sich mit stiller Kraft versenkt.

Neben der Liebe will er Kunst und Dichtung um sich haben. „Sie sollten schmückend immer um uns sein, Licht und Luft für unsere feineren Sinne."

Und Tag um Tag geht still dahin,
Und meine ruhigen Augen seh'n,
Wie alle Wünsche wunschlos still
In eine blasse Dämmerung geh'n.

Dich lieb' ich, du! O komm, sei mein!
Ein grauer Nebel kommt und steht.
Wo bist du?! Alles grau und leer.
Und mein Begehren wankt und geht.

Wohin, wohin?! Ich seh' kein Licht,
Ins Graue schwindet, was ich will.
Laß geh'n dahin und frage nicht,
Laß geh'n dahin und blicke still.

Wunsch geht und Welt geruhig hin,
Und meine ruhigen Augen seh'n,
Wie alle Wünsche wunschlos still
In eine blasse Dämmerung geh'n.

Von „Schlagende Herzen" ging der Weg über „Abendlied", das ganz Claudius ist: „Die Nacht ist niedergegangen — Nun über Busch und Haus" 2c., oder auch über „Sehnsüchtige Melodie":

Roseninsel, schwanumschwommen,
Roseninsel im grünen Meere,
Roseninsel, düfteschwere,

Sonnenheiße,
Felsenweiße,
Heckenheimliche Roseninsel . . .

Digitized by Google

Über Gedichte also, in denen unstreitig etwas Wirksames, aber auch etwas Experimentelles steckt, zu diesem einfach-innigen „Wenn's dämmert", und so wird er weitergehen müssen, befreit von allem unbedingt Neuartigen, Absichtlichen, Sensationellen. Mit so ein paar Gedichten — es sind freilich nur wenige — erzielt er denn auch eine Wirkung im „Bunten Vogel für 1899" — und Bierbaum sollte sich wirklich lyrisch darauf beschränken und nicht so viele Pferde reiten wollen. Er weiß sich ja in jeden Sattel festzusetzen, aber es kommt bei seinem Ritt künstlerisch nur sehr wenig heraus. Sein Sattel und sein Pferd — so wird er an sein Ziel kommen.

Auch nach der phantastischen Seite hat Bierbaum einige gute und feine Gedichte geliefert, wenn ihm hier auch kein ganz großer Wurf gelungen ist. Ich nenne „Alexandriner", „Ernte", „Gesicht", „Liebe und Tod", „Aus der Herrgottsperspektive", „Abend" (zuletzt freilich sehr abfallend) und „Herberge". Auch hier fühle ich oft etwas Gewolltes, Ausgedachtes, ja, mitunter Lehrhaftes, wenn auch freilich im einzelnen die Anschauung gut und die Schilderung anschaulich ist. Er überwältigt nicht. Und manchmal unterlaufen ihm ganz trockene Verse (z. B. im „Rabenflug" das bitterböse „Das Leben schläft in träumender Agonie"), manchmal will er zu viel sagen und wirkt dadurch nicht, aber er versteht sich anderseits auch wieder trefflich auf die realistische Darstellung, wie in dem Gedicht „Ernte". Diese Schilderung war auf mich von stärkster Wirkung, und besonders auch dies, wie sich ungesucht ganz von selbst das Bild erweitert, tieferen Sinn und tiefe Bedeutung gewinnt.

Vielleicht beweist einen Mangel an phantastisch weit ausholender Kraft der verhältnismäßig enge Stoffkreis in Bierbaums zahlreichen Prosaschriften. Man kann wohl sagen, hier ist sein Hauptthema Stilpe. Stilpe freilich mit allem Drum und Dran, mit allen Mädeln und Korpsbrüdern, mit all der Versumpfung und Lebensfreude, mit all der Jugend und Borniertheit, allem Tüchtigen, Lächerlichen und Frivolen. Von der ersten Reihe der „Studentenbeichten" (Schuster & Loeffler, Berlin) über die „Schlangendame" (ebenda) zu dem Roman „Stilpe" (ebenda), der sich im letzten Buche zu einer poetischen That ersten Ranges ausgewachsen hat, ist Bierbaum diese Gestalt nicht losgeworden, der deutlichste Beweis dafür, wie sehr er sie innerlich durchlebt hat.

Man kann von Bierbaums Prosa-Arbeiten sagen, daß sie realistisch, meinetwegen sogar, wenigstens zum Teil, echt naturalistisch sind. Er

Digitized by Google

hat hier eine Art bis zu einer gewissen Tiefe ausgeschöpft, und wir können nur wünschen, daß er ihr treu bleiben möge. Neben dem flotten Ton des Humors hat er auch einen freien Ton angeschlagen, was ich ihm als besonderes Verdienst anrechnen möchte. Wir brauchen einen solchen Ton, einerlei, ob er den Schulmeistern und Staatsanwälten behagt oder nicht. Er muß allerdings ehrlich, innerlich notwendig sein, wenn es freilich auch in gewissem Sinne eine Kunstwirkung der Frivolität giebt. Bierbaum hat sich meines Erachtens vor einem zu hüten: humoristisch sein zu wollen à tout prix und auf Stoffwirkung zu spekulieren. Beidem hat er in der „Schlangendame" zu viel nachgegeben, obgleich, sieht man davon ab, der verbummelte Student Brock und die herzensgute Schlangendame mit verblüffender Sicherheit gezeichnet sind, Spiegel und Fratze in jeder der beiden Gestalten zugleich. Höher steht das verbummelte Genie Stilpe, dessen Charakter aufs genaueste analysiert, dessen Lebensgang mit allen Einflüssen auf seine Charakterentwickelung mit ebenso sorgfältiger wie unbarmherziger Genauigkeit bloßgelegt ist. Stilpe fehlt es an innerer Festigkeit. Er ist energielos. Er könnte zum Höchsten emporsteigen, wenn er diese Kleinigkeit fertigbrächte, „seine Entwürfe in Tinte umzusetzen". Erscheint damit auch Ruhm und Erfolg auf eine Geringigkeit zurückgeführt, so steckt doch eine tiefe Wahrheit und — Erfahrung darin. In diesem Roman schlägt das Dichterherz am lautesten und eindringlichsten im vierten Buch: Ecce poeta. Schrei und Anklage stöhnen herauf, bis sich in jener grandiosen Verzweiflungsszene Stilpe, der Komiker, vor versammeltem Publikum unter Lachen und Beifall aufhängt. Da erkennt man den Dichter. Wie er im Banne des Erlebnisses dieses wieder in sich steigert und ihm höheres Leben giebt. Es ist fast wenig dagegen, denkt man der bittersüßen Bohèmeschilderungen und alles dessen, was an Persiflage und Ironie und scharfem Hohn gegen Lebensverhältnisse, Erziehung, Menschenwillen und Menschenurteil in dem Roman unterläuft.

Reich mir einen Lorbeerkranz, Schicksal,
oder aber
ein Bund voll Haber!

Da habt ihr's. Ecce poeta! Vielleicht empfindet das der Philister niemals bis zum letzten Rest, diesen Schmerz, diese Verzweiflung, in die das Leben treibt. Diese, wenn man will, Tendenz des Lebens — und darum Tendenz des Buches — wodurch jedes Streben niedergezwungen wird, dem die Stütze geradezu verzweifelter Energie und höchster Selbstzucht fehlt.

Digitized by Google

Man mag, natürlich besonders in Studentenkreisen, den burschikosen Ton an Bierbaum lieben, mir ist er lieber, wenn es in ihm tief ernst ist. Ich denke an „Josephine", Briefe aus der Festung (Studentenbeichten, erste Reihe), neben dem „Negerkomiker" wohl das beste Stück der Sammlung. Blutheiß, ankämpfend, anklagend und oft von feiner, inniger Stimmung. Daneben stelle ich „Leberecht, der Gestrenge" (Studentenbeichten, zweite Reihe), eine der besten Dichtungen Bierbaums, in der nur einigemale der rechte Ton nicht getroffen ist. Vielleicht habe ich diese Stücke deshalb so lieb, weil mir in ihnen der Mensch Bierbaum so nahe ist.

In anderen Stücken, wie „Mondmarie", „To-Lu-To-Lo", „Die falsche Kindbetterin" und zum Teile „Zwei Äpfel", merkt man die Absicht, eine Wirkung zu erzielen.

Vor dem Roman „Stilpe" hat Bierbaum den „Pankrazius Graunzer" (Berlin, Schuster & Loeffler) veröffentlicht. Der Roman seiner Liebe. Eigenes Erleben steht hier warm vor uns. Allerdings breit verbrämt. In einer zopfigen Form, die nur oft zu langstielig geraten, um überall einen frischen Humor aufkommen zu lassen. Er hat das Moderne ins Altmodische gesteckt, vielleicht, um gerade damit eine humoristische Wirkung zu erzielen. Man hält's aber auf die Dauer schwer aus. Man thut's nur dem famosen Pankrazius — Otto Julius — zuliebe, der ein ganz prächtiger Kerl ist, mit feinen Augen, die unter manche Decke sehen, und mit einer feinen Nase, die gleich den Speck riecht, daran die Maus gefangen werden soll. Denn Graunzer, der Weiberfeind, ist auf Freiersfüßen von seinem ererbten Kiebitzhofe in die Welt gezogen und findet nach manchen köstlichen Philisterhaftigkeiten und Abgeschmacktheiten in Schwabenbayern Brigitte und büßt seine Weiberfeindlichkeit mit einem gewaltigen Verliebtsein, stürzt sich Hals über Kopf in die Ehe und läßt sich's da wohl sein. So ist denn dieser Graunzer ein ganz moderner Mensch, ohne Absynthkaraffe, voller Gesundheit, der ins Land Philisteria seine Liebe, seine Liebe zum Leben und zur Kunst mitnimmt und dabei kein Philister wird. Ich muß hier einen langen Satz aus der burlesken Schlangendame anführen, der einen gewissen Anschluß zu Pankrazius Graunzer und Frau Brigitte haben muß, denn er klingt so herzensfrisch in das Schlangendämliche hinein, daß er dem Dichter irgendwie durchgegangen sein muß: „Herr Brock hatte sehr bald die Empfindung, daß dieses gesunde, frische, wohlgebaute Mädchen mit den großen, braunen Augen, die so eigen still lebendig waren, und mit der lieben, weichen Art, leise

Digitized by Google

zu lachen, mit diesen runden, lustigen, aber nicht zu schnellen Bewegungen, mit dieser eher tiefen als hohen Stimme, die den Worten etwas wie einen warmen, linden Flaum gab, mit diesem anschmiegenden, aber nie lästigen, vielmehr im Grunde ganz selbstbewußten Wesen — er hatte die Empfindung, daß diese stille, resolute, aber durchaus feine weibliche Natur etwas Wohnliches, Heimliches in sein Leben brachte, etwas, darin man sich strecken und dehnen und wohlsein lassen könnte, eine lange, lange Weile hin, sorglos, angenehm behütet und doch in keinem Zwange." Ich glaube, das kommt aus dem gleichen Pulse wie die Graunzer-Briefe, die mir in ihrer Forciertheit nun mal dafür nicht so gut behagen, wie des Herrn Brocks langer Satz. Es ist ja nur Geschmacksache. Der Graunzerart mag ich ihr Recht nicht bestreiten.

Doch meine ich, Bierbaum hat sich mit diesem Roman auch etwas gegen seine eigene Lust am Archaistischen gekehrt und sich vielleicht doch davon losschreiben wollen, so sehr er eine Tugend daraus machte und sich nach allen Naturalismus- und Realismus-Tollheiten ein behaglich Ausruhplätzchen darin suchte. Denn das Altmodische im „Bunten Vogel" hat schon weniger etwas Marottes, als vielmehr etwas Kunstgeschmackliches, das uns schon das Ansehen der Bierbaumschen Bücher zur Freude macht.

So ist neben Beeinflußtem und Erlauschtem doch ein genügend Quantum von Eigenem in Bierbaums Büchern. Und dies ist das Köstlichste: wie vor ihm stets das Leben liegt, in heller Sonne, zu Genuß und Freude. Und wie es immer in ihm jubiliert, daß er kein Kopfhänger wird, sein Lachen behält und seine frischen Sinne.

Und gilt's zu kämpfen, ist er tapfer dabei in vorderster Reihe. So wird sein Streben kein Ende haben. Er hat uns Schätze versprochen. Hoffen wir, daß es ihm gelingt, was er versprochen hat, zu erfüllen. Er wird den Weg am besten kennen: ganz er selbst zu sein!

Digitized by Google

Die rote Sphinx.

Winter-Frühlingsstimmung von Otto Julius Bierbaum.
(München.)

Draußen drückt der Winter auf den Garten. Alle Wipfel stehen still, starr, schwarz. Es hat noch keinen Schnee gegeben. Nur harter Frost schneidet die Luft, und es fallen blinkende Kristalle.

Das ist so eigen. Dieses Bild, wie alles kahl und kalt, müd und alt dasteht, geduckt unter einer stummen, unabwendlichen Macht, dieses Bild überkältet mein Herz und giebt mir ein greisenhaftes Fühlen, eine wunderliche, unjugendliche Ruhe, so einen harmonischen Herzschlag, pulslinde, gemessen, getragen beinahe, und ich könnte mir einbilden, daß ich weiße, dünne Haare hätte und Hände mit faltiger, weicher, dünnpergamentener Haut, unter der sich die Knochen kalt anfühlen.

Herrgott, ich begreife das Wort „beschaulich"! Laßt uns den J. H. Voß zitieren! —:

> Auf die Postille gebückt, zur Seite des wärmenden Ofens
> Saß der ....

Da schwankt ein Wipfel drüben. Eine junge Birke ist's.

Kein Baum ist wie dieser so voller keuscher Seele, so mädchenzart und jüngferlich. Drum schmiegt er sich auch so den Winden, drum zittert auch so sein Laub, sein helles, zages, wenn der rote Herbst ins Hifthorn stößt, der nehmende, fruchtheischende Mann.

* * *

Immer noch die Birke. Hin und her, hin und her im Winterwinde. Und das Silber ihres Stämmchens ist grau geworden.

Als die Margriten ihren Stamm umblühten ....

Ein weiter Kranz von flockigen Sternen war's, schön bogenrund hingesät in berechnendem Armwurf vom guten Gärtner Lenz.

Wir nannten ihn „unsrer lieben Frawen Birke Heiligenschein ..", denn uns war minnesingerlich zumute.

Ach ja, da war Frühling .....!

Und wir waren so verliebt ...

Digitized by Google

Merkwürdig, wie verliebt der Mensch manchmal sein kann, wenn Frühling ist.

Mädchen küssen, Verse machen
Sind des Frühlings Siebensachen.
Winter kommt, man blickt zurück:
Eine Wolke rosazart, eine leichte Wolke . . .: Glück.

* * *

Wie schön der Garten damals, die ganze Erde wie schön!

Einmal sah ich ein nacktes Amorbübchen die Birke hinaufklettern. Himmel, wie glänzten die rosigen Hinterbäckchen in der Frühlingssonne! Und ein leiser Wind legte seine blauen Falterflügel um. Willst du wohl, Kletterbub! Und bsch! flog das Gottchen aus dem grünen Laube in die blaue Luft, richtig wie ein Spatz auffliegt.

Ja, ja, der Frühling!

Es ist ein Reihen geschlungen,
Ein Reihen auf dem grünen Plan,
Und ist ein Lied gesungen,
Das hebt mit Sehnen an,
Mit Sehnen also süße,
Daß Weinen sich mit Lachen paart:
Hebt, hebt im Tanz die Füße
Auf lenzeliche Art!

* * *

Und durch den grünen Mai flog ihr rotes Haar, flog wie ein Schleier im Kreise um den silbernen Birkenstamm, und ich höre noch ihre Stimme, die wie ferner Glockenwiderhall war im wunderlichen Liede:

Aus dem Rosenstocke
Vom Grabe des Christ
Eine schwarze Laute
Gebauet ist;
Der wurden grüne Reben
Zu Saiten
Gegeben.
O wehe du, wie selig sang,
So erossüß, so jesusbang
Die schwarze Rosenlaute.

Ich hörte sie singen
In mailichter Nacht,
Da bin ich ihr zu Liebe
In Schmerzen erwacht,
Da wurde meinem Leben
Die Sehnsucht
Gegeben.
O wehe du, wie selig sang,
So jesussüß, so erosbang
Die schwarze Rosenlaute.

* * *

Das war die „rote Sphinx", die so sang.

Die rote Sphinx . . . . In diesem Liede — wer weiß, wer es ihr geträumt; ich glaube, daß sie es sich selber gefügt hat aus Ahnen und Sehnsucht — war ihr ganzes Wesen.

Nonne war sie halb und halb Bacchantin. Monstranz und Korybantenbecken gaben wir ihr ins Wappen.

Digitized by Google

Unser kleiner Präraphaelit — er ist nun auch gescheut geworden und hat sogar den „Michel vierter Verdünnung“ erhalten; Gott lasse ihm die Würdelast leicht sein! — hat es gemalt.

Es war in der Herzform des Lindenblattes, das heraldisch in drei große Felder geteilt war. Im linken Felde oben war die goldene Monstranz, gehalten von zwei blührieselweißen, schmalen Händen, von denen weißseidene Ärmel in steinstarren Falten fielen. Daneben im rechten Felde zwei nackte, volle, rötlich überhauchte Arme (wie wenn der Widerschein eines Pokals voll dunkelroten Weins auf sie fiele), in deren niedlichen, festen Händen die silbernen Becken wirbelten. Hinter dem Silber des rechten Feldes war Gold, — sehr unheraldisch das, aber sehr schön. Unten aber im Hauptfelde lag sie, lag sie als zarte Sphinx mit dem Leibe einer jungen Löwin, mit ihrem brennroten Haar, mit ihren grünen Augen, in denen ein Tiefton von gelb drohte. Hinter ihr war blaue, bestirnte Nacht, weit ausgewölbt in schweigende Unendlichkeit; zur Linken wuchs ihr eine mondlichtweiße Lilie, zur Rechten flammte eine dunkelrote auf; beide steif und steil und mit stahlblauen Blättern wie scharfe Schwerter.

* * *

Wir sahen sie nicht gar oft. Sie war nur Gast in unserm Kreise, den wir die „Tafelrunde ohne Tafel“ nannten, weil wir nicht immer was zu essen hatten.

Sie hatte einen kranken Onkel zu pflegen, der mit dem gräßlichen Egoismus des langsam Sterbenden ihre Jugend an sein Siechbett fesselte.

Mitten in der Stadt stand das ewig dunkle Haus, in dem sie wohnten. Das Krankenzimmer war stets im Dämmer; niemals ließen offene Fenster Licht in den stickigen Raum; an den Wänden hingen alte, verstaubte Bilder. Ewig stöhnend lag der mürrische, graue Kranke im Bett; seine einzige Bewegung war das Zittern seiner knochigen Hände auf der dunklen Bettdecke.

Dort mußte sie weilen, Tag für Tag, und durfte nur fort, wenn der Alte schlief, und mußte stundenlang aus alten Büchern vorlesen, schaurig romantische Geschichten voll lächerlichem Pathos und weinerlicher Sentimentalität, und die abgeschmacktesten Stellen wollte der halb idiotische Kranke immer zehnmal haben.

Sie trug dies Leben ohne Klage; sie lehnte, streng und doch mit innerlicher Bitte, jedes Mitleid ab.

Sie kam zu uns, in unsern wilden Kreis, wo ein jeder am lieb-

Digitized by Google

sten mit den Sternen jongliert hätte, und wo köstlicher Aberwitz in Hyperbeln und Paradoxen tollte, „auf Ferien", wie sie sagte. Da wollte sie nichts wissen von der Krankenstube, in der — sie starb.

Denn sie wußte es, sie fühlte es mit greller Gewißheit, dort würde sie vergehen, bald, schnell. Der Sterbende, den sie nicht liebte, während . . .

Wir konnten nur ahnen, wie tief die Tragik dieser gelähmten Jugend war, denn nur in seltenen Andeutungen erfuhren wir etwas von ihr.

Da war ein Bild, von dem sie uns einmal sprach, ein Traumbild: Blendendes Frühlicht des Frühlings über einer blumigen Wiese; glitzernder Tau an allen bunten Kelchen; unendlich weit der Blick bis zu hohen, blauen Bergen; wolkenlos, wundertiefblau, jubelblau, so sagte sie, der Himmel. Nur da, aus fernster Ferne, langsam, schwül heran, eine dicke, schwarze, gelbgeäderte Wolke. Und mitten im Blühen, in Luft und Leben, ein Mädchen, jugendrot, weit offen die Augen zu der schwülen, kommenden Wolke, und über ihr, aus der frischen Bläue der Luft heraus, eine gelbgraue, beinene Hand, von der es blutrot auf den Scheitel der Starren heruntertropfte . . . .

„Malen könnt ihr das freilich nicht," fügte sie hinzu, „denn die schwarze Wolke müßte ein Gesicht haben, wie ein Mensch." Und sie wandte sich ab, wie von einem grauenhaften Ekel erfaßt.

* * *

Sie mußte furchtbar leiden, das sahen wir oft. Es war ein unaufhörlicher Kampf in ihr, ihr Leben zuckte unter den Würgegriffen eines Verhältnisses, hinter dessen letzte Geheimnisse wir nicht gekommen sind. Wir konnten es nur äußerlich wahrnehmen.

Bis ins tiefste ergriff es uns oft, wie ihr Wesen jäh umschlug: aus einer jauchzenden, stürmischen, tanzrhythmischen Lustigkeit in beklommenes Insichsinken, daß sie wie eine Somnambule ward, deren Seele im Wachschlaf die große Leidensgeschichte von Golgatha herzblutend in sich wiedererlebt.

Zwei Menschen sahen wir da oft in einem, zwei ganz verschiedene Menschen: ein lebenverliebtes Geschöpf, rot von Lust und Tanz; mit Augen, die sonnig hell und tief waren, wie beim ersten Kusse der Braut; mit einer Stimme voll blutwarmer Tiefe, beglückend und beglückt und von einem starken, strömenden Atem getragen, wie von erstem, ästehebendem Frühlingswind; die Bewegungen ein Schreitetanz, Berge hinauf, fröhlich, ausgelassen, kraftherrlich, — und dann — —:

Digitized by Google

eine Müde, innerlichst Verwundete, eine Verwelkende, Flehende: Laßt mich, laßt mich allein, laßt mich am Wegrande liegen — und beten ... und sterben ... Ihr Gesicht war dann grünlich blaß, ihre Augen tief eingesunken, stumpf, ihre Stimme zage und gebrochen, der Atem matt verhauchend, der Gang ein mühsames Schleppen.

Aber auch um diese Müde, Verendende war eine Atmosphäre von bannender Macht, von unwiderstehlicher Anziehungskraft.

An ihrem Übermut freuten wir uns, ihre helle Freude nahmen wir wie die köstliche Gabe des jungen Frühlings, — ihr tiefes Müdesein liebten wir, ihre Qual beteten wir an, wie ein großes, wunderbares Symbol.

Die jüngsten unter uns redeten von ihr als von der modernen Muse und behaupteten, sie gäbe ihnen so unendlich tiefe Sachen ein, daß es nur leider nicht möglich sei, sie in Farben oder Worten zu dichten.

Nur einer unter uns, der einzige Nichtkünstler, ein junger Arzt, cynisch bis zum Unerträglichen, aber ehrlich in seiner schnellfertigen Kraftstoffelei, warnte:

„Jungens, das Mädel ist ein Unglück! Sie macht euch alle miteinander zu Leichenbittern. Stigmatisiert seid ihr alle miteinander. Verdammt noch mal: sogar die Gesundheit ist bei der Roten krank!“

Ja, sie litt wohl schwer am Leben, weil sie nicht die Kraft hatte, es gering zu schätzen, wie es manche Kranke so gut verstehen.

Sie wollte, wollte, wollte leben und glücklich sein, gesund sein.

* * *

Unser cynischer Medizinmann brachte uns eines Tages die Nachricht: Sie ist tot.

Er hatte sie, zu spät gerufen, im Lehnstuhl zusammengesunken gefunden, auf dem Schoße ein altes Buch.

Der Kranke hatte ununterbrochen auf sie gescholten, in unverständlichen Redensarten voll Gift und Galle und doch in einem Tone, der einen gewissen höhnischen Schmerz verriet.

„Mir ist angst und bange geworden dabei,“ sagte der Medizinmann; „das dumpfige, dunkle Loch, der graue, alte Kerl mit seinen gierigen Augen, und die trocken bellende Stimme, — nee, es war gräßlich. Das Mädel muß schauerlich gelitten haben. Bis zum letzten Atemzug.“

* * *

Digitized by Google

Im Leichenhause auf dem Friedhof draußen, der ganz in Flieder stand und von Nachtigallen wiederklang, haben wir sie besucht und ihr Wappenbild an ihrem Sarge aufgesteckt, lorbeerumwunden, wie sich's ziemt für eine, die kämpfend gestorben ist und mit der Seele einer Künstlerin.

Ganz in Weiß gekleidet lag sie da, die schmalen Hände über die Brust gefaltet. Die roten Haare flossen so hart und tot die Sargwände entlang. Der Ausdruck ihres Gesichtes war streng und weh. Das Nonnenhafte an ihr hatte der Tod gesteigert.

* * *

Mir aber schien es, als habe der Tod uns nur die Nonne genommen, die nun daläge im toten Gebete, aber plötzlich würde sich aus ihr die heitere Tanzpriesterin des Lebens erheben, strack sich aufrichten im Sarge und laut, laut, laut wie ein silbernes Freiheitsgeläute lachen, hinauslachen in den Frühling: Ich bin gesund, meine Freunde, ich habe mich gefunden und lebe nun in heller Liebe und aller Hoffnung!

Seht, meine Augen sind blau geworden wie der lichte Himmel, und meine Wangen rot wie Apfelblust; nun sollt ihr euch mit mir freuen und tanzen in alle Ewigkeit um die junge Birke und ein Loblied singen dem lichten Leben!

Denn Krankheit, Not, Bangheit und Tod, alles was dumpf und häßlich ist, — oh, das ist nur Traum und träger Irrtum!

Jung sind wir und gesund und schön und voller Kraft, und in Liebe und Zuversicht wollen wir ein neues Leben gründen der grauen Welt! —

* * *

Das war wohl der Frühling, der mich schwärmen ließ, der junge, preisliche Held mit dem grünen Panier, der lachend über die Erde schritt, als wir sie der Erde gaben.

Ja, der Frühling war's wohl, der Frühling mit den Nachtigallenliedern; aber ich weiß: was er mir eingab, kam aus ihrer Seele, und es soll mir ein Vermächtnis sein:

Es ist ein Reihen geschlungen,
Ein Reihen auf dem grünen Plan,
Und ist ein Lied gesungen,
Das hebt mit Sehnen an,
Mit Sehnen also süße,
Daß Weinen sich mit Lachen paart,
Hebt, hebt im Tanz die Füße
Auf lenzeliche Art!

Digitized by Google

Das Hohelied.

Von Theodor Etzel.
(Düsseldorf.)

. . . meine Lust ist bei den Menschenkindern.
Salomo (Sprüche 8, 31).

Man hat diese Arbeit als eine freie Übertragung des Liebesfanges Salomos in unsere moderne Lyrik zu betrachten. Ich will dabei der christlichen Auffassung dieses Hochgedichtes als eines Liebesgespräches Christi mit seiner Braut, der Kirche, keineswegs entgegentreten, lasse jedoch die Gespräche der Liebesleute nur als hysterische Hallucinationen einer des herrlichen Gottessohnes unwürdigen Hetäre gelten. Theodor Etzel.

Küsse mich!!
Laß mich bei dir sein!
Trinken will ich deine Liebe,
trunk'ner noch als Mai und Wein.
Wenn ich nur denke deinen Namen,
übertäubt's mich wie lohende Flammen.
Wenn dein Mund von Liebe spricht,
rieseln die Worte wie blutende Rosen
mir übers Gesicht.
Dir entgegen fallen alle — und ich!
Mich aber hebt deine stolze Hand
auf vor all den Täubchen voll Tugend.
Seht mich nur an, wie schwarz ich bin:
Mich hat die Sonne so verbrannt!
Ich will nicht feiern im Sabbat der Jugend.
Über mich schreitet die Liebe dahin:
wie ein kostbarer Teppich
schmeichle ich ihren süßen Sohlen —.
Suchen muß ich nach ihm — nach ihm,
meinen Freund, meinen König
mir auf die glühenden Brüste zu holen . . .

Duften ihm auf seinen Wegen
meine Nelken nicht entgegen?
Und er sagt, daß ich lieblich bin,
schön wie ein Falke.
Wie ein Adler zieht er dahin
königlich — —.
Komm! unser Bette grünt!
Noch sind die leuchtenden Balken aus Cedern,
die unsre Liebe tragen,
komm, so lang noch nicht die Cypressen
dunkel über uns schlagen!

* *

Willst du wieder auf die Gassen laufen,
feiles Weib —?
Willst du wieder eine Nacht verkaufen
deinen Leib —?
Geh nur! draußen sind noch frische Spuren,
wo verlockend rauschen leichte Röcke,
durch das Dunkel blitzt der Schmuck der Huren.
Geh! und weide deine Böcke!
Zu den Ketten, die so lieblich hangen,
schenken dir von rotem Gold die Braven
Schlangenringe noch und blanke Spangen,
wenn du Furcht hast, so allein zu schlafen.
Geh! und laß die Brunst nicht länger suchen!
Geh nur! geh! — ich will dich nicht verfluchen.

* *

Wo mein König ist, ist alles Sonne!
Wie ein reicher Apfelbaum
über die wilden Dornen ragt,
trägt er hoch die strotzende Krone.
Unter seinem warmen Schatten
greife ich nach süßen Früchten,
und die Liebe rauscht über mir
wie ein flatterndes Kriegspanier
vor einem heiligen Streit.
Seine Küsse giebt er wie glühende
Blumen mir über den Leib.

Digitized by Google

Ich bin sein heimlichster Garten —
bin eine blühende, sprühende,
trunkene Frühlingsflur.
O, ich bin krank vor Liebe,
seit er mich küßte! —
Meine Kniee beten ihm entgegen,
und verlangend glühen meine Brüste,
seit seine Sonnenhand
herzend darüber gelegen.

* *

Komm, meine Schöne, komm her,
daß ich dich küssen mag.
Über die Berge geeilt
kam ich früh vor dem Tag,
und ich lauschte an deinen Hecken,
bis die Sonne dich sollte wecken. —
Sieh, der Winter ist vergangen,
alle Wolken sind dahin,
und schon öffnen voll Verlangen
Blumen sich im jungen Grün.
Blaue Tauben fliegen hinaus
über ihr enges Winterhaus. —
Komm, wir laufen hurtig zum Wald!
An den Bäumen bersten die Knospen,
lachen wie junge Augen, so rein,
in den leuchtenden Frühling hinein,
und es duftet nach fruchtbarer Erde.

Komm, du bist schön wie ein Frühling.
Meine wilde Felsentaube sollst du sein
und auf blaue Berge fliegen,
in dem Frühgras dort zu liegen.
Nur die Sonne darf über dir steh'n!
dann will ich dich lieben,
denn du bist schön!

* *

In der Nacht
hab' ich dich gesucht bei mir
die langen Stunden —
in der Nacht in meinem Bette
dich gesucht — und nicht gefunden.
Mit der Sonne kommst du mir entgegen,
meiner jauchzenden Brust!
Sieh, ich habe es lange gewußt,
da mein Herz die bange Nacht
nach dir gewacht. —
Unter den wilden Felsenrosen,
wo nur heller Himmel blinkt,
will ich dich küssen,
bis die Sonne ermattet sinkt.

* *

Weil die Nacht so dunkel ist,
will ich dir ein Liedchen singen,
denn ich bin ein Narr —:
Deine Augen sind wie junge Tauben
in dem Nest von dunklen Wimpern —
deine Zöpfe sind wie schwarze Schlangen —
deine Zähnchen steh'n so weiß wie Lilien —
deine Lippen bluten Rosen.
Deine Worte sind wie blaue Glockenblumen —
deine Brüste weiden wie ein Zwilling,
den ein Engel unschuldvoll gebar,
unter roten Rosen. —
Gieb mir deine roten Rosen,
daß ich deine Brüste blühen sehe,
wie zwei unbegang'ne Sünden —.
Und dann sage mir dein weißes Märchen
wieder süß ins Ohr:
Eine weiße Federnelke
stand einmal in meinem Garten.
Kam der König in Purpur und Pelz,
brach sie ab, — da floß ihr Blut,
und die weiße Federnelke
wurde rot — so rot — —!

* *

Du, den ich liebe — wo bist du geblieben?
Küsse mich!!
Sieh, ich liege krank an meinem Lieben. —
Als ich ruhlos dein gedacht,
da du trankst bei deinen Freunden,
hört' ich deine Stimme durch die Nacht:
Thue mir auf, meine Taube —
denn mein Haupt ist voll Tau,
und meine Locken voll Nebel der Nacht. —
Und ich wollte mich schmücken für dich,
daß ich schön sei, wenn du mich küßtest. —
Da ich dir aufthat,
warst du fort —,
auf den stummen Wegen
tot verhallte mein Wort.
Kamen die Wächter mir entgegen,

Digitized by Google

höhnten mich und
schlugen mich wund — —.
Du Geliebter, komm,
daß ich genese an deinen Küssen!
daß sich meine jauchzenden Augen
taumelnd schließen müssen! —
Wie sie alle mich hassen um dich!
Wie sie alle dich lieben!
Aber du liebst mich!!
Und ich bin dein geblieben!!

* *

Schön bist du wie ein Acker voll Lilien —
schrecklich wie ein Wald mit wildem Getier!
Wenn du mich anschaust mit deinen heißen
flackernden Augen, befällt mich die Gier,
dich und dein Geschlecht zu zerreißen —.
Aber wenn deine warmen Hände mich
suchen,
wenn deine Zähnchen zittern auf meinem
Munde,
wenn deine Haare so glühend duften
um unsre heiligste Stunde:
dann erkenn' ich dich in deiner Macht,
du mein Morgenglüh'n und meine Sonne
und meine leuchtende Nacht! —

In den Nußgarten bin ich gegangen —
suchte dich drüben im Birkenhain,
wo ich oft dich heimlich gefangen —
suchte dich zwischen Gaisblatt und Wein —
unter den Fichten und unter den Linden —.
Weib! wo bist du —?
Wo soll ich dich finden —?

* *

Komm, mein Freund, und raube mich
nachts
in dunkelem Wetter
aus meiner Mutter Haus.
Komm und sage mir all deine Worte
noch einmal wie einst!
Daß ich an deinem wilden Munde
und in den jungstarken Armen dir liege
wie ein bezaubertes Kind.
Nimm mich und trage mich fort
in den stürmenden Wind.
Und ich will dich nicht fragen:
Wer du bist? Wohin du mich führst? —
will nur fühlen, daß ich dir folge,
dir — einem Manne — in grauender Luft.
Breite den Mantel zu wallenden Decken.
Unter den schauernden Maienhecken
nimm dir meine jung-schwellende Brust.
Und ich will dich nichts fragen —
will es nur fühlen bei dir,
wie unsagbar köstlich ich bin —
lieben den eigenen Leib, der mir
oft wie ein Fremdling erschien.
Wissen will ich von all seinem Recht,
seinem herrlichsten Gott: dem Ge-
schlecht —
dem Mysterium des Leibes! —
Und dann will ich heiß dich küssen
mit dem ersten Kuß des Weibes...

* *

Ziehe dir Schuhe an von purpurner Seide
mit goldenen Schnüren
und kostbare Röcke
wie eine junge Fürstenbraut
und geh' stolz daher —.
Zwischen den Büschen
will ich dich finden —
will um die fliehenden Lenden dir fallen —
will in die brechenden Farren dich biegen —
will mir deine heimlichen Lüfte
aus den zerflatternden Rosen wühlen —
bis der Schrei deines stöhnenden Mundes
heiß erstickt —
und deine Augen unter den Lidern
taumelnd versinken in purpurner Nacht —
bis deine Lippen nicht mehr wissen,
daß sie keinen König küssen . . .

Königin du!
Magst du in Marmor und Türmen wohnen,
mag sich auch beugen dein Volk als dein
Knecht:
über all den prachtvollen Thronen
thront das Geschlecht!

* *

Wenn du auch mein Bruder wärst —
mit mir aus einem Schoß geboren
und getränkt aus einer Brust —:
Dich nur hätte mein Blut erkoren
trotzig in glühendster Lust.

Digitized by Google

Draußen im Feld zwischen schattenden Hecken
oder im Haus in den heißen Verstecken —
wo ich dich fände —:
küssen müßte ich deine verwegensten Hände.
Jubeln sollte mein bebender Leib —
schauernd voll Liebe — daß du ihn begehrst!
O mein Geliebter! mein Freund! und mein König! —
daß du mein Bruder wärst . . .!

* *

Alle Blumen sind vergangen,
und die grauen Wolken jagen
über eine dumpfe Glut,
die noch aus den Sonnentagen
tief in meinen Welten ruht.
Hölle, Himmel, Tod und Leben —
alles schlug in Sonnenflammen
mir an deiner Brust zusammen.
Weib! was hast du noch zu geben —?!
Hungernd, wie des Tigers Maul,
lechzt noch immer deine Gier.
Wollte sie mich gleich zerreißen —
Weib! was wäre das dir —?!
Wenn sie noch würgte an meinem Fleisch,
rollten die Augen in tückischem Glüh'n
schon nach anderen lüsternen Morden.
Locke mich nicht, du grausiges Weib!
Ich bin an dir müde geworden!

* *

O du mein König, wie kann ich dir dienen!
Laß mich deine Füße küssen —
dann verstoße mich mit ihnen.
Sieh, das Liebste gebe ich dir:
jung ist meine Schwester und rein,
ihre Brüste sind noch klein —
Freund —! zerstöre sie mir!
Gieb mir noch dieses schauernde Glück —.
Mir bleibt dann der modernde Friede
meines entseelten Geschlechtes zurück. —
Wenn dich die gelben Sterne grüßen,
weißt du ein Weib, das betend wacht,
einsam in der toten Nacht
meine Liebe und deine zu büßen!

Weiteres aus der Holz-Zunft.

Von Kurt Holm.
(Friedenau.)

Anknüpfend an meinen 1898 in Nr. 23 der „Gesellschaft" erschienenen Aufsatz: „Arno Holz und seine Schule," möchte ich zunächst konstatieren, daß der Baum der „neuen Lyrik" fünf weitere Blüten gezeitigt hat, die bei näherem Zusehen, trotz ihrer anscheinend verschiedenen Färbung, doch in Form, Duft und Farben-Grundton sich als Geschwister der Holzschen Phantasusblüte charakterisieren! Es sind dies folgende Bändchen: 1) Arno Holz, Phantasus II, 2) Georg Stolzenberg, Neues Leben II, 3) Robert Reß, Farben, 4) Rolf Wolfgang Martens, Befreite Flügel, 5) Ludwig Reinhard, Meine Jugend. (Alle bei J. Sassenbach, Berlin, je 2 Mk.)

Digitized by Google

War man s. Zt. bei den ersten beiden Bändchen in dieser sogenannten neuen Form noch darüber im unklaren, inwieweit hier ein großes Talent sich eine spezifische Form und Ausdrucksweise für seine poetische Empfindung zu schaffen suchte, aber in Verkennung seiner ihm eigentümlichen Art nun seine Form als die ultima ratio aller Lyrik hinstellte, so zeigen die in geschlossener Kolonne anrückenden fünf neuen Bändchen aus der Holzschen Zunft deutlich, daß ein Dichten in dieser Form nichts anderes, als mit dürren Worten gesagt, eine Aufgabe der eigenen Individualität bedeutet; das sieht man selbst an den noch die größte Kraft und Eigenart besitzenden Schöpfungen Stolzenbergs, von denen der anderen ganz zu schweigen!

Wenn man die Dichtungen dieser einzelnen Autoren schonungslos in einem Buche durcheinander mischen würde, so möchte ich den sehen, der noch mit Bestimmtheit sagen kann, dies ist von Holz, dies von dem und jenes von dem! Wie scharf unterscheiden sich da Individualitäten wie Liliencron — Dehmel — Mombert — Jacobowski — Hart — Bierbaum! Es ist unheimlich zu sehen, wie diese junge Form in der kurzen Zeit ihres Bestehens sich schon versteinert und verkrustet hat, in sich selber erstarrt ist!

Wenn Holz nach Jahren heißen Ringens sich mühsam eine Form erkämpft zu haben glaubt, in der er meint, sich voll ausleben zu können, so wird, sofern er wirkliches Gold darin zu Tage fördert, sich jeder seiner aus der ihm eigentümlichen Individualität heraus geborenen Form, ehrlich freuen und ihn gerade um seiner Eigenart willen bewundern! Anders, wenn ein starrer Fanatismus diese Form als ein allein seligmachendes Dogma hinstellen will!

Ein Revolutionär und Dogmen!

Wenn andere ihre Impotenz oder ihr Talent mit Holzscher Tinktur vergolden, um ihm zu gleichen, so werden sie doch niemals echt wirken! Ich habe das schon s. Zt. an Paul Ernst nachgewiesen.

Ehe ich zu einer Besprechung der einzelnen Bücher übergehe, möchte ich aber doch noch einiges, die ganze Art dieser Produktion betreffendes, feststellen.

Durch intime Beschäftigung mit der neuen Form bin ich immer mehr zu dem Schluß gekommen, daß sie nichts ist als eine Vermischung von Poesie und Prosa — von Verszeilen mit gewöhnlichen Zeilen — also eine Mischform. Und seltsam — die Zeilen, welche am schönsten wirken, deren Fluß und rhythmischer Klang uns

Digitized by Google

fesselt, die die sogenannte musikalische Linie, von der ich s. Zt. sprach, am stärksten zum Ausdruck bringen, sind — Verszeilen!

Man skandiere:

Über die Welt hin ziehen die Wolken,
Grün durch die Wälder fließt ihr Licht.
Herz, vergiß.

Und nun gar die Schlußzeilen:

Aus fernem Grund pfeift, horch, ein Vogel,
Er singt sein Lied, das Lied vom Glück,
Vom Glück.

Man wird sich erinnern, daß ich dieses Gedicht das schönste des ersten Phantasus genannt habe!

Es ist doch eine köstliche Selbsttäuschung, wenn man hier von einem Unterschied zwischen Sprachrhythmus und altem Kunstrhythmus sprechen will!

Sollte die kunstvolle, um nicht zu sagen gekünstelte Schreibweise der einzelnen Zeilen nicht vielleicht oft dazu dienen, dieses unangenehme Rudiment der alten Form den Augen profaner Barbaren zu verdecken? Dergleichen läßt sich nicht anders als durch Beispiele belegen. Ein Gedicht in Phantasus II beginnt:

In graues Grün
verdämmern Riesenstämme,
von greisen Ästen
hängt
in langen Bärten Moos.
Irgendwo — hämmernd — ein Specht.

Wenn man diese Zeilen nun, wie jeder andere gewöhnliche Sterbliche oder besser gesagt Teutsche Tichter, wie folgt schreiben würde:

In graues Grün verdämmern Riesenstämme,
Von grünen Ästen hängt in langen Bärten Moos,
Irgendwo, hämmernd, ein Specht.

Durchtönt nicht alle diese Zeilen gleichfalls der geheime Leierkasten, der, mit Holz zu reden, aus der Lyrik heraus muß!

Ich meine, man kann die Holzsche Form, sofern er sie als etwas extrem Anderes, Neues hinstellen will, nicht besser als durch diese Proben seiner Form selbst ad absurdum führen!

Diese Proben ließen sich ad infinitum fortsetzen, und an den Ge-

Digitized by Google

dichten und Zeilen, wo die Probe versagt, erhärtet sich eben meine Behauptung, daß die neue Form eine Mischform aus Vers und Prosazeilen ist — was man mit demselben Recht und Geschmack eine neue Technik nennen kann, wie man eine Verquickung des gothischen und romanischen Stils als eine gänzlich neue Bauart hinstellen könnte!

Habe ich dem Rhythmus soviel Raum gegönnt, so möchte ich dem Reime doch wenigstens auch ein paar Zeilen zu gute kommen lassen. Holz verbannt ihn despotisch aus seinem Reiche, und man kann ihm dies bei dem immermehr überhand nehmenden Reimgeklingel und Gebimmel inferiorer Harfenschläger durchaus nicht verargen! Mag er doch — wenn er physischen Abscheu davor empfindet — ihn beiseite lassen, aber seine Begründung dafür steht doch auf recht schwachen Füßen, und er verkennt blind die gewaltige Wirkung, die durch die natürliche, ich möchte sagen, sich selbst aufdrängende Handhabung desselben, immer noch erzielt wird — er ist eben kein künstliches Mittel, sondern ein Kunstmittel par excellence.

Holz schrieb s. Zt. in seiner Selbstanzeige: „Der erste, der ‚Sonne' auf ‚Wonne' reimte, wäre ein Genie gewesen, der tausendste sei ein Kretin" und — „brauche ich denselben Reim, den vor mir schon ein anderer gebraucht hat, so streife ich in neun Fällen von zehn denselben Gedanken." — Kann man die Folgerung nicht überall machen, speziell bei der Holzschen Theorie selbst? Der erste, der das Wort „Meer" in einer Zeile so sagt, daß es wie „Meer" und nicht wie Amphitrite klingt, (s. Selbstanzeige in der Zukunft Nr. 3, 98) ist ein Genie (Holz), die folgenden (Stolzenberg, Martens, Reß, Reinhardt) sind Kretins! Oder! Drücke ich dieselbe Gemüts- oder Naturstimmung exakt aus, die vor mir schon ein anderer exakt ausgedrückt hat, so streife ich in neun von zehn Fällen dieselben Worte! D. h. man würde bei dieser lächerlichen Furcht einfach aufhören müssen, überhaupt zu schaffen!

Wenn man bedenkt, welch ungeheurer, nicht auszuschöpfender Formenreichtum sich in der Musik durch die Verschiebung von sieben Tönen ergiebt, so ist der Spielraum, der sich durch die Verschiebung der tausende von gleichklingenden Worten eröffnet, ein unendlich größerer — daß man wirklich nicht, sofern man Eigenart besitzt, zu befürchten braucht, längst Gesagtes zu wiederholen. — Es läßt sich mit diesen boykottierten Mitteln noch immer alles umspannen, der ganze Mikro- und Makrokosmus, die physische und psychische Welt!

Die Holzsche Form ist aber auch in anderer Weise eine Mischform, indem sie den Unterschied zwischen rein prosaischen und lyrischen

Digitized by Google

Elementen vollkommen verwischt und z. B. Gedankensplitter in Gedichten aufputzt! Daß sich dergleichen natürlich mit Leichtigkeit zu einer Form ausdrücken läßt, die mindestens ziemlich häufig an die Grenzen einfacher Prosa streift, leuchtet wohl jedem ein. Dazu gehört kaum noch Kunst, vielmehr wirkt hier die Einfachheit, um die sich malerisch der Faltenwurf der lyrischen Toga schlingt, rein als Pose!

Zum Beweise möge folgendes „Gedicht" aus „Befreite Flügel" von Martens dienen:

Als mein Brüderchen starb,
habe ich bitterlich geweint.
Jetzt,
nach dreißig Jahren,
beneide ich ihn!

Ich muß sagen, ich beneide dabei Herrn Martens um zweierlei, 1) daß er dreißig Jahre gebraucht hat, um auf diesen Gedanken zu kommen, 2) daß er einen solchen simplen Gedanken, den man wohl gelegentlich eines Gespräches oder zwischen den Zeilen eines Briefes fallen läßt, für eine lyrische Schöpfung (ich kapriziere mich nicht auf das Wort Gedicht) hält! Dergleichen aber findet man in sämtlichen Bänden der neuen Lyriker, und selbst Holz bauscht u. a. eine allerdings tiefere Idee, wie —: Ich muß schon einmal in einer früheren Zeit in Hinterindien gelebt haben, zu einem Gedicht auf! Daß er mit seinem Ideenreichtum zum Schluß noch eine originelle Wendung bringt, kann einen kaum entschädigen.

Wenn unsere großen Dichter so ängstlich jeden Gedankenschnitzel aufgehoben und einbalsamiert hätten, so würden Goethes Werke vielleicht den zehnfachen Umfang haben! Und lyrisch, ich muß immer wieder darauf hinweisen, ist dergleichen doch nicht, dann wäre ja jedes eigenartige und geistreiche Gespräch ein lyrischer Hymnus oder eine Kette von Gedichten und man müßte nur immer seinen Griffel bei sich führen, um ja nichts aus dieser Fülle zu verlieren!

Derselbe Irrtum ist es aber auch, der Momentphotographien irgend einer Landschaft, eines auffallenden Vorganges, einer winzigen Erscheinung für Stimmungsbilder hält — und blind dafür ist, daß jeder Photographie etwas Seelenloses, Erstarrtes anhaftet, es fehlen eben die leuchtenden Farben, die warmen Linien, das Lebendige, das Menschliche, das, was ein Maler oder Radierer aus Eigenem zu seiner Reproduktion hinzuthut.

Digitized by Google

Reinhardt in „Meine Jugend“ bringt z. B. folgende Zeilen:

Die alte Turmuhr —
längst hat man ihr die Zeiger abgenommen.
Niemand denkt an sie.
In der Wintersonne blinken ihre vergoldeten Ziffern.

oder derselbe:

Der rote Wald steht um den kleinen See.
Durchs Wolkenloch
fällt blinkender Himmel
in den kleinen See.

Ein Kommentar dazu ist wohl überflüssig. Nur in frommer Selbsttäuschung befangene Fanatiker können sich hier einreden, daß darin schon das gegeben ist, was sie geben wollen — was sie bei diesen Dingen empfunden haben und uns nun mitteilen wollen — es fehlt eben dabei das undefinierbare je ne sais quoi, was erst den lyrischen Gehalt ausmacht! Bei seelischen Momentphotographien, die doch immer nur einen Stimmungsfetzen, ein winziges Bruchteil einer kleinen Seelenschwingung ausdrücken können, geht es ebenso, d. h. sie lassen kalt, verpuffen, und die nackten Worte klingen in unser Ohr, ohne einen Widerhall in unserer Seele zu erwecken — höchstens der wurmgleich tastende und in alle Krümmungen sich hineinschlängelnde Verstand entdeckt mühsam, was gewollt — und brummt hinterher: „tant de bruit pour une omelette!“

Zum Schluß kann ich es mir nicht versagen, noch einige Sonderlichkeiten, um nicht zu sagen Thorheiten, die allen fünf gemeinsam sind, und wohl auch als „neu“ und abweichend von dem alten Kram verstanden sein wollen, anzuführen, weil sie wesentlicher und typischer für die ganze Form sind, als man bei erstem Zuschauen meinen könnte. — Da ist zunächst die Sucht, alles in bestimmten Zahlenverhältnissen auszudrücken; so Robert Reß in seinem Band „Farben“:

Aus fünf Thälern
weht die Abendkühle.
Fünf Bäche plätschern in einen stillen Grund.
Umrahmt von Wolken und Tannenspitzen
spiegeln sich
zwölf goldene Burgen.*)

*) Um Irrtümern vorzubeugen, bemerke ich, daß dies in sich abgeschlossene Gedichte und nicht etwa willkürlich herausgerissene Bruchteile sind.

Digitized by Google

Ein Gedicht, das förmlich zur Parodie herausfordert:

In drei Gläser
schenke ich goldenen Rheinwein.
Drei Kuchenteller stehen auf dem Tische.
In der Nebenstube schwatzen beim Kaffee
Zwanzig lachende Menschen!

Diese Zahlen aber sind harmlos, im allgemeinen handelt es sich sonst um die gespreiztesten Zahlenbegriffe, und die Hunderte, Tausende, Millionen, Myriaden schwirren in fast leichtsinniger Weise herum. Das Unglaublichste leistet darin Holz. Sein Phantasus II beginnt:

Sieben Billionen Jahre vor meiner Geburt war ich eine Schwertlilie.

und die letzten Zeilen seines Bändchens sind:

Aus Nacht und Nichts wachsen schimmernd neue Welten — Trillionen Crocusblüten! —

damit aber noch nicht genug, leistet er sich gegen die Mitte des Buches ein Gedicht, das beginnt:

Sieben Septillionen Jahre zählte ich die Meilensteine am Rande der Milchstraße.

Ich könnte eine ganze Seite voll Zeilen mit Zahlenbegriffen geben, alles nur Zeilen aus Phantasus II. — Auch hierin folgen die Jünger getreulich ihrem Meister!

Die andere Seltsamkeit entspringt vor allem der Sucht, um jeden Preis originell zu erscheinen; die landläufigen, gewöhnlichen Gegenstände reichen nicht mehr aus, sind ihrer Ansicht nach zu abgebraucht und so werden teilweise Anleihen bei Japanern und Chinesen gemacht oder bestimmte Dinge in einer gewissen effektvollen, dekorativen Beleuchtung, die immer wieder die nämliche ist, gebraucht! D. h. die neue Form hat sich eine Anzahl Requisiten geschaffen, die verblüffen sollen, die aber dadurch, daß man ständig auf ihnen herumreitet, halb abgeschmackt, halb ermüdend wirken — man merkt die Absicht und man wird verstimmt! Zu diesen Requisiten gehören z. B. die Sterne und Sternwelten, die in allen Variationen in sämtlichen sieben Bändchen, die vor mir liegen, bis zum Überdruß wiederkehren, — gewisse Blumenarten, speziell Lilien, die sich bis zu Lilienwäldern ausdehnen — dann vor allem Drachen und ähnliche fabelhafte Ungeheuer, die zur Zeit der blauesten Romantik kaum in größeren Dimensionen herumspuken konnten, wie jetzt hier. All dergleichen ist als Einzelheit wunderschön, ich wäre der letzte, das zu verkennen, aber en masse ist es un-

Digitized by Google

verdaulich. Wenn der Vogel Phönix, der Vogel Bülow, der Sonnenvogel, Märchenprinzessinnen, Rumpelstilzchen ꝛc. überall wiederkehren, wenn alle diese Dichter und ihre Seelen bei irgend welchen Gelegenheiten „schluchzen", die Baumzweige und Leierkästen weinen, wenn Fliegen, Eidechsen, Schmetterlinge, weiße Rosse, Raben, Affen und Papageien sich bei allen vorfinden, so kann man doch beim besten Willen nicht mehr von Originalität und Eigenart der einzelnen reden — der originelle ist dabei immer nur Arno Holz, der diese Töne zuerst angeschlagen hat, aber dadurch, daß er sich selbst immer wieder kopiert, auf die Dauer an Reiz einbüßt, maniriert wirkt und das requisitenhafte dieser Gegenstände uns deutlich zum Bewußtsein kommen läßt!

Als eine Schwäche, wenn auch eine verzeihliche Schwäche, empfinde ich noch das Hineintragen der persönlichen Beziehungen untereinander in diese Bändchen — diese Sächelchen, die man sonst wohl Gelegenheitsgedichte nannte und die eine herbe Selbstkritik unbedingt ausscheiden würde, können doch nur die interessieren, die Holz, seine Frau, seine Kinder, seinen Hund, Stolzenberg und die übrigen persönlich kennen — für andere sind sie vollkommen wirkungslos und Kunstwert besitzen sie, darüber wird wohl kaum ein Zweifel herrschen, auf keinen Fall!

Alle diese voraufgegangenen Einwände und die schonungslose Bloßlegung der ins Auge springenden Mängel und Thorheiten, richten sich nur gegen die Sache und haben mit dem Talente — dem Können oder Nichtkönnen, den Schönheiten oder dilettantenhaften Stümpereien der einzelnen, nichts zu schaffen; ich freue mich über Schönheit, wo ich sie finde, und werde mich bemühen, in diesem Sinne den Intentionen der mir vorliegenden fünf Bändchen nunmehr einzeln gerecht zu werden.

Da wäre in erster Reihe der Phantasus II von Arno Holz. Er zeichnet sich durch eine Fülle burlesker Phantasien aus, die uns Holz von seiner besten Seite zeigen: Gedichte wie: „Auf seiner lustigen Hallelujawiese duldet mein fröhliches Herz keine Schatten", oder: „Oben, im siebenten Sommerhimmel, angenehm nackt, residiert heute der ganze Olymp", atmen eine köstliche, beinahe niederländische Derbheit! Aber Holz ist vor allem Spötter, sein von feinster Ironie und Sarkasmus getragenes: „Im Hause, wo die bunten Ampeln brennen", ist eine prachtvolle Satire auf gewisse Kreise. Rein lyrische Sachen sind diesmal nur wenige in dem Bändchen enthalten, dagegen hat Holz in dem Gedicht: „Herr, mein Herr, du bist sehr herrlich", eine Saite angeschlagen, von der man nur wünschen kann, daß er sie öfter erklingen ließe. Gerade Holz ist vielleicht wie kein anderer berufen, derartige

Digitized by Google

Stoffe zu behandeln! Holz ist eine so tiefe und reiche Natur und besitzt eine solche Fülle von Ideen und selbstschöpferischen Phantasien, daß ihn diese Überfülle vielleicht zu manchen seltsamen Schnörkeleien verführt — seine Form selbst ist doch im Grunde nichts anderes, als das Bedürfnis, sich größere Dimensionen zu schaffen, um sich voller und freier ausleben zu können! Von wunderbarer Tiefe sind folgende Zeilen, die ich, ohne ihm zu nahe treten zu wollen, als Prosazeilen schreiben möchte:

Horche nicht hinter die Dinge. Zergrüble dich nicht. Suche nicht nach dir selbst. Du bist nicht! Du bist der blaue, verschwebende Rauch, der sich aus deiner Zigarre ringelt, der Tropfen, der eben aufs Fensterblech fiel, das leise, knisternde Lied, das durch die Stille deine Lampe singt.

Diesen Gedanken in dieser Form als Lyrik aufzufassen, vermag ich allerdings nicht!

Stolzenbergs zweite lyrische That steht hinter der ersten beträchtlich zurück. — Will er Holz noch überholzen, indem er einen so ekelhaften Vorgang, wie ihn sein Gedicht (?) „Der Lumpensammler schultert seine Giftharke", schildert, in hyperrealistischer, direkt widerlicher Weise in die neue Form preßt?! Und doch ist Stolzenberg noch der, der am meisten eine eigene Physiognomie zeigt, unter dessen Zeilen ein so feines, schmerzliches, beinahe überzartes, so ganz Holz entgegengesetztes Empfinden durchschimmert, daß man nur bedauern kann, daß er seine eigene Individualität so von einer fremden in Fesseln schlagen läßt! Die Stolzenbergschen Schöpfungen sind von jenem lyrischen Reiz, wie ihn die Stifterschen Studien ausstrahlen; im völligen Aufgehen in der Natur liegt ihre Hauptschönheit. — Seine Zeilen sind jedoch fast nur Prosazeilen, und die einzelnen Gedichte (das Wort „Gesänge", mit dem Stolzenberg jüngst 4 Gedichte in der „Gesellschaft" bezeichnete, war doch wohl nur ein Aprilscherz) wirken mit wenigen Ausnahmen wie Bruchstücke aus kleinen Stimmungsskizzen, selten wie eine in sich abgeschlossene Skizze. Als Beweis gebe ich nachfolgend ein Gedicht in Prosaform wieder, ohne Berücksichtigung der geheimen Mittelachse geschrieben:

Du kommst nicht! Wieder schlägt die Uhr, die Schatten der Bäume rücken weiter. Ich rud're allein über den See nach unsrer Insel. Durchs zischelnde Schilf sehe ich die Sonne fieberrot im Nebel versinken. Unaufhörlich über mich stäuben kleine, weiße, sterbende Fliegen.

Am tiefsten befangen in dem Banne von Holz und in dem Bannkreis Holzscher Ideen ist Robert Reß. Leider sucht er jedoch weniger die einfachen und schlichten Töne nachzuahmen, die sein Meister stellen-

Digitized by Google

weise so wunderbar zu finden weiß, es sind vielmehr vor allem die extremen Ausstrahlungen Holzscher Phantasie, die ihn reizen. So wirken denn die meisten Stücke aus seiner Sammlung „Farben“ mehr barock als eigenartig, und nur selten bricht ein einfaches, warmes und echtes Gefühl durch! Wie klein jedoch der Schritt vom Barocken zum Trivialen ist, illustriert folgendes Lyrikon:

Metallisch glänzt der Abendhimmel.
Unter dunklem Geäst
bläst ein Hirt.
Noch springen munter die Zicklein.
Mücken tanzen.
Ein Schaf schaut in die untergehende Sonne.
Bäh!

Das welterschütternde „Bäh“ zum Schluß scheint die Grundnote einer gewissen Art von Schaffen abzugeben! Gleichzeitig steckt aber in dem Gedicht in der Zeile: Noch springen munter die Zicklein — eine gewaltsame, undeutsche Wortstellung, die ich, wenn sie vereinzelt vorkäme, gar nicht erwähnen würde — aber Reß scheint diese Art Umstellung der Satzteile entweder für „besonders schön“ — oder für „besonders eigenartig“ zu halten. Sein Buch wimmelt davon: Längst dräng herein die grüne Wildnis — Noch weht frei der Wind über Zäune und Grasplätze — Prustend wuchtet über die Schienen die Dampfbahn — Hinter dem Schanktisch strickt ihre Strümpfe die dicke Wirtin — Bunte Papierfähnchen zu ihr hinauf schwenken Kinder — Schon ragen über die Mauer die seltsamsten Blumen 2c. Nimmt ein Dichter der alten Form solch eine Umstellung vor, so schreien diese Herren gleich, er thue der Sprache Gewalt an, um des Reimes und des Rhythmus willen! Folgerungen hieraus zu ziehen, halte ich für Raumverschwendung! Gewaltsam ist bei Reß alles — auch die Handhabung der Holzschen Form, so schreibt er z. B. in seinem zweiten Gedicht:

Ich reite gegen
Gott.

Diese Stellung ist ebenso geschmacklos, wie sprachlich falsch — das ganze gehört gedanklich wie sprachlich zusammen, erfordert also auch nur eine Zeile — es ließe sich höchstens noch folgende Schreibart rechtfertigen:

Ich reite
gegen Gott.

Bei ihm surrt kein gewöhnlicher Käfer durch den verblassenden Abend, es muß gleich ein Mistkäfer sein! Und ähnliches! Wirklich

Digitized by Google

stimmungsvoll und echt haben mich nur einige wenige Stücke der Sammlung berührt, so das Schlußgedicht und: „Noch halb im Traum höre ich ihre Stimme!“ Diese Stücke lassen erkennen, daß Reß nicht ohne Talent und nur in einem landläufigen Irrtum befangen ist, der augenblicklich gerade in üppigster Blüte steht. — Er meint nämlich barock und genial wäre identisch!

Bei dem folgenden Bändchen von Martens, „Befreite Flügel“, hat mir am besten der Umschlag gefallen, der wirklich Stil hat; um so stilloser und dilettantenhafter ist der Inhalt! Martens hat überhaupt keine eigene Physiognomie, bald lacht er wie Holz, bald schluchzt er wie Stolzenberg, bald bringt er älteste Ideen im Gewande der neuen Form, — nur wenn er Schnurren erzählt, wirkt er frisch und durch sich selbst! Man kann ja nun ein ganz netter, spottlustiger „Gemütsmensch“ sein, man braucht deshalb aber doch nicht zu dichten! Ich meinesteils sehe wenigstens keinen zwingenden Grund dafür!

Last not least. Reinhards „Meine Jugend“. Viel Talent — viel feines Empfinden — aber auch noch viel unausgereiftes, unklares Wollen! Wie prächtig ist die Stimmung in: „Mittags sitze ich am Klavier, durchs ganze Zimmer jubelt Mozart“ — getroffen — und wie tot und nichtssagend sind wiederum solche „Momentphotographien“, wie ich sie bereits vorhin aus seinem Bändchen anführte, die doch nichts weiter als Notizen und sogar recht dürftige Notizen vorstellen! Wenn Reinhard über Holz hinauskommt, und daran ist bei seiner Jugend, die die weltschmerzlichen Töne seiner Gedichte nur zu klar verraten, kaum zu zweifeln, so darf man auf seine Entwickelung gespannt sein. Vorläufig erübrigt sich ein weiteres Eingehen auf seine, bei aller Begabung, jeder starken selbstständigen Färbung entbehrenden Dichtungen.

Und hiermit schließe ich die Akten über die neue Bewegung. Eins glaube ich bis zur Evidenz nachgewiesen zu haben, daß die Holzsche Form eine rein individuelle und an sich keine extrem neue, sondern nur eine Mischform ist. Ihm selbst räume ich gern das Recht ein, in seiner Art zu schaffen, soviel er will — und um so lieber, je köstlicheres er darin zu Tage fördert — er sollte aber darauf verzichten, als moderner lyrischer Rattenfänger die junge Generation in einen Berg zu locken, aus dem sie so leicht nicht wieder herauskommt!

Digitized by Google

Deutsche Lyrik.

In Höhen und Tiefen.

In der Tiefe meiner Seele
hab' ich
die Geheimnisse des Himmels erlauscht,
des siebenten Himmels.
Nun schreit meine Begierde
Tag und Nacht:
Gebt mir eine Leiter, eine himmelhohe Leiter!
Meine arme Seele,
wo fänd' sie vor der Begierde Ruh' — —
Ach, unaussprechlich Schmerzliches und Thörichtes
begab sich.

Nie fand sich der siebente Himmel erreichbar,
nie seiner geheimnisvollen Süße satte Fülle.
Erst auf der Künste Leiter
schwang sich meine Seele
hinaus über alle Himmel und Himmelslockungen
in stille, heilige Zauberhöhen,
und lange oft schweigt meine Begierde
vor meiner Seele Scham und Glück.

München. Michael Georg Conrad.

Begegnung.

Einst, da ich mich in Deinen Blick verloren —
ein Mittag war's, und die Gesichter glühten,
ein Duft ging um von Tuberosenblüten,
es regnete nicht, der Herbst stand vor den Thoren —

Einst, da das Herz mir stockte, und Gedanken
an längst entschwundene Stunden in mir brannten:
zwei Augen sich voll Neugier zu mir wandten,
daß Welt und Menschen jäh vor mir versanken . . .

Augen, so groß und offen, voll von Fragen
nach meines Lebens schweren Bitternissen,
so sehnsüchtig, von alle dem zu wissen,
was wir als heiligstes im Innern tragen . . .

Augen, violensammtenblau, so prangen
die Himmel von Italiens duftigen Nächten:
Du spürst ein Grauen vor unbekannten Mächten,
von seltsamen Wünschen glühen Deine Wangen . . .

Augen, von eines Bergsees tiefer Bläue:
Du blickst hinein, all Deine Heimlichkeiten

Digitized by Google

erkennst Du nun, Du willst die Arme breiten
nach neuer Jugend — Schmerz faßt Dich, und Reue . . .
. . . . . .
O Tag des Glücks, des Glückes unter Qualen,
Da ich Dich sah! Du kamst mit leichten Schritten
Die Straße her, und Deine Blicke glitten
an mir vorbei, um dann in heißen Strahlen
sich noch einmal, fragend, auf mich zu heften,
wie wenn Du staunteſt, daß ich immer wieder
die Anmut prüfte Deiner jungen Glieder,
dies reizende Spiel von ungebrochenen Kräften . . .
O es giebt Blicke, die wie Küsse brennen,
die uns entkleiden, daß wir nackt daſtehen,
erschauernd in ein seltsam Antlitz sehen,
der Psyche feinste Regungen erkennen — —
Ich nahm Dir da, ich weiß es wohl, den Frieden
der ungetrübten Seele, Du wärst trunken
so gern an meinen bebenden Leib gesunken,
hätte uns nicht der Menschenstrom geschieden. —
Lange sahen wir uns nach mit stummem Grüßen.
Dann bin ich müde meinen Weg gegangen,
die Hände zitternd, Fieber auf den Wangen,
so dumpf, als hätt' ich Ketten an den Füßen . . .
Vorbei, vorbei! Und rauhe Nächte kamen,
wie hab' ich mich in bangen Finsterniſſen
nach Dir gesehnt, den Kopf in heißen Kissen,
nach Dir verlangt mit wilden Koſenamen — —
— Nun hab' ich Dich, längst hast Du mich vergessen,
Als wie ein Märchen ist's versunkener Zeiten.
Verrauschtes Glück! Verklungene Seligkeiten,
wie liegt ihr fern, kaum kann ich euch ermessen.
Nur manchmal noch, wenn süße Düfte irren
durch trunkene Luft, und eine fahle Helle
am Himmel steht: der Regen auf der Schwelle!
Seltsame Träume Herz und Sinn verwirren
und alle Glieder sich in Süchten dehnen
nach heißen Küssen in durchwachten Nächten,
wenn wie im Krampf die Hände sich verflechten,
dann regt sich auch in mir das alte Sehnen,
der alte Schmerz: wir sind uns fremd geworden!
Und in mir rauscht, daß meine Pulse jagen,
ein wildes Lied aus schwülen Sommertagen,
ein Lied, ein Lied in schluchzenden Akkorden.

Charlottenburg. Friedrich Perzynski.

Digitized by Google

Trübe Tage.

O Tage giebt's, erdrückt von schwerem Bangen,
Wo alte Wunden plötzlich wieder bluten.
Wir dachten, längst sei unser Leid vergangen,
Da wacht es auf mit doppelt heißen Gluten,

Begleitet uns durch unsers Tages Lauf,
Sitzt mit uns nieder und steht mit uns auf,
Bohrt seinen Stachel in die kranke Seele,
Würgt uns mit harten Händen an der Kehle,
Legt Bleigewichte auf die müde Brust,
Ertötend Lebenskraft und Lebenslust.

Und wenn wir hoffen, daß von unserm Joch
Die Nacht uns löst, so steht's an unserm Pfühl
Und raunt und flüstert heimlich, leis und schwül,
Hast du vergessen?
Wie war's?
Weißt du noch?
Bis wir zu Tod gehetzt vor Jammer schrei'n:
Ach, mußte, mußte, mußte es denn sein!

Düsseldorf. Anna von Krane.

Die Waldseelen.

Von Bruno Wille.
(Friedrichshagen bei Berlin.)
(Schluß.)

VII.

Pan.

Der Wachholderzweig seufzte. Dann ging ein blaues Leuchten von ihm aus, als er nun sanft erwiderte: „Es ist ja nicht der Zellenverband, der mit euch redet; aus mir spricht der große Pan — und der kann philosophieren!“

Der Schädel höhnte bissig: „Schon wieder dieser Pan! Möchte wissen, wo er eigentlich steckt. Soll ja wohl ein alter Griechengötze sein und im Walde hausen?“

Digitized by Google

Schlicht erwiderte der Wachholderzweig: „Überall steckt er — und wir stecken in ihm. Im Walde haust er, — und Wald, Flur, See, Himmel — alles haust in Pan!“

„So verstehst du unter Pan das Weltall,“ warf ich ein; „gut! Wie aber vermag das Weltall zu denken? Ich meine: in seiner Gesamtheit — nicht in einzelnen Teilen — zu denken.“

„Pan ist die Allseele! Und wenn schon deine Menschenseele denkt, wird es die Allseele erst recht können.“

„Ja, wenn es eine giebt — wenn das Weltall eine einheitliche Seele hat!“

„Wie, Merlin? Daran zweifelst du? Dir selber gestehst du eine Seele zu — dir und den Tieren — nun auch den Pflanzen — also allen lebendigen Gliedergestalten — nicht wahr? Ein Innenleben, dem deinen ähnlich, eine Seele, ein Bewußtsein, mußt du hineinbilden in alle Wesen, die äußerlich dir ähnlich sind, weil sie eine lebendige Gliedergestalt haben. Gut! Und die lebendigste von allen Gliedergestalten — der vollkommenste Lebensleib — die großartigste Pflanze, das göttlichste Tier — Pan, der unendliche, ewige — er sollte keine Seele haben? Er, der alle Seelen aus sich hervorbringt, in sich hegt und beim Tode in sich weiterfließen läßt, sollte bewußtlos sein?“

„Du nennst das Weltall ein Gewächs? ein Tier? Sagtest du nicht so? Sonderbar!“

„Warum nicht? Glaubst du etwa, es mache dem großen Pan Schande, wenn ich ihn mit einer Pflanze vergleiche? In mir begreift er sich mit Vorliebe als eine Pflanze — so wie ihr Menschen ja wohl einen Gottmenschen daraus gemacht habt. Er ist Mensch, aber auch Pflanze — nur daß er an Hoheit alle Wesen überragt. Pflanze ist er, weil er ja wächst und sich entwickelt, weil er blüht und Früchte trägt — das thut er von Ewigkeit zu Ewigkeit. Er ist der älteste von allen Bäumen — und alle Bäume sind nur wie Moos an seiner Rinde — ja, noch viel geringer als Moos. Pan hat sich selber gezeugt und aus sich herausgeboren — und sät sich immer von neuem aus. Etwa nicht? Woher anders sollte das All denn geboren sein, als aus dem All? Und wohin sollte es sterben, wohin anders übergehen können, als eben ins All? Tod ist ja Übergang! Und so stirbt Pan nie und nimmer. So ist er die reichste und lebendigste, die unverwüstlichste von allen Gliedergestalten. Dagegen was sind wir? Ich und Merlin — und alle Wesen — nur Gliedlein am Allleibe — unsere Seelen Wallungen der Allseele. Das Gewächs aller Gewächse, der Leib aller Leiber, die Seele aller

Digitized by Google

Seelen — das ist der große Pan. Und darum ist kein Zweifel — Pan denkt!"

Hämisch grinste der Schädel: „Daß es einen leibhaftigen Pan giebt — mit Bocksbeinen und Hörnern — weiß jeder Lateinschüler. Ob jedoch ein Hirn unter den Hörnern steckt, ist sehr fraglich. Zeige uns Pans Hirn, dann wollen wir glauben, daß er denken kann."

Ich nickte: „In der That, lieber Zweig! Weise erst nach, daß die Welt nicht nur in einzelnen ihrer Geschöpfe denkt — wo sie gerade Hirn oder Nerven erzeugt hat . . ."

Ein ungeduldiges Schütteln durchbebte den Wachholderzweig: „Schon wieder Hirn oder Nerven!"

„Nun, meinethalben verzichte ich auf Hirn und Nerven. Aber ein allgemeines Denkwerkzeug müßte die Welt haben, wenn sie denken soll."

Mit Festigkeit erwiderte der Zweig: „Ein Lebensleib — das ist die Welt — und jeder Lebensleib ist innerlich bewußt. Was bedarf es da eines besonderen Werkzeuges? Der ganze Weltenleib ist Pans Denkwerkzeug. So ist ja auch dein ganzer Leib, Merlin, Werkzeug deines Denkens."

„Ist denn nicht mein Gehirn der eigentliche Denkapparat?"

„Das wäre seltsam, Merlin!"

„Ist aber doch so! Die Wissenschaft lehrt, mein Bewußtsein ist ein Erzeugnis des Gehirns."

„Das klingt ja so, als seien Gehirn und Bewußtsein zweierlei — wie Erzeuger und Werk, wie Baum und Sprößling. Ich meine dagegen, dein Gehirn macht nicht Bewußtsein, sondern ist selber welches."

„Selber Bewußtsein? Wieso das?"

„Nun freilich! Dein Gehirn ist Bewußtsein, Seele, — nur von außen gesehen — von außen statt von innen — das ist der ganze Unterschied!"

„Von außen? Was heißt das?"

„Das heißt: mit einzelnen Werkzeugen, die der Beschauer von sich trennen kann. Bewußtsein von außen ist das Bewußtsein für das sehende Auge, für die tastende Hand. Ihnen stellt sich dein Bewußtsein als Schädel und Hirn dar. Eigentlich ist aber dein ganzer Leib solche Darstellung des Bewußtseins. Und so ist jeder Lebensleib, jede lebendige Gliedergestalt dargestellte Seele, bewußte Seele. Als Gehirn braucht sich indessen die Seele nicht darzustellen — vollends die Allseele nicht — deren Gedanke ich bin!"

„Eigensinniger Prahlhans!" rief der Schädel. „Wann endlich

Digitized by Google

wirst du zugeben, daß du kein Gedanke einer Allseele bist, sondern ein Gedanke des Doktors hier — eine bloße Einbildung?"

„Merlins Eingebilde bin ich freilich — insofern ich auch in ihn hineingebildet werde — durch Pan — der mich denkt! Doch auf Merlin bin ich nicht angewiesen."

Mit Härte entgegnete der Schädel: „Du bist ausschließlich des Doktors Einbildung — bist seine Kreatur! Niemand sonst hört auf dein Gerede! Kein Pan kümmert sich um dich!"

In bläulicher Flamme flackerte der Wachholderzweig. „Und dieser Nadelleib? diese Farbe? diese Form? Ist das etwa auch nur Merlins Eingebilde?"

Ich nahm das Wort: „Es liegt mir fern, dich kränken zu wollen, lieber Zweig! Doch muß ich gestehen, dein Philosophieren ist meine Einbildung — und in gewissem Sinne ist allerdings selbst dein Äußeres meine Einbildung — ja! Wie du dastehst, blaue Säule, bist du eigentlich doch von mir gebildet. Hier gäbe es ja keine Farbe, keine Form ohne mich! Erst mein Auge bringt diesen Zweig mit dem Geäst und den blaugrünen Nadeln zu stande. Das alles sind Reizungen der Netzhaut, durch den Sehnerven auf das Gehirn übertragen. Im Gehirn entstehen die Empfindungen — Farben und Formen —, deren Gruppe ich Wachholderzweig nenne. Streng genommen also bist du Wachholderzweig nicht da draußen, sondern in mir — meine Vorstellung, meine Einbildung. Da draußen — unabhängig von meinen Sinnen und meinem Gehirn — ist kein Wachholderzweig. Mir stellt es sich als Wachholderzweig dar; — was es aber an und für sich ist, weiß ich nicht."

„Seele ist es — ganz einfach! Alles überhaupt ist Seele! Auch was du deinen Körper nennst, ist eigentlich Seele — Seele, die sich in bestimmter Weise der Seele darstellt — durch Vermittelung bestimmter Seelengebilde — Auge, Ohr, Hand sind Seelengebilde, nichts anderes. Siehst du das nicht ein? Wenn mein Nadelleib ein Eingebilde deiner Seele ist, — nun so muß auch dein Menschenleib Eingebilde sein. Form und Farbe ist ja auch dein Leib — Reizung der Netzhaut — mithin Eingebilde des Gehirns, wie du sagst. Hoffentlich bist du folgerichtig genug, das anzuerkennen."

„Allerdings! Was ich vor mir sehe, ertaste und überhaupt mit den fünf Sinnen empfinde, ist eine Reizung dieser Sinne, streng genommen des Gehirns!"

Der Schädel nickte: „Des Gehirns, das im Schädel wohnt! Ja, der Schädel ist das Gefäß . . ."

Digitized by Google

Der Wachholderzweig lachte kurz auf. „Wie aber steht es denn mit deinem Gehirn? Gehört es nicht zu deinem Körper? Wird es nicht ebenso, wie der ganze übrige Leib, mit den Händen ertastet, mit den Augen erblickt? Ist es nicht also ebenfalls nur eine Gruppe von Sinnesreizen, von Gehirngebilden? Haha, wie putzig — ein Ding durch sich selbst erklären zu wollen! Ich frage: was ist das Gehirn? Und Merlin antwortet: Eine Reizung des Gehirns! Merlin erklärt Eingebilde durch Eingebilde. Was ist der Apfelbaum? Der Sprößling eines Apfelbaumes! Warum? Darum! Haha!"

Der Schädel glotzte bestürzt. Alle Wetter! Dieser verachtete Wachholderzweig war ja ein schlagfertiger Philosoph!

Kleinlaut entgegnete ich: „Freilich ist es eigentlich nicht das Gehirn, was da empfindet — was die von außen kommenden Reize zu Empfindungen gestaltet. Was da empfindet, ist vielmehr das Unbekannte — das Gehirn an und für sich."

„Nun gut, Merlin! Was für ein Wesen ist denn nun aber das Gehirn an und für sich?"

„Ja, mein grüner Philosoph — da stellst du die Frage der Fragen. Das Gehirn an sich — das Ding an sich — das bleibt verborgen!"

„Aber," entgegnete der Zweig, „kennst du denn von dem Wesen, das da empfindet, nichts als die Art, wie es deinen Sinnen sich darstellt? Ist denn dein Geist ganz und gar Hirn? Dann wüßtest du ja nicht eher was von ihm, als bis du dein Hirn gesehen oder sonst wahrgenommen hast. Sein Hirn aber wahrzunehmen, gelingt wohl keinem Menschen, mag er auch seinen Schädel betasten. Dein Geist ist was anderes als dein Hirn! Er ist sich seiner bewußt — unmittelbar — ohne Zuthun der Sinne! Und eben der Geist ist es, was da empfindet!"

„Und mein Gehirn?"

„Ist ebenso wie all dein Leib nur Empfindung — oder, wie du sagst, Einbildung in deinem Geiste. Das, was Gehirn und alle Glieder an und für sich sind, ist dir unmittelbar und innig bekannt — ist deine Seele!"

„Ah, das ist stark!" knirschte der Schädel; „nun kehrt er die Geschichte um — nun stempelt er gar mich selber zu einer bloßen Einbildung!"

Zaudernd entschloß ich mich und gestand: „Meinetwegen! So sind Farbe und Form — und alle sinnlichen Eigenschaften — eben Einbildungen meiner Seele!"

„Jedenfalls nicht deines Gehirns; das ist selber Eingebilde!"

„Doch was folgt nun daraus? Mir scheint, ob ich das Einbildende

Digitized by Google

Gehirn nenne oder Seele, läuft für unsern Zweck auf eins hinaus. Einbildung so oder so — hier wie dort!"

Der Wachholderzweig lächelte: „Was daraus folgt! Du hast mich getröstet, Merlin, ich danke dir! Erst hast du den grünen Philosophen für ein Eingebilde erklärt. Nun erklärst du aber auch alle Körper und die ganze Welt der Sinne für Eingebilde. Da braucht sich der grüne Philosoph also nicht zu grämen! Kommt er doch nicht schlechter weg, als seine angesehenen Leidensgefährten, die sinnfälligen Dinge — nicht schlechter, als dieser anmaßende Schädel und Merlins eigener Körper."

„Wie? Ich soll an deine philosophische Seele ebenso glauben, wie an die Körper?"

„Allerdings! Wenn meine philosophische Seele nicht hinter die Körper zurückgesetzt zu werden verdient, hat sie das gleiche Recht auf Anerkennung."

„Den Körpern aber, die ich empfinde, entspricht etwas da draußen — unabhängig von mir!"

„Freilich! An und für sich sind sie Seele — Seele aus Pan — ein Gedanke Pans!"

„Und eben solch ein Gedanke Pans wäre der grüne Philosoph?"

„Du sagst es! Pan hat den grünen Philosophen in dich hineingebildet — so wie er auch die sinnfälligen Dinge in dich hineinbildet. Was nun Pan bildet, ist aus ihm und in ihm gebildet — gesondert. Alles Gesonderte aber hat eine eigene Seele — ist doch die eigene Seele nichts als das aus Pan und in Pan Abgesonderte!"

VIII.

Kinder und Dichter.

Der Schädel war starr vor Verblüffung. Dann kreischte er: „Sophisterei!"

Mein unwilliger Blick gebot ihm Schweigen, und ich wandte mich zum Wachholderzweige: „Halt einmal! Es ist doch ein Unterschied zwischen den körperlichen Dingen und dem grünen Philosophen. Dieser ist in meiner, nur in meiner Einbildung vorhanden; die körperlichen Dinge aber werden von allen Menschen eingebildet."

„Bravo!" pochte der Schädel. „Und die Mehrheit hat immer recht!"

Der Wachholderzweig versetzte: „Allerdings ist die Mehrheit weit-

Digitized by Google

aus empfänglicher für das Körperliche der Dinge, als für ihr geistiges Verhalten — das eben nur feine Seelen fühlen. Doch wenn auch die Feinfühligen in der Minderheit sind, — glaubst du etwa, die zarten Reize, die ein Merlin in Forst und Flur empfindet, hätten keine Gültigkeit, weil die Menge stumpf daran vorübergeht?"

„Er ist ein Aristokrat!" schrie der Schädel; „er verachtet die Mehrheit!"

„Schweig endlich!" herrschte ich ihn an.

Nun fing auch noch das Mikroskop wieder sein Geplapper an: „Ich finde, der Zweig hat recht! Auch mein Glasauge ist feinfühlig; es entdeckt, was kein Menschenauge bemerkt."

Unverschämt polterte der Schädel weiter: „Die Mehrheit hat immer recht! Demokraten . . ."

„Himmelkreuz . . .! Ich habe eure Weisheit satt!" Damit stand ich auf und sperrte den Schädel in den Schrank. Das Mikroskop that ich auch hinein. Da hatte er gebildete Gesellschaft!

Die Vase mit dem Wachholderzweig aber stellte ich neben mein Bett — wohin der Mondschein vorgedrungen war.

„Nun sind wir ungestört! Nun vollende deine Offenbarungen, lieber Zweig! — Ich gebe ja zu, wenn ich in dir eine tiefsinnige Seele empfinde, so ist dies geistige Verhalten des Wachholders zu mir nicht weniger wirklich, als seine Körperlichkeit. Indessen ist es wesentlich durch meine Eigenart bedingt. Der grüne Philosoph bedeutet nicht, daß der Wachholder wirklich philosophiert, sondern daß es mir so vorkommt."

„Aber, Merlin, alles, was du siehst und was du hörst, ist ja durch deine Eigenart bedingt und zeigt dir lediglich, wie ein Ding dir — deinem Auge, deinem Ohr — vorkommt."

„Doch mit Unterschied! Es giebt ein Empfinden, das allen Menschen innewohnt. Und es giebt eins, das mir besonders eigen, nicht aber allgemein ist. Jedermann empfindet deine Körperlichkeit, wenn er nicht blind und stumpf ist. Daß du aber eine tiefsinnige Seele hast, sagt lediglich meine besondere Einbildungskraft."

„Und du glaubst wohl mit dem Schädel, die Mehrheit habe immer recht? Dann würde ja jeder Wahn zur Wahrheit, wenn recht viele Leute daran glauben."

„Soweit gehe ich nicht! Ich meine nur, man darf das Sehen, Hören und Ertasten, das so regelmäßig sich wiederholt, nicht verwechseln mit einer phantastischen Auffassung, wie sie bei mir jetzt spukt — bei mir vereinzelt — wohl auch nur vorübergehend. Sonst wäre ja der Will-

Digitized by Google

kür Thür und Thor geöffnet — jede Laune, jede Phantasterei hätte Anspruch auf Allgemeingültigkeit . . ."

„So meine ich es nicht! Wenn du in mir den grünen Philosophen spürst, so darfst du deswegen nicht erwarten, daß alle Leute ebenso empfinden. Nicht jeder hat ja die Gabe, ein Merlin zu sein. Die ist wohl nur noch bei Kindern und Dichtern zu finden."

„Eine bedenkliche Gabe! Wie leicht verirrt sich ein Merlin — verführt von den Gaukeleien seiner Phantasie."

„Unbesorgt! Merlin wird ja geleitet durch die Mehrheit; dazu ist sie gut. Zwar hat sie nicht immer recht — doch sie hat die Macht, ihrem Empfinden Anerkennung zu schaffen."

„Wenn aber nun Merlin in der Einsamkeit haust — wie es sich für einen echten Merlin schickt —?"

„Dann unterschiede er immerhin das regelmäßige Verhalten der Dinge — ihre Sinnfälligkeit — von den wechselvollen, geistigen Offenbarungen ihres Wesens."

„Eine echte Offenbarung, wie kann sie wechselvoll sein? Offenbart sich geistiges Wesen des Wachholders wirklich im grünen Philosophen, so darf es nicht bald so, bald wieder anders erscheinen. Gleichmäßig verhält sich das Wesen."

„Ja, wenn dein Geist sich gleich bleibt! Doch bei verändertem Geiste verhält sich das Wesen eben anders. Hörst du auf, ein Merlin zu sein, so verstehst du natürlich nicht mehr die Offenbarungen des Wachholders."

„Du nennst es Offenbarungen des Wachholders; du meinst, so verhalte sich der Wachholder zu mir. Ich nenne es Offenbarungen meiner eigenen Art; meine Einbildungskraft verhält sich so zum Wachholder."

„Als ob dein Einbilden nicht herausgefordert wird durch den Wachholder! Als ob dein Verhalten zu ihm sich nicht richtet nach seinem Verhalten zu dir!"

„Du meinst — wenn ich dich recht verstehe — der Wachholder hat Anteil daran, daß er mir wie ein Philosoph vorkommt."

„Freilich! Er hat heimliche Weber, die seinen Prophetenschein weben."

„Schön! Die sitzen aber in mir, in meiner besonderen Art, ihn zu betrachten."

„Hast du denn eine ganz besondere Art? Giebt es überhaupt

Digitized by Google

etwas, das streng abgesondert wäre? Wurzelt nicht jedes besondere Stäubchen mit zahllosen Fasern im All? Offenbart sich im Gewächs nicht die Erde — der Himmel — Luft, Regen und Sonne — der ganze große Pan?"

„Nun gut! Aber worauf willst du hinaus?"

„Muß sich im grünen Philosophen neben deiner eigenen Art nicht noch was anderes offenbaren — das im Zellenleibe des Wachholders wohnt — und im Walde wohnt — in der Allseele wohnt?"

„Weber, die den Prophetenschein des Wachholders weben, wohnen in seinem Zellenleibe? — und im Walde? Wie soll ich das verstehen?"

„Sag an, Merlin! Warum bildest du gerade eine tiefsinnige Seele in den Wachholder hinein? Was dachtest du, als du neulich im Walde meinem Vater begegnetest? Wie kamst du dazu, einen Grübler, einen Eremiten in ihm zu spüren?"

„Er sieht so aus — mit seinem stachlich zusammengeschlossenen Gezweige, der starren Form, dem nebelhaften Grün. Auch ist der Föhrenwald so ernst . . ."

„Nun also! Da hast du die Weber, die den Prophetenschein weben. Nun gestehst du ja, daß sie nicht nur in deiner eigenen Art wohnen, sondern auch im grünen Zellenleibe — und im Walde . . ."

„In Pan, sagtest du auch! Wie soll ich das verstehen?"

„Ist es denn nicht Pan, der schließlich alles webt? Bildet er nicht in dich hinein den grünen Philosophen?"

„Und du meinst also, dies Eingebilde sei mehr als Laune?"

„Wahrheit ist es — ebenso gültig wie meine Leibhaftigkeit!"

„Wie kann Wahrheit sein, was so vereinzelt und unzugänglich — nur in mir — lebt?"

„Nicht nur in dir weckt Pan dies Eingebilde! An sinnige Baumseelen, an Waldgeister glaubte einst alles Volk. Damals spürte jeder Mensch im Haine die heiligen Dryaden, in den Gewässern die Nymphen und Najaden. Damals war jeder Mensch ein Merlin. Ja, damals hatte die Mehrheit schon eher recht. Jetzt ist ihr Sinn verkehrt; sie glaubt nur noch dem Auge, der tastenden Hand. Und nur Kinder und Dichter verstehen noch die Seelen der Dinge."

„Wie? Für alte Mythen willst du neue Geltung werben? Aufleben soll der Spuk der Waldgeister, der Erdmännlein und Wasserfräulein? O du Romantiker! Unsere Welt ist den Kinderschuhen entwachsen. Ja, wie ich Knabe war, da glaubte ich an Prinzessin Undine

Digitized by Google

und lauschte nach ihr im Schilfe. Doch denken lernte ich — und seitdem ist das Wasserfräulein tot — für immer."

Der Wachholder schüttelte lebhaft den Kopf: „Nicht tot — nur verborgen! Möchtest du das Wasserfräulein sehen? Ja? Nun, so komm mit mir!"

IX.

Das Wasserfräulein.

Eine Mücke sang an meinem Ohr — es klang wie eine ferne, leise Geige. Dann erwachte es drüben in der dunkeln Flur, schüchtern zwitschernd — ein knospendes Klangseelchen.

„Die Haubenlerche wird schon munter," sagte mein Begleiter, der junge Mann im grünen Rock.

Auch auf dem See begann es sich zu regen. Teichhühnchen riefen „Krick", prusteten mit den Flügeln und badeten den Schlummer aus ihren Köpfchen. Reglos schwammen noch die meisten — traumbefangen — dunkle Punkte auf der glatten Flut, die — veilchenfarben wie der Himmel — zu schlafen schien. Im Westen spiegelte der rotglühende Vollmond eine zitternde Feuersäule.

Wie er hinabsank in die schwarzen Kiefern drüben, lohte es aus dem Forste wie Brand und roter Rauch. Nun mußte bald der Morgenstern verblassen.

Der Muschelsand des Ufers knirschte unter unseren Tritten. Mit sachtem Plätschern wallte der See auf und nieder — der unruhige Odem eines Schläfers.

„Wir müssen ausschreiten!" mahnte mein Begleiter; „sonst ist das Wasserfräulein fort."

Nun traten wir in des Forstes tiefes Dunkel. In andächtigem Schweigen standen die Kiefern. Das lauschende Ohr vernahm nur unsern dumpfen Schritt auf dem nadelbedeckten Pfade. Manchmal raschelte etwas im Farrenkraut, und einmal war's, als tuschelten die Wipfel: „Sst! Da ist er — Merlin! Da ist er!"

„Warum sind sie so geheimnisvoll und feierlich?" fragte ich fast beklommen.

Mein Begleiter antwortete: „Sie erwarten die heilige Mutter — es dämmert schon."

Abseits standen ein paar dunkle Gestalten. „Guten Morgen!" murmelten sie, als wir vorübergingen.

„Waren das Waldarbeiter?"

Digitized by Google

„Der Grünrock versetzte: „Leute von meiner Sippe!“

Wir verließen den Pfad und schritten durch hohes Farrenkraut. Der Führer ergriff meine Hand und leitete mich an einer dunklen Masse vorbei. Ich bückte mich — es war ein kauerndes Reh. Es hob ein wenig den Kopf und blinzelte. Dann legte es ihn wieder mit behaglichem Seufzen.

„Wie verschlafen! Daß es so ohne Scheu liegen bleibt —!“

Der Grünrock meinte gutmütig: „Wovor sollte es denn Scheu haben? Wir Seelen thun ihm doch nichts!“

Eine Eule fauchte in den Wipfeln.

Die trockene Luft des Kiefernwaldes wich einem feuchten Hauche. Abwärts ging der Boden — wir kamen zum Erlengrunde. Von Morgengrau angedämmert, gaukelte Nebel das Fließ entlang.

„Wasserfräulein ist noch emsig,“ raunte mein Begleiter; „und sieh, da haben wir auch meinen Vater!“

Im grauen Dunst stand die hohe Gestalt des Alten — gehüllt in nebliges Blaugrün.

„Guten Morgen, Herr Förster!“ grüßte ich.

Hinter meinem Rücken spöttisches Kichern: „Herr Förster — hi hi! Herr Förster nennt er ihn!“ — Es waren Pilzmännlein — unter ihren giftroten Kappen grinsten sie hervor — albernes Volk!

„Sind Sie denn kein Förster?“ fragte ich schier verwirrt. Der Alte blinzelte belustigt und nickte: „Eine Art Förster — das schon! Wundert mich nur, daß Sie mich nicht wiedererkennen. Und wir haben doch lang und breit miteinander geredet. Wissen Sie nicht — Herr — Doktor — Merlin?“ Er betonte einzeln die Worte.

Ich riß die Augen auf. Wahrhaftig! Da stand ja der Wachholderbaum! Und der junge Mann, der mich hergeführt hatte — das war sein Sohn — ja, ja, der abgeschnittene Zweig! Wie konnte ich das nicht gleich sehen!

Ich war in einiger Verlegenheit. „Ich muß um Entschuldigung bitten. Ich war wohl etwas grob — neulich?“

Der Alte schmunzelte gutmütig: „Macht nichts! Kann vorkommen! Mißverständnis natürlich! Hauptsache, daß wir uns jetzt kennen — nicht?“

„Freilich, freilich! Und alle Hochachtung vor Ihrer Seele, Herr Juniperus! Ist eine echte, ehrenwerte Seele — ja!“

Befriedigt brummend nickte der Wachholderbaum.

Digitized by Google

„Und Sie, junger Mann," wandte ich mich an den Zweig, „ich habe Sie neulich wohl etwas gewaltsam entführt — was?"

„O — bin ganz gern mitgegangen," meinte der Wachholderzweig bescheiden. „Aber — Sie wollten ja das Wasserfräulein sprechen — da ist es!"

Eine weiße Gestalt im Erlengebüsch. Als ich näher trat, war's ein Kind — ein Mägdlein — das mich anlächelte. Wohl ein Fischertöchterlein. Die Schultern hüllte ein schlichtes Hemd, das die schmächtigen Arme frei ließ — wasserblau das kurze Röckchen, die Füße bloß — Schilf kränzte das Haar, das goldigrote, üppig niederfließende. Um den Hals lag eine Perlenkette. Oder waren es Wassertropfen?

„Bist du die Prinzessin Undine?"

Sie lächelte — und ich wußte, sie war es. So vertraut kam sie mir vor — als hätten wir Jahre lang miteinander gespielt. Ihr liebes Auge blau — heimlich tief wie ein Weiher im Walde. Schimmernd die Stirn — ein weiße Wasserrose. Süß durchschauert, blickte ich ihr ins Auge — und da war's auf einmal das Wässerlein, in das ich starrte. Am flüsternden Schilf stand ich, wo das Fließ sich in die Moorlake schmiegt.

Da — in den Erlenbüschen — wieder das weiße Schimmern — Undine, Undine!

Als ich aber hinging, sank es wie Nebel ins Wasser. Am Ufer war's an einer tiefen Stelle.

Ich fand kreisförmige Wellen — und sieh — draus blickte mich ein verschwommenes Antlitz an. Nun glättete sich die Flut — Undine war es nicht — ein blonder Knabenkopf staunte mir entgegen. So — ja so hatte ich ausgesehen — vor dreißig Jahren! Ich selber war das Spiegelbild — war wieder ein Kind!

„Undinchen!" rief ich; „wo bist du?"

„Hier — Mer—lin!" klang es im Singsang zurück — etwas Weißes huschte drüben am andern Ufer zwischen den Erlenstämmen.

„Was thust du?" rief ich.

„Ick — möt — tau—en!"

„Komm doch her—rü—ber!"

„Nee! De Botterblomen hebben noch Dorst!"

Auf einmal erhob sich fernes Rauschen. Näher kam es — und wogte über mir. Ich blickte hinan — hell blaute der Himmel, verklärt vom Morgenlichte — jubelnd wiegten die Kiefern ihre Häupter.

Und wie Geigen, Harfen, Posaunen kam eine Sturmflut von

Digitized by Google

Klang — so hehr — ich breitete die Arme. — O nimm mich hin, heiliger Strom! — Aufgehen laß mich in all der Andacht!

Und es röteten sich die Kronen der Kiefern — wie glühende Stangen gleißten Stamm und Astwerk. Nun war sie da, die liebe Mutter, die Sonne, die Sonne! Jauchzend hüpfte mein Herz — ich spürte, wie frisch des Waldes Pulse gingen — wie Baum und Kräuter den Morgenodem sogen — wie Erlenblättchen und Nadelbüschel wohlig sich spreizten und dehnten.

Leiser, stiller ward des Lichtes Musik. Das Gezweige, in dem sie zitterte, gewöhnte sich an die Berührung des Tages. Nur ein Summen noch — ein Säuseln — ein feines Wellenspiel von Melodie — und dann heitere Ruhe — Waldesfriede.

Doch ein anderes, ein derbes Jubilieren erfüllte die grünen Hallen — Buchfinken schmetterten — Blaumeisen und Goldammern zirpten — der Specht hämmerte seinen Wirbel — spielende Eichhörnchen raschelten die borkigen Stämme hinan — im Schilfe der Moorlake schwatzten die Rohrspatzen übermütig.

Und Undine? Stand sie nicht drüben zwischen Halmen? Ihr Gewand warf sie in die Lüfte, wo es zerrann wie Nebel. Und verschwunden war sie — in die Flut hinuntergetaucht.

Ich eilte zum Ufer und spähte — sah aber nur Seerosenschnee, er wiegte sich auf den blauen Wellen — Undine war fort.

Da that mir weh das Herz und ward so schwer — ich wollte hinsinken — der Verlorenen nach. Es kam mir vor, mein Schwesterlein sei ertrunken. Ich hatte einmal gesehen, wie ein Schiffer eine Mädchenleiche herauszog — und am Ufer bettete die triefende Gestalt mit dem blassen Gesicht. Um den Hals lag eine Perlenkette mit einer herzförmigen Kapsel. Da war mir nun, als sei Undine das ertrunkene Mägdelein . . .

„Warum so traurig?“ Es war des alten Wachholderbaumes Stimme — der hinter mir stand.

„Sie ist ja nun — tot!“ erwiderte ich dumpf.

„Tot? O nein! Sie ist nur verwandelt!“

„Sie lebt?“ fuhr ich in froher Bestürzung auf. „Wo ist sie?“

Da winkte es weiß aus Kiefernwipfeln. — „Das ist ihr Gewand!“ meinte der Alte. Ein Wölkchen schwamm am blauen Himmel.

„Und sie selbst?“ Suchend blickte ich in die Erlenbüsche. Da äugelte es regenbogenfarben. — „Ihre Perlen!“ nickte der Alte — und ich sah sie schimmern an den Gräsern und im Kelch der Anemone.

Digitized by Google

Wie ein Schlafwandler irrte ich umher. „Wo ist denn das Herzchen, das an den Perlen hing? Ich muß es haben!“

Verwundert starrte mich der Alte an.

Ich fuhr fort: „Ja, es war eine silberne Kapsel! Der Schiffer weiß es.“

„Welcher Schiffer?“

„Der die Leiche herauszog!“

„Du hast geträumt, Merlin!“ begütigte der Alte.

„Nicht geträumt! Erlebt habe ich das!“

„Erlebt?“ Der Alte nickte und murmelte: „Nun freilich! Leben ist ja Traum!“

Ich stutzte und besann mich. „Wie? Was ich erlebte, wäre Traum? Wie soll ich das verstehen? Traum? — Und das sagst du mir? Du, ein stummer Wachholderbaum? Der du selber nur Traum bist? Denn du bist ja kein Förster und bist kein alter Mann! Ich träumte bloß, du habest eine Seele — und könnest reden — und der abgeschnittene Zweig sei dein Sohn — und das Wasserfräulein — die liebe Undine — ach, alles nur Traum — tot, verloren!“

„Aber Traum — ist ja Leben!“ tröstete eindringlich der Wachholderbaum — und . . .

„Kuckuck,“ rief es — „Kuckuck — Kuckuck . . .“

Ich zählte: „Vier — fünf — sechs — sieben!“

Sieben Uhr! Ich fuhr empor.

Da hing meine Kuckucksuhr — sie räusperte sich und schwang herausfordernd den Perpendikel. Die Morgensonne schien durch den Fenstervorhang auf den Wachholderzweig. Steif stand er in seiner Vase.

X.

Traum ist Leben.

Ah! Jetzt also träume ich nicht mehr! Dies Bett und diese Uhr — und draußen der sonnige Morgen — das ist kein bloßes Eingebilde! Feste, greifbare, eigensinnig beharrende Wirklichkeit ist das!

Was habe ich da wieder zusammengeträumt! Wahn! Schaum!

Und doch! War nicht auch dieser Traum sinnfällig und aufdringlich? War er nicht wie Wirklichkeit? Mit vollkommener Deutlichkeit habe ich das Wasserfräulein gesehen, ihre liebe Stimme gehört . . .

Gesehen? Gehört? — Ich glaubte zu sehen, zu hören! Ich glaubte nur! Nicht mein Auge gab mir ja die Gestalten, nicht mein

Digitized by Google

Ohr brachte die Stimme, sondern meine Einbildungskraft! Vorhin ruhte mein Auge geschlossen. Erst jetzt, da ich erwacht bin, ist es offen und thätig.

Wie aber, wenn ich gerade jetzt träumte? Wenn ich jetzt nur glaubte, mit den Augen dies Zimmer zu sehen — so wie ich das Wasserfräulein zu sehen glaubte —? Kann nicht das eine so gut wie das andere sein?

Doch wohl nicht! Ich habe ja Bürgen dafür, daß dies Zimmer wirklich vorhanden ist! Käme jetzt mein Freund Oswald, er würde sehen, was ich sehe — würde bezeugen: Hier steht die Vase mit dem Wachholderzweig, dort schwingt die Kuckucksuhr den Perpendikel . . .

Hollah, Oswald! Da lasse ich dich auf einmal als Autorität gelten — ich, der rastlos grübelnde Zweifler — der grundsätzlich solche Bürgschaft verschmäht — der sogar bezweifelt, ob dies Zimmer mehr ist als Traum. Das reimt sich schlecht zusammen!

Ist dies Zimmer Traum, — nun, so ist eben auch der eintretende Besucher Traum! Dann bist du, Freund Oswald, nur eine Traumgestalt — mit all deiner Weisheit meine bloße Einbildung, haha! Und es hilft dir nichts, wie lebhaft du auch leugnen magst. Protestiere, so viel du willst — du protestierst in meiner Einbildung!

Weshalb soll ich dir mehr glauben, als dem alten Wachholderbaum? Der hat auch versichert, ich träume nicht! Traum ist ja Leben, hat er gesagt. Weswegen sollst du mir ein besserer Bürge sein, als der Wachholderzweig — der bezeugte, es gebe ein Wasserfräulein —?

Ich weiß wohl, was du erwidern willst, Oswald! Wasserfräulein — wirst du sagen — die tauend am Waldfließe huschen, ihr Gewand zu Nebel zerflattern lassen und im Weiher zerrinnen — kichernde Fliegenpilze — solch Märchengesindel kommt nur im Traume vor. Die wirkliche Welt ist anders. Streng nach den Naturgesetzen geregelt, schließt sie jedes Wunder aus . . .

Hiermit, Oswald, sagst du aber lediglich, daß die Wunderwelt des sogenannten Traumes nicht dieselben Regeln, nicht die gleichen Naturgesetze hat, wie die andere Welt — die du wirklich zu nennen beliebst — weil du parteiisch auf ihren Standpunkt trittst!

Regel, Ordnung waltet ja auch in den Wundergebilden! Freilich ist es nicht die Ordnung der bekannten Naturgesetze, wie sie in den gelehrten Büchern verzeichnet stehen. Doch weshalb sollen gerade diese Naturgesetze die ganze Wirklichkeit ausmachen?

Die Wunderwelt lacht wie ein Kind über diese Naturgesetze und

Digitized by Google

setzt sich keck darüber hinweg. Sie läßt Pilze kichern und Wachholderbäume reden! Das sind ihre Naturgesetze!

Da habe ich des Rätsels Lösung! Nebenbuhler sind die beiden Welten. Eine streitet immer wider die andere. Und jede bringt dieselben Streitgründe vor, wie die andere. Die Seite, wo wir nun gerade stehen, scheint uns die überzeugenden Gründe zu haben. Sind wir wach, so glauben wir dem Wachsein und lassen den Traum nicht gelten. Träumen wir, so ist die Welt der wachen Sinne zerronnen wie Schaum, und dann glauben wir dem Traum.

Fürwahr, Oswald! Wärst du nicht befangen, du müßtest gestehen: Wahr spricht der Alte — Traum ist Leben, Leben Traum!

So lebt denn Undine! Verwandelt ist sie nur! Durch mein Erwachen verwandelt! Was im Traume Seele war, ist verwandelt in Formen, wie sie die Ordnung der wachen Sinne ausschließlich gelten läßt — verwandelt in Wolke, Tau und Teich.

Wer aber noch mit Träumeraugen zu schauen versteht, mit dem aufrichtigen Kinderblicke, diesem Lichte, das aus Pan stammt — wer ein Merlin ist — der findet in Wolke, Tau und Teich nicht nur H_2O, sondern auch Undinens liebe Seele. Ihm leben Dryaden im Walde — die Sonne ist eine seelenvolle Mutter, — fühlend, bewußt die ganze große Welt!

Dank dir, weiser Wachholderbaum, daß ich wieder glauben darf an Gedichte! Lachend thut sich der Kindheit Märchenland auf — der überkluge Störer verstummt — in mir versöhnt sich alles in vollen, seligen Klängen.

Lyrik des Auslandes.

Aus dem Cyklus „Love in Exile".

(Mathilde Blind.)

Ich pflanzt' einen Rosenstrauch im Garten
In frühen Tagen — das Jahr war jung . . .
Ich dacht', er sollte mir Rosen tragen
In den Stunden des Sommers, Rosen genung.

Digitized by Google

Mein Rosenstrauch, er trug nur eine —
Eine weiße Rose, in hoher Pracht
Wie der Mond am Himmel, der einsame, reine . . .
Und es traf sie ein Blitz in der Sommernacht.

Dresden. Aus dem Englischen von Bodo Wildberg.

Aus dem Münchener Kunstleben.

Der Münchener Hoftheaterintendant Ritter von Possart ist ein vielseitiger Künstler: Schauspieler, Organisator, Regisseur und Szeniker par excellence, Finanzgenie, neuerdings, freilich mit weniger Glück, dramatischer Autor, Rezitator und Wiedererwecker des Melodrams. Possart liebt weder als Theaterfeldherr noch als Autor die Moderne. Auch an seinen Rezitationsabenden, von denen er diesen Winter zwei veranstaltete, tritt er als regierendes Prinzip vor uns, als Opposition gegen den Naturalismus der Idee, des Wortes und der Geberde. Man wird noch nie aus Possarts Munde Dichtungen moderner Realisten, nicht einmal von Fulda und Sudermann, gehört haben. Dafür treten in geschlossener Phalanx auf die Klassiker, die Neuromantiker und die idealistisch stilisierenden Epigonen, die Geibel, Heyse, Schack, Stieler, Tennyson und Strachwitz. Die Frage ist nur: wählt man das klassische Jambenpathos aus deklamatorischer Wahlverwandtschaft oder liegt hier eine Opposition gegen die Zeitströmung aus tieferen litterarästhetischen Gründen vor? Ich glaube bei Possart an das Gesetz vom hinreichenden äußeren Grund. Denn es ist ja klar, daß ein Anhänger der alten Schule sich in dem unzeitgemäßen Stil der Rezitation mit ihren nur schattenhaft angedeuteten Bewegungen und gewissermaßen nur skizzierten Geberden noch am wohlsten fühlt, wenn er die auf die „Kunst der Rede", auf einen übertriebenen rhetorischen Ausdruck, auf ein erkünsteltes Organ berechneten Deklamationen der idealistischen Richtung vorträgt, wenn seine Stimme vibriert, seine Augen im schönen Wahnsinn rollen, und er poser devant la salle darf. Am besten rettet sich Possart aus den beiden feindlichen Lagern der Alten und der Jungen in die goldene Mitte des Märchens und der symbolisierenden Legende. In der That, wenn er, im Lutherstuhl sitzend, Volkmann-Leanders süßes Märchen „Vom unsichtbaren Königreich" schlicht, fast kindlich erzählt, so haben wir einen einheitlichen, harmonischen Genuß und freuen uns, wie vorzüglich der unerreichte Sprachvirtuose sein modulationsfähiges Organ auf den intimen Lauscheton des Märchens einzustellen weiß. Doch siehe, alle Eigenschaften des alten Stils, das Konventionelle der Rhythmik und der Reimbetonung, die deplazierte Mimik, der Kampf der ausbrechenden und von der Etikette des Podiums

Digitized by Google

schnell wieder unterdrückten Nüancen der Charakteristik, das pathetische Hohlrollen: alles dies erwecken von neuem Karl Stielers „Hochlandslieder" mit ihrem in tausendjähriges Lindenholz geschnitzten deutschen Geschichtsrepertorium: „Unter der Linde", erwacht auch Lauffs sentimentale Weihnachtshistorie: „Benedicamus Domino". —

Das Melodram soll wieder zum Scheinleben galvanisiert werden. An den Wiederbelebungsversuchen hat, anknüpfend an Humperdinck und Adalbert v. Goldschmidt, auch das Triumvirat Strauß-Schillings-Possart seinen berechtigten Anteil. Jüngst hörten wir drei neue melodramatische Balladen, ohne daß die Emphase Possarts und die neuen Töne Draeseckes, Straußens und Alexander Ritters dem vormärzlichen Stilzwitter Bendas frisches Blut hätten in die erstarrten Adern strömen lassen. In seiner Lisziperiode schrieb Draesecke eine Reihe herber, in spröder Kraft verhallender Akkorde zu Strachwitzens gutgemeinter Ballade: „König Helges Treue". Welcher Kontrast, wenn das altväterische „Schloß am Meer" mit einem Tongewand des nervösen, in immer manierierteren „Überklängen" schwelgenden Strauß verbrämt wird! Ein kerniges Stück dagegen ist Alexander Ritters im Manuskript vorliegendes Melodram: „Herr Walter und die Waldfrau" von Felix Dahn. Wenn, was jetzt nur Andeutung Possarts ist: die tonale Übereinstimmung von Wort und Melodie, erst allgemeine Erfüllung sein wird, kommen wir auf dem natürlichsten Wege abermals zur Überwindung des Melodrams durch das Lied.

Wir lernen eins um das andere überwinden. So sind unsere künstlerischen Forderungen beim Bühnenwerk inzwischen auch über die Korrektheit des Milieu stark hinausgegangen. Das bewies die starke Opposition, die im Münchener Schauspielhause Wolzogens „Lumpengesindel" hervorrief, das nach 5 Jahren zum erstenmale wieder in Szene ging. Als in unserer modernen Spitalkunst und verbissenen Tendenzlitteratur der Humor wieder aufzutauchen begann, freuten wir uns, die wir satt waren des grüblerischen Aufspürens psychopathischer Fälle, des Wühlens im Allzumenschlichen, die wir trauerten nach dem verlorenen Hellenentum und der verlorenen Renaissance. Da kam Wolzogen und lehrte uns lachen — lachen freilich nur in einer Art Ferien des Geistes. Aber als wir genug gelacht hatten, kam wieder das Heimweh nach den tiefen Glockentönen ferner Edelkunst. Unsere Denksucht regte sich wieder. Nicht mehr belustigt sein wollten wir, wir suchten nach der großen Lust, welche das Leben adelt. Wie wir aber auch unter dem Humor nach ein paar tieferen Tönen tauchten, bei Wolzogen fanden wir diese Grundtöne, die das Bühnenwerk erst zum Kunstwerk stempeln, nicht. Wer wird uns das große, das heilige Lachen bringen?

Hans v. Gumppenberg hat vielleicht, als er an seinem Schreibtisch sein eben am Münchener Hoftheater zur ersten Darstellung gelangtes Schauspiel „Der erste Hofnarr" mit doktrinärer Beweisführung ausklügelte, davon geträumt, für die Welt dieser versöhnende Heiterkeitsbringer zu werden. Durch das Medium der Schaubühne wollte er seine ethisch-philosophische Mission erfüllen und die Disharmonie des Lebens zu einem verträumten Pantheismus auflösen. Und das Prophetentum hat so von dem Autor Besitz genommen, daß er der litterarischen Form seiner Bekehrungsweisheit gar nicht achtete und zu dem allerunzeitgemäßesten Gewande griff. Das Milieu des grauesten Mittelalters, die lebensfremde, alte Jambensprache umspinnt die wohlersonnene Fabel, welche uns Wilfrid, den

Digitized by Google

außerehelichen Sohn Karls des Großen, als Spielball der wechselnden Geschicke zeigt. Dysbolos, der Weltverächter, und Pamphilos, der Lebensfreudige, zwei Weise aus dem Ostreich, sind ihm als Berater beigegeben. Von Geschehnis zu Geschehnis geworfen, deren keins die leiseste Willensentfaltung des jungen Lebensschülers herbeiführt, schwankt er bald zwischen der hellen, bald zwischen der dunklen Weisheit. Die Tragik der großen Abenteuer lebt wieder auf, Schicksal und Verhängnis rauschen, während die freien seelischen Antriebe schlummern. Zerzaust vom blinden Fatum, wählt er nach den Verzweiflungswehen zuletzt doch das methaphysische Zuckerbrot der Heiterkeitslehre, die das Glücksverlangen zwar nicht stillt, aber stille macht. Ein Pyrrhussieg! Mit den Trophäen der schmerzlich errungenen Philosophie zieht er in der Maske des Possenreißers an den Hof und macht seinem kaiserlichen Vater und dessen Schranzen den grotesken Mummenschanz des Lebens klar. Alles sei Maskenspiel und alle Menschen Masken, in denen ein Stück Allgeist sich manifestiere. — Diese Stoikerlektion — denn vom befreienden Hedonismus ist Gumppenbergs Evangelium abgrundtief entfernt — wirkte natürlich auch durch die überlebte Form überaus ermüdend. Ein energischer Protest der Hörer warf das schemenhafte Werk zu den Toten. Alle Darsteller feierten einen Triumph der Unnatürlichkeit, wozu die Hypertrophie der Jamben allerdings geradezu aufforderte.

Die Münchener Litterarische Gesellschaft beschloß mit der Aufführung von Gabriele D'Annunzios „Ein Frühlingsmorgentraum", W. v. Scholzs „Mein Fürst" und A. Schnitzlers „Der grüne Kakadu" ihre diesjährige Spielzeit. Alle drei Werke sind in ihrem äußerlichen Bau, ich meine die einaktige Form, gleich, und auch gleich wirksam in ihrer prägnanten Kürze. In unserer dichterischen Prosa herrscht schon geraume Zeit der „Notizenstil", in der Lyrik wird unter Führung Arno Holzs potenzierteste Ausdrucksweise angestrebt, nur das Drama steht noch zurück in relativer Weitschweifigkeit. Ibsen gab den Anstoß, daß das Drama nur „Katastrophe" sei, und ich glaube, daß der Einakter mit seiner Gedrängtheit im Kreislauf unserer Litteratur diejenige Kunstform sein wird, deren sich die neue und dominierende Strömung auf dramatischem Gebiete als Ausdrucksmittel mehr und mehr bedient.

In ihrem inneren Wesen waren obengenannte Stücke um so verschiedener, so daß die Wirkung des einen von der des anderen überholt werden mußte. Am meisten mußte D'Annunzios duftig-zarter Frühlingstraum unter der Assoziation leiden. Der berückende Wohllaut und die ätherische Bildlichkeit dieser Dichtung muß weiterschwingen können, wir dürfen nicht jäh durch ein nachfolgendes Werk ganz andern Stiles ernüchtert werden. Offenbar teilte das Theaterpublikum diese Ansicht nicht. Es zerstörte in eindeutigster Opposition den seraphischen Frühlingstraum D'Annunzios, der heute wohl neben Maeterlinck der differenzierteste und am fernsten wandelnde Dichter ist. Ja, eine Handlung oder eine Zeitfrage giebt D'Annunzio freilich nicht. Weit ab liegt ihm die Tragik des Alltags. Wenn er spricht, ist auf eine kurze Spanne Zeit Feiertag um uns und in unserer Seele. Über unserem Haupte hin schweben dann des Dichters Worte wie weiße Vögel, deren linder Flügelschlag uns ein Land der Schönheit ahnen läßt. Und darum hätte ich geglaubt, daß auch die auf strengkalte Bühnenrealistik Eingeschworenen von der tiefen Schönheit der Poesie D'Annunzios hätten ergriffen werden müssen. Aber was sollen sie mit dem Gestammel der Wahnsinnigen anfangen? Eine ganze Nacht hielt sie den Ge-

Digitized by Google

liebten im Arm, und dieweil sein heißes Blut ihren Leib tränkte, floh das Licht ihrer Seele in ferne Weiten. Nun wandelt sie traumverloren durch die blühende Frühlingspracht und spricht zärtlich-irre Worte, träumt schöne, wirre Träume. Und Schwester und Pflegerin erträumen für die arme Kranke das Wunder der Heilung durch die sieghafte Jugend und Lebenskraft, die von dem Bruder des ermordeten Geliebten ausgehen soll. Der Ersehnte kommt, aber sein Anblick verwundet das Auge der Armen nur noch tiefer. So irrt sie weiter mit den Seelenschauern, die das rote Blut des Geliebten ihr geweckt, durch das blühende Grün des Frühlings. Es war ein Traum!

Aus Träumen mitten in das Leben versetzt uns W. v. Scholz mit seinem „Mein Fürst". Die Ährenlese einer sozialpolitischen Weisheit — etwas stark nach Berliner nationalsozialem Katheder schmeckend —, die, ihrer dramatischen Einkleidung beraubt, zu einer Standrede zusammenschrumpft, die ein Prinzenerzieher dem angehenden Herrscher hält. Zuletzt ein großes Fragezeichen, mit dem wir entlassen werden. Wird der Fürst, wie sein Berater dozierte, auf die „Unterströmung" hören, die mit geheim treibender Kraft eruptiv zu Tage tritt in den Revolutionen? Wird er sie in ein ruhiges Bett zu lenken wissen? Scholz weiß es so wenig wie wir. Herr Poffart gab den pädagogischen Mahner schlicht und eindringlich, wurde aber von den erregteren Momenten zur großen Gebärde und pathetischem Tonfall verführt. Herr Lützenkirchen als prinzliches Versuchskaninchen ließ durch die kecke Souveränität die dämmernde Empfindung hindurchblicken, daß er sich bewußt, auf einem Vulkan zu tanzen. Die Szene hatte einen freundlichen Erfolg.

Den ganzen vulkanischen Tanz brachte uns aber Schnitzler mit seinem grotesken „Kakadu". Eine blutrote Farçe inmitten der größten Tragik entfesselter Instinkte, geistreich und lebensvoll bewegt auf die Bühne gestellt. Während draußen die Revolution mit all' ihren Greueln tobt, wirbelt es in Prosperes Spelunke „Zum grünen Kakadu" in buntem Durcheinander. Schnitzler ist unter die Veristen gegangen. Neben dem Pathetischen hat ihn das Grausige gepackt. Die Satire schöpft unter den Greueln kleine Lächerlichkeiten zu Tage. Aber auf diesem Wege kann Schnitzler sich zu aristophanischer Größe auswachsen, wenn er etwas tiefer seine Anker senkt, um den mächtigen Energien, welche die Weltgeschichte formen, nachzuspüren. Das Stück verlangt eine große Regiekunst. Herr Savits hatte die Momentbilder der grotesken Szene mit allen Effekten herausgearbeitet.

Wilhelm Mauke.

Digitized by Google

Kritik.

Romane.

Knut Hamsun: Redakteur Lynge. München, Albert Langen. 278 S.

Inwieweit die Übersetzung treu ist, kann ich nicht entscheiden. Wie deutsches Original liest sie sich nicht. Der Satzbau hat oft ärgerliche Schwächen. Die Spuren flüchtiger Arbeit sind häufiger, als sich mit einer gewissenhaften litterarischen Leistung verträgt. Ein Beispiel: „Gegen Weihnachten, als der Radfahrersport ein Ende hatte und sich weniger Stoff für das Blatt fand, fügte ein glückliches Schicksal es, daß Lynge einen Geistlichen in die Hand bekam, einen bekannten Konservativen, der angefangen hatte, die sozialen Fragen zu studieren und genug Mut und Mannesherz hatte, diese ernste Sache u. s. w." Hatte, hatte, hatte. Und der nächste Satz wieder: „Nichts konnte Lynge gelegener kommen als dieser Mann, ein echter Geistlicher und Konservativer, der angefangen hatte u. s. w. und bereits eine Reihe von Artikeln ihm übergeben hatte." (S. 89 ff.) Für dieses ulkige Deutsch, das in keinem Schuljungenheft ungestraft stehen dürfte, ist Maria von Borch verantwortlich, die als autorisierte Übersetzerin auf dem Titelblatte prangt. Es war mir nicht möglich, das Buch zu Ende zu lesen. Was ich gelesen habe, war auch stofflich nicht fesselnd genug, um über die — sagen wir höflich: reizlose Darstellung zu trösten. Hamsun erfreut sich des Ruhms eines geistvollen Erzählers und tiefen Psychologen. In seinem „Redakteur Lynge" hat er wohl den Beweis erbringen wollen, daß er auch trivial und oberflächlich zu sein versteht. Das ist seine Sache. Aber den deutschen Büchertisch soll man mit einer solchen Leistung nicht zu zieren vermeinen.

M. G. Conrad.

Johannes Schlaf.

Novellen I (Leonore u. Anderes). — Stille Welten. Neue Stimmungen aus Dingsda. — Berlin, F. Fontane & Co.

Es ist erstaunlich, welche zähe Willensenergie Schlaf immer wieder entfaltet, trotz aller seelischen und körperlichen Leiden. In letzter Zeit hat er eine bewundernswerte Rührigkeit an den Tag gelegt, und so ist außer den beiden mir hier vorliegenden Prosabänden inzwischen noch das Drama „Die Feindlichen" sowie ein Band Gedichte im Verlage von J. C. C. Bruns, Minden i. W., erschienen.

Unter seinen Novellen finden wir freilich viele Bekannte. „Leonore" z. B. selbst ist den Lesern der „Gesellschaft" wohl noch aus dem vorigen Jahrgang in Erinnerung. Neu war mir der Cyklus „Allerlei Liebe", in dem Schlaf auf dieser empfindlichsten aller Saiten eine ganze Skala von den zartesten bis zu den schrillsten Tönen erklingen läßt! Schlaf hat Augen, die bis in die tiefsten Tiefen sehen, und ein so feines seelisches Empfindungsvermögen, daß die geheimsten seelischen Regungen in ihrer ganzen Nacktheit wie unter einem Seziermesser vor ihm liegen. So wirkt das robuste „Versöhnung" in seiner krassen Realistik ebenso grausam wie zwingend auf uns. Man leidet unter dieser Brutalität und fühlt doch ihre Alltäglichkeit. Und dazwischen das blasierte, müde „Ein Pla-

Digitized by Google

toniker" mit dem seltsamen, halb schmerzlichen, halb ironischen Lächeln um die Lippen! Und dann wieder „Die jungen Leute" und „Maiabend" mit der ganzen Frische eines Menschen, der grade im Kleinen und Kleinsten das Größte sieht und mit einer beinahe kindlichen Freude jede Lebensregung in sich aufnimmt, auf sich wirken läßt, ihr nachspürt und in feinen, sauberen Strichelchen festhält.

Von dieser Art sind vornehmlich die „Stillen Welten", in die uns Schlaf führt, nur, daß zu ihnen sich noch ein anderes gesellt: das ist ein sich Einsfühlen mit der Natur, ein Aufgehen und Schwelgen in ihr und allen ihren Formen, das stellenweise zu einer wahren dionysischen Verzücktheit anschwillt und so wundervolle, tiefe Akkorde anklingen läßt, daß seine Worte zu mystischem Stammeln werden und man die vom Sturmeswinde erregten Töne einer Aeolsharfe zu hören meint! In dieser Verzücktheit werden ihm die ewigen Wahrheiten des Farbenrausches und Duftes der Blumen, der Wolkengebilde, Windesströmungen und Bergeslinien offenbart und er empfindet sie als eins mit seinen Blutwallungen, den Vibrationen seines Nervenfluidums, und es gebären sich Ideen und Gedankenfolgen in ihm — die sich zu einer ganzen Dichtung entfalten.

Dieses allzu sensible, krankhaft gesteigerte Fühlen und Erfassen ist die Klippe, an der jede Natur notwendigerweise scheitern muß — sind doch selbst gefestigte Charaktere wie Nietzsche und Strindberg daran zu Grunde gegangen. Wäre Schlaf nicht gleichzeitig auch mit der stillen Beschaulichkeit und Behaglichkeit des naiven Menschen begabt, der trotz aller seiner Weisheit und bitteren Erkenntnis sein Lebelang das große Kind bleibt, dem alles neu, wunderbar, rätselhaft und lusterweckend ist, so würde er sich wohl nicht immer wieder zu finden wissen. So hat er aber darin ein erlösendes Gegengewicht! Ihm verklärt sich alles, selbst das ödeste Philisterium — die simpelste Begebenheit, alles übergießt er mit den bunten Farben stillen Humors und weiß doch auch wieder die allgemein menschlichen Regungen herauszuspüren und die unter der Hülle der Alltäglichkeit verborgene „tiefere Natur" aufzudecken. Wer stillen und weiten Stimmungen nachgehen kann und sich in den stillen Welten der von dem ewigen Gedanken beseelten Natur zu verlieren vermag — wer die Schauer des ahnenden Erkennens mit der Freude am Kleinen, winzig Alltäglichen zu verbinden weiß, wird seine Freude an dem Buche haben.

Kurt Holm.

Henri Lichtenberger.

Henri Lichtenberger: Richard Wagner, poète et penseur. Paris, Felix Alcan. IIème éd. 10 Francs.

Henri Lichtenberger, professeur adjoint à la Faculté des lettres de l'université de Nancy, gehört zu den französischen Forschern, die ihre Landsleute in deutsches Geistesleben einzuführen suchen. Und vielseitig wie er ist, hat er sich auf ganz verschiedenen Gebieten hervorgethan, auf litterargeschichtlichem wie auf sprachlichem, auf philosophischem und ästhetischem. Sein erstes Buch dieser Art behandelt „Le poème et la légende des Nibelungen" (1891), sein zweites hat „Histoire de la langue allemande" (1895) zum Inhalt, und beiden ist in deutschen Zeitschriften, z. B. in den „Jahresberichten für deutsche Litteraturgeschichte", in den „Litterarischen Zentralblättern" und in der „Deutschen Litteraturzeitung", eine überwiegend günstige Besprechung zu teil geworden. Seine dritte Arbeit „La philosophie de Nietzsche" (1898), die es bereits bis zur 3. Auflage gebracht hat, bildet ein wichtiges Glied in der groß angelegten „Bibliothèque de phi-

Digitized by Google

losophie contemporaine". In seinem letzten und wichtigsten Werke aber bewährt er sich als Philosoph und Ästhetiker zugleich. Es betitelt sich „Richard Wagner, poète et penseur", ist ebenfalls in der genannten Sammlung erschienen und liegt schon in 2. Auflage vor.

Lichtenberger ist Wagner-Schwärmer. „Richard Wagner est, depuis Goethe, le plus grand événement de l'art allemand" — das ist seine felsenfeste Überzeugung. Und von diesem Standpunkte aus unternimmt er es, nicht die Bedeutung des Komponisten, „dessen Genie niemand mehr bestreite", sondern die des Dramatikers, des Ästhetikers und des Denkers zu erörtern, und zwar die Bedeutung des Dichters in organischer Verbindung mit der Tonkunst. Hierbei folgt er der zeitlichen Anordnung der Thatsachen, wie sie sich nicht minder für das Studium von Wagners Musikdramen als für die Prüfung seiner im Laufe der Jahre wechselnden philosophischen, ästhetischen und politischen Ansichten empfiehlt, und er ordnet den Stoff übersichtlich nach den vier Lebensabschnitten, „Wagners Jugend" (1813—42), „Wagner in Dresden" (—1849), „Wagner im Exil" (—1861), „Wagners Rückkehr und W. in Bayreuth" († 1883). Jede Polemik liegt ihm fern, und ebensowenig geht er darauf aus, überraschende Gesichtspunkte in der Wagner-Frage zu entdecken. Vielmehr begnügt er sich, in der Rolle eines objektiven Berichterstatters ihren gegenwärtigen Stand darzuthun. Und so besteht sein Hauptverdienst in der geschickten Auswahl, Anordnung und Ausnutzung des riesigen Stoffes, den ihm die Werke des Dichterkomponisten, sein Briefwechsel und die Wagner-Litteratur liefern, in der tiefen Erfassung seiner Aufgabe sowie in der Glätte und Durchsichtigkeit der Darstellung. Kein Wunder daher, wenn uns das Buch trotz seines Umfanges (506 S.) von Anfang bis Ende fesselt: es ist ein glücklicher Versuch, Wissenschaft und Kunst zu popularisieren. Selbst schwierigere Abschnitte, z. B. die Erörterung des symbolischen Gehalts von Wagners Musikdramen, seine Regenerations-Utopie, seine Rassentheorie à la Gobineau, lesen sich leicht und flüssig, ich möchte fast sagen wie ein Roman. Ganz besonders anziehend aber ist das Schlußkapitel (V), wo der Verfasser „kühl bis ans Herz hinan" die Verdammungsurteile Nietzsches, des einstigen Verehrers von Wagner, sowie die Nordaus über den Cagliostro, den Komödianten, den Degenerierten mit den bewundernden Huldigungen von Chamberlain und Glasenapp zusammenstellt und ihre völlig entgegengesetzten Urteile aus dem Geiste des Jahrhunderts heraus zu erklären oder zu vermitteln trachtet. Was ist Wahrheit und wo ist sie? Auf Einzelheiten einzugehen fehlt hier der Raum, auch widerstrebt der rein sachliche Charakter polemischen Gelüsten des Kritikers. Nur bemerke ich, daß Wagner als Sprachbildner und Sprachkünstler eine gründlichere Behandlung verdient hätte, und verweise in dieser Beziehung auf Nietzsches geniale Abhandlung „Wagner in Bayreuth". Andererseits könnten die gelehrten Erörterungen über den Stoff der Musikdramen und ihre Entstehung kürzer sein. Auch ließen sich vielleicht für eine spätere Ausgabe mancherlei Anregungen aus Dr. Max Grafs erst vor kurzem erschienenem Buche: „Deutsche Musik im 19. Jahrhundert" entnehmen. Doch dies nur beiläufig! Zum Schluß schulden wir Lichtenberger noch eine besondere Anerkennung: Er hält sich von jedem Chauvinismus fern und läßt dem génie allemand, der Objektivität und dem Idealismus des Deutschen alle Gerechtigkeit widerfahren. Wir nehmen das als ein gutes Zeichen, und schon darum rufen wir dem Werke ein Glückauf! zu, ein

Digitized by Google

Glückauf! auch auf dem Wege in deutsche Lesekreise.*) Dr. H. Friedrich.

Ein „poetisches" Schulbuch.

Der Vorsteher der Kgl. Präparandenanstalt zu Wondersleben H. Reling und der Halberstädter Gymnasiallehrer J. Bohnhorst haben zusammen ein dickes Buch verfaßt mit dem langen Titel „Unsere Pflanzen nach ihren deutschen Volksnamen, ihrer Stellung in Mythologie und Volksglaube, in Sitte und Sage, in Geschichte und Litteratur." Es sollte ein Buch sein zur Belebung des botanischen Unterrichts und „zur Pflege sinniger Freude in und an der Natur für Schule und Haus" (Gotha, E. F. Thienemann. 8°. 3. Aufl. 411 S. M. 4,60). Ein Stadtkind wie ich, das sein bischen Naturkenntnis sich mühsam erwerben muß, das die Obstbäume beinahe nur dann erkennt, wenn Obst dran hängt, das weiß, was die armen Großstadtkinder entbehren, wenn sie, statt Blumen aus den Feldern zu reißen, mit Steinen spielen müssen — Steine für Brot! —, hat eine geheime Vorliebe für Bücher, die die Großstadtkinder zur „sinnigen Freude in und an der Natur" erziehen. Jämmerlich aber war die Enttäuschung, die dieses Buch zweier Seifensieder in mir hervorgerufen hat. Ein paar lederne Menschen, die keinen Funken Poesie im Leibe haben, wollen hier die Vermittler spielen zwischen der Natur und der kindlichen Seele. Schon die Vorrede mit ihrem süßlichen Stil, der „Poesie" markieren soll, orientiert genügend: „Wenn der Vater an einem heiteren Frühlingstage mit seiner fröhlichen Kinderschar in die vom Lerchenjubel erklingende Natur zieht, ... mit desto herzinnigerer Freude verweilt sein Blick bei der schlichten Schönheit der Blumen; sein munterer Knabe springt hierhin und dorthin, die schönste von Floras Kindern zu pflücken und sie der sanfteren Schwester zu bringen, welche die holden Blumen dem schmucken Frühlingsstrauße für die daheim gebliebene Mutter einreiht." Hat man sich an dieser sauren Schlagsahne den Magen verdorben, so winkt einem ein Trost: die Verfasser behaupten nämlich, auch „poetische Erzeugnisse der neueren und neuesten Zeit" aufgenommen zu haben, „in denen die sinnige (!) Auffassung unserer Pflanzenwelt zum Ausdruck gekommen ist". Wir suchen und finden neben Joh. Trojan und M. Greif eine Unmenge Namen, die kein Mensch kennt, und die eine Poesie verzapfen ... ich vermute, es ist — Lehrer-Poesie. Man höre und genieße ein Gedicht von Karl Pöls auf den „Deutschen Baum":

Der schönste Schmuck im deutschen Haine,
Die Eiche ist's, wer stimmt nicht bei?
Daß Deutschland nur in allem andern
So wie in diesem einig sei.

Sie paßt so recht zum deutschen Herzen,
Sie strebt so mächtig himmelan;
Geheimnisvoll wölbt sie den Tempel,
In ihrem Schatten betet man.

Sie mahnet an vergangne Tage,
Sie zählet nach Jahrhunderten;
Wie viel der Wandrer sinnend standen,
Die ihre Kraft bewunderten!

Wie manchen Sturm sie überdauert —
Weissagend überkommt es mich —
Herr, sei dem Vaterlande gnädig,
Bei seinen Eichen bitt' ich dich!

Und diesen Aufguß von Trivialität wagt ein Lehrerpaar der Jugend als Poesie vorzusetzen? Mit diesem Zeug die Jugend zu „sinniger Naturbetrachtung" zu erziehen? Dieses Verbrechen am Geist unserer deutschen Poesie noch als große That zu preisen? — Die Verfasser bitten am Schluß ihrer Vorrede „herzlich", „etwaige Lücken und Mängel durch freundliche Zusendung bezüglicher Mitteilungen beseitigen zu helfen".

*) Eine deutsche Ausgabe ist soeben in Carl Reißners Verlag, Dresden, erschienen. (Übersetzt von Fr. v. Oppeln-Bronikowski.)

Digitized by Google

Hier ist mein Rat: Lassen Sie Ihr Buch einstampfen und schreiben Sie ein Buch über Friederike Kempner! Die geistigen Vorbedingungen für diese Aufgabe sind vorhanden.

Dr. Ludwig Jacobowski.

Giebt es eine österreichische Litteratur?

Berliner Litteratur, schwäbische Poesie, Münchener Malerei, sächsischer Protestantismus, Badischer Katholizismus,... sie alle sprechen nicht nur deutsch zu uns, sondern als Oberton klingt eine provinzelle, eine lokale Nüance mit. Mehr zu fühlen, als zu sagen. Königsberger Lebkuchen und Casseler Königskuchen unterscheiden sich so, daß nicht nur die Zunge eines 17jährigen Mädels, die jad'Aurévilly zufolge immer nach Kuchen riecht, sie unterscheidet, sondern auch der Chemiker ihre Unterschiede glatt und rechnerisch konstatieren kann. Mit Königsberger Philosophie und Casseler Kunstgeschmack (s. Prof. Knackfuß, Prof. Muff) ist es anders. Diese Unterschiede fühlt man, aber man legt sie nicht in eine Retorte, reinlich und klar für Wage und Maßstab.

Wer giebt uns einen Tropfen jener Essenz, die man aus österreichischer Litteratur herauspressen kann und die die Quintessenz des österreichischen Geistes ist? Müssen wir uns an österreichische Typen halten? Ist's Ludwig Speidel, dessen Bedeutung in Deutschland kein Mensch begreift, Herman Bahr, dessen pikante Proteusnatur eine Wiener Litteratur förmlich hervorgezaubert hat, Rudolf Steiner, der aus dem Hall und Halloh des Wiener und Berliner Litteratentums sich so gern in eine Philosophie der Freiheit hineinträumt, der junge Max Messer, der sich lieber um die Struktur der modernen europäischen Seele kümmert, als um die österreichische? Oder eine Generation früher: Bombastus Abstraktus Hamerling, der sich in Alt-Rom wohler fühlte, als in seiner Heimat, Grillparzer, der uns Norddeutsche so ganz kühl läßt und der seine Wiener Hero-Mädels direkt an Schnitzler weitergegeben hat?

Sonderbar, ein einziger Mensch kann eine deutsche Litteraturgeschichte schreiben. Als unlängst eine österreichische erschien, mußten sich eine Mandel oder noch mehr Gelehrte zusammenthun, um festzustellen, ob und daß es eine österreichische Litteratur giebt. Prof. Adolf Mayer bejaht die Frage in dem Buche „Österreichische Dichter des 19. Jahrhunderts" (Wien, Karl Graeser. 8°. 283 S.) mit schallender Stimme. Und doch wird einem schlimm angesichts dieser Unmenge korrekter Wassersuppen-Poesie. Dieses Buch darf nicht für Österreich zeugen, denn es legt schlechtes Zeugnis ab. Diese Halbtalente Castelli, Collin, J. Edler u. s. f., diese Dilettanten Frankl, Hilscher u. a. m. füllen den Raum und sie hatten doch der jüngsten Dichtergeneration Österreichs Platz machen müssen. Um wenigstens neben Grillparzer noch einen Namen ersten Ranges aufzählen zu können, führt Adolf Mayer ebenso dreist und gottesfürchtig wie thöricht den Dithmarschen Friedrich Hebbel als österreichischen Dichter (!) an, „weil er in Wien seine bedeutendsten Werke verfaßte und auch hier die größte Anerkennung fand". Wenn schon, denn schon! A. Ohorn wohnt seit 1874 in Chemnitz und so müßte er nach Mayers patriotisch gefärbter Logik ein sächsischer Poet sein. Und doch nimmt ihn Mayer für Österreich in Beschlag. Meinetwegen! Da wir ja politische Verbündete sind, denkt Mayer wie Leutnant Reif-Reiflingen: „Unter Kameraden janz ejal, wer die Braut heimführt!"

Digitized by Google

Was die vorliegende Sammlung so überaus ledern erscheinen läßt, ist die schulfuchsenartige Behandlung patriotischer Stoffe. Wie man vaterländische Empfindungen und Stoffe lyrisch neu wertet, das haben deutsche Dichter von Schenkendorf-Arndt bis auf Fontane-Liliencron gezeigt. Gesinnung aus Kriegervereinen ist ja etwas sehr Braves, aber sie reicht zur Poesie nicht aus. Da kann ein Achtzeiler Naturstimmung mehr deutsche Seele in sich haben, als die ganze Poeterei der Pyrker, Castelli, Collin ꝛc. mit ihren habsburgischen Stoffen. Es riecht da alles so nach Absicht, Schulstube, Schreibtisch, Gesinnungsprotzerei, und nicht nach Herz, Leben, Liebe.

Ich wiederhole meine Warnung, die Frage: Giebt es eine österreichische Litteratur? nach diesem Schulbuch zu beantworten. L. J.

Französische Litteratur.

R. de Maulde La Clavière: Les femmes de la Renaissance. (Paris, Perrin.)

In „Louise de Savoie et François" hat sich Maulde La Clavière als gewiegter Kenner des Sittenlebens um die Wende des 15. Jahrhunderts gezeigt; hier setzt er seine eingehenden sozialen Studien fort, zum Zwecke, daraus die Erklärung für die Gegenwart und Belehrung für die Zukunft zu schöpfen. Es ist die hochwichtige Frage über die Stellung der Frau in der Gesellschaft. Über den Umfang der ihr nötigen Bildung, ihre Stellung zum Manne, ihren religiösen, intellektuellen, moralischen, künstlerischen, wissenschaftlichen Einfluß ist schon viel hin und her gestritten worden. Diesem Problem näher zu treten, nimmt nun der Autor die Geschichte zur Hand und zwar zu einer Zeit, die unserer in manchem gleicht, in einer Zeit des Übergangs, der Renaissance. Er findet da, daß der Frau bei den romanischen Völkern eine selbständigere Rolle zukomme als bei anderen; er scheint eben die deutsche Frau nicht zu kennen. — Mit scharfem, historisch-kritischem Blicke entrollt er ein Bild des italienischen Einflusses auf Spanien und Frankreich, des Frauenlebens in Familie, Gesellschaft, Politik, Moral und Religion und kommt zum Schlusse, daß die Renaissance die Religion des Schönen herbeiführte und den Mann dazu brachte, die Liebe als die Leuchte seines Thuns zu betrachten. Diesen Kultus des Schönen mögen die Frauen hegen und pflegen: qu'elles aient ce qui nous manque, qu'elles valent mieux que nous, qu'elles nous éclairent, qu'elles nous réchauffent, dann wird die Menschheit zum Glücke gelangen! -e-.

Englische Litteratur.

A Selection from the Poems of Mathilde Blind. Edited by Arthur Symons, London. T. Fischer Umoin.

Mathilde Blind weilt — dies scheint aus der Vorrede des Herausgebers hervorzugehen — bereits nicht mehr unter den Lebenden. Der Herausgeber der vorliegenden „selection", Arthur Symons, nennt sie „eine Dichterin trotz ihrer selbst" und nennt das von ihr Geschaffene „eine Andeutung dessen, was sie noch hätte leisten können". Als ihre hervorragendste Schöpfung erwähnt Symons „The Ascent of Man". In der vornehm ausgestatteten, mit dem träumerisch-sympathisch anmutenden Bildnisse Mathildens geschmückten Auswahl findet man viel feines, zartes, fast durchweg echt weibliches. Ich glaube, daß die junge Poetin sich viel mit unserer deutschen Lyrik befaßt hat. Eines der schönsten ihrer Gedichte: „I think of Thee in watches of the night", er-

Digitized by Google

innert in Gehalt und Rhythmus auffallend an Goethes „Nähe des Geliebten". Ganz Lenauisch klingt das tiefempfundene „Cross-Roads". Natürlich ist Mathilde Blind auch von ihren eigenen Landsleuten beeinflußt, besonders von der Lyrikertrias Tennyson, Swinburne, Rossetti. In Stimmung und Strophenform gemahnt „O Mond, du goldner Sommermond" an Tennysons „In Memoriam", während „die Lieder des Sommers, sie schwanden dahin" (The songs of summer over and past) durch den lyrischen Zauber seiner Wortmusik an Swinburnes Weisen erinnern. Ein Fehler vieler Gedichte der „selection" ist die große Länge. Ich wünsche jedoch durch das hier Gesagte nicht den Eindruck hervorzubringen, als sei Mathilde Blind ein unfertiges, unselbständiges Talent gewesen. Sie hat auch Eigenartiges hinterlassen. In seiner Prägnanz und volksliedartigen Idee überraschend schön ist: „Ich pflanzt' einen Rosenbaum im Garten". (S. S. 407 dieses Heftes.) Auf gleicher Höhe steht: „Oh if you know". Ungemein musikalisch beginnt eines der Lieder im Cyklus „Love in Exile", der die besten Gedichte dieser Lyrikerin enthält: „Ich sende euch, Winde des Westens, Winde mit Taubenschwingen, die Stirn meines Liebsten zu küssen und ihm meine Sehnsucht zu bringen ..." Bodo Wildberg.

Jungtschechische Litteratur.

Anton in Sova. — Der stolze Anarchist der Seele, der brutale Cyniker, der mit höchstem Hohn über alle sog. „gute Zwecke" hinwegschreitet! Daneben ist er aber auch ein blasser Einsiedler, aus dessen Versen die Düsterheit der mittelalterlichen Kunst weht. Und doch ist er voll Verachtung gegen die veraltete Götterwelt und wendet sich der Welt der bizarren Visionen zu, um dort sein fieberhaftes Ich austoben zu lassen. Ein Feind dieser Erde, dem hier schon längst nichts mehr heilig oder niedrig ist, ermüdet durch die Gattung „Mensch" und angeekelt durch die Schwäche des Weibes, lebt er, ein einsamer Adler, auf einsamem Felsen, wohin kein Laut des Lebens dringen kann.

Seine Nerven sind wie aus kaltem, glänzendem Stahle geschlagen; er schreibt Verse, die mit dem stillen Rhythmus melancholischer Flüsse strömen. Und so mit seinen Fingern die Oktaven des Klaviers seiner Seele berührend, gab er folgende Bücher heraus: „Realistische Strophen", „Die gebrochene Seele", „Prosa" u. a. m., in denen sein bisheriges Schaffen in einen großen, symbolischen Akkord ausklang. — —

Die Versumpfung der bourgeoistisch-patriotischen Gesellschaft erkennend, gab J. S. Machar als erster das Signal zum Kampfe. Hoch über die engbrüstige Atmosphäre seines Vaterlandes hob er seine dichterischen Flügel empor und rief nach jener hohen Kunst und nach jener Kritik, die kein Dilettantismus, sondern eine schwere Arbeit, ein selbständiges künstlerisches Genre ist.

Er ist ein Priester der Renaissance des Lebens, und seine Verse eine mächtige Revolte gegen den Kultus des Todes. Stürmisch und grandios sind diese Verse, ihr Stil ist eigenartig, einfach, fast trocken. Seine Gedichte scheinen mir von einem Hauch der Romantik umrauscht zu sein. Neue und prächtige Töne erklangen plötzlich durch ihn in der tschechischen Lyrik.

„Confiteor ..." ist das erste Buch von J. S. Machar, in dem er sein künstlerisches Credo ausgesprochen hat. Kalter Cynismus vereint sich hier mit schärfster Ironie über das durchlogene Leben.

Bald darauf erschien ein Buch der politischen Lieder, „Tristium Vindobona", in dem Machar das politische und

Digitized by Google

soziale Leben seines Volkes wog und es zu leicht und zu leer fand. Und in seinem größeren Gedichtbuche „Magdalena", in der großartigen Historie einer Prostituierten, peitschte er die moralische Prüderie der sog. öffentlichen Meinung.

In „Zde by mely kvést ruze" („Hier sollten Rosen blühen") sprach er seine Anschauung über das Weib aus. „Weib zu sein — schon das bedeutet leiden —", ist der einzige Akkord, der aus diesem Buche heraustönt.

Immer, wenn ich dies Buch lese, kommt's mir vor, als ob alle jene prächtigen Töne der zu früh untergegangenen Sonne in einem grandiosen Akkorde zusammenfließen. Und seine „Winter-, Frühlings-, Sommer- und Herbstsonette" sind ergreifend wie auch das letzte Gedichtbuch Machars („1893—1896").

Eine neue Lyrik! Er liebt krankhaft die Sonne und gehört zu den wenigen Glücklichen, die von der Menge gehaßt werden. — —

Jiri Karásek ist ein außerordentlich feiner, nervöser Kritiker und Dichter. Man fühlt seine Seele, diese kranke, immer vibrierende Seele. Er ist kein kritischer Tagelöhner — er ist ein Kritiker-Künstler ersten Ranges. Wenn wir seine kritischen Arbeiten, diese strahlenden, mit besonderem lyrischen Hauche umwobenen Skizzen lesen, wandeln wir im Reich der Poesie.

Er ist eine subtile, zitternde Natur, ein Gehirn, das von den unerträglichen Leiden des modernen Menschen heimgesucht ist, ein Künstler, der aus diesem barbarischen Jahrhundert in die unsehbare Höhe der göttlichen Kunst hinaufflieht. Jene fieberhaften Konvulsionen der überirdischen Lust des sich austobenden Geschlechts zittern in seinen Werken nach. Den Kelch der Lust leert er bis zum letzten Tropfen, obwohl er weiß, daß gerade am Boden eine bittere Masse bleibt. Darum das parodistische Gelächter in seinem Schaffen. Vier Bücher Gedichte hat er bis jetzt geschrieben: „Zardena okna" („Gemauerte Fenster"), „Kucha aristokraticka" („Aristokratisches Buch"), „Sodoma" (konfisziert) und „Sexus necans".

Seine Lyrik ist eine prächtige, exotische Blume, vergiftend mit ihrem Duft und strahlend mit ihrer unendlichen Sehnsucht. — —

Jiri Karásek: „Jdeje zitrku" („Die Ideen vom Morgen"). Essays. (Henrik Ibsen, Walt Whitman.) Prag.

Ich erlaube mir, einige Worte aus dem Vorwort herauszunehmen: „Beide Studien, die ich mit einem gemeinsamen Titel versehe, beschäftigen sich mit den Werken zweier Dichter, in denen mir der Ausdruck des siegreichen Fortschreitens der germanischen, nach absolutem Verfalle der lateinischen Rasse, kondensiert erscheint . . . ." — Glänzende Charakteristik zweier modernen Seelen! Karásek hat seine Aufgabe völlig begriffen, indem er uns die ästhetische und psychologische Analyse jener originellen, alleinstehenden Individualitäten entwickelt. — —

Em. Sl. z. Lesehradu: „Smutné kraje" (Traurige Gegenden). Prag. — Ein ganz kleines Büchlein Gedichte, aber nichts als eine der leeren und naivsentimentalen Sammlungen eines Anfängers. Ant. Ondrácek.

Digitized by Google

Büchertisch.

Böhmer, Emma, Sehnsucht. Roman. Dresden, E. Pierson. 8°. 221 S. M. 3,—.

Böhlau, Helene, Das Halbtier. Roman. Berlin, F. Fontane & Co. 8°. 360 S.

Borgius, Dr. Walter, Mannheim und die Entwicklung des südwestdeutschen Getreidehandels. I. Geschichte des Mannheimer Getreidehandels. II. Gegenwärtiger Zustand des Mannheimer Getreidehandels. 2. Bd. XII u. 236 S., IV u. 122 S. (Volksw. Abh. d. bad. Hochsch. Freiburg i. B., J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 8°.

Brand, Adolf, Ist ein Fall Dreyfus in Deutschland unmöglich? Berlin-Neurahnsdorf, A. Brand. 8°. 13 S.

Dähnhardt, Dr. Oskar, Volkstümliches aus dem Kgr. Sachsen. 1. u. 2. Heft. Leipzig, B. G. Teubner. 8°. 102 u. 156 S. M. 1,— u. 1,60.

Eschwege, Ludwig, Privilegierte Spekulanten. Ein Beitrag zur Hypothekenlandfrage. 2. Auflage. Berlin, J. Harrwitz. 8°. 23 S. M. 0,50.

Fischer, Th. A., Leben und Werke Alfred Lord Tennysons. Mit Porträt. Gotha, Friedrich Andreas Perthes. 8°. 290 S. Geb. M. 5,—.

Gerdes, Joh., Gedichte. Bremen, Fr. Welner. 8°. 76 S.

Hart, Julius, Der neue Gott. Ein Ausblick auf das kommende Jahrhundert. Florenz u. Leipzig, Eugen Diederichs. 8°. VIII u. 350 S.

Holm, Rudolf, Bäume, die in den Himmel wachsen. Roman. Dresden, E. Pierson. 8°. 259 S. M. 3,—.

Hörmann, Leopold, Das Tiroler Bauernjahr. 2. Auflage. Innsbruck, Wagnersche Univ.-Buchh. 8°. 211 S. M. 2,40.

Lehnert, Georg, Lieder eines Soldaten. Dresden, E. Pierson. 8°. 145 S. M. 2,—.

Marfels, Carl, Die Not der Gewerbetreibenden und die Bodenreform. Berlin, J. Harrwitz. 8°. 48 S. M. 0,50.

Mensch, Dr. Ella, Die Frau in der mod. Litteratur. Berlin, Carl Duncker. 8°. 107 S.

Poetische Flugblätter, her. v. J. Kitir und C. M. Klob. (Nr. 18—19: Felix Dörmann, Freih. K. v. Levetzow. Mit Bild.) Wien IV, Wohllebengasse 13.

Pohlman, Adolf, Die Not der deutschen Landwirtschaft und die Bodenreform. Berlin, J. Harrwitz. 8°. 40 S. 0,50 M.

Reinhardt, Georg, Ein deutscher Jesus. Hann. Münden, Reinh. Werther. 8°. 14 S. M. 0,25.

Remer, Paul, Johanniskind. Sommerlieder. Mit dem Bilde des Dichters. Berlin, Schuster & Loeffler. Kl. 8°. 60 S.

Schoof, Wilhelm, Seelenklänge. Gedichte. Dresden, E. Pierson. 8°. 77 S. M. 1,—.

Schrader, Ernst, Ideale. Schauspiel in 5 Aufz. Hannover, M. & H. Schaper. 8°. 88 S. M. 2,—.

Schröder, H. R. Paul, Geschichte des Lebensmagnetismus und des Hypnotismus. 2. Lieferg. Leipzig, Arwed Strauch. 8°. S. 64—112. M. 1,—.

Sosnosky, Theodor v., Pierres de Strass. Imitationen. Wien, A. Hartleben. 8°. 140 S. M. 2,—.

Weigand, Wilh., Die Renaissance. Ein Dramencyklus. Bd. I: Tessa — Savonarola; Bd. II: Cäsar Borgia — Lorenzino. München, Hermann Lukaschik (G. Franzsche Hofbuchh.). 8°. 279 und 276 S.

Verantwortlicher Leiter: Dr. Ludwig Jacobowski in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 141.
Verlag und Druck der „Gesellschaft" von J. C. C. Bruns in Minden i. Westf.

Digitized by Google

Die Gesellschaft.

Halbmonatschrift.

Herausgeber:

M. G. Conrad u. L. Jacobowski.

Aus dem Inhalt.

Lublinski, S., Felix Faure.
Göhre, P., Die Religion im modernen Geistesleben.
Schlaf, Johannes, Die Feindlichen. Drama in 4 Aufzügen. (1. Aufzug.)
Jacobowski, Ludwig, Gedichte.
Conrad, M. G., Puvis de Chavanne u. Félicien Rops.
Bölsche, Wilhelm, Heinrich und Julius Hart.
Hart, H., Aus dem „Florentiner Künstlerfest".
Hart, Julius, Zukunftsland.
Martens, Kurt, Die Königin befiehlt.
Deutsche Lyrik.
Tschechoff, Anton, Gedanken.
Strindberg, Aug., Gedichte (deutsch v. O. Hauser).
Kunstbriefe. — Kritik.

Leipzig.
Gesellschaft.

Digitized by Google

Die Gesellschaft.

Abonnementspreis pro Quartal (6 Hefte, jedes im Umfange von 4 bis 5 Bogen, nebst drei Porträts im Quartal) 4 Mark.
Der Einzelpreis des Heftes ist 75 Pf. Eleg. Quartals-Einbanddecken à 1 Mk. 50 Pf.
Insertionspreis für die einmal gespaltene Petitzeile oder deren Raum 30 Pf.
Beilagen nach Übereinkommen.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen.

Heft 1. 1899.

Inhalt.

Porträt: Heinrich und Julius Hart.

Lublinski, S., Felix Faure 1
Göhre, Paul, Die Religion im modernen Geistesleben 6
Schlaf, Johannes, Die Feindlichen (1. Aufzug) 13
Jacobowski, Ludwig, Gedichte 32
Conrad, M. G., Puvis de Chavanne und Félicien Rops 34
Bölsche, Wilhelm, Heinrich und Julius Hart 38
Hart, Heinrich, Aus dem „Florentiner Künstlerfest“ 42
Hart, Julius, Zukunftsland 53
Martens, Kurt, Die Königin befiehlt 59
Deutsche Lyrik:
Scharf, Ludwig, Fragment aus einer „Höllenfahrt“ 68
Falke, Gustav, Strandbild 69
Schönaich-Carolath, Emil zu, Firnenweg 69
Scheerbart, Paul, Notturno 69
Ritter, Anna, Böser Zauber 70
„ „ Sieg der Lust 70
Tschechoff, Anton, Gedanken 72
Strindberg, August, Gedichte (Deutsch von Otto Hauser) 76
Kunstbriefe:
Schikowski, John, Berlin 78
Mauke, Wilhelm, München 80
Kritik: Lyrik: S. 84. — Dramen: S. 87. — Romane und Novellen: S. 88. — Aphorismen: S. 93. — Musik: S. 93. — Völkerkunde: S. 94. — Serbische Litteratur: S. 95.
Büchertisch 96

Alle Rechte bezüglich des Inhalts dieser Zeitschrift ausdrücklich vorbehalten.

Zur Beachtung! Alle Manuskripte, Bücher ꝛc. sind an die Redaktion, Berlin SW. 48, Wilhelmstraße 141, zu schicken. Rücksendung unverlangt eingelaufener Manuskripte erfolgt nur, wenn Porto beigelegt ist! Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt weder die Redaktion noch der Verlag irgendwelche Verbindlichkeit. Honorarforderungen müssen bei Einsendung von Manuskripten genannt werden.

Digitized by Google

Die Gesellschaft.

Halbmonatschrift.

Herausgeber.

M. G. Conrad u. L. Jacobowski.

Aus dem Inhalt.

Lamprecht, Karl, Die Entwicklung der deutschen Geschichtswissenschaft vornehmlich seit Herder.

Schlaf, Johannes, Die Feindlichen, Drama in 4 Aufzügen. (2. Aufzug.)

Werner, Richard Maria, Clara Viebig.

Clara Viebig, Die Liste.

Deutsche Lyrik (Rich. Voss, A. Ritter, V. Manheimer, Th. v. Scheffer, M. Sieckmann, K. Holm, O. Hofmann).

Ziel, Ernst, Ernst Ziel und Gustav Falke.

Hart, H., Aus dem „Florentiner Künstlerfest".

Münzer, Hermann, Was weiss Georg Brandes von Polen?

Kunstbriefe.

Kritik.

Büchertisch.

HERM.-HIRZEL 1896.

Minden i. W. u. Leipzig.
Verlag der „Gesellschaft."
J. C. C. Bruns.

Digitized by Google

XV. Jahrgang. 1899

J. C. C. Bruns' Verlag, Minden i. Westf.

Helene Böhlau:

Rathsmädelgeschichten.

4. Auflage.

Mit einem Titelbilde in Lichtdruck.

Broschiert M. 3,60, fein gebunden M. 4,60.

Reines Herzens schuldig.

Broschiert M. 6,—, fein gebunden M. 7,—.

Im Lebensdrange.

Roman.

Von **Elisabeth Dauthendey.**

Preis broschiert M. 2,25, elegant gebunden M. 3,—.

Max Bruns:

Aus meinem Blute.

Gedichte.

Ein ansehnlicher Band, auf imitiertem Büttenpapier gedruckt, in modernem Geschmack gebunden M. 2,50, hocheleganz broschiert M. 1,50.

Der tolle Spielmann.

Ein Sang von Liebe und Leid.

Preis elegant gebunden M. 2,—.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Digitized by Google

INDEXED

NEW YORK PUBLIC LIBRARY

Die Gesellschaft.

Halbmonatschrift.

Herausgeber.

M. G. Conrad u. L. Jacobowski.

Aus dem Inhalt.

Karl Lamprecht, Die Entwicklung der deutschen Geschichtswissenschaft vornehmlich seit Herder.

Johannes Schlaf, Die Feindlichen, Drama in 4 Aufzügen. (3. Aufzug.)

J. Barbey D'Aurévilly, Die schönste Liebe des Don Juan.

Wilhelm von Scholz, Der Wächter.

Ernst Gystrow, Der Katholizismus und die neue Dichtung.

Rudolf Klein, Fidus.

Kunstbrief.

Kritik.

HERM. HIRZEL 1898.

Minden i. W. u. Leipzig.
Verlag der „Gesellschaft."
J. C. C. Bruns.

Digitized by Google

XV. Jahrgang. 1899.

J. C. C. Bruns' Verlag, Minden i. Westf.

Helene Böhlau:

Rathsmädelgeschichten.

4. Auflage.

Mit einem Titelbilde in Lichtdruck.

Broschiert M. 3,60, fein gebunden M. 4,60.

Reines Herzens schuldig.

Broschiert M. 6,—, fein gebunden M. 7,—.

Im Lebensdrange.

Roman.

Von **Elisabeth Dauthendey.**

Preis broschiert M. 2,25, elegant gebunden M. 3,—.

Max Bruns:

Aus meinem Blute.

Gedichte.

Ein ansehnlicher Band, auf imitiertem Büttenpapier gedruckt, in modernem Geschmack gebunden M. 2,50, hocheleg[ant] broschiert M. 1,50.

Der tolle Spielmann.

Ein Sang von Liebe und Leid.

Preis elegant gebunden M. 2,—.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Digitized by Google

Fastnachts-Nummer.

Die Gesellschaft.

Halbmonatschrift.

Herausgeber.

M. G. Conrad u. L. Jacobowski.

Aus dem Inhalt.

Curt Grottewitz, Variationen über das Thema: „Die Kuh" aus der Oper: Unsere Zeit.
Franz Adam Beyerlein, Das Testament.
R. Oechsler, Aus einem Vademecum für „Kriminaltiger". — Von der deutschen Litteratur.
Kleine Geschichten. — J. Knopf, Thespis redivivus.
Otto Julius Bierbaum, Künstlers Zeitungswallen.
Gustav Gugitz, Der arme Heilige.
Stacheireime aus der Zunft.
Von Königen und Prinzen.
Otto Ernst, Mein Interview.
A. Croissant-Rust, Der Stoich. — Aphoristisches.
Ludwig Jacobowski, Der Hund.
P. Scheerbart, Kurze Geschichten. — Lebensweisheit.
H. Troeste, Was grosse Geister zu thun gedenken.
Fröhliche Lieder.
Marie Stona, Einfälle und Erlebnisse.
M. G. Conrad, Bukolische Epistel. — Parodistisches.
Liebesweisheit.
Karneval.

Minden i. W. u. Leipzig.
Verlag der „Gesellschaft."
J. C. C. Bruns.

Digitized by Google

Verlangen Sie bitte eine Probenummer
gratis und franko
von:

Die Nation

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Litteratur.

Herausgegeben von dem Abgeordneten **Dr. Th. Barth.**

Besteht seit Oktober 1883.

Die „Nation" vertritt die liberale Weltanschauung auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens.

Die „Nation" bringt **ausschließlich Originalartikel** von hervorragenden Politikern, Schriftstellern, Gelehrten; regelmäßige orientierende kritische Übersichten über politische, volkswirtschaftliche, parlamentarische, künstlerische, litterarische Vorgänge; historische und philosophische Essais; Besprechung wissenschaftlicher Tagesfragen; Theater-Kritiken; satirische Glossen zur Zeitgeschichte; internationale Zeitschriften-Revue; Beiträge ausgezeichneter ausländischer Publizisten; Bücherbesprechungen.

Der Preis beträgt für ganz Deutschland und Österreich-Ungarn pro Jahr 15 Mark (**pro Quartal M. 3,75**), im Weltpostvereine pro Jahr 16 Mark (pro Quartal 4 Mark).

Jährlich 52 Hefte von 1½ bis 2 Bogen.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung, sowie direkt von der

Expedition der „Nation"
H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8.

L'HUMANITÉ NOUVELLE

Revue Internationale — Sciences et Arts

Paraît mensuellement en un volume in 8° d'au moins 128 pages de texte

La Revue ne publie que de l'inedit.

Elle est l'organe libre de la pensée humaine, des tendances les plus larges et les plus indépendantes en matières scientifiques et artistiques. C'est ce qui explique le succès rapide et considérable qu'elle a obtenu. Aucune publication mensuelle de cette importance ne coûte aussi bon marché.

L'HUMANITÉ NOUVELLE contient des articles de sciences sociales, physique, chimique, naturelles, de philosophie, d'histoire, de critiques sociale, politique, littéraire, artistique, musicale, des nouvelles, des vers, des contes, dus aux meilleurs auteurs de tous les pays. Dans chaque numéro il y a une chronique littéraire, une vie sociale et politique, une revue des revues et livres de toute langue.

Conditions spéciales aux abonnés de „Die Gesellschaft",
25 % de rabais sur l'abonnement.
Un an . . . . . 9 marks, au lieu de 12 marks.
six mois . . . . 5 marks, au lieu de 6 marks 40.

Envoi d'au numéro specimen sur demande accompagnée de 60 Pf. en timbres postes.

Librairie C. REINWALD. — **SCHLEICHER Frères**, Editeurs
VI PARIS — 15, rue des Saints-Pères, 15 — PARIS VI.

Die Gesellschaft.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND TILDEN FOUNDATIONS

Halbmonatschrift.

Herausgeber:

M. G. Conrad u. L. Jacobowski.

Aus dem Inhalt.

Michael Georg Conrad, Goethe im Reichstag.
Karl Lamprecht, Die Entwicklung der deutschen Geschichtswissenschaft, vornehmlich seit Herder.
Johannes Schlaf, Die Feindlichen, Drama in 4 Aufzügen. (4. Aufzug.)
Politische Lieder aus Österreich.
Walt Whitman, Emerson.
Paul Remer, Julie.
Politische Verse.
G. Stolzenberg, Über die Welt hin ziehen die Wolken.
Gustav Falke und Ernst Ziel.
Wilh. Mauke, Siegfried Wagners „Bärenhäuter".
Dr. John Schikowski, Aus dem Berliner Kunstleben.
Kritik.
Die Denunziation in der Litteratur.

HERM. HIRZEL 1898

Minden i. W. u. Leipzig.
Verlag der „Gesellschaft."
J. C. C. Bruns.

Digitized by Google

Verlangen Sie bitte eine Probenummer
gratis und franko
von:

Die Nation

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Litteratur.

Herausgegeben von dem Abgeordneten **Dr. Th. Barth.**

Besteht seit Oktober 1883.

Die „Nation" vertritt die liberale Weltanschauung auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens.

Die „Nation" bringt ausschließlich Originalartikel von hervorragenden Politikern, Schriftstellern, Gelehrten; regelmäßige orientierende kritische Übersichten über politische, volkswirtschaftliche, parlamentarische, künstlerische, litterarische Vorgänge; historische und philosophische Essais; Besprechung wissenschaftlicher Tagesfragen; Theater-Kritiken; satirische Glossen zur Zeitgeschichte; internationale Zeitschriften-Revue; Beiträge ausgezeichneter ausländischer Publizisten; Bücherbesprechungen.

Der Preis beträgt für ganz Deutschland und Österreich-Ungarn pro Jahr 15 Mark (pro Quartal M. 3,75), im Weltpostvereine pro Jahr 16 Mark (pro Quartal 4 Mark).

Jährlich 52 Hefte von 1½ bis 2 Bogen.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung, sowie direkt von der

Expedition der „Nation"
H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8.

„Die Waffen nieder!"

Monatsschrift zur Förderung der Friedensbewegung. Herausgegeben von **Bertha von Suttner.** 8. Jahrgang. **M. 1,50 pro Quart.**, durch die Post, jede Buchhandl. u. **E. Pierson's Verlag in Dresden.** **Aktuellste Zeitschrift der Gegenwart!** Berühmte Mitarbeiter! Tritt ein für: **Abrüstung! Schiedsgericht! Völkerversöhnung! Völkerrecht!**

J. C. C. Bruns' Verlag, Minden i. Westf.

Moritz von Berg.

Auf den Spuren der Jugendzeit.

Harzplauderei eines alten Mannes.

Reich illustriert von H. Lüders-Lichterfelde.

Zwei Bände. Broschiert M. 6,—. elegant gebunden M. 8,—.

Digitized by Google

INDEXED

ASTOR, LENOX AND

Die Gesellschaft.

Halbmonatschrift.

Herausgeber:

M. G. Conrad u. L. Jacobowski.

Aus dem Inhalt.

Elisabeth Gnauck-Kühne, Die Frau und die Politik.

Charlotte Broicher, Elisabeth Gnauck-Kühne.

Elisabeth Gnauck-Kühne, Ein Weg in den Himmel.

Karl Maria, Neue Verse.

Heinrich von Schullern, Warum?

Paul Remer, Jule. (Schluß.)

K. Bleibtreu, Ein „sozialistischer" Ästhetiker.

Ernst Gystrow, Der Katholizismus und die neue Dichtung. I.

Ernst Gystrow, Von Leipziger Kunst.

Oskar Wiener, Prager Kunst.

Kritik.

Büchertisch.

HERM. HIRZEL 1898.

Minden i. W. u. Leipzig.
Verlag der „Gesellschaft."
J. C. C. Bruns.

Digitized by Google

XV. Jahrgang. 1899.

Verlangen Sie bitte eine Probenummer
gratis und franko
von:

Die Nation

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Litteratur.

Herausgegeben von dem Abgeordneten **Dr. Th. Barth.**

Besteht seit Oktober 1883.

Die „Nation" vertritt die liberale Weltanschauung auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens.

Die „Nation" bringt **ausschließlich Originalartikel** von hervorragenden Politikern, Schriftstellern, Gelehrten; regelmäßige orientierende kritische Übersichten über politische, volkswirtschaftliche, parlamentarische, künstlerische, litterarische Vorgänge; historische und philosophische Essais; Besprechung wissenschaftlicher Tagesfragen; Theater-Kritiken; satirische Glossen zur Zeitgeschichte; internationale Zeitschriften-Revue; Beiträge ausgezeichneter ausländischer Publizisten; Bücherbesprechungen.

Der Preis beträgt für ganz Deutschland und Österreich-Ungarn pro Jahr 15 Mark (pro Quartal M. 3,75), im Weltpostvereine pro Jahr 16 Mark (pro Quartal 4 Mark).

Jährlich 52 Hefte von 1½ bis 2 Bogen.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung, sowie direkt von der

Expedition der „Nation"
H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8.

„Die Waffen nieder!"

Monatsschrift zur Förderung der Friedensbewegung. Herausgegeben von **Bertha von Suttner.** 8. Jahrgang. **M. 1,50 pro Quart.**, durch die Post, jede Buchhandl. u. **E. Pierson's Verlag in Dresden. Aktuellste Zeitschrift der Gegenwart!** Berühmte Mitarbeiter! Tritt ein für: **Abrüstung! Schiedsgericht! Völkerversöhnung! Völkerrecht!**

J. C. C. Bruns' Verlag, Minden i. Westf.

Moritz von Berg.

Auf den Spuren der Jugendzeit.

Harzplauderei eines alten Mannes.

Reich illustriert von H. Lüders-Lichterfelde.

Zwei Bände. Broschiert M. 6,—. elegant gebunden M. 8,—.

Digitized by Google

INDEXED

ASTOR, LENOX AND

Die Gesellschaft.

Halbmonatschrift.

Herausgeber:

M. G. Conrad u. L. Jacobowski.

Aus dem Inhalt.

Elisabeth Gnauck-Kühne, Die Frau und die Politik.

Charlotte Broicher, Elisabeth Gnauck-Kühne.

Elisabeth Gnauck-Kühne, Ein Weg in den Himmel.

Karl Maria, Neue Verse.

Heinrich von Schullern, Warum?

Paul Remer, Jule. (Schluß.)

K. Bleibtreu, Ein „sozialistischer" Ästhetiker.

Ernst Gystrow, Der Katholizismus und die neue Dichtung. I.

Ernst Gystrow, Von Leipziger Kunst.

Oskar Wiener, Prager Kunst.

Kritik.

Büchertisch.

HERM. HIRZEL 1898.

Minden i. W. u. Leipzig.
Verlag der „Gesellschaft."
J. C. C. Bruns.

Digitized by Google

XV. Jahrgang. 1899.

Die Gesellschaft.

Abonnementspreis pro Quartal (6 Hefte, jedes im Umfange von 4 bis 5 Bogen, nebst drei Porträts im Quartal) 4 Mark.
Der Einzelpreis des Heftes ist 75 Pf. Eleg. Quartals-Einbanddecken à 1 Mk. 50 Pf.
Insertionspreis für die einmal gespaltene Petitzeile oder deren Raum 30 Pf.
Beilagen nach Übereinkommen.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen.

Inhalt.

Porträt: Heinrich und Julius Hart.

Lublinski, S., Felix Faure 1
Göhre, Paul, Die Religion im modernen Geistesleben 6
Schlaf, Johannes, Die Feindlichen (1. Aufzug) 13
Jacobowski, Ludwig, Gedichte 32
Conrad, M. G., Puvis de Chavanne und Félicien Rops 34
Bölsche, Wilhelm, Heinrich und Julius Hart 38
Hart, Heinrich, Aus dem „Florentiner Künstlerfest“ 48
Hart, Julius, Zukunftsland 53
Martens, Kurt, Die Königin befiehlt 59
Deutsche Lyrik:
Scharf, Ludwig, Fragment aus einer „Höllenfahrt“ 68
Falke, Gustav, Strandbild 69
Schönaich-Carolath, Emil zu, Firnenweg 69
Scheerbart, Paul, Notturno 69
Ritter, Anna, Böser Zauber 70
„ „ Sieg der Lust 70
Tschechoff, Anton, Gedanken 72
Strindberg, August, Gedichte (Deutsch von Otto Hauser) 76
Kunstbriefe:
Schikowski, John, Berlin 78
Mauke, Wilhelm, München 80
Kritik: Lyrik: S. 84. — Dramen: S. 87. — Romane und Novellen: S. 88. — Aphorismen: S. 93. — Musik: S. 93. — Völkerkunde: S. 94. — Serbische Litteratur: S. 95.
Büchertisch 96

Alle Rechte bezüglich des Inhalts dieser Zeitschrift ausdrücklich vorbehalten.

Zur Beachtung! Alle Manuskripte, Bücher 2c. sind an die Redaktion, Berlin SW. 48, Wilhelmstraße 141, zu schicken. Rücksendung unverlangt eingelaufener Manuskripte erfolgt nur, wenn Porto beigelegt ist! Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt weder die Redaktion noch der Verlag irgendwelche Verbindlichkeit. Honorarforderungen müssen bei Einsendung von Manuskripten genannt werden.

Digitized by Google

Die Gesellschaft.

Halbmonatschrift.

Herausgeber:

M. G. Conrad u. L. Jacobowski.

Aus dem Inhalt.

Lamprecht, Karl, Die Entwicklung der deutschen Geschichtswissenschaft vornehmlich seit Herder.

Schlaf, Johannes, Die Feindlichen. Drama in 4 Aufzügen. (2. Aufzug.)

Werner, Richard Maria, Clara Viebig.

Clara Viebig, Die Liste.

Deutsche Lyrik (Rich. Voss, A. Ritter, V. Mannheimer, Th. v. Scheffer, M. Sieckmann, K. Kolm, O. Hofmann).

Ziel, Ernst, Ernst Ziel und Gustav Falke.

Karl, H., Aus dem „Florentiner Künstlerleut".

Münzer, Hermann, Was weiss Georg Brandes von Polen?

Kunstbriefe.

Kritik.

Büchertisch.

Minden i. W. u. Leipzig.
Verlag der „Gesellschaft."
J. C. C. Bruns.

Digitized by Google

J. C. C. Bruns' Verlag, Minden i. Westf.

Helene Böhlau:

Rathsmädelgeschichten.

4. Auflage.

Mit einem Titelbilde in Lichtdruck.

Broschiert M. 3,60, fein gebunden M. 4,60.

Reines Herzens schuldig.

Broschiert M. 6,—, fein gebunden M. 7,—.

Im Lebensdrange.

Roman.

Von **Elisabeth Dauthendey.**

Preis broschiert M. 2,25, elegant gebunden M. 3,—.

Max Bruns:

Aus meinem Blute.

Gedichte.

Ein ansehnlicher Band, auf imitiertem Büttenpapier gedruckt, in modernem Geschmack gebunden M. 2,50, hocheleganter broschiert M. 1,50.

Der tolle Spielmann.

Ein Sang von Liebe und Leid.

Preis elegant gebunden M. 2,—.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Digitized by Google

Die Gesellschaft.

Halbmonatschrift.

Herausgeber.

M. G. Conrad u. L. Jacobowski.

Aus dem Inhalt.

Karl Lamprecht, Die Entwicklung der deutschen Geschichtswissenschaft vornehmlich seit Herder.

Johannes Schlaf, Die Feindlichen, Drama in 4 Aufzügen. (3. Aufzug.)

J. Barbey D'Aurévilly, Die schönste Liebe des Don Juan.

Wilhelm von Scholz, Der Wächter.

Ernst Hystrow, Der Katholizismus und die neue Dichtung.

Rudolf Klein, Fidus.

Kunstbrief.

Kritik.

Minden i. W. u. Leipzig.
Verlag der „Gesellschaft“
J. C. C. Bruns.

Digitized by Google

XV. Jahrgang. 1899.

J. C. C. Bruns' Verlag, Minden i. Westf.

Helene Böhlau:

Rathsmädelgeschichten.

4. Auflage.

Mit einem Titelbilde in Lichtdruck.

Broschiert M. 3,60, fein gebunden M. 4,60.

Reines Herzens schuldig.

Broschiert M. 6,—, fein gebunden M. 7,—.

Im Lebensdrange.

Roman.

Von **Elisabeth Dauthendey.**

Preis broschiert M. 2,25, elegant gebunden M. 3,—.

Max Bruns:

Aus meinem Blute.

Gedichte.

Ein ansehnlicher Band, auf imitiertem Büttenpapier gedruckt, in modernem Geschmack gebunden M. 2,50, hocheleg[ant] broschiert M. 1,50.

Der tolle Spielmann.

Ein Sang von Liebe und Leid.

Preis elegant gebunden M. 2,—.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Digitized by Google

Fastnachts-Nummer.

Die Gesellschaft.

Halbmonatschrift.

Herausgeber:

M. G. Conrad u. L. Jacobowski.

Aus dem Inhalt.

Curt Grottewitz, Variationen über das Thema: „Die Kuh" aus der Oper: Unsere Zeit.
Franz Adam Beyerlein, Das Testament.
K. Oechsler, Aus einem Vademecum für „Kriminalisten". — Von der deutschen Litteratur.
Kleine Geschichten. — J. Knopf, Thespis redivivus.
Otto Julius Bierbaum, Künstlers Zeitungswallen.
Gustav Gugitz, Der arme Heilige.
Stachelreime aus der Zunft.
Von Königen und Prinzen.
Otto Ernst, Mein Interview.
A. Croissant-Rust, Der Storch. — Aphoristisches.
Ludwig Jacobowski, Der Hund.
P. Scheerbart, Kurze Geschichten. — Lebensweisheit.
H. Croeste, Was grosse Geister zu thun gedenken.
Fröhliche Lieder.
Marie Stona, Einfälle und Erlebnisse.
M. G. Conrad, Bukolische Epistel. — Parodistisches.
Liebesweisheit.
Karneval.

HERM. HIRZEL 1898.

Minden i. W. u. Leipzig.
Verlag der „Gesellschaft."
J. C. C. Bruns.

Digitized by Google

XV. Jahrgang. 1899.

Verlangen Sie bitte eine Probenummer
gratis und franko
von:

Die Nation

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Litteratur.

Herausgegeben von dem Abgeordneten **Dr. Th. Barth.**

Erscheint seit Oktober 1883.

Die „Nation" vertritt die liberale Weltanschauung auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens.

Die „Nation" bringt **ausschließlich Originalartikel** von hervorragenden Politikern, Schriftstellern, Gelehrten; regelmäßige orientierende kritische Übersichten über politische, volkswirtschaftliche, parlamentarische, künstlerische, litterarische Vorgänge; historische und philosophische Essais; Besprechung wissenschaftlicher Tagesfragen; Theater-Kritiken; satirische Glossen zur Zeitgeschichte; internationale Zeitschriften-Revue; Beiträge ausgezeichneter ausländischer Publizisten; Bücherbesprechungen.

Der Preis beträgt für ganz Deutschland und Österreich-Ungarn pro Jahr 15 Mark (**pro Quartal M. 3,75**), im Weltpostvereine pro Jahr 16 Mark (pro Quartal 4 Mark).

Jährlich 52 Hefte von 1½ bis 2 Bogen.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung, sowie direkt von der

Expedition der „Nation"
H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8.

L'HUMANITÉ NOUVELLE

Revue Internationale — Sciences et Arts

Paraît mensuellement en un volume in 8° d'au moins 128 pages de texte.

La Revue ne publie que de l'inedit.

Elle est l'organe libre de la pensée humaine, des tendances les plus larges et les plus indépendantes en matières scientifiques et artistiques. C'est ce qui explique le succès rapide et considérable qu'elle a obtenu. Aucune publication mensuelle de cette importance ne coûte aussi bon marché.

L'HUMANITÉ NOUVELLE contient des articles de sciences sociales, physique, chimique, naturelles, de philosophie, d'histoire, de critiques sociale, politique, littéraire, artistique, musicale, des nouvelles, des vers, des contes, dus aux meilleurs auteurs de tous les pays. Dans chaque numéro il y a une chronique littéraire, une vie sociale et politique, une revue des revues et livres de toute langue.

Conditions spéciales aux abonnés de „Die Gesellschaft",
25 % de rabais sur l'abonnement.
Un an . . . . . 9 marks, au lieu de 12 marks.
six mois . . . . 5 marks, au lieu de 6 marks 40.

Envoi d'au numéro specimen sur demande accompagnée de 60 Pf. en timbres postes.

Librairie C. REINWALD. — **SCHLEICHER Frères**, Editeurs.
VI PARIS — 15, rue des Saints-Pères, 15 — PARIS VI.

Die Gesellschaft.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND TILDEN FOUNDATIONS.

Halbmonatschrift.

Herausgeber:

M. G. Conrad u. L. Jacobowski.

Aus dem Inhalt.

Michael Georg Conrad, Goethe im Reichstag.
Karl Lamprecht, Die Entwicklung der deutschen Geschichtswissenschaft, vornehmlich seit Herder.
Johannes Schlaf, Die Feindlichen, Drama in 4 Aufzügen. (4. Aufzug.)
Politische Lieder aus Österreich.
Walt Whitman, Emerson.
Paul Remer, Jule.
Politische Verse.
G. Stolzenberg, Über die Welt hin ziehen die Wolken.
Gustav Falke und Ernst Ziel.
Wilh. Mauke, Siegfried Wagners „Bärenhäuter".
Dr. John Schikowski, Aus dem Berliner Kunstleben.
Kritik.
Die Denunziation in der Litteratur.

HERM. HIRZEL 1898.

Minden i. W. u. Leipzig.
Verlag der „Gesellschaft."
J. C. C. Bruns.

Digitized by Google

XV. Jahrgang. 1899.

Verlangen Sie bitte eine Probenummer
gratis und franko
von:

Die Nation

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Litteratur.

Herausgegeben von dem Abgeordneten **Dr. Th. Barth.**

Erscheint seit Oktober 1883.

Die „Nation" vertritt die liberale Weltanschauung auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens.

Die „Nation" bringt **ausschließlich Originalartikel** von hervorragenden Politikern, Schriftstellern, Gelehrten; regelmäßige orientierende kritische Übersichten über politische, volkswirtschaftliche, parlamentarische, künstlerische, litterarische Vorgänge; historische und philosophische Essais; Besprechung wissenschaftlicher Tagesfragen; Theater-Kritiken; satirische Glossen zur Zeitgeschichte; internationale Zeitschriften-Revue; Beiträge ausgezeichneter ausländischer Publizisten; Bücherbesprechungen.

Der **Preis** beträgt für ganz Deutschland und Österreich-Ungarn pro Jahr 15 Mark (**pro Quartal M. 3,75**), im Weltpostvereine pro Jahr 16 Mark (pro Quartal 4 Mark).

Jährlich 52 Hefte von 1½ bis 2 Bogen.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung, sowie direkt von der

Expedition der „Nation"
H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8.

„Die Waffen nieder!"

Monatsschrift zur Förderung der Friedensbewegung. Herausgegeben von **Bertha von Suttner.** 8. Jahrgang. **M. 1,50 pro Quart.**, durch die Post, jede Buchhandl. u. **E. Pierson's Verlag in Dresden. Aktuellste Zeitschrift der Gegenwart!** Berühmte Mitarbeiter! **Tritt ein für: Abrüstung! Schiedsgericht! Völkerversöhnung! Völkerrecht!**

J. C. C. Bruns' Verlag, Minden i. Westf.

Moritz von Berg.

Auf den Spuren der Jugendzeit.

Harzplauderei eines alten Mannes.

Reich illustriert von H. Lüders-Lichterfelde.

Zwei Bände. Broschiert M. 6,—. elegant gebunden M. 8,—.

Digitized by Google

INDEXED

Die Gesellschaft.

Halbmonatschrift.

Herausgeber:

M. G. Conrad u. L. Jacobowski.

Aus dem Inhalt.

Elisabeth Gnauck-Kühne, Die Frau und die Politik.

Charlotte Broicher, Elisabeth Gnauck-Kühne.

Elisabeth Gnauck-Kühne, Ein Weg in den Himmel.

Karl Maria, Neue Verse.

Heinrich von Schullern, Warum?

Paul Remer, Jule. (Schluß.)

R. Bleibtreu, Ein „sozialistischer" Ästhetiker.

Ernst Gystrow, Der Katholizismus und die neue Dichtung. I.

Ernst Gystrow, Von Leipziger Kunst.

Oskar Wiener, Prager Kunst.

Kritik.

Büchertisch.

HERM. HIRZEL 1895.

Minden i. W. u. Leipzig.
Verlag der „Gesellschaft."
J. C. C. Bruns.

Digitized by Google

XV. Jahrgang. 1899.

Verlangen Sie bitte eine Probenummer
gratis und franko
von:

Die Nation

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Litteratur.

Herausgegeben von dem Abgeordneten **Dr. Th. Barth.**

Gestaltet seit Oktober 1883.

Die „Nation" vertritt die liberale Weltanschauung auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens.

Die „Nation" bringt ausschließlich Originalartikel von hervorragenden Politikern, Schriftstellern, Gelehrten; regelmäßige orientierende kritische Übersichten über politische, volkswirtschaftliche, parlamentarische, künstlerische, litterarische Vorgänge; historische und philosophische Essais; Besprechung wissenschaftlicher Tagesfragen; Theater-Kritiken; satirische Glossen zur Zeitgeschichte; internationale Zeitschriften-Revue; Beiträge ausgezeichneter ausländischer Publizisten; Bücherbesprechungen.

Der Preis beträgt für ganz Deutschland und Österreich-Ungarn pro Jahr 15 Mark (pro Quartal M. 3,75), im Weltpostvereine pro Jahr 16 Mark (pro Quartal 4 Mark).

Jährlich 52 Hefte von 1½ bis 2 Bogen.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung, sowie direkt von der

Expedition der „Nation"
H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8.

L'HUMANITÉ NOUVELLE

Revue Internationale — Sciences et Arts

Paraît mensuellement en un volume in 8° d'au moins 128 pages de texte

La Revue ne publie que de l'inedit.

Elle est l'organe libre de la pensée humaine, des tendances les plus larges et les plus indépendantes en matières scientifiques et artistiques. C'est ce qui explique le succès rapide et considérable qu'elle a obtenu. Aucune publication mensuelle de cette importance ne coûte aussi bon marché.

L'HUMANITÉ NOUVELLE contient des articles de sciences sociales, physique, chimique, naturelles, de philosophie, d'histoire, de critiques sociale, politique, littéraire, artistique, musicale, des nouvelles, des vers, des contes, dus aux meilleurs auteurs de tous les pays. Dans chaque numéro il y a une chronique littéraire, une vie sociale et politique, une revue des revues et livres de toute langue.

Conditions spéciales aux abonnés de „Die Gesellschaft",
25 % de rabeis sur l'abonnement.
Un an . . . . . 9 marks, au lieu de 12 marks.
six mois . . . . 5 marks, au lieu de 6 marks 40.

Envoi d'au numéro specimen sur demande accompagnée de 60 Pf. en timbres postes.

Librairie C. REINWALD. — **SCHLEICHER Frères,** Editeurs
VI PARIS — 15, rue des Saints-Pères, 15 — PARIS VI.

Digitized by Google

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY

Die Gesellschaft.

Halbmonatschrift.

Herausgeber.

M. G. Conrad u. L. Jacobowski.

Aus dem Inhalt.

Albert Moll, Die widernatürliche Unzucht im Strafgesetzbuch.

Arthur Bonus, Paul Goehre.

Mich. Georg Conrad, Münchener Atelierbesuche.

Alfred Ruhemann, Das junge Belgien.

Ludwig Jacobowski, Neue Lieder fürs Volk.

Leon Dierx, Gedichte.

J. Barbey d'Aurévilly, Ein Atheisten-Diner.

Pol de Mont, Vom Sterben.

Deutsche Lyrik. (Vier Gesänge von Georg Stolzenberg. — Vier Lieder von Ludwig Jacobowski.)

Wilhelm Mayer, Musikleben in Frankfurt am Main.

Kritik.

Minden i. W. u. Leipzig.
Verlag der „Gesellschaft."
J. C. C. Bruns.

Digitized by Google

XV. Jahrgang. 1899.

„Die Waffen nieder!“

Monatsschrift zur Förderung der Friedensbewegung. Herausgegeben von **Bertha von Suttner**. 8. Jahrgang. **M. 1,50 pro Quart.**, durch die Post, jede Buchhandl. u. **E. Pierson's Verlag in Dresden.** **Aktuellste Zeitschrift der Gegenwart!** Berühmte Mitarbeiter! Tritt ein für: **Abrüstung! Schiedsgericht! Völkerversöhnung! Völkerrecht!**

J. C. C. Bruns' Verlag, Minden i. Westf.

Helene Böhlau.

Im Trosse der Kunst

und andere Novellen.

Broschiert M. 3,60, fein gebunden M. 4,60.

Herzenswahn.

Broschiert M. 3,60, fein gebunden M. 4,60.

Rathsmädelgeschichten.

4. Auflage.

Mit einem Titelbilde in Lichtdruck.

Broschiert M. 3,60, fein gebunden M. 4,60.

Reines Herzens schuldig.

Broschiert M. 6,—, fein gebunden M. 7,—.

Im Lebensdrange.

Roman.

Von **Elisabeth Dauthendey.**

Preis broschiert M. 2,25, elegant gebunden M. 3,—.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Digitized by Google

Die Gesellschaft.

Halbmonatsschrift.
Herausgeber:
M. G. Conrad u. L. Jacobowski.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY

Aus dem Inhalt.

Heinrich Cohn, Der ambulante Gerichtsstand der Presse.
Franz Marschner, Die moderne Seele.
Ernst Gystrow, Der Katholizismus und die neue Dichtung.
Deutsche Lyrik.
Edgar Steiger, Wie ich früher über Karl Bleibtreu urteilte.
Rudolf Klein, Jan Toorop.
Hermann Häfker, „Es wird schon spät . . ."
Paul Scheerbart, Kurze Geschichten.
Lorenzo Stecchetti, Gedichte.
von Oppeln-Bronikowski, Der neue Maeterlinck.
J. Barbey d'Aurévilly, Ein Atheisten-Diner.
Münchener Kunst.
Kritik.
Zuschriften an die Redaktion.

Minden i. W. u. Leipzig.
Verlag der „Gesellschaft."
J. C. C. Bruns.

Digitized by Google

XV. Jahrgang. 1899.

Verlangen Sie bitte eine Probenummer
gratis und franko
von:

Die Nation

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Litteratur.

Herausgegeben von dem Abgeordneten **Dr. Th. Barth.**

Besteht seit Oktober 1883.

Die „Nation" vertritt die liberale Weltanschauung auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens.

Die „Nation" bringt **ausschließlich Originalartikel** von hervorragenden Politikern, Schriftstellern, Gelehrten; regelmäßige orientierende kritische Übersichten über politische, volkswirtschaftliche, parlamentarische, künstlerische, litterarische Vorgänge; historische und philosophische Essais; Besprechung wissenschaftlicher Tagesfragen; Theater-Kritiken; satirische Glossen zur Zeitgeschichte; internationale Zeitschriften-Revue; Beiträge ausgezeichneter ausländischer Publizisten; Bücherbesprechungen.

Der Preis beträgt für ganz Deutschland und Österreich-Ungarn pro Jahr 15 Mark (**pro Quartal M. 3,75**), im Weltpostvereine pro Jahr 16 Mark (pro Quartal 4 Mark).

Jährlich 52 Hefte von 1½ bis 2 Bogen.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung, sowie direkt von der

Expedition der „Nation"
H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8.

L'HUMANITÉ NOUVELLE

Revue Internationale — Sciences et Arts

Paraît mensuellement en un volume in 8° d'au moins 128 pages de te

La Revue ne publie que de l'inedit.

Elle est l'organe libre de la pensée humaine, des tendances les plus larges et les plus indépendantes en matières scientifiques et artistiques. C'est ce qui explique le succès rapide et considérable qu'elle a obtenu. Aucune publication mensuelle de cette importance ne coûte aussi bon marché.

L'HUMANITÉ NOUVELLE contient des articles de sciences sociales, physique, chimique, naturelles, de philosophie, d'histoire, de critiques sociale politique, littéraire, artistique, musicale, des nouvelles, des vers, des contes dus aux meilleurs auteurs de tous les pays. Dans chaque numéro il y a une chronique littéraire, une vie sociale et politique, une revue des revues et livres de toute langue.

Conditions spéciales aux abonnés de **„Die Gesellschaft"**,
25 % de rabais sur l'abonnement.
Un an . . . . . 9 marks, au lieu de 12 marks.
six mois . . . . 5 marks, au lieu de 6 marks 40.

Envoi d'au **numéro specimen** sur demande accompagnée de 60 Pf. en timbres postes.

Librairie C. REINWALD. — **SCHLEICHER Frères,** Editeurs
VI PARIS — 15, rue des Saints-Pères, 15 — PARIS VI.

Digitized by Google

INDEXED

Die Gesellschaft

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND TILDEN FOUNDATIONS

Halbmonatschrift.

Herausgeber:

M. G. Conrad u. L. Jacobowski.

Aus dem Inhalt.

Karl Bleibtreu, Die Lehre der englischen Puritaner-Revolution.

Ernst Gystrow, Der Katholizismus und die neue Dichtung.

J. Barbey d'Aurévilly, Ein Atheisten-Diner.

Deutsche Lyrik. (Gedichte von H. Salus, M. Messer, Ph. Winkop, R. Kafka, P. Baum, Ch. Mann.)

Mich. Georg Conrad, Münchener Atelierbesuche.

Bruno Wille, Die Waldseelen.

Alfred de Musset, Lieder.

Emil Klein, Sie haben Augen und sie sehen nicht! . . . .

Düsseldorfer Frühjahrsausstellungen.

Kritik.

Büchertisch.

HERM. HIRZEL 1898

Minden i. W. u. Leipzig.
Verlag der „Gesellschaft."
J. C. C. Bruns.

Digitized by Google

XV. Jahrgang. 1899.

Meisterwerke in Lichtbildern.

Es giebt kein besseres Mittel, die Meisterwerke zu studieren, als mit Hülfe des Sciopticons. Die Laternbilder werden direkt nach den Originalaufnahmen der Kunstanstalt Braun, Clément & Cie. in Dornach i. Els. und Paris hergestellt und sind zum Preise von **Mk. 1,20** von **Ed. Liesegang in Düsseldorf** zu beziehen. Der **Katalog**, welcher bis jetzt über 1800 der interessantesten Sujets enthält, wird **gratis** abgegeben.

Sioptioons zur Darstellung von Lichtbildern fertigt die Firma Liesegang in vorzüglicher Qualität bereits complet zu **Mk. 50,—**. Dieselben können im übrigen auch zur Übertragung von Entwürfen etc. auf die Leinwand in vergrössertem Massstabe sowie zu photographischen Vergrösserungen benutzt werden. Die Anschaffung ist daher sehr empfehlenswert.

Interessenten bitte ich meinen Hauptkatalog Nr. 28 **sofort** zu verlangen. Liste über Glasphotogramme wird auf Wunsch mitgesandt.

Ed. Liesegang, Düsseldorf, Abteilung für Projection.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Aus fremden Zungen.

Zeitschrift für die moderne Erzählungsliteratur des Auslandes.

In Heft 8 beginnen zu erscheinen:

der neue Roman „Auferstehung" von **Leo Tolstoj**
in der einzig vollständ. Uebersetzung von Ilse Frapan und W. Tronin.

Neue Erzählungen von **Rudyard Kipling.**

Hierauf folgt der neue Roman „Fruchtbarkeit" von **Emile Zola.**

Monatlich erscheinen zwei Hefte von je 48 Seiten. | Preis vierteljährl. (6 Hefte) 3 Mark. Preis jedes Heftes 50 Pfennig.

Abonnements in allen Buchhandlungen u. Postanstalten. — Probeheft ist durch jede Buchhandlung zur Ansicht zu erhalten.

Digitized by Google

Die Gesellschaft.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND TILDEN FOUNDATIONS.

Halbmonatsschrift.

Herausgeber:

M. G. Conrad u. L. Jacobowski.

Aus dem Inhalt.

Georg Biedenkapp, Unsere Schulpfaffen.

J. Barbey d'Aurévilly, Ein Atheisten-Diner.

Karl Bleibtreu, Die Lehre der englischen Puritaner-Revolution.

Deutsche Lyrik. (Gedichte von O. Reuter, W. Uhlmann, W. Holzamer.)

Arthur Möller-Bruck, Frank Wedekind.

Bruno Wille, Die Waldseelen. (III. Der Wachholderzweig. IV. Der Schädel.)

Paul Ritter von Spaun, Zum Fall Diefenbach.

Bodo Wildberg, Dresdener Kunstbrief.

O. Wehr, Vom Theaterleben zu Frankfurt a. M.

Kritik.

Büchertisch.

HERM. HIRZEL 1898.

Minden i. W. u. Leipzig.
Verlag der „Gesellschaft."
J. C. C. Bruns.

Digitized by Google

XV. Jahrgang. 1899

Meisterwerke in Lichtbildern.

Es giebt kein besseres Mittel, die Meisterwerke zu studieren, als mit Hülfe des Sciopticons. Die Laternbilder werden direkt nach den Originalaufnahmen der Kunstanstalt Braun, Clément & Cie. in Dornach i. Els. und Paris hergestellt und sind zum Preise von **Mk. 1,20** von **Ed. Liesegang in Düsseldorf** zu beziehen. Der **Katalog,** welcher bis jetzt über 1800 der interessantesten Sujets enthält, wird **gratis** abgegeben.

Sciopticons zur Darstellung von Lichtbildern fertigt die Firma Liesegang in vorzüglicher Qualität bereits complet zu **Mk. 50,—.** Dieselben können im übrigen auch zur Übertragung von Entwürfen etc. auf die Leinwand in vergrössertem Massstabe sowie zu photographischen Vergrösserungen benutzt werden. Die Anschaffung ist daher sehr empfehlenswert.

Interessenten bitte ich meinen Hauptkatalog Nr. 281

sofort

zu verlangen. Liste über Glasphotogramme wird auf Wunsch mitgesandt.

Ed. Liesegang, Düsseldorf, Abteilung für Projection.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Aus fremden Zungen.

Zeitschrift für die moderne Erzählungslitteratur des Auslandes.

In Heft 8 beginnen zu erscheinen:

der neue Roman „Auferstehung" von **Leo Tolstoj**
in der einzig vollständ. Uebersetzung von Ilse Frapan und W. Tronin.

Neue Erzählungen von **Rudyard Kipling.**

Hierauf folgt der neue Roman „Fruchtbarkeit" von **Emile Zola.**

Monatlich erscheinen zwei Hefte von je 48 Seiten. | Preis vierteljährl. (6 Hefte) 3 Mark. Preis jedes Heftes 50 Pfennig.

Abonnements in allen Buchhandlungen u. Postanstalten. — Probeheft ist durch jede Buchhandlung zur Ansicht zu erhalten.

Digitized by Google

INDEXED

THE PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND TILDEN FOUNDATIONS

Die Gesellschaft.

Halbmonatschrift.

Herausgeber:

M. G. Conrad u. L. Jacobowski.

Aus dem Inhalt.

Heinz Starkenburg, Zur Genesis der agrarischen Ideen.

Karl Bleibtreu, Die Lehre der englischen Puritaner-Revolution. (Schluß.)

Julius Hart, Christian Wagner.

Christian Wagner, Gedichte.

Arthur Holitscher, Die Fremden im Musée Wiertz.

Deutsche Lyrik. (Juliane Déry, K. Piper, R. Roman.)

Bruno Wille, Die Waldseelen. (V. Die Schnecke. VI. Das Mikroskop.)

Lyrik des Auslandes. (Otokar Brezina.)

John Schikowski, Aus dem Berliner Kunstleben.

Paul Wilhelm, Wiener Kunst.

Juliane Dérys letzter Brief an M. G. Conrad.

Kritik.

Büchertisch.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND TILDEN FOUNDATIONS.

HERM. HIRZEL 1898.

Minden i. W. u. Leipzig.
Verlag der „Gesellschaft.“
J. C. C. Bruns.

Digitized by Google

XV. Jahrgang. 1899.

Verlangen Sie bitte eine Probenummer
gratis und franko
von:

Die Nation

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Litteratur.

Herausgegeben von dem Abgeordneten **Dr. Th. Barth.**

Besteht seit Oktober 1883.

Die „Nation" vertritt die liberale Weltanschauung auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens.

Die „Nation" bringt **ausschließlich Originalartikel** von hervorragenden Politikern, Schriftstellern, Gelehrten; regelmäßige orientierende kritische Übersichten über politische, volkswirtschaftliche, parlamentarische, künstlerische, litterarische Vorgänge; historische und philosophische Essais; Besprechung wissenschaftlicher Tagesfragen; Theater-Kritiken; satirische Glossen zur Zeitgeschichte; internationale Zeitschriften-Revue; Beiträge ausgezeichneter ausländischer Publizisten; Bücherbesprechungen.

Der Preis beträgt für ganz Deutschland und Österreich-Ungarn pro Jahr 15 Mark (**pro Quartal M. 3,75**), im Weltpostvereine pro Jahr 16 Mark (pro Quartal 4 Mark).

Jährlich 52 Hefte von 1½ bis 2 Bogen.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung, sowie direkt von der

Expedition der „Nation"
D. S. Dermann, Berlin SW., Beuthstraße 8.

L'HUMANITÉ NOUVELLE

Revue Internationale — Sciences et Arts

Paraît mensuellement en un volume in 8° d'au moins 128 pages de texte

La Revue ne publie que de l'inedit.

Elle est l'organe libre de la pensée humaine, des tendances les plus larges et les plus indépendantes en matières scientifiques et artistiques. C'est ce qui explique le succès rapide et considérable qu'elle a obtenu. Aucune publication mensuelle de cette importance ne coûte aussi bon marché.

L'HUMANITÉ NOUVELLE contient des articles de sciences sociales, physique, chimique, naturelles, de philosophie, d'histoire, de critiques sociale, politique, littéraire, artistique, musicale, des nouvelles, des vers, des contes, dus aux meilleurs auteurs de tous les pays. Dans chaque numéro il y a une chronique littéraire, une vie sociale et politique, une revue des revues et livres de toute langue.

Conditions spéciales aux abonnés de **„Die Gesellschaft"**,
25 % de rabais sur l'abonnement.
Un an . . . . . 9 marks, au lieu de 12 marks.
six mois . . . . 5 marks, au lieu de 6 marks 40.
Envoi d'un numéro spécimen sur demande accompagnée de un Pf. en timbres postes.

Librairie C. REINWALD. — **SCHLEICHER Frères,** Éditeurs
VI PARIS — 15, rue des Saints-Pères, 15 — PARIS VI.

Digitized by Google

NDEXED

Die Gesellschaft.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND TILDEN FOUNDATIONS

Halbmonatschrift.

Herausgeber

M. G. Conrad u. L. Jacobowski.

Aus dem Inhalt.

Gustav Maier, Eduard Bernstein und die neueste Bewegung innerhalb der Sozialdemokratie.

Wilh. Holzamer, Otto Julius Bierbaum.

Otto Julius Bierbaum, Die rote Sphinx.

Theodor Etzel, Das Hohelied.

Kurt Holm, Weiteres aus der Holz-Zunft.

Deutsche Lyrik. (Mich. Georg Conrad, Friedrich Perzynski, Anna von Krane.)

Bruno Wille, Die Waldseelen. (Schluß.) (VII. Pan. VIII. Kinder und Dichter. IX. Das Wasserfräulein. X. Traum ist Leben.)

Lyrik des Auslandes. (Mathilde Blind.)

Wilhelm Mauke, Aus dem Münchener Kunstleben.

Kritik.

Büchertisch.

HERM. HIRZEL 1898.

Minden i. W. u. Leipzig.
Verlag der „Gesellschaft.“
J. C. C. Bruns.

Digitized by Google

XV. Jahrgang. 1899.

Traum und Wahrheit.

Gedichte einer einsamen Seele

von

Anna von Krane.

Gebunden M. 1,00

Berlin 1890.

— Deutscher Autorenverlag. —

SW. Friedrichstraße 16.

„Die Waffen nieder!"

Monatsschrift zur Förderung der Friedensbewegung. Herausgegeben von **Bertha von Suttner**. 8. Jahrgang. **M. 1,50 pro Quart.**, durch die Post, jede Buchhandl. u. **E. Pierson's Verlag in Dresden. Aktuellste Zeitschrift der Gegenwart!** Berühmte Mitarbeiter! Tritt ein für **Abrüstung! Schiedsgericht! Völkerversöhnung! Völkerrecht!**

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Aus fremden Zungen.

Zeitschrift für die moderne Erzählungslitteratur des Auslandes.

In Heft 8 beginnen zu erscheinen:

der neue Roman

„Auferstehung" von **Leo Tolstoj**

in der einzig vollständ. Uebersetzung von Ilse Frapan und W. Trenin.

Neue Erzählungen von **Rudyard Kipling.**

Hierauf folgt der neue Roman

„Fruchtbarkeit" von **Emile Zola.**

Monatlich erscheinen zwei Hefte von je 48 Seiten. | Preis vierteljährl. (6 Hefte) 3 Mark. Preis jedes Heftes 50 Pfennig.

Abonnements in allen Buchhandlungen u. Postanstalten. — Prospekt ist durch jede Buchhandlung zur Ansicht zu erhalten.

J. C. C. Bruns' Verlag, Minden i. Westf.

Durch's Moselthal.

Ein Wanderbuch.

Von **A. Trinius.**

Eleg. brosch. M. 3,—, fein gebunden in Originaldecke M. 4,—

Digitized by Google

Verlangen Sie bitte eine Probenummer
gratis und franko
von:

Die Nation

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Litteratur.

Herausgegeben von dem Abgeordneten **Dr. Th. Barth.**

Besteht seit Oktober 1883.

Die **„Nation"** vertritt die liberale Weltanschauung auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens.

Die **„Nation"** bringt **ausschließlich Originalartikel** von hervorragenden Politikern, Schriftstellern, Gelehrten; regelmäßige orientierende kritische Übersichten über politische, volkswirtschaftliche, parlamentarische, künstlerische, litterarische Vorgänge; historische und philosophische Essais; Besprechung wissenschaftlicher Tagesfragen; Theater-Kritiken; satirische Glossen zur Zeitgeschichte; internationale Zeitschriften-Revue; Beiträge ausgezeichneter ausländischer Publizisten; Bücherbesprechungen.

Der Preis beträgt für ganz Deutschland und Österreich-Ungarn pro Jahr 15 Mark **(pro Quartal M. 3,75)**, im Weltpostvereine pro Jahr 16 Mark (pro Quartal 4 Mark).

Jährlich 52 Hefte von $1^1/_2$ bis 2 Bogen.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung, sowie direkt von der

Expedition der „Nation"
H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8.

L'HUMANITÉ NOUVELLE

Revue Internationale — Sciences et Arts

Paraît mensuellement en un volume in 8° d'au moins 128 pages de texte

La Revue ne publie que de l'inedit.

Elle est l'organe libre de la pensée humaine, des tendances les plus larges et les plus indépendantes en matières scientifiques et artistiques. C'est ce qui explique le succès rapide et considérable qu'elle a obtenu. Aucune publication mensuelle de cette importance ne coûte aussi bon marché.

L'HUMANITÉ NOUVELLE contient des articles de sciences sociales, physique, chimique, naturelles, de philosophie, d'histoire, de critiques sociale, politique, littéraire, artistique, musicale, des nouvelles, des vers, des contes, dus aux meilleurs auteurs de tous les pays. Dans chaque numéro il y a une chronique littéraire, une vie sociale et politique, une revue des revues et livres de toute langue.

Conditions spéciales aux abonnés de **„Die Gesellschaft"**,
25 % de rabais sur l'abonnement.
Un an . . . . . 9 marks, au lieu de 12 marks.
six mois . . . . 5 marks, au lieu de 6 marks 40.

Envoi d'au **numéro specimen** sur demande accompagnée de 60 Pf. en timbres postes.

Librairie C. REINWALD. — **SCHLEICHER Frères,** Editeurs
VI PARIS — 15, rue des Saints-Pères, 15 — PARIS VI.

Digitized by Google

DIE GESELLSCHAFT.

Halb-Monatschrift für Litteratur, Kunst und Sozialpolitik.

Die alten Jahrgänge der Monatschrift „Die Gesellschaft“ sind, ganz abgesehen von der in ihnen niedergelegten Fülle von Poesie, Geist und Wissen, für den Litteraturfreund von ganz besonderem Interesse, weil sie das **eigentliche Aktenmaterial** der gewaltigen Kämpfe, die sich in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre zwischen den Vertretern der alten, absterbenden Litteratur und den Vorkämpfern der emporstrebenden modernen Richtung abspielten, enthalten und daher zu dieser interessantesten Periode der neueren deutschen Litteraturgeschichte eine fortlaufende Reihe der wichtigsten zeitgenössischen Dokumente liefern. Das Studium dieser früheren Jahrgänge der »Gesellschaft« wird für den zukünftigen Litteraturforscher unerlässlich sein, weil sich nur an der Hand dieses ganz einzig in seiner Art dastehenden **Quellenmaterials** der gewaltige Um- und Neugestaltungsprozess erklären lässt, der sich in unserer heutigen Kunstanschauung vollzogen hat.

Aus dem reichhaltigen Inhalte seien nachstehend nur die in den letzten 3 Jahrgängen in eingehenden Essays behandelten und mit **Porträt** und Originalbeiträgen vertretenen Künstler, Schriftsteller u. s. w. aufgeführt.

Jahrgang 1896: Paul Bourget. — Arnold Boecklin. — Rudolf Lothar. — Pierre Louys. — Cäsar Flaischlen. — Walter Harlan. — Arthur Nikisch. — Fidus. — Georges Eekhoud. — Maria Janitschek. — Anton Bruckner. — Franz Evers.

Jahrgang 1897: Max Klinger. — Ola Hansson. — Henryk Sienkiewicz. — Arthur Schnitzler. — Ottokar Stauf von der March. — Phil. Langmann. — Hans Merian. — Anna Croissant-Rust. — Franz Adam Beyerlein. — Sascha Schneider. — Johannes Schlaf. — Paul Scheerbart.

Jahrgang 1898: Wilh. v. Polenz. — Wilh. Raabe. — Emile Zola. — J. J. David. — Maeterlinck. — Friedr. Naumann. — Ernst Rosmer. — Henri de Régnier. — Karl Lamprecht. — Wilhelm Mauke. — Martin Greif. — Carl Baron Torresani. — Paul Wilhelm.

Preis der 12 Jahrgänge von 1886—1897 statt M. 156,— nur M. 70,—.

Jahrgang 1898 M. 16,—.

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung .....

bestelle ich hiermit aus dem **Verlag „der Gesellschaft“ J. C. C. Bruns, Minden**, anstatt für Mark 16.— für nur

Die Gesellschaft: 1886.	Preis Mk. 8,—.	Die Gesellschaft: 1893.	Preis Mk. 8,—.
Die Gesellschaft: 1887.	„ „ 5,—.	Die Gesellschaft: 1894.	„ „ 8,—.
Die Gesellschaft: 1888.	„ „ 5,—.	Die Gesellschaft: 1895.	„ „ 10,—.
Die Gesellschaft: 1889.	„ „ 5,—.	Die Gesellschaft: 1896.	„ „ 10,—.
Die Gesellschaft: 1890.	„ „ 5,—.	Die Gesellschaft: 1897.	„ „ 10,—.
Die Gesellschaft: 1891.	„ „ 5,—.	Die Gesellschaft: 1898.	„ „ 16,—.
Die Gesellschaft: 1892.	„ „ 5,—.		

Zwölf Jahrgänge 1886/97 Preis Mk. 70,—.

(Nichtgewünschtes bitte zu streichen.)

Ort: *Name*

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

MAR 16 1942

Digitized by Google

Digitized by Google